

Tag und Dämmerung einer deutschen Bürgerwelt

**Rudolf Mücke (1849-1930),
Lebenserinnerungen**

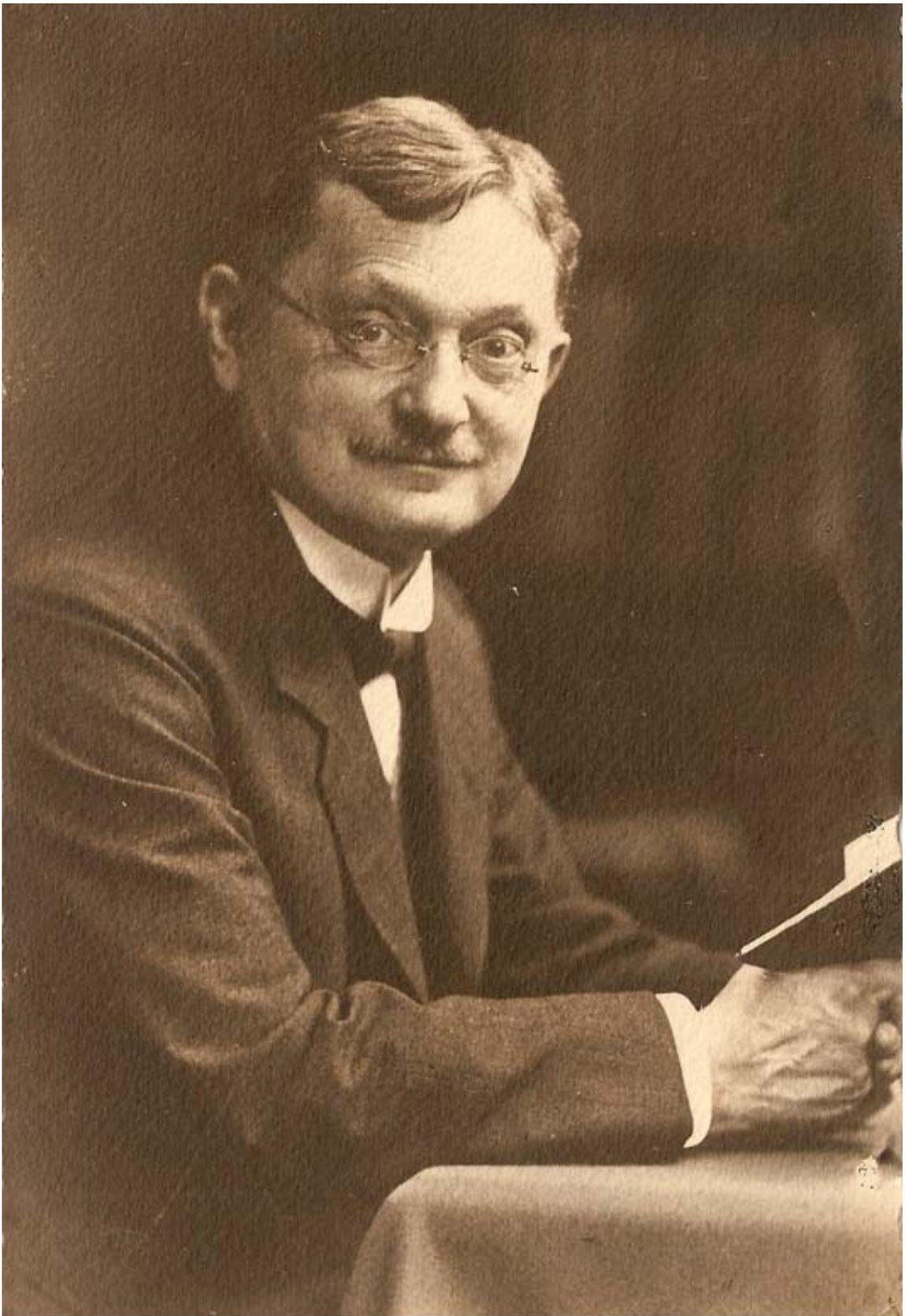
Herausgegeben und eingeführt
von
Herbert Hoffmann-Loss

Meckenheim 2009 (2011)

Meiner Mutter
Agnes Hoffmann-Loß,
die als erste das gesamte Erinnerungswerk
ihres Großvaters
für eine Edition aufbereitet hat,
in dankbarer Erinnerung

Inhalt

Einführung	S. V – XXIII
Erinnerungen bis 1920	§§ 1 - 615
Kindheit, Schuljahre in Görlitz, 1849-68	1 – 38
Studium in Leipzig, 1868-71	39 – 56
Studium und Abschlüsse in Göttingen, 1871-73	57 – 76
Probezeit in Hamm, 1873-74	77 – 84
Lehrer an der Klosterschule Ilfeld, 1874-96	85 – 233
Direktor des Gymnasium Ulricianum in Aurich, 1896-98	234 - 263
Direktor der Klosterschule Ilfeld, 1898-1908	264 - 349
Direktor des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums in Hannover, 1908 ff	350 – 523
1908 bis Kriegsausbruch 1914	350 – 486
Kriegsausbruch 1914 bis Abschied von Hannover 1916	487 - 523
Ruhestand in Göttingen 1916-1930 (Leiter des wiss. Prüfungsamts der Univ. Göttingen bis 1924)	524 - 895
1916 bis Frühjahr 1920 (vorl. Abschluss d. Aufzeichnungen)	524 – 586
Drei Resümees (Frühjahr bis Ende Juli 1920)	587 - 615
Tagebuch (1. August 1920 – 28. November 1929)	616 – 895
Anhang 1: Lebensdaten	
Anhang 2: Nachwort aus Sonderdruck Karl Deichgräbers v. 1970	



Rudolf Mücke, um 1900

Einführung

1. Ein Erinnerungswerk mit Abgründen

Wenn meine Großmutter in den Erinnerungen ihres Vaters las - und das tat sie oft -, dann versenkte sie sich in ihre glückliche Jugendzeit in Ilfeld am Harz. 1877 dort geboren, hatte sie erst mit ihrer Heirat 1906 den kleinen Ort verlassen. Ihr Vater war jahrzehntelang Lehrer und schließlich Direktor der altherwürdigen Klosterschule Ilfeld gewesen, eines humanistischen Alumnats. Wir neckten sie gelegentlich mit „Karlchen von Fumetti“ oder „Herrn von Werthern“, jungen Herren aus der damaligen Schülerschaft, für die sie geschwärmt haben sollte (oder umgekehrt). Wir fanden es auch lustig, dass sie, obwohl sozusagen als Thüringer Provinzkind aufgewachsen, immer noch ein wenig berlinerte - das war unter Wilhelm II. schick gewesen.

Meine Großmutter hütete den Stapel der sich allmählich auflösenden Schulkladden mit den etwa tausend dicht beschriebenen Quartseiten in unserer gemeinsamen Göttinger Wohnung als ihren eigenen Schatz, bis sie an die neunzig war. Das Interesse von uns Jüngeren am Inhalt der Hefte war begrenzt. Wer wollte in den ersten Jahrzehnten nach 1945 viel über die geliebte Ilfelder Kaiserzeit meiner Großmutter wissen? Auch war das alles in der alten deutschen Schrift, „Sütterlin“, geschrieben. Die hatten jedoch die Nazis, als ich 1944 eingeschult wurde, gerade abgeschafft (weil sie ihr europäisches Imperium nur mit lateinischer Schrift regieren konnten). So hätte ich mich in diese Erinnerungen, wenn sie mich interessiert hätten, immer erst mit einiger Mühe einlesen müssen.

Doch die Aufzeichnungen des Altphilologen und Schulhumanisten Rudolf Mücke beziehen sich auf weit mehr als jene „gute alte Zeit“. Sie umfassen eine Lebensspanne von acht Jahrzehnten, von 1849 bis 1930, von seiner Jugend im beschaulichen alten Görlitz bis wenige Jahre vor der Hitlerzeit. Noch bis zum 28. November 1929, sechs Wochen vor seinem Tode, hatte er neben seinen philologischen Arbeiten auch die tagebuchähnlichen Aufzeichnungen fortgesetzt, die den letzten Teil seines Erinnerungswerkes ausmachen. Der tiefe Einschnitt des Ersten Weltkrieges und seine bitteren Folgen hatten meine Urgroßeltern getroffen, als sie schon ein langes und unverhältnismäßig glückliches Leben hinter sich hatten. Welche Auswirkungen die Katastrophe auf sie hatte, ging mir eigentlich erst auf, als ich selbst - in dem Alter, in dem mein Urgroßvater seine Erinnerungen niederschrieb - schließlich dazu kam, mich in Ruhe mit ihnen zu befassen.

Rudolf Mücke war nicht nur ein recht begabter Mann mit der breiten Bildung und Erfahrung eines tüchtigen Gymnasiallehrers, sondern auch von tief empfundenem

Einführung

dener und gelebter Sittlichkeit, von Besonnenheit, Wärme und Menschenfreundlichkeit. Photographien von ihm um 1900 zeigen keinen walrossbärtigen Patriarchen, sondern eine lebhaftere Erscheinung mit wachen, sensiblen und freundlichen Zügen. Kein Zweifel, dass seine Schüler ihn liebten und verehrten. Er verstand es, Freundschaften zu pflegen und hatte einen großen Bekanntenkreis, war ein unermüdlicher Wanderer, reiste viel und saß doch immer auch an seinen vielen Schreibarbeiten. Er war von guter Gesundheit, wozu er durch seine disziplinierte und mäßige Lebensweise auch selbst beitrug.

Der Göttinger Altphilologe Karl Deichgräber hat ihn 1970 mit den Worten gewürdigt: „Er war ein echter Philologe und Historiker, ebenso aber humanistischer und humaner Erzieher, getragen von dem edlen Glauben, dem Wahrhaftigkeit und Liebe zum Mitmenschen die Grundlagen aller echten Wissenschaft und Menschenbildung sind. Wie er, ein Mensch – homo sum – in den Aufgaben des Tages gelebt und gewirkt hat, ein im besten Sinne lebensvolles Leben, das zeigen seine Erinnerungen“ (s. Anhang 2).

Meine Urgroßmutter Anna Mücke, eine zarte Frau von tiefer, schon zu ihrer Zeit etwas altmodischer Frömmigkeit, voll Fürsorge und liebenswertem „Herzenstakt“, war nicht weniger geliebt und verehrt als er. Sofern ihr Mann, der Stoiker und Verehrer Senecas und Epiktets, von sich aus vielleicht kein ganz regelmäßiger Kirchgänger gewesen wäre, so begleitete er doch seine geliebte Anna jeden Sonntag in die Kirche. Als ihnen dies im hohen Alter nicht mehr möglich war, hielten sie ihre sonntägliche Andacht zu Hause, wobei sie nicht gestört werden wollten. Einmal trat ihre Enkelin zu der Stunde versehentlich ins Zimmer und fand die beiden Hand in Hand beisammen sitzend.

Anna hatte ihren ersten Verlobten, Jakob Schimmelpfeng, einen jungen Offizier, 1870 in Frankreich verloren und war jahrelang untröstlich gewesen. Dann hatten Verwandte von ihr die beiden zusammengebracht. (Tanten hatten, wie meine Mutter später erzählte, im Hintergrund die Fäden gezogen, nachdem sie sich zuvor durch diskrete Erkundigungen u. a. hatten bestätigen lassen, dass Rudolf Mücke „ein reiner Mann“ war...) Mein Urgroßvater musste einwilligen, dass Anna zeitlebens das Andenken des Gefallenen bewahrte, und er hielt sich daran. Die Enkelin sah Jahrzehnte später Jakobs Photographie auf ihrem Schreibtisch stehen und erlebte mit, wie der Großmutter nach ihrem Tode in einem kleinen lila Samtkissen aufbewahrte Erinnerungsstücke im Sarg unter ihren Kopf gelegt werden mussten. Mein Urgroßvater selbst berichtet von der tiefen Bewegung, mit der er nach dem letzten Wunsch Annas die Briefe ihres früheren Verlobten las und dann verbrannte (§853).

In seinen Aufzeichnungen gehört die schlichte Klage des alten Mannes über Annas Tod und die kummervolle Einsamkeit, in der er danach auf seinen eigenen Tod wartete, zu den bewegendsten Absätzen. Dort schreibt er auch (§852), dass eine Verwandte Anna als einen „Ewigkeitsmenschen“ bezeichnet habe. Das kann unsereinem nur wieder bewusst machen, wie unendlich weit wir uns von der christlichen Welt unserer Vorfahren entfernt haben, die eine Welt – eine gelebte

Einführung

Welt - mit einem Jenseits war. Das galt durchaus auch für meinen alt- und neuheidnisch beeinflussten Urgroßvater. Der war freilich kein „Ewigkeitsmensch“, und nicht erst im Alter nagten Zweifel an ihm, wie er 1920 schreibt (§611):

„Mich beunruhigt, solange ich denken kann, die Tatsache, dass gewisse Gehirnverletzungen die Tätigkeit des Geistes beschränken, ja sie bis auf einen kleinen Bruchteil ganz aufheben können. Liegt nicht der Schluss nahe, dass das Aufhören der Hirnfunktionen das Aufhören des Geistes bedingt? Ist wirklich der Menschengeist so wertvoll, dass es sich lohnt, ihn in der zur Zeit des Sterbens vorhandenen Einheit zu erhalten?...

Solche Erwägungen sind fürchterlich niederschlagend. Nur Glaube trägt über diese Abgründe. Ich halte am Christusglauben fest, obgleich ich Kritik übe und nicht alles so hinnehme, wie es die Kirche lehrt. Einreißen ist leichter als Aufbauen. Ich habe nicht das Zeug, Neues und Besseres an die Stelle des Alten zu setzen, und hüte mich, denen den kindlichen Glauben zu erschüttern, die ihn in sich aufgenommen haben. - Das Problem des Leidens hat auch noch keine restlose Auflösung erhalten; aber das schöne Wort: „Sieh! Darum musste Christus leiden, damit du könntest selig sein“, senkt doch tiefen Frieden in das unruhige Herz. Das Wesen und die Bedeutung des Opfers und des Opfertodes lässt sich nicht ganz erschöpfen.“ -

Mein Urgroßvater stammte aus bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen. Die Görlitzer Familie mit acht Kindern lebte nach dem frühen Tode des Vaters erst von den Zinsen und dann vom Kapital des mütterlichen Erbes. Die Kinder hatten bei aller Kärglichkeit eine unbeschwertere Jugend, waren gut veranlagt und später bemüht, der Mutter so bald wie möglich „von der Tasche“ zu kommen. Rudolf, der Begabteste und Zielstrebigste, durchlief als einziger das Gymnasium bis zum Abitur. Durch einträgliche Chormitgliedschaft und Privatstunden verdiente er sich genug Geld nebenher, um als Gymnasiast in Görlitz und dann als Student in Leipzig und Göttingen allzu drängenden Geldnöten enthoben zu sein. Eine Gönnerin lieh ihm außerdem für sein Studium eine Summe, die er anschließend gewissenhaft zurückzahlte.

Beliebt und angesehen bei seinen Altersgenossen, beteiligte er sich an ihren verschiedenen Zirkeln und besonders gern an gemeinsamen Ausflügen und Reisen. Schon als Gymnasiast übernahm er Vertrauensfunktionen. Die zahlreichen Erfahrungen, die er im Schüler- und Studentenleben machte, kamen ihm später als Alumnatslehrer und –direktor zugute. Schon früh machte er sich – vielleicht immer auch schon zu diesem Zweck - jene regelmäßigen Tagebuchnotizen, auf die er sich in seinen späteren Erinnerungen stützen konnte. Unterdessen führten die preußisch-deutschen Siege von 1866 und 1870/71 zu einer allgemeinen Aufbruchsstimmung gerade unter den Studenten. Vor einer Unterbrechung seines Werdegangs durch den Krieg von 1870/71 blieb Mücke übrigens bewahrt, weil er wegen eines Überbeins an der rechten Hand (zu seinem Kummer) nicht eingezogen wurde.

Einführung

In seiner Lehrerprobezeit in Hamm erwies er sich bald als fähiger junger Pädagoge, auf den man auch in Berlin aufmerksam wurde. Nach dem Sieg Preußens über Hannover 1867 hatte das Berliner Erziehungsministerium alle welfischen Elemente aus der Beamten- und Lehrerschaft Ifelds entfernt und setzte auch weiterhin auf zuverlässige Preußen. So kam auch der „Altpreuße“ Mücke (dessen Oberlausitzer Heimatstadt Görlitz übrigens erst 1815 zu Preußen gekommen war) an die anspruchsvolle Klosterschule. Viele ihrer Zöglinge entstammten den herrschenden preußischen Kreisen, weshalb sie Berlin besonders am Herzen lag.

Mücke blieb dort – mit der Unterbrechung in Aurich von 1896-98 - für insgesamt 32 Jahre. Auch in Ifeld setzte sich das für ihn charakteristische Leben fort: sparsam, fleißig – mit Erfüllung pädagogischer Pflichten oft rund um die Uhr – den Schülern zugetan, gesellig, mit zahlreichen guten Freundschaften, voll gelehrter Philologenarbeit und Reisen, auch nach Italien, sobald ihm die Mittel dazu reichten. 1875 lernte er in Ifeld die um ein Jahr jüngere Anna Scheidemann kennen. Sie war eine zu Besuch weilende Kusine seines Direktors Gustav Schimmelpfeng (der übrigens weitläufig mit Annas 1870 gefallenem Verlobten Jakob Schimmelpfeng verwandt war). Sie heirateten 1876.

Ihr Glück wurde 1877 durch die schwere Geburt ihrer Tochter Emma getrübt, bei der Anna durch unerhörtes Fehlverhalten der Hebamme (§137) so gravierend geschädigt wurde, dass sie keine weiteren Kinder bekommen konnte. Auch Emma selbst bereitete den Eltern bald manche Sorge. Es war wohl eine missglückte Tuberkulose-Impfung, die zu Knochentuberkulose in ihrem linken Ellenbogen führte, ihn versteifte und noch Jahrzehnte später immer wieder Operationen notwendig machte. Andererseits erwies Emma sich im Laufe der Jahre als eine recht unselbständige Persönlichkeit, wie ihr Vater schrieb (§169). 1904 war sie schon ein ziemlich „spätes Mädchen“, als der Junglehrer Erich Loß sich für sie zu interessieren begann, ein begabter Pädagoge und imposante Erscheinung. Angeblich liebte er eigentlich Emmas Mutter, gewiss aber auch das inzwischen gute Einkommen ihres Vaters, denn er brauchte immer viel Geld. Er war ein wilhelminischer Herrenmensch, nach außen strahlend, später zu Hause aber, nach seiner vorzeitigen Rückkehr aus dem Großen Kriege, ein egozentrisches Nervenbündel mit tyrannischen Allüren. Den Krieg hatte er – wohl als einziger seines vornehmen Regiments – überlebt, weil ein nervöses Darmleiden ihn frühzeitig dienstuntauglich gemacht hatte. Emma hatte danach ein schweres Leben, zumal ihr einziger Sohn an unheilbarer Muskelatrophie erkrankte. Niemand hätte damals vorausgesagt, dass sie ihren Mann um 43 Jahre überleben und 106 Jahre alt werden würde. Letztlich hatte sie doch die gute Gesundheit ihres Vaters geerbt.

Die Erfüllung von Leben und Laufbahn meines Urgroßvaters fiel in die Jahre von 1898 bis 1908, in denen er seine Klosterschule schließlich als Direktor leitete. In der Zeit konnte er alle seine Fähigkeiten und jahrzehntelangen Ifelder Erfahrungen nutzen und zugleich seine eigenen Vorstellungen verwirklichen. Auch im abgelegenen Ifeld waren die Zeiten vorangeschritten. Wohlstand und sich lokkernde Lebensauffassungen in der preußischen Oberschicht, aus der die meisten

Einführung

Schüler kamen, vermehrten und verstärkten die Erschütterungen, die aufsässige Alumnen seit jeher im Internatsleben auslösten. Schüler betranken sich, besuchten Kneipen, entwichen nachts aus dem Kloster, brachen in das Direktorzimmer ein und verschafften sich dort aufbewahrte Prüfungstexte usw. Etliche verfügten heimlich über weit mehr Bargeld als erlaubt. Schaden stiftete zudem eine ominöse halblegale Schülerversammlung sowie ein schwer beherrschbares traditionelles Parteienwesen der Schüler (das sie weiter pflegten – mit weiteren Problemen für die Schule -, wenn sie „Alte Herren“ geworden waren). Bei alledem konnte Maßregelung von Söhnen einflussreicher Eltern dem Direktor einige Schwierigkeiten mit Berlin bereiten.

Nachdem Mückes Vorgänger Schimmelpfeng im Alter ein zunehmend kurzsichtiges, autoritäres Regiment geführt hatte und mit diesen Problemen schließlich kaum noch fertig geworden war, bekam Mücke sie als Direktor recht gut in den Griff. Aber auch er litt unter der wachsenden Last. Administrativer Streit um die Eigenständigkeit und wirtschaftliche Basis der ihm ans Herz gewachsenen Schule kam hinzu. Das alles bestärkte ihn in dem schließlichen Entschluss, seine Laufbahn nicht in Ilfeld zu beenden. So ließ er sich 1908 an das große Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Hannover versetzen, wo der Alltag des Direktors bürokratischer, aber auch weniger kräftezehrend war. Dort erlebte er bis 1914 zunächst noch sechs Friedensjahre, übrigens auch mit Ehrungen in Gestalt verschiedener (üblicher) Orden und - 1913 - der Ernennung zum „Geheimen Studienrat“.

Unterdessen hatten seit langem die Kriegssorgen zugenommen, letztlich schon seit der Reichsgründung. Ende 1874 hatte Mücke erstmals geschrieben, er „fürchte mit [dem Historiker] Treitschke, dass wir einem langjährigen, dem Siebenjährigen entsprechenden Kriege entgegengingen“. Deutschland werde sich gegen alle Welt verteidigen müssen, habe er damals ahnungsvoll in sein Tagebuch eingetragen (§123). Mit dem Tode Wilhelms I. 1888 und vollends mit dem Abgang Bismarcks 1890 endete für ihn die politisch gute alte Zeit Deutschlands. Getreue Anhänger der Hohenzollernmonarchie wie er konnten die Entlassung ihres vergötterten „Steuermannes“ durch Wilhelm II. nicht verwinden. Der politische „Zickzackkurs“ des „unreifen“, Kaisers erfüllte ihn und seine Ilfelder Kollegen mit wachsender Sorge, ja mit Zorn, obwohl Wilhelm II. doch „das Beste wollte“, wie sie sich stets von neuem und noch lange nach dem Großen Kriege entschuldigend versicherten.

Ihren gültigen Ausdruck hatte diese Treue zum Monarchen in dem auch für Mücke grundlegenden Goethewort gefunden (§397): „Die Herzen dem Regenten zu erhalten, ist jedes Wohlgesinnten erste Pflicht. Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen - und wenn er fällt, mit ihm sinkt alles hin“. So war denn auch die Klosterschule Ilfeld von der „alten königstreuen und vaterländischen Gesinnung“ (§780). Rudolf Mücke und seine Kollegen wie überhaupt alle guten Deutschen in ihrem Sinne waren „geborene Untertanen“¹. Immer wieder aber waren sie entsetzt über die kaiserlichen Reden, zumal wenn sie auch noch Weisung erhielten, sie für

¹ So einmal Golo Mann über sich selbst.

Einführung

die Schüleraufsätze und Reden zu 1813, Sedan, Kaisergeburtstag usw. zu verwenden. Zugleich wussten oder verdrängten sie, dass der Kronprinz so „unreif“ war wie sein Vater (§473).

Was hätte übrigens der von Mücke immerfort als so unstet und sprunghaft gescholtene Kaiser nach seiner Ansicht tun sollen, wenn er gradlinig und entschlossen gehandelt hätte? Eine Antwort Mückes auf diese Frage findet sich erst sehr viel später, in einer Passage von 1921 (§649): „Hätte Wilhelm II. einen Funken von Friedrichs d. Gr. Genie geerbt, so hätte er wiederholt vorher die günstigen Augenblicke benutzt, um bald über diesen, bald über jenen der Gegner herzufallen.“ Sollte Mücke tatsächlich schon 30 Jahre früher so gedacht haben? Vielleicht nicht, aber nirgends vermisst er bei Wilhelm II. andererseits – trotz seiner Kriegssorgen – ausdrücklich das Fehlen einer konsequent auf Frieden gerichteten Politik. Nach 1890 wünschten er und seinesgleichen sich mehr denn je Bismarck zurück – und hatten doch wohl auch selbst schon vergessen, was die Essenz seiner Politik gewesen war.

1914 wurde es ernst. Am 1. August nahmen die Mückes gerade an einer Hochzeit in Bad Harzburg teil. Der Bräutigam war schon in Uniform, die meisten Offiziere schon bei ihren Einheiten. Die große Abendtafel war fast zu Ende, da erhob sich der Brautvater, wie mein Urgroßvater schreibt (§486), „und verkündete den lauschenden Gästen, die Depesche sei schon vor einer Stunde eingelaufen: ‘Die Mobilmachung ist befohlen.’ - Die Entscheidungsstunde war gekommen. Wir stimmten die ‘Wacht am Rhein’ und ‘Heil dir im Siegerkranz’ an, ein Hoch auf den Kaiser, als den Vertreter deutscher Macht und Herrlichkeit, wurde ausgebracht, und wir trennten uns bewegten Herzens, ohne dem gereichten Kaffee noch zuzusprechen. Der Abendzug entführte den größten Teil der Hochzeitsgäste. Wie manchen von denen frischen jungen Leuten und den stattlichen Männern sahen wir damals zum ersten und letzten Male! Der junge Ehemann musste am Montag wieder in Wolfenbüttel [bei seiner Einheit] sein, seine eben ihm angetraute Gattin bewies ebenso wie die Brautmutter Kraft und Standhaftigkeit, der Hochzeitsvater herrlichen Patriotismus“.

Die Katastrophe des Ersten Weltkrieges nahm ihren Lauf und endete nach endlosem Sterben und Leiden in Not und Entbehrungen. Der Untergang seiner Welt traf Rudolf Mücke als alten Mann im Göttinger Ruhestand. Verzweiflung und Bitterkeit traumatisierten ihn wie alle seinesgleichen. Er sah sein geliebtes Vaterland von äußeren und inneren Feinden gejagt, von den „Entente-Brüdern“ wie von den „Novemberverbrechern“. Tiefe Erbitterung gegen „Sozi“, Bolschewisten, Pazifisten und gegen ihren vermeintlichen „Dolchstoß“ in den Rücken der „im Felde Unbesiegten“ hatte ihn ergriffen.

Dass die Deutschen sowohl den Krieg verloren als auch Mitschuld an ihm haben könnten, bestritt Mücke wie seine ganze Bürgerschicht mit Vehemenz. Voll Hass gegen den „Schandfrieden von Versailles“ und voll Verachtung gegen die

Einführung

„Schwatzbude“ und die Politiker von Weimar solidarisierte er sich mit dem ganz rechten Flügel der Deutschnationalen und ihren lautstarken Protagonisten. Sein armes Deutschland war unter grausame Wölfe gefallen, die äußere Politik eine Bühne der totalen Skrupellosigkeit (natürlich nicht auch Deutschlands), der Völkerbund eine Farce! Noch jahrelang hoffte der alte Mann auf die Wiederkehr der Monarchie. Schließlich sehnte er wie so viele andere einen Diktator herbei, der Deutschland dem Tag der Rache und dem Wiederaufstieg entgegenführen würde.

Schon während seiner Görlitzer Jugend waren meinem Urgroßvater die jüdischen Händler aus dem Osten zuwider gewesen, wie meine Mutter später erzählte, und gegen die Jahrhundertwende, an Orten wie Frankfurt und Obersalzbrunn, fielen sie ihm immer öfter unangenehm auf. Dabei hatte er am Anfang seiner Erinnerungen, im Rückblick auf seine Görlitzer Schülerzeit, geschrieben (§43): „Religiöse oder Rassenabneigungen gab es in unseren Schülerkreisen nicht. Die wenigen Juden waren umgängliche und verlässliche Kameraden.“ Bemerkenswerterweise schrieb er dies um 1918 herum nieder, als er längst Antisemit geworden war. Dennoch schätzte er offenbar schon früh den Antisemiten Paul de Lagarde (§351) und hielt von Anfang an die 1902 gegründete Zeitschrift „Hammer“ des unsäglichen Judenhassers Theodor Fritsch (a. a. O.). Zu Beginn des Weltkrieges wurde er – nach seiner Darstellung – durch ein Schlüsselerlebnis endgültig zum bekennenden Antisemiten (§363). Schließlich, in den Jahren von Weimar, gab es wohl keine antisemitische Infamie in Wort und Schrift, der er nicht zugestimmt hätte, wie die deprimierende Reihe seiner einschlägigen Äußerungen zeigt. Die hauptsächliche Obsession aller seinesgleichen war die angeblich universale finanzielle und politische Herrschaft der Juden.

Die Ermordung Rathenaus 1922 beklagt er nur, weil sie den Deutschnationalen politischen Schaden zufügen konnte. Die Mörder entschuldigt er als „zum Teil unreife und schiffbrüchige Naturen, Opfer der gährenden Zeit“ (§722). Dann aber fährt er an der Stelle fort:

„Missfallen hat mir der Brief der Mutter Rathenaus an Frau Techow, die Mutter des Hauptangeklagten. Es ist richtige „jüdische Schmuserei“ [dieser Frau], die sich auf ihr Unglück auch noch etwas zugute tut, als ob der Krieg nicht viele, viele Mütter unendlich mal mehr unglücklich gemacht hätte als die Mutter Rathenaus, der im Kriege sicher hinter der Front saß, es sich gut gehen ließ und Millionen verdiente. Und wie viel Bessere hat der Krieg verschlungen als den Juden Rathenau, der als die Blüte der irdischen Menschheit hingestellt wird!“

Die „jüdische Schmuserei“ der Mutter Rathenaus – von jiddisch „Schmu´es = „Geschwätz“ – lautete dabei so:

„In namenlosem Schmerz reiche ich Ihnen, Sie ärmste aller Frauen, die Hand. Sagen Sie Ihrem Sohn, dass ich im Namen und Geist des Ermordeten ihm verzeihe, wie Gott ihm verzeihen möge, wenn er vor der irdischen Gerechtigkeit ein volles offenes Bekenntnis ablegt und vor der göttlichen bereut. Hätte er meinen Sohn gekannt, den edelsten Menschen, den die Erde trug, so hätte er eher die Mordwaffe auf sich gerichtet als auf ihn. Mögen diese Worte Ihrer Seele Frieden geben.“

Einführung

Mückes Kommentar zu diesem Brief – und zur Person Rathenaus – ist gehässig und böse, wobei es gleichgültig ist, ob dies sein eigenes Urteil war oder ob er es nur seinen Rechtsblättern oder den stramm rechten Professoren und arbeitslosen Offizieren nachsprach, deren Vorträge er im Göttinger Ruhestand regelmäßig besuchte.

Mücke begrüßte aber auch schon 1922 die Hitler-Bewegung (§725):

„Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei machte den Sozis aller Schattierungen, den Demokraten und Juden großes Kopfzerbrechen und viel Sorge. Die hässlichsten Angriffe gegen diese neue aussichtsreiche Bekämpfung aller undeutsch Gesinnten haben eingesetzt, und auch kleinliche Chikanen hageln nur so. Ich glaube, dass alles dies nur zum Erstarren der neuen Partei beitragen und vielen Arbeitern die Augen öffnen wird. Hand- und Kopfarbeiter sollten vereint kämpfen gegen Schieber- und Wuchertum, gegen die schwatzhaften Parteibonzen und gegen die internationale, undeutsche Gesinnung.“

Anfang 1923 schrieb er (§732): „Was Hitler schreibt, hat Hand und Fuß und gibt den Arbeitern zu denken. Seiner Anhänger werden immer mehr.“ Wenig später, Mitte 1923, empfahl er „Schutzhaft [!] aller Börsen-, Bank- und Finanzgewaltigen“ (§745). Die waren für ihn so gut wie identisch mit den Juden.

Und schließlich, nach dem gescheiterten Hitlerputsch vom 9. November 1923 (§764): „Es ist beklagenswert, dass zwei hoch bedeutende, echt deutsche Männer wie Ludendorff und Hitler, die den Boden so gut vorbereitet hatten, durch mangelnde politische Einsicht, wie es scheint, nur Schaden angerichtet haben. Der Kapp-Putsch hätte sie doch belehren müssen. Freilich: ‘Wenn es gelingt, so ist es auch verziehen’; ich kann gut reden, da ich so abseits stehe. Aber dass leidenschaftliche Männer, denen die Wut in die Kehle steigt, Unvorsichtigkeiten begehen, wird immer vorkommen. Ludendorff ist nie Politiker gewesen und sollte seine Kräfte aufsparen für den Tag der Vergeltung, der immer näher rückt, wie mir dünkt.“ – 1925 hätte er sich Ludendorff oder den Kronprinzen als Nachfolger des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert gewünscht, aber durchaus auch Hitler akzeptiert (§809).

Erfolge der Politik Stresemanns ab 1923 vermochte er nicht zu erkennen, auch wenn sich die politischen und materiellen Verhältnisse in seinen letzten Lebensjahren auch für ihn etwas entspannt hatten. Wenige Monate nach Stresemann starb auch er. Kein Zweifel, dass die neue Verschlechterung der Zeiten ab 1930 auch bei ihm die ganze Vergiftung des politischen Bewusstseins – sofern sie je abgeklungen war – wieder hätte virulent werden lassen. Als 1933 der Naziterror begann, hätte vielleicht auch er mit den Worten des von ihm geschätzten Hugenberg nur bemerkt: „Wo gehobelt wird, fallen Späne.“

Zu den bürgerlichen Kreisen, deren unpolitisch-politische Deutschnationalität Rudolf Mücke teilte, gehörte übrigens auch der um eine Generation jüngere Richard Hoffmann, mein Großvater väterlicherseits mit seiner Bekenntnisschrift „Leben

Einführung

aus Führung“ von 1934.² (Sie kannten einander nicht.) Wenn Mücke 1921 schreibt (§663): „Unser Volk zerspalten und zerklüftet. Wann wird der Retter kommen? Millionen spähen nach ihm aus“, und wenn er 1927 klagt (§857): „Franzosen und Engländer denken nicht an Räumung der Rheinlande. O Gott im Himmel, sieh darein!“, dann könnten diese Worte ebenso bei Richard Hoffmann stehen. Beide waren von der Hochschätzung „kindlicher Frömmigkeit“ (Mücke) und von der pseudo-religiösen Hoffnung auf einen nationalen Retter erfüllt.

In alledem liegen schon Antworten auf die große Frage, wie es geschehen konnte, dass Pastoren so sehr das Evangelium, Professoren die Wissenschaft und (Schul)-Humanisten die Humanität vergessen - und verraten - konnten, wie es unter Hitler geschah, aber eben nicht erst unter ihm, sondern schon viel früher. Denn wie kam es, dass eine so humane Persönlichkeit wie Rudolf Mücke so sehr die Menschlichkeit, dass der privat so Anständige so sehr seine Anständigkeit vergessen konnte, wenn es um Politik und besonders um die „Judenfrage“ ging? Viele genauere Antworten darauf sind in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gefunden worden, und die Zahl der Quellen, aus denen Einsichten zu gewinnen sind, wächst noch immer. Als eine weitere kommen jetzt die hier vorgelegten Tagebuchaufzeichnungen Mückes aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren hinzu.

Vielleicht aber liefern gerade auch seine Erinnerungen aus der Vorkriegszeit einigen Stoff für Antworten. Besonders aufschlussreich sind die erwähnten immer wiederkehrenden Klagen Mückes über Wilhelm II. nach Bismarcks Entlassung: die besorgniserregende Unstetigkeit des Kaisers und den „Byzantinismus“, den Mangel an Rückgrat, der ihn umgebenden höchsten Kreise. Der Gedanke, dass die Ursachen dieser Gefahren für die deutsche Zukunft letztlich im anachronistischen Absolutismus des wilhelminischen Systems als solchen zu suchen sein könnten, lag dem königstreuen Patrioten völlig fern. Andererseits: Gab es keine irgendwie vernunftbegabte deutsche Öffentlichkeit? Oder war ihre Mehrheit inzwischen ebenso unvernünftig und machtberauscht geworden wie der Kaiser? Waren etwa gar politische Vernunft, Mut und Aufrichtigkeit eher bei den Demokraten und den „Roten“ zu finden?

Absurde Fragen, hätte man sie an Mücke gerichtet! Für die von ihm und seinesgleichen so heilig gehaltene vaterländische, monarchische Gesinnung waren Zweifel, die tiefer gingen als Kritik an persönlichen Eigenschaften des Kaisers, tabu. Doch man muss noch einen Schritt weiter gehen und die Schlüsselrolle erkennen, die in jener Welt idealistische Gesinnung, und eben „Gesinnung“ überhaupt, spielte. Weder Gewissen noch Vernunft noch Urteilsvermögen hatten vergleichbares Gewicht. Idealismus, Patriotismus, Monarchismus waren sozusagen höchste Gesinnungspflichten. Das zutiefst Problematische daran war, dass in dieser „Gesinnungsethik“ idealistische Realitätsverachtung und handfestes Klasseninteresse der höheren Stände ununterscheidbar miteinander verwoben waren.

² von mir 2007 unter dem Titel „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“ herausgegeben

Einführung

Vor allem aber „deutsch“ musste die rechte Gesinnung sein. „Deutsch“ war das Kernattribut jeder lobenswerten Haltung von Landsleuten. „Deutsch“ war praktisch gleichbedeutend mit allem Guten und Schönen geworden. Wenn Mücke jemanden als „patriotisch“, „treu“, „idealistisch“ oder „kindlich fromm“ pries, dann war dieser für ihn zugleich „echt deutsch“ oder „kerndeutsch“. „Deutsch“ als Ausdruck edler Gesinnung war die Liebe zum deutschen Vaterland, zum Hohenzollernthron, zu Bismarck. „Deutsch“ war auch jene Art von Frömmigkeit, die Mücke etwa durch das gefährliche Bismarck-Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“ verkörpert sah. Solche pseudo-naive Frömmigkeit war Realitätsverachtung par excellence – wie Bismarck selbst sehr wohl wusste.

Kant hatte von „selbstverschuldeter Unmündigkeit“ gesprochen, doch die Epigonen des deutschen Idealismus wollten sich nicht mehr daran erinnern. Zur selbstverursachten Schwäche ihres Urteilsvermögens trug ihr idealistischer Kult des „Geistes“ nicht wenig bei. Dafür gibt es bei Mücke ein hübsches Beispiel. Anfang 1914 berichtet er von einem Auftritt des Generalsekretärs des Deutschen Sportbundes in Hannover (§474), der im Hinblick auf die Olympiade 1916 „das englische und amerikanische Sportleben (schilderte) und ihm breiten Eingang in Deutschland (wünschte).“ Doch Mücke konnte sich „des Gedankens nicht erwehren: Es ist der Geist, der sich den Körper schafft, der einseitige Sport ist undeutsch.“

Das war eine Variante der landläufigen Polemik gegen den angelsächsischen „Materialismus“. Aber schon bald wurde es blutiger Ernst mit jenem „Geist, der sich den Körper schafft“. Unbesiegbar durch ihn, besonders in Gestalt des „August-Geistes von 1914“ - so der Glaube der Nationalisten wie Mücke - würde das deutsche Heer gegen alle noch so starke feindliche Übermacht standhalten. Für sie war Deutschland deshalb auch nach der großen Niederlage „im Felde unbesiegt“ geblieben. 1920 zitiert Mücke anerkennend einen Redner (§639): „...aber der deutsche Geist lebt noch in Tausenden...Eigentlich sind die Deutschen unüberwindlich. Der Aufstieg wird einsetzen, sobald der August-Geist von 1914 wieder das ganze Volk erfüllt.“

Was andererseits „undeutsch“ war, das wusste Mücke wie die vielen anderen „deutsch“ Gesinnten ganz genau: Demokraten, „Internationale“, „Pazifisten“, „Rote“, allen voran aber die Juden. Die Teilnahme der Juden an allem „Deutschen“ war zutiefst unerwünscht – und umso mehr, je erfolgreicher sie tatsächlich war. Vor allem am deutschen Geist durften sie keinen Anteil haben. Wenn sie, wie z. B. Maximilian Harden, „geistvoll“ waren, dann waren sie zugleich „charakterlos“ (§866), oder sie „geistreichelten“ nur, wie Emil Ludwig (Cohn, §857). So war die „deutsche“ Gesinnung Mückes eine Hauptquelle auch seines Antisemitismus.

Gleichwohl enthalten Mückes gut und lebendig geschriebenen Erinnerungen aus der Vorkriegszeit dies alles nur erst wie ein fernes Wetterleuchten. Seine Erzäh-

Einführung

lung von der glücklichen deutschen Welt, in der er den größten Teil seines Lebens zugebracht hatte, schrieb er in der trüben Weltkriegs- und Nachweltkriegszeit nieder, nicht zuletzt um dabei Seelenstärkung zu finden (ohne dass er es ausspricht).

Tatsächlich muss das bürgerliche Leben in Deutschland in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts recht erfreulich gewesen sein. Gewiss, damals wurde früher, schwerer und sichtbarer gestorben als heute, und es wurde an vielen Krankheiten gelitten, unter denen heute niemand mehr zu leiden braucht. Es gab viel Alkoholumismus und Spielsucht, gescheiterte Existenzen, Selbstmorde. Aber die Bindungen, die den Menschen Halt gaben, waren dennoch zahlreich.

Zugleich strebte alles aufwärts und war voll begründeter Hoffnungen, während in all der Dynamik und aufkommenden Hektik noch viel von der alten Behaglichkeit erhalten war. Die Städte und Landschaften Deutschlands und der angrenzenden Länder waren schön, das Reisen bequem geworden und noch immer billig - so wie auch Gasthäuser und Mahlzeiten -, der Massentourismus erst im Entstehen. Daheim und auf Reisen begegnete sich die bürgerliche Gesellschaft - national oder international - mit sich selbst, man hatte denselben Bildungshintergrund und entsprechend genug gemeinsame Anknüpfungspunkte, um unbeschwerte und bereichernde Geselligkeit miteinander zu pflegen.

So kann man diese Erinnerungen mit Vergnügen lesen und an der Vielfalt der darin begegnenden Gestalten und der großen und kleinen Begebenheiten seine Freude haben. Bei aller Zurückhaltung, die eine pietätvolle Zeit und Mückes Gewissenhaftigkeit ihm auferlegten, ist er dabei ein guter und fein zeichnender Beobachter. Am deutlichsten tritt freilich er selbst uns entgegen als begabter und oft durchaus modern anmutender Erzieher und Menschenfreund.

Doch wir müssen auch mit seiner anderen Erzählung leben, der vielfach bedrückenden seiner Tagbuchaufzeichnungen von Krieg, Niederlage und grauer Nachkriegszeit. Das Deprimierende daran – von Mückes schrecklichem Antisemitismus, von dem schon gesprochen wurde, einmal abgesehen – ist der aus den politischen Passagen sprechende Wirklichkeitsverlust, bei ihm wie beim Großteil seiner Bürgerschicht. Die – durchaus selbstverschuldete – Traumatisierung der Deutschen durch ihre Niederlage hatte diese Erkrankung ihres Denkens und Empfindens bis zur Paranoia verstärkt. Man hatte das Bitterste erlebt, aber nichts daraus gelernt, aus den Erlebnissen keine wirklichen Erfahrungen gewonnen. Das böse Urteil vom „falschen Bewusstsein“ – es ist hier leider angemessen.

Es ist also nicht einfach so, dass der alte Mücke schlicht seine Welt nicht mehr verstanden hätte: Die ganze politische Rechte jeden Alters verstand sie nicht. Mücke selbst zeigt sich nur immer wieder noch ein Stück radikaler als seine deutschnationalen Gesprächspartner. Er ereiferte sich besonders über Fragen der Moral und der patriotischen Erziehung der Jugend - die stramme Deutschnationalität, die für Schulmeister so typisch war und gerade sie für den Nationalsozialismus prädestinieren sollte.

Einführung

Das Erschreckendste sind die vielen Kriegsszenarien, die Mücke beschäftigt, mit fortwährend wechselnden Allianzen, Feindschaften und Intrigen der Mächte, dabei mit Deutschland als dem ewig unschuldigen Opfer, das im skrupellosen Kampf der Völker nur durch „Blut und Eisen“ seinen Wiederaufstieg suchen kann. So schreibt er im September 1923 (§757):

„Ob meine Vermutung richtig ist, dass Frankreichs Fall bevorsteht? Italien ist durch Aussicht auf Corsica, Nizza und Savoyen leicht zu gewinnen, wenn außer England auch Deutschland bei der Partie ist, womöglich auch Spanien, das schon lange wegen Marokkos ein Hühnchen mit Frankreich zu pflücken hat. Natürlich wird dann auch im Osten der Krieg neu auflodern. Frankreichs Niederbruch wäre der Anfang zu neuem Aufstieg Deutschlands. Blut und Eisen sind die einzigen Mittel, die uns helfen können. Bürgerkrieg wird vielleicht ebenfalls zu diesen Blut-und-Eisen-Mitteln gehören müssen.“

Politik als friedlicher Interessenausgleich und gemeinsame Suche nach Lösungen in der Überzeugung, dass Einvernehmen auch zwischen gegensätzlichen Lagern möglich und anzustreben ist, d. h. Politik überhaupt, kommt in dieser Welt nicht vor. Parlamente wie Völkerbund sind für sie „Schwatzbuden“, wenn nicht Schlimmeres. Nur ein kriegsbereiter Monarch oder Diktator kann die Staatsgeschicke lenken.

So wie die Weltsicht des alten Mücke auf Wilhelm II. zurückweist, so weist sie auf diejenige Adolf Hitlers voraus. Irgendwie kam das durchaus von seinem alten Deutschland her, der Welt der Untertanen kleiner und mittlerer Staaten, wo die „hohe Politik“ jenseits des Bürgerhorizonts lag. Da spukte in einigen Professorenköpfen, an den Biertischen und in den Gazetten zwar schon lange viel Gefährliches von deutscher Art und deutschem Geist herum; und bei den Preußen kam das besonders fatale Vorbild des zynischen machtpolitischen Spielertums Friedrichs des Großen, des Siegers gegen alle Wahrscheinlichkeit, hinzu. Aber es blieb vor der Reichsgründung doch noch alles in den Grenzen jener guten alten Zeit, in der die Deutschen noch „umgänglich und anständig“ und „ganz nette Leute“ waren, wie jemand schrieb, der sie gründlich von außen betrachtet hatte,³ und so, wie sie vor allem im älteren Teil von Mückes Erinnerungen gegenwärtig sind.

Zuletzt seien noch die Namen von zwei - damals jungen – Männern genannt, mit denen mein Urgroßvater im Alter befreundet war und über die er in seinen Aufzeichnungen wiederholt berichtet: Otto Carl Kiep und Paul Leverkühn. Ihr Weg führte sie Jahre später aus der hoffnungslosen deutschnationalen Welt heraus, die sie mit ihm teilten. Der erste endete 1944 in Plötzensee am Galgen, der zweite, glücklichere, wurde in den 50er Jahren Bundestagsabgeordneter und Mitglied des Europaparlaments.

³ so Sebastian Haffner (indem er darin Hans-Ulrich Wehler zustimmt) in einem späten Interview (19. Februar 89, „Als Engländer maskiert“, München 2008 [2002], S.39)

Einführung

2. Entstehung und Schicksal der Aufzeichnungen

Für meinen Urgroßvater ergab sich der Zeitpunkt seiner Pensionierung 1916 durch ein willkommenes Angebot seiner vorgesetzten Stellen in Berlin und Hannover: Der bewährte und rüstige alte Schulmann sollte noch für mehrere Jahre das Wissenschaftliche Prüfungsamt der Universität Göttingen für die Kandidaten des höheren Lehramts leiten. Die Prüfer waren Universitätsprofessoren, die Kandidaten zunächst meistens Kriegsrückkehrer, für die besondere Maßstäbe gelten mussten. Nicht zuletzt dafür wurden seine Erfahrung und seine Menschenkenntnis gebraucht.

So zog Rudolf Mücke mit seiner Frau Anna in den vorerst nur halben Ruhestand nach Göttingen, wo er vor etlichen Jahrzehnten studiert, das Staatsexamen abgelegt und promoviert hatte. Auch lebte in jenen Jahren im nur 20 km entfernten Northeim ihre einzige Tochter Emma mit ihrem Mann, dem dortigen Gymnasialdirektor Erich Loß – Altphilologe auch er - und ihren drei Kindern. Mein Urgroßvater hatte darauf die Leitung des Prüfungsamtes in Göttingen bis zum Frühjahr 1924 inne. Da war er 75 und nach damaligen Begriffen ein sehr alter Mann.

Gegen die Nöte der Kriegs- und Nachkriegsjahre und gegen die Verzweiflung über die Niederlage des Vaterlandes half nur Arbeit, wie mein Urgroßvater sich in seinen Aufzeichnungen immer wieder selbst ermahnt. So setzte er mit der ihm eigenen Disziplin neben seiner Prüfungstätigkeit seine philologischen Arbeiten an Epiktet und Seneca fort.

Vor allem aber brachte er die Kraft auf, von (vermutlich) 1916/17 bis zum Frühjahr 1920 zwei Drittel der am Ende etwa tausend Heftseiten seiner Aufzeichnungen, die ich hier unter den Gesamttitel „Lebenserinnerungen“ gestellt habe, mit seinen Erinnerungen zu füllen. Er konnte sich hierfür auf seine – nicht erhaltenen – Tagebücher und zahlreichen Eintragungen in Notizbüchern und Kalendern stützen, die er öfters erwähnt. Je näher er dabei den letzten Weltkriegsjahren kam, desto mehr nahmen seine „Erinnerungen“, wie ich sie hier als ersten Teil der „Lebenserinnerungen“ bezeichne, den Charakter von Tagebuchaufzeichnungen an. Bei seinem 70. Geburtstag am 23. September 1919 angekommen, schrieb er im Frühjahr 1920 (§586): „Hier schließe ich vorläufig - oder definitiv? - diese Lebensbeschreibung ab“.

Dies ist übrigens zugleich die einzige Stelle, an der er eine Bezeichnung für sein Erinnerungswerk gebraucht und überhaupt von ihm als solchem spricht. Er selbst sah es offenbar als ein gar nicht so besonderes Unterfangen an, Erinnerungen zu schreiben. Schon das Tagebuchschreiben war ihm anscheinend ganz selbstverständlich. Zum einen entstammte er einer Bürgerwelt bzw. wuchs in sie hinein, die viel stärker auf Lesen und Schreiben fixiert und deren historisches Interesse viel größer war als im allgemeinen das unsere. Zum andern wurde er nicht zufällig Altphilologe und damit Angehöriger der historischen Zunft im weitesten Sinne. Er war gewissermaßen der geborene Chronist. Schulgeschichte war für ihn während

Einführung

seiner ganzen Berufszeit immer ein vorrangiges Interessengebiet, so wie er auch an allen Schulorten bestrebt war, Akten und Archive in Ordnung zu bringen.

So war denn glücklicherweise auch der erklärte Abschluss seiner Aufzeichnungen mit seinem 70. Geburtstag 1919 nur ein vorläufiger. Er ließ seiner „Lebensbeschreibung“, also jenen ersten zwei Dritteln des Ganzen, zunächst noch drei unterschiedliche retrospektive Kapitel folgen, die ich als „Resümees“ bezeichnet habe. Schon ab August 1920 aber setzte er dann jene tagebuchähnlichen Aufzeichnungen fort, die das letzte Drittel ausmachen. Ich habe diesen Teil „Tagebuch“ genannt, zum Unterschied von den vorausgehenden „Erinnerungen“. Mückes „Tagebuch“ endet am 28. November 1929, keine zwei Monate nach seinem 80. Geburtstag und wenige Wochen vor seinem Tode am 12. Januar 1930.

Mein Urgroßvater unterzog sich jedoch noch einer weiteren Aufzeichnungsarbeit – der Führung eines gesonderten Tagebuches, über das er diesmal auch einen Titel schrieb, den Namen seiner Enkelin: „Agnes Loß“. Und diesmal nannte er auch ausdrücklich den Zweck: Agnes, die über fast die ganzen zwanziger Jahre im Haushalt ihrer Großeltern aufwuchs, sollte später einmal sein Tagebuch über sie, die Enkelin, lesen und sich ein gerechteres Bild von ihnen und ihrer Erziehung machen. Es hatte natürlicherweise manche Reibungen gegeben, vor allem zwischen der in Erziehungsdingen besonders altmodischen Großmutter und der intelligenten und kritischen Enkelin.

Im Frühjahr 1921 hatten Rudolf Mücke und seine oft kränkelnde Anna die bewundernswerte Entscheidung getroffen, die damals elfjährige Agnes, die jüngere Tochter ihrer Northeimer Kinder, in ihre Obhut zu nehmen. Die Familie meines Großvaters Erich Loß war von schweren Leiden betroffen und bot auch sonst keine günstigen Bedingungen für die Erziehung der aufgeweckten Agnes, mit der die Mutter inzwischen immer weniger zurechtkam. Nun sollte sie in Göttingen das Lyzeum und Oberlyzeum besuchen und, wenn möglich, auch das dort neuerdings eingeführte Abitur ablegen.

So kam es dann auch, und Agnes machte 1929 in Göttingen Abitur. Danach folgte sie ihren Eltern nach Schleswig, wohin ihr Vater ein Jahr zuvor als Oberschulrat versetzt worden war. Ihr Großvater blieb allein in Göttingen zurück, denn Anna Mücke war Anfang 1927 gestorben. Er hatte sein Tagebuch „Agnes Loß“ Ende März 1929 abgeschlossen. Nur ein halbes Jahr später endeten auch seine übrigen Aufzeichnungen. Als im Januar 1930 sein Tod nahte, reiste Agnes nach Göttingen und begleitete sein Sterben, wie sie es selbst über ein halbes Jahrhundert später in ihrer kleinen Nachschrift am Ende der „Lebenserinnerungen“ festgehalten hat.

Während der die zwanziger Jahre betreffende Teil der „Lebenserinnerungen“ großenteils politisches Tagebuch ist, kommt für denselben Zeitraum durch das Tagebuch „Agnes Loß“ das Häusliche und Familiäre als willkommene Ergänzung hinzu (wobei auch dieses zweite Tagebuch hin und wieder die aktuelle Politik berührt). Nicht zuletzt aber hat Rudolf Mücke mit „Agnes Loß“, ohne es zu wollen,

Einführung

seiner Enkelin ein einzigartiges Denkmal gesetzt - der Fall dürfte nicht so oft vorkommen. Übrigens sollte sie später darin ihren Kindern und Enkeln als ganz schon dieselbe Persönlichkeit entgegentreten, als die sie sie auch noch im hohen Alter erlebten.

An dieser Stelle weise ich auf meine ebenfalls digital vorliegenden drei weiteren Arbeiten zu meiner Familie hin: „Mein Großvater Erich Loß“, „Ariernachweis 1934 – eine Korrespondenz zwischen Nachkommen Moses Mendelssohns“ und „Die letzten Briefe und Feldpostkarten Helmuth Hoffmanns, gefallen am 28. Januar 1943 am Donez“. Meine 2007 unter dem Titel „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“ erschienene Ausgabe der Erinnerungs- und Bekenntnisschrift „Leben aus Führung“ meines Großvaters Richard Hoffmann habe ich bereits erwähnt. Er gehörte übrigens zu dem angeblich einem knappen Dutzend preußischer Offiziere, die nach dem Ersten Weltkrieg evangelische Theologie studierten und Pastoren wurden. Richard Hoffmann war mit einer Ururenkelin Moses Mendelssohns, meiner Großmutter Margarethe Kummer, verheiratet.

Als Rudolf Mücke Anfang 1930 gestorben war, wurden seine Bücher und Möbel nach Schleswig in den Haushalt seiner Kinder überführt. Erich Loß trat 1936 vorzeitig in den Ruhestand und zog, wie schon sein Schwiegervater 20 Jahre zuvor, mit seiner Frau nach Göttingen, wo auch er einst studiert hatte. 1937 heirateten dort meine Eltern Agnes Loß und Helmuth Hoffmann und zogen nach Bautzen, wo mein Vater Richter am Landgericht geworden war. 1938 wurde ich in Bautzen geboren, 1942 mein Bruder Neithardt, wenige Monate, bevor unser Vater in der Ukraine fiel. Unterdessen, 1941, war unser Großvater Erich Loß in Göttingen gestorben. Unser anderer Großvater, Richard Hoffmann, lebte schon seit 1935 nicht mehr.

Im Februar 1945 konnte unsere Mutter mit uns aus dem bedrohten Bautzen nach Göttingen zu ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester Hildegard fliehen. Dort wuchsen mein Bruder und ich in einem reinen Frauenhaushalt aus Großmutter, Mutter und Tante auf, ohne Vater und ohne Großväter. Die Verbindungen der drei Frauen mit der Göttinger Gesellschaft war bescheiden. Dabei schaute man stets mit gewisser Ehrfurcht zur Göttinger Elite, den Professoren, auf. Das hatte schon Rudolf Mücke getan, der zwar „Geheimrat“ – und Anna „Frau Geheimrat“ – gewesen war, aber eben nur Schulmann.

In der geräumigen Etagenwohnung in der Keplerstraße Nr. 20 standen ringsum die Bücher und Möbel des urgroß- und großelterlichen Haushalts, soweit die ersten nicht für Lebensmittel verkauft und die zweiten nicht verfeuert werden mussten. Von der kurzen kulturellen Aufbruchszeit im (unzerstörten!) Göttingen nach 1945 bekam ich mit meinen damals noch nicht zehn Jahren wenig mit. Göttingens kräftig braune Vergangenheit, die dann auch zum Erlahmen des anfänglichen Aufbruchs beitrug, und überhaupt das sonderbar Stagnierende und Restaurative der Nachkriegsperiode nahm ich erst viel später wahr.

Einführung

In dem eigentümlichen Nachkriegsvakuum, das damals auch bei uns zu Hause herrschte, gelangte die Gestalt Rudolf Mückes ganz von selbst zu einem besonderen nachwirkenden Einfluss, jedenfalls auf mich, den Älteren. Unsere Mutter hatte die prägenden Jahre ihrer Jugend bei ihm in Göttingen verbracht und besaß ein gutes Gedächtnis. Sie konnte sehr anschaulich erzählen, was sie nicht zuletzt auf unseren vielen Spaziergängen tat – auch dies eine Übung aus den Jahren mit ihrem Großvater, der ein unermüdlicher Spaziergänger und Wanderer gewesen war.

Dabei spielten die politischen Ansichten ihres Großvaters in den Erzählungen meiner Mutter nur eine geringe Rolle. Sie interessierte sich wenig für Politik und hätte kaum sagen können, ob er mehr Stresemanns DVP oder der DNVP zugeeignet hatte. (Ich fragte aber auch nicht danach.) Ihr geringes politisches Interesse war eine Folge auch ihrer Erziehung bei den altmodischen Großeltern. Zeitungen gehörten für meinen Urgroßvater nicht in Mädchenhände (und für Anna wohl überhaupt nicht in weibliche Hände.) Daran hatten ihr durchaus aufgeschlossenes Oberlyzeum, das die Schülerinnen auch zum Zeitunglesen ermunterte, und die viel zeitgemäßer erzogenen Professorentöchter in ihrer Klasse nicht viel ändern können.

Wenn ich 1959 ohne viel Zögern das Studium der Altphilologie begann, so hing auch dies mit dem nachwirkenden Einfluss meines Urgroßvater – und auch meines ebenfalls altphilologischen Großvaters Erich Loß – zusammen, so wenig ich beide noch erlebt hatte. Als ich nach Semestern in Berlin und Athen nach Göttingen zurückgekehrt war, promovierte ich dort 1966 bei meinem Lehrer Karl Deichgräber, Jahrgang 1903.⁴ Er stammte aus Aurich und hatte das dortige Ulricianum besucht, dessen Direktor mein Urgroßvater 1896-98 gewesen war. Eines Tages hatte er von mir zu seiner Freude von dem Aurich-Kapitel der Mückeschen Erinnerungen im Besitz meiner Großmutter gehört und sich danach das betreffende Manuskriptheft von ihr ausgeliehen. 1970 gab er den (gekürzten) Text als kleinen Sonderdruck mit dem Titel „Aus den Lebenserinnerungen von Dr. phil. Rudolf Mücke, Gymnasialdirektor in Aurich“ heraus.

Ich hatte inzwischen die Altphilologie verlassen und war zum Auswärtigen Amt gegangen. Ich wusste, dass ich für die Erinnerungen meines Urgroßvaters in den nächsten Jahrzehnten keine Zeit haben würde. Nicht zuletzt der kleine Sonderdruck Karl Deichgräbers gab mir jedoch den Anstoß, meine Mutter zu bitten, mit einer maschinenschriftlichen Abschrift des gesamten Textes wenigstens zu beginnen, damit ich ihn später einmal leichter aufarbeiten könnte. Sie ging darauf ein, obwohl sie sich das Maschineschreiben erst beibringen musste, und hatte schließlich auch Freude an dieser Arbeit. Dafür hatte sie allerdings die vielen Blätter und Teile, die sich gelöst hatten und durcheinander geraten waren, erst einmal mühsam ordnen müssen. (Ein letztes größeres Stück Unordnung, das ihr entgangen war, habe ich 2007 selbst bereinigt.) Sie brachte es in den 70er Jahren auf 200

⁴ s. Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Artikel Karl Deichgräber (Internet)

Einführung

Maschinenseiten, also ein Viertel bis ein Drittel des Ganzen. Dann wurde sie u. a. durch ihre abnehmenden Kräfte am Weiterschreiben gehindert.

Nach dem Tode meiner 106-jährigen Großmutter im Jahre 1984 konnte ich jedoch meine Mutter – inzwischen selbst über 75 – wider Erwarten dafür gewinnen, den weiteren Text zu lesen und in ein kleines Diktiergerät zu sprechen, dessen Gebrauch ich ihr zeigte. Sie unterzog sich der Aufgabe mit bewundernswerter Energie und mit der Genauigkeit der ehemaligen Lehrerin beim Markieren der diktierten Abschnitte und beim Beschriften der besprochenen Kassetten. Diese schickte sie mir an unsere Botschaft in Athen, wo ich seit 1987 (zum zweiten Male) tätig war. Dort bezahlte ich eine junge Deutsche, die als Putzfrau an der Botschaft arbeitete und sich gern etwas hinzuverdiente, für das Abtippen der Bänder.

Die fertigen Blätter schickte ich anfangs nach Deutschland, wo meine Mutter sie korrigierte, befreite sie aber schließlich von dieser zusätzlichen Mühe. Ich würde ohnehin irgendwann selbst das Ganze Wort für Wort durcharbeiten müssen, um einen edierbaren Text zu erhalten, sei es auch nur wegen der lateinischen und griechischen Zitate und vieler Namen und Begriffe, die sich meiner Mutter nicht erschlossen.

So ließ ich es einstweilen bei dem Athener Text bewenden, der von Fehlern und Lücken strotzte. Er war für mich dennoch von großem Wert, wie sich später immer wieder bestätigte. Meine Mutter kannte die Handschrift ihres Großvaters auf das Genaueste und hatte bis auf wenige Ausnahmen auch die schwierigsten Stellen entziffert. Und wenn meine Athener Abschreiberin einfach nur das hingeschrieben hatte, was sie und wie sie es hörte, war mir schon geholfen.

Einführung

3. Editorisches

Im Ruhestand ab 2003 habe ich die Handschrift meines Urgroßvaters gut lesen gelernt. Sie war und blieb die geübte und ordentliche eines alten Schulmannes, auch wenn sie in seinen letzten Jahren, bedingt durch Alter und schwankendes Befinden, teilweise unsicherer wurde. Wegen der Verwechslungsmöglichkeiten bei einzelnen Buchstaben der deutschen Schrift schrieb übrigens schon er alle Orts- und Personennamen in lateinischer Schrift.

2007, als ich an die Herausgabe der „Lebenserinnerungen“ ging, stand mir inzwischen das Schreibprogramm „Windows 2003“ zur Verfügung, das es mir möglich machte, den ganzen Text als ein einziges Großdokument von etwa 700 Seiten zu digitalisieren – ein wesentlicher Vorteil für das Wiederaufsuchen einzelner Wörter und Wendungen per Suchfunktion. Umso leichter konnte ich dadurch auch – wie schon bei meinem ebenfalls digital konzipierten Buch „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“ - auf einen Index verzichten. Ebenfalls verzichten konnte ich aus demselben Grunde auf die meisten Vor- und Rückverweise. Gleichzeitig erlaubte es mir die breite Verfügbarkeit auch detaillierter Informationen im Internet, die Fußnoten auf das Nötigste zu beschränken.

Außer dem Übertitel „Tag und Dämmerung einer deutschen Bürgerwelt“ stammt, wie schon gesagt, auch der Haupttitel „Lebenserinnerungen“ und die Aufteilung des Ganzen in „Erinnerungen“ und „Tagebuch“ von mir. Desgleichen habe ich selbst fast die gesamte Unterteilung des Textes in Kapitel und in insgesamt 895 Paragraphen vorgenommen. Die Nummerierung der Paragraphen habe ich übrigens parallel in das Manuskript übertragen, um die Überprüfung mit dem Original zu erleichtern bzw. überhaupt erst praktisch möglich zu machen. Mücke hatte seine Aufzeichnungen fast durchlaufend und ohne Rand auf seine Heftseiten geschrieben, in der Regel auch ohne Absätze.

Bei Unsicherheiten der Lesung (meist von Eigennamen) oder des Verständnisses habe ich in eckigen Klammern entweder ein Fragezeichen oder ein Synonym, eine Übersetzung oder sonst eine kurze Erläuterung hinter die betreffende Stelle gesetzt, manchmal auch ein fehlendes Wort ergänzt.

Um dem Leser die zeitliche Orientierung zu erleichtern, habe ich häufig eine im Original nur Tages- und Monatsdatum enthaltende Zeitangabe durch die Jahreszahl ergänzt, ohne dies durch eckige Klammern kenntlich zu machen.

Mückes Orthographie – wie in „Thee“, „Gährung“, „Wittwe“ oder „Chikane“ - habe ich beibehalten, meist auch die immer problematischen Getrennt- oder Zusammenschreibungen mehrgliedriger verbaler Ausdrücke. Übrigens lässt seine Schrift nicht immer erkennen, ob er die Glieder eines solchen Ausdrucks getrennt oder zusammen schreiben wollte. Schwierig bleibt auch das heute meist wegfallende auslautende Dativ-„e“, z. B. bei „zum Bahnhofe“ oder „im Walde“, weil oft einfach durch das Ende des Federstrichs ein scheinbares „e“ erzeugt war.

Einführung

Schlichte Verschreibungen habe ich stillschweigend korrigiert. Nicht korrigiert habe ich Mückes nicht immer korrekte Verbformen der indirekten Rede. (Es war mir nicht uninteressant zu beobachten, dass bei dem mehr oder weniger umgangssprachlichen Stil, dessen er sich hier durchweg bedient, die überkomplizierten deutschen Regeln für den Konjunktiv der indirekten Rede auch bei diesem homo grammaticus nicht ganz fest sitzen.)

Bei Eigennamen habe ich unterschiedliche Schreibungen mit Blick auf spätere Nutzung der Suchfunktion teils so belassen, teils vereinheitlicht, das dann aber beim jeweils ersten Vorkommen in einer Fußnote angemerkt. Mückes Satzzeichen habe ich öfters im Interesse leichter Lesbarkeit des Textes verändert (z. B. die von ihm besonders geliebten Semikola durch Punkte ersetzt).

Die für mich leichter zu digitalisierende lateinische Umschrift der griechischen Zitate möge man mir nachsehen.

Erinnerungen bis 1920

Kindheit und Schuljahre in Görlitz, 1849-69

1 Der Grund, der mich veranlasst, mein Leben in seinen Grundzügen zu schildern, ist der, dass ich trotz aller Versuche, von [und über] Eltern und Großeltern Genaueres zu erfahren, nur dürftige Nachrichten erhalten habe. Die Eltern beiderseits waren längst tot, als ich nachzudenken anfang, den Vater verlor ich im fünften Lebensjahr, meine Mutter ging ungern aus sich heraus. Was ich von ihr und meinen älteren Geschwistern gehört habe, schicke ich voraus.

2 Mein Großvater Gottlieb Mücke war in Frankenstein in Schlesien am 5. Mai 1739 geboren und seines Zeichens Tuchmacher. Wann er in Görlitz, das damals kursächsisch war, eingewandert ist, steht nicht fest. Ich vermute, dass er die Heimat verlassen hat, um dem preußischen Militärdienst zu entgehen. Der Vorname Gottlieb deutet auf lutherisches Bekenntnis; jedenfalls gehörte er in Görlitz diesem an, während die schlesischen Namensvettern fast ausnahmslos Katholiken sind. Auch die Bewohnerschaft Frankensteins ist zumeist katholisch. Er ist in dem hohen Alter von 86 Jahren als Hospitalit gestorben (in Görlitz). Er hat es also wohl kaum zu einer selbständigen Stellung in seinem Berufe gebracht. Seine Frau Johanne geb. Steinberger war 21 Jahre jünger als er. Mein Vater schildert sie in einem kurzen erhaltenen Lebenslaufe als fromme, liebende Mutter, die die Erziehung der Kinder hauptsächlich geleitet habe. Die Schilderung meiner Geschwister, die ihre 1846 ebenfalls im Alter von 86 Jahren verstorbene Großmutter gekannt haben, stimmt damit überein.

3 Mein am 7. August 1800 geborener Vater war ihr jüngstes Kind. Von den Brüdern meines Vaters lebte einer als Tuchmacher in Goldberg und starb dort in den sechziger Jahren. Sein Sohn Heinrich, Lehrer in Liegnitz, war uns ein lieber Vetter und ist, auch mit seiner Frau, wiederholt zu Besuch in Görlitz gewesen. Er stand in näherer Beziehung zu meinem Bruder Theodor. Auch in Görlitz lebten Vettern Mücke, alle wesentlich älter als wir jüngsten Geschwister. Sie haben sich wenig um uns gekümmert, gehörten meist dem Tuchmacherstande an, hatten selbständige Geschäfte und erfreuten sich des besten Rufes.

Mein Vater besuchte von seinem sechsten Lebensjahre an die von einem Herrn Richter geleitete Volksschule, zeichnete sich durch gute Leistungen und Wohlverhalten aus, so dass er schon im 11. Lebensjahr eine Schulprämie erhielt, und war von 1813 bis 1818, also vom 13. Lebensjahre an, Schulgehilfe bei Richter, in dessen Hause er auch wohnte. Den Konfirmandenunterricht genoss er beim Archidiaconus Neumann. Diesem hatte er es auch zu verdanken, dass er im 18. Lebensjahre als vierter Präparand am städtischen Waisenhaus seiner Vaterstadt eingestellt wurde. Der Besuch des Lehrerseminars in Bunzlau von 1824-26 war der Abschluss seiner Vorbereitungszeit. Er kehrte als Hilfslehrer nach Görlitz zurück und wurde am 1. Mai 1832 Hauptlehrer an der Nicolaischule daselbst. Dieses Amt hat er bis zu seinem am 13. Juli 1854 eingetretenen Ableben in Segen bekleidet.

Im Jahre 1832 verheiratete er sich mit meiner am 20. Mai 1815 geborenen Mutter Amalie Dittrich, Tochter des schon 1823 verstorbenen Obermüllers Karl Dittrich und der 1848 heimgegangenen Marie Dittrich, geb. Hüttig. Die Großmutter hatte sich einige Jahre nach dem Tode ihres Mannes mit ihrem Geschäftsführer, späteren Obermüller Vater, verheiratet, weil sie außerstande war, neben der Görlitzer Obermühle auch noch die zum Geschäft gehörenden Mühlen in Rotenburg (Oberlausitz) und Bautzen zu leiten. Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann, aber überaus selbstsüchtig. Sein Ziel war, seitdem der Sohn des Hauses, der einzige Bruder meiner Mutter, gestorben war, das ganze Erbe an sich zu bringen.

4 Meine Mutter wollte den unerquicklichen Verhältnissen des Hauses entgehen und schloss deshalb schon im 17. Lebensjahr bereitwillig den Ehebund mit meinem in geachteter Stellung stehenden Vater. Ihr Stiefvater erreichte sein Ziel. Meine Großmutter unterschrieb auf dem Sterbebette ein ihr vorgelegtes Testament, in welchem ihr Mann, und obwohl keine Kinder von ihm da waren, als Universalerbe eingesetzt und meine Mutter nur mit einem Pflichtteil von 16.000 Thalern¹ bedacht war, einem für damalige Zeit immerhin nennenswerten Vermögen. Kaum war die Großmutter beigesetzt, so vergrößerte der Stiefgroßvater die Mühlen, kaufte das Rittergut Biesnitz bei Görlitz und verheiratete sich mit einer Schauspielerin. Diese ging ihm, nachdem sie ihm schon drei Kinder geboren hatte, mit einem Offizier durch. Dies wurde die Veranlassung, dass Vater Biesnitz verkaufte und ein noch größeres Gut bei Rybnik in Oberschlesien kaufte. Dort haben wir ihn aus den Augen verloren. Als kleiner Knabe bin ich einige Male in Biesnitz gewesen. In Erinnerung geblieben ist mir, dass dort in den Zimmern große Unordnung herrschte, oder vielmehr, dass die mich begleitende ältere Schwester dies zu Haus berichtete.

5 Ich bin geboren am 23. September 1849 in dem alten Schulhause in der Großen Brandgasse, wie sie damals hieß. Fünf Geschwister, vier Söhne und eine Tochter, füllten schon das Haus, zwei Geschwister folgten auf mich. Als ich noch kein Jahr alt war, ging der Umzug in das neue Schulhaus gegenüber der Nicolai-kirche vor sich. Dort habe ich die ersten Jahre meines Daseins verlebt. Das Schulgebäude hatte übrigens damals erst die Hälfte seiner jetzigen Größe. Der Stirnseite gegenüber zog sich die ziemlich hohe Kirchhofmauer hin; später wurde sie abgetragen, so dass eine nicht sehr breite Straße zwischen der Schule und dieser Mauer hinführte. Hinter dem Schulhause lag ein für Kinderbegriffe großer Garten mit mancherlei Obstbäumen, einer Gartenlaube und Weinspalieren an der Hauswand, auf denen allerhand Kletterversuche gewagt wurden.

Aus jenen Jahren ist mir eine Feuersbrunst im Gedächtnis geblieben. Ein Haus hinter dem nahe gelegenen Finstertore brannte ab, am andern Tage sah ich noch die glimmenden Kohlen. Oft und gern war ich bei der nicht weit von uns wohnenden Muhme Ender, die die Kinder mit Butterbrotten, auf die etwas Zucker gestreut

¹ Als Zeichen für „Thaler“ lese ich – wie schon meine Mutter - hier und in weiteren Fällen das hinter die Zahl gesetzte Kürzel

war, erfreute. Bei dem Nachbarn auf der linken Seite, d.h. nicht anstoßend, sondern schräg gegenüber wohnend, dem Friedhofinspektor Schnuppe, dessen Töchter mit Schwester Vally befreundet waren, hielt ich mich auch gern auf. Dort war es der mit schneeweißem Sande gefüllte Kasten, der mich anzog. Die blankgescheuerten Stubendielen wurden ja mit weißem Sande bestreut.

Das Spielen mit dem auf mich folgenden ein Jahr jüngeren Bruder Gustav und mit den kleineren Schulkindern nahm mich oft in Anspruch, und tiefen Eindruck machte eine Laterna magica, die Bruder Reinhold im Kellergange vorführte, noch tieferen aber die Explosion einer Flasche, mit der er einst in meiner Gegenwart experimentierte. Freudig wurde jedesmal der Vorbeimarsch des 5. Jägerbataillons begrüßt, wenn es mit Musik vom großen Exerzierplatz zurückkehrte.

6 Die Begräbnisse, die durch das große Kirchhoftor in unserer nächsten Nähe hindurchzogen, wurden stets aufmerksam verfolgt. Das Geläut dazu wurde bei meinem Vater, der im Nebenamte Aedituus [Küster] an der Nicolaikirche war, bestellt. Wenn mich die Läutejungen mit auf den Turm nahmen, so war meine Freude groß. Auf dem Kirchenboden fesselten mich die Reihen mit Wasser gefüllter Bottiche, die für den Fall einer Feuersbrunst bereit standen und alljährlich neu gefüllt wurden. Dies war für uns Kinder ein anziehendes Schauspiel, wenn die Wasserfässer an einem Krane zum Kirchendach hinauf befördert wurden.

An den Winterabenden saßen wir alle um einen großen Tisch, in dessen Mitte eine mit Rüböl gespeiste und mit grünem, innen weiß lackierten Blechschirm versehene Lampe stand. Ich habe noch das alte zerfetzte Bilderbuch vor Augen, dessen Umblättern mir, wie die Geschwister sagten, mehr Freude machte als die oft gesehenen Bilder. Kartenhäuser wurden gebaut, später Domino, Dame, Mühle, Glocke und Hammer gespielt, als mein Verständnis wuchs. Mein Vater war ein freundlicher, gütiger Mann. Oft hat er mir das Abendgebet an meinem Bette sitzend vorgesprochen. Nicht selten untersuchte er die Wand neben dem Bette meines jüngeren Bruders, um festzustellen, ob das von ihm in die Kalkwand gebohrte Loch größer geworden sei. Gustav gehörte zu den Kalkleckern. Aus meinem Gedächtnis entschwunden ist eine Begebenheit, die mir Schwester Vally wiederholt erzählt hat. Ich war als zweijähriger Bub eines Morgens verschwunden, auch in der Nachbarschaft nicht zu entdecken. Da brachte mich gegen Mittag eine bekannte Frau zurück, die mich auf dem Untermarkte, also in ziemlicher Entfernung von unserer Wohnung, zwischen den Kirschenweibern gefunden hatte, wie ich mit gutem Erfolge die süßen Früchte erbettelte.

7 Dagegen steht mir das Bild meines auf dem Sterbebette liegenden Vaters noch lebendig vor der Seele. Er wurde am 19. Juli 1854 von einer akuten Lungenentzündung schnell hinweggerafft, betrauert von den Seinen und allen, die ihn näher kennen gelernt hatten. Er war ein ziemlich gewissenhafter, treuer Mann von sehr einnehmendem Wesen und ein besonders tüchtiger Lehrer. Er hinterließ die von ihm geleitete Nicolaischule in bestem Stande.

Meine Mutter stand bei seinem Tode vor einer schweren Aufgabe. Es galt, mit acht Kindern - sechs Söhnen und zwei Töchtern - durchzukommen. Die drei Jüngsten waren fünf, vier und zwei Jahre alt. Der älteste Sohn, Gerhard, ein gutmütiger, aber wenig begabter Junge, lernte das Sattlerhandwerk in Görlitz, der zweite, Theodor, war Präparandus beim Kantor in Kummerwitz am Fuße der Landskrone. Der dritte, Karl, hatte den Apothekerberuf gewählt und befand sich in der Lehre beim Apotheker zu Priebus. Der vierte, Reinhold, besuchte die städtische Gewerbeschule, Vally die höhere Töchterschule. Alle lagen, wie man zu sagen pflegt, der Mutter auf der Tasche. Da wurde der Ausfall des etwa 600 Thaler betragenden Gehalts des Vaters schwer empfunden; die 60 Thaler Witwenpension traten zu den etwa 750 Thalern Zinsen von Mutters Vermögen. Mit 800 Thalern musste alles bestritten und schließlich das Kapital angegriffen werden. Dass die Lebenshaltung sehr bescheiden war, brachten die Verhältnisse mit sich, aber es musste gehen, und es ging.

8 Wie war die Verpflegung? Früh gab es für die drei Kleinen je einen Becher halb Milch, halb Queckentee oder Kakaoschalenaufguss mit einem Hefebrotchen, alias Schrippe, dazu ein ganz kleines Stück Zucker, das beim Trinken zwischen die Zähne genommen wurde. Um 10 Uhr Butterbrot, mittags Gemüse und Kartoffeln mit ab und zu einem Stückchen Fleisch, um vier nachmittags eine Tasse Kaffee mit einem Butterbrot und abends eine Suppe oder Bratkartoffeln mit Brot. Auflage zum Abendbrot gab es höchstens an Sonn- und Festtagen. An solchen erschien auch wohl mittags ein Braten auf dem Tisch. Der gewöhnliche Sonntagstisch war Rindfleisch mit Reis. Obst bekamen wir je nach den Preisen reichlich oder knapp. Unsere Diät war in der Hauptsache vegetarisch, und wir gediehen dabei recht gut und waren selten krank. Außer den Masern haben wir nur die Windpocken und ich einmal einen Bräuneanfall gehabt. So sind wir Kinder gesund durch die Jugendzeit hindurchgekommen. Wenn wir auf den reichlicheren Fleischgenuss anderer Kinder hinwiesen, wurde jedesmal betont, viel Fleischessen mache dumm. Die von uns beneideten Kinder waren in der Tat weniger begabt als wir.

Im Oktober 1854 bezogen wir nach Aufgabe der Amtswohnung meines Vaters eine Wohnung in der Petersstraße in der so genannten Alten Post und nach Ablauf eines Jahres eine neue, Ecke der Großen und Judenstraße, beim Tuchmachermeister Salin. Dort entfaltete sich ein reges Kinderleben. Salins hatten sieben Kinder, Jungen und Mädchen, z. T. in unserem Alter. Dann wohnte im Hause ein Oberpostsekretär Schwindt mit drei Kindern unseres Alters. Ich war mittlerweile in die Volksschule geschickt worden, mein um ein Jahr jüngerer Bruder und die Schwester Emma folgten in Abständen. Das Lernen machte uns keine Schwierigkeiten, wir kamen alle drei gut vorwärts.

Von meinen damaligen Lehrern habe ich den vortrefflichen Leeder in bestem Andenken. Er hat sich später durch Herausgabe guter Schulwandkarten einen Namen gemacht. Sehr hat sich unser angenommen unser Vormund, der Lehrer Krause, dessen Sohn ein Schulkamerad von uns war. Unsere Kinderspiele waren recht mannigfaltig, werden sich aber wohl wenig von den Spielen anderer Kinder unter-

schieden haben. Das gemeinsame Singen in der großen Salinschen Wohnstube gefiel mir besonders. In dieser großen Stube stand nur noch ein einziger Webstuhl, an dem ein alter Geselle arbeitete. Die anderen Webstühle waren in eine vor der Stadt an der Neiße erbaute Fabrik verlegt worden.

9 Sehr bewundert wurden die Gasflammen, die damals das Öl zu verdrängen begannen. Den üblen Gasgeruch musste man mit in den Kauf nehmen. Mit Vorliebe wurde Schach gespielt, gepredigt [!], namentlich aber ein Puppentheater aufgebaut. Dazwischen fielen die Zeiten, in denen sich die Speicher mit Wolle füllten, die in großen Säcken eingeführt wurde. Es war eine Lust, zwischen diesen Säcken herumzukriechen, sich hinabzustürzen, sich zu verstecken. Nur war Mutter wenig erbaut, wenn wir tagelang nach der Wolle dufteten. Im Sommer zogen wir nach der Fabrik hinaus, platschten im Wasser herum, fischten, fingen Krebse. Ab und zu wurde von uns Kindern - die älteren Salins waren die Leiter - in der guten Jahreszeit ein Tagesausflug nach den Königsteiner Bergen unternommen, dort gekocht und gebraten und zwischen den Sandsteinklippen ausgiebig herumgesprungen.

Eine besondere Rolle in meiner Jugendzeit spielte die Muhme Ender. Ihr Mann war Tuchmacher, die Eheleute bewohnten ein kleines mit Schindeln gedecktes Haus gegenüber dem alten Schulhause, in dem ich geboren bin, in der Großen Brandgasse, und hatten die Aufsicht über die zahlreichen Tuchrahmen („Rähmen“ nannten wir sie), die die aufsteigende Fläche hinter dem am Hause liegenden Garten einnahmen. Der ganze Platz wurde „Wüsg“ genannt (Wüste?). An diesen Rahmen wurden die fertigen Tuche, meist schwarze, aber auch andersfarbige, aufgespannt, fleißig mit Wasser besprengt und der Sonne ausgesetzt. Der alte Ender, der wohl wenigstens 20 Jahre älter als seine Frau war, gab sich gern mit mir ab, unterhielt sich, wenn er Tuche „neggte“, d.h. von anhaftenden Ungehörigkeiten wie Knoten, Stroh und Holzteilchen befreite, mit mir und erzählte auf meine Fragen viel aus früheren Zeiten.

10 Besonders interessierten mich seine Schilderungen vom Durchmarsch der Großen Armee 1812 und vom Aufenthalte Napoleons in Görlitz. Ein altes Fräulein wurde mir bezeichnet, die in ihrer Jugend auf einem von der Stadt zu Ehren Napoleons veranstalteten Balle mit ihm getanzt hatte. Ich betrachtete sie von da an mit stiller Ehrfurcht. Von den beiden Enderschen Söhnen war der ältere Pastor in dem Dorfe Langenau. Einmal im Jahre fuhren die Eltern dahin. Solange der alte Ender lebte, wurde ich mitgenommen und hatte jedesmal viel Freude daran. Einmal, entsinne ich mich, zog ich in Langenau mit Pastors Fritz, einem späteren Schulkameraden, und der ganzen Jungenschar singend vor einer Leiche zum Kirchhof und empfing wie jeder der beteiligten Knaben als Lohn einen Dreier.

Als der alte Ender hochbetagt starb, hörten die Fahrten auf. Muhme Ender musste sich einschränken; sie hatte noch für eine Tochter zu sorgen, die sich bald darauf verheiratete, und einen jüngeren in Halle Theologie studierenden Sohn. Aber das Freundschaftsverhältnis blieb das alte, und sie hat mich in späteren Jahren zweimal als Quintaner und Tertianer mit zu diesem Sohn, als er Pastor in Bresa bei

Leuthen war, mitgenommen. Sie begleitete meine Entwicklung mit stets gleichbleibender Teilnahme, und ich verfehlte nicht, sie oft zu besuchen und ihr meine Anhänglichkeit zu beweisen. Ebenso wie ich hing Vally an ihr, Muhme Endern, während die anderen Geschwister sich weniger zu ihr hingezogen fühlten. Meine Mutter hat stets freundschaftlich zu der alten Nachbarin gestanden. Als sie Ende der 70er Jahre hochbetagt starb, war meine Trauer groß und innig.

11 Die Jahre in der Volksschule gingen zu Ende. Trotz der großen Klassen - ich entsinne mich, dass die erste Klasse, der ich zuletzt angehörte², 80 Schüler zählte - hatte ich gute Fortschritte gemacht und mir durch eifrige Lektüre von Märchen, Geschichtserzählungen, Reisebeschreibungen ein den Durchschnitt überragendes Wissen angeeignet. So wurde ich ohne besondere Prüfung zu Ostern 1859 in die Sexta des städtischen Gymnasiums eingestellt. Der Direktor, ein stattlicher Mann mit graumeliertem Vollbart, vereinigte Freundlichkeit und Würde. Mein Klassenlehrer war zuerst Dr. Liebig, ein kleiner, hinkender Mann von äußerster Strenge, aber peinlichstem Gerechtigkeitsgefühl und vollendetem Lehrgeschick. Es war eine Lust, von ihm unterrichtet zu werden. Ich machte gute Fortschritte um gehörte bald zu den besten Schülern der Klasse. Bei der öffentlichen Prüfung zu Ostern 1860 musste ich das bekannte Blücher-Lied „Was blasen die Trompeten?“ deklamieren.

Wie sehr diese Veranstaltungen aber nur darauf berechnet waren, den Zuhörern zu gefallen, beweist folgendes Verfahren unseres Rechenlehrers Frahnert. Er hatte die Faktoren 1 bis 10 in [Multiplikationsketten und] Produkte wandeln und diese auswendig lernen lassen. Das klappte nun wunderbar, wenn er z.B. die Aufgabe stellte: 1.2.3.4 oder 1.2.3.2.2.5 oder 1.2.3.4.5.2.3.7.2.4.³ Die Antworten [d.h. die auswendig gelernten resultierenden Produkte] kamen wie aus der Pistole geschossen. Bei den Prüfungen der unteren Klassen pflegten Verwandte und Bekannte der Schüler zugegen zu sein, während bei den Oberklassen sich selten ein Zuhörer einstellte außer etwa einigen Studenten, die dann mit ihren Bemerkungen nicht zurückhielten, wenn die Feierlichkeit vorüber war.

12 Als ich ein halbes Jahr auf dem Gymnasium war, wurde ich im Hinblick auf das Eintreten meines Bruders Gustav in das Gymnasium und das dann doppelt zu zahlende Schulgeld von meiner Mutter beim Musikdirektor Klingenberg für „das“ Gymnasial-Sängerchor angemeldet und bald darauf als Expectant [Anwärter] eingestellt. Die ehemalige Kurrende⁴ hatte so eine Fortsetzung gefunden. Zwar wurde nicht mehr vor den Häusern gesungen, auch die langen Mäntel waren abgeschafft, aber der feierliche Zug vor Leichen erster und zweiter Klasse mit Vorantragen eines großen schwarzen Kreuzes, die schwarze Tuchkleidung und der hohe Cylinderhut waren geblieben. Der ganze Sängerkhor bestand mit den Expectanten aus etwa 30 Schülern, die bei großen Begräbnissen sämtlich, bei klei-

²Entsprechend der alten gegenläufigen Klassenzählung - auf allen Schulen - von den höheren zu den niederen Ziffern, so dass die „erste“ Klasse - auf dem Gymnasium die „Prima“ - in der zeitlichen Abfolge also die letzte war.

³Mückes Punkte zwischen den Zahlen sollen offenbar Multiplikationspunkte sein

⁴in alter Kirchentradition Chor aus bedürftigen Schülern evangelischer Lehranstalten

neren zur Hälfte in Tätigkeit waren. Als ich zum ersten Male mit dem Hute meines seligen Vaters, der durch Papiereinlagen für meinen Kopf passend gemacht war und der mich schändlich drückte, die Judenstraße hinabeilte, auf die unser Fenster hinausging, sahen alle Nachbarn aus dem Fenster. Der kleine Sextaner muss in diesem Aufzug wunderbarlich genug ausgesehen haben.

Meine musikalische Begabung entsprach nicht meinem guten Willen. Erst nach anderthalb Jahren trat ich in die Reihe der Accessisten [„Neuhinzugetretene“] und bekam dadurch Schulgelderlass und ein kleines Taschengeld. Die Gelder, die für Begräbnisgeleite und Grabgesang, für Singen an offenen Särgen in den Häusern und für Hochzeitsmotetten zu zahlen waren, wurden allvierteljährlich in ganz genau festgesetzten Verhältnissen unter die Choristen verteilt und bildeten bei mir den Grundstock eines kleinen Kapitals, das ich auf der Universität verbraucht habe.

Der Sängerkhor stand unter der Leitung des Musikdirektors und setzte sich zusammen aus einem Präfekten, der den Musikdirektor meistens vertrat, einem Adjunkten [Gehilfen], vier Konzertisten, 12 Rigienisten [?], vier Accessisten und einer unbegrenzten Zahl Expectanten. Die wichtigste Aufgabe bestand darin, jeden Sonntag in der Petrikirche die Kirchenmusik zu veranstalten, d. h. die Responsorien und die Motette zu singen. Bis 1867 wirkte die Staatskapelle mit, dann wurde a capella gesungen.

Ich habe während meiner ganzen Schulzeit diesem Chor angehört und verdanke dieser Zugehörigkeit alle meine musikalischen Kenntnisse. Sämtliche Chorstellen sind der Reihe nach von mir bekleidet worden. Dass ich im letzten Schuljahr sogar Präfekt wurde, verdanke ich dem Umstande, dass ich die ganze Gesellschaft in Ordnung zu halten verstand. Dem sonst vorzüglichen Musikdirektor fiel das oft recht schwer, trotz oder vielmehr wegen seiner maßlosen Heftigkeit, in die er verfiel, wenn beim Singen nicht alles so ging, wie er es wünschte. Selbstverständlich wirkte der Chor mit bei allen Schulfestlichkeiten. Außerdem wurde er herangezogen bei der Aufführung von Oratorien und sonstiger größerer Musikveranstaltungen. Wenn Künstler in der Stadt konzertierten, fielen stets eine Anzahl Eintrittskarten für die Choristen ab. So habe ich während meiner Schulzeit viel gute Musik gehört und mitgesungen. Das ist ein Schatz, der mir durch mein ganzes Leben erhalten geblieben ist.

13 Wie viele Erinnerungen ernster und heiterer Art haften an diesen Choristenjahren! An manche Begebenheiten denke ich allerdings mit sehr gemischten Gefühlen zurück. Wenn man zehn Jahre lang Sonntag für Sonntag zur Kirche geht, oft zweimal, so wird vieles eine Gewohnheitssache. Der Kantor, so hieß der Musikdirektor bei uns nach alter Überlieferung, las in der Kirche während der Predigt die Kreuzzeitung, wenn die Responsorien und die Musik vorüber waren, oder er leistete sich einen gesunden Kirchenschlaf. Wir Choristen hörten zum Teil der Predigt zu - ich habe mehrere Jahre hindurch die Predigtdispositionen aufgeschrieben -, z. T. wurde in mitgebrachten Büchern gelesen, einige unterhielten sich auch wohl, einzelne stahlen sich weg und führten launige Gespräche hinter

der Orgel mit den Bälgetretern, ja es ist vorgekommen, dass besonders nichtsnutzige Jungen in dem riesigen Schrank, in dem nicht bloß die Noten lagen, sondern auch Bassgeigen und Pauken standen, auch etliche Dutzende von Strohschuhen für die kalten Wintertage, Karten spielten.

Es waren alle Klassen unter den Choristen vertreten und neben vielen tüchtigen, erfreulichen Schülern auch manche recht bedenkliche Elemente, die aber, wenn sie eine besonders gute Stimme und musikalische Anlage hatten, doch eine Rolle spielten. Die Gespräche, die gelegentlich geführt wurden, waren eher alles andere als erbaulich, und ich muss Gott danken, dass die mancherlei Versuchungen, die an mich herantraten, mich im Grunde wenig alteriert haben.

14 Ein Jahr auf der Schule habe ich freilich zusetzen müssen. In Untertertia⁵ war ich unter den geschilderten Einflüssen ins Bummeln geraten, nachdem ich bis Quarta einschließlich immer unter den Besten gewesen war. Ich gehörte bei der Versetzung nach Obertertia aber zum letzten Drittel. Da nahm ich mir vor, das Versäumte nachzuholen und ohne Eselsbrücken meine Arbeiten völlig aus eigener Kraft zu leisten. Ich teilte mir die lateinische und griechische Grammatik in einzelne Lernpensen ein, wiederholte auch Mathematik, Geschichte, Französisch, arbeitete die Aufsätze gewissenhaft aus und kontrollierte täglich meine Fortschritte, las auch auf eigene Faust die Hälfte der Odyssee privatim und - blieb trotzdem in Obertertia sitzen. Als die Versetzung nach Obersekunda verlesen war, gingen drei Kameraden, der schon genannte Fritz Ender, Vieluf und Kastan, zum Ordinarius [Klassenlehrer] und fragten: „Warum ist Mücke nicht versetzt?“ Sie erhielten die Antwort: „Ich muss im nächsten Jahr einen brauchbaren Primus haben“.

Ich blieb sitzen und empfinde dies noch heute, nach mehr als 50 Jahren, als ein mir angetanes Unrecht. So fleißig bin ich während meiner ganzen Schulzeit nicht gewesen wie in dem Jahre, wo ich sitzen blieb. Offenbar hat meine Faulheit in Untertertia das Urteil des Klassenlehrers noch mit beeinflusst. Aber eine Ungerechtigkeit lag doch insofern vor, als unter den Versetzten ein Privatschüler des Klassenlehrers sich befand, den wir alle in der Klasse als den schwächsten Schüler taxierten und der in der Folgezeit, wo das Experiment mit dem Klassenlehrer nicht mehr glückte, noch mehrmals sitzen blieb. Geschadet hat mir das Zurückbleiben sonst nicht. In den obersten Klassen gehörte ich wieder zu den Besten.

15 Etwas von meinen Freunden! Diese wechselten in den unteren und mittleren Klassen, wie es bei Jungen üblich ist. Wir prügeln uns, wir vertragen uns wieder. Als Tertianer verfielen wir auf die Anfertigung von bengalischen Flammen, Sprühteufeln, Bombenschlägen und trugen manchen Groschen zum Krämer, um dafür Schießpulver einzuhandeln, das uns unbegreiflicherweise auch verabfolgt wurde. Auch richtige Pistolen besaßen wir, die wir uns ebenso wie alte Hausschlüssel, die einige statt der Pistolen benutzten, bis oben mit Pulver füllten

⁵ Die von Mücke für die Bezeichnung der Klassenstufen des Gymnasiums verwendeten römischen Zahlen und zugehörigen Kürzel wie „U III“ oder „O I“ habe ich der leichteren Verständlichkeit halber regelmäßig durch die ausgeschriebenen Klassenbezeichnungen - in diesen Beispielen „Untertertia“ und „Oberprima“ - ersetzt.

und dann abbrannten. Ein Unglück hat es nie dabei gegeben. Einmal aber mussten wir vor dem Gensdarmen flüchten, der uns draußen vor der Stadt in den so genannten Weinbergen beobachtet hatte und uns die Mordwerkzeuge abnehmen wollte. Wir hatten aber flinkere Beine.

Von Sekunda ab nahmen die Freundschaftsverhältnisse eine innigere Gestaltung an. Mit Reinhold Braun, Theodor Müller, August Haupt, Adolf v. Bramse, Kuschel, Zeißig, Theodor Mitscher, Vieluf, Boden, Born, v. Lehmann und manchen anderen war ich Mitglied der von Förster im Jahre 1860 gegründeten Septem [Sieben], eines Freundschaftsbundes, der das Farbentragen zurückwies, wöchentliche Zusammenkünfte pflegte und allmonatlich seinen Kneiptag hatte. Eine Gruppe von Realschülern, Hugo v. Rabenau, Karl Stoltz [?], Ebert, Meylly etc. schloss sich gern dabei an. Es wurde keineswegs der Nachdruck auf das Biertrinken gelegt. Wir arbeiteten zusammen. Ich habe zum Beispiel mit Born Plautus privatim gelesen. Es wurde gemeinsam musiziert. Von schulwegen war der Bund nicht sanktioniert, im Gegenteil. Wir hielten aber umso fester aneinander, umso mehr als die alten Klassenannalen, die 1806 angefangen waren, sich in unserer Hand befanden und wir daraus auch das Tun und Treiben einer Anzahl unserer Lehrer, wenn sie aus dem Görlitzer Gymnasium hervorgegangen waren, genau wussten. Mitglieder des Bundes waren auch die Pensionäre unseres Direktors Schütt. Durch sie wurden wir beizeiten gewarnt, wenn etwas gegen uns im Werke war. Sie waren auch behilflich bei Durchsteckereien [Gruppenstreichen], verschafften z.B. oft die Texte der griechischen Extemporalien [Klassenaufsätze].

Wenn der Chef gelegentlich in der Klasse anerkennend erwähnte, das Görlitzer Gymnasium liefere mit die besten griechischen Arbeiten in der Provinz, so wurde dies unsererseits von einem verständnisvollen Lächeln begleitet. Ich habe mich an diesen Ausschreitungen⁶ selten beteiligt, nicht aus Tugend, sondern weil ich es nicht nötig hatte; andererseits gab ich doch dem Druck der anderen nach, die darauf hinwiesen, dass es keine Kunst sei sich fernzuhalten, wenn man es aus eigenem Wissen leisten könne. Da ich immer bereit war, den anderen zu helfen - und es gab namentlich in der Mathematik eine Menge Ignoranten - so erlangte ich bald in der Klasse eine einflussreiche Stellung. Und da ich sie nie missbrauchte, sondern vielmehr benutzte, um vor Ausschreitungen zu warnen, Zwistigkeiten beizulegen, die Freundschaft auf eine feste Grundlage zu stützen, so wurde ich auch der Vertrauensmann der Klasse und als Oberprimaner der Praeses der Septem, wie ich Praefectus chori geworden war.

16 Von Obertertia ab war mein ein Jahr jüngerer Bruder Gustav mein Klassengenosse und Freund meiner Freunde. Merkwürdigerweise aber arbeiteten wir nie gemeinsam, und wenn er etwas von mir abschreiben wollte, was nicht oft vorkam, so benutzte er eine Mittelsperson. Früher hatten wir uns heftig beföhdet. Je älter wir wurden, umso besser verstanden wir uns. Als ich in Obertertia sitzen blieb, kam er weinend zuerst nach Haus. Mutter meinte, er sei hängengeblieben

⁶ d. h. „Streiche“ (an anderen Stellen auch „Übertretungen“, „Ungesetzlichkeiten“, „Aufsässigkeiten“, „Rüpeleien“), nicht „gewalttätige Straßenkrawalle“, wie heute

und wollte schon hinzufügen, er habe es auch nicht anders verdient, als er ihr mitteilte, dass ich der sitzen Gebliebene sei. Da wurde auf den Klassenlehrer gescholten. Ein energischer Vater hätte beim Direktor vorstellig werden können. So aber blieb es bei dem in diesem Falle berechtigten Grolle gegen den ungerechten Ordinarius. Gustav war nicht im Chor, hatte infolgedessen mehr Zeit zur Verfügung als ich; ich hatte dafür das stolze Gefühl, dass ich mehr auf eigenen Füßen stünde als er.

Von Untersekunda ab verschafften wir uns beide unser Taschengeld durch Privatunterricht an hilfsbedürftige Sextaner und Quintaner. Die Stunde wurde mit vier guten Groschen = 50 Pfg. honoriert. Dass wir beide uns recht ähnlich gewesen sein müssen, geht aus folgendem hervor. Ich unterrichtete den Sohn eines Generals v. Toll. Als ich eines Tages durch Unwohlsein verhindert wurde hinzugehen, übernahm Gustav mein Amt. Später stellte ich fest, dass der Knabe den Wechsel des Privatlehrers gar nicht bemerkt hatte. Durch die Chorgelder und den Privatunterricht gelangte ich frühzeitig in Besitz größerer Geldsummen.

Weder Gustav noch ich sind durch auf besondere Abwege gekommen. Wir besuchten wie alle Kameraden zuweilen eine Konditorei, tranken ab und an ein verbotenes Glas Bier, Gustav rauchte auch stark, aber in der Hauptsache wurde das Geld verwandt zur Anschaffung von Schulbüchern, Klassikern, Schreibmaterial, Geschenke für die Angehörigen und für kleine Ausflüge. Daneben gelangten immer noch ganz erhebliche Beträge auf die Sparkasse. Zu diesen gehörten die Schulstipendien, zu denen wir mittlerweile mit herangezogen wurden. Es gab darunter auch ganz kleine, aus Beträgen von 8 guten Groschen bis zu einem halben Thaler monatlich bestehend, die zur festgesetzten Zeit vom Direktor unserer ganzen Zahl von Empfängern ausgezahlt wurden. Als ich die Universität bezog, hatte ich eine schöne Summe zur Verfügung, so dass der mütterliche Zuschuss nur bescheiden zu sein brauchte.

17 Mutter klagte sehr beweglich⁷, wenn die Mittel nicht reichen wollten. Das war für mich ein Sporn, mich einzuschränken. Die älteren Brüder hatten sich allerdings allmählich auf eigene Füße gestellt. Gerhard bestand nach mehrjährigen Wanderungen in der Fremde in Görlitz seine Meisterprüfung, tat ein Sattlergeschäft auf und heiratete 1867; Karl war nach abgelegtem Staatsexamen an mehreren Orten Schlesiens, zuletzt in Görlitz, Provisor, starb aber 1864 an galoppierender Schwindsucht, als er gerade dabei war - alle Schwierigkeiten waren überwunden -, die dritte Apotheke in Görlitz zu gründen. Theodor war mittlerweile Stadtschullehrer in unserer Heimat geworden, hatte auch die Prüfung als Mittelschullehrer bestanden und sich 1866 verheiratet. Reinhold stand auf eigenen Füßen, nachdem er die Prüfung auf der Gewerbeakademie zu Berlin, jetzt Technische Hochschule Charlottenburg, glücklich hinter sich hatte. Mutters Vermögen war aber in diesen Jahren merklich kleiner geworden.

⁷ steht bei Mücke für „bewegend“

Ein großer Schmerz für uns alle war Reinholds Tod im Jahre 1866. Er zog mit dem 46. Regi-mente ins Feld, focht mit bei Nachod und Skalitz und starb auf der Verfolgung der Österreicher in Ungarisch-Hradisch an der Cholera. Treu zur Seite standen meiner Mutter meine Schwestern Vally und Emma. Sie verdienten manchen Groschen durch stete Arbeit. Schließlich trat Vally als Handarbeitslehrerin in den städtischen Schuldienst und hat mehrere Jahrzehnte diesen Beruf mit bestem Erfolg ausgefüllt. Emma heiratete 1876 meinen Schwager, den Mittelschullehrer H. Müller. Sie starb im Jahre darauf gleich nach der Entbindung am Kindbettfieber. Ihr Sohn ist der jetzige Professor [Oberstudienrat] in Schöneberg, Berlin, Hermann Müller. Wir Geschwister hielten treu zusammen und haben uns immer gut verstanden. Am meisten liebte ich Reinhold; sein Tod war mir ein großer, lange währender Kummer.

Getrübt wurde das geschwisterliche Verhältnis zeitweise durch Gerhard. Er hatte während des Feldzuges sehr gute Geschäfte gemacht und war dadurch zu Selbstüberschätzung und zum Trinken verführt worden. Schlechte Freunde hatten seine Einfalt benutzt, ihn zum Unterschreiben von unsicheren Wechseln zu verführen. Alles dies hatte er uns und seiner Frau geschickt zu verheimlichen gewusst. Schließlich brach das Gebäude zusammen. Mutter bezahlte mehrere 1000 Mark. Um aber ihre anderen Kinder nicht zu benachteiligen und sich selbst nicht die Mittel zum Leben zu entziehen, stellte sie endlich das Eintreten für Gerhard ein; er wurde bankrott, das Haus sequestriert, das Geschäft aufgelöst. Er musste ganz klein wieder anfangen und siedelte schließlich nach Johns Dorf im Lausitzer Gebirge über, wo er noch viele Jahre als Sattler tätig gewesen ist.

18 Wie war es mit dem Familienleben bestellt? Wie bescheiden dies war, ist schon erzählt. Nur Weihnachten ging es üppiger her. Da backte Mutter „Strietzel“, für jedes Familienmitglied einen großen und daneben noch kleinere zum Verschenken an Freunde und Verwandte. Das Gebäck ist fast immer tadellos ausgefallen. Mutter hielt streng auf Ordnung und peinlichste Sauberkeit. Sie war eine vortreffliche Hausfrau und verlangte von uns Kindern unbedingten Gehorsam. Das Tischgebet war uns ebenso zur festen und guten Gewohnheit gewordenen wie das Abendgebet. Wenn aus dem Kirchengang sonntags nichts wurde, dann lasen wir Kinder ihr eine Predigt aus einer Postille vor. Gern ließ sie sich auch außer der Zeit aus Zschockes „Stunden der Andacht“ vorlesen. So lernten Gustav und ich ziemlich früh die darin gesammelten Aufsätze ausnutzen für unsere deutschen Aufsätze. An den langen Winterabenden veranlasste unsere Mutter auch sonst das Vorlesen geeigneter Bücher, oder sie spielte mit uns Dame, Mühle, Domino, auch „schwarzer Peter“ und Hammer und Glocke. Dass wir zur rechten Zeit unsere Schularbeiten anfertigten, war selbstverständlich. Als Gustav und ich älter wurden, konnte sie unsere Tätigkeit natürlich nicht mehr kontrollieren. Da wirkte aber die gute Kindererziehung nach. Unser früh verstorbener Vater war, wie die älteren Geschwister uns später erzählten, viel zu nachsichtig gegen sie gewesen.

Mit Ausnahme Gerhards waren die älteren Brüder in der Tat so begabt, dass sie ebenso wie Gustav und ich das Gymnasium hätten durchmachen können, statt schon in Tertia abzugehen, weil sie keine Lust zum angestregten Lernen hatten.

Bis zu seiner Verheiratung wohnte Bruder Theodor, mittlerweile Stadtschullehrer, bei uns; er erteilte Gustav und mir Klavierunterricht. Da gab es oft Zwist, weil er nur wenig Geduld mit uns hatte. Schließlich machte ich der Sache ein Ende. Als Obersekundaner erwarb ich mir genug, um Klavierunterricht bei einem Speziallehrer, dem tüchtigen alten Lenz, bezahlen zu können. Er nahm für die Stunde, freilich die letzte am Tage, abends um 9 bis 10, als Entgelt von mir nur 75 Pfg. Ich machte bei ihm gute Fortschritte, wurde in die Meisterwerke der Klavierkunst eingeführt, lernte leidlich vierhändig spielen, kurz, ich wurde so in den Stand gesetzt, als Chorpräfekt am Klavier die Gesangsübungen zu begleiten. Ich bedauere, dass ich die damals gewonnene Fertigkeit später nicht ausgebildet habe. Wenn Lenz sein Tagewerk beendet hatte, freute er sich, wenn ich mit ihm in der kleinen Kneipe, die sich unten in seinem Hause - er wohnte im 3. Stock - befand, noch ein Glas Doppelbier trank. Es kostete 10 Pfg.; oft bezahlte es der gutherzige Lehrer für mich.

19 Ich schalte hier einen kurzen Überblick über meine sonstigen Lehrer ein: Der Gymnasialdirektor Schütt war eine würdige Erscheinung, erfreute sich auch im ganzen ausreichenden Respekts. In der Prima erlitt dieser jedoch merklliche Beeinträchtigung. Schütt erteilte den Religionsunterricht nach Art der Universitätsprofessoren, trug lediglich vor und fragte nur zu Beginn jeder Stunde nach dem, was in der vorhergehenden behandelt war. Dabei wich er von der Reihenfolge der Schüler nur dann ab, wenn er sein Notizbuch vergessen hatte. Die Folge war, dass nur derjenige für die betreffende Stunde arbeitete, der an der Reihe war. Wir anderen schenkten uns dies. Während des Religionsunterrichtes arbeitete jeder für die folgenden Stunden; nur einer schrieb den Vortrag nach. Auch dies war nicht immer nötig, weil der Direktor das Kurz'sche Religionsbuch seinen eigenen Vorlesungen zugrundelegte.

Außer der Religion erteilte Schütt auch noch den griechischen Unterricht. Wir mussten Plato, Demosthenes, Thukydides in der Regel gleich ins Lateinische übersetzen, stellten aber fest, dass unser Lehrer Ausgaben mit neben- oder untenstehender lateinischer Übersetzung benutzte, und - machten es ebenso. Wurde ins Deutsche übertragen, so pflegte Schütt die Engelmanschen Ausgaben in die Klasse mitzubringen. Dann verließ er selten das Katheder. Wir waren deshalb in der Verwendung unerlaubter Hilfsmittel auch nicht behindert.

Während so sein Unterricht wenig förderte, wurde der lateinische Unterricht mit großem Nachdruck und bestem Erfolg betrieben. Viermal während meiner Gymnasialzeit hatte ich Prof. Liebig als Lateinlehrer, in Sexta, Untersekunda, Unterprima, Oberprima. Ein kleiner, hinkender Mann von angeborener Güte, die aber auch schärfsten Ernst nicht ausschloss, und natürlichem Lehrgeschick sowie unermüdlichem Fleiße, stand er bei den Schülern in größter Achtung. Auch der schlimmste Lümmel hätte sich gegen ihn nicht aufgelehnt. Er war, wenn auch nicht der geistvollste, so doch jedenfalls der beste Lehrer der ganzen Schule und wusste ausgezeichnete Fortschritte zu erzielen.

Zeitweise gab er auch deutschen Unterricht. Da regte er uns auf Untersekunda besonders dadurch an, dass er alle Vierteljahre auch ein Gedicht anzufertigen als Aufsatzthema stellte. Ich weiß, dass wir 1865 am 50. Jahrestag der Schlacht von Waterloo über das Thema dichteten: „Eine Stimme aus den Gräbern von Waterloo“. Wir blickten dazumal ziemlich düster in Deutschlands Zukunft. Ein Prosathema lautete: „Ist es recht, dass die zum Andenken an den 18. Oktober 1813 flammenden Feuer erloschen sind?“.

Dass auf allen Klassen lateinische Verse gemacht wurden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Jeder von uns besaß zu diesem Zweck einen „Gradus ad Parnassum“⁸. Die erlangten Fertigkeiten mussten wir auf Prima in den ersten Tagen des Januar bei einem großen Gedächtnisaktus entfalten. Wir nannten es „in Zungen reden“. Bei diesem Aktus gab es nicht bloß deutsche Reden und Gedichte anzuhören, sondern auch lateinische, griechische, französische, hebräische. Erledigt wurde die Sache in der Weise, dass der Direktor in der Mitte des Dezember in der Klasse abstimmen ließ, wer vorzutragen habe und in welchem Fach. Mir schanzte seinerzeit die Klasse das griechische Gedicht zu, und ich habe mich in den Weihnachtsferien redlich bemüht, um im Anschluss an Ovids Metamorphosen „He tes Niobes kai ton paidon autes teleute“ [Der Tod Niobes und ihrer Kinder] zusammenzudichten.

20 Ein ganz besonders anregender Lehrer war Dr. Urban, später Probst am K[loster]. U[nserer]. L[ieben]. Fr[auen]. in Magdeburg. Sein griechischer und deutscher Unterricht fesselte jeden. Er war nur zu milde und weich. Das machte sich mancher faule Gesell zunutze. Dr. Wutzdorff, ein Ostpreuße, später Direktor des Realgymnasiums in Görlitz, erteilte ausgezeichneten Geschichtsunterricht und wusste uns auch im Deutschen zu fördern. Er trat 1866 an die Stelle eines gutherzigen, aber überaus schwachen Oberlehrers, des Dr. Wiedemann. Bei letzterem wurde der unglaublichste Unfug getrieben; er hatte eigentlich nur dann eine ruhige Klasse, wenn er von 1812/13 erzählte, vom Durchmarsch der Großen Armee, von Napoleon, Blücher u. a., oder wenn wir mit ihm die Karte Deutschlands zugunsten Preußens korrigierten durch Wegnahme von Kurhessen und Teilen von Hannover. Bald kam 1866; da wurden wir derartiger Sorgen überhoben.

Ein bei ihm oft wiederkehrende Schülerwitz, um nur einen anzuführen, bestand darin, dass wir vor Beginn der ersten Stunde um 8 - gemeinsame Andacht in der Aula fand nur zu Anfang und Schluss jeder Woche statt - eines der längsten Gesangbuchlieder: „Befiehl du deine Wege“, „Großer Gott, wir loben dich“ und ähnliche von A bis Z sangen. Es war Sitte, dass der Klassenprimus das Lied vorher aussuchte. Wenn Wiedemann nach dem zweiten oder dritten Verse das Morgengebet sprechen wollte, erschallte schon der nächste Vers und so fort, bis nichts mehr zu singen da war. Dann erst folgte das Gebet, das auch nicht kurz war - und ein gut Teil der Stunde war vorüber. Wenn man sich frühmorgens verspätete, hörte es sich auf dem Korridor gar seltsam an, dass in jeder Klasse ein anderes Mor-

⁸ Lehrbuch mit dem traditionsreichen Titel „Stufen zum Parnass“, d. h. zu den „Höhen der Dichtkunst“

genlied gesungen wurde. Übrigens wurden auch die Turnstunden mit einem Lied – Vaterlands- oder Turnerlied – entweder angefangen oder geschlossen.

21 Der städtische Turnlehrer Böttcher verstand es unvergleichlich gut, Lust und Liebe zur edlen Turnerei zu wecken und zu erhalten. Es war eine Auszeichnung, unter die Vorturner aufzurücken, was gleichbedeutend war mit zwei Turnstunden mehr zu den festliegenden zwei Stunden, und noch größer war die Auszeichnung, wenn er uns gestattete, ihn mit „du“ anzureden. Er selbst redete alle seine Schüler mit „du“ an, auch wenn sie längst in Amt und Würden gelangt waren.

Eine originelle, aber höchste Achtung gebietende Persönlichkeit war der alte Professor Kogel, der zu meiner Zeit den ganzen französischen und hebräischen Unterricht erteilte. Wer etwas lernen wollte, konnte bei ihm viel profitieren. Andererseits drückte er ein Auge zu, wenn Schüler, die sich auf anderen Gebieten hervortraten, bei ihm wenig leisteten. Das zeigte sich für diese namentlich auch bei der Reifeprüfung. Damals musste noch eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische geliefert werden. Kogel las in den dafür angesetzten Stunden mit größtem Eifer die Zeitung, so dass die besseren Schüler den schwächeren helfen konnten. Am hebräischen Unterricht pflegten sich nur wenige Schüler nicht zu beteiligen. Trotz der starken Schülerzahl - als ich in Prima war, besuchten von den 45 Schülern der Gesamtprima gewiss 30 den hebräischen Kursus - brachte uns Kogel jedoch zu einem ganz leidlichen Verständnis der historischen Schriften des Alten Testaments.

Die Mathematik lag lange Zeit am Görlitzer Gymnasium im Argen. Der wissenschaftlich sehr tüchtige Oberlehrer Maywald konnte keine Disziplin halten, er war den Unarten der Jungen gegenüber ganz hilflos. Ich bin in die Geheimnisse dieses Faches - das blieben sie für weitaus die Mehrzahl der Schüler - eingedrungen im zweiten Jahr in Obertertia und gehörte seitdem zu den unbedingt Besten der Klasse. Es waren immer nur zwei bis drei sogenannte Mathematiker vorhanden. Als nach Maywalds Übergang an die Königl. Sternwarte in Berlin ein vorzüglicher Pädagoge, der nur leider bald durch den Tod abgerufene Prof. Störmer, den mathematischen Unterricht übernahm, hatte er einen wahren Augiasstall zu reinigen. In Obersekunda fing er noch einmal mit den Grundlagen an. Er war unerbittlich in seinen Forderungen, klar und eindringlich im Unterrichte und hob binnen Jahresfrist das ganze Niveau des mathematischen Unterrichts um ein beträchtliches. Ein gelehrter, überaus gutherziger Lehrer war der Oberlehrer Wilde. Wir mochten ihn alle gern, lernten auch was bei ihm im Lateinischen. Aber manche halbe Stunde wurde vertrödelt mit Wortgefechten, auf die er sich nur zu gern einließ.

22 Ich habe frühzeitig den Entschluss gefasst, Philologie zu studieren und die Lehrerlaufbahn einzuschlagen. Deshalb habe ich auch schon frühzeitig meine Lehrer mit kritischem Auge betrachtet und mir vorgenommen: „So wie der machst du es später auch!“, oder: „So machst du es einmal nicht!“. Und da ich die verschiedenartigsten Schülergespräche und -schliche nicht bloß beobachtet, sondern oft auch selbst mitgemacht habe, so lernte ich frühzeitig nicht bloß die Sträu-

cher erkennen, hinter denen die Übeltäter zu sitzen pflegen, sondern auch den rechten Maßstab zu finden, nach denen die Sünder zu beurteilen sind. Jugendlischer Leichtsinn und Großtuerei sind doch die gewöhnlichsten Wurzeln der Ausschreitungen.

Und wie oft sucht man ganz falsche Beweggründe! Mir steht noch ein Erlebnis aus der Prima lebhaft vor der Seele. Wir hatten griechischen Unterricht beim Chef - so nannten wir den Direktor oft -, ich war in der vorigen Stunde an der Reihe gewesen und hatte mich diesmal gar nicht vorbereitet. In der Pause vor der Stunde, als andere sich noch wacker eindringen ließen, hatte mich ein Kamerad darauf hingewiesen, ich sollte mir doch auch noch einmal das Pensum durchlesen, der Alte - auch so hieß der Direktor - könnte ja vielleicht sein Notizbuch vergessen haben, und da käme ich unweigerlich an die Reihe. Ich schlug die Warnung in den Wind, und wahrhaftig, der Alte hatte sein Notizbuch vergessen, und ich wurde aufgerufen. Ich fiel selbstverständlich vollständig ab und erhielt einen tüchtigen Denkkzettel, dass ich, der ich doch zu den Leuchten zu gehören pflegte, ein so schlechtes Beispiel gäbe. Geknickt setzte ich mich. Da wandte sich der Warner aus der Pause, den der Direktor, der diesmal vor mir stand, nicht sehen konnte, nach mir um und machte mir eine lange Nase. Dies war für mich so komisch, dass ich unwillkürlich lächelte. Nun aber war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Der ganze Zorn des entrüsteten Schulmonarchen prasselte auf mich nieder. „Eine solche Gleichgültigkeit und Respektlosigkeit ist mir noch nicht vorgekommen“, war das Gelindeste, was ich zu hören bekam. Ich habe an diesen Vorgang noch oft gedacht. Damals ließ ich alles über mich ergehen. Ich konnte doch den wahren Sachverhalt nicht aufklären.

23 Wie stand es mit der religiösen Förderung in meiner Jugendzeit? Von unserem häuslichen Leben habe ich schon berichtet. Dass ich als Chorsänger sonntags und festtags zum Gottesdienste ging, ist auch schon gesagt. Den Konfirmandenunterricht genoss ich zwei Winter lang beim Superintendenten und Pastor primarius Bürger, von dem auch alle Geschwister konfirmiert worden waren. Er war ein Jugendbekannter unseres Vaters. Pastor Bürger gehörte noch zu den ehrenhaften, frommen Vertretern der alten rationalistischen Richtung. Der Konfirmandenunterricht wurde ganz in diesem Sinne erteilt. Da es dem alten Herrn an Nachdrücklichkeit und Wärme nicht gebrach, so ist sein Unterricht von nachhaltigem Einfluss auf mich gewesen. Wir mussten für jede Stunde zwei Sprüche und einen oder zwei Gesangbuchverse lernen, die Sprüche mit Stellenangaben, und keiner wagte sich dem zu entziehen. Ich nahm mir aus diesem Unterricht einen schönen Schatz religiösen Wissens mit ins Leben.

Freilich erwies sich der rationalistische Einschlag doch so stark, dass bei der öffentlichen Prüfung der Konfirmanden einzelne nach der Verlesung des Glaubensbekenntnisses, als alle gemeinsam die Frage: „Glaubt ihr das, so antwortet mit ‚Ja, wir glauben es‘“, zu beantworten hatten, gerufen haben sollen: „Nein, wir glauben es nicht“. Wenigstens gab es Knaben, die sich dessen rühmten. In einer großen Schar von Konfirmanden geht ja die Einzelstimme verloren. Mir ist von meiner Konfirmation nur das im Gedächtnis geblieben, dass ich viele gute Vorsätze ge-

fasst und sie nach längerer Zeit getreulich befolgt habe. Es war das Jahr, in dem ich sitzen blieb. In jedem Semester ging die ganze Schule, soweit sie evangelisch konfirmiert war, gemeinsam zur Kommunion. Am Nachmittag vorher wurden wir in einer besonders angesetzten Betstunde vorbereitet. An dem folgenden, schulfreien, Tage, fand die Feier des heiligen Abendmahls statt. Nur Krankheit entschuldigte das Fernbleiben. Dies galt auch für die Mitglieder des Lehrerkollegiums. Einmal sagte beim Verlassen der Kirche ein Kamerad zu mir: „Nun können wir wieder flott darauf los sündigen!“ Es ist aber aus ihm ein guter Prediger geworden.

24 Der Religionsunterricht wurde in der Regel von den Ordinarien erteilt. Einzelne machten sich die Sache sehr bequem, manche verlangten zuviel, zwei waren so ausgesprochen orthodox, dass wir sie „Teufelsbekenner“ nannten, weil sie die Einflüsterungen Satans auf unser menschliches Tun und Denken gar so drastisch bei jeder Gelegenheit ausmalten. Guten Religionsunterricht erteilten Liebig und Urban. Nach der Schulordnung sollten die Gymnasiasten allsonntäglich zur Kirche gehen. Sie hatten in der Petrikirche ihre besondere Empore, und in der Regel führte auch ein Lehrer dort Aufsicht. Zur Kontrolle wurde montags früh in der Religionsstunde nach den Perikopen⁹ des vergangenen Sonntags gefragt, die Disposition der gehörten Predigt festgestellt und diese selbst besprochen. Ich habe mehrere Jahre lang die Themen der von mir gehörten Predigten und ihre Dispositionen aufgeschrieben und dann an die Klassen abgegeben, deren Religionslehrer die angegebene Kontrolle ausübten. Oft ist die Verwunderung groß gewesen, dass die Mehrzahl in der Petrikirche gewesen sei: „Und ich habe doch gar nicht so viele oben auf der Empore gesehen!“ Als ich die Universität bezog, hörte der regelmäßige Kirchenbesuch bei mir auf. Ausgesetzt habe ich ihn aber niemals.

25 Die politischen Ereignisse gingen selbst, als wir noch Kinder waren, nicht spurlos an uns vorüber. Der Krimkrieg beschäftigte uns schon. Türken, Russen, Franzosen, Engländer mussten unter den Bleisoldaten sein. Der Sturm auf den Malakoff wurde in Szene gesetzt. Dann folgte der Krieg zwischen Napoleon [III.] und Österreich um Italiens Einigung mit Solferino und Magenta. Wir Schulbuben begriffen nicht, dass Preußen den Österreichern nicht half. Die Neuruppiner grell bemalten Bilderbogen, die namentlich an Jahrmarktstagen die Auslagen vieler Buden bildeten, fesselten uns mehr als die Bänkelsänger mit ihren Darstellungen des Sepoy-Aufstandes in Indien oder der Christenmetzeleien in Syrien, die mit gewöhnlichen Raub- und Mordgeschichten abwechselten. Als im Jahre 1859 ein riesiges Kamel wochenlang die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, so wurde es natürlich auf kommende blutige Ereignisse gedeutet. Sie kamen auch wirklich. Vorbereitet wurden wir auf sie durch die Gedächtnisfeiern des Siebenjährigen und des Befreiungskrieges, die gelegentlich stattfanden.

Am 18. Oktober 1863 sahen wir die Veteranen von 1813 in ehrfurchtsvoller Bewunderung in ihren altväterlichen Uniformen. Auch in dem erst 1815 zu Preußen gekommenen Görlitz war eine ganze Anzahl dieser alten Krieger. Gut im Ge-

⁹ Bibelabschnitte, über die gepredigt wurde

dächtnis geblieben ist mir auch die Schillerfeier von 1859; sie wirkte nach in dem Verlangen, dass die gemeinsam feiernden Deutschen nun auch wieder ein einheitliches Reich aufrichten möchten. Das war ja auch der Grundgedanke der zahllosen Turner- und Sängerkulte der folgenden Jahre, über die die Zeitungen ausführlich berichteten.

Die inneren politischen Kämpfe bewegten auch uns Schüler. Die einen traten für Bismarck ein, die anderen wollten von ihm nichts wissen. Unsere Prügeleien blieben unentschieden, aber eins wurde stets einhellig begrüßt: die Auflösung des Landtages, denn dann stand ein freier Schultag in Aussicht, damit jeder Staatsbürger seiner Wahlpflicht genüge. Im Frühjahr 1864 hieß es einmal in der Turnstunde: „Gefangene Dänen sind auf dem Bahnhofe, sie sind für die schlesischen Festungen bestimmt“. Im Nu waren wir mit Genehmigung des Turnlehrers auf dem nahen Bahnhofe und überzeugten uns von der Wahrheit des Gerüchts. Die Gefangenen machten übrigens einen recht günstigen Eindruck. Mit umso größerer Inbrunst stimmten wir in der nächsten Turnstunde das „Schleswig Holstein meerumschlungen“ an, das damals überall gesungen wurde. Nun hatte doch Preußen auch wieder kriegerische Leistungen aufzuweisen.

Mit welchem Eifer hatten wir Schüler die Taten des Siebenjährigen Krieges und die der Befreiungskriege verfolgt und vermeinten deshalb, Preußen wäre nun in volle Passivität versunken. Es ging ein frischer Wind durch den Staat. Wir spürten ihn auch bei der 300-jährigen Jubiläumsfeier des Gymnasiums vor den großen Ferien des Sommers 1865. Ich hatte beim Festakt den Schubartschen Hymnus auf Friedrich den Großen vorzutragen und erledigte dies zur vollen Zufriedenheit unseres trefflichen Klassenlehrers Prof. Dr. Liebig. Am Fackelzuge nahmen alle größeren Schüler teil; zum Festkommers bei Held in der oberen Kahle waren auch wir Sekundaner zugelassen. Es war das erste Mal, dass ich eine derartige Veranstaltung erlebte, und sie ist mir darum fest im Gedächtnis geblieben. Besonders eindrucksvoll war die Rede eines alten Pastors Hüttig, der 1797 das Gymnasium verlassen hatte. Er schilderte die Schmach, die Fremdherrschaft nach seinen eigenen Erfahrungen und hoffte auf glorreiche Zeiten. Zwei Enkel stützten den alten Herrn, als er von seinem Platze aus auf den Tisch stieg, um zu reden - dieser erste Kommers bekam mir schlecht. Ich wanderte nach Schluss durch den Park und schlief auf einer Bank ein. Halb starr von der Morgenkälte wachte ich gegen 5 Uhr früh auf und gelangte mühsam nach Haus, wo ich sofort zu Bett gebracht wurde. Erst nach einigen Tagen hatte ich die Erkältung überwunden.

26 In den sich anschließenden großen Ferien bekam ich die Erlaubnis zu einer Riesengebirgsreise, die ich mit zwei Freunden, Müller und Schuricht, sehr vergnügt unternahm. Mehr als drei Thaler hatte keiner von uns in der Tasche; aber wir kamen uns damit sehr reich vor. Das erste Nachtlager hatten wir in Bad Flinsberg. Der Weg dahin, das Gebirge vor Augen, war uns durch muntere Unterhaltung gar nicht zu lang geworden. In Flinsberg war Jahrmarkt. Da gab es vielerlei zu sehen. Das behagliche Schlesische der Feilschenden ergötzte uns. Der nach Tinte schmeckende Brunnen wurde probiert und Honigkuchen dazu gegessen. Die Gasthofrechnung war mäßig. In bester Stimmung wurde die Reise bergauf, an

rauschendem Wasser entlang, unter hohen Fichten fortgesetzt. Vom Hohnstein hatten wir eine herrliche Aussicht ins Tal und die dahinter wie eine hohe Mauer sich erhebende Hauptkette des Riesengebirges. Auf der Josephinenhütte machten wir halt. Der Inspektor dieser Hütte, Mohr, hatte einen Sohn auf der Görlitzer Realschule, den wir gut kannten. Einer unserer Mitschüler, Schäfer, bei dessen Eltern der junge Mohr in Pension war, bewillkommnete uns und vermittelte unsere Unterbringung. So hatten wir Gelegenheit, nicht bloß den ganzen Prozess des Glasblasens zu verfolgen, sondern auch die Herstellung kunstvoller Gegenstände wie Prunkvasen, Tischaufsätze, Pokale kennen zu lernen. Ein ganzer Saal saß voller Maler, in einem andern wurde geschliffen, in einem dritten die Sachen für den Ofenbrand zurecht gemacht.

Mit den beiden Kameraden besuchten wir Drei die benachbarten Höhen, auch den Zackenfall, erstiegen den Kamm und ließen uns von zufälligen Reisegeleitern gern allerhand erzählen. Dann wanderten wir Drei weiter, erstiegen die Schneekoppe, hatten dabei unterwegs ein Unwetter zu bestehen, das uns bis auf die Haut durchnässte, genossen aber trotzdem in vollen Zügen die ungewohnte Freiheit, die herrliche Natur, die erquickenden Luft. Unsere Unterhaltung bewegte sich auf den uns zunächst liegenden Gebieten und war, das kann ich ohne Rühmen sagen, stets anständig. Die Scharen von Reisenden, die seit Herstellung der Eisenbahn das Gebirge unsicher machen, waren damals noch nicht vorhanden, und die Preise mehr als billig. Von der Kirche Wang wählten wir den Weg auf Schreiberhau zu, wollten aber unterwegs noch den Kynast besuchen. Da redeten uns ein paar gut gekleidete junge Leute an, ob sie sich uns wohl anschließen dürften. Wir willigten ein. Sie erzählten mancherlei Schnurren, auch manche bedenkliche, und gaben sich als Glogauer Kaufleute aus; die Namen habe ich vergessen. Wohlgenut besichtigten wir die alte Ruine, erfreuten uns der schönen Aussicht nach Warmbrunn und Hirschberg, die besonders klar war, und rüsteten uns zum Abstieg. Ein Bunzlauer Seminarist schloss sich als sechster an.

27 Am Fuß des Kynast nahmen wir in einem Gasthause den Kaffee ein. Bei dieser Gelegenheit zog einer der beiden Glogauer sein Notizbuch heraus und mit ihm eine Spielkarte. „Ach“, sagte er, „da habe ich neulich ein hübsches Kartenspiel in Warmbrunn kennen gelernt, darf ich es Ihnen einmal zeigen?“ Wir willigten ein. Es war das „Kümmelblättchen“, das wir unerfahrenen Jungen noch nicht kannten. Das Spiel erschien ungeheuer harmlos und durchsichtig. Bald war es in vollem Gange. Dann kam der Vorschlag, Geld zu setzen. Auch darauf ließen wir uns ein. Anfangs gewannen wir, dann verloren wir. Als wir jeder einen Thaler verloren hatten, verzichteten wir auf die Fortsetzung, und die Glogauer setzten allein die Reise fort. Wir folgten ziemlich missvergnügt, da wir jeder nur noch acht bis zehn Groschen besaßen und damit bis nach Görlitz reichen mussten. Auf dem Wege nach Warmbrunn trafen wir einen unserer Lehrer, den wir vorher auf dem Kynast begrüßt hatten. Er sagte: „Wo sind denn die fehlenden Zwei? Vorher waret ihr doch zu sechsen.“ Als wir ihm unser Erlebnis erzählten, lachte er und meinte, wir könnten froh sein, dass uns die Brüder nicht noch mehr gerupft hätten; es seien zweifellos Berliner Gauner. Unsere Reisekasse wurde durch einen Thaler, den uns unser freundlicher Lehrer borgte, aufge bessert. Aber Müller und Schu-

richt wollten nun schnell nach Haus und trennten sich. Ich blieb mit dem Seminaristen zurück, um mit ihm über Hirschberg, Lähn, Löwenberg nach Bunzlau zu pilgern und von dort die Bahn nach Görlitz zu benutzen.

In einer Dorfschenke vor Hirschberg - vorher hatten wir Stonsdorf besucht - quartierten wir uns ein. Als wir beim Abendessen saßen, hörten wir den Wirt schelten. Auf unsere Frage nach dem Grunde seiner Verstimmung teilte er uns mit, zwei Herren hätten ebenfalls Nachtlager bestellt und zu Abend gespeist; nun seien sie plötzlich ohne zu bezahlen verschwunden. Bald stellte es sich heraus, dass dies unsere Gauner gewesen waren, die bei unserem Eintritte sofort das Haus geräumt hatten. Sie sind, wie mir nachmals der Seminarist erzählte, später verhaftet worden und der Strafe für mancherlei Prellereien nicht entgangen. Ich vollendete die Reise meiner Absicht entsprechend und war um eine Erfahrung reicher. Mehr als drei und einen halben Thaler hat mich dieser Ausflug aber doch nicht gekostet. Wir haben allerdings zumeist auf Heu oder Stroh genächtigt.

28 Im Winter 1865 besuchte ich mit mehreren Kameraden einen Tanzstundenkursus. Das war der Eintritt ins Jünglingsalter. Wie jene hatte auch ich meine Flamme. Die üblichen Huldigungen, die Blumensträuße, ab und zu ein Glas Limonade, Kotillongeschenke u. a. konnte ich umso eher darbringen als mir mittlerweile Privatunterricht übertragen war, ich also über Geldmittel verfügte. Aus meinen späteren Berufserfahrungen weiß ich, dass solche erste Liebeleien oft die Schulleistungen beeinträchtigen. Wenn ein Sekundaner auffallend zurückblieb, so dass sogar die Versetzung gefährdet war, so musste der Grund in der Regel im Tanzunterricht gesucht werden. Ich selbst rückte jedoch am Schlusse des Schuljahres glatt in die Obersekunda auf und erhielt sogar als Auszeichnung die silberne Schaumünze mit dem Görlitzer Wappen und der Aufschrift: *industriæ ac pietati* [für Fleiß und Frömmigkeit]. Und doch hatte ich mich bei weitem nicht in dem Maße angestrengt wie in dem Jahre, wo ich in Obertertia sitzen blieb.

29 So bin ich unvermerkt schon bei dem denkwürdigen Jahre 1866 angekommen. Meine ersten Rauchstudien fallen hinein und das Erlernen des Skatspiels, beides im Anschluss an den Tanzunterricht. Dem Tabak habe ich nie besonderen Geschmack abgewinnen können. Ich gab den Genuss stets bald wieder und gewöhnlich gleich für Wochen auf und habe ein regelmäßiges, aber sehr mäßiges Rauchen erst als Ilfelder Lehrer angefangen, eigentlich nur, um die rauchgeschwängerte Atmosphäre der Zusammenkünfte besser zu ertragen.

Das Kriegswetter zog auf, die Zeitungen wurden täglich mit Ungeduld erwartet, böhmische Bettler erlaubten sich Drohungen, wenn sie kein Almosen empfangen. Voll Zuversicht sahen wir Grenzbewohner dem drohenden Zusammenstoß nicht entgegen. Die Österreicher kannten den Krieg, so meinten wir, aus Erfahrung besser als wir. Der Kampf gegen die Dänen musste ja bei der Kleinheit des Gegners für diesen unglücklich ausfallen, und die kaiserlichen Generale galten für intelligenter als die preußischen. Dazu konnte keiner begreifen, wie auf einmal unsere Nachbarstaaten, in denen wir Verwandte und Freunde hatten und mit de-

nen wir bisher auf dem besten Fuße gestanden, unsere Feinde geworden sein sollten. Aber am 4. Mai 1866 traf wirklich die Ordre ein, kriegsbereit zu sein.

Am 6. Mai - es war ein Sonntag - kam Bruder Reinhold von Ludwigsdorf, wo er mit einem Freunde zusammen eine Fabrik für Chemikalien gründen wollte, zu uns in die Stadt und berichtete, dass er zum 7. einberufen sei. Das war ein Schreck für unsere Mutter. Der Bruder blieb auf die Nacht bei uns, ordnete seine Sachen und ging in meiner Begleitung am nächsten Morgen ganz früh noch einmal nach dem nahen Ludwigsdorf zurück, um auch dort alles zu ordnen. Um 9 waren wir schon wieder in der Stadt. Reinhold begab sich nach dem angegebenen Versammlungsort, dem am Rande des Stadtparks gelegenen kleinen Exerzierplatz. Heutigen Tages ist er kassiert. Er lag dort, wo jetzt das Jakob Böhme-Denkmal steht. Ich ging gegen 11 Uhr ebenfalls dahin mit einem Paketchen, in das Mutter allerlei für Reinhold wertvolle Gegenstände gepackt hatte.

Als ich, am Rande des tiefer gelegenen Platzes angelangt, mich durch die Menge der Zuschauer gedrängt hatte, sah ich ein aufregendes, widerwärtiges Schauspiel. Etwa 4000 Reservisten und Landwehrleute, untermischt mit Frauen und Kindern, wogten wild durcheinander. Offiziere und Unteroffiziere waren vergeblich bemüht, Ordnung herzustellen. Viele der Versammelten waren betrunken, die meisten widerspänstig, alle wollten von einem Kriege gegen Österreich nichts wissen. Einigen schärfer auftretenden Militärs wurden die Waffen entrissen. Es blieb nichts übrig, als nach der Stadt zu schicken und Truppen holen zu lassen. Ein in meiner Nähe stehender pensionierter Offizier rief der nach der Stadt ziehenden Ordonnanz zu: „Dass nur aber nicht zu wenig Kerls kommen!“ Nach Verlauf einer halben Stunde traf aber eine Kompagnie der Jäger ein. Diese ging mit aufgepflanztem Hirschfänger gegen die Menge vor, die immer zuchtloser zu werden drohte - ohne jeden Erfolg. Die Masse umflutete die alsbald isolierten Jäger unter fürchterlichem Geschrei. Der alte Offizier hatte Recht behalten, war aber mittlerweile selbst in die Stadt geeilt, um auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Bald waren weitere Kompagnien der Jäger und 38er zur Stelle, die den ganzen Platz umzingelten. Nun sahen die Menschen ein, wohin ihr Verhalten führte. Die Weiber und Kinder sonderten sich ab. Es wurde ausgerufen, wann und an welchen Stellen sich die einzelnen Jahrgänge und Truppenteile wieder einzufinden hätten. Dann löste sich die Versammlung allmählich auf. Aber nun zogen die aufgeregten Leute truppweise durch die Straßen. Ich fand am Spätnachmittage den gesuchten Bruder auf dem Bahnhofe, händigte ihm sein Bündel ein, nahm Abschied von ihm.

Ich sollte ihn nicht wiedersehen. Er gehörte zu den nach Posen bestimmten Leuten. Dort wurde er dem 46. Regimente zugeteilt. Zwei Jahre vorher hatte er bei den 5. Jägern als Einjähriger gedient und wäre gern bei dieser Waffe geblieben.

30 So stürmisch wie in Görlitz ist es an vielen Orten zugegangen. Der Krieg war eben durchaus unpopulär, die Zeitungen durften nicht darüber berichten. In Görlitz dauerten die Unruhen noch die ganze Nacht hindurch. Die ungebärdigen Mannschaften warfen die Fenster ein, wenn sie Offiziere in den Räumen

dahinter vermuteten, und die vier Jägerkompagnien, die die ganze Nacht unter Waffen standen, mussten wiederholt die Straßen säubern. Es sind auch eine ganze Anzahl der Meuterer verhaftet und zu strengen Strafen verurteilt worden.

Die Spannung wurde noch größer. Am 13. Mai 1866 predigte der Diakonus Schuricht in der gefüllten Petrikirche sehr zeitgemäß: Wenn ein christliches Volk vom Herrn gezüchtigt wird, so bekehrt es sich zu Gott, demütigt sich vor Gott, verlässt sich auf Gott. Am 14. stand das Jägerbataillon in voller Kriegsstärke früh um 7 auf dem Obermarkte, marschbereit, auch die Ersatzkompagnie fehlte nicht. Der Major v. Weller hielt eine begeisterte Ansprache, in der er besonders auch den Reservisten für ihre ruhige und freudige Einstellung dankte. Er schloss mit einem dreimaligen „Hurra“ auf den König und dreimaligen „Hoch“ auf die guten Bürger der Stadt. Unter dem Klange des „Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus“ marschierte das Bataillon durch die Neißgasse aus der lieb gewordenen Garnison ins Schlesierland hinein.

Die nächsten Wochen waren unruhvoll. Das böhmische Gesindel wurde immer frecher. Es hieß, das österreichische Heer unter Benedek wolle über Görlitz einbrechen. Die alten Erzählungen von den Gräueln der Kroaten wurden aufgewärmt. Dann kam die Nachricht, in nächster Zeit würden unsere Truppen Görlitz besetzen. Inzwischen trafen Briefe von Reinhold ein: Sein Regiment sei von Posen nach Königszell gerückt. Endlich erfuhr ich ganz sicher bei einem Landausfluge am 25. Mai, dass überall für die nächste Zeit preußische Einquartierung angesagt sei. Tatsächlich zeigten sich schon Furiere vom 1. Armeekorps, und am 26. früh 6 Uhr sah ich auf dem Bahnhofe zu, wie eine ganze Schwadron der Totenkopfhussaren ausgeladen wurde. Nun ging es Zug um Zug. Es trafen Infanterieregimenter und viele Batterien ein. Uns Zuschauern entging es nicht, dass neben den neuen Gussstahlgeschützen auch noch alte Bronzekanonen in Gebrauch waren. Das 1. Armeekorps stand bald in und um Görlitz. Jedes Haus lag voller Einquartierung. Wir Schüler freundeten uns schnell mit den Soldaten an und zeigten ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt. „Wie weit ist es noch bis zur Grenze?“, war die oft sich wiederholende Frage. Dann wiesen wir nach dem nahen Lausitzer und Isergebirge.

31 Am 7. Juni verließen die Truppen die Stadt. Ich habe Stunden hindurch an der Neißstraßenecke dem Abmarsch zugesehen. Die am unteren Ende gelegene Brücke war einer der wenigen gut gangbaren Flussübergänge. Das 5. [3.?] Korps hatte inzwischen die Gegend von Salzbrunn erreicht. Von dort schrieb uns Reinhold, dort hatte ihn auch Bruder Gerhard noch einmal aufgesucht. Vom 9. Juni an zog das 3. Korps in die vom 1. aufgegebenen Quartiere. Es war für uns Schüler schwer, in dieser uns ganz in Anspruch nehmenden Umgebung unsere Schulpflichten zu erfüllen, aber der Unterricht ging ohne Unterbrechung weiter, wiewohl die Junihitze oft recht drückend war.

Davon bekam ich am 11. Juni etwas zu spüren. Wegen der auf diesen Tag angesetzten Notreifepfung war schulfrei. So begab ich mich in aller Frühe mit Freund Braun nach Reichenbach an der sächsischen Grenze. Dort besichtigte

Prinz Friedrich Karl einen Teil seiner Armee. Es hieß, es solle in Sachsen eingerückt werden. Als wir den Weg dahin fast zurückgelegt hatten, begegneten uns schon die zurückkehrenden Regimenter, staub- und schweißbedeckt, lechzend nach Wasser. Aber an allen Brunnen standen Posten und verhinderten das Trinken. Damals glaubte man, dass dies schädlich sei. Jetzt stehen in den Dörfern alle Leute mit Wasserkrügen vor den Häusern, um die durchziehenden durstenden Soldaten zu erquicken. Die Folge der alten verkehrten Maßregel waren Hitzschläge. Wir sahen bewusstlose Mannschaften in großer Zahl in den Chausseegräben liegen. Das Hauptquartier war vorderhand in Görlitz. Ich habe den Prinzen Friedrich Karl wiederholt gesehen. Beliebt war er nicht in der Stadt. Es wurden mancherlei Geschichten von seiner Rücksichtslosigkeit und Rauheit erzählt.

32 Am 16. Juni 1866 fand endlich der lang erwartete Einmarsch in das feindliche Gebiet statt. Um 5 Uhr früh ertönten die Alarmhörner. Das gerade in der Stadt liegende 67. Regiment vom 4. Korps, das mittlerweile auch eingetroffen war, war schnell auf dem Obermarkt versammelt. Sein Kommandeur, Oberst v. Gordon, der lange in Görlitz in Garnison gestanden und manches Manöver auch in Böhmen und Sachsen mitgemacht hatte, also die Gegend aufs genaueste kannte, hielt eine kurze Ansprache, die Patronen wurden ausgepackt, fort ging's in Feindesland. Böhmen war das Ziel. Dieser Tag war der einzige des ganzen Krieges, an dem für einige Stunden der Unterricht ausfiel. Gegen 11 Uhr stürzte einer unserer Lehrer ins Klassenzimmer: „Sie können nach Hause gehen, bei Marklissa ist eine Schlacht im Gange.“ Die Stadt war belebt von fortwährend durchmarschierenden Regimentern aller Gattungen. Allerhand Gerüchte wurden verbreitet. Schließlich stellte sich aber heraus, dass eben nur der Einmarsch in Sachsen und Böhmen eine Tatsache war. In Sachsen seien die Preußen überall freundlich aufgenommen. Bruder Reinhold schrieb, dass sie im Begriff stünden, in Böhmen einzurücken. In einem späteren Briefe schilderte er noch seine Eindrücke aus den Kämpfen von Nachod und Skalitz, die großen Verluste der Österreicher und dass es ihm ganz befriedigend gehe.

Ein denkwürdiger Tag war für mich der 30. Juni 1866. Der König wurde erwartet. Es gelang mir, auf dem girlandengeschmückten Bahnhofs - die Absperrungsmaßnahmen waren dazumal nicht so streng wie später - ein gutes Plätzchen zu finden. Gerade mir gegenüber hielt der Wagen des Hofzuges, in dem König Wilhelm sich befand. Er stand in der offenen Türe und unterhielt sich freundlich und lebhaft mit den Herrn, die ihn im Namen der Stadt begrüßten. Hinter dem Könige stand der Kriegsminister v. Roon. Aus dem nächsten Abteilfenster schaute Bismarck heraus. Er trug Kürassieruniform und rauchte mächtig aus einer großen Zigarre. Er unterhielt sich nur mit dem Prinzen Karl, dem Vater des Prinzen Friedrich Karl, und beachtete die übrigen Anwesenden gar nicht. Nach viertelstündigem Aufenthalt, während dessen der König zwei Depeschen erhielt, die er seiner Umgebung vorlas, fuhr der Zug weiter. Wenige Tage darauf wurde die Schlacht bei Königgrätz geschlagen.

33 Dass wichtige Ereignisse erwartet wurden, bewies das schon am 30. Juni umlaufende Gerücht, die Österreicher unter Benedek seien vernichtend geschla-

gen worden. Ich lief abends um 10 Uhr noch einmal in die Zeitungsausgabe, erfuhr aber nur, dass sich das Gerücht bisher nicht als wahr herausgestellt habe. Ich hatte trotzdem das Gefühl, dass wir in entscheidungsvollster Zeit lebten und Großes uns beschieden sei. Das bürgerliche Leben ging seinen Gang weiter, Verpflegungsschwierigkeiten und besondere Preissteigerungen machten sich nicht bemerkbar. Sonntag, den 1. Juli, trafen die ersten größeren Gefangenenzüge ein, Ungarn, Italiener und Deutsche, viele in wunderlichem Aufzug, Taschentücher um die Köpfe, zivile Mützen auf dem Haupte, einer sogar mit einem Cylinderhute. Die Italiener bezeugten große Genugtuung über ihr Ausscheiden aus dem Kampfe; sie sangen und tanzten, so dass ein alter ungarischer Sergeant, der leidlich deutsch sprach, sie als feige Spitzbuben bezeichnete. Die Zahl der eingebrachten Gefangenen wuchs in den folgenden Tagen so, dass die Frauenkirche, Annenkirche, das Theater, die Turnsäle zu ihrer Unterbringung benutzt werden mussten.

Endlich, am 4. Juli 1866, kam die große Siegesnachricht von der Schlacht bei Königgrätz. Wunderbar, sie wurde als selbstverständlich hingenommen von denselben Leuten, die vorher an Preußens Kraft gezweifelt hatten. Allerdings waren schon nach dem Eintreffen des 1. Korps alle Bedenken verstummt, als ob [dass] der Kampf nicht günstig ablaufen könnte. Selbst Napoleons drohende Einmischung wurde jetzt auf die leichte Schulter genommen. Zum Politisieren hatten auch wir Schüler jetzt reichlich Zeit, da der ganze Juli von den großen Schulferien in Anspruch genommen war. Am 16. Juli erhielten wir den letzten Brief Reinholds aus Landskron in Mähren. Er schrieb, dass es ihm gut gehe und dass neue Kämpfe bevorstünden. Am 23. raffte ihn in Ungarisch-Hradisch die Cholera dahin; am 9. August erhielten wir vom Regiment die offizielle Nachricht. Ein bitterer Wermutstropfen war so in den sonst so freudig begrüßten Frieden für uns hineingelangt.

Kurz vor dem Ablauf der Ferien besuchte die Königin die Görlitzer Lazarette. Ich habe sie dreimal zu Gesicht bekommen und freute mich über Ihr freundliches, gewinnendes Auftreten. Die Cholera hielt auch in Görlitz Einzug; aber ich erinnere mich nicht irgendwelcher Panik, wie sie z.B. in den neunziger Jahren beim Ausbruch dieser gefährlichen Krankheit Hamburg erfüllte. Diarrhöen waren an der Tagesordnung, man überwand sie ohne besondere Angstgefühle.

34 Die Schulaufgaben nahmen mich ordentlich in Anspruch; daneben hatte ich aber doch Zeit zu guter Privatlektüre. Ich habe damals viel Shakespeare gelesen und fast den gesamten Oehlenschläger, dessen Werke die Schulbibliothek enthielt. Nach dem Dänen kam Fouqué de la Motte an die Reihe. Ich habe ihn mit großer Hingebung von Anfang bis Ende durchstudiert. Als am 5. September unsere 5. Jäger vom Kriegsschauplatze zurückkehrten und unter ungeheurem Jubel, von der Fülle der Kränze fast erdrückt, ihren Einzug hielten, empfanden wir wieder den Verlust des geliebten Bruders in seiner ganzen Schwere.

Aber die Jugend ist elastisch. Als im Herbste Bruder Theodor - es war am 26. Oktober 1866 - seine Hochzeit mit Anna Pfennigwert feierte, gaben wir jüngeren Ge-

schwister uns unbekümmert den Genuss der Festlichkeiten hin, wirkten am Polterabend mit und stellten auch an der Hochzeitstafel unseren Mann. Die Trauung war in Wendisch-Ossig. Der dortige Pastor Fritsche war der Onkel der Braut, seine Tochter Kamilla meine Tischdame. Ich freundete mich mit einem Vetter meiner nunmehrigen Schwägerin Anna, einem jungen Landwirte, Eugen Pfennigwert, an, der sich bei der Erstürmung von Chlum ausgezeichnet und die Tapferkeitsmedaille erhalten hatte. Er schilderte lebhaft seinen Anteil am Kampfe und schloss damit: „Wenn es wieder losgeht, und es geht über kurz oder lang wieder los, komme ich nicht so heil davon.“ Seine Ahnung ging 1870 in Erfüllung. Er fiel in den Kämpfen vor Metz.

Im Winter wurde fleißig gearbeitet. Die drei neuen Lehrer, Wutzdorf, Urban, Störmer, die an Stelle der tatsächlich abständig gewordenen Struve, Wiedemann und Maywald getreten waren, forderten viel und wussten ihre Forderungen durchzusetzen. Ich wurde Ostern 1867 als dritter nach Prima versetzt. Auch Gustav erreichte dieses Ziel, nachdem er mit fünf anderen Zweifelhafte eine Extraprüfung ausreichend bestanden hatte.

Mit dem Eintritt in die Prima war für mich auch der Eintritt in die Septem [„Sieben“] verbunden, die mich schon seit einem halben Jahre gewonnen hatte. Die Septem war, wie ich schon ausgeführt, ein im Jahre 1860 von Förster¹⁰ und anderen gegründeter Freundschaftsbund, dessen Glieder keine Farben trugen, bestimmte Kneiptage auf benachbarten Dörfern abhielten und sich verpflichtet hatten, die Ehre der Schüler hochzuhalten und Tüchtiges zu leisten. Die feierliche Aufnahme in den Bund fand auf der „Bude“ eines älteren Primaners statt. Der Kamerad Preisike [?] - er starb gegen 1916 [?] als Vortragender Rat des Unterrichtsministeriums - hielt uns neu eintretenden Füchsen eine sehr eindringliche Rede, und damit war die Zeremonie beendet. Im Laufe des Jahres wurde auch Bruder Gustav und Freund Reinhold Braun aufgenommen. Schließlich gehörten von den 44 Schülern der Gesamtprima mehr als 30 dem Bunde an. Er trat nur dann unliebsam in die Erscheinung, wenn auf den Quartalskommerssen einzelne Trunkfällige sich Ausschreitungen erlaubten. Die Polizei war gewöhnlich so rücksichtsvoll, bei der Schulleitung keine Anzeige zu erstatten.

Die Arbeitslust wurde durch unsere Zusammenkünfte nicht unterbunden. Neben den laufenden Schularbeiten wurde noch tüchtig Privatlektüre getrieben. Außer der ganzen Ilias habe ich viel Lateinisches gelesen, z.B. Plautus, Terenz, Livius, Cicero. Mein Partner war in der Regel Gustav Born, der außergewöhnlich begabte Sohn des jüdischen Kreisarztes.¹¹ Born hatte nichts an sich von der üblichen jüdischen Überhebung. Er war ein feinsinniger, bescheidener, verständnisvoller Kamerad. Er ist um die Jahrhundertwende als Professor der Medizin in Breslau gestorben. Mit ihm besuchte ich wiederholt die Vorstellungen klassischer Dramen im Stadttheater.

¹⁰ Hdschr. Anmerkung: „Prof. a. d. Universität Breslau, infolge Alter verstorben“

¹¹ „Chronik der Stadt Görlitz“, 2006: „Die preußische Gesetzgebung gab den Görlitzer Juden seit 1847 die vollen bürgerlichen Freiheiten. So entstand eine schnell wachsende jüdische Gemeinde.“

35 Als die Kriegereignisse sich jäherten, die großen Ferien gekommen waren, trieb mich die Reiselust ins ehemalige Feindesland. Ich war am Jahrestage von Königgrätz in Dresden, mein Reisegefährte war Freund Braun. Die Gemäldegalerie fesselte uns stundenlang, die Statuensammlung des Japanischen Palais in der Neustadt nicht minder; die Erinnerung an den 3. Juni wurde in Dresden begangen durch das Heraushängen von umflorten oder schwarzen Fahnen. Die Garnison trug zum Teil noch die alten sächsischen Uniformen. Am zweiten Abende unseres Aufenthaltes sahen wir die Meyerbeersche Oper „Der Prophet“. Die prächtige Ausstattung rief unsere größte Bewunderung wach. Die Titelrolle wurde von einem hochberühmten Sänger ([Joseph] Tichatschek) gespielt, der aber wegen seines vorgerückten Alters nicht mehr den Anforderungen entsprach. Dresden gefiel mir unendlich viel besser als Breslau, das ich als Quintaner und als Tertianer gesehen hatte, von Bresa aus, wo ich gastliche Zeit verlebte bei dem Pastor Ender, dem Sohn der geliebten Muhme.

Von Dresden aus wurde stromaufwärts gefahren und die Sächsische Schweiz besucht, daran schloss sich die Ersteigerung des Milleschauers bei Teplitz und die Rückwanderung durch das Lausitzer Gebirge. Am letzten Tage legte ich - Braun war er weiter nach dem Westen gereist - die nicht kleine Strecke von Böhmischesch-Warnsdorf nach Görlitz, weil mir das Geld ausgegangen war, ohne Unterbrechung zu Fuß zurück.

36 Im Herbst 1867 musste ich leider den Klavierunterricht bei dem trefflichen alten Lenz wieder aufgeben. Ich war zu sehr in Anspruch genommen. Die Zahl der Privatstunden, die ich selbst erteilte, hatte zugenommen. Es verging kein Tag, auch nicht der Sonntag, an dem ich nicht wenigstens eine, oft aber zwei Privatstunden erteilte. Dazu kam die Beanspruchung meiner Zeit durch die Chormitgliedschaft. Zwar [war] das Voranziehen vor dem Sarge mit dem Kreuz als unzeitgemäß abgeschafft und dadurch Zeit gewonnen, aber das Singen in der Begräbniskirche, an Gräbern oder auch bei festlichen Gelegenheiten war geblieben. Dazu traten die Kirchenmusiken und Responsorien an Sonn- und Festtagen und endlich die gesangliche Teilnahme an den Abendmahlsfeiern jeden zweiten Freitag von 8 bis 10 vormittags und an manchem Oratorium, mit allen Übungs- und Vorbereitungsstunden. Als Quartaner hatte ich außer den gesetzlichen beiden Turnstunden mich auch an den festliegenden Überstunden zu beteiligen. Der Schulunterricht verteilte sich auf die Zeit von 8 bis 12 vormittags, 2 bis 4 nachmittags und 5 bis 7 nachmittags, wenn geturnt wurde; feste Chorsingestunden waren an zwei Wochentagen von 1 bis 2 angesetzt, wozu oft noch besondere Übungsstunden am Abend traten.

So war jeder Tag voll besetzt, und ich hatte jeden freien Augenblick zu nutzen, um für die Schule meine Pflichten zu erfüllen. Dass daneben doch noch Zeit übrig blieb, mit den Kameraden zusammen zu kneipen oder einen Ausflug zu machen, auch das Theater zu besuchen, steht fest; aber diese Zeit war kurz bemessen. Ich rückte unter den ersten 1868 nach Oberprima auf, wurde Chorpräfekt, erster Vorsitzender der Septem und Vertrauensmann der Prima. Gustav war in Unterprima hängen geblieben. Die Arbeit für mich war im letzten Schuljahr also noch ge-

wachsen. Privatunterricht erteilte ich dazumal in den Häusern des Kreisdeputierten v. Wolff, des Fabrikbesitzers Körner, des Hofpredigers und Pastors Stubenrauch. Wenn ich mit dem Sängerkorps allein zu wirken hatte, was oft genug vorkam, standen mir einige ausgezeichnete musikalische junge Kameraden stets gern hilfreich zur Seite. Zwei davon waren sozusagen meine Stimmgabeln. Sie trafen mit unfehlbarer Sicherheit den Ton, mit dem eingesetzt werden musste, und sangen mit heller Stimme das Richtige, wenn in irgendwelcher Lage Schwierigkeiten drohten. So konnte ich es sogar wagen, eine volle Kirchenmusik - auf der einen Seite die Sänger, auf der anderen das Stadtorchester - zu leiten. Das Lesen der Partituren hatte ich ja mittlerweile gelernt.

37 Meine Stellung in der Klasse brachte mich wiederholt in die Lage, recht entschieden aufzutreten: Einem Mitschüler musste der Umgang mit Schauspielerinnen untersagt, einem anderen der Klassenverweis in Aussicht gestellt werden, wenn er sich weiter mit Dirnen abgab, ein völlig directionsloser ober-schlesischer Pole von jeglichem Verkehr ausgeschlossen werden. Eins ist mir heute wunderbar: Keiner von uns spürte auch nur die geringsten Bedenken darüber, dass unser Tun und Treiben, wenn es auch vielfach gute Zwecke verfolgte, doch ganz andere Wege einschlug, als die Schulordnung verlangte. Wir besuchten ungescheut am hellen Tage die uns zusagenden Bier- und Kaffeestuben, am Abend auch diejenigen, in denen unsere Lehrer verkehrten. Wir hatten eigene Gerichtsbarkeit sozusagen neben der gesetzlichen. Wir feierten alle vier Wochen auf den benachbarten Dörfern Kommerse. Wir arrangierten Tanzkränzchen und luden dazu ein, wer uns behagte. Alles dies lief den Schulgesetzen entgegen, und es wurde in allen Fällen ein Plan zurechtgelegt, unsere Handlungsweise unverfänglich erscheinen zu lassen, falls sie angezeigt würde. Aber eben dies geschah in ganz seltenen Fällen. Dann war allerdings der Karzer für längere Zeit besetzt, und der Schuldiener hatte gute Tage¹².

Unsere Lehrer hatten jedoch ihre bestimmten uns bekannten Treffpunkte, und wenn sie uns einmal in der Stadt in einem Gasthause oder Konzertgarten sahen, so nahmen sie an, dass wir mit Angehörigen zusammen wären. Wenigstens wurde ihnen das, wenn sie wirklich einmal fragten, stets als Erklärung angegeben. Die besonders strengen Lehrer aber pflegten überhaupt nicht in Kneipen zu gehen, schieden also gänzlich aus den Berechnungen aus. Groß waren also die Gefahren für die Schüler nicht.

Der Schlüssel liegt aber anderswo. Es war die jahrzehntelange Tradition, die unser Verhalten beeinflusste. Auf den Gedanken, dass wir schweres Unrecht begingen, kam auch nicht einer. Seit 1806 bestanden Klassenannalen, die in der Regel der Primus führte. Aus diesen ersahen wir, dass frühere Generationen viel forscher gewesen waren als wir, dass auch unsere Lehrer, soweit sie Stadtkinder waren, es nicht anders getrieben hatten. Das von Meth herausgegebene Buch gibt Ausschnitte daraus. Als ich selbst diese Annalen in meiner Verwaltung hatte, borgten sich dann und wann Geistliche aus Görlitz und Umgebung die älteren Bände, um

¹² durch von den Insassen bezahlte Wohltaten, s. u.

sich ihre Jugendzeit wieder ins Gedächtnis zu rufen, so dass ich mich veranlasst sah, zunächst den ältesten Band abschreiben zu lassen, damit er nicht zu sehr zerlesen würde. So wirkten diese Umstände zusammen, um uns sorglos dahinleben zu lassen.

Die von Zeit zu Zeit einsetzenden Karzerstrafen, wenn das Lehrerkollegium dazwischenfuhr, wurden mit Humor ertragen. Der Schuldner verschaffte den Delinquenten gegen gutes Trinkgeld alles, was sie wünschten, und sorgte dafür, dass unliebsame Überraschungen durch revidierende Lehrer ausgeschlossen waren. Allerdings lag ihm auch daran, dass die das Strafen nicht einschließen. Das sollte für Bruder Gustav verhängnisvoll werden. Vor Abschluss des Schuljahres hatte er sein Notizbuch in der Klasse liegen lassen, in dem die Mitglieder der Septem verzeichnet waren, ferner die Teilnehmer eines beabsichtigten Ausfluges und endlich ein drolliges, aber nicht gerade respektvolles Gedicht auf den Direktor. Der Schuldner hatte dieses Notizbuch in einen Stapel Hefte eingelegt, die für das Direktorzimmer bestimmt waren, nach allgemeiner Überzeugung in der Absicht, dass der Direktor das Buch lesen und infolgedessen Karzerstrafen verhängen sollte. So kam es auch. Die Teilnehmer jenes Ausfluges bekannten sich ohne weiteres dazu und erhielten ihre Strafen. Gustav und ich waren nicht dabei gewesen.

Über die Existenz der Septem war Gustav zu einer Aussage nicht zu bewegen; das gefundene Verzeichnis enthielt auch die Namen der früheren Mitglieder, konnte also nur für ein freundschaftliches Verhältnis Zeugnis ablegen. Das Spottgedicht nahm Gustav auf seine Kappe, ein Kamerad hatte es verfasst. Die Konferenz beschloss, da sich sonst nichts Belastendes für Gustav ergab, ihn zwar nicht mit einer Schulstrafe zu belegen, ihn aber wegen mangelnder sittlicher Reife nicht nach Oberprima zu versetzen. Gustav hatte gehofft, im Herbst die Reifeprüfung abzulegen, und war über diesen Ausgang so empört, dass er die Schule verließ und den Kaufmannsberuf wählte. Leider hatte ich noch nicht die nötige Einsicht, ihn von diesem Schritte, den auch unser Vormund billigte, zurückzuhalten. Der Schuldner aber hatte erreicht, was er wollte. Der Karzer war für einige Zeit besetzt.

38 Meine Schulzeit ging zu Ende. Mit welchem Verlangen wurde diesem Ereignis entgegengesehen! Der heranwachsende Mensch sieht eben nur in die Zukunft und macht sich das Gute nicht klar, was er achtlos zurücklässt. Der vermeintliche Druck der Schule wird erst später als Segen empfunden. Das letzte Halbjahr auf dem Gymnasium nahm selbst mich gründlich in Anspruch, obwohl ich eine ganz leidliche Grundlage hatte. Da wurde Geschichte interpretiert, die Horazschen Oden mehrmals vom Anfang bis Ende durchgelesen, die Iliaslektüre abgeschlossen. Am meisten Not machte uns die Religion. Die Art des Unterrichts in den beiden Primajahren ist ja schon geschildert. Es mussten einige 60 abgeschlossene Themen bewältigt werden, die nach den Angaben des Direktors von uns zusammengestellt waren. Wir trugen sie uns bei Spaziergängen oder auf unseren Stuben zusammenhängend vor. In der Religion wie in der Geschichte hatte damals nämlich jeder Prüfling erst über ein bestimmtes Thema etwa 5 Minuten selbst zu sprechen, ehe ihm Einzelfragen vorgelegt wurden.

Als die Prüfungstage herankamen, waren alle diese Vorbereitungen in der Hauptsache erledigt. Seit dem 1. Februar 1869 setzte die schriftliche Prüfung ein. Das deutsche Thema „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ lag mir ebensowenig wie der Mehrzahl der Kameraden, da wir Goethes Iphigenie vor zu langer Zeit gelesen und seither nicht wiederholt hatten. Später erfuhren wir, dass nur drei Arbeiten das Urteil „gut“ erhalten, die übrigen entweder nur zur Not genügt oder gar nicht genügt hatten. Meine Leistung gehörte zu den letzteren, was mich umso mehr bekümmerte, als ich bis zum Herbst 1868 bei Wutzdoff, der damals als Direktor an die Realschule übergang, zu denjenigen Primanern gehört hatte, die den besten Aufsatz und freien Vortrag zu liefern pflegten. Nun konnte aus der Befreiung von der mündlichen Prüfung, die mir von allen Seiten vorausgesagt war, nichts werden. Die übrigen schriftlichen Arbeiten waren nach Wunsch ausgefallen.

Der 17. und 18. März 1869 waren die Tage der mündlichen Prüfung. Für das Griechische wussten wir, dass Xenophons Memorabilien IV,6; II,1 sowie das XI. Buch der Ilias gewählt seien. Dafür hatten der Schuldiener und die Pensionäre des Direktors gesorgt; alles andere lag im Dunkeln. Das XI. Buch der Ilias war zu lang zum Durchlesen, aber die beiden Xenophonkapitel wurden am 16. März von allen Prüflingen durchgearbeitet. Am 18. März war alles überstanden; alle 13 Examinanden erhielten das Zeugnis der Reife, zwei, Braun und Fischer, unter Befreiung von der mündlichen Prüfung. Am 24. März wurden wir in feierlichem Aktus entlassen; ich hatte dabei eine lateinische Rede zu halten über das Wort des Sophokles: „hos hemera klinei te k'anagei palin / hapanta t'anthropeia, tous de sophronas / theoi philousi kai stygousi tous kakous“.¹³ Der treffliche Professor Liebig gab mir beim Abschied Anweisungen, wie ich mein Studium einrichten sollte, und fügte hinzu, ich möchte neben der Philologie auch die Theologie nicht vernachlässigen.

Wir ließen uns mit Wonne von den uns erwartenden Kameraden die Hüte eintreiben. Der vernichtete Hut war das Zeichen des Sieges.

¹³ Aias, 131-3: „Denn ein Tag beugt alle menschlichen Dinge und richtet sie wieder auf; die Götter aber lieben die Besonnenen und hassen die Schlechten“.

Studium in Leipzig, 1869-71

39 Ich wählte aber statt der Theologie das Deutsche, als ich bald darauf die Leipziger Universität bezog. Leipzig und Halle waren die Universitäten, die bei uns Görlitzern immer zuerst in Betracht kam, nach alter Überlieferung, Breslau und Berlin folgten erst in zweiter Linie. Damals mochten in Leipzig und Halle zwischen 30 und 40 von uns studieren. Wir hielten als Landsleute zueinander, auch wenn die Verbindungen, denen viele angehörten, sich feindlich gesinnt waren. In Schkeuditz fanden von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte statt, zu denen die Verbindungsleute ohne Couleur-Abzeichen kamen. Den Vorsitz führte dann der jeweilige Semesterälteste.

Als ich von den besten Wünschen der Meinigen begleitet auf die Universität übergang, waren für die ersten beiden Studienjahre die Unterhaltungsmittel gesichert. Ich konnte bei bescheidenem Leben sogar die Kollegiangelder bezahlen. Ich hatte von den Stundengeldern, Choreinkünften und Schulstipendien soviel zurückgelegt, dass ich mit einem kleinen häuslichen Zuschuss jährlich 300 Taler zur Verfügung hatte. Das reichte damals aus, wo man für 5 Silbergroschen eine völlig sättigende Mittagsmahlzeit erhielt. Das als Zukost dienende Brot stand überall in großen Schüsseln, die stets nachgefüllt wurden, auf allen Tischen, und die Studenten waren bekannt als gründliche Vertilger dieser nahrhaften Speise. Die Tasse Kaffee mit Milch und Zucker kostete eineinhalb Neue Groschen (15 Pfg.). Wenn wir unseren fast täglichen Kaffeelachs [?] spielten, so betrug die Zeche für den Verlierer einschließlich Trinkgeld auch nur fünf Groschen (50 Pfg.). Morgenkaffee und Abendrot wurden zu sehr mäßigen Preisen auf Hauspump genommen und monatlich bezahlt.

Die Wohnungen waren auch nicht teuer, wurden aber dafür mit der Bedingung vermietet, dass man sie in der Messezeit abtreten und sich dann mit Schlafstelle begnügen müsse. Die Messen fielen aber gewöhnlich in die Universitätsferien, höchstens mit einer Woche in die Arbeitszeit. Es blieb mir also nach Abzug der festliegenden Ausgaben immer noch ein nennenswerter Betrag für allerhand Extraausgaben, namentlich für Bücher und für [Bier], an dessen Genuss wir uns in den letzten drei Schuljahren leider gewöhnt hatten. Geld für eine Pfingstreise hatte ich mir im letzten Schuljahr auch schon zurückgelegt. So fuhr ich wohlgenut mit v. Rabenau, Ebert, Stoltz und Braun am 24. April 1869 nach Leipzig und fand bald eine zusagende Wohnung in der Reichstraße. Braun war mein Stubengenosse, auch unser Studium war das gleiche. Mit Eifer hörten wir die Vorlesungen bei [dem Altphilologen Friedrich Wilhelm] Ritschl, [dem Altphilologen] Georg Curtius, Zarnke¹. Daneben besuchten wir bald dieses, bald jenes Kolleg, nur um die betreffenden Dozenten einmal kennen zu lernen. Die Sonnabendsmotetten in der Thomaskirche interessierten mich als ehemaligen Chorpräfekten sehr, desgleichen die Vorträge der Schüler des Konservatoriums. Die öffentlichen Sammlungen wurden durchstudiert; im städtischen Museum z.B. kannte ich schließlich die

¹ Gemeint sein kann nur der Germanist Friedrich Zarncke.

Mehrzahl der vorhandenen Stücke recht genau. Angetan hatten es mir die drei Prellerschen Kartons² und die [Alexandre] Calame'schen Schweizerbilder. Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung von Leipzig, Wasserfahrten auf der Pleiße füllten die freien Nachmittage aus. Mehrmals in der Woche wurde auf der Stube eines älteren Landsmanns, E. v. Lehmann, wacker gefochten. Das Turnen wurde leider nicht gepflegt.

40 Die Seele unseres Görlitzer Kreises war Hugo v. Rabenau, ein witziger, allzeit fröhlicher Kamerad von weitgehendster Gutherzigkeit und scharfem Verstande. Freilich, konzentriertes Arbeiten lag ihm gar nicht, außer in der Botanik. Er war vier Jahre und doch bloß drei Semester älter als ich, wusste auf allen Gebieten und in allen Lagen Bescheid und hatte immer Zeit. Mit ihm zusammen wohnte sein Intimus, der feinsinnige Neuphilologe Fritz Ebert. Letzterer besaß gar kein Vermögen. Er hatte die Schule mit Unterstützung von Rabenaus Vater, der ein wohlhabender, angesehener Rechtsanwalt in Görlitz war, durchlaufen können und lebte auch auf der Universität eigentlich gänzlich auf Rabenaus Kosten, der sich lieber etwas versagte, als es dem Freunde zu entziehen.

Rabenau war stets zu allerhand Schabernack geneigt. Das sollte mein Verhältnis zu Reinhold Braun trüben. Letzterer, ein fleißiger Arbeiter und fröhlicher Gesellschafter, hatte die nicht empfehlenswerte Eigenschaft der Knickerigkeit. Er war stets gern dabei, wenn es Freibier oder ein gestiftetes Essen gab, hütete sich aber, jemals selbst etwas zu spenden. Um ihm dafür einen Streich zu spielen, hatte Rabenau eines schönen Tages in unserer Abwesenheit, als er auf unserer Stube vergebens auf uns warten musste, sich an Brauns großer Mettwurst gütlich getan. Braun beschuldigte mich am Abend dieses Malefizverbrechens; ich war mit Recht darüber entrüstet, es gab Verstimmung. Später klärte Rabenau den Fall auf. Ich aber entschloss mich, nach Ablauf des Semesters mich von Braun zu trennen.

41 Die Pfingstreise 1869 ist mir allezeit lebendig im Gedächtnis geblieben. V. Rabenau, Ebert, Stoltz, v. Lehmann, Braun und ich waren die Teilnehmer. Wie prägten sich die Weimarer Erinnerungen in unsere Seelen ein! Das Schillerhaus, die Bibliothek, das Schloss, der Park, die Fürstengruft! Nur das Goethehaus blieb verschlossen. Wie gern hätten wir einen Blick hinein getan! Am Nachmittage des Pfingstsonnabends verließen wir Weimar und schlugen den Weg nach Rudolstadt ein. Berka und Blankenhain waren passiert, da brach der Abend des heißen Tages herein. Wir beschlossen in dem Dörfchen Neckrode, das wir gerade erreicht hatten, zu bleiben. Ich erwähne das nur, um zu zeigen, wie billig damals ein Student reiste. In der Schenke, in der wir gutes Unterkommen gefunden, bezahlten wir am andern Morgen für Nachtlager und reichlich Morgenkaffee mit Butterbrot und Festkuchen pro Mann ganze fünf Neugroschen = 50 Pfg. Entsprechend billig war das Abendessen gewesen und das recht gute Bier, das für die erwarteten Feiertage vorgesehen war.

In Rudolstadt war hoher Besuch, so dass an eine Besichtigung des ragenden Schlosses nicht zu denken war. So wanderten wir weiter über Blankenburg ins

² von Friedrich Preller d. Älteren (1804-78) oder d. Jüngeren (1838-1901)

Schwarzatal. Herrliches Wetter, fröhliche Stimmung, wundervolle Natur vereinigen sich, um unsere Wanderung so genussreich wie möglich zu machen. Das Schwarzburger Schloss im Abendsonnenglanze, im Talgrunde ein äsendes Rudel Hirsche, ringsum dicht belaubte Berge, später das alte Benediktinerkloster Paulinzelle, in Gräfenberg die Dorfjugend um den Pfingstbaum tanzend, harzduftende, große Wolken gelben Blütenstaubes aushauchende Fichtendickungen sind bleibende Erinnerungen geworden. Auf dem Kickelhahn stand noch das Holzhäuschen mit Goethes eigenhändig angeschriebenem Gedicht „Unter [Über!] allen Wipfeln ist Ruh“; wir betrachteten die klaren Züge seiner Handschrift in stummer Ehrfurcht. Auf dem Wege nach Tambach zog ein großer Heerwurm, der unseren Weg kreuzte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Naturforscher Stoltz erklärte ihn uns und machte uns auf die Tausende kleiner Würmchen aufmerksam, die ihn bildeten. Wir unterließen aber doch nicht, auf den Volksaberglauben zurückzukommen, lag doch seit Sadowa ein Zusammenstoß mit dem „Revanche pour Sadowa“ fordernden Frankreich sozusagen in der Luft. Friedrichswerda, Inselsberg, Drusental, Liebenstein, Altenstein, die Lutherbuche, Ruhla, Wilhelmstal, Eisenach heben sich aus der Fortsetzung unserer Reise heraus.

Die Wartburg war der stimmungsvolle Schluss und ihr Glanzpunkt. Als wir von ihr herabstiegen, hätten wir gern Fritz Reuter gesehen, der ein Landhaus am Abhänge des Berges bewohnte; seine „Stromtid“, die wir alle gelesen, hatte es uns angetan. Wir hörten aber, dass er sich ungebetene Besuche sehr wohl vom Leibe zu halten wisse. So ließen wir es. Nun kam die Frage der Heimreise. Unsere Rückfahrkarten reichten nur bis Weimar; unsere Barschaft war aber so zusammengeschmolzen, dass wir kaum die Eisenacher Gasthofzeche, geschweige denn die Fahrt bis Weimar begleichen konnten. Nach kurzer Überlegung wurde durch das Los bestimmt, dass E. v. Lehmann und ich alsbald nach Leipzig zurückfahren und den in Eisenach Zurückgebliebenen Geld beschaffen sollten. Gesagt, getan. Als wir Ausgelosten, in Leipzig angelangt, eben dabei waren, durch Versetzen der Uhren Geld aufzubringen, lief die Depesche ein: „Hurra, wir haben Hilfe!“

Der findige Rabenau hatte mit einem Leipziger Handelsschuldirektor angebändelt, dem das Fehlen von zwei Mitgliedern unserer lustigen Schar, die wiederholt seinen Weg gekreuzt hatte, aufgefallen war. Als der Herr erfuhr, was uns zum plötzlichen Abbruch der Reise veranlasst hatte, war er sofort bereit gewesen, den Zurückgebliebenen aus der Verlegenheit zu helfen. V. Rabenau, Ebert und Stoltz sind nach Rückerstattung des Vorschusses wiederholt in dem gastlichen Hause eingeladen worden.

42 Im Verlaufe dieses 1. Semesters wurden von verschiedenen Seiten Versuche gemacht, mich zum Eintritt in eine der bestehenden Korporationen zu bewegen. Bei der Burschenschaft Dresdenia standen Görlitzer. Man lud mich zu einer Mensur ein, die mir wohl gefiel; auch die Leute gefielen mir. Mehr noch aber sagten mir die Lusaten [„Lausitzer“], das älteste Leipziger Korps, zu, und ich wäre bei ihnen eingesprungen, wenn mir mein Wechsel dies erlaubt hätte. Später führte ich Ihnen einen jüngeren Görlitzer Freund, Richard Müller, zu, während Theodor Müller bei den Thüringern einsprang. Zwei Besuche in Halle fallen auch schon in diese Zeit. Meine alten Schulkameraden waren entweder bei den Nor-

mannen oder bei den Neoborussen aktiv. Ich bekam durch Einladungen Einblick in das Leben beider Verbindungen, die meine Lust verstärkten, mich irgendwie anzuschließen; aber es blieb dabei: Ich musste davon absehen.

Halle war damals nichts weniger als einladend, es kam mir gegen meine Vaterstadt Görlitz recht schmutzig und unansehnlich vor. Umso besser gefielen mir die Partien [Ausflüge] an der Saale. Eine Kahnfahrt unter dem Giebichenstein hin nach Trotha entzückte mich. Die Normannen beschäftigte damals die Abfahrt ihres 1. Chargierten Paul v. Möllendorff nach China. Er war Görlitzer Alter Herr der Septem: So war auch ich innerlich daran beteiligt. Nachdem er von den reichlich bemessenen Equipierungs- und Reisegeldern die Halleschen Manichäer [wohl: knickrigen Gläubiger] befriedigt, zog er wohlgemut in die Ferne und hat in chinesischen und koreanischen Diensten auch für das deutsche Vaterland nach Kräften gewirkt. Am 19. November desselben Jahres [1869] - der Tag wurde in Leipzig durch Fahnenhissen gefeiert - nahm er an der Eröffnung des Suezkanals teil. Sein Bruder Otto, der kleine Möllendorff genannt, schrieb darüber einen ausführlichen und anschaulichen Brief, bei dessen Vorlesung ich seinerzeit zugegen war.

Ich bin während meines zweijährigen Leipziger Studiums wiederholt in Halle gewesen, manchmal eine Woche lang, ebenso die dortigen Freunde in Leipzig. Ich pflegte dann bei irgendeinem der Hallenser, Vieluf, später v. Rabenau, oder in einer leeren Studentenbehausung zu nächtigen, wenn es nicht anders ging, auf einem Sofa. Ebenso wurden jene bei uns untergebracht.

Vieluf war mir ein Jahr voraus, mein Vorgänger als Chorpräfekt und als Vertrauensmann der Prima. Er hatte ein Jahr bei uns im Hause gewohnt und ganz die Zuneigung meiner Mutter gewonnen. Er war hoch begabt, sehr musikalisch, von großer Ausdauer, um ein gestecktes Ziel zu erreichen, und unbedingt zuverlässig. Leider sah er sehr schlecht und pokulierte stark. Letzteres war wohl Erbanlage; sein Vater war Dorfmusikant in Langenau. Vieluf war von seinem Ortsgeistlichen, dem schon erwähnten Pastor Ender sen., mit dessen Sohn Fritz zusammen unterrichtet und erzogen worden. Mit diesem kam er auf das Görlitzer Gymnasium. Dort half er sich mit Leichtigkeit bis zur Abiturientenprüfung durch. Auf der Universität fehlte es ihm nicht an Stipendien und auch nicht an Vorschüssen, so dass er zu rechter Zeit seine Studien beenden konnte. Er ist jahrzehntelang am Hirschberger Gymnasium Oberlehrer gewesen, ging vor der Zeit wegen seines mangelnden Sehvermögens in Pension und starb nicht lange darauf. Ich hielt sehr große Stücke auf ihn und folgte gern seinem Rate. Nur seinem Augenleiden ist es zuzuschreiben, dass der hoch begabte Mann keine weitere Verwendung gefunden und sich daher auch dem Biergenusse mehr hingegeben hat, als für seinen Beruf gut war. Getrunken wurde übrigens von uns allen in der Studentenzeit erschrecklich viel, und nur der Mangel an Moneten setzte dem oft ein Ziel. Dieser Mangel machte sich am meisten in der Zeit der Universitätsferien fühlbar und wurde dann die Quelle fleißigen Arbeitens und ausgebreiteter Lektüre.

43 Von Braun hatte ich mich nach Ablauf des 1. Semesters scheidlich-friedlich getrennt und mit dem mehrere Jahre älteren Carl Stoltz verabredet, im nächsten Winter zusammen zu wohnen. Stoltz war Mathematiker und Naturwis-

senschaftler, wegen seiner besonderen Launen und seiner Streitlust gefürchtet, aber ein trefflicher Charakter. Seine Eltern hatten ein Gut bei Pollwitz in Schlesien besessen, dasselbe günstig verkauft und waren der Söhne wegen nach Görlitz gezogen. Indem ich den Bund mit Stolz einging, wollte ich den Kameraden zeigen, dass nicht ich, sondern Braun durch sein Verhalten unser Auseinandergehen verursacht hätte.

Die ersten großen Studentenferien verlebte ich bis auf die Geldknappheit behaglich zu Haus. Griechische und römische Lektüre wechselten ab mit der Durcharbeitung der gehörten Kollegien und den Anfängen der englischen Sprache, die mir bis dahin völlig unbekannt geblieben war. Gustav Freytag, Spielhagen, Gutzkow wurden eifrig gelesen, dazu Walter Scott, dessen sämtliche Romane ich durch einen Gelegenheitskauf in meinen Besitz gebracht hatte. Unter den Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung von Görlitz nahm eine zweitägige Fahrt nach dem Greiffenstein bei Greiffenburg die erste Stelle ein. Die Septem feierte dort ihr Stiftungsfest. Wir alten Herren bildeten dabei die Mehrzahl der Teilnehmer und konnten gegebenenfalls die Gymnasiasten ducken. Wie es bei diesen Feiern zugeht, zeigen die angeschlossenen Programme aus den Jahren 1871 und 72, in denen die 1869 wohlgelungene Feier wiederholt wurde, weit genug von Görlitz, so dass selbst Ausgelassenheiten nicht leicht bis dahin bekannt werden konnten. Die Wanderung von Greiffenburg bis zur Ruine, ihre Besichtigung, fröhliche Gespräche bildeten die Einleitung zu einem solennen [alljährlichen] Kommers mit vielen Reden und einem eindrucksvollen „Landesvater“.

Besonderes Vergnügen rief aber jederzeit das ad hoc gedichtete Bierdrama und die „Schönheit an der Wand“ hervor. Die Dichter und Maler unter uns leisteten zu letzterer ihr Bestes. Die Bilder, die Szenen aus unserem Leben darstellten, waren in ziemlich großem Format gehalten und von lustigen Versen begleitet. Jeder erhielt zum Schluss das auf ihn bezügliche Bild. Auch Bierzeitungen fehlten nicht. Unvergesslich ist mir das „Ökumenische Konzil“ von 1871; es persiflierte die Infallibilität [Unfehlbarkeit (des Papstes)] auf das komischste. Die Krone aber bildete der „Vater Abraham“, gespielt von einem jüdischen Mitschüler Cohn, der später, nach seinem Übertritt zum Christentum, seinen Namen in John änderte. „Vater Abraham“ gab als unverfälschter Jude gewissermaßen den Clou ab mit seinen Bemerkungen zu der sich abspielenden Handlung.

Religiöse oder Rassenabneigungen gab es in unseren Schülerkreisen nicht. Die wenigen Juden waren umgängliche und verlässliche Kameraden. Die Katholiken dachten nicht daran sich abzusondern, die paar Wenden und Polen konnten für Deutsche gelten, sind es auch geworden. Wie gut Katholiken und Protestanten zu einander standen, zeigte uns auf der Schule das Verhältnis des Superintendenten Bürger zum Erzpriester Stiller: Beide hatten gemeinsam in Breslau studiert, beide hatten die alten Beziehungen aufrechterhalten; man konnte die alten Herren in eifriger Unterhaltung miteinander spazieren gehen sehen. Das änderte sich aber schon Ende der sechziger Jahre, als heißblütige Kaplane auf der Bildfläche erschienen. Wir Studenten kümmerten uns nicht um konfessionelle Unterschiede, auch die vielen Theologen unter uns waren alles andere als Zeloten [Fanatiker].

Mein Verhältnis zu den Damen muss noch erwähnt werden. Auf meine Tanzstundenliebe folgten noch mehrere stärker oder schwächer hervortretende Neigungen, ohne dass mich je eine völlig beherrschte. Ich beteiligte mich an Ausflügen mit den Freundinnen meiner Schwester Emma oder mit den Schwestern meiner Görlitzer Freunde und fand bald dies, bald das an den Mädchen auszusetzen. Völlig abwehrend verhielt ich mich, wenn auch nur der Schein vorlag - es gibt ja törichte Mütter, die das nicht lassen können -, als wolle man mich an eine Familie fesseln.

44 Das zweite Studiensemester sah mich mit Freund Stoltz zusammen. Wir hatten in der Nürnberger Straße in einem ziemlich neuen Hause eine uns zusagende Wohnung gefunden. Unsere bejahrte Wirtin, Frau Pöllnitz, etwas verwachsen, war eine saubere, kluge energische Person. Ihren Erzählungen über die mit der Leipziger Schlacht im Zusammenhang stehenden Vorgänge, die sie als zwölfjähriges Kind miterlebt hatte, lauschten wir gern. Sie tat sich viel zugute auf das Wachstum ihrer lieben Vaterstadt und das Aufblühen der Universität, die damals mit fast 2000 Hörern an der Spitze der deutschen Hochschulen stand. Gearbeitet wurde fleißig, aber auch viel Skat gespielt und Bier getrunken. Neben Curtius, Ritschl und Zarn[c]ke hörte ich nun den fesselnden, gemütvollen Hildebrand und den Rektor der Nicolaischule, [Justus Hermann] Lipsius. Die Lektüre zu Demosthenes' „De corona“ - diese Rede [die „Kranzrede“] interpretierte letzterer - führte mich in der Folgezeit zu den griechischen Rednern und zum attischen Prozess.

Das unter [Heinrich] Laubes Leitung stehende Theater zog uns oft an, wir versäumten aber auch selten die Sonnabendmotetten in der Thomaskirche und besuchten mit Vorliebe die billigen Symphoniekonzerte im Schützenhause, das unter den Leipziger Vergnügungsorten den obersten Platz einnahm. Die damals gefeierte Pracht der Einrichtung, künstliche Bergketten (alte Burg, Alhambra, Chiemseehaus, Wasserfall) u. a., würden uns heutzutage wohl reichlich geschmacklos vorkommen. Aber wer nach Leipzig kam, musste das Schützenhaus gesehen haben. - Mit Stoltz kam ich trefflich aus. In unseren Studien ergänzten wir uns, Psychologie trieben wir zusammen. Ich hatte das betreffende Kolleg bei Ziller belegt, fand aber mehr Gefallen an dem von Ziller empfohlenen Dobalschen Lehrbuch der Psychologie.

[Friedrich Wilhelm] Ritschl war dazumal wohl der berühmteste Vertreter der klassischen Philologie. Er zeigte aber schon deutliche Spuren des Alters; doch drang immer von Zeit zu Zeit jugendliches Feuer bei ihm durch. Sein Famulus Jungmann leistete ihm wertvollste Dienste und stand bei den Kommilitonen in höchstem Ansehen. Das philologische Seminar war so stark besucht, dass ich darauf verzichtete, dort einzutreten. Die von Jungmann geleitete Philologengesellschaft, in der ich einige Male hospitierte, war mir für meinen Standpunkt noch zu gelehrt. So hielt ich mich eng an die Görlitzer Schulfreunde. Rabenau war zwar nach Halle und Ebert nach der französischen Schweiz gegangen; dafür waren andere zu uns getreten: Haupt, Urban, Müller in erster Linie. Die gegenseitigen Besuche mit den Hallensern rissen nicht ab; namentlich wenn in Leipzig gute Opern gespielt wurden, hatten wir Gäste, die untergebracht werden mussten.

45 Den Übergang in das ereignisreiche Jahr 1870 verlebte ich still bei Mutter und Geschwistern in Görlitz. Ich besprach zu Haus meinen Eintritt bei einem Regimente, um meiner militärischen Pflicht zu genügen. Berlin wurde als geeignete Garnison befunden. Die Umfragen stellten fest, dass man dort nicht zu teuer leben könne, und so gedachte ich, mit Stoltz zusammen von Leipzig fortzugehen. Am Schluss des Wintersemesters gaben wir uns daher gründlich der Karnevalsfreude hin. Die rheinische Ausgelassenheit sollte auch in Leipzig eine Stätte haben. Prinz Karneval wurde in feierlichem Zuge vom Dresdner Bahnhof eingeholt. Eine ganze Zahl origineller Wagen und allerhand närrisches Volk bildete den Zug. Die Leute trieben sich teils maskiert, teils nur mit Schellenkappen ange- tan auf den Straßen herum und ließen es an Unfug nicht fehlen. Das war so was für uns Studenten! Als aber die drei Tage vom Samstag bis Dienstag durchgetollt waren, da sagten wir Görlitzer Freunde uns doch, dass das Vergnügen im Grunde recht mäßig gewesen sei. In der Tat, das östliche Deutschland ist kein Platz für derartige Freuden. Was nicht bodenständig ist, verwelkt schnell. Die Karnevals- feste sind in den nächsten Jahren sang- und klanglos verschwunden.

46 Ende März ward die Reise nach Berlin unternommen. Ich glaubte mit Sicherheit, dort bei den Franzern³ eintreten zu können, bei denen ich mich schon vorher gemeldet hatte. Freund Lübbert, der beim 2. Garderegiment z. Zt. als Ein- jähriger stand, nahm mich bei sich auf. Als ich am 29. März 1870 beim Franzer- regiment vorsprach, bedeutete mich der Adjutant Graf Keller, dass ich wahr- scheinlich den Gardefüsiliern zugeteilt werden würde, sein Regiment hätte schon die zulässige Zahl von Einjährigen überschritten; ich solle mich am 1. April auf der Königswache wieder melden. So hatte ich einige Tage vor mir, um mich in der Großstadt umzusehen. Ich war auf mich allein angewiesen, da Lübbert seinen Dienst hatte und der mit ihm zusammen wohnende Görlitzer Hilpmann tagüber in einem kaufmännischen Berufe beschäftigt war. Abends gingen wir zusammen aus. Mithilfe eines Stadtplanes fand ich mich leicht zurecht. Ich bewunderte die historischen Bauten und ließ das strömende Leben auf mich einwirken. Das Zeug- haus und die Museen nahmen mich am meisten in Anspruch. Ich bestieg den Kreuzberg, wanderte durch den Tiergarten, besah das neu gebaute Rathaus, wohn- te einer Parade bei, deren fesselndste Persönlichkeit der alte Papa Wrangel war, und fand an diesem bewegten Leben Geschmack.

Dass mich die Eindrücke überwältigt hätten, kann ich nicht sagen. Nur das ent- ging mir nicht, dass überall stramm gearbeitet wurde. An einem der Abende war ich mit den genannten Freunden im Luisenstädtischen Theater, Alkazar genannt. Ich ergötzte mich mit ihnen an einer Aufführung der Zauberflöte, bei der geraucht und Bier getrunken wurde. Die Sänger waren ihres Publikums sicher, unterbra- chen zuweilen ihre Rollen mit einem Witze und riefen damit dröhnenden Beifall wach. Auch nach Wohnungen sah ich mich um und fand eine mir zusagende in der Nähe der Gardefüsilier-Kaserne. Bezogen habe ich sie freilich nicht; denn bei der am 1. April 1870 vorgenommenen Musterung wurde ich als z. Zt. dienstun- tauglich wegen Überbeins am Daumen der rechten Hand zurückgestellt. Die kör- perliche Untersuchung ging vor sich in der Garde du Corps-Kaserne. Am andern

³ Kaiser Franz Garde-Füsilier-Regiment Nr. 2, Berlin

Tage erhielt ich meine Papiere zurück und fuhr am 3. April wieder in die Heimat, mit dem Entschluss, in Leipzig weiter zu studieren, da meine Stipendien an Leipzig gebunden waren. Am Tage der Abfahrt besuchte ich noch die besondere Sehenswürdigkeit Berlins, das damals in Deutschland noch einzig dastehende Aquarium mit seinem geheimnisvollen Leben.

47 Freund Stoltz war dagegen nach Berlin übergesiedelt und genügte dort seiner Militärpflicht; ich fand am Neumarkte in Leipzig eine geräumige, allerdings im Durchgange nach der Grimmaischen Straße gelegene Messewohnung, musste deshalb noch einige Zeit in Halle zubringen, bis dieselbe frei war. Einen Fortschritt wiesen meine Studien insofern auf, als ich in die von Lipsius begründete antiquarische Gesellschaft eintrat. Diese zählte zunächst nur etwa acht Mitglieder, nahm diese aber dementsprechend in Anspruch. Ich gelangte so zum Eindringen in die griechischen Redner. Eine kleine Arbeit aus Lysias veranlasste mich, ihn ganz durchzulesen; dann kam Demosthenes an die Reihe. Die Arbeiten wurden in lateinischer Sprache geschrieben, von Lipsius korrigiert und eingehend besprochen, nachdem ein Referent und Korreferent bestimmt war. Die Disputationen waren höchst anregend und gewöhnten uns an wissenschaftliches Arbeiten.

Nun kam ich auch mit anderen Studierenden in näheren Verkehr, namentlich mit Hessen. Am meisten zog mich Carl Münscher an, der Sohn des Marburger Gymnasialdirektors. Neben ihm nenne ich Loeber und Köhler. Auffallend waren mir die schlechten Lateinkenntnisse der annektierten Landsleute. Da hatten wir doch in Görlitz eine bei weitem solidere Grundlage mitbekommen. Der Pommer Täuber und die Sachsen aus dem Königreiche, die der Gesellschaft angehörten, machten dieselbe Beobachtung wie ich. Lipsius zog manchmal die Stirn in Falten, wenn er eine sonst tüchtige Arbeit Münschers stilistisch und grammatikalisch zurechtstutzte, und dieser überragte noch den Hanauer Loeber und den Kasseler⁴ Köhler.

Die mir zugeteilten Görlitzer Stipendien setzten mich in den Stand, auch in diesem Jahre eine Pfingstreise zu machen. Mit Münscher und Täuber strebte ich am Freitage vor dem Feste dem Erzgebirge zu. Von Schwarzenberg aus wurde gewandert. In Johannegeorgenstadt stellten wir fest, dass die im Winter vorher gänzlich abgebrannte Stadt schon wieder in vollem Aufbau begriffen war. Das Erzgebirge nimmt es mit dem Riesengebirge nicht auf, die Ortschaften erschienen uns etwas kümmerlich. Längere Zeit hielten wir uns in dem malerischen Karlsbade auf, wo gerade der Kronprinz von Preußen zu Kur weilte.

Im weiteren Verlaufe der sehr angeregten Reise übernachteten wir auch in Komotau im Hofe zum Grünen Baum und erlebten dort ein Beispiel des Verhältnisses der Deutschen zu den Czechen. Als ein etwas angetrunkener Czeche von dem sehr netten Wirte zum Weggehen veranlasst war - er gab ihm nichts mehr zu trinken -, wurden alle Holzläden der Hausfront schleunigst zugezogen. Bald flogen Steine dagegen. Der Ausgewiesene hatte mit anderen seines Gelichters ein richtiges Bombardement gegen den Gasthof eröffnet. Ein Ausfall des knüppelbewehrten

⁴ Die oft erwähnte Stadt Kassel erscheint im Original häufig auch als „Cassel“. Zur Erleichterung der Suche mit der Suchfunktion habe ich einheitlich „Kassel“ geschrieben.

Hausknechtes verscheuchte die Bande. Der Wirt aber sagte zu uns: „Seien Sie froh, dass sie diese Sorte 1866 nicht ins Land bekommen haben! Die hätten bei Ihnen übel gehaust, ganz anders als die Preußen bei uns. Das waren zumeist bescheidene, anständige Leute.“ Das war uns lieblich zu hören, und Münscher, der es bei den Marburger Jägern schon zum Vizefeldwebel gebracht hatte, bestätigte das Lob durch seine militärischen Erfahrungen. Der weithin das Land beherrschende Milleschauer mit seinen herrlichen Aussichten nach dem Erzgebirge und in das weite böhmische Land wurde erstiegen, Teplitz eingehend besichtigt und über Bodenbach elbabwärts und Dresden die Rückfahrt genommen.

48 Nach dieser Reise folgten Wochen angestrengte Arbeit, veranlasst durch die Knappheit meiner durch den Pfingstausflug [1870] zusammengeschmolzenen Geldmittel. In derselben Zeit umwölkte sich der politische Horizont zusehends. Die Kandidatur Leopolds von Hohenzollern für den spanischen Thron, das Kriegsgeschrei der Franzosen, das Verhalten Grammonts riefen berechtigte Unruhe hervor; sie wandelte sich in Entrüstung, als die Vorgänge in Ems bekannt wurden; an die in der Luft schwebende Infallibilität des Papstes dachte kein Mensch mehr.

Am 15. Juli wurde abends die „Wacht am Rhein“ in dem überfüllten Schützenhause mit Begeisterung gesungen. In der „Guten Quelle“, wo sehr viele Studenten ihren Mittags- und Abendtisch hatten - auch ich aß dort - wurde bei anbrechender Nacht die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland bekanntgegeben und mit brausendem Jubel begrüßt. Patriotische Lieder wurden angestimmt und dem Redakteur der partikularistischen Sächsischen Zeitung ein „Pereat“ [er gehe zum Teufel!] gebracht. Schon tags vorher war sein Blatt öffentlich verbrannt und diesem selbst wenig Schmeichelhaftes gesagt worden wegen seiner Zuneigung zu Frankreich. In der Nummer vom 15. Juli hatte er behauptet, preußische Studenten hätten diese Exzesse verübt. Jetzt erklärte ein Redner in der „Guten Quelle“, dass sie, die sächsischen Studenten, das an Hochverrat grenzende Verhalten der „Sächsischen Zeitung“ ebenso verurteilten. Diese selbst, der Süddeutsche Volksstaat und auch Blätter gleicher Richtung wurden unter allgemeinem Beifall öffentlich verbrannt. Dann setzte sich ein Zug von mehr als 100 Mann, dem sich unterwegs noch viele anschlossen, nach der Roßstraße in Bewegung, um dem [besagten] fatalen Menschen ein donnerndes „Pereat“ auszubringen. Gleichzeitig klirrten an Ort und Stelle aber auch die Fensterscheiben, als das „Pereat“ erklang; dann zerstreute sich alles, verhaftet wurde keiner, obgleich von allen Seiten Polizei und Nachtwächter herbeiströmten.

Am andern Morgen hielt Prof. Biedermann in dem größten, dicht gefüllten Auditorium eine packende Rede. Unter nicht enden wollendem Beifall machte er auf die Pflichten aufmerksam, die ein deutscher Student jetzt zu erfüllen habe, namentlich solle ein jeder so viel als möglich darauf hinwirken, unsere patriotische Gesinnung zu verbreiten, also besonders nach Süddeutschland hin. „Es ist ein heiliger Kampf, in den wir ziehen, dem von 1813 völlig an die Seite zu stellen. Es geht um Deutschlands Existenz. Wir können wohl Niederlagen erleiden; aber uns zu besiegen, uns zu unterjochen ist unmöglich.“ Als er geendet, dankten wir ihm durch allgemeines Erheben von den Sitzen.

49 Am Sonntag, dem 17. Juli 1870, verließ ich Leipzig, um in Görlitz einzutreten. Freund Münscher gab mir bis zur Abfahrt das Geleit. Ich sollte ihn nicht wiedersehen. Er fiel am letzten Tage vor der Einstellung der Feindseligkeiten vor Belfort, nachdem er die schwersten Kämpfe glücklich mit durchkämpft hatte. In Görlitz ging es mir zu meiner aufrichtigen Betrübniß wie in Berlin: Weder bei den 5. Jägern noch bei den 38. Füsilieren wurde ich wegen des Überbeins genommen, selbst als Krankenpfleger wollte man mich nicht. Mein Bruder Gustav hatte mehr Glück, die 38er stellten ihn ein. Nicht wenige von meinen Bekannten und Freunden zogen mit ins Feld; aber ich will auch nicht verschweigen, dass doch Einzelne sich drückten. Sie redeten sich damit heraus, dass sie auf das Aufgebot der Militärbehörde warten wollten.

Die Ereignisse nahmen nun den bekannten Verlauf. Ich begrüßte auf unserem Bahnhof manchen nach dem Kriegsschauplatze fahrenden guten Freund und Bekannten, namentlich als das 6. Regiment den Görlitzer Bahnhof passierte. Ich hörte mit stillem Kummer, wenn wieder ein Schulkamerad eingestellt wurde. Das Ersatzbataillon der 38er, bei denen Gustav stand, wurde nach Breslau verlegt. Das 6. Korps blieb vorläufig noch in Schlesien, weil man den Österreichern nicht traute; als es gegen Frankreich erfolgreich vorwärts ging, wurden auch die Schlesier dem 5. Korps, das zur Hälfte auch aus Schlesiern bestand, nachgeschickt. Nach Weissenburg, Wörth, Saarbrücken glaubte mancher, dass wir mit den Franzosen auch so schnell fertig werden würden wie 1866 mit den Österreichern. Groß war die Freude, als sich herausstellte, dass die Görlitzer Jäger die erste Kanone in diesem Feldzug erbeutet hätten. Allerdings ihr tapferer Kommandeur, Major Graf Waldersee, war gefallen. Der Bruder von Theodors Frau, Felix Pfennigwerth, hatte sich bei Wörth ausgezeichnet, das Eisene Kreuz erhalten, war aber auch nicht unerheblich verwundet worden. Seine neunzigjährige bei seinen Eltern lebende Großtante, die aus guter sächsischer Zeit stammte und die Freiheitskriege erlebt hatte, in denen die Franzosen Sachsens Freunde gewesen waren, konnte sich noch immer nicht recht hineinfinden, dass ihr Enkel nun als Preuße die bei ihr in gutem Andenken stehenden Franzmänner bekämpfte.

Ich arbeitete in der Ferienzeit fleißig, las namentlich Sophokles, dazu deutsche Klassiker und freute mich der unausgesetzt einlaufenden Siegesbotschaften. Die Kämpfe um Metz beschäftigten uns lebhaft. Gustav schrieb aus Breslau, er und seine Kameraden hofften, bei der Belagerung von Straßburg mit verwendet zu werden. Die Spannung steigerte sich, als die Schwenkung unserer Armeen nach Norden bekannt wurde. Dann kam der 3. September 1870. Hurra und Böllerschüsse riefen mich von der Arbeit: Napoleon gefangen! Alle Glocken läuteten. Vom Ratsturme her schallte Musik. Fahnen über Fahnen. Die Straßen voll jubelnder Menschen. Abends Illumination, Zapfenstreich, Böllerschüsse. Auf dem Obermarkte sang eine tausendköpfige Menge die „Wacht am Rhein“ und den alten Choral von Leuthen; selbst der Regen scheuchte sie nicht weg. Der Sieg von Sedan zeigte im Hintergrunde Elsass und Lothringen, die Aufrichtung des Reiches und baldigen Frieden.

50 Letzteres erfüllte sich leider nicht; der Krieg ging vielmehr mit erneuter Heftigkeit weiter. Lange Züge mit Gefangenen wurden über Görlitz nach den schlesischen Festungen geleitet. Wir kannten das von 1864 und 1866, unterließen aber doch nicht, gelegentlich das interessante Schauspiel uns anzusehen. So wurde ich einmal Zeuge eines Vorganges, der sich lebhaft in meinem Gedächtnis erhalten hat. In den Abendstunden hielt ein ansehnlicher Zug mit Gefangenen vor dem Bahnhof. Kürassiere, Ulanen, Chasseurs bildeten seine Ladung, aber auch Zuaven⁵ waren darunter, eine bunte Schar in ihren mannigfaltigen Uniformen. Ein großer Teil der Wagen bestand aus offenen Loren, die Insassen krochen aus den übergelegten Plantüchern hervor; es befanden sich auch einige ehemalige Kalkwagen dabei, mit spitz zulaufenden Brettdächern verwahrt. Da wurde die eine Hälfte des Brettdaches eines dieser Wagen von den Insassen zurückgeschlagen, und weißbestaubt zeigten sich höchst vergnügte Zuaven, die mit lauter Stimme die Marseillaise sangen. Andere Gefangene stimmten ein, und es war eine seltsame Szene, aus dem Munde dieser Leute zu hören: „Le jour de gloire est arrivé“. Das erst ist die Vergeltung für Jena!, ging es mir durchs Herz. Der Gesang trug den Gefangenen manche Zigarre ein.

Da sich bei Sedan das 5. Korps wieder ausgezeichnet hatte, so war es nicht verwunderlich, dass sich in Görlitz das Gerücht verbreitete, der König habe zugesagt, dass das 5. Korps zusammen mit der Garde den Einzug in Paris eröffnen solle, denn vom Einzug in Paris war schon im September 1870 die Rede; der alte Pariser Einzugsmarsch aus der Zeit der Freiheitskriege wurde in allen Konzerten gespielt. Aber die Friedensverhandlungen zwischen Bismarck und Jules Favre zerschlugen sich, aus dem Einzug in Paris am 25. September wurde nichts. Dafür erfüllte am 28. die Kapitulation von Straßburg ganz Deutschland mit neuem Jubel. Die rückläufige Bewegung unserer Geschichte ist im Gange. Jetzt geht es sichtlich aufwärts mit Deutschland. Görlitz belebte sich mit französischen Uniformen. Mehrere hundert Offiziere waren in der Stadt untergebracht; sie wohnten zu zweien und dreien mit einem gemeinsamen Burschen in Bürgerquartieren, verpflegten sich, so gut sie konnten, mit der gewährten Löhnung und mussten sich täglich zu bestimmten Stunden zu einem Appell einfinden. Die Billards waren allenthalben von ihnen in Beschlag genommen, bei einem Gläschen Absinth oder einer Tasse Kaffee saßen sie stundenlang. Es waren höfliche Leute. So standen sie sich mit der Bevölkerung gut. Irgendwelche Kränkungen wurden ihnen von keiner Seite zugefügt.

51 Am 24. Oktober 1870 begann ich mein 4. Semester in Leipzig. Ich hatte Neumarkt 40, gegenüber meiner ehemaligen Wohnung, bei netten Schneidersleuten eine neue Wohnung gefunden. Am 27. war ich abends in der Aufführung des Tell. Da trat Laube vor den Vorhang und verlas die stolze Nachricht vom Falle der Festung Metz: Bazaine mit 150.000 Mann gefangen. „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“ Wie drangen diese Worte ins Herz! Als wir aus dem Theater traten, war der Augustusplatz bengalisch erleuchtet und gewährte mit seinem Flaggenschmuck einen prächtigen Anblick.

⁵ Nordafrikanische Truppe in ihrer historischen – osmanischen - Militärtracht

In dieser Zeit gelangte ich in ein näheres Freundschaftsverhältnis mit einem jungen Görlitzer Schulkameraden, Woldemar Waage, der eben seine Reifeprüfung bestanden hatte und sich freute, ein Zimmer neben dem meinigen mieten zu können. Er studierte Mathematik und war nebenbei sehr musikalisch. Ich habe mit ihm - er besaß ein Piano - oft vierhändig gespielt, besuchte mit ihm Konzerte und Opern und frischte meine alte Klavierfertigkeit wieder auf. In den benachbarten Studentenstuben hatten gefangene französische Offiziere Wohnung genommen, deren einige hundert in Leipzig interniert waren. Vor der Stadt war ein Gefangenelager. Zu Zeiten trieben sich so viele Rothosen in den Straßen Leipzigs herum, dass man hätte glauben können, in einer französischen Garnisonstadt zu leben. Diese Offiziere betrogen sich nicht so gut wie die in Görlitz untergebrachten. Es gab auch rohe Gesichter darunter, und es wurden viele Klagen über ihre Anmaßlichkeit und Unsittlichkeit laut.

52 Ich war allmählich in ein recht fleißiges Arbeiten hineingekommen und verdankte dies nicht zum wenigsten dem Einflusse des trefflichen Lipsius, der sich väterlich jedes Mitgliedes seiner Gesellschaft annahm. An der Spitze der Societas Lipsiana stand sein Famulus Sorgenfrey, der ganz in dem Sinne seines Professors wirkte. Als dieser um Weihnachten seine Staatsprüfung ablegte, beschied mich Lipsius zu sich und fragte mich, ob ich sein Famulus werden wolle. Das war für mich ein sehr ehrenvolles Angebot, hatte auch pekuniäre Vorteile. Der Famulus erhielt eine feststehende Abgabe von den einlaufenden Kollegengeldern und ein seit alters her festgelegtes Holzgeld. Er hatte den Verkehr zwischen dem Dozenten und den Hörern zu vermitteln, die Liste der Hörer zu revidieren und namentlich auch zu kontrollieren, dass nur solchen, die wirklich dagewesen waren, der Besuch eines Kollegs bezeugt wurde, u. a. mehr.

Nun musste man aber, um in Preußen zur Staatsprüfung zugelassen zu werden, mindestens drei Semester eine preußische Universität besucht haben. Ich hätte unbesehen in Leipzig mein Staatsexamen abgelegt. Lipsius aber riet davon ab: In Sachsen seien die Philologen so schon zu viele; ich als Schlesier würde selbst mit dem besten Zeugnis kaum Stellung finden. So wurde aus dem schönen Anerbieten nichts. Lipsius riet mir, zu Ostern nach Göttingen oder Berlin überzusiedeln, damit ich rechtzeitig meine Studien abschließen könne. Ich bedauerte lebhaft, dass ich mit dem auch als Mensch von mir hoch verehrten Manne nicht in ein engeres Verhältnis eintreten konnte. Er leitete mich damals an, mich mit dem attischen Injurienprozess eingehender zu beschäftigen; es war das Gebiet, dem nachmals meine Doktordissertation angehörte.

Der Winter war kälter als gewöhnlich; ich freute mich, dass mein von Bruder Reinhold stammender Schlafrock so warm hielt. Zwei Opernaufführungen erfüllten Waage und mich mit Begeisterung: Richard Wagners Meistersinger und Beethovens Fidelio mit allen drei Ouvertüren. In den Weihnachtsferien, die ich in Görlitz verlebte, nahm die Kälte noch zu. Trotzdem rissen fortgesetzt einzelne der internierten Offiziere nach dem nahe gelegenen Böhmen aus; manche von ihnen fanden dabei den Tod durch Erfrieren. Endlich wurde die ganze Gesellschaft zu

ihrem großen Kummer nach Anklam und Demmin verpflanzt. Von dort war das Ausreißen schwieriger.

Die durchfahrenden Gefangenenzüge enthielten um diese Zeit jämmerliche Erscheinungen: Kinder und Greise, ein buntes Gemisch aller möglichen Regimenter, in trauriger Verfassung; sie stammten aus den Gefechten um Orléans. Ich dachte bei ihrem Anblick oft an den Rückzug der Großen Armee aus Russland im Jahre 1812. Als 1870 zu Ende ging, blickten wir stolz und hoffnungsfreudig in die Zukunft.

53 Der Schluss des Semesters brachte die Aufrichtung des Reiches, den Einzug in Paris und den ersehnten Frieden. Dass Belfort bei Frankreich blieb, wurde von uns Studenten auf das lebhafteste bedauert. Die Friedensfeier wurde in Leipzig am Sonntag, dem 5. März 1871, begangen. Die Stadt war auf das prächtigste mit Fahnen, Masten, Guirlanden geziert. Auf dem Markte vor dem Rathause stand eine Riesengermania, deren Herstellung in den Tagen vorher unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Abends beteiligte ich mich an dem etwa 1000 Köpfe starken Fackelzug der Studentenschaft, bei dem jeder drei Fackeln zur Verfügung hatte. Auf dem Fleischerplatz wurden unter Gesang die Fackelreste schließlich zusammengeworfen, ein schöner Anblick. Um 10 Uhr begann in einer Kaffeewirtschaft in Rosental der große Kommers der Nicht-farbentragenden. Wir Görlitzer hatten uns zusammengesetzt. Gute und schlechte, ernsthafte und scherzende Reden folgten sich in bunter Menge. Hildebrand, Heintze, Kanzsch sowie der Reichstagsabgeordnete Stephani fanden reichen Beifall, auch Siebenbürgener und ein Balte sprachen eindrucksvoll.

Die Stimmung war begeistert und voll vaterländischer Wärme. Dem preußischen Kultusminister v. Mühler wurde dagegen ein „Pereat“ ausgebracht. Um 2 Uhr schloss die Feier.

54 Am 11. März 1871 verließ ich Leipzig. Ich hatte in diesen vier Semestern das Studentenleben genossen und dabei doch die Arbeit nicht versäumt. Nachträglich bedauerte ich nicht mehr, dass ich auf den Anschluss an eine Korporation hatte verzichten müssen. Bei den Korps namentlich war neben dem Pauken [Mensuren schlagen] und Kneipen das Bordellbesuchen in starkem Schwunge; die Hallenser Korporationen, auch die Burschenschaften gaben damals in der Mehrzahl das Keuschheitsprinzip auf, weil sie sonst zuviele ihrer Mitglieder hätten dimittieren müssen. Ich war diesen Versuchungen nicht erlegen.

Auf der Rückreise durchwanderten Waage und ich das festlich geschmückte Dresden, wo am anderen Tage der Kronprinz Albert seinen Einzug halten wollte. Auch eroberte Kanonen und Mitrailleusen waren in beträchtlicher Zahl zur Verherrlichung der Siegesfeier aufgestellt. In Görlitz kam ich mit Kopfweh an, sah mir noch den Einzug der aus dem Felde heimkehrenden Landwehr an, war aber bald genötigt, das Haus zu hüten. Der Kopfschmerz wurde ärger und ärger, schließlich musste ich das Bett aufsuchen. Mein Befinden ließ viel zu wünschen, da auch Fieber und völlige Appetitlosigkeit dazutrat. Mutter behandelte mich mit schweißtreibenden Mitteln. Da bildeten sich an vielen Stellen des Körpers Pusteln, und ich

wurde mir klar, dass ich die Pocken bekommen hatte. In Leipzig herrschten sie, von den Franzosen eingeschleppt. Bekannte von mir, mit denen ich nach ihrer Genesung verkehrt, hatten längere Zeit daran getragen; sie hatten mich angesteckt. Zum Glück hörten nach dem Austreten der Pocken, deren gelbe Spitzen sich allmählich schwarz färbten und dann abfielen, die Kopfschmerzen auf, der Appetit kehrte wieder, nach anderthalb Wochen war ich ohne ärztliche Behandlung hergestellt. Andere Häuser, in denen Pockenranke lagen, hatten die schwarze Flagge aufstellen müssen, wir waren davon verschont geblieben.⁶ Allerdings erkrankten bald nachher Mutter und Schwestern gleich mir, überwandten aber ebenfalls in kurzer Zeit die Krankheit, ohne dass sie nennenswerte Spuren hinterlassen hätte.

55 In diesen Ferien habe ich außer den lateinischen und griechischen Schriftstellern auch das Gotische betrieben und viel Goethe gelesen. Nun kam die Frage der Beschaffung der Mittel, um mein Studium in Göttingen fortzusetzen, wohin ich nun zu gehen auf Lipsius' Anregung beschlossen hatte. Eine wohlhabende Freundin meiner älteren Schwester Vally, die verwitwete Frau Fabrikbesitzer Böhmer, half mir bereitwillig. Ich habe nur nötig, wenn ich Geld bedürfe, an sie zu schreiben, erklärte sie mir; sie wolle mir gegen 5% jährliche Zinsen alles vorschießen, was der Abschluss meines Studiums erheische. Ich ging mit Freuden und voll Dankes auf dies Anerbieten ein und versprach, die geliehenen Beträge zurückzuerstatten, sobald ich dazu in der Lage sein würde. Damit war die Sache erledigt, besondere Deckung verlangte sie nicht, und ich konnte beruhigt das als teuer geltende Göttingen beziehen.

Mein Bruder Gustav war bald nach Weihnachten ins Feld gezogen. Ich hatte ihn auf der Durchreise in Leipzig begrüßt. Jetzt schilderte er in ausführlichen Briefen seine Erlebnisse. Den Einzug in Paris hatte er nicht mitmachen dürfen. Nur die älteren Mannschaften seines Regiments waren dieser Ehre gewürdigt worden. Wohl aber war er ein aufmerksamer Beobachter des Pariser Bürgerkrieges, bestand die Offiziersprüfung und blieb bis zum Ablauf seines Dienstjahres bei der in Frankreich verbliebenen Besatzungstruppe. Als Vizefeldwebel kehrte er zurück und stand noch längere Zeit in Briefwechsel mit einzelnen französischen Gastgebern, mit denen er sich angefreundet hatte. Die Briefe, die er in jener Zeit an mich schrieb, habe ich ihm später zurückgegeben als Erinnerung an seine Campaigne in Frankreich.

56 Döllingers mannhaftes Auftreten gegen das Infallibilitätsdogma, das mittlerweile in Rom durchgegangen war, erfüllte die studierende Jugend mit dem Wunsche, dass ihm die deutschen Katholiken folgen und sich von Rom lossagen möchten. Er hat sich leider nicht erfüllt. Aber man ahnte bereits innenpolitische Kämpfe, hervorgerufen durch den die katholische Kirche beherrschenden Jesuitismus.

⁶ Die Stadtchronik von Görlitz verzeichnet für 1871 eine schwere Pockenepidemie.

Studium und Examina in Göttingen, 1871-73

57 Ende April 1871 war ich in Göttingen und fand, von meinem Stiefelwichser Bier geleitet, den ich mir gleich am Bahnhofs ausgesucht hatte, in der Johannisstraße 33 / Ecke Papendiek eine mir zusagende Wohnung. Der Preis für Stube und Kammer für das Semester belief sich auf 6 Louisdor, also etwa 90 Mark. Das Haus war von vielen Studenten bewohnt wie fast alle Häuser in der Nachbarschaft. Kaffee, Milch, Brot, Butter etc. wurden einzeln berechnet und monatlich bezahlt, wenn man nicht vorzog, es angekreidet stehen zu lassen. Alle Besorgungen übernahm der Stiefelputzer.

Die freundliche Stadt gefiel mir gut, namentlich auch wegen der ungewohnten ländlichen Verhältnisse. Fröhlich trieb der Hirt die Kühe der Bürger durch die holprigen Straßen. Der Ausrufer ließ zu bestimmten Zeiten seine schallende, eintönige Stimme hören. Die Studenten feilschten an den Markttagen mit den Bauern um deren Mettwürste oder bestellten bei ihnen das Brennholz, dessen sie bedurften. Auf allen Höfen waren Hühner, Gänse, Enten, selbst mitten in der Stadt. An den Toren hüteten Torwächter. Die ganze Stadt war umzogen von dem mit stattlichen Bäumen bestandenen Walle, der nur durch die wenigen Tore durchbrochen war. Die Umgebung reizte mit ihrer Abwechslung von Berg und Tal bei weitem mehr als das Leipziger Flachland zu Wanderungen. Dort waren es die Stätten der Leipziger Schlacht, die mich zuerst angelockt hatten, hier die Ruinen alter Burgen, die weithin sichtbar ins Land schauten.

58 Von Bekannten traf ich zunächst nur Loeber, der ebenfalls auf Lipsius' Anraten nach Göttingen gezogen war. Bald vergrößerte sich ihre Zahl durch Kommilitonen, die wir im Kolleg oder beim Mittagstisch kennen lernten. Durch sie wurden wir in das beschauliche Gasthaus „Zum [Schwarzen] Bären“ in der Kurzen Straße eingeführt, das während meines ganzen Göttinger Studiums unser Treffpunkt geblieben ist. Der großgewachsene, blonde Wirt, Wilhelm Schepeler, sah mehr wie ein alter Student aus, zumal er eine goldene Brille trug, und verstand es vorzüglich, mit seinen Gästen umzugehen, die dort verkehrten. Die dort verkehrenden Studenten traten auch bald in ein freundliches Verhältnis zu den Stammphilistern des „Bären“, den Brüdern Rittmüller, Carl Rittmeyer, Freise, Rohrman und anderen. Was man verzehrte, wurde angeschrieben und monatlich bezahlt - oder nicht. Wer ihm Vertrauen einflößte, dem borgte Schepeler ohne weiteres. Er war auch bekannt dafür, dass er niemals „trat“, wie der studentische Ausdruck für die Begleichung [d. h. durch Eintreibung] der aufgelaufenen Rechnungen lautete. Er hatte freilich ein scharfes Auge und konnte sehr wohl diejenigen herausfinden, die unverbesserlich leichtsinnig waren.

59 Zu den Göttinger Gepflogenheiten gehörte, dass man die Professoren in ihren Häusern aufsuchte und sich dort vorstellte. In Leipzig stellte man sich den Professoren durch Vermittlung der Famuli im Auditoriengebäude vor. Zu dieser Zeit wohnte der bei weitem größte Teil der Göttinger Dozenten noch innerhalb des Walles; außerhalb desselben befanden sich außer ländlichen Gehöften nur we-

nige stattlichere Gebäude. Lotze, W[ilhelm]. Müller, Zachariä, Kraut, Sartorius u. a. hatten sie sich gebaut und damit die Erweiterung der damals etwa 10.000 Einwohner zählenden Stadt eingeleitet. Die Professoren [Hermann] Sauppe und [Ernst v.] Leutsch, die ich zuerst aufsuchte, hatten ihre Häuser in der Unteren Masch. Sauppe, ein kleiner, lebhafter, gütiger Mann mit dunklen, klugen Augen, hörte mich sehr wohlwollend an und bestärkte mich im Studium der griechischen Redner; Ernestus de Leutsch, so hieß er bei den Studenten, konnte den schon etwas grämlich gewordenen Junggesellen nicht verleugnen und empfahl vor allem die griechischen Tragiker. Besonders gefiel mir Karl Wachsmuth, ein jugendlich frischer Mann, der Alte Geschichte, Geographie und Altertümer in seinen Kollegien behandelte. Deutsch hörte ich bei Wilhelm Müller, dem „Mann mit´s Gesichte“, auch „die Rune“ genannt. Überwältigend war sein Vortrag nicht; aber man konnte doch viel bei ihm lernen, namentlich als ich mich später auch seiner Deutschen Gesellschaft anschloss. Er war sehr gutmütig, konnte aber heftig werden, wenn man sich nicht völlig seinen Gedankengängen anschloss.

Vorerst hatte ich die Aufnahme in das philologische Seminar erlangt, das damals 15 Mitglieder zählte. Der Hauptmatador darin war der Oldenburger Ludwig Mendelsohn, das Urbild eines Juden, obwohl seine Familie schon in der zweiten Generation christlich war. Er hatte auffallende, oft komische Manieren und eine unausstehliche Arroganz. Sein Wissen war ausgebreitet und zugleich tiefgründig, er sprach ein eloquentes, fließendes Latein, traf bei der Disputation in der Regel den Nagel auf den Kopf, rief aber jedes Mal allgemeines Lachen hervor, wenn er nach einer treffenden Bemerkung seinen Kopf triumphierend nach allen Seiten wendete. Das Lachen hielt er für Bewunderung.

Das Seminar veranlasste mich zur Beschäftigung mit Lucrez und Theognis; als schriftliche Arbeit fasste ich den attischen Injurienprozess ins Auge und gelangte schnell dazu, mich gründlich einzuarbeiten. Ich ging in der Regel nur Mittwoch und Sonnabend auf die Kneipe zum „Schwarzen Bären“; der Sonntag pflegte zu einem weiteren Ausfluge verwendet zu werden. Auch die Bekannten, die im „Bären“ verkehrten und die sich allmählich zur so genannten „Bärenblase“ zusammenschlossen, huldigten denselben Grundsätzen.

60 Als die Feldzugteilnehmer zurückkamen, hegten alle den lebhaften Wunsch, das Versäumte aufzuholen. So schlossen sich manche unserer Gemeinschaft an, die aus ihren Korporationen ausgetreten waren und nun vorwärtskommen wollten. Juristen, Mediziner, Theologen und alle Arten Philologen sowie Mathematiker, Historiker, Chemiker waren unter uns vertreten, selbst ein alter Student fehlte nicht; es war der kleine, etwas verwachsene Dr. Müller von der Versuchsstation in Weende, Dr. Bickenbock scherzhaft genannt, der stets eine scherzhafte Bemerkung auf Lager hatte. Dadurch war anregende Unterhaltung gesichert. Sollte regelrecht gekneipt werden, so wurde ein besonderer Vorsitzender gewählt. Gelegenheit, ein Fässchen Bier „auszuwerfen“, fand sich häufig genug. Oft besuchten wir gemeinsam die „Bierkonzerte“ bei Burhenne, seltener die bei Marwedel. Am 16. Juni, dem Berliner Einzugstage der siegreichen Truppen, gestaltete sich das Konzert bei Burhenne zu einer Volksfeier. „Saufrat Hoppe“,

wie der absolut mäßige Hofrat Sauppe von uns Studenten genannt wurde, hielt eine patriotische, nur zu lang geratene Rede.

Eindrucksvoller war die des Dr. Ellissen, der namentlich auch Hannovers Schicksale beleuchtete: "Preußen hat allerdings das formale Recht verletzt; aber es musste dies tun, um eine Einigung zu erzielen, da sich die kleinen Staaten in ihren veralteten Verhältnisse eingelebt und sie liebgewonnen hatten. Das hannoversche Herrscherhaus wurde 1866 von der Strafe ereilt für die jahrelangen systematischen Rechtsverletzungen, die es sich im eigenen Lande erlaubt hatte, ohne ein allgemein nützlich Ziel im Auge zu haben." Ellissen erinnerte dabei an die Vorgänge von 1837-40 und von 1855-57. Ein Dr. Kaufmann hielt eine phrasenreiche, ziemlich verrückte Rede.

Dass mancher Studierende noch im Herzen an den alten Verhältnissen hing, war nicht zu leugnen. Ein sehr welfisch gesinnter Theologe zog sich von uns zurück. Ein biederer, sehr partikularistisch gesinnter Hesse, Demme, hielt aber bei uns aus und erfreute uns durch seine derben Ausfälle auf die Saupreußen, die aber niemals die Gemütlichkeit störten.

61 Das städtische Friedensfest wurde am Sonntag, dem 18. Juni 1871, gefeiert. Die Stadt war schön geschmückt. Ein riesiger Festzug mit Musikbegleitung begab sich vom Marktplatz zum Albanitor hinaus nach dem Rohns. Die Zahl der Teilnehmer des Zuges und der übrigen Besucher war so groß, dass gegen Spätnachmittag die Bierquellen versiegteten. Und das war gut; denn abends schloss noch ein Fackelzug das Volksfest ab. Voran zogen die Studenten, ihnen folgten die Bürger; der Zug war stattlich genug; aber die Fackeln brannten ganz elendiglich.

Sonnabend, den 24. Juli 1871, bei Anbruch der Nacht wurde die neue Göttinger Garnison, das 87.¹ Regiment, jubelnd empfangen. Bei Gebhards Gasthaus war eine Ehrenpforte aufgebaut, viele Straßen hatten die Fenster mit Lichtern erhellt; auch an bunten Laternen fehlte es nicht. Der Abschluss des Einzuges wurde natürlich von uns im „Bären“ gefeiert, und da seit einiger Zeit die Polizeistunde aufgehoben war, so wurde es 3 Uhr, ehe wir uns trennten. In diesen Tagen hatten zwei aus unserer „Blase“ Messuren zu bestehen mit Leuten, die sie bei Nachtbummeln „angerempelt“ hatten oder von denen sie „angerempelt“ worden waren. Demme „stach“ seinen Gegner mit einer gründlichen Quart im ersten Gange ab, Loeber erhielt einige kleine Schönheitsschmisse. Die Westfalenwaffen [?] waren belegt, die Landwehrschenke der Schauplatz. Die Universität veranstaltete Sonnabend, den 15. Juli, einen großen, allgemeinen Kommers in Burhennes Garten zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen. Der Prorektor Dowe brachte das Kaiserhoch aus. Am wirkungsvollsten sprach Prof. Waitz, der mit einem Rückblick auf den vorjährigen 16. Juli, an dem die Kriegserklärung eintraf, seine Rede begann. Auch mehrere Studierende schmetterten Ansprachen. Die

¹ Gemeint sein kann nur das 1866 in Posen errichtete Infanterie-Regiment 82. Der Stab der „82er“ wurde damals nach Göttingen verlegt, 1896 das ganze Regiment

Universität spendete Flüssiges und Festes, letzteres in Gestalt belegter Brötchen in riesiger Fülle. Schließlich war alles in gehobener Stimmung. Gegen 1 Uhr suchte ich ziemlich geladen meine Kemenate auf.

Anfang Juli stattete mir mein Bruder Theodor auf der Durchreise einen kurzen Besuch ab. Göttingen wollte ihm wohl gefallen, Görlitz macht freilich einen stattlicheren Eindruck. Ich begleitete ihn bis Kassel, mit dem es Görlitz natürlich nicht aufnehmen konnte, und erfreute mich mit ihm der Sehenswürdigkeiten dieser anziehenden Stadt. Leider war die Hauptsehenswürdigkeit von Wilhelmshöhe, der gefangene Napoleon, vor kurzem nach England entlassen. Dafür war der Besuch der dortigen Anlagen jetzt völlig freigegeben. Die Wasser sprangen in Gegenwart dicht gedrängter Menschenmassen, wir kletterten bis in die Säule des Hercules und tranken in der Nähe des Oktogons bei herrlichster Aussicht unseren Kaffee.

62 Mitte August 1871 begab ich mich in die Heimat zurück, um dort die Ferien zu verleben. Ich konnte befriedigt auf das 5. Semester zurückblicken. Die Frage aus dem attischen Injurienprozess war in der Hauptsache bearbeitet; ich hatte auch Privatlektüre etwas vorangebracht, indem ich insbesondere den ganzen Aeschylus durchgelesen und mich dabei geübt hatte, ihn ins Lateinische zu übertragen. Im Rückstand war ich noch mit der Philosophie. In Leipzig hatte ich Ziller und namentlich den Anhänger Krauses, Prof. Ahrens, gehört, der mich zu fesseln verstand. Als klassischer Philologe wollte ich mich nun mit der alten Philosophie befassen und traf dazu die nötigen Vorbereitungen.

Vorläufig wurde aber aus dem Arbeiten nichts Besonderes. Die glücklich aus dem Feldzuge heimgekehrten Freunde hatten viel zu berichten und in Frankreich das Trinken nicht verlernt. Der eine erzählte von der Belagerung von Metz, der andere von den Kämpfen vor Paris, wieder ein anderer von der Schlacht von St. Quentin, ein vierter von den Mühsalen unter Werder gegen Boubaki, ein fünfter von der Besetzung Belforts usw. Alle freuten sich der wiedergewonnenen akademischen Freiheit und des ruhmreichen Ausgangs des aufgezwungenen Krieges. Dass wieder Cholera im Anzuge war und auch in Görlitz bereits Opfer forderte, machte uns keine Sorge. Die Gefahr ging auch wirklich gnädig vorüber.

63 Das nun folgende Göttinger Semester unterschied sich in seinem Verlauf kaum von dem vorangegangenen. Unsere „Bären“-Gesellschaft schloss sich, obwohl sie wuchs, noch enger zusammen. Ich war durch E. v. Leutsch zu einer Seminararbeit über Aeschylus veranlasst worden, behandelte die Anakoluthien [syntaktischen Brüche] seiner Sprache, hatte aber keine rechte Freude daran. Bei Sauppe hörte ich die Adelphi von Terenz und kam so zu meiner bereits auf der Schule begonnenen Lektüre der römischen Dramatiker zurück. Die Captivei des Plautus hatte ich bei Ritschl im ersten Semester belegt gehabt. Im Seminar gehörte ich nun zu den ordentlichen Mitgliedern und hatte als solches sogar eine kleine Einnahme². Mit mir waren Leithäuser, Hörschelmann, Ziel, Begemann und Matthias als ordentliche Mitglieder eingestellt, von denen der letztgenannte sich spä-

² hier wie später: „Einkommen“

ter als der bedeutendste erwiesen hat. Der eitle Mendelsohn wechselte die Universität, nachdem er in Göttingen die philologische Preisaufgabe über Josephus glänzend gelöst hatte. Die Teilnahme an der Müllerschen deutschen Gesellschaft führte mich in das Studium Hartmanns v. d. Aue ein, dessen Iwein interpretiert wurde.

64 Die Zahl der Studenten war auf 1042 angewachsen. So viele hatte die Universität seit 1833 nicht gezählt. Freund Loeber, der alles andere trieb, nur nicht studierte, hatte wieder eine Mensur. Sein Gegner Creizenach war unversehrt geblieben, Loeber selbst hütete auf Tage das Zimmer, um seine beiden Schmissee auszuheilen. Gelegenheit zu Anrempelungen war stets vorhanden, namentlich zur Nachtzeit in den schlecht beleuchteten Straßen.

Wie es bei diesen Zusammenstößen zugeht, dafür ein Beispiel, das ich mir s. Zt. aufnotiert habe. Sonnabend, den 28. Oktober 1871, ging ich gegen Mitternacht mit Remmers, Fritzsche, Scharenberg und Volger vom „Bären“ nach Haus. Als wir uns an der Ecke der Gronerstr. verabschieden, beobachten wir eine dunkle Gestalt die uns umschleicht. Plötzlich fängt Scharenberg an zu singen: „Der Elefant geht froh nach Haus, der Mohr sieht wie ein Kaktus aus.“ Wir stimmen in den Refrain ein: „Und lässt das Veilchen unbemerkt, das dort am Wege blühet.“³ Da tritt die Gestalt an uns heran: „Meinen Sie mir mit dem Kaktus?“ Gelächter unsererseits. Sofort zieht der Mann einen, wie sich später herausstellte, mit Blei beschwerten Knüttel unter dem Rocke hervor, von uns hatte keiner auch nur einen Stock, und fuchtelte uns damit etwas vor. Auf einmal schreit er vor Wut auf, Scharenberg hat ihm mit einem geschickten Griff den Totschläger aus der Hand gewunden. Lachend gehen wir weiter. Der Mann fordert vergeblich seinen Stab zurück, wendet sich klagend an den Nachtwächter. Dieser zuckt mit den Achseln. Da reißt der Kerl unvermutet dem ruhig dahinschreitenden Fritzsche den Hut vom Kopfe und sucht damit das Weite. Wir hinter ihm her. Scharenberg haut den Fliehenden mit dem erbeuteten Knüttel ganz wacker. In der Nähe der Universitätskirche ruft der Strolch mit lauter Stimme „Fritze raus!“, dann ist er verschwunden.

Fritzsche und Volger gehen nach dem Rathause, um den Hutraub der Polizei anzuzeigen, wir andern drei dem Walle zu, ob der Missetäter dort vielleicht zu finden sei. Da hören wir hinter uns wüstes Schreien. Als wir wieder in die Nähe der Universitätskirche gelangen, steht dort eine Gruppe Studenten, von denen zwei blutende Stichwunden in den Schultern haben: Ein Kerl sei plötzlich gekommen und habe sie ohne jeden Grund mit seinem Messer angegriffen. Bald stellte es sich heraus, dass es unser Raufbold gewesen war und jene Studenten mit uns verwechselt hatte. Nun waren aber auch diese in mächtiger Wut, zertrümmerten die Tür des Hauses, in das sich der Übeltäter geflüchtet hatte - man merkte, dass die Verletzten in Frankreich etwas gelernt hatten -, auch einige Fensterscheiben mussten daran glauben, und suchten den Verschwundenen. Wir andern schauten still vergnügt zu und hielten draußen Wache. Mittlerweile kamen die von Fritzsche her-

³ eine lustige Kombination der beiden Schlusszeilen von Wilhelm Buschs Bildergeschichte „Die Rache des Elefanten“ und (als Refrain) zweier Zeilen des Liedes „Freut auch des Lebens“ („Man schafft so gern sich Sorg und Müh, / sucht Dornen auf und findet sie / und lässt das Veilchen unbemerkt, / das dort am Wege blühet“)

beigehten Polizisten und einige Nachtwächter. Von den letzteren war der Strolch als ein übel beleumdeter Raufbold namens Bullert bereits erkannt worden. Damit war die Sache zunächst erledigt. Fritzsche bekam später seinen Hut wieder. Aufgesetzt hat er ihn nicht mehr.

Derartige Nachtbegegnungen spielten sich sehr oft ab, endeten zuweilen mit Prügeleien, wenn es sich um Korporationen handelte, die miteinander in Verruf standen, oder um sogenannte Gnoten und Buljen, gewöhnlich aber mit Mensuren. Vom 20. Januar 1872 notierte ich mir, dass nach Mitternacht in der Weenderstr. sich über 100 Personen geprügelt hätten, ohne dass die Obrigkeit einzuschreiten gewagt. Wer zufällig dazu kam, geriet in das Getümmel und musste sich wehren. An diesem Tage war nur Hagedorn aus unserer Schar unverletzt geblieben.

65 In den Weihnachtsferien 1871 blieb ich in Göttingen - es war das erste Mal, dass ich sie nicht bei den Lieben in der Heimat verlebte -, und die Doktordissertation war in Angriff genommen. Den Heiligenabend verbrachten wir sehr vergnügt bei dem Kommilitonen F. Krüger, der einen gewaltigen Topf mit Gänseweißsauer aus seiner hannoverschen Heimat erhalten hatte; denn außer mir waren noch verschiedene andere Mitglieder des „Bären“-Bundes in Göttingen zurückgeblieben, um zu arbeiten. Letzteres haben wir alle fleißig getan, selbst die Juristen, die sich für gewöhnlich nicht überanstrengten. In den Ferien schlossen sich auch die zurückgebliebenen Mitglieder der Verdenia und Holzmindenia, die im „Bären“ ihre Exkneipe hatten, uns an. Die Kälte hatte eine gute Eisbahn auf der Masch hervorgerufen, die von uns fleißig benutzt wurde. Meine Seminararbeit über Aeschylus' Anakoluthe wurde von Leutsch als viel zu umfangreich befunden; ich hätte mich auf ein einziges Drama beschränken sollen, weniger wäre mehr gewesen. Das hatte ich für meinen Fleiß. Andererseits war Leutsch gar nicht damit einverstanden, dass ich aus dem philologischen Seminar austrat. Sauppe hatte mir eröffnet, dass ich zu Ostern als ordentliches Mitglied ins pädagogische Seminar eintreten könne, und ich hatte dies angenommen. Zwei Seminare und die Deutsche Gesellschaft war mir zuviel. So gab ich denn das philologische Seminar auf.

66 Auf der Heimreise in die Osterferien 1872 hielt ich mich einen Tag bei Fritzsche in Eisleben auf. Er zeigte mir die Luther-Erinnerungen und das Treiben auf den Hüttenwerken. In Görlitz wurde neben dem fröhlichen Verkehr mit den alten Freunden auch fleißig geschafft. Mancher der gleichaltrigen und älteren Kameraden trug sich mit Examensgedanken. Die schöne Studienzeit nahte sich dem Ende.

Der Vater von Carl Stoltz drang in mich, seinen Sohn doch wieder als Hausgenossen mitzunehmen, damit er eher ans Ziel gelange. Ich erfüllte ihm gern den Wunsch. So bezog Stoltz die Universität Göttingen und nahm Wohnung mit mir im Hause Herre, Obere Masch 18, in das ich im 7. Semester, und zwar in die vorher von Fritzsche innegehabte Bude, übersiedelte. Letzterer hatte inzwischen die Staatsprüfung bestanden. In diesem Hause wohnten etwa 12 Studenten. Wir machten gegenseitig Bekanntschaft und vertrugen uns ausgezeichnet. Jeder hatte

Stube und Kammer; aber wir nahmen den Nachmittagskaffee oft zu mehreren zusammen ein. Näher bekannt wurden Stoltz und ich mit dem Juristen Haupt aus Zittau, Neffen von Moritz Haupt, einem klugen, sympathischen Jünglinge, dann mit dem fröhlichen Philologen Braun - später Gymnasialdirektor in Bremen -, dem trinkfesten Mathematiker Cappelle aus Bielefeld, dem Philologen Vollbrecht aus Otterndorf. Von der „Bären“-Gesellschaft wohnte noch der behäbige Otto Köhler in unserem Hause.

67 In Görlitz hatte ich meinen alten hochverehrten Lehrer Prof. Liebig zum letzten Male besucht, er starb nicht lange nachher an Lungenkrebs. Den Meinigen ging es ganz befriedigend. Mutter war der Sorge um meinen Unterhalt ledig, seitdem ich von Frau Böhmer vorgestreckt bekam, was ich bedurfte, und Gustav war mittlerweile in seinem Eisengeschäft Buchhalter geworden, ihr also auch von der Tasche gekommen. Vally hatte als Handarbeitslehrerin ihre Einnahme, Emma verdiente sich ein Taschengeld mit Stickerei. So war an die Stelle der früheren Knappheit eine gewisse Behaglichkeit der Lebensführung getreten, die auch auf die Stimmung der Mutter einen wohlthätigen Einfluss ausübte.

68 Doch nun wieder zu Göttingen! Bei Sauppe war für mich eine Vorlesung über Grammatik und Stilistik sehr förderlich durch die damit verbundenen Übungen. Wir übersetzten Abschnitte aus Goetheschen Schriften ins Lateinische und schrieben zweimal wöchentlich Extemporalien [Aufsätze]. Anfangs nahmen viele Studenten an diesen wertvollen Übungen teil. Als sie aber schwerer wurden, fiel einer nach dem anderen ab, so dass mit mir zusammen etwa fünf zuletzt noch übrig waren. Sauppe unterließ es nicht, unsere Ausdauer anzuerkennen.

Höchst anregend waren die Sitzungen des pädagogischen Seminars. Wir zählten nur sechs Mitglieder und wurden tüchtig beschäftigt mit Vorträgen, Rezensionen neu erschienener Bücher, Dissertationen u. dergl. Die Einführung in die Geschichte der Pädagogik nahm einen breiten Raum ein. Jedes Mitglied hatte auch im Semester eine schriftliche Abhandlung einzureichen. Sauppe stand stets mit Rat und Tat zur Seite, war er doch lange Jahre selbst im Schuldienst tätig gewesen. Diese rein theoretische Einführung in die Pädagogik ist doch für jedes Mitglied, wie wir uns später gestanden, sehr segensreich gewesen. Damals wurde das rein wissenschaftliche Arbeiten dadurch oft beeinträchtigt. Und die Doktordissertation sollte doch abgeschlossen werde!

Am Ende des 7. Semesters reichte ich sie beim Dekan der philosophischen Fakultät, Bartling, ein, nachdem sie mir Leithäuser noch einmal auf die Latinität durchgesehen hatte. Ich hatte vorher denselben Dienst dem Seminarältesten Fransen, einem Ostfriesen, erwiesen. Stoltz hatte auch Geschmack an seiner Wissenschaft gewonnen und ebenfalls ein ihm zusagendes Thema als Promotionschrift in Arbeit. Er war durch mich der „Bären“-Gesellschaft zugeführt worden und schlug sich schlecht und recht durch, nicht ohne manchen Zusammenstoß infolge seiner Absonderlichkeiten. Ich kannte diese ja zur Genüge und habe stets mit ihm auf bestem freundschaftlichen Fuße gestanden, war er doch ein durch und durch zuverlässiger Charakter.

69 Im Sommer 1872 wiederholten sich die Ausflüge in Göttingens reizvolle Umgebung, sowohl die nähere als auch die weitere wie Hanstein, Witzenhäusen, Münden u. a. Nur nach dem Kehr kamen wir selten. Die jetzt dicht bewaldeten Höhen waren damals völlig kahl und nur nach Süden zu mit Kirschbäumen bestanden. In starker Hitze lohnte sich der Aufstieg zu wenig. - Ein sehr beliebter Aufenthalt war für uns an schönen Tagen der von hohen Bäumen umschattete Kops-Garten vor dem Weender Tore. Dort wurde fleißig gekegelt und Kaffeeskat gespielt. Nach Ablauf des Sommersemesters blieb ich in Göttingen, um mich auf das Rigorosum und die Staatsprüfung vorzubereiten. In dieser Zeit arbeitete ich viel mit Habbe [oder Halbe] und Naber zusammen, die ich beim Mittagstisch kennengelernt hatte und die dieselben Fakultäten wie ich ins Auge gefasst hatten. Habbe, später Oberlehrer am Gymnasium in Celle, war ein höchst origineller Mensch, voll trockensten Humors, wenn er kein Kopfweg hatte. Daran litt er leider oft; er hatte sich während des Feldzuges eine Erkrankung am Sonnenstich geholt. Naber, nachmals Direktor des Detmolder Gymnasiums, war eine ähnliche Natur, es war ergötzlich, diese beiden miteinander disputieren zu hören. Wir drei marschierten auch zusammen, als die erste große Sedanfeier 1872 in Göttingen begangen wurde. Es war ein mächtiger Festzug. Die Bürger in den verschiedenen Gewerken mit ihren Innungsfahnen und Emblemen, sämtliche Schulen und die anwesenden Studenten sowie die nicht ins Manöver gerückten Soldaten zogen mit auf, die Militärkapelle voran.

Neben den schwarzweißroten waren auch viele schwarzrotgoldene Banner vertreten, preußische Fahnen waren selten, wohl aber wagten sich neben den schwarzgelben Stadtfarben die alten gelbweißen hannoverschen Farben hervor. Die Straßen waren festlich geschmückt. Um halb drei kam der Zug in Bewegung. Auf dem Marktplatze hielt wieder der treffliche Ellissen eine höchst patriotische, leider aber wieder zu lang geratene Rede. Er hatte sich dabei so angestrengt, dass er einige Wochen darauf starb. Nachdem die Rede überstanden war, bewegte sich der festliche Zug nach dem Rohns, wo bei Konzert, Tanz, Volksbelustigungen bis zur Dunkelheit alles in bester Harmonie zusammenblieb. Dann erfreute sich männiglich [allewelt] an den rings auf den Höhen emporlodernden Feuern. Den Schluss bildete das freie Konzert in Burhennes Garten, das so besucht war, dass man sich kaum rühren konnte. So freudig bewegt ist später das Sedanfest wohl schwerlich wieder in Göttingen begangen worden.

Viel Gerede rief in der Stadt die Aufstellung des Langensalza-Denkmal vor dem Walle in der Höhe des Bahnhofes hervor, nicht wegen des Denkmals als solchen, sondern wegen der drei angebrachten Medaillonbilder Georgs V, der Königin Marie und des Kronprinzen. Als am 18. September 1872 die Medaillons entfernt wurden, zeigte sich dahinter das auf dem seinerzeit eingereichten Entwürfe dargestellte Kreuz, das auch viel besser zu dem Denkmal passt. Es hatte sich nur um eine welfische Demonstration gehandelt. Nun lief alles hin, um sich das Denkmal von neuem anzusehen.

70 Sonnabend, der 12. Oktober 1872, der Tag des Rigorosum, kam schnell heran. In den Tagen vorher hatte ich bei den Mitgliedern der Honorenfakultät⁴ meine Besuche gemacht. Nachmittags um 3 Uhr ging die Prüfung in der Dienstwohnung des Dekans Bartling, die im botanischen Garten lag, vor sich. An einer langen, geraden Tafel, auf der einige Torten standen sowie bei jedem Gedeck abwechselnd eine Flasche Rotwein und Weißwein, saßen die Beisitzer der Prüfung, an der Spitze der Doctorandus, in diesem Falle ich, und mir zur Seite die beiden diesmal in Betracht kommenden Examinatoren, der alte Höckh und v. Leutsch. Kaum hatte ersterer die Prüfung, und zwar in Alter Geschichte, begonnen, da wurde er von dem zu spät kommenden Sartorius unterbrochen: „Ich kenne den Herrn Doctorandus nicht, er ist nicht bei mir gewesen.“ Als ich darauf hinwies, dass ich ihn allerdings nicht getroffen, aber meine Karte abgegeben hätte, schalt er auf sein vergessliches Mädchen und bat mich, noch einmal bei ihm vorzusprechen. Dann nahm die Prüfung ihre Fortsetzung; sie verlief glatt und gut.

Nach einer Stunde wurde eine kurze Pause eingeschoben und auch ich mit Wein und Torte geätzt. Dann prüfte E. de Leutsch. Nun wurde die Sache für mich unangenehm. Leutsch hatte vergessen, dass ich ausdrücklich den römischen Injurienprozess als nicht in mein Gebiet fallend bezeichnet hatte, und setzte mir mit allerhand Fragen aus dem römischen Rechte zu, die ich nicht beantworten konnte. Dann erst bequeme er sich, auf die Metrik überzugehen, die ich bei ihm gehört hatte. Der Nomos des Terpander u. ä. kam an die Reihe. So verging auch die zweite Stunde. Und das Ergebnis: Ich hatte die Prüfung cum laude bestanden; auf cum summa laude hatte ich gerechnet. Aber das Rigorosum lag hinter mir. Abends ließen wir uns eine gute Bowle in einer Weinstube am Wilhelmsplatze schmecken.

71 Noch war das Semester nicht eröffnet, also nur wenige Freunde dabei, darunter aber Bruder Gustavs Kriegskamerad, unser alter Schulgenosse v. Braun, der kurze Zeit vorher von Henle als sein Prosektor [Leiter der Anatomie] hierher berufen war. Er war nur wenige Wochen in Straßburg Prosektor gewesen, der erste an der neu begründeten Universität. Im letzten Semester meiner Studienzeit habe ich viel mit ihm verkehrt. Andere Görlitzer Schulkameraden, waren meiner Anregung folgend, auch nach Göttingen gekommen, darunter mein Leipziger Stubbennachbar Waege, der Mathematik studierte, und der Jurist Rietzsch. Letztere schlossen sich der „Bären“-Gesellschaft an und trugen durch ihre musikalischen Gaben nicht wenig zur Hebung des Kreises bei. An Sonntagnachmittagen bei schlechtem Wetter wurde in der Regel bei ihnen musiziert; Rietzsch sang uns mit seinem schönen Bariton namentlich Wagnersche Kompositionen vor.

72 Ich meldete mich Ende Oktober 1872 zur Staatsprüfung und bekam auch bald die Arbeiten zugestellt, eine deutsche und eine pädagogische; die klassisch-philologische wurde mir erlassen, weil meine noch vor Weihnachten gedruckt vorliegende Dissertation dafür angerechnet wurde. Meine Arbeiten schrit-

⁴ alte Einrichtung der Göttinger Universität, besondere Kategorie (auch gehaltlich) von „senior professors“

ten schnell vorwärts. Schon seit Ostern war mir gestattet worden, in den Bibliotheksräumen selbst die gewünschten Bücher herauszuholen, nur durfte ich sie nach geschehener Einsicht nicht selbst wieder einstellen. So konnte ich mir zeitraubendes Bücherentleihen ersparen. Mit zwei Mitgliedern des pädagogischen Seminars, Ziel und Boese, las ich den ganzen Otfried und viele Abschnitte der mittelhochdeutschen Literatur durch, mit dem Juristen Reinhold aus der „Bären“-Gesellschaft, der sich auf den juristischen Doktor vorbereitete, interpretierte ich gemeinsam römische Rechtsaltertümer und römische Geschichte, mit Freund Stoltz Philologie usw. So sah ich der Prüfung mit Zuversicht entgegen.

73 Ein ganz Göttingen bewegendes, die Universität schwer treffendes Ereignis meines letzten Semesters war der am 6. November 1872 durch Diphtherie veranlasste Tod des im 39. Lebensjahre stehenden Prorektors Professor Klebsch, des z. Zt. bedeutendsten Mathematikers Deutschlands. Mein Freund Stoltz, der zum engeren Kreise seiner Schüler gehörte, war außer sich. Ich hatte den Heimgegangenen als besonders freundlichen Herrn schätzen gelernt, als ich ihn bei meinen Examensbesuchen zuhause antraf. Am 11. November fand die Beisetzung statt. Abt Ehrenfeuchter hielt in der dicht gefüllten Aula eine Gedächtnisrede, die tieferen Eindruck gemacht hätte, wenn der Redner nicht schon so hoch bejahrt gewesen wäre. Trotz strömenden Regens kam der riesige Trauerzug doch zur Geltung. Dem Sarge voran marschierten mit einer Musikkapelle die Burschenschaften, progressistischen Verbindungen und Blasen in vollem Wicks mit umflorten Fahnen. Den Sarg umgab eine doppelte Reihe Ehrengelait, zunächst auf jeder Reihe zehn Schüler des Verstorbenen, die auch den Sarg zur Bahre getragen hatten, die Hüte in der Hand, dann auf jeder Seite ebensoviele Vertreter der Verbindungen, Marschallstäbe tragend, Trauerdreimaster auf den Köpfen. Dem Sarge voran gingen zwei Pedelle [Hausmeister] in ihrer roten Amtstracht und ein Klebsch besonders nahe stehender Schüler, der auf rotseidenem Kissen die goldene Rektorkette trug.. Dem Sarge folgten die Professoren der Universität, alle in Amtstracht, dann die Vertreter der Stadt, die Behörden, das Offizierskorps, die Lehrer der höheren Schulen und weiter die nicht-farbentragenden Studenten, voran die Mathematiker, deren Zahl sich allein auf fast 100 belief. Ein sich anschließendes Musikkorps leitete den Zug der Korps und ihrer Anhänger aus der Studentenschaft ein. Etwa 1.200 Teilnehmer mochte der stattliche Trauerzug zählen. Die Feier am Grabe war kurz, der Regen war wohl die Veranlassung.

74 Das neue Jahr 1873 hielt mit denkbar mildester Temperatur Einzug. Ich war natürlich in Göttingen geblieben und arbeitete nach Ablieferung der schriftlichen Prüfungsarbeiten aufs fleißigste. Der 8. März war als Prüfungstermin angesetzt. Fortgesetzte Anerbietungen von Stellen beschäftigten mich in dem letzten Winter. Nach dem Kriege fehlte es allenthalben an Lehrern. Da konnte ich als Hauslehrer bei einem russischen Grafen in Moskau angekommen, mit freier Hin- und Rückreise, freier Station, Wäsche inbegriffen, 600 Silberrubel Gehalt und täglich nur zwei Stunden Unterrichtserteilung, weil noch ein Franzose und ein Engländer zum Unterrichtspersonal gehörten. In Neapel, in Girgenti waren Stellen zu haben, dazu in Deutschland an mehr als einem Orte.

Ich wäre gern ins Ausland gegangen, aber Sauppe riet davon ab: Im Inland würde der Mangel an Philologen bald behoben sein, dann würde ich es schmerzlich empfinden, wieder unten anrücken zu müssen. So entschloss ich mich, mit dem Gymnasialdirektor Freytag in Hamm in Verbindung zu treten, der einen Lehrer dringend suchte und von Sauppe auf mich aufmerksam gemacht worden war. An Gehalt⁵ wurden zwar nur 450 Taler zugesichert, dafür aber feste Anstellung nach Abschluss des Probejahres, wenn ich mich bewährte. Ich nahm das Anerbieten an und erhielt sofort Bestätigung vom Gymnasialkuratorium. Freytag schloss die Aufforderung an, ich möchte mich doch auch in der Mathematik einer Prüfung unterziehen, beim alten Prof. Stern käme ich mit meinen Schulkenntnissen durch. Das wagte ich nun aber doch nicht; wohl aber erklärte ich mich bereit, aushilfsweise in Quarta den mathematischen Unterricht zu übernehmen: So viel traue ich mir noch zu. Endlich willigte ich noch ein, sofort nach abgelegter Prüfung die Stelle in Hamm anzutreten, weil dort schnelle Hilfe nötig war. Damit war ein Erholungsaufenthalt in Görlitz ausgeschlossen.

75 Am 7. März 1873 machte ich die üblichen Examensbesuche, wobei mich Professor Wachsmuth vor [dem Theologen Albrecht] Ritschl warnte: Ich hätte besser getan, Geschichte als Nebenfach zu wählen, zumal ich bei Ritschl nie gehört hätte; aber es war nichts zu ändern. Ritschl behandelte mich übrigens durchaus wohlwollend.

Sonnabend, den 8. März, fand die Prüfung statt. Lotze eröffnete sie. Wir waren drei Kandidaten. Einer fiel ab, ich kam glatt durch. Ritschl wollte von mir durchaus wissen, wie ich wohl die Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben einem Quintaner klarmachen würde, und war gar nicht damit einverstanden, dass ich eine derartige Erörterung als für Quintaner ungeeignet bezeichnete. Ich erhielt in der Religion nur die Lehrbefähigung für die unteren, dagegen in den Alten Sprachen sowie im Deutschen dieselbe für alle Klassen zugesprochen und konnte demnach mit dem Ergebnis der Prüfung wohl zufrieden sein. Die Professoren Sauppe, Wachsmuth, Müller kannten mich seit zwei Jahren als Mitglied ihrer Seminare und Gesellschaften. So war das Examen beinahe mehr eine anregende Unterhaltung. Im Griechischen wurde mir ein Chorlied aus dem Prometheus des Aeschylus, im Lateinischen das 107. Kapitel des Velleius Paterculus, im Deutschen Otfried und das 2. Büchlein des Hartmann von Aue vorgelegt.

Die schriftlichen Arbeiten waren befriedigend ausgefallen, die Dissertation als philologische Abhandlung angerechnet, das lateinische Sprechen ging glatt, in Geschichte und Altertümern war ich gut beschlagen. Am Abende wurde das Ereignis im „Bären“ gebührend gefeiert. Acht Freunde erschienen in Kostümen, die der in der Kurzen Straße wohnende Althändler geliehen hatte, stimmten einen von Rietzsch komponierten Hymnus an und überreichten mir durch den als Pagen verkleideten langbeinigen Hessen Otto Manns einen riesigen Blumenstrauß nebst einem Bakel [Stock], dem Zeichen meines gewählten Berufes. Ein Gruppenbild wurde andern Tages aufgenommen.

⁵ gemeint immer Jahresgehalt

Die schöne Studentenzeit ging nun rasch zu Ende. Mittwoch, den 12. März 1873, war ich schon auf dem Wege nach Hamm.

76 Indem ich einen Rückblick auf die Universitätsjahre werfe, gelange ich freilich zu demselben Ergebnis, zu dem jeder gewissenhafte Mensch beim Rückblick auf hinter ihm liegende Abschnitte der Jugendzeit gelangen muss. Ich erkenne, wie ungeschickt und verkehrt ich in einer Menge von Fällen gehandelt habe und dass ich das Studium weit fruchtbringender hätte gestalten können. Andererseits aber blicke ich doch mit herzlichem Danke auf diese Zeit zurück. Die Professoren, die ich gehört habe, waren durchweg auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehende und fast alle auch charaktervolle Persönlichkeiten. Von besonderem Einfluss auf mich sind gewesen Lipsius, Wachsmuth und H. Sauppe. Die klassische Philologie bildete ja den Kern meines Studiums.

Viele Anregungen verdanke ich auch den Kommilitonen, mit denen mich die Verhältnisse zusammenführten. Mit einzelnen bin ich bis ins Alter hinein in Beziehungen geblieben. Von den Göttinger Studiengenossen, die nicht zum „Bären“-Kreise gehörten, ist der geistig gewandteste, Adolf Matthias, schon erwähnt. Er pflegte mit mir zusammen zu interpretieren wegen der gleichen Anfangsbuchstaben unserer Namen und schnitt jederzeit gut ab, obgleich er Wert darauf legte, nicht gerade als besonderes Ochsgenie [„ochsen“=büffeln] angesehen zu werden. Er kneipte viel mit Loeber herum und verkehrte hauptsächlich mit seinen hannoverschen Landsleuten Fiehn, Schäfer, Hornemann, Rave u. a.

Durch meinen Stubennachbarn Vollbrecht, Sohn des Otterndorfer Direktors, lernte ich den schneidigen Jordan kennen, später Direktor in Wernigerode, und den aus Stolberg a. Harz gebürtigen, sehr tüchtigen und anziehenden Albrecht, der nachmals in Naumburg a. d. Saale das Gymnasium leitete. Ein jüngerer Hausgenosse, Braun, hat auch zeitweise mit mir zusammengearbeitet; er wurde später Direktor des alten Bremer Gymnasiums. Von den „Bären“-Freunden hebe ich den tief angelegten Juristen Reinhold hervor, mit dem sich vortrefflich disputieren ließ. Er wurde Ende der 90er Jahre von seinem Posten als Amtsrichter in Wiesbaden als ordentlicher Professor der Nationalökonomie an die Universität Berlin berufen und starb bald darauf. Den Ostfriesen Heinrich Remmers, der stark war in drolligen Erzählungen, traf ich später wieder in Aurich als Rechtsanwalt und Notar; er hatte viele komische Feldzugserinnerungen auf Lager. Interessante Leute waren die Mecklenburger Reinhard und Evers, von denen der letztere besonders in preußischer Geschichte arbeitete und in Berlin Gymnasialdirektor wurde.

Ein großer Leichtfuß war Loeber. Als ihm die Studienzeit zu lang wurde, ging er frisch ins Examen und erlangte ein Zeugnis 3. Grades; wir nannten ein solches ein bedingtes Schreiblehrerzeugnis; aber er fand doch damit sogleich Anstellung. Durch hingebenden Fleiß füllte er in den nächsten Jahren alle seine Lücken aus, so dass er es schließlich doch auch bis zum Gymnasialdirektor gebracht hat. Otto Manns, ein Hesse wie Loeber, war poltriger Natur, trefflich begabt und voll natürlichen Witzes. Er war Jahrzehnte an den Kassler Gymnasien tätig und schied frei-

willig aus dem Leben unter Hinterlassung drückender Schulden. Ich verzichte auf weitere Aufzählungen und gehe zum nächsten Lebensabschnitt über.

Probezeit in Hamm, 1873-74

77 In den Abendstunden des 12. März 1873 traf ich in Hamm ein und wurde von meinem künftigen Chef auf dem Bahnhof freundlich empfangen. Er nahm mich sofort mit in sein Haus, stellte mich seiner einnehmenden, gütigen Gattin vor und behielt mich gleich zum Abendessen, währenddessen er mir die nächsten mich erwartenden Aufgaben auseinandersetzte. Schließlich geleitete er mich in die nahe gelegene Wohnung, die er für mich ausgesucht hatte, d. h. die zunächst jeden Neuling erwartete. Seit 20 Jahren hatten Probekandidaten darin gehaust. Das Schlafzimmer war groß und luftig, das Bett gut. Am andern Morgen überzeugte ich mich, dass auch das Wohnzimmer mit seinen alten großen Möbeln ganz wohnlich war. So befand ich mich ohne jede Bemühung in recht zusagender Umgebung.

Am andern Morgen begann der Dienst. Es handelte sich darum, mich schon vor dem Eintritt des eigentlichen Probejahres in alle Obliegenheiten des Amtes einzuführen und aushilfsweise zu verwenden. Ich hatte zunächst nur zu hospitieren. Der Chef bezeichnete mir die Herren, auf deren vorbildlichen Unterricht er Wert legte; ich merkte auch selbst schnell, worin deren Vorzüge bestanden. Das Jahr theoretischer Unterweisung begann ebenfalls Früchte zu tragen. Auffallend war mir, dass der Stock noch eine wichtige Rolle spielte; vor Erteilung von Ohrfeigen warnte mich der Direktor, obgleich er sie ebenfalls manchmal anwandte. Ich hätte jedenfalls selbst die Verantwortung zu tragen, wenn Beschwerden einliefen, wurde mir gesagt.

In Obertertia war ich Zeuge, wie ein baumlangere Junge, der sich Roheiten gegen schwächere Kameraden hatte zu Schulden kommen lassen, mit dem Gesicht gegen die Wand in eine Ecke gestellt wurde und ein Dutzend sehr kräftiger Stockstriche erhielt. Die Disziplin an der ganzen Schule war vorzüglich. Der Direktor war überall und schloss z. B. früh vor der gemeinsamen Andacht selbst die Schultür zu und nach der Andacht wieder auf, um die Säumigen festzustellen, da er dem Schulwärter nicht traute. Das war für den gelehrten Professor Heraeus, der oft auch zu ihnen gehörte, nicht angenehm. Dass der Chef keine große Liebe genoss, weder bei Lehrern noch bei Schülern, merkte ich bald. Ich selbst erfreute mich seiner Zuneigung und bin ihm noch heute dankbar für die sorgfältige Einführung in alle Zweige des Dienstes. Es wurde mir leicht, mich in seine Wünsche zu fügen, seine Absonderlichkeiten brauchte ich ja nicht anzunehmen.

Seine Stellung innehaben war nicht leicht. Zwei hochbedeutende Männer, Wendt und Cauer, waren seine unmittelbaren Vorgänger gewesen, hatten an der Spitze des geistigen Lebens der Stadt gestanden und den Herren vom Appellationsgericht, so hieß es damals noch, imponiert, dazu wegen ihrer günstigen Vermögenslage ein offenes Haus geführt. Freytag stand wesentlich hinter ihnen zurück, lehnte die Nachfolgerschaft als Leiter des wissenschaftlichen Vereins ab, um sich ganz seinem Amte zu widmen, hielt keine öffentlichen Vorträge, ging selten aus und musste sich in seiner Häuslichkeit sehr einschränken. Dafür entschädigte er sich

durch allerhand Pedanterien, unter denen auch die Glieder seiner Familie nicht wenig zu leiden hatten.

78 Dass er ein offener und ehrlicher Mann war, habe ich nie bezweifelt. Seine peinliche Gewissenhaftigkeit veranlasste ihn, alle Augenblicke nach Münster zu reisen, um sich persönlich bei seinem Dezenten, dem Prov[inzial]. Schulrat Suffrian, Rat einzuholen. Das brachte ihn im Kollegium in den Ruf, ein Streber zu sein. Sein Verhalten bestärkte mich in meinem Grundsatz, möglichst selbständig zu handeln. „Wer viel fragt, erhält viele Antworten“: Das habe ich mir damals fest eingepägt, wenn ein Brief Suffrians an Freytag im Kollegium von Hand zu Hand ging, bis wir zusammen den Inhalt enträtselt hatten. Suffrian pflegte die kleinen Grundstriche in eine Linie zu verschmelzen, so dass seine Briefe ungemein schwer zu lesen waren.

Nach kurzer Einführung sah ich mich vor den Schülern allein, und es ging über Erwarten gut. In dem neuen Schuljahr wurde ich als Probekandidat mit 26 Stunden Unterricht bedacht: Latein, Deutsch, Religion, Mathematik und Griechisch in den drei untersten Klassen. Dazu trat vom Herbst an eine sogenannte Hora, d. h. eine tägliche zweistündige Aufsicht über etwa 50 Schüler der Klassen von Tertia abwärts, die in der Schule ihre Hausarbeiten anfertigten. In diese Aufsicht teilte ich mich mit drei Kollegen, so dass jeder von uns zweimal in der Woche von 4 Uhr nachmittags an frei war. Privatstunden wurden mir ebenfalls vom Direktor überwiesen. Ich war infolgedessen nicht wenig belastet, kannte dies ja aber von meiner Schulzeit her. Der vielen Arbeit entsprach eine gute Einnahme. Sie war auch nötig zu den 450 Talern, die mir von der Schule für meine Tätigkeit vergütet wurden, um anständig zu leben und mit der Abtragung der Schulden zu beginnen. Zu eigener wissenschaftlicher Tätigkeit blieb freilich zunächst keine Zeit übrig. Ich hatte bei Sauppe eifrig Epigraphik getrieben und hätte gern die schriftlich überlieferten griechischen Gesetze, die sich auf das Rechtswesen bezogen, untersucht.

In meiner unterrichtlichen Tätigkeit wurde ich von allen Seiten kräftig gefördert. Alle Kollegen nahmen sich ebenso wie der Direktor meiner auf das freundlichste an, zogen mich in ihre Familien und ließen mich an allem, was sie interessierte, teilnehmen; ich selbst suchte mich nützlich zu machen, wo ich konnte, und war jederzeit bereit zu vertreten, wenn es verlangt wurde. In dieser Beziehung bereitete übrigens der sonst so engherzige Direktor keine Schwierigkeiten. Der letzte ordentliche Lehrer Dr. Meinecke durfte alle drei bis vier Wochen zu seiner Braut nach Coblenz fahren und sich den Sonnabend durch Stundentausch freimachen. „Man ist nur einmal im Leben verlobt“, sagte der Direktor. Meine Hauptberater in pädagogischen und didaktischen Fragen waren aber Prof. Schnelle und Oberlehrer Bussmann, mit denen ich bis zu ihrem Tode in freundschaftlichen Beziehungen geblieben bin. Ersterer trat später in königlich-sächsischen Staatsdienst ein und starb als Rektor der Fürstenschule in Grimma, letzterer ging an das königliche Gymnasium zu Minden über, wo er um die Jahrhundertwende durch ein Krebsleiden hinweggerafft wurde. Er hatte, wenn einer, das Zeug zu einem tüchti-

gen Direktor, war aber höheren Orts wegen seiner ausgesprochen fortschrittlichen Anschauungen nicht gut angeschrieben.

Prof. Heraeus war ein feinsinniger Kopf, geistvoll und sarkastisch, als Lehrer aber nicht so bedeutend wie die eben Genannten. Er ließ sich zu leicht von den Schülern verlocken, irgendeine gelehrte oder politische Frage in breitester Ausführlichkeit zu behandeln. Dass ihn der letzte Kurfürst von Hessen wegen eines Spottgedichtes auf [den erreaktionären früheren Minister Ludwig] Hassenpflug gewissermaßen aus seinem Heimatland Hessen vertrieben hatte, indem er ihm jede Bestallung versagte, konnte er noch immer nicht verwinden. Als 1866 der gefangene Kurfürst durch Hamm kam, war Heraeus auf den Bahnhof geeilt und hatte ihm zugerufen, nun lerne er auch das Brot der Verbannung essen.

79 Ein Hesse war auch der ebenso gelehrte wie fleißige Prof. Reidt, bekannt durch seine mathematischen Lehrbücher. Er führte mich mit rührender Sorgfalt in den mathematischen Unterricht ein, indem er mir seine ausgearbeitete Hefte als Unterlage lieh. In diesen war Woche für Woche das Pensum der Quarta behandelt, so dass ich gar nicht fehlgehen konnte. Sein eigener, vortrefflicher Unterricht war nur durch seine Schwerhörigkeit beeinträchtigt, die ihn auch leicht misstrauisch gegen die Schüler machte.

Das Leben in der noch recht ländlichen Mittelstadt war sehr gesellig. Bei Juckeck und Wrege konnte man Abend für Abend fröhliche Gesellschaft antreffen; alle Fakultäten und die Offiziere waren vertreten, die Sitzungen dauerten in der Regel sehr lange, da das Bier vortrefflich war. Mit dem unverheirateten Kollegen Meinecke aß ich zusammen an dem Juristentisch bei Wrege. Es gab täglich Suppe, Kochfleisch mit Gemüse, dann Braten oder Fisch und mittwochs und sonntags Pudding nebst Obst, zum Schluss jedesmal Käse und Butterbrot als Nachtisch. Dafür wurden zehn Silbergroschen bezahlt, Trinkzwang gab es nicht. Sonntags pflegte man einen Schoppen Wein für zwei oder drei Kastenmännchen, so hießen die Zweieinhalb-Groschen-Stücke, zu trinken. Das Essen war gut und sehr reichlich. Wenn es in der Woche zweimal frischen Lachs gab, so wurde daran Anstoß genommen.

Die Juristen waren ein sehr ausgelassenes Völkchen und unter den zahlreichen Referendaren recht leichtsinnige Leute. So kam es, dass zu Zeiten nach Schluss des Abendschoppens bis in den Morgen hinein hasardiert wurde, wobei große Summen umgesetzt wurden. Ich habe mich nur einige Male dabei beteiligt. Sobald ich den vorher von mir bestimmten Betrag verloren hatte, zog ich mich zurück. Es wurde gewöhnlich "lustige Sieben" gespielt; der Plan dazu befand sich auf der Rückseite des Kaiserbildes, das zu Spielzwecken dann auf das Billard gelegt wurde. Auch ältere Räte beteiligten sich, vor allem aber die Offiziere von den beiden Kürassierschwadronen, die damals außer einem Infanteriebataillon in Hamm lagen. Sie hatten das Spielen während der Kampagne in Frankreich eifrig betrieben und konnten so leicht nicht davon loskommen. Unbefugte hatten keinen Zutritt, Überraschungen waren völlig ausgeschlossen. Bankhalter war sehr oft der Elementarlehrer des Gymnasiums, Bochmer, ein gewandter, umgänglicher Mann.

Er ist, solange ich in Hamm war, nie zu Schaden gekommen, auch später nicht durch das Spielen ruiniert worden, weil er stets zu rechter Zeit aufhörte. Nachmals ist das Spielen freiwillig unterlassen worden. Ich trat natürlich auch in den Klub ein und war ein eifriger Tänzer, während die Referendare in der Regel nur ihre Pflichttänze abmachten und dann pokulierten.

80 Bei meinen Antrittsbesuchen hatte mich ein Mitglied des Kuratoriums, Pastor Sachse, später Professor der Theologie in Bonn, ein fesselnder Kanzelredner, geradezu vor den Referendaren gewarnt; aber die Umstände führten mich doch mit ihnen zusammen, und ich habe es nicht bereut. Es waren sehr tüchtige, anregende Männer darunter, die eben nur ihre Jugend noch genießen wollten. Zotige Reden und Freude an Zweideutigkeiten habe ich nie zu hören bekommen, Ausschreitungen in sittlicher Beziehung sind mir nicht bekannt geworden.

Die Stadt Hamm machte damals keineswegs einen ihrer Bedeutung entsprechenden Eindruck. Die Häuser waren unansehnlich, vor den Toren wohnte die Fabrikbevölkerung. Die alten eingesessenen Bürger sprachen am liebsten ihr Plattdeutsch; es gelang mir schnell es zu verstehen, so dass bei der Unterhaltung jene ihren Dialekt beibehalten konnten, während ich Hochdeutsch sprach. Der Zuzug bestand meist aus Katholiken, da jenseits der die [= an der] Stadt vorbeifließenden Lippe das Münsterland anfing, während die Grafschaft Mark evangelisch ist.

Der Kulturkampf war damals im Anzuge. Vom katholischen Dekan, der übrigens selbst sehr umgänglich war, wurde erzählt, er habe vor Beginn des Feldzuges von 1866 in einer Predigt geäußert, bald würden sie, die Katholiken, wieder die große Stadtkirche in Besitz nehmen können. So hatten die ultramontanen Kreise auf den Sieg Österreichs und seine Folgen für den Katholizismus gerechnet. Daraus war nun allerdings nichts geworden. Vorläufig mussten sich alle mit den maßlos gesteigerten Ansprüchen der Arbeiterbevölkerung abfinden, deren Einnahmen vor dem Eintritt des großen Bankkrachs [der Gründerzeitkrise von 1875] diejenigen der Beamten weit überstiegen.

Das Gymnasialgebäude war ein ärmliches Fachwerkhäuschen, das schlechteste Schulhaus, wie allgemein behauptet wurde, im ganzen preußischen Staat. Ein Lehrer- oder Direktorzimmer war nicht vorhanden, die Konferenzen wurden im Zeichensaal, in dem auch die täglichen Morgenandachten abgehalten wurden, vorgenommen. Derselbe Saal versammelte auch die Teilnehmer der Hora. Vor dem Hause befand sich auf der einen Seite ein großer Hof, während die andere Seite nicht weitab von der Lippe lag. Das Turnen befand sich in der Hand des Direktors, der die Schüler ordentlich anstrengte und beste Leistungen erzielte. Mit den Schülern meiner Klassen kam ich schnell in ein vertrautes Verhältnis. Es waren gute, willige Jungen, auch recht begabte unter ihnen, so dass ich voller Lust meines Amtes waltete und am Schluss des Schuljahres in den Klassenprüfungen mit ihnen gut abschnitt. Diese Prüfungen waren keine Schaustellungen für das Publikum. Jeder Klasse war ein ganzer Vormittag bestimmt, an dem der übrige Unterricht ausfiel. Das ganze Kollegium wohnte der Prüfung bei. Am Schluss wurde das Ergebnis besprochen und durch Abstimmung das Urteil für jedes der

vier Fächer festgestellt, die an dem betreffenden Vormittage vorgeführt worden waren.

Die älteren Schüler zeigten dieselben Fehler, die ich von Görlitz her nur zu gut kannte: Sie kneipten tüchtig und erlaubten sich, wo sich Gelegenheit bot, Durchsteckereien. Der Karzer war oft besetzt, und Strafen von acht bis zehn Stunden wurden verschiedentlich verhängt. Trotzdem wurde fleißig gearbeitet, die Schlussleistungen konnten sich durchaus sehen lassen. - Die Großen Ferien verlebte ich in der Heimat; in den Herbstferien machte ich mit dem Kollegen Bussmann einen Ausflug ins Sauerland und mit Prof. Schnelle einen solchen an die Weser. Auf letzterem fesselte mich Corvey, Hameln, Pymont, auf ersterem Hohensyburg, Limburg a. d. Lahn und die erst kürzlich entdeckte Dechenhöhle bei Iserlohn.

81 In Westfalen, insbesondere in Hamm, fühlte ich mich wohl, und doch sollte meines Bleibens nicht lange sein. Direktor Freytag konnte sein Versprechen, dass ich zu Ostern 1874 definitive Anstellung finden sollte, nicht halten. Der schon seit anderthalb Jahren vertretene hochbejahrte erste Oberlehrer Prof. Rempel wurde zu diesem Zeitpunkt noch nicht pensioniert, sondern sollte weiter vertreten werden bis zur Einführung des neuen Etats. Das war Freytag nicht recht, der mich behalten wollte, und noch weniger mir, der ich auf höheres Gehalt rechnete, um meine Schulden abzubezahlen, zumal besser ausgestattete Stellen überall zu haben waren. Er verdachte es mir nicht, dass ich nach Ablauf des Probejahres in eine andere Anstalt übergehen wollte. Von Limburg a. d. Lahn aus bewarb ich mich auf meiner Ferienreise um eine in Wismar ausgeschriebene Stelle an der dortigen höheren Stadtschule, Gymnasium verbunden mit Realschule. Der zu erteilende Unterricht entsprach meinen Fakultäten, die Gehaltsverhältnisse waren günstiger als an den preußischen Anstalten. Bald erhielt ich die Aufforderung, mich am 10. September 1873 zu einer Probelektion in Wismar einzufinden, begleitet von einer Anweisung auf 35 Taler für die Reisekosten. Am Sonntag, dem 9. November, stellte ich mich dem Direktor Noelting, einem klug blickenden, wohlwollenden Herrn, vor und erhielt von ihm die Aufgabe, mich auf drei Lektionen vorzubereiten, in Obersekunda ein Kapitel aus Xenophons Hellenika, in Quarta Deutsch und Lateinisch entsprechend dem Klassenstandpunkte [Stand der Klasse] zu behandeln.

Als ich mich zur angegebenen Zeit einfand, wurde ich in ein großes Klassenzimmer geleitet und konnte alsbald mit dem Xenophon beginnen. Als Zuhörer waren anwesend das gesamte Lehrerkollegium und eine stattliche Anzahl von Ratsherrn. Da ich unbefangen war, so verliefen die am Abend zuvor von mir durchgearbeiteten Lektionen ganz glatt, die Schüler zeigten sich entgegenkommend in Rede und Antwort. Nach einer Pause, in der an die Stelle der Obersekunda die Quarta des Gymnasiums getreten war, behandelte ich mit dieser das Uhlandsche Gedicht „Jung Siegfried war ein stolzer Knab“, und dann ein Kapitel aus der lateinischen Grammatik.

Am späten Nachmittage brachte mir ein Bote die Nachricht, dass ich gewählt sei und dass ich mich mit meinem Mitbewerber, einem Dr. Schneider, zum Abendessen beim Direktor Noelting einfinden möchte. Beim Mittagstisch hatte ich mehrere Wismarer Kollegen kennengelernt, darunter den mir besonders sympathischen Dr. Kropatschek. Letzterer teilte mir mit, dass meine deutsche Lektion den Ausschlag gegeben habe zu meiner Wahl; auch habe mein Konkurrent zu sehr den preußischen Reserveleutnant hervorgekehrt. Zugleich empfahl er mir seine Jungesellenwohnung, er wolle um Ostern sich verheiraten. Ich besah sie mir und ging auf seinen Plan ein. Die Wanderung durch die ehrwürdige, sehenswerte Stadt unter Kropatscheks Leitung, der überall historische Erläuterungen zu geben wusste, war für mich sehr genussreich. Dasselbe kann ich von dem Abende bei Noelting sagen. Ein Vergleich zwischen dem natürlichen, unbefangenen Noelting mit dem nervösen, misstrauischen Freytag fiel entschieden zu Gunsten des ersteren aus. Mein Mitbewerber Schneider aus Wittstock hatte sich schnell in sein Schicksal gefunden und freute sich, bei dieser Gelegenheit ohne Unkosten ein interessante Stadt und neue Verhältnisse kennengelernt zu haben. Nachdem wir uns von dem gastfreien Noelting verabschiedet hatten, blieben wir mit den in unserem Gasthofs uns erwartenden Wismarer Kollegen in fröhlicher Unterhaltung bis in die dritte Stunde nach Mitternacht zusammen.

Auf der Rückreise hielt ich mich einige Stunden in dem schönen Schwerin auf. Erwähnen muss ich noch, dass mir am Dienstag, dem 11. 11., vormittags 11 Uhr von dem Bürgermeister vor versammeltem Rate die Berufung in die letzte ordentliche Lehrerstelle der großen Stadtschule feierlich angekündigt wurde.

82 So schien meine nächste Zukunft festgelegt zu sein, aber es kam anders. Am 17. Dezember 1873 war ich zu einer Abendgesellschaft geladen bei Prof. Rempel. Außer den Kollegen mit ihren Damen war auch der Prov. Schulrat Breiter aus Hannover anwesend, der ein alter Bekannter Rempels war, hatte er doch sieben Jahre am Hammer Gymnasium als Lehrer gewirkt. Ich erfuhr bald, dass er meinetwegen gekommen sei und anderen Tages bei mir hospitieren wolle. Das tat er dann auch. Nachdem er mir seine Zufriedenheit ausgesprochen hatte, machte er mir den Vorschlag, zu Ostern in Iffeld die letzte ordentliche Lehrerstelle zu übernehmen. Er schilderte den Dienst dort nicht gerade in glänzenden Farben, fügte aber hinzu, dass man pekuniär daselbst besser gestellt sei als an anderen Schulen und dass Iffelder Lehrer, die sich bewährten, stets auf gutes Fortkommen rechnen könnten. Als ich ihm erwiderte, dass ich in Wismar gebunden sei, entgegnete er, das schade nichts, er wolle dann bis zum Herbste die Stelle für mich offen halten; ich könnte ja sofort beim Antritt in Wismar wieder kündigen. Dann begleitete er mich nach meiner Wohnung, die er seinerzeit auch bewohnt hatte, fand sie noch ganz in der alten Verfassung, ließ sich aus über die Verhältnisse in Hamm und machte schließlich meiner Wirtin, der hochbejahrten Frau Justizrat Dobbstein, noch einen Besuch.

83 Nun gab es für die nächste Zeit die verschiedensten Erwägungen in meiner Brust. Sollte ich auf Breiters Aufforderung eingehen oder nicht? Die Kollegen waren bald dieser, bald jener Meinung. Dass ich von Hamm weg wollte,

verstanden sie zu würdigen, weil der größere Teil ähnliche Pläne verfolgte. Schneller stand mit der königlich-sächsischen Behörde in Verhandlungen, Reidt hatte sich nach Witten gemeldet zur Leitung der dortigen Realschule, Busmann hatte die Versetzung nach Minden so gut wie in der Tasche, Meinecke wollte nach Magdeburg gehen. Da verdichtete sich mein Entschluss, in Wismar schon vor dem Amtsantritt zu kündigen, durch Briefe, die ich von Kropatschek aus Wismar erhielt. Er beglückwünschte mich zu Breiters Anerbieten und riet, es unbedingt anzunehmen; er selbst stehe auf dem Sprunge, die wenig erquicklichen Wismarer Verhältnisse aufzugeben, habe nur leider noch keine sichere anderweitige Stellung in Aussicht. In gleichem Sinne schrieben mir meine Mecklenburger „Bären“-Freunde aus Göttingen. So handelte ich denn Breiters Rate entsprechend, der sich sogar erbot, einen Stellvertreter für mich in Wismar zu beschaffen, falls man mich nicht schon zu Ostern 1874 freigebe, also auf meinen Antritt verzichte. Als ich in diesem Sinne an Direktor Noelting schrieb, versicherte dieser, dass der Rat mich meiner Zusage entbinde, da es für beide Teile unvorteilhaft sei, wenn ich bloß ein halbes Jahr bei ihnen bleiben wolle; auf Breiters Anerbieten leiste man Verzicht. So war diese kurze Episode abgeschlossen.

Ich riet hin und her, wodurch wohl der mir bis dahin unbekanntere Breiter veranlasst worden sei, sich so um mich zu bemühen, und fand schließlich den Grund nur in dem noch immer nicht gehobenen Lehrermangel. Auch an Sauppes Einfluss dachte ich. Später klärte es sich auf. Der Wunsch, die Stellen zu wechseln, war damals, wie ich glaube, besonders groß. Überall bestand der Stellenetat. Ein tüchtiger Schulmann konnte, wenn ihm das Glück hold war, schnell in ein ausreichend dotiertes Amt gelangen. Andere mussten dann freilich umso länger warten, bis es ihnen glückte aufzurücken. Dabei spielten nicht selten politische Erwägungen eine Rolle. Der tüchtige Oberlehrer Urban, später Probst und Direktor am K[loster, d. h. d. Klosterschule]. U[nserer]. L[ieben]. F[rauen]. in Magdeburg, wurde wegen seiner ausgesprochen konservativen Gesinnung in dem freisinnigen Görlitz nicht berücksichtigt und deshalb von [Oberregierungsrat Ludwig] Wiese¹ als Hilfsarbeiter ins Ministerium berufen. Der konservative Breiter musste sieben Jahre letzter Lehrer am Gymnasium zu Hamm bleiben, weil ihm der freisinnige Direktor Wendt nicht hold war. Ähnlich ist es dem schon genannten Kropatschek in Brandenburg a. d. Havel gegangen, der hierdurch bewogen wurde, in die Redaktion der Kreuzzeitung überzutreten.

84 Das letzte Vierteljahr in Hamm war politisch bewegt durch die Neuwahlen zum Reichstage – v. Bockum-Dolfs siegte über den ultramontanen Kandidaten - und durch den bekannten Brief des Papstes an Kaiser Wilhelm, den dieser so würdig beantwortete. Der Kulturkampf kam in Gang. Ich beteiligte mich daneben wacker an den Übungen des Gesangvereins, weil ich eine stille Zuneigung zu einem Fräulein Stegemann gefasst hatte. Diese wird es aber wohl kaum gemerkt haben; aber die Kollegen neckten mich damit. Bald kam ich in neue Verhältnisse.

¹ von 1852-75 Referent im preußischen Kultusministerium; zu seiner Rolle 1867 s. u. §§ 120, 126

Die Feier des kaiserlichen Geburtstages am 21./22. März 1874 ist mir im Gedächtnis geblieben durch die treffliche Rede, die Bussmann im Schulaktus am Sonnabend hielt, und durch die lärmende, allgemeine Bezechtheit, mit der das Kaiser-Geburtstagsessen am 22. abschloss. Namentlich auf der Exkneipe der Referendare war der Skandal grenzenlos. Als ich um halb elf glücklich wieder zu Haus war, fand ich mich nach einigen Stunden mit der Zeitung in der Hand eingeschlafen auf dem Sofa wieder.

Am 26. März war ich mit Meinecke noch einmal in Münster. Da standen beim Bischof die Fenster der ausgepfändeten Stuben sperrangelweit offen, damit jeder sich überzeugen könnte, was vorgegangen sei.

Am 31. März wurde ich vom Lehrerkollegium weggetrunken, am 1. April vom Direktor entlassen. Er wiederholte mir sein Bedauern über meinen Weggang und bot mir gastliche Aufnahme an, falls mich mein Herz wieder nach Hamm führe. Bei allen seinen Absonderlichkeiten hat er sich doch stets als ein wohlwollender, zuverlässiger, fester Mann bewiesen. Schwer wurde mir der Abschied von den trefflichen Kollegen, die mir der eine mehr, der andere weniger, aber doch alle lieb geworden waren und die mir das Einleben in den Beruf so schnell und gut ermöglicht hatten. Am Gründonnerstag abends war ich wieder zu Haus in Görlitz und wurde von der Mutter wie von den Geschwistern mit der alten Liebe umfassen.

Lehrer an der Klosterschule Ifeld, 1874-96

Ifelder Verhältnisse

85 Als ich Samstag, den 11. April 1874, nach der halbstündigen Omnibusfahrt von Niedersachswerfen in Ifeld anlangte, konnte ich nicht ahnen, dass ich hier im ganzen zweiunddreißig Jahre meines Lebens zubringen würde, seinen Höhepunkt erreichend. Ein Klosterdiener nahm mich in Empfang und geleitete mich nach meinem ersten in der Durchfahrt nach dem Küchenhofe gelegenen Zimmer. Einfach genug war es ausgestattet. Kein Tisch hatte eine Decke, Bilder befanden sich nicht in dem Raum, als Sofa diente ein verblichener Divan, dessen grüner Stoff an vielen Stellen schadhafte war. Die Kammer [Schlafzimmer] war ebenso dürftig ausgestattet, ein Bett hatte der Kalfaktor [Hausdiener] besorgt, die Stühle waren sehr abgenutzt. Die ganze Aufmachung fiel ab gegen das auch schon sehr einfache Zimmer in Hamm. Bald erschien der Direktor [Gustav] Schimmelpfeng, der mich freundlich und jovial begrüßte und die Vorzüge der mir zugewiesenen Behausung erläuterte; ich sei hier dem Lärm des Alumnats mehr entrückt und könne weniger von der Neugier der Schüler belästigt werden. Das waren in der Tat die einzigen Vorzüge dieser so spartanisch ausgestatteten Wohnung.

Das Abendessen nahm ich zusammen mit dem am gleichen Tage in Ifeld angekommenen Kollegen Heynacher auf dessen Stube ein. Wir fanden schnell Gefallen aneinander und tauschten unsere Beobachtungen vom ersten Kennenlernen an sehr offenherzig gegenseitig aus. Das Ostpreußische seines Behabens [sic] und seiner Sprache war mir neu, zog mich aber an. Wir wurden im Laufe der Zeit nicht bloß gute, wie man zu sagen pflegt, sondern treue Freunde. Gemeinsam machten wir die Antrittsbesuche, gemeinsam tranken wir den Nachmittagskaffee, um daran unsere Spaziergänge in die schöne Umgebung anzuschließen.

Bald gesellte sich als dritter der ebenfalls unverheiratete Kollege Kühlewein zu uns, der seit einem halben Jahr schon in Ifeld war. Er und Heynacher wurden mit Beginn des Schuljahres vereidigt, ich erst im August, nachdem ich meinen endgültigen militärischen Bescheid erhalten hatte, dass ich im Falle eines Krieges als Krankenpfleger Verwendung finden solle.

86 Wenige Jahre älter als wir drei waren die verheirateten Kollegen Schüssler, H[ans]. F.[riedrich] Müller und der Musik- und Turnlehrer Karl Bajohr, die den weiteren Kreis unseres nächsten Umganges bildeten. Die älteren Mitglieder des Kollegiums, Freyer, mit dem Beinamen „der Mann“, und Scholz sowie Schüssler erfreuten sich bereits einer größeren Familie und waren dadurch uns übrigen sechs etwas ferner gerückt. Im Laufe des ersten Jahres vereinte uns alle aber schon ein griechisches Kränzchen, das Schimmelpfeng zustande brachte, um eine durch Schüssler drohende Spaltung zu verhindern. Dieser hatte gleich in den ersten Wochen uns drei Unverheiratete zu gewinnen gesucht, mit ihnen gemeinsam Aristoteles zu lesen. Wir waren auch sehr bereit dazu. Als der Direktor davon hörte, nahm er die Sache in die Hand und erreichte, dass wir uns zu gemeinschaft-

licher Lektüre der „Vögel“ des Aristophanes zusammentaten. Das waren anregende und fröhliche Abende. Nach Erledigung des jeweiligen Pensums wurden bei einem Glase Wein und einer guten Zigarre die Ereignisse des Tages und die Flecken-Neuigkeiten besprochen, auch oft pädagogische Fragen erörtert. Wenn die Sitzung auf meiner Stube stattfand, konnte sogar ein Lied angestimmt werden, weil der Schall davon nicht bis zu den Alumnen zu dringen vermochte.

Der gute Papa Scholz, von den Schülern Moses benannt, war oft der Mittelpunkt unserer Scherze. Ein trefflicher Mann, gutherzig, mit einer Dose Schalkhaftigkeit ausgestattet, von guten Kenntnissen, aber ohne jede tiefere Menschenkenntnis, arglos und dieselbe Eigenschaft bei allen Menschen, namentlich auch bei seinen Schülern, voraussetzend, pädagogisch ungeschickt, war er denkbar ungeeignet für das Amt eines Alumnatslehrers. Der sonst mit so scharfem Blicke ausgestattete Oberregierungsrat Wiese hatte mit der Versetzung Scholzens von Gütersloh nach Ilfeld einen schweren Missgriff getan. Die Schüler merkten schnell, dass der ehrwürdige Herr kinderleicht zu hintergehen war, und uns, seinen Kollegen, besonders uns Jüngeren, fiel es auch nicht leicht, ihm gegenüber zurückzuhalten, wenn seine schwachen Seiten zu komisch hervortraten.

Die Geschichten, die mit ihm passierten, nahmen kein Ende und gaben immer wieder Stoff zum Lachen. Der Abortschlüssel wurde ihm verlegt, das Fässchen Bier ausgetrunken, das zum Abziehen vor seiner Dienstwohnung lag, unartikulierte Töne begleiteten ihn, wenn er abends nach Hause ging, verkleidete Schüler bettelten bei ihm so zudringlich, dass er sie die Treppe hinunterwarf. Jede Klasse und Tutel, ja jedes Zimmer gratulierte ihm einzeln z. T. mit schwungvollen Versen, als ihm ein Sohn geboren wurde, usw. Er erzählte selbst, dass ihn ein Tertiarer früh bei der ersten Revision unter lautem Jubel des Schlafsaales im Hemde seinen Glückwunsch ausgesprochen habe. Während des Unterrichts fanden die lustigsten Verwechslungen und Verhörungen statt, bei denen sich lange Zeit der Sohn des damaligen Generalspostministers Stephan durch seinen Übermut auszeichnete. Wir Lehrer erfuhren unter der Hand davon, wenn an der Sache nichts mehr zu ändern war. Selbst dem Direktor blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls darüber zu lachen. Wenn er Näheres erfuhr, war die Angelegenheit jedes Mal, wie man zu sagen pflegt, verjährt.

87 Wie Scholz oft unfreiwillig zur Erhöhung der Heiterkeit bei unseren Versammlungen beitrug, so wussten Kühlewein und Heynacher dasselbe Ziel oft durch witzige oder drollige Bemerkungen zu erreichen. Ein Jahr später, als die Sekunda geteilt wurde, gesellte sich der in die neue Stelle berufene Becher zu ihnen. Der ernste Frager war auch kein Spielverderber, sondern wusste sich vorzüglich der allgemeinen Stimmung anzupassen. Eine besondere Stellung nahm der geistvolle H. F. Müller ein, der bei leidenschaftlicheren Erörterungen in der Regel den Nagel auf den Kopf traf. Schüssler, den die Schüler „Jochen Nussler“ getauft hatten, war eine mehr derbe und urwüchsige Natur. Er rauchte die teuersten Zigarren, als wären es extra muros [„nur im Freien“?] zu genießende, und er trank den edelsten Wein mit demselben Verständnis wie den leichtesten Mosel. Er war ein tüchtiger Lateiner und hielt auf gute Disziplin. Nur in seiner Rede verstand er

nicht Maß zu halten und den richtigen Takt zu beobachten, so dass man geradezu in Verlegenheit geraten konnte, wenn er loslegte. Die besten Redner waren H. F. Müller und F[erdinand]. Becher, mein nachmaliger Schwager. „Pectus facit oratorem“¹ galt für beide. Lautere Charaktere, hervorragend begabt, von gründlichster wissenschaftlicher Bildung und natürlicher Beredsamkeit, gewannen sie leicht eine ausschlaggebende Stellung im Kollegium. Es war ein Vergnügen, ihren Ausführungen zu lauschen. In der Behandlung der Schüler war Becher wohl der erfolgreichste im ganzen Kollegium. Eine Spezialität von ihm war es, ausgezeichnete lateinische Reden zu halten.

88 Weiter ist der Musiklehrer C. Bajohr rühmend zu nennen. Er stand fest im Kollegium, erschien an den wissenschaftlichen Abenden, wenn der offizielle Teil vorüber war, nahm an allen Freuden und Leiden teil und war mit uns Jüngeren aufs freundschaftlichste verbunden. Mit seinem musikalischen Verständnis und schönstem, künstlerisch geschulten Bariton verband er ausgezeichnetes Lehrgeschick und beste Umgangsformen. Er erteilte mit gutem Erfolge auch den Zeichen- und Turnunterricht. Die Schüler, namentlich die zahlreichen Privatschüler, die bei ihm Klavier-, Geigen-, Gesangsunterricht hatten, liebten ihn trotz oft zu Tage tretender Heftigkeit aufrichtig und freuten sich der bei ihm erzielten Fortschritte. Nächst dem Direktor hatte Bajohr durch seine Nebentätigkeit im ganzen Kollegium das größte Einkommen, über das er in künstlerisch sorgloser Weise verfügte. Gäste waren in seinem Hause, dem eine fein gebildete, liebenswürdige Frau vorstand, jederzeit willkommen, die Abendgesellschaften bei Bajohrs wegen der mannigfachen damit verbundenen musikalischen Genüsse besonders geschätzt. Wer im Kollegium musikalisch war, wie zum Beispiel H. F. Müller und Becher, später die musikalischen Kinder der Lehrerfamilien, wurde zur Mitwirkung herangezogen, jeder bestrebte sich, sein Bestes beizusteuern.

Diese anregende, hoch angesehene Stellung hat Bajohr bis zu seiner Pensionierung eingenommen und nicht wenig zum Ansehen der Schule beigetragen, obwohl ihn in den letzten Jahren oft unerträgliche Hüftschmerzen quälten, hervorgerufen durch einen schlecht geheilten Oberschenkelbruch, den er sich durch Sturz von der Leiter beim Schmücken des Christbaumes in den 80er Jahren geholt und der ihn von da an hinkend gemacht hatte. Über die ihm wiederholt zuteil gewordenen Auszeichnungen freute er sich kindlich, und jeder gönnte sie dem verdienten Manne von Herzen. Bei den Zusammenkünften der ehemaligen Schüler stand er meist im Mittelpunkt. Er erhielt ziemlich früh den Musikdirektor- und schließlich auch den Professortitel. Der Abend seines Lebens ist getrübt worden durch fast unerträgliche Schmerzen in der Hüfte, die nur durch Morphiumeinspritzungen gelindert wurden.

89 Von den im Laufe der nächsten Jahre hervortretenden Lehrern nenne ich Georg Meyer und Otto Lücke. Letzterer war nur wenige Jahre an der Klosterschule, nimmt aber unter ihren Lehrern eine rühmliche Stelle ein, dazu war er ein fröhlicher Kollege und wissenschaftlich sehr hochstehend. Ersterer hat der Kloster-

¹ „Die Gesinnung macht den Redner“

schule manche Jahrzehnte lang seine wertvollen Dienste geleistet und ist in den Sielen gestorben. Ich habe später noch Gelegenheit, von ihm ausführlich zu handeln. Endlich ist noch der tüchtige Neusprachler Uhlemann zu nennen, der nur insofern die alte Überlieferung brach, als er der erste Kollege war, der kein Griechisch verstand. Seinetwegen musste das Lesekränzchen auf griechische Schriftsteller verzichten. Wir lasen in dem einen Winter auch Senecas² Briefe, dann Tom Brown's Schooldays³; dann schief die Einrichtung ganz ein und ist auch nicht wieder ins Leben gerufen worden.

Hervorzuheben ist die wissenschaftliche Tätigkeit fast aller Lehrer im ersten Jahrzehnt meiner Ilfelder Tätigkeit; später ließ sie nach, um endlich fast ganz einzuschlafen. Dazu hat nicht wenig beigetragen, dass der moralische Zwang, wissenschaftliche Beilagen zum Jahresberichte zu liefern, aufhörte, als es die Behörde den Schulen überließ, solche Beilagen drucken zu lassen, und die städtischen Anstalten dies alsbald einstellten. Als die schließlichen Gehaltsregelungen den Stellenetat beseitigten, fiel auch der Antrieb weg, durch besondere Leistungen das Aufrücken zu beschleunigen. Dann kam eine Zeit, in der die Standesfragen oben an standen⁴ und bei manchem den wissenschaftlichen Trieb erstickten. Gar mancher bevorzugte auch die materiellen Genüsse zu sehr.

Im Ilfelder Kollegium der siebziger und achtziger Jahren herrschte jedoch bei aller Lebensfröhlichkeit - wir tranken gern ein gutes Glas Wein, und auch das Skatenspiel wurde gepflegt - die regste wissenschaftliche Tätigkeit: Schimmelpfeng arbeitete an einer Horazausgabe, Schüssler an Ciceros Präpositionen, H. F. Müller besorgte eine Ausgabe der Plotinschen Enneaden, Kühlewein trieb Hippokratesstudien, ich war mit Ciceros Briefen, später mit Xenophon, Epiktet, Seneca beschäftigt, Becher kollationierte [verglich, notierte die Varianten von] Handschriften zu Quintilian, Lücke studierte Goethes Beschäftigung mit Homer, G. Meyer die Reden des Thukydides usw. - kurz, jeder hatte sein Spezialgebiet und freute sich, mit den Kollegen seine Gedanken darüber austauschen zu können.

90 Schimmelpfeng hatte nicht nötig, irgendeinen Druck auszuüben, um seine Anschauungen in pädagogischen Fragen durchzusetzen. Jeder tat nach besten Kräften seine Schuldigkeit, der Schulleiter war alles andere als ein Kleinigkeitskrämer. Nur partikularistischen Bestrebungen gegenüber verstand er keinen Spaß, ja bloßes welfisches Anhänglichkeitsgefühl war ihm verdächtig. Er konnte es nicht begreifen, hatte er doch als Kurhesse Unerquickliches in solcher Menge erlebt, dass er das Ende der Selbständigkeit seiner engeren Heimat mit Genugtuung begrüßt hatte, ähnlich wie Professor Heraeus in Hamm. Als auf den würdigen Oberamtsrichter v. Hagen der treu an seinem alten Fürstenhause hängende Rasch folgte, gab Schimmelpfeng die Parole aus, den Umgang mit ihm zu meiden. Ich habe es nicht getan, die Kollegen folgten mir, endlich gab auch Schimmelpfeng seinen Widerstand auf. Ich konnte als Altpreuße⁵ einsehen, dass man die Liebe

² im weiteren auch „Seneka“

³ 1857 erschienener Roman von Thomas Hughes

⁴ z. B. die Ausbildung zum Leutnant d. Reserve, wie im Falle seines Schwiegersohnes Erich Loß

⁵ Auch Görlitz war aber erst seit 1815 preußisch!

zum angestammten Fürstenhause nicht ablegt wie getragenes Kleidungsstück und habe in diesem Sinne mit dem tief angelegten Rasch manches Gespräch geführt. Unsere Familien traten sich näher und schlossen aufrichtige Freundschaft.

Welfen gab es in den ersten 20 Jahren nach der Annexion noch recht viele in Ilfeld, nicht bloß unter den Beamten, sondern auch unter den Bürgern des Fleckens, wie bei manchen Gelegenheiten deutlich zu Tage trat. Die Anhänglichkeit an das entthronte Königshaus hatte ja in letzter Linie die Auflösung der Klosterschule im Jahre 1867 durch Wiese herbeigeführt. Das Kollegium zählte im ersten darauf folgenden Jahrzehnt keinen Hannoveraner, während unter den Schülern eine ganze Anzahl von Anhängern der alten Zeit vorhanden war. Wenn der Geburtstag König Georgs oder des Herzogs v. Cumberland kam, so erschienen die Welfen, wenn der des Kurfürsten, die Kurhessen in Sonntagsanzügen. Schimmelpfeng spöttelte darüber, fuhr auch wohl die betreffenden Schüler an, fand es schließlich aber doch als das beste, darüber hinwegzusehen.

91 Die Alumnen gehörten zum größeren Teile hochstehenden, ja sehr vornehmen Familien an. Grafen zu Stolberg-Stolberg, Prinzen von Reuß, Grafen von Schwerin, von der Schulenburg, v. Schlieffen, Hahn, v. Hopffgarten, später v. Bismarck u. a. folgten sich, die Namen v. Oertzen, v. Mittendorf, v. Tresckow, v. Pirch, v. Keudell, v. Buttlar, v. Röder, v. Grote, v. Rheinbaben, v. Düsing, v. Bodenhausen, v. Hundelshausen, v. Stosch, v. Borries, v. Werthern usw. waren vertreten. Die freien Stellen hatten Beamten- und Pastorensöhne inne. Schimmelpfeng pflegte die Schüler in drei Gruppen zu teilen: Adlige, Bürgerliche, Pastorensöhne, ein Zeichen, wie viele es letzterer waren. Unter den Bürgerlichen fehlten nicht die Söhne angesehener Beamter, wie die Namen Stephan, Wehrenpfnig, Hengstenberg, Mommsen, Bötticher beweisen.

92 In der ganzen Welt hat sich nachmals Carl Peters bekannt gemacht⁶, der bei meinem Eintritt in Ilfeld zu den Sekundanern gehörte. Was Peters in seinen Lebenserinnerungen⁷ über die damaligen Verhältnisse berichtet, ist reichlich gefärbt, obwohl er sich seines guten Gedächtnisses rühmt. Dass ihn dies aber doch etwas im Stich gelassen hat, beweist z. B. der Name des ersten Oberlehrers Freyer, den P. „Freye“ nennt, und der des Klosterarztes, der Blumenthal und nicht „Friedrich“ hieß. In Peters' Erinnerungen ist der Schülerspitzname des Klosterarztes „Fütterich“, weil er die simulierenden Kranken mit Wassersuppe fütterte, in „Friedrich“ umgeschlagen, den Schülerwitz hat er vergessen. Was Peters von seinen Schülerstreichen erzählt, entspricht ganz seiner damaligen Gesinnung, hat

⁶ der berüchtigte rassistische und sadistische Kolonialist Dr. Carl Peters (1856-1918), Pastorensohn, Gründer von, dann Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika, 1897 in Unehren aus dem Reichsdienst entlassen, im Zuge der immer nationalistischer werdenden Reichspolitik ab 1905 teilweise rehabilitiert, 1937 postum von Hitler vollständig rehabilitiert und zum nationalen Idol erhoben.

⁷ Dr. Carl Peters, Lebenserinnerungen, Hamburg 1918. Das Exemplar meines Urgroßvaters, das er mit kritischen Anmerkungen versehen hat – übrigens nur zur Ilfelder Zeit von P. – ist in meinem Besitz. Eine ausführlichere Randnotiz Mückes zeigt dabei, dass er zur Aufschneiderei des Schülers Peters auch Bedenkliches zu bemerken hatte. An einer späteren Stelle (§594) betont er gleichwohl die Harmlosigkeit von P.s Streichen.

sich aber durchaus nicht jedes Mal genau so zugetragen, wie er es schildert. Die auf S. 40 erzählte Szene gelegentlich der Anwesenheit Falcks⁸ und Wieses z. B. - dieser und nicht der hannoversche Schulrat Breiter war in der Begleitung des Ministers - hat sich jedenfalls nicht so abgespielt, wie Peters angibt, wie ich als Anwesender bezeugen kann. Peters mag seine angefügte Bemerkung wohl zu seiner Umgebung gemacht haben - er saß am entgegengesetzten Ende der langen Tafel - und deren Beifall gefunden haben, aber jedenfalls nicht so laut, dass sie Falck, Wiese, Schimmelpfeng oder der aufsichtsführende Lehrer gehört hätte. Ich habe sie ebensowenig gehört, der ich ganz in der Nähe des Ephorus - so hieß der Aufsichtsführende - meinen Platz hatte. Schimmelpfeng würde eine derartige Auflehnung wohl mit mehr als etwas Arrest bestraft haben.

Die von Peters geschilderte Szene hat sich offenbar beim Nachmittagskaffee zugetragen, mittwochs oder sonnabends, wenn die Alumnen von 2 bis 4 nachmittags Ausgang hatten. Da mussten diese wie mittags und abends hinter den Stühlen stehend warten, bis der Ephorus das Zeichen zum Platznehmen gab. Wenn dieser keine feste Zucht hielt, konnte es vorkommen, dass sich die Alumnen auch auf das Signal eines älteren Schülers setzten. Zwei solche Ereignisse sind in Peters' Erinnerung zusammengeschmolzen. Dass er ein schwer zu behandelnder Zögling war, wird ihm jeder gern glauben.

Schimmelpfeng hat oft seine Sorge gehabt über den widerborstigen Verwandten, dem er die Freistelle verschafft hatte. Dagegen machte er sämtlichen Lehrern helle Freude durch seine trefflichen Leistungen und schlagfertigen Antworten. Manche Ungezogenheit wurde ihm nachgesehen. Die Lehrer pflegten ihn den Volkstribunen zu nennen. Oft stand er in der Klosterfreizeit auf einem Stuhle und redete von ihm aus zu seinen Freunden und Anhängern, wie er überhaupt nicht wenig dazu beitrug, die Gegensätze unter den Schülern zu verschärfen. Als er nach glücklich bestandener Abiturientenprüfung von seinem Tutor H. F. Müller Abschied nahm, gab dieser ihm die prophetischen Worte auf den Weg: „Peters, aus Ihnen wird einmal etwas ganz Besonderes oder ein verbummelter Zeitungsschreiber“. Ihm war bekannt geworden, dass Peters als Schüler für kleine Harzblätter Beiträge geliefert hatte.

93 Doch ich will zu den Schülern, wie ich sie antraf, zurückkehren. Es herrschte unter ihnen ein ausgesprochener Korpsgeist, verbunden mit im allgemeinen recht gutem Ton, der natürlich nicht ausschloss, dass sich einzelne Gruppen heftig befehdeten. Das war in der hannoverschen Zeit noch viel schlimmer gewesen. H. Sauppe äußerte sich einmal, die schwersten Kontrahagen [=Duelle] unter Göttinger Studenten seien früher die zwischen alten Ilfeldern gewesen, die ihre Schulstreitigkeiten schließlich auf der Universität blutig ausgefochten hätten [s. auch §209].

⁸ der preußische Kultusminister Adalbert F., hervorgetreten übrigens durch seine Härte in Bismarcks „Kulturkampf“

Die Veranlassungen dazu ruhten letztlich in der sogen. Verfassung, die der spätere Breslauer Universitätsprofessor der Jurisprudenz Huschka im Jahre 1818 als Schüler entworfen hatte. Nach dieser Verfassung stand dem Klosterprimus ein Rat von 12 Gang-Obersten zur Seite, die die äußere Zucht aufrechterhielten und alle Streitigkeiten zu schlichten hatten. Sie entschieden auch, wann einer aus der Reihe der „Knüppel“ unter die Mittleren oder aus letzteren unter die „alten Bengel“ aufrückte. Letztere wählten mit den Mittleren die Gang-Obersten.

Die Wahlen fanden unter Aufsicht des Direktors statt. Die Mehrzahl der Stimmen, die auf gefalteten Zetteln abgegeben wurden, entschied. Der Klassenprimus wurde nach dem Vorschlage des Direktors in der Konferenz vom Lehrerkollegium bestimmt, die Gang-Obersten von den Alumnen gewählt, durch Handschlag von eben denselben jedes Mal für ein halbes Jahr verpflichtet. Um beliebte Kandidaten in den Kommers, so hieß der Rat der Gang-Obersten, zu bringen, hatten sich seit langen Jahren bestimmte Parteien⁹ gebildet, die auch besondere Namen führten. Viele Lehrer wussten natürlich diese Namen; aber Schimmelpfeng, der die Regierung des Coetus¹⁰ ganz allein für sich beanspruchte, erhob stets Widerspruch, wenn einer der Lehrer sie besuchte: „Wir wollen doch nicht auf diese Schülerwitze eingehen!“ Das Lehrerkollegium ließ ihn schalten, weil er so ja auch die Verantwortung allein zu tragen hatte. Jeder kümmerte sich lediglich um seine Tütanden [die von ihm als Tutor zu Betreuenden], woraus gerade schon Arbeit genug erwuchs, wenn man gewissenhaft war. Die Vermittlung wurde z. T. durch den Famulus besorgt, einen älteren Schüler, gewöhnlich Primaner, der eine Vertrauensstellung einnahm und seinem Tutor oft wesentliche Dienste leisten konnte.

94 Dass ich mich so schnell in das eigenartige Alumnatsleben fand, verdanke ich meinem ersten Famulus v. Gansauge und dann Krüger. Der wackere, sehr energische, treue Gansauge, der auch ein Jahr lang Klosterprimus war, unterstützte mich auf jede Weise. Er revidierte die Schlafkammern mit und jagte die Langschläfer mit großem Behagen aus den Betten, tranchierte mittags die Braten, bis ich es selbst konnte, hielt stramm auf Ordnung. Wenn er selbst auch gern sein Bier auf der „Einnahme“ oder ein Glas Wein bei mir trank, so wusste er doch stets das rechte Maß einzuhalten und seine Kameraden entsprechend zu beeinflussen. Dabei war er gut begabt und ließ es nie an dem nötigen Fleiße fehlen.

Der Kommers regierte nach einer niedergeschriebenen, aber nur ihm zugänglichen und mit vielen Zusätzen und Korrekturen versehenen Akte, von der eine Abschrift in Schimmelpfengs Händen gewesen zu sein scheint. In den letzten Jahren von seinem Direktorat erreichten die Zwistigkeiten unter den Parteien infolge einseitiger Rechtsprüche des Kommerses, der sich nicht bewegen ließ, eine Abschrift der Verfassung öffentlich bekanntzugeben, eine solche Höhe, dass Schimmel-

⁹ von Mücke auch als „Freundschaftsbünde“ bezeichnet

¹⁰ lat. „Zusammenkunft“, die Gesamtgemeinschaft der Klosterschüler, von co-ire. „coetus“ oder „coitus“ hatte aber auch schon in der Antike dieselbe Bedeutung wie das heutige „Koitus“. Machten die Schüler keine Witze darüber? Vielleicht deshalb nicht, weil „coetus“ entsprechend der mittelalterlichen Klostertradition wie „zötus“ ausgesprochen wurde.

pfeng schließlich die Verfassung aufhob. Das geschah, während ich in Aurich Direktor war. Darüber später.

Das Verhältnis der Tutoren zu ihren Tutanden war je nach der Veranlagung beider Teile mehr oder weniger freundlich und vertraut. Mir fiel es leicht, mich in die Seelen der Jugend zu versetzen, ihre Leiden und Freuden zu verstehen, ihre Unge-setzlichkeiten richtig zu beurteilen. Die Folge davon war, dass ich mich bald in den Verkehr mit ihr einlebte und daran Freude hatte, so wenig mir auch die unaus-gesetzte Gebundenheit des Ifelder Lebens zusagte.

Die wöchentlich einmal zu führende Aufsicht von früh halb 6 bis abends halb 11 - nur alle fünf Wochen fiel in der ersten Zeit meines Ifelder Aufenthaltes eine In-spektion aus - nahm mich zwar gründlich in Anspruch, bereitete mir aber selten Ärger und Aufregung, weil mir die Alumnen willig gehorchten und ich Kleinig-keiten nicht aufbauschte. Als ich meine allererste Inspektion antreten wollte, mel-dete mir der Schuldiener Schumann, meine Stiefeln seien voll Wasser, das ein Alumnus hineingegossen haben müsse. Ich ließ mir einfach andere Stiefel brin-gen, verlor kein Wort und tat meinen Dienst. Der Übeltäter würde ja doch nur seine helle Freude gehabt haben, wenn ich mich geärgert und vergeblich nach ihm gefahndet hätte. Ich erzählte es später lachend dem Famulus, wie ich den beab-sichtigten Streich unwirksam gemacht hätte.

Beim Mittagsessen sorgte ich dafür, dass nicht „gierschlungsige“ Bengel ihre Ka-meraden benachteiligten und erntete dafür oft den Dank der „Knüppel“. Die Be-zeichnung „Bengel“ war übrigens kein Scheltwort, sondern ganz allgemeine, ge-genseitige Anrede; waren doch die „alten Bengel“ die oberste Stufe der Schüler-schaft. Sehr erschwert wurde die Aufrechterhaltung der Ordnung durch das Ver-halten der Ifelder Bürgerschaft, namentlich der Wirte und Bäcker. Diese hielten zwar nicht mit Beschwerden zurück, wenn sie durch einen ausgelassenen Streich der Schüler benachteiligt waren, hüteten sich aber wohlweislich, Namen zu nen-nen, waren im Gegenteil jederzeit bemüht, ihnen bei Durchsteckereien zu helfen. Jeder Handwerker, geschweige denn [d. h. erst recht] die Wirte und Bäcker, gab den Alumnen, wenn sie in Geldverlegenheiten waren, nicht bloß Kredit, sondern auf Pump geradezu bares Geld, indem sie damit rechneten, dass die Betreffenden es zuguterletzt doch zurückzahlen würden.

95 Das den Alumnen bewilligte Wochengeld von 50, 75 und 100 Pfenni-gen, je nachdem sie Tertianer, Sekundaner oder Primaner waren, reichte bei den wenigsten länger als einen Tag. Über welche Geldsummen zuweilen sogar Terti-aner verfügten, dafür ein Fall: Eines Sonnabends kamen die Untertertianer vom zweistündigen Nachmittagsspaziergange in unsicherer Haltung ins Kloster zurück. Die Untersuchung ergab, dass einer ihrer Mitschüler, ein Graf Kleist, die Klasse mit Sekt bewirtet hatte in einem Gasthause des Nachbardorfes. Kleist hatte von seinen zwei kurz vorher in Ifeld zu Besuch gewesenen Brüdern, russischen Of-fizieren, einen Hundertmarkschein als Geschenk erhalten und daraufhin die Klas-se eingeladen. Dass die Jungen den erhaltenen Apfelweinspekt als echten hatten bezahlen müssen, änderte an der Sache nichts.

Die neu eintretenden Alumnen waren meist bald von einer der Parteien gewonnen, wenn sie sich nicht den Neutralen anschlossen, die ihrerseits ebenso zusammenhielten wie die Parteien. Außenseiter gab es nur ganz selten. Wenn ein Alumne sich schwer durch Beweise niedriger Gesinnung vergangen hatte, räumte er eiligst das Feld. Einzelheiten habe ich manchmal erst nach Jahren von abgegangenen Schülern erfahren. Zuweilen gingen einzelne auch ab, weil sie sich in die bestehende Ordnung durchaus nicht finden konnten. Die „Knüppel“ z.B. mussten, wenn sie auch von Haus aus wegen der vorhandenen Dienerschaft durchaus nicht daran gewohnt waren, zu bestimmten Stunden das Wasser zum Trinken und Waschen für bestimmte Stuben und Kammern holen, die Petroleumlampen nachsehen, die Stiefel herausstellen, die Zimmer aufräumen und andere Dienste verrichten. Wer sich indessen weigerte, mochte er noch so hochgeboren sein, war übel daran und erhielt unter Umständen von dem Stubensenioren regelrechte Haue oder musste zur Strafe ein Cäsarkapitel auswendig lernen. Muttersöhnchen erreichten dann, dass sie aus so roher Umgebung abgerufen wurden; die Mehrzahl, die große Mehrzahl, gedieh aber dabei recht gut und pflegte der Schule treue Dankbarkeit zu bewahren.

Die Stubenordnung wurde halbjährig erneuert und jedes Mal sorgfältig in einer Lehrerkonferenz beraten. Zu Grunde gelegt wurden die schriftlichen Anträge der Schüler und die Erfahrungen, die die Lehrer mit der Gewissenhaftigkeit der älteren Schüler gemacht hatten. Es gab Stuben zu acht, zu sechs, zu vier und zu zwei Einsassen, nur der Klosterprimus hatte Stube und Kammer für sich allein. Die Schlafsäle waren für zwölf und acht Betten eingerichtet, eine Reihe von Kammern war mit je zwei Betten belegt. Die Senioren waren stets ältere, bewährte Schüler. Sie hielten in der Regel streng auf Ruhe in der Arbeitszeit und nahmen sich auch der jungen Schüler gern an. Diese nahmen auch oft die Hilfe ihrer Tutoren in Anspruch. Die Arbeitszeit [außerhalb des Unterrichts] belief sich täglich durchschnittlich auf drei und eine halbe Stunde. Viele bedurften ihrer nicht einmal und hatten dann während derselben Musik oder Gesangsunterricht oder übten auf leer stehenden Zimmern. So kam es, dass trotz vielen Kneipens in der freien Ausgangszeit während der Arbeitsstunden doch ganz ausgiebig gearbeitet und Tüchtiges geleistet wurde. Die freie Ausgangszeit überschritt bei Tertianern und Sekundanern nie $1\frac{3}{4}$ Stunden; bei den Primanern waren es $2\frac{3}{4}$ Stunden, auch sonntags.

96 Eins kann ich mit Genugtuung bemerken und ist mir von ehemaligen Schülern wiederholt bestätigt worden: Päderastie und Onanie wurden unter den Alumnen nicht gelitten, sondern unnachsichtig in ihren Anfängen mit Prügeln und, wenn dies nicht half, mit Ausstoßung geahndet. Dann wandte sich der Schülerkommers an den Direktor, und das räudige Schaf wurde in aller Stille entfernt. Diebstähle kamen leider zu Zeiten ebenfalls vor und verursachten jedes Mal große Aufregung. Manche blieben unaufgeklärt, einzelne wurden von den Reinemache-
weibern begangen, einige wenige von Schülern. Diese räumten sofort das Feld.

Was das mehrfach erwähnte Schlagen anbetrifft, so war es natürlich in der Klosterverfassung unter Strafe gestellt. Die nach erfolgter Beschwerde schuldig Befundenen erhielten Stubenarrest, Ausschluss vom Konversationszimmer, vom Garten, von Schulfesten und dergl. Die Lehrer haben sich mit solchen Angelegenheiten in Konferenzen nie zu befassen gehabt, wie sie auch selbst [von M. gestrichen: (ab und an privatim auf Wunsch der Eltern und nur unter vier Augen)] keinen Gebrauch von ihrer...¹¹ machten. Die größte Beleidigung, die einem Alumnus zugefügt werden konnte, bestand in der Bezeichnung „dummer Junge!“ Deshalb waren auch wir Lehrer in der Verwendung des Wortes „dumm“ sehr vorsichtig.

97 Der Unterricht hat mir stets Freude gemacht. Die Klassen waren klein, die Schüler fast durchweg intelligent und, wenn man sie zu fassen verstand, willig und artig. Freilich, dem armen Papa Moses [s. §86] wurde auch im Unterricht das Leben sehr schwer gemacht, einzelne Frechlinge wagten wohl ab und zu auch bei anderen Kollegen Unfug zu verüben, wurden aber sofort in ihre Schranken verwiesen. In späteren Jahren, als die Verwendung von Probekandidaten überhand nahm, die sich die Behörde vorher nicht scharf genug angesehen hatte, ob sie für Ifeld passten, mehrten sich natürlich auch die Auflehnungen. Jugend bleibt Jugend; die Schule unterrichtet nicht bloß, sie hat namentlich in geschlossenen Anstalten auch eine hohe erzieherische Aufgabe zu erfüllen.

Dazu trugen auch die mancherlei Veranstaltungen bei, die getroffen wurden, um Abwechslung in die Schularbeit zu bringen. Vorträge, Konzerte, theatralische Aufführungen, Gartenfeste, Tanzvergnügungen, Schulturnen, Ausflüge einzelner Klassen oder der ganzen Schule u. dergl. Teil daran nahmen entweder nur die Lehrer oder diese mit ihren Familien oder außer diesen noch geladene Gäste aus Ifeld und seiner Umgebung. Zur Schulgemeinde gerechnet wurden natürlich der Hausinspektor mit den Seinigen und die Haushälterin, dann aber in erster Linie der Landrat, der bis zu Herrn v. Fumettis Abgang auch zugleich Stiftpflichthauptmann war, ferner der Ortsgeistliche, außerdem der in dies vitae [auf Lebenszeit] angestellte Schularzt, der Stiftsförster und endlich der Stiftsrentmeister¹². Nicht übergangen wurden selbstverständlich die aus der hannoverschen Zeit stammenden Lehrer. Als ich nach Ifeld kam, wohnten zwei davon noch im Orte, die in Pension gegangenen schon recht bejahrten Herren, der Direktor Aschenbach und der Konrektor Hahmann; die übrigen Lehrer waren bei der Auflösung der Schule im Jahre 1867 an anderer Anstalten versetzt worden.

Aschenbach ließ sich nie im Kloster sehen, außer wenn er einen Gegenbesuch abzustatten hatte, er verkehrte auch sonst mit niemandem, war aber freundlich und gesprächig, wenn man ihm auf seinen Waldspaziergängen begegnete und ein Stück begleitete. Als ich ihm bei einer solchen Gelegenheit erzählte, dass ich das abgeschiedene Leben hier auf dem Lande nicht sonderlich schätzte und daran dächte, bald wieder von dannen zu gehen, erwiderte er mir, das könne er wohl

¹¹ leider ein oder zwei Wörter unleserlich. Das zweites Element des möglicherweise lateinischen Ausdrucks könnte „poenalis“ sein. Sinngemäß jedenfalls muss dort etwas wie „prinzipielle Züchtigungsbefugnis“ stehen.

¹² Finanzverwalter des Stifts

verstehen, ihm sei es geradeso gegangen, als er Ende der zwanziger Jahre an das Ifelder Pädagogium - sein damaliger Name - versetzt worden sei. Dazumal hätte man aber nicht so leicht die Schule wechseln können wie jetzt; so sei es gekommen, dass er sich allmählich durch alle Stellen durchgesehen habe bis zum Direktor. Wie ich dies damals anhörte, ahnte ich nicht, dass ich auch noch einmal fast alle Stellen durchsitzen und schließlich Direktor werden würde.

98 Wenige Jahre nach meinem Eintritt in Ifeld starb Aschenbach, und Kollege Heynacher, der sich verheiratete, bezog die von ihm innegehabte Wohnung im 1. Stocke der damaligen Post, dem Gasthause „Zur Linde“ gegenüber. Der Konrektor Hahmann, der in dem kleinen Hause neben der „Linde“ wohnte, das er nach seiner Außerdienststellung gekauft hatte, lebte noch eine Reihe von Jahren und stand mit dem neuen Kloster auf freundlichem Fuße. Er pflegte diesen Verkehr auch um seiner Pensionäre willen, die er bei dem wachsenden Schülerzug auf Wunsch des Direktors aufgenommen hatte. Hahmann war mittelgroß, erschrecklich mager, von ernstem, aber gütigen Gesichtsausdruck, stets im Gehrock und hohem Hut. Er lebte noch ganz in der alten Zeit und erzählte gern von ihr, oft mit schalkhaftem Humor.

Der Stiftshauptmann, späterer Landrat, v. Fumetti hatte sie in Ifeld nicht mehr erlebt. Er war auch ein alter Hannoveraner, hatte sich aber mit dem preußischen Regiment abgefunden. Da er im Laufe der Jahre seine sieben Söhne der Schule zuführte, so stand er auch dadurch, nicht bloß als Vertreter der Klosterkammer, die das Stiftsvermögen verwaltete, mit dem Lehrerkollegium in engerem Verkehr. Er war ein offener, vornehmer, freundlich-entgegenkommender, stets hilfreicher Mann, den jeder schätzte, der mit ihm zu tun hatte. Wenn Schimmelpfeng ihm manchmal etwas am Zeuge flicken wollte, so spielte die Eifersucht dabei etwas mit. Schimmelpfeng wollte durchaus der Erste in Ifeld sein. Wo es etwas zu reden gab, ließ ihm Fumetti gern den Vorrang, denn das Reden war Fumettis schwache Seite. Sonst aber wurde es dem Kreisvertreter leicht, seine Stellung auszufüllen, wie es sich gehörte. Seine feinsinnige, gütige, taktvolle Gattin tat das ihrige, so dass die Familie v. Fumetti ihre erste Stellung im Orte wie in der Grafschaft in vollen Ehren innehatte.

Es ging damals gemütlich zu. Der Stiftshauptmann ging mit der langen Pfeife ohne Kopfbedeckung von seiner dicht daneben liegenden Wohnung zu seinem Dienstzimmer und besuchte mich, der ich wieder diesen Diensträumen am nächsten wohnte, nicht selten in dieser Form, wenn er sah, dass ich allein war. Seine Jungen boten immer genug Gesprächsstoff, wenn die Ifeldensia ausgingen oder die Politik. Das Ehepaar v. Fumetti wusste in liebenswürdiger und anregender Weise zu bewirten. Wer von ihnen geladen wurde, ging mit Freuden hin. Die Gesellschaften waren damals immer mit Spielpartien - Whist oder Skat - verbunden. Es wurden niemals hohe Summen umgesetzt, die Unterhaltung blieb stets die Hauptsache. Einige Jahre spielte ich mit Fumetti, H. F. Müller und Bajohr allwöchentlich einmal eine Skatpartie. Der Ertrag kam in eine Kasse und wurde gelegentlich einer gemeinsamen Harzpartie aufgebraucht, zuweilen auch für mildtätige Zwecke verwendet.

99 Fumettis Amtsvorgänger war der Geheime Rat Wyneken, der wegen Schulden das Amt niedergelegt und die Bürgermeisterstelle in Wunstorf angenommen hatte. Als dort seine Zeit abgelaufen war, zog er wieder nach Ifeld zurück, wo auch noch der pensionierte, aber sehr rüstige Oberamtmann Meyer lebte, der in der hannoverschen Zeit zuletzt der Grafschaft Hohnstein vorgestanden hatte und mit Wyneken verschwägert war. Meyer war eine Krafnatur, rücksichtslos, derb, ja grob und deswegen seinerzeit verrufen, aber offen und ehrlich, nach einem Zornesausbruch schnell wieder versöhnt. Wyneken hatte etwas fein Diplomatisches, Weltmännisches an sich, war aber dem Spielteufel verfallen. Daher seine Schulden, obwohl er sehr anspruchslos war. Diese drei Amtsnachfolger hatten auch jahrelang ihren Whistabend im Klub. Meyers ganze Ausgaben beliefen sich dann auf netto 10 Pfennige, fünf für seinen kleinen Nordhäuser [Korn], fünf für sein Glas Zuckerwasser; beides goss er zusammen. Beim Bezahlen sagte er stets in seiner drolligen Art: "Es geht doch ins Weite, was man hier verzehrt!" Wyneken und Fumettis Zeche war nicht viel größer. Dafür ging es umso lebhafter bei der Partie selbst zu. Meyer konnte ganz aufgebracht werden, wenn sein Gegenspieler nach seiner Ansicht Fehler machte. Einmal horchten wir Anwesenden auf, als Meyer mit dröhnender Stimme seinen Partnern zurief „Lump, Lump, Lumpenkarte“, worauf alle drei und wir anderen mit in ein herzliches Gelächter ausbrachen.

100 Wyneken war ein eifriger Kirchengänger, hatte aber in der hinteren Rocktasche stets die geliebten Karten, um gleich nach dem Gottesdienst im Klub seine Partie spielen zu können. Als sich die Fülle der Jahre bei ihm bemerklich machte, war ihm jeder Mitspieler recht. Die jungen Referendare oder die auf Ferien weilenden Studenten haben ihm manchmal Groschen abgenommen. Meyer besaß das Haus auf dem Steinberge, bei dessen Einweihung seinerzeit [der Dichter Emanuel] Geibel anwesend gewesen war. Er hatte ebenfalls Schüler in Pension. Diese waren mir zur Beaufsichtigung zugewiesen. So kam ich oft mit dem gegen mich stets liebenswürdigen alten Herrn in Berührung. Er wurde uns in den achtziger Jahren vom Typhus hinweggerafft, den er sich geholt hatte, als er einem bedürftigen kranken Fleckenbewohner eine Flasche Rotwein zur Stärkung brachte. In Gesellschaften trank Meyer, auch wenn er bis zuletzt aushielt, nie mehr als ein Glas Rotwein.

Eine charakteristische Persönlichkeit war auch der Ortsgeistliche, Kirchenrat Dr. theol. Redepenning, ein grundgelehrter Herr von gewinnenden Formen, gütig, sehr tolerant. Er war Jahre hindurch Universitätsprofessor gewesen, zuletzt in Göttingen, hatte sich einen Namen gemacht durch seine Arbeiten über Origenes und war Mitte der fünfziger Jahre wegen seines Freisinns unter Erhöhung der Einnahmen [des Gehalts] in die Ifelder Stelle versetzt worden. Scherzhaft äußerte er oft, dass bei ihm das Wort „promoveatur, ut amoveatur“¹³ zur Wahrheit geworden sei. Er hatte lange Zeit den Religionsunterricht an der Klosterschule erteilt und seit dieser Zeit, auch nachdem ein besonderer Lehrer für Religion im Lehrerkolle-

¹³ „er werde befördert, damit er wegbefördert werde“

gium eingestellt war, Sitz und Stimme in der Prüfungskommission behalten, ein Amt, dass er stets zu Gunsten aller gefährdeten Prüflinge ausübte. Damals erteilte er nur noch den Konfirmandenunterricht.

So gern ihn jeder im Verkehr hatte, so ungenießbar waren seine Predigten. Er setzte einstmals dem Kollegen H. F. Müller, der die erste theologische Prüfung vor dem philologischen Staatsexamen abgelegt hatte, auseinander, er solle doch ja wieder zur Theologie zurückkehren: „Da bekommen Sie Zeit, ihre Plotin-Studien nach Herzenslust zu betreiben. Sehen Sie, wenn man erst lange genug im Amte ist, dann stellen sich die Worte von selbst ein, wenn man zu reden hat.“ So hielt er es selbst in der Tat. Seine Predigten strotzten von Gelehrsamkeit, entbehrten aber jeder packenden Kraft und ließen namentlich die sowieso schon unaufmerksamen Alumnen kalt, die jeden Sonntag in die Kirche geführt wurden. Ihnen war außerdem der Studentenvers der Göttinger nicht unbekannt: „Rede, Penning, o rede! Du bringst es nimmer zum Taler.“

101 Ich selbst bin dem würdigen Herrn zu großem Dank verpflichtet. Er war stets gleichmäßig freundlich in Rat und Tat, wenn man ihn in wissenschaftlichen Fragen anging, und hatte namentlich eine große Freude daran, sich in lateinischer Sprache zu unterhalten. Die Ilfelder Bürger schätzten ihn als Menschen, weniger als Prediger, sehr, und er saß gern zwischen ihnen. Als es sich nach Bekanntwerden seiner Absicht, den Dienst zu quittieren, darum handelte, wer wohl sein Nachfolger werden würde, und Redepenning in der „Linde“ dem Glasermeister Probst gegenüber die Vermutung aussprach, der Konsistorialrat Gerlach in Niedersachswerfen würde wohl sein Nachfolger werden, bekam er von diesem die Antwort: „Da werden wir uns auch nicht sonderlich verbessern, Herr Kirchenrat.“ Letzterer hat mir dies selbst lachend erzählt mit dem Zusatz: „Soll das nun für mich oder für Gerlach ein Misstrauensvotum sein?“ Gerlach war ein lieber und hoch geschätzter Mensch, religiös ganz rechts stehend, aber als Geistlicher den Leuten zu salbungsvoll.

Als Redepenning sein Amt niedergelegt hatte, wohnten wir mehrere Jahre mit ihm in demselben Hause, wir in der vorher von Aschenbach und Heynacher innegehabten Wohnung, Kirchenrats über uns. Da kamen wir oft zusammen und führten lange Gespräche. Er hatte scharfe Blicke getan in das Leben der Ilfelder Bürger. „Wenn die Leute nicht vorher festgestellt haben, dass der beiderseitige Verkehr Erfolg hat, heiraten sie sich nicht. Sehen Sie die vielen hübschen Burschen und namentlich Mädchen im Flecken! Das ist die Folge des seit Jahrhunderten durch die vornehmen Schüler eingeführten guten Blutes.“ Er hatte Recht. Denn die Fälle wiederholten sich immer von Zeit zu Zeit, dass Schüler und Mädchen des Ortes geschlechtlich verkehrten. Die Schule erfuhr es in der Regel erst, wenn der Schuldige längst abgegangen war. Ein solches Mädchen fand aber sehr leicht einen Mann, der die größere oder kleinere Abfindungssumme, die die Verführerin, so muss man in diesen Fällen sagen [!], erhalten hatte, gern zur Gründung seines Haushalts mit in den Kauf nahm.

Oft ließ sich Redepening auch aus über die fabelhafte Selbstgerechtigkeit, die die Leute selbst noch auf dem Sterbebette entwickelten. „Soll ich ihnen dann noch die Hölle heiß machen und die letzten Augenblicke verbittern?“ Es ist freilich nicht leicht, in solchen Augenblicken das Rechte zu finden. Er selbst besaß ein unerschütterliches Gottvertrauen und bewies dies bis in den Tod. Ein Zungenkrebs hatte sich bei ihm entwickelt. Standhaft unterzog er sich den Operationen. Als er das letzte Mal zu diesem Zwecke nach Göttingen zu Prof. König reiste, nahm er in seiner alten freundlichen Weise von allen Hausbewohnern Abschied: „Gott befehlen! Wir werden uns nun wohl hier nicht wiedersehen.“ Er starb in der Nacht nach der letzten Operation. Seine treffliche Gattin überlebte ihn nicht lange.

102 Eine charakteristische Gestalt Ilfelds war der Stiftsarzt Dr. Blumenthal, der „große Fütterich“, dem sein Sohn, ebenfalls Arzt, zur Seite stand, der „kleine Fütterich“. Jeden Morgen gegen 8 Uhr erschien der schon damals bejahrte Herr im Kloster. Er war 1797 geboren, seit 1825 in dies vitae [auf Lebenszeit] angestellt und starb im Alter von 94 Jahren. Nachdem er die abgelieferten Krankenzettel durchgelesen, besuchte er die einzelnen Patienten, schickte die einen in die Klasse, verdonnerte andere zur Wassersuppe und beschäftigte sich dann liebevoll mit den wirklich Kranken. Einer der Klosterdiener war in seiner Begleitung, um die nötigen Weisungen über die Diät der Kranken entgegenzunehmen und die verordneten Arzneien aus der Apotheke zu holen. Der „Fütterich“ verstand keinen Spaß und hielt den Simulanten gründliche Strafreden. Dennoch erfreute er sich bei den Bengels größter Beliebtheit, wie bei seinem 50. und 60. Dienstjubiläum, bei seiner goldenen Hochzeit, bei seinem 80. und 90. Geburtstage sich zeigte. Er rauchte den ganzen Tag schwere Zigarren, die letzte eine halbe Stunde vor seinem Ableben und aß noch im höchsten Greisenalter am liebsten kalten Kartoffelsalat vom Tage vorher, ohne die geringsten Beschwerden. Er starb an der Körperschwächung, die ihm ein Karbunkel verursacht hatte. Jetzt, wo ich dies schreibe, ist der damalige „junge Blumenthal“ mit über 80 Jahren zum alten Fütterich aufgerückt, sein Sohn Paul steht ihm als „junger Fütterich“ zur Seite. So erben sich die Namen fort.

103 Originell war auch der Klosteramtmann und Stiftgutspächter Bartels. Untersetzt, mit verwittertem Gesicht, einen hechtgrauen Rock am Leibe, einen zerdrückten Hut auf dem Kopfe, den Krückstock am Arm, ging er oft am Tage durch den Ort oder ritt über die Felder. Wenn er sich unterhielt, so klang es, als wenn er sich mit jemandem zankte, so laut war seine Stimme. Er litt an Idiosynkrasien, ging in weitem Kreise um jedes Haus herum, in dem ein Toter lag, und aß nur Wild, dass er selbst geschossen hatte. Seine Söhne haben ihm bis auf einen oft Kummer bereitet.

Ein knorriger Waidmann war der Oberförster Bornebusch mit seinem dichten schneeweißen Haar und Bart und den buschigen Augenbrauen. Er pflegte auf einem alten, würdigen Klepper sein Revier zu durchreiten, während der Stiftgutspächter einen nicht weniger alten Schimmel bevorzugte. Hinter dem Oberförster schritt der alte „Forstrat“ Wechsung her, ein Forstunterbeamter, der bei Gesellschaften im Oberförsterhause aufwartete und die von ihm bevorzugten Gäste auf

die besten Stücke der Schlüssel aufmerksam machte. Es wurde erzählt, dass er sich im Walde stets an die Seite des Vorgesetzten stelle, nach der der Wind ging, um offenen Mundes die Rauchwolken aufzuschneiden, die dessen Pfeife entquollen; er selbst durfte ja dann nicht rauchen. Als ihn Becher einmal am dritten Weihnachtsfeiertage fragte, was ihm „der Alte“ geschenkt habe, erwiderte er: „Ach, hei hat mich man wedder sine olle Schisspiefe geschunken, un ich ho doch gar keene Zähne mehr“; er hatte auf Zigarren gerechnet. Ein neuer Forstbeflisser, den er im Revier herumgeführt und mit dem er zum Schluss auf dem „Netzkater“ eingekehrt war, hatte es unterlassen, für ihn die Zeche zu bezahlen. „Einen so Dummen ham mer noch nie gehot“, war das Urteil, das er über ihn beim Oberförster fällte.

Die jagdverständigen Alumnus pirschten sich gerne an ihn heran ebenso wie an den frischen, lustigen Klosterförster Feige, obgleich diese Freundschaft oft sehr eigennützig war. Unter den Schülern befanden sich stets mehrere, die von Haus aus das Jagdwesen kannten und selbst eifrige Jäger waren. Diese konnten der Versuchung nicht widerstehen, Wildddieberei zu treiben. Am liebsten wurde sie ausgeübt sonntags unter der Kirche, die dann natürlich geschwänzt wurde, oder in der Nacht, indem man aus dem Kloster ausbrach. Vorher holte man die Forstbeamten aus, welche Reviere sie zu besuchen hätten, oder schloss sich ihnen selbst bei den Besuchen an. Die Mitverschworenen konnten dann in den gefahrlosen Partien ungestört jagen. Die Waldarbeiter unterstützten die frechen Gesellen. Ich erinnere mich noch, wie eines Tages Förster Feige mir zornentbrannt erzählte, dass die Schüler v. P., v. T., v N., v L. einen kapitalen Rehbock geschossen, ihn zum „Onkel“ [s. u. §111] hätten transportieren und ihn zum Mahl zubereiten lassen. Ich sollte den Tatbestand dem Direktor anzeigen, von gerichtlicher Ahndung würde er absehen, um die Schüler nicht unglücklich zu machen. Seinem Wunsche kam ich nach. Schimmelpfeng bat mich, die Sache allein zu erledigen. Die genannten Schüler gestanden mir auf Befragen die Tat unumwunden ein, lieferten mir die zerlegbare Flinte ab und schworen Urfehde¹⁴. Ich teilte die Angelegenheit den Eltern mit. Diese dankten, die Übeltäter waren kuriert. Dafür traten bald andere ein. Der Wernigeröder Oberförster O. erzählte mir später einmal, als der betreffende Sünder sein Abiturientenexamen längst hinter sich hatte, dass er ihn beim Wildddieben gefasst, die Büchse weggenommen und ihm im Wiederholungsfalle eine solche Tracht Prügel in Aussicht gestellt habe, dass er sein Lebtag daran denken würde.

104 Ende der achtziger Jahre hörten diese Ausschreitungen von selbst auf. Feige war hinter die Schliche der Schüler gekommen, die alten Unterbeamten waren durch junge ersetzt, namentlich aber waren junge, energische Leute an die Spitze getreten. Das machte sich auch dadurch bemerklich, dass den Holzdieben gründlich auf die Finger gesehen wurde. Die biedereren Alttilfelder sangen noch einen vordem bekannten Vers von „Ein feste Burg [ist unser Gott...“, das bekannte Lutherlied] in ihrer Fassung: „Der Förster dieser Welt“¹⁵. Der Förster war ihr leib-

¹⁴ im Mittelalter „beeideter Fehdeverzicht“

¹⁵ eigentlich: „Der Fürst dieser Welt“ (Fortsetzung: Wie ernst er sich stellt, groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist...)

haftiger Gottseibeius. Der missingsche [„Meißensche“] Ilfelder Dialekt spricht ja „Ferscht“ statt „Fürst“ und „Ferschter“ statt Förster, die Verwechslung liegt also sehr nahe.

Der Weggang des allbeliebten alten und schweigsamen Oberförsters Bornebusch wurde aufrichtig bedauert. An Schweigsamkeit war ihm nur der Oberförster O. in L. über, der seinen Sohn auch auf der Schule hatte. Wenn dieser sich mit dem Vater unterhielt, so genügten einzelne Worte oder abgebrochene Sätze beiden völlig. Als dieser sich verlobt hatte, teilte er es dem Vater nach langem Schweigen, wobei mächtige Dampfwolken den beiderseitigen Pfeifen entstiegen, eines Abends mit: „Vater - ich hab mich - verlobt.“ Am andern Morgen beim Kaffee fragte der Vater: „Mit wem denn?“ - Eine bekannte Ilfelder Persönlichkeit war der Stiftsrentmeister Hauptmann Wucherpfennig, eine stattliche, militärische Erscheinung, Junggeselle, der seinen Bart dunkel zu färben pflegte; leider nahm dieser aber bald nach jeder Färbung eine violette Farbe an. Er war regelmäßiger Klubbesucher und zeichnete sich ebenfalls durch große Schweigsamkeit aus. Er war stets freundlich und entgegenkommend und überall gern gesehen.

105 Weniger kann man das sagen von dem Hausinspektor, späteren Rechnungsrat Bartel, der ein halbes Jahr nach meinem Eintreffen in Ilfeld die erledigte Aufsicht über Haus und Küche des Klosters zugewiesen erhielt. Er kam aus Haynau in Schlesien, wo er bei den dort stehenden schlesischen Dragonern Wachtmeister gewesen war. Er stammte aus Ostpreußen, wie seine Sprache unwiderleglich bewies. Sein ehemaliger Rittmeister war General geworden und mit Moltke befreundet. Diesem Fürsprecher hatte er seine Ernennung zu verdanken, obwohl selbst pensionierte Offiziere sich um die Stelle beworben hatten. Bartel hatte die Feldzüge von 1866 und 70/71 mitgemacht, auch die Kaiserproklamation in Versailles, und besaß alle Vorzüge und Fehler des tüchtigen preußischen Unteroffiziers. Er hielt auf peinliche Ordnung, wobei es ihm auf keine Brüskierung ankam, konnte höllisch grob sein, sorgte für den Vorteil des Klosters und gewissenhafte Rechnungsführung, war aber ebenso auf seinen Vorteil bedacht. Bajohr, der von seiner Dienstwohnung aus den Verkehr des Hausinspektors und sein Verhältnis zur Klosterküche beobachten konnte, erzählte Wunderdinge, die sich da abgepielt hätten, war aber nie zu bewegen, soviel wir auch in ihn drangen, davon Gebrauch zu machen. Dass Schimmelpfeng manches davon wusste, ging aus gelegentlichen Äußerungen von ihm hervor: „Es ist besser, dass einer am Klostergut nagt, als wenn es ein ganzes Dutzend ist.“ Soviel steht fest, dass Bartel den Klosterdienern gründlich aufpasste, die immer geneigt waren, für ihren eigenen Vorteil zu arbeiten und mit den Schülern zusammen durchzustecken.

Ich weiß nur die eine belastende Tatsache sicher, dass nämlich Bartel von den Nordhäuser Buchhändlern unentgeltliche Lieferung der Schulbücher für seine Kinder verlangte, weil er ihm ja die Schülerkundschaft zuführe. Letzteres war falsch. Die Tutoren bestimmten, bei welchen Buchhändlern die Bücher der Schutzbefohlenen zu entnehmen seien. Bartel hatte nur die Beträge ausbezahlen, die von den Internen angewiesen wurden. Nach dieser Richtung hin werden sich wohl seine nicht einwandfreien Geschäfte bewegt haben. Jedenfalls war er nach

dreißigjähriger Amtsführung aus einem armen Manne wohlhabend und Hausbesitzer geworden. Er war freilich sparsam, hielt lange Jahre hindurch Pensionäre und wusste aus der Klosterküche nicht bloß für sich, wie ihm rechtlich zustand, sondern für seine ganze Familie Beteiligung und Zubuße zur Beköstigung zu beziehen. Als ich Direktor wurde, war er saturiert, die Kinder aus dem Hause, die Pensionäre abgeschafft, er selbst milder geworden. Da traten nun auch seine guten Seiten in Erscheinung, auch kannte er mich genau und wusste sich in mein Regiment zu schicken. Ich habe in ihm eine treue und immer anstellige Stütze gehabt. Ich konnte ihm bei seinem Abgange bezeugen, dass er die ihm zugefallene äußere Ordnung seinem Nachfolger in allerbestem Zustände hinterlasse.

106 Schwer war mit seiner Frau auszukommen, die stets den "gebildeten Hausknecht" spielte, während er nie mehr scheinen wollte, als was er wirklich war. Die Pensionäre wie die Alumnen haben köstliche Geschichten mit ihr erlebt. Die einstige Magd kam alle Augenblicke bei ihr zum Durchbruch. Als er einst erzählte, er habe sie zuerst gesehen, als er von einem Übungsritt zurückgekehrt sei, wie sie mit der Forke auf der Schulter vom Felde nach Hause gegangen sei; das forsche Mädchen habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht - da verbesserte sie ihn: „Du irrst, ich ging ins Kräntchen (Kränzchen).“ Sie kochte sehr gut, und das söhnte die Pensionäre mit manchem aus. Ich habe sie nie für aufrichtig gehalten; sie schwindelte, wenn sie es für angebracht hielt, in aufdringlichster Weise. Äußerlich war sie mehr als stattlich und verfügte schließlich über einen sehr weiten Körperrumfang.

Eine treffliche, ebenfalls sehr wohlbeleibte, aber gutmütige Dame war die Klosterhaushälterin, Fräulein Jaenecke, die die Küche und sieben Küchenmägde unter sich hatte. Sie war die mütterliche Freundin aller Kollegenkinder und Beraterin von deren Müttern. „Tante Fräulein“ wurde sie von den Bekannten angedredet. Die Verpflegung der Alumnen war dank ihrer Fürsorge vortrefflich; ihre ganze Kunst entfaltete sie aber bei festlichen Gelegenheiten. Mancher Alumnus machte sich an sie heran, bloß um Schinkenfreundschaft zu pflegen, manchen gelang dies auch. Von einem Zeugen wurde mir erzählt, dass ein besonders starker Esser sie abends nach 8 Uhr aufsuchte. „Tante Fräulein“ ruft dem Küchenmädchen zu, sie solle für den Besuch schnell einen Pfannkuchen von drei Eiern backen. Aber dieser korrigiert die sehr schwerhörige Tante: „Nein, nehmen Sie sechs Eier!“, und er hat den großen Kuchen ohne mit der Wimper zu zucken bewältigt. An Sonntagnachmittagen, namentlich bei schlechtem Wetter, waren ganze Kindergesellschaften bei ihr versammelt; keiner kam zu kurz dabei. Und als die Kinder herangewachsen waren, da ließ es sich die gute „Tante Fräulein“ nicht nehmen, den Studenten ab und zu eine Fresskiste zu schicken und für die jungen Mädchen zu sticken und zu stricken. Einzelnen hat sie sogar Vermächtnisse hinterlassen, als sie in den 90er Jahren in Hannover starb.

Die Mädchen, unter denen oft recht wilde Geschöpfe waren, hielt sie in strenger Zucht, begleitet von eindringlichen Mahnreden. Einmal hatte sie wieder in dieser Weise zu wirken gesucht und ihnen vorgestellt, wie beschämend es sei, ein uneheliches Kind zu haben, da rief ihr eine der Zuhörerinnen - es war das spätere „Bo-

tenhannchen“ – zu: „Fräulein, Fräulein, malen Sie den Teufel nicht an die Wand!“ Wenn ihr etwas Trauriges oder Rührendes erzählt wurde, weinte sie, eine Eigenschaft, die ich oft bei dicken Leuten beobachtet habe.

107 Die weiteren Kreise der Ifelder Gesellschaft fanden sich im Klub und im Kegelklub zusammen. Nicht darin vertreten war der damalige Besitzer der Papiermühle, Keferstein, Vater von 13 Kindern und damals über Wasser gehalten durch den von seiner Frau Antonie vertriebenen Schneckensaft, der sogar im Ausland Absatz fand und den Keuchhusten heilen sollte. Der Papiermüller hatte mit solchen Geldnöten zu kämpfen, dass er sich von aller Geselligkeit zurückzog. Umso angesehener war sein Oheim, der alte Moritz Keferstein, und dessen Sohn, der Kapitän Keferstein. Beide konnten unendlich viel vom alten Ifeld berichten, und man hörte ihnen gern zu, dem Kapitän besonders, wenn er sein Seemannsgarn spann. Er war viel in der Welt herumgekommen und wetteiferte mit dem Förster in der Erzählung der fabelhaftesten Abenteuer.

Protzig war das Auftreten des Besitzers der Parkettfußbodenfabrik Schultze, der aber im Grunde des Herzens ein gutmütiger Mensch war. Er fuhr abends mit seiner von zwei schönen Pferden gezogenen Equipage im Klub vor und ließ sich nach Schluss ebenso wieder abfahren. Natürlich hatte er auch schöne Hunde und andere Passionen. Vom einfachen Tischlergesellen war er durch seine Geschicklichkeit so emporgestiegen und - konnte sich nicht halten. Seine Gesellschaften zeichneten sich durch Üppigkeit und Länge aus, begannen nachmittags um 5 Uhr mit Skatpartien, Tee und Gebäck und schlossen nachts 3 Uhr wieder mit Spiel, Bier und belegten Brötchen, nachdem ein reiches Mahl mit den teuersten Weinen eingeschaltet war. Eines Tages war es mit der Herrlichkeit zu Ende. Die Parkettfabrik brannte noch rechtzeitig ab; an ihrer Stelle gründete er mit Unterstützung des Herrn v. Eckardstein eine Brauerei. Da er sich auf die Bierfabrikation nicht verstand, kam er in Konkurs, lebte noch einige Zeit als Agent und starb eines Tages am Hirnschlage in Niedersachswerfen. Sein Sohn Fritz hat nachmals das Gasthaus „Zur Tanne“ in Ifeld erworben und bewirtschaftet es z. Zt. noch.

108 Von den Klubmitgliedern ist noch zu nennen der würdige, manchmal etwas feierliche Berginspektor Preu, der auf die Wünschelrute geschworen war, worüber man in den siebziger Jahren nur lachte. „Mir schlägt sie nicht“, versicherte der alte Herr, „aber ich habe mich mehr als einmal davon überzeugt, dass sie in der Hand geeigneter Leute stets richtig anzeigt.“ „Ja“, sagte dann der junge Blumenthal, „das war damals, als Sie die senkrechten Flötze [Flöße] entdeckten.“ Nun gab es Gelächter, und der alte Preu setzte zum 99. Male auseinander, dass es nur waagerechte Flötze gebe. Wir könnten uns ja überzeugen, wenn wir in das Kohlenbergwerk einführen, das wir bei der Parkettfabrik so nahe hätten. Ende der 80er Jahre ist es erst eingegangen, weil sich die Förderung nicht lohnte. Die Bergleute zogen ins Mansfeldische. Wie der Berginspektor mit den senkrechten Flötzen, so wurde der Apotheker Schmidt mit dem „Knickebein“ geärgert, den er verzapfen sollte. Er war Kassenverwalter des Kegelklubs und musste bei jedem Kegelessen eine Rede halten. Er memorierte sie vorher noch einmal auf dem Abort. Für den Doktor gab es kein größeres Vergnügen als den Versuch, ihn dort

einzuschließen, den er durch heftigen Protest vereitelte, ohne zu wissen, wer der Übeltäter war. Am Tage nach dem Kegelessen trank man in der Apotheke einen „digestive“. Wobei jedes Mal bedauert wurde, dass es kein „Knickebein“ sei.

Eine „Pomuchelskopp“-Natur war der listige Klostermüller Tronnier, ebenfalls eifriges Mitglied des Klubs. Er erzählte gern anrühige Anekdoten und machte sich keine Bedenken, so hieß es, die Mehlkunden anzuschmieren. Eines Tages sitzt er mit dem alten Klapprott in der „Krone“; dieser zeigt ihm ein polnisches Achtgroschenstück, mit dem man ihn betrogen habe; sie galten nur 4 Groschen und wurden für 10 Groschen an den Mann gebracht. Tronnier sagt: „Gib mir’s; ich werde es in der Mühle immer wieder los; da sieht man, was ein bisschen Mehlstaub wert ist.“ Die Männer werden einig, Klapprott erhält ein „Viergroschenstück“ (50 Pfg.), Tronnier den polnischen Gulden. Als Klapprott nach Hause gegangen, sagt ein Zeuge zu Tronnier: „Wie kommst du dazu, ein solches Schummelgeschäft zu machen?“ „Weißt du“, erwiderte dieser, „das Viergroschenstück, das ich ihm gab, war ja noch falsch!“

Zu Zeiten fand sich auch der Förster Hoffmann im Birkenmoor ein, der mit seiner originellen Schwester selten auf den Klosterbällen fehlte. Die Geschwister hausteten auf dem einsamen Forsthaus zusammen mit einem Affen und einem Papagei. Sie freuten sich über jeden Besuch, der mit ihnen Skat oder Whist spielte. Wenn ein Fremder im Sommer sich zu ihnen verirrte, so geriet er nicht wenig in Erstauen bei der Entdeckung, dass die nach ihm von den Bäumen geworfenen Tannenzapfen von einem Affen rührten. Die heranwachsenden Söhne der Ifelder Honoratioren waren gern gesehene Gäste auf Birkenmoor. - Unter den Oberförstern und Förstern der Umgegend Ifelds gab es viele höchst anziehende und z. T. originelle Typen, desgleichen unter den Pastoren und Amtleuten.

109 Bei festlichen Gelegenheiten versammelte sich alles in Ifeld, und das Kloster war der Mittelpunkt. Es wurden bei solchen Gelegenheiten auch die geladenen, nicht zur engeren Klostergemeinde gehörenden Gäste zum Selbstkostenpreise bewirtet. Sein Kaisergeburtstagsessen, bestehend aus Suppe, zwei Fleischgängen, Plumpuddings, Kompot, Butter und Käse, Wein, Kaffee, Zigarren, pflegte selten mehr als 3,50 M, höchstens 4 M, zu kosten. Das Essen wurde in der Aula veranstaltet, während gleichzeitig in dem anstoßenden Speisesaal die Schüler in gleicher Weise - Zigarren ausgenommen - versorgt wurden, falls sie nicht alle in der Aula mit Platz hatten. Den listigen Schülern gelang es bei diesen Gelegenheiten, trotz aller Aufsicht mehr als die ihnen zustehende halbe Flasche Wein und auch Zigarren zu ergattern. Das Betragen der Schüler im allgemeinen war bei diesen Gelegenheiten durchaus angemessen, so dass die Gäste stets ihre Freude an ihnen hatten. Den offiziellen Toast brachte natürlich der Direktor aus, weil er der Hausherr war, nicht der Landrat, der zu den Gästen gehörte.

Von den Ifeldern Bürgern fehlte nie bei solchen Gelegenheiten der stattliche althannoversche Bürgermeister, der seinen langen, zweiteiligen, geflochtenen Kinnbart in die Weste einzuknüpfen pflegte, und der Postverwalter Ohnesorge, der auch eine zeitlang das Bürgermeisteramt bekleidete. Ohnesorge war die Mäßigkeit

und Solidität selbst, hatte aber leider eine Nase, die ihn in den Verdacht eines mächtigen Säufers bringen musste.

110 Ich wende mich nun zu den Ifelder Bürgern und erzählte schon, dass sie zwar gern über das Kloster schimpften, namentlich wenn die Alumnen ihnen einen Streich gespielt hatten, dass sie diesen aber unter allen Umständen halfen, wenn es galt, der Schulzucht eine Nase zu drehen. Dadurch erwuchsen oft Schwierigkeiten. Am weitesten verbreitet war die gens [Sippe] Bornemann; es gab über 20 Familien dieses Namens, meistens Waldarbeiter, aber auch Handwerker, dann folgten die Echtermeyer, Zellmann usw. Sie hielten alle fest zusammen und betrachteten sogar die benachbarten Wiegersdorfer als Fremdlinge.

Am meisten vertreten waren Schneider und Schuhmacher, unter beiden sehr tüchtige Leute ihres Faches. Mancher Schüler blieb ihnen jahrelang nach dem Abgange treu. Ich weiß, dass sie nach Bückeburg, Hannover, Göttingen reisten, um alte Kunden zu bedienen. Um die vielen Bornemanns und Echtermeyer zu unterscheiden, waren Spitznamen im Gange, wie „König“, „Baron“, aber auch recht despektierliche. - Die Botenträgerin von der Papiermühle, die täglich die Briefschaften von der Post holte, hieß allgemein „Schmerscherbe“ wegen ihres verwahrlosten Aussehens; und doch hatte sie nacheinander neun uneheliche Kinder von verschiedenen Vätern. Sie schlug sich schlecht und recht durchs Leben, war eine ehrliche Person und zog auf ihre alten Tage mit dem Rest ihrer Kinder in das Wiegersdorfer Armenhaus. Jeder gab ihr gern, wenn sie um Almosen oder alte Kleidungsstücke bat, denn man wusste, dass sie es nur im Notfalle tat.

Der Fuhrknecht auf der Parkettfabrik hieß allgemein „Lügenheinrich“, wurde auch so angeredet; dasselbe widerfuhr seiner Frau, ja Briefe kamen unter diesem Namen an die rechte Adresse. Die meisten Leute kannten eben seinen rechten Namen gar nicht. Er war zu seinem Epitheton [Beinamen] gekommen wegen der unglaublichen Geschichten, die er zu erzählen pflegte, namentlich aus seiner Dienstzeit, die er als Kürassier in Norheim verlebt hatte. - Der Gärtner des Landrats wurde nur „Kossacke“ angeredet. Eine allmonatlich von Neustadt sich einstellende Bettlerin, die auch mit Eiern handelte, war unter dem Namen „Schorschinchchen“ [von franz. Georgine] bekannt, ein gefürchteter Dieb aus Wiegersdorf [mit dem franz. Namen] Gautier wurde stets mit deutscher Aussprache genannt.

111 Die wichtigsten Persönlichkeiten im Flecken waren die vier Klosterdiener, an ihrer Spitze der Kalfaktor Löhning. Der wichtigste von ihnen, Schumann, verheiratete sich um 1880 zum zweiten Male, war aber an eine so böse Sieben geraten, dass er Weib und Kinder im Stiche lassend nach Amerika entflohen, wo er verschollen ist. Zeltmann war ein eifriger Jäger und pflegte bei den alljährlichen Schützenfesten auf Amtmannes Schimmel gleich hinter der Musik herzureiten und so den Zug zu eröffnen. Das nahm eines Tages ein schmachliches Ende. Der Festzug war in die Nähe der „Tanne“ gelangt, vom Burgberge dröhnten die Böllerschüsse, da brach der wackere, hochbejahrte Gaul plötzlich tot zusammen. Ein Herzschlag hatte seinem bewegten Leben ein Ende gemacht, und Zellmann

musste zu Fuß gehen. Zellmann sah bis in sein hohes Alter jugendlich aus, weil er immer dieselbe braune Perrücke trug.

Den Dienern wurde nachgesagt, dass sie in ihren langen grünen Röcken mit gelben Metallknöpfen, in denen sie bei Tisch aufwarteten und die sie im Klosterdienst trugen, lange wasserdichte Taschen hätten, um allerhand Lebensmittel aus dem Kloster nach Haus bringen zu können. Dass dies geschah, steht fest; fest steht aber auch, dass ihnen die Alumnen sehr viel zusteckten. Die Klosterdiener hatten keinen zu schweren Dienst, wurden gut gepflegt und fühlten sich in der Regel sehr wohl. Allerdings waren sie nie ganz zuverlässig, weil die Versuchungen, die von Seiten der Schüler an sie herantraten, zu stark waren. Besonders viel machte uns der ausgeschiedener Diener Hebestreit zu schaffen, der in der Allee eine Gastwirtschaft eröffnet hatte. Die Schüler nannten ihn „Onkel“. Ein zuverlässigerer Wirt war der alte einarmige Beuermann auf der „Einnahme“. Es befand sich in den 70er Jahren ein Wernigeröder Wegezoll dort, wo jetzt der „Netzkater“ liegt, erbaut mit Wirtschaft, deren Besuch den Schülern gestattet war. Beuermann erfreute sich bei ihnen der größten Beliebtheit, genoss aber auch sonst verdientes Vertrauen. Manch fröhliches Fest ist bei ihm gefeiert worden. Dass er den Schülern kreditierte, konnte ihm nicht bewiesen werden; die Schule selbst konnte diese leicht zu beaufsichtigende Einkehrstätte ihrer Schüler kaum entbehren.

Auf den Braunsteinhäusern hauste damals ein Berg-Geschworener, der die Förderung überwachte. Seine Frau hatte auch Gastwirtschaftsbetrieb, der durch seine Sauberkeit viele in das idyllische Tal zog. Diese Frau hatte an dem stillen Leben so viel Geschmack gefunden, dass sie nach dem Tode ihres Mannes auf die Frage, ob sie nun nach Ilfeld zöge, die Antwort gab: „Nach Ilfeld? Nein, in den Trubel bringt mich kein Mensch!“ Und dabei hatte Ilfeld damals noch lange keine Eisenbahn, ja der Telegraph fehlte noch.

112 Bei den Wanderungen in Ilfelds Umgebung begegnete man nicht selten der stattlichen Herde des Fleckens und musste sich vor dem Bullen in acht nehmen. Ihr Hüter führte den berühmten Namen Tetzl [der Ablassverkäufer der Lutherzeit]. Dieser ließ sich gern in Unterhaltungen ein, um seine verworrenen Gedankengänge an den Mann zu bringen. Ein Kernpunkt war darin die Rückkehr der zu Unrecht vertriebenen Welfen durch eine wunderbare Gottestat. Auch Erscheinungen wollte der alte Schäfer gehabt haben, die sich darauf bezogen. Einige Male behauptete er steif und fest, der Kronprinz von Hannover sei im Gasthof „Zur Krone“ im Flecken gewesen, er habe mit ihm gesprochen, ja ein Glas Bier von ihm erhalten. Richtig war, dass Handlungsreisende sich mit Tetzl einen unfeinen Spaß gemacht hatten. Auf ganz schlechtem Fuße stand er mit den „Schiebern“ [?], weil sie ihm, wenn er früh die Kühe am Kloster vorbeitrieb, zuriefen: „Tetzl, Tetzl, wo geht´s hin?“ Diese sich stets wiederholende Frage brachte den armen Mann so auf, dass er aufs gräulichste schimpfte und fluchte. Je mehr er tobte, umso mehr freuten sich die Zuhörer. Sein Sohn war später Nachtwächter, ein stiller, ruhiger Mann, der mit lauter Stimme die Stunden absang.

Im Streite mit den Schülern lag auch der Ortsausrufer, weil diese sich um ihn stellten, wenn er seines Amtes waltete. Ihr bloßes Zuhören ärgerte ihn schon, mehr noch, wenn etwa einer über sein gutes Ifelder Deutsch lächelte; ganz empört aber war er, wenn das Wort „Gemeindebulle“ hörbar wurde. Was das für eine Bewandnis hatte, habe ich nicht ergründen können. Als ich Direktor war, machte ich allem Unfug ein Ende, indem ich den Ausrufer veranlasste, den Verkauf frischer Schellfische usw. während der Schulzeit zu verkünden.

Die Gänse sammelten sich jeden Morgen auf dem Gänsemarkt, jetzt Neanderplatz, und wurden von einer alten Frau Behre¹⁶-aufwärts getrieben. Wenn sie abends mit lautem Geschrei den heimischen Penaten zuströmten, musste man auf der Hut sein. Die eifrigsten Tiere flogen in Mannshöhe den anderen voraus und verstanden sich nicht aufs Ausweichen. Im Winter und Frühjahr trieben sie sich auf den Gassen herum, die kleineren Kinder waren oft in Angst vor den zischenden und schnappenden Gänserichen. Als Ifeld „Großstadt“ wurde, hörte das alles auf - nicht zum Segen der Bewohner. Sie hatten für einige 100 M das Weiderecht an den Forstfiskus verkauft und mussten sich dann behelfen, so gut es ging. Die Viehhaltung ist wesentlich zurückgegangen. Jetzt in der Kriegszeit gedenkt man mit Wehmut der aufgegebenen Rechte. Blumenthal jun. sprach sich seinerzeit aus nationalökonomischen Gründen gegen die Aufgabe des Weiderechtes aus; er hat leider Recht behalten. Die Ifelder Frauen wurden zu vornehm zum Viehhalten und klatschten lieber, die heranwachsende Jugend wurde weniger kräftig ernährt, so dass die Rekrutenziffer herunterging; und nun die Kriegszeit mit ihren Entbeh-
rungen!

113 Wie sah es im Flecken, wie im Kloster aus? Die Allee war noch mäßig mit Häusern besetzt; das Berliner Viertel und die Häuser am Burgberge bestanden noch nicht. Die Johanneshütte ging als Eisenhammer, ihre Arbeiter wohnten auf dem „Langen Jammer“ gegenüber der „Tanne“, nicht weit von der Schmiede. Dann folgte eine Nussbaumallee; das erste Haus nächst der Schmiede war die Apotheke. Im Flecken überwogen die alten Fachwerkhäuser. In der nächsten Nachbarschaft der Kirche stand das baufällige Pfarrwitwenhaus, der Kirche gegenüber das verwitterte, unschöne Pfarrhaus, mit Mauer umzogen. Nach dem Blumenthalschen Hause folgten Scheunen und Schuppen, die zur Klostermühle gehörten, zwischen der und dem Kloster die Landstraße hindurch in die sogenannte Schanze führte, die den Abschluss des Ortes bildete.

Vom Kloster existierte als Neubau nur das Portal mit dem rechts anstoßenden Flügel und der sich an den Mittelbau links am Garten hin erstreckende, mit der schmalen Seite die Chaussee berührende Flügel. Der ganze Mittelbau war alt. Je zwei von den ehemaligen geräumigen Zellen hatten einen gemeinsamen Ofen. Zu ebener Erde lief der Kreuzgang des alten Klosters hin, soweit er noch erhalten war. Zahlreiche Votivtafeln befanden sich in die Wände eingelassen mit den Namen der Stifter, ehemaliger Abiturienten; sie sind beim Abbruch zertrümmert worden. Ein Teil des Kreuzganges, der nach der Landstraße zu, diente als Kegel-

¹⁶ der Ifelder Bach

bahn; an ihn stieß das große Refektorium, das als Turnhalle benutzt wurde, nachdem die vorher darin aufgestellte Bibliothek in die alte Klosteraula überführt worden war. Die jetzige prächtige Aula gehörte zum ersten Neubau, die alte befand sich in dem an das heutige Krankenhaus anstoßenden Fachwerkflügel, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut wurde.

Die Direktorwohnung war ein recht baufälliger Fachwerkbau links vom Portal mit der Front nach der Kirche. Längs der Landstraße gegenüber der Mühle, parallel dem Mittelbau, zog sich ein ausgedehntes Gebäude hin, unten aus anderthalb Meter dickem Mauerwerk bestehend, auf das ein zweites Stockwerk in Fachwerk aufgesetzt war. Die nach dem Flecken zu liegende Hälfte, die in den 80er Jahren abgebrochen wurde, diente dem Klostergut als Speicher; die nach der Schanze zu liegende Hälfte enthielt die Dienstwohnungen der Oberlehrer Scholz und Schüssler. Beide Familien litten unter der Mäuseplage, die der anliegende Speicher verursachte. Der Klostergarten hatte dieselbe Größe wie jetzt, war aber noch weniger abgeschlossen. Nach der Schanze zu lag eine offene Kegelbahn, die sich an eine freundliche Mooshütte anschloss. Hunderte von Klaftern Holz waren nach der Behre hin längs der Kalfaktorenwohnung einen großen Teil des Jahres hindurch aufgestapelt, die als Brennmaterial dienten. Tennisplätze waren damals ganz unbekannt, geturnt wurde eifrig.

114 Der Hausinspektor wohnte neben der Krypta in den jetzt von der Bibliothek eingenommenen Räumen. Von dem Neubau, zu dem die Aula gehörte, führte eine Holzterrasse in den alten Mittelbau hinunter. Über diese sprangen die Abiturienten nach glücklich bestandener Prüfung auf die unten liegenden Matratzen. Dort wurden sie von den Kameraden aufgenommen, auf die Schultern gehoben und im Triumph und einer Flut von Prügeln durch das ganze Alumnat getragen; sie ließen sich das gern gefallen. In der Ecke des rechten Winkels, von wo aus man nach zwei Seiten die anstoßenden Gänge überblicken konnte, im 2. Stock, befand sich das Ephorat mit zwei Ausgängen, in dem der aufsichtführende Lehrer von früh halb sechs bis abends halb elf hauste, eine Treppe tiefer, gerade darunter, auf jeder Seite durch eine Treppe erreichbar, das Dienerzimmer, dem schräg gegenüber die Wasserkammer lag.

Das Wasser wurde, ehe die Leitung gebaut wurde, von dem Knechte des Kalfaktors tagsüber aus dem großen Brunnen herbeigeschleppt, der sich zwischen dem Portal und dem Amtsgerichte, umstanden von hohen Pappeln, befand. Aus der Wasserküche holten zu bestimmten Stunden die „Knüppel“, wie schon an anderer Stelle bemerkt, dass reinigende Nass ab. Das Trinkwasser wurde von ihnen direkt vom Brunnen geholt. In der Zeit von halb acht bis acht musste der Ephorus eigentlich immer vor der Wasserküche stehen, da die Wasser holenden Junioren allerhand Unfug trieben und sich selbst mit Vorliebe gründlich begossen.

Die ehemaligen Mönchszellen mit ihren metertiefen Fensterplätzen waren sehr behagliche Räume, die durch den je zwei Zellen gemeinsamen, von außen zu heizenden Ofen prächtige Gelegenheiten zu allerhand Verkehr auch in der Arbeitszeit boten. An jede Zelle stieß auch das Schlafzimmer. Die Aborte waren auf

Ober- und Untergang verteilt, dunkel und wenig sauber; die ihnen zunächst liegenden Stuben hatten oft darunter zu leiden Eine Badestube mit zwei Wannen wurde viel benutzt; sie befand sich im Erdgeschoss neben der Wohnung des Hausinspektors. Als Klassenzimmer dienten die Räume des 1. Stockes in dem neuen Flügel über der Hausinspektorwohnung, unter der Dienstwohnung des Oberlehrers H. F. Müller. Die große Secunda [?] über der Krypta war zugleich Betsaal. Die Orgel stand, durch einen Vorhang geschützt, in einer Nische dem Katheder gegenüber. Hier versammelte sich jeden Morgen um acht die Schulgemeinde zur Andacht, die wochenweise von den Lehrern der Reihe nach abgehalten wurde. Die Schlussandacht Sonnabend dreiviertel zwölf hielt regelmäßig der Direktor selbst ab. Auch die Versetzungen wurden hier verkündet, die Ecce-Feier¹⁷ fand hier statt sowie sonstige Feiern ernsterer Art im engeren Schulkreise.

115 In den Alumnatsdienst lebte ich mich schnell ein; der Unterricht machte mir Freude, obgleich er in einzelnen Fächern große Ansprüche an junge Lehrer stellte. Es war nicht leicht, die ungeteilte¹⁸ Tertia in den Geschichts- und Geographiestunden bei der Stange zu halten. Bei den Spaziergängen musste schon bei den Tertianern scharf aufgepasst werden, dass nicht zu viel Bier getrunken wurde, geschweige denn [d. h. erst recht bei] den Untersekundanern. Die Gewohnheiten der älteren Schüler werden ja so bereitwillig nachgeahmt. Im Laufe der Jahre ist es indessen viel besser geworden. Als ich die Leitung der Schule übernahm, war es dank unermüdlicher Einwirkung so weit gekommen, dass die Tertianer auf den Spaziergängen nur noch Milch und Mineralwasser tranken, ja dass auch die Sekundaner sich mit einem Glase Bier, falls sie nicht auch Milch bevorzugten, begnügten.

Als das Radfahren aufkam und die großen Bewegungsspiele Anklang fanden, ging auch bei den älteren Schülern die Neigung zum Trinken mehr und mehr zurück, vor allem wurde Abstand genommen, einen Zwang auszuüben. Bei festlichen Gelegenheiten erhielten stets je zwei Alumnen zusammen eine Flasche Wein, gewöhnlich ein älterer zusammen mit einem jüngeren. Über die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung lässt sich streiten. In früheren Jahren blieb von dem Wein nichts übrig, später kam es oft vor, dass die Flaschen nur halb geleert waren, nicht etwa weil der Wein schlechter war, im Gegenteil, sondern weil das Austrinken nicht mehr als Ehrensache galt.

116 Die sanitären Verhältnisse waren noch in den ersten Anfängen. Die Kranken blieben in ihren Kammern mit den Gesunden zusammen. Wenn ansteckende Krankheiten sich ausbreiteten, wurde entweder ein ganzer Gang abgesperrt oder das Konversationszimmer als Krankensaal benutzt. Ich erinnere mich, dass eine Scharlachepidemie sich sehr lange hinzog; später erfuhren wir, dass die Genesenden die Besuche der Gesunden in der Nacht entgegengenommen und mit ihnen vergnügt Skat gespielt hätten. Die Nachtaufsicht der Diener hatte völlig versagt.

¹⁷ Am Vorabend von Totensonntag, zum Gedenken an die verstorbenen Angehörigen der Klosterschule

¹⁸ d. h. Ober- und Untertertia in sich vereinende

Ein andermal war ein Primaner, Langner, an Rippenfellentzündung gestorben; sein Freund und Stubengenosse Denicke hatte auch in der Sterbenacht treulich bei ihm ausgehalten und von dem Scheidenden dessen Siegelring als letzte Gabe erhalten. Das war früh gegen 5 Uhr. Um 6 Uhr trank Denicke mit den übrigen Alumnen den gemeinsamen Kaffee. Als er zurückkehrte, war der auf das Kamertischchen neben dem Toten gelegte Ring verschwunden. Die Untersuchung verlief ohne Ergebnis.

Ein Tutandus von mir, Messerschmidt, wurde ein Opfer der das Scharlachfieber begleitenden Diphtherie. Ich habe den Kranken wiederholt, ohne dass der Arzt Einspruch erhob, besucht. Dem Kollegen Schüssler starben drei Kinder an Diphtherie. Er erteilte in dieser Zeit seinen Unterricht weiter. Einmal erzählte er uns, direkt vom Haus kommend, er habe die Kanüle, die nach der Trachotomie [Einschnitt in die Kehle] eingelegt war, nach Ausblasen des Schleims selbst wieder eingelegt. Es ist ein Wunder, dass bei so großer Sorglosigkeit die Sterbeziffer nicht höher wurde.

117 Der Heimgang meines Schutzbefohlenen hatte aber doch eine segensreiche Folge: Ilfeld erhielt Telegraphenleitung. Schimmelpfeng erzählte dem in diesen Tagen anwesenden Staatssekretär [Heinrich v.] Stephan, der seinen Sohn anmeldete, dass wegen der Umständlichkeit telegraphische Nachrichten zu spät die Adressen erreichten und daher der Vater des eben verstorbenen Schülers den Sohn nicht mehr lebend angetroffen habe. Ein Wort Stephans verschaffte uns binnen einer Woche die ersehnte Leitung. Ihm war es auch zu verdanken, dass der Ilfelder Postmeister noch mehrere Jahre hindurch verpflichtet blieb, Extrapost zu stellen, nicht bloß über den Harz nach Bennekenstein und Hasselfelde, sondern auch nach Nordhausen.

Letztere nahmen die Ilfelder Muli¹⁹ in Anspruch, wenn der Abschied vom Kloster erfolgte. Bei den Reifeprüfungen ging es hoch her. Nach der Verkündigung des Urteils der Prüfungskommission erdröhnten Böllerschüsse von der Höhe über Blumenthals Hause. Diese Sitte wurde gegen Ende der 70er Jahre abgeschafft, weil wiederholt die Böller schon abgeschossen wurden, ehe das Urteil verkündet war. Nach Beendigung der Prüfung zogen die nunmehrigen Muli, wenn sie die offiziellen Prügel empfangen hatten, kranzgeschmückt durch den Ort, um auf der Post Eilbriefe, später Depeschen, aufzugeben. Nach einer Stunde vereinte Lehrer und Muli ein reichliches, gewähltes Mahl, bei dem es an Toasten und dem dazu nötigen Weine nicht gebrach. Der Königliche Kommissar fehlte nie dabei, reiste er doch stets [erst] nach diesem Essen und oft erst am nächsten Tage ab. Dieser Abschluss einer arbeitsreichen Zeit pflegte den glücklichen teilnehmenden Schülern in froher Erinnerung zu bleiben; wir Lehrer hatten stets auch viel Freude daran.

¹⁹ die frischgebackenen Abiturienten, von lat. Mulus für „Maulesel“

Spätestens am dritten Tage nach bestandenen Examen wurden die Muli aus dem Schulverbande entlassen. Der feierliche Aktus um 11 Uhr vormittags schloss mit dem Liede „Nun zu guter letzt Geben wir dir jetzt Auf der Wand´rung das Geleite“ usw.²⁰ Dann wurde das Mittagmahl noch einmal mit allen Alumnen und Lehrern gemeinsam eingenommen, noch ein Schlussglas auf die Scheidenden geleert, und unten schmetterten die Hörner der Postillone, die in vollem Staat zum Aufbruch bliesen. Mit einem Vorreiter an der Spitze rollten die vierspännigen Postwagen durch den Ort hindurch nach Nordhausen zu. Das Lied „Alma mater Ifeldensis, vivat, crescat, floreat!“ wurde von den Scheidenden angestimmt, die zurückbleibenden Kameraden brachten Hochs aus, manche hielten die Tränen nicht zurück, alle winkten mit den Taschentüchern.

Jedes halbe Jahr wiederholte sich anfangs dieser Vorgang, da die Schule noch lange Zeit an den halbjährigen Versetzungen festhielt und die Prima ungeteilt war. Für den Unterrichtsbetrieb war diese Einrichtung eine wesentliche Erschwerung. In der Regel wurde dasselbe Pensum im Laufe des Jahres zweimal durchgenommen, im Sommer summarisch und nur in den Hauptpunkten, im Winter vertieft. In der Untertertia, in der ich anfangs hauptsächlich unterrichtete, machte das Zusammenschweißen der Knaben viel Arbeit. Die einen kamen aus Privatunterricht, die anderen von den verschiedensten Schulen. Am schlechtesten waren diejenigen vorbereitet, deren Väter rühmten, dass ihre Söhne schon Virgil und Homer gelesen hätten. Es fehlten dann gewöhnlich die einfachsten Grundlagen.

²⁰ von Hoffmann v. Fallersleben (1846), vertont von Felix Mendelssohn-Bartholdy (1847)

Junger Lehrer in Ilfeld, 1874-76

118 Ich wende mich nun Einzelerlebnissen zu, die in die ersten Ilfelder Jahre fallen. Einen tiefen Eindruck machte auf mich meine erste größere Harzwanderung, die ich in der Pfingstzeit des Jahres 1874 mit dem Kollegen Kühlewein zusammen unternahm. Ein Dutzend Alumnen schloss sich uns an, doch nicht so, dass wir uns stets aneinander gebunden hätten. Das Stolberger Schloss besuchten wir gemeinsam; unsere Ilfelder Schüler, wie die Grafen Vollrat und Heinrich zu Stolberg-Stolberg, waren dabei unsere freundlichen Führer. Gewöhnlich trafen wir uns abends zu bestimmter Zeit in dem verabredeten Gasthause, so in Alexisbad, Treseburg, Wernigerode. Der Klosterprimus v. Oertzen I, ein prächtiger, zuverlässiger Schüler, hatte die Leitung der kleinen Schar, zu der auch der später von den Massais in Ostafrika ermordete Jühlke gehörte. Kühlewein und ich hatten unsere Freude daran, wie nett die zehn Ilfelder Alumnen - Denicke und Langner waren in Stolberg zurückgeblieben - überall auftraten und der Schule Ehre machten. Dieses Urteil wurde voll bestätigt von zwei Berliner Kollegen, Mewes und Rodenwald, die sich uns am zweiten Reisetage angeschlossen hatten.

Die Alumnen mussten zu ihrem Kummer von Wernigerode den Rückmarsch antreten, weil ihre Geldmittel zu Ende waren und wir auch nicht für alle Zehn ausshelfen konnte. Das Nachtlager und Frühstück hatte in dem Hotel Lindenberg allein (für den Mann) mehr als 6 Mark Kosten verursacht. Das war damals ein unverschämter Preis. Wir vier Gymnasiallehrer wanderten also alleine über die Steinerne Renne zum Brocken hinauf, übernachteten dort und genossen einen herrlichen Sonnenaufgang. Kühlewein und ich kehrten über Braunlage, das dazumal ein wenig besuchtes Dorf war, und Hohe Geiß in unser Kloster zurück.

119 Am 31. Mai 1874 nachmittags - es war ein Sonntag - zog das ganze Kloster unter Schimmelpfengs Führung über die Braunsteinhäuser nach der Ochsenwiese. Ein Wagen mit Wein und dem nötigen Abendessen erwartete uns dort. Fröhliche Spiele wurden gespielt, der Sekundaner Carl Peters trug Schillers „Handschuh“ in launiger Art vor, der Sängchor ließ unter Bajohrs Leitung seine schönsten Lieder ertönen, Reden wurden gehalten, darunter eines von dem greisen Konsistorialrat Ohl aus Strelitz, Müllers väterlichem Freund, der Gast des Klosters war. Kurz, der Nachmittag verlief in angeregtester Gestalt, so dass wir schließlich alle hochbefriedigt ins Kloster zurückkehrten.

Ein wichtiger Tag für die Schule war Dienstag, der 23. Juni 1874. Der Kultusminister Falck besuchte in Begleitung des Geheimen Rates Wiese die Anstalt. Auch bei mir verweilten die beiden Herren eine halbe Stunde. Ich erteilte gerade griechischem Unterricht in Untertertia und behandelte zwei griechische Fabeln. Wiese stellte mich Falck als schlesischen Landsmann vor, und dieser drückte mir freundlich die Hand. In den Abendstunden ließ mich Wiese, damals schon ein älterer Mann mit wohlwollend blickenden Gesichtszügen, kommen und setzte mir auseinander, dass er mit meiner Art zu unterrichten wohl zufrieden sei, dass ich aber doch auch das Bibelwort „Seid klug wie die Schlangen“ bei aller Treue beherzi-

gen müsste. Solche Herren wie v. Falck interessierten sich nicht mehr für die griechischen Deklinationen und Konjugationen, denen müsste man mehr Inhalt vorsetzen. Ich hätte besser getan, wenn ich das Übersetzen aus dem Griechischen mehr in den Vordergrund gestellt hätte.

Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich auch von ihm, dass mein alter Lehrer Urban, damals Hilfsarbeiter [-referent] im Ministerium, Wiese auf mich aufmerksam gemacht habe, Schulrat Breiters Besuch in Hamm also auf direkte Weisung Wieses erfolgt sei. Wie er Urban durch Zufall kennengelernt, teilte mir Wiese auch mit. Letzterer hatte gelegentlich einer Reise nach Süddeutschland in Heidelberg Station gemacht. Er steht in vollmonderleuchteter Sommernacht auf der Neckarbrücke, in stilles Schauen versunken. Nicht weit von ihm steht, auch sinnend, ein junger Student. Beide kommen in ein Gespräch. Wiese findet Gefallen an dem Jüngling, fragt nach seinem Studium und seinen Aussichten. Jener bekennt sich als Philologe und Anhaltiner mit schlechten Anstellungsaussichten nach Beendigung des Studiums. Da fragt ihn Wiese, wer er sei, und fordert ihn auf, bei ihm in Berlin vorzusprechen, wenn er seine Studien beendet habe. So ist Urban durch Wieses Zuneigung in den preußischen Staatsdienst aufgenommen worden und hat sich darin voll bewährt.

120 So freundlich wie mir trat Wiese allen Ilfelder Kollegen entgegen, waren wir doch alle, wie sich schließlich herausstellte, auf Wieses persönlichen Wunsch in die Schule gelangt. Er war durch die Verhältnisse gezwungen worden, im Jahre 1867 die alte Schule aufzulösen und wollte nun wiedergutmachen, was er ihr Leides angetan hatte: Ho trosas kai iasetai.¹ Am Spätnachmittage fuhr der Direktor mit den beiden Gästen zur Talmühle hinauf, sah, zurückgekommen, mit ihnen dem Abendessen zu und ließ schließlich durch den Gesangchor im Garten einige Lieder zum Vortrag bringen. Bajohr hatte seine helle Freude, als ihm der Minister seine rückhaltlose Anerkennung über den schönen Gesang aussprach. Mittwoch Vormittag fuhr der hohe Besuch nach Pforta² weiter, und Schimmelpfeng teilte uns alsbald mit, dass die Schule in jeder Beziehung gut abgeschnitten hätte; der Minister sei mit dem ganzen Stande durchaus zufrieden gewesen.

Aus dem Erzählten ergibt sich, dass die Carl Peters'schen Erinnerungen jedenfalls ungenau sind. Am Dienstag pflegte nur beschränkter Ausgang von vier bis halb sechs zu sein, da ein großer Teil der Schüler in dieser Zeit auch turnte; dann folgte von halb sechs bis halb acht Arbeitszeit. Dass an einem solchen Tage die Schüler alkoholisch angeheitert gewesen seien, ist ausgeschlossen. Die S. 40 in Peters' Lebenserinnerungen entwirft also ein unrichtiges Bild. Der „hannoversche Schulrat“ war überhaupt nicht anwesend. Ich finde in meinem Tagebuch auch nicht die leisesten Andeutungen, dass damals ein Schüler versucht habe, den allgemeinen Eindruck zu beeinträchtigen, weiß vielmehr, dass die Alumnen gerade bei solchen Gelegenheiten bestrebt waren, sich im besten Lichte zu zeigen. Peters war übrigens noch Sekundaner, als Heynacher und ich nach Ilfeld versetzt wurden.

¹ gr.: „Der Verletzte wird auch der Heiler sein“

² Die berühmte alte Humanistenschule Schulpforta bei Naumburg

121 Das erste halbe Jahr schloss mit Klassenprüfungen und Versetzung ab. Dies wiederholte sich in der Folgezeit erst halbjährlich, dann nur noch jährlich. Die Klassenprüfungen verliefen ähnlich wie in Hamm; das ganze Kollegium pflegte anwesend zu sein, jeder hatte das Recht, den Examinator zu veranlassen, etwa übergangene Schüler heranzuziehen. Das Vorführen besonders einstudierter Abschnitte war ausgeschlossen, weil dies leicht hätte festgestellt werden können, da jeder Lehrer ja Tutanden aus allen Klassen in seiner Obhut hatte.

In den Herbstferien hörte ich in Sondershausen zwei Tage lang die erlesensten Sachen von Beethoven und hätte beinahe, als ich mit Kühlewein und Bajohr auf dem „Possen“ war, die Bekanntschaft des alten Fürsten gemacht. Wir waren schon im voraus von einer Liebhaberei des hohen Herrn in Kenntnis gesetzt worden. Er hatte die Gewohnheit, fremde Gäste anzusprechen und in seinem Jagdschloss herumzuführen. Dort hatte er einen großen Ledersessel, dessen Arme sich um den darauf Sitzenden plötzlich herumlegten, während zugleich eine Spieluhr ihre Weisen erklingen ließ. Nichts machte dem alten Herrn mehr Freude, als wenn ein ahnungsloses weibliches Wesen in der engen Umschließung aufkreischte und er sie dann befreien konnte.

Eingeprägt hat sich mir der erste Ilfelder Martinstag, zumal ich an ihm auch Inspektion hatte, die dadurch erschwert war, dass es sich um einen sogenannten Studententag handelte. An solchen Tagen hatten damals nur die Tertianer zwei Stunden Unterricht, alle anderen Schüler waren den ganzen Tag davon befreit, um eigene Studien zu betreiben. Der Ephorus musste dann den ganzen Tag auf den Beinen sein, weil es niemals an Schülern fehlte, die allerhand Allotria trieben. Große Mengen von Gänsebraten und Karpfen wurden an diesem Tage vertilgt, und nach der Festaufführung gab es Kuchen und Wein. Aufgepasst musste werden, dass die Alumnus nicht noch große Stücke Gänsebraten entführten, um sie anderen Tages als leckere Zukost zu benutzen. Schimmelpfeng hatte erst ein Jahr vorher einen hochgeborenen Grafen dabei erwischt und ihn unter allgemeiner Heiterkeit veranlasst, den Raub wieder herauszugeben.

Die theatralische Aufführung wurde durch Orchesterspiel eröffnet. Dann folgten zwei kleine Lustspiele: „Im Wartesalon I. Klasse“ und „Monsieur Hercules“. Beide wurden trefflich vorgeführt. Carl Peters zeichnete sich aus als Schuldirektor; seine Frau Ernestine war mein Tutandus Georg Bötticher, Sohn des damaligen Magdeburger Oberbürgermeisters. Auch unter den übrigen Mitwirkenden waren meine Tutanden vertreten. Als die Festlichkeit gegen Mitternacht ihren Abschluss gefunden hatte, hatte ich meine liebe Not, die lustigen und etwas aufgeregten Alumnus zu Bett zu bringen; aber es gelang doch ohne Schelten und Strafen.

122 Am 10. Dezember 1874 lud ich meine Tutanden nach dem Abendessen zu einem Glase Wein ein. Zum Unglück kam auch der Referendar Schlemm dazu, der sich der Schüler, als ich glücklich abgerufen wurde, mehr, als gut war, annahm. Um halb elf trennten wir uns in fröhlicher Stimmung. Am andern Tage aber meldete Kollege Schüssler, das er bei einer unvermuteten Nachtrevision mei-

nen Famulus v. Gansauge mit Peters und Neubauer Skat spielend, rauchend und Bier trinkend um 1 Uhr nachts abgepasst habe. Meine zurückkehrenden Tutanden hatten Peters, Neubauer, v. d. Schulenburg, v. Werthern und andere geweckt; es war Bier vom Kalefaktor [sic] geholt worden und eine vergnügliche Nacht gefeiert. Als Oberlehrer Schüssler kam, waren jene drei die letzten, die von der ganzen Runde noch nicht das Bett aufgesucht hatten. Dies war das Ergebnis einer langen von Schimmelpfeng angestellten Untersuchung. Mir war es sehr peinlich, dass der Anstoß zu der Ausschreitung von meinen Schutzbefohlenen ausgegangen war, und ich habe seitdem, wenn ich Schüler zu Gast hatte, stets mit größter Sorgfalt darauf geachtet, dass der Weingenuss in den rechten Grenzen blieb. Peters, der schon viel auf seinem Konto hatte, wurde mit Ausweisung im Falle eines schwereren Vergehens bedroht. Alle Teilnehmer der nächtlichen Kneipereien erhielten mehr oder weniger Klosterarrest, alle wurden außerdem mit Ausschluss vom nächsten Klosterballe bestraft.

Für einzelne der Sünder, z.B. Peters, der das Tanzen verschmähte, war daher Ausschluss bedeutungslos. Auf dem Klosterbällen waren zwar Damen genug, aber es [man] tanzte Frühling, Sommer, Herbst und Winter, und die Schüler gelangten nur nach der Rangordnung zu ihren Damen. Eine Woche vor dem Tanzvergnügen lief schon die Liste bei den „alten Bengels“ etc. um, auf der die Namen der Damen und die Tänze standen. Ehe die Damen es erfuhren, waren sie schon verschachert. Wer durch seinen Klassenrang an eine beliebte Tänzerin gekommen war, trat sie nur unter allerhand Bedingungen an andere Bewerber ab. Zu diesen Bedingungen gehörte auch das Verzichten auf beliebte Speisen zu Gunsten eines anderen. Die Damen hatten den Vorteil, dass sie für sämtliche Tänze ihre Tänzer hatten. Peters hatte damals noch keine hohe Stelle in der Klosterordnung, konnte also auch keine Handelsgeschäfte bei der Damenverteilung machen, ganz abgesehen davon, dass ihm das Tanzen selbst ziemlich gleichgültig war.

Die Klosterbälle waren stets gut besucht, die Damen unterhielten sich vortrefflich, die Schüler bewiesen, dass sie aus den besten Familien stammten, und die alten Herrn spielten im Konversationszimmer Whist und Skat, rauchten und plauderten. Nachts um halb zwei pflegte unwiderruflich Schluss zu sein. Die bestellten Neustädter Musikanten packten dann ein und zogen ab. Eine Tasse Kaffee bildete den Abschluss.

123 Als das Jahr 1874 zu Ende ging, stellte ich in meinem Tagebuche Betrachtungen über die Erhaltung des Weltfriedens an. Ich verglich 1866 und 70/71 mit den beiden Schlesischen Kriegen und fürchtete mit Treitschke, dass wir einem langjährigen, dem Siebenjährigen entsprechenden Kriege entgegengingen. Der politische Horizont hatte sich verfinstert. „Deutschland wird sich gegen alle Welt verteidigen müssen“, trug ich ahnungsvoll ein.

Verschweigen will ich nicht, dass in das abgelaufene Jahr auch eine Liebesepisode von mir fiel. Eine Kousine von Frau Bajohr, Fräulein Berta Roers aus Hannover, hatte es mir angetan, als sie im Sommer 14 Tage in Ilfeld weilte. Ich hatte mich sterblich in sie verliebt und glaubte auch Gegenliebe gefunden zu haben. H.

F. Müller riet mir aber, gründlich mit mir zu Rate zu gehen. Später hörte ich, dass sie schon zweimal verlobt gewesen sei und, um sich von der zweiten Entlobung zu erholen, in Ilfeld Aufenthalt genommen habe. Dies wirkte ernüchternd. Ich wäre wohl ihr dritter Ex-bräutigam geworden. Berta war übrigens ein höchst anziehendes Mädchen, nicht ausgesprochen hübsch, aber anmutig und in der Unterhaltung überall beschlagen. In Ilfeld war mir Herta Meyer zugeordnet, die Tochter des pensionierten Oberamtmannes. Bajohr behauptete, sie hätte eine Neigung zu mir. Manches deutete darauf; ich fühlte mich aber nicht zu ihr hingezogen. Bald sollte ich aus allen Ungewissheiten herauskommen.

124 Der Anfang des neuen Jahres 1875 brachte Diphtherie und Scharlach ins Kloster, verbunden mit Todesfällen unter den Schülern und in Schüsslers Familie. Starker Schneefall ermöglichte Schlittenfahrten in den Harz hinauf wie nach Nordhausen. Der Fastnachtsabend verlief ähnlich wie Martini. Peters und von Gansauge zeichneten sich wieder als Schauspieler aus; die aufgeführten Stücke waren herzlich unbedeutend, aber die Zuschauer bezeugten lauten Beifall. Damit wurde auch nicht gekargt, als am Sonntag, dem 21. Februar 1875, die Captivei des Plautus, die Schüssler mit seiner Klasse einstudiert hatte, lateinisch über die Klosterbühne gingen. Der deutsche Prolog war von Gansauge gedichtet und gesprochen, der lateinische des Plautus wurde von Hikert vorgetragen, der ganz vorzüglich aussah. Franz I³, später Landrat in Worbis, gab den Hegio, v. Gansauge den Philopolemus, Roth I, nachmals Rechtsanwalt in Görlitz, den Tyndarus, Bindewald, später Landrat in Weilburg, den Philocrates, v. Fumetti I, als Landgerichtsrat in Lüneburg gestorben, den Aristophontes, Leo, jetzt Stadtrat in Berlin, den Ergasilus, Carl Peters die wichtige Rolle des Stalagmus, des entlaufenen Sklaven des Hegio usw.

Die nicht leichten lateinischen Verse wurden fließend und mit bester Betonung gesprochen, die ganze Aufführung verdiente volles Lob und würde selbst von Berufeneren anerkannt worden sein. Schüssler hatte ein halbes Jahr an die Vorbereitung verwendet. Dass die Schüler dabei tüchtig Lateinisch gelernt hatten, war auch eine nicht zu verachtende Beigabe. Die anwesenden Damen und sonst des Lateins Unkundigen hatten deutsche Übersetzungen in der Hand. Diese Aufführung beweist, dass es mit dem eigentlichen Studium in Ilfeld nicht schlecht bestellt war.

125 Unser wissenschaftliches Kränzchen hatte nach Erledigung der „Vögel“ des Aristophanes den Euthydem des Plato in Angriff genommen. Vater Scholz schloß aber regelmäßig ein, wenn er seinen Abschnitt übersetzt hatte. Während des Winters wurden etwa vier Vorträge in der Aula von Mitgliedern des Kollegiums gehalten. Der Jahresbericht gibt darüber Auskunft. Diese Vorträge wurden von den dazu geladenen Fleckenbewohnern als angenehme Abwechslung begrüßt. Die Aula war stets gut besetzt.

³ d. h. „der ältere Franz“ (also Nachname), im Gegensatz zu einem anzunehmenden jüngeren Bruder „Franz II“

Politisiert wurde viel: Die Franzosen rührten sich, und der Kulturkampf war im besten Gange. Auch die Welfen wühlten im Stillen. Bismarck wird alles zum Besten leiten, war unser Leitmotiv. Doch platzten manchmal die Geister heftig aufeinander. So am Montag, dem 29. März 1875, als die Taufe von Friedel Freyer einen Teil der Kollegen bei dem frohen Vater vereinigte. Der Kulturkampf verursachte die Besprechung religiöser Fragen. Der freisinnige Kirchenrat geriet mit dem streng rechts stehenden H. F. Müller in Streit, beide hatten dem guten Burgunder der Gastgeber alle Ehre erwiesen, keiner gab nach. Der sonst so milde Redepennung brauchte schließlich Ausdrücke wie „Gelbschnabel“ und Ähnliches, indem er sich auf seine jahrzehntelange Universitätstätigkeit berief, und H. F. Müller hielt auch nicht zurück. Erzürnt trennte man sich. Am andern Tage aber war alles wieder beigelegt. Jeder sah sein Unrecht ein und schwor sich, nie mehr so starken Burgunder zu trinken.

Eine Lebenserinnerung Redepennings soll hier folgen. Als er beim Antritt seiner akademischen Laufbahn in Bonn seine Besuche machte, kam er auch zum hochbetagten E[rnst]. M[oritz]. Arndt. „Der Herr Professor ist im Garten“, wird er bedeutet. Der junge Dozent geht im Garten auf und ab. Da ruft es von einem Apfelbaum: „Sie suchen wohl mich?“ Arndt saß in den Zweigen und pflückte. Dann kletterte er herab und unterhielt sich mit dem jungen Amtsgenossen aufs leutseligste.

126 Das Schuljahr ging zu Ende. Ich hatte mich eingearbeitet, sehnte mich aber doch heraus aus der starken Gebundenheit. Die Gesundheitsverhältnisse erschienen mir auch recht verbesserungsbedürftig. Der Winter hatte der Schule drei blühende Schüler geraubt, für noch nicht 100 Köpfe ein großer Prozentsatz. In Schimmelpfengs oft launische Art der Behandlung konnte ich mich noch nicht finden. Im zweiten Schuljahre sollte es besser werden.

Ein wichtiges Ereignis war der Besuch [Ludwig] Wieses, sein letzter, am 29. und 30. Juni 1875, gerade acht Jahre nach der von ihm [d. h. im Auftrag seines Ministeriums] herbeigeführten Auflösung der Schule [als welfisch geprägter Bildungsanstalt]. Er beteiligte sich am Abendessen. Bajohr ließ ihm im Garten seine schönsten Lieder vorsingen, darunter Wieses Lieblingslied „Freiheit, die ich meine“. Am Vormittage Mittwochs, des 30. Juni, besuchte dieser alle Lehrer in ihren Klassen. Bei mir hospitierte er in der Ovidstunde der Obertertia. Ich hatte Tibull-Verse auswendig lernen lassen, die zur Einübung der Metrik aus versus discerpti [Verse von verschiedenen Stellen] zurechtgesetzt waren. Das gefiel ihm. Weniger war er damit einverstanden, dass ich mich mit dem Anfange der Metamorphosen herumplagte. „Das ist für Tertianer zu schwer“, war sein Urteil. Mittags nahm er an dem gemeinsamen Mahl teil, zu dem Schimmelpfeng auch die verheirateten Herren entboten hatte. In einer zu Herzen gehenden Rede nahm Wiese dann von der Schule gewissermaßen Abschied, wobei er erklärte, Ilfeld, sein Schmerzenskind, sei auch sein liebstes Kind gewesen, und mit seiner Anerkennung der Leistungen des Lehrerkollegiums nicht zurückhielt.

Als dasselbe nach Aufhebung der Tafel mit ihm allein den Kaffee einnahm, ließ er sich über den Grund seines bevorstehenden Rücktritts aus. Mit Falck habe er sich gut vertragen; die Intrigen des [sog.] kleinen Sydow und des Abgeordneten Techow hätten ihn zu seinem Schritte veranlasst. Ersterer, der Unterstaatssekretär, ein begeisterter Anhänger Boitzens, hat alles daran gesetzt, diesen an Wieses Stelle zu bringen. Wiese sprach bei dieser Gelegenheit auch über die Vorgänge, die seinerzeit zur Aufhebung des Klosters geführt haben, ganz in demselben Sinne wie in seinen bekannten Lebenserinnerungen.⁴

127 Vom größten Interesse waren uns aber die Eindrücke, die er vom Besuch des Kassler Gymnasiums gewonnen hatte. Den Prinzen Wilhelm [späteren Kaiser Wilhelm II.] schilderte er als einen [auf]geweckten, strebsamen, ungemein ehrgeizigen Knaben, bedauerte aber, dass man ihn einem Gymnasium zugeführt habe. „Er hat die Kadettenschulung, also die Vorbildung eines Realschülers erhalten, und muss nun Griechisch und Lateinisch im Übermaß lernen, um nur mitzukommen. Wenn auch die Klassenziele mit Rücksicht auf ihn in den alten Sprachen herabgesetzt sind, so ist die Arbeit, die dem jungen Prinzen zugemutet wird, doch noch immer zu groß.“ Das war der Ausspruch des bewährten Schulmanns.

Er ist für mich ein Fingerzeig gewesen in der Beurteilung des Kaisers, als er in der Schulkonferenz von 1890 seine bekannten verfehlten Äußerungen über das Gymnasium tat, es solle nicht Griechen und Römer, sondern Deutsche erziehen. Als ob es je, in den letzten 100 Jahren zumal, dies getan hätte! Der Kaiser vermeinte das Wesen des Gymnasiums erkannt zu haben und war sich gar nicht klar darüber, dass er ohne zureichende Vorbildung gleich in eine Gymnasialsekunda gesetzt worden sei und nur unter größter Anstrengung habe mit fortkommen können. Sein Ehrgeiz, auch in litteris [in Sprachen und Literatur] der Erste zu sein, blieb so unerfüllt, und ein gewisser Widerwille gegen das Gymnasium haftet ihm seit der Zeit an. Schimmelpfeng, der die Kassler Lehrer alle kannte, meinte, dass diese zum größeren Teil auch nicht die Männer seien, um den jungen Prinzen richtig zu behandeln. Gideon Voigt, der Direktor, namentlich sei zwar ein trefflicher Mann, aber pedantisch und ungeschickt; jedenfalls verstünde er gar nicht, mit Hofleuten umzugehen.

Von Ilfeld fuhr Wiese weiter nach Clausthal, wo er vor vielen Jahren seine Laufbahn begonnen hatte. Seine eindrucksvolle Persönlichkeit ist mir unvergesslich geblieben.

128 Der Einfluss ungeeigneter Bücher auf unreife Knaben wurde mir in diesem Sommer durch ein Beispiel vor Augen geführt, das mich näher berührte. Ich hatte als Primaner den kleinen Sohn des Fabrikbesitzers Körber in Görlitz längere Zeit in seinen häuslichen Arbeiten beaufsichtigt. Er war eine mäßig begabter, aber fleißiger, stiller Junge. Fleiß und Pflichttreue waren auch später seine Eigenschaften geblieben. Da erschreckte er eines Tages seine Eltern dadurch, dass er mit einigen Kameraden auf und davon ging, um in Amerika ein Indianerleben zu

⁴ Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen, 2 Bde., Herford 1886

führen. Ich verweise auf die beigelegten Zeitungsausschnitte.⁵ Es ist den Jungen tatsächlich gelungen, ihre Absicht auszuführen. Der junge Körper ist über Jahr und Tag der Heimat ferngeblieben und erst nach mancherlei trüben Erfahrungen zurückgekehrt. Diese haben aber dazu gedient, ihn zu einem tüchtigen Manne zu machen.

129 Unter den größeren und kleineren Reisen dieses Jahres steht der Besuch von Prag obenan, den ich in den Sommerferien von Görlitz aus unternahm. Ich fand die Stadt noch ganz unter dem Eindrucke der eben erfolgten Beisetzung des Kaisers Ferdinand. Das Überwiegen des czechischen Elementes trat mir allenthalben entgegen. Ich geriet sogar in ein rein slawisches Volksfest auf der Sophieninsel, wurde aber als Reichsdeutscher von den Besuchern freundlich über den Zweck der Feier unterwiesen. Natürlich besuchte ich die durch den Fenstersturz von 1618 berühmt gewordene Stube. Im Kloster Strachow auf der Höhe des Hradschin fragte ich den führenden Prämonstratensermönch nach den Akten des Ilfelder Klosters [das ebenfalls ein Prämonstratenserkloster gewesen war], die 1629 nach Prag geschafft worden sind. Er ging in die Bibliothek und kam mit dem Bescheide zurück, dass sie wohl schwerlich im Klosterarchiv zu finden seien. ([Fußnote Mückes]: Über Turnau [heute Turnov] - Friedland [die Wallenstein-Stadt Gitschin] ging es nach Görlitz zurück. Auf der Reise fuhr ich mit Probst Urban, meinem alten Lehrer, zusammen.)

Mein Führer in Prag war ein Buchhändler Schlemm, den ich in Ilfeld durch seinen Bruder, den Referendar Oskar Schlemm, kennengelernt hatte. Dieser Referendar, mit dem ich oft verkehrte, war im Nebenberuf Dichter und außerdem ein glühender R. Wagner-Verehrer. In dieser Leidenschaft begegnete er sich mit dem Sohn des Oberamtsrichters, Edmund v. Hagen. Seine Gedichte sind im Verlage des Buchhändlerbruders später erschienen. Damals gab er sie gern zum besten und drang wiederholt in Bajohr, sie in Musik zu setzen. Er hatte auch nach Wagner'schen Ideen das Libretto zu einer Oper „Wieland der Schmied“ geschrieben. R. Wagner, dem er es zusandte hat es an einen jugendlichen ungarischen Komponisten weitergegeben. Bei diesem ist es verschwunden.

Oskar Schlemm las eines regnerischen Nachmittages diese Dichtung einem kleinen Kreise vor. Er bestand aus dem Kapitän Keferstein, Heynacher und mir. Jeder hatte ein Blatt Papier und einen Stift, um zu notieren, was uns auffiele. An Bier und Zigarren fehlte es selbstverständlich nicht. Andächtig hörten wir den prunkvollen Stabreimen zu. Da hörten wir die Worte: „Das leibt mir das Leben“, und Heynacher, fortgerissen von dem altertümlichen Rhythmus, ließ den Bleistift sinken: „Mein kritischer Griffel glitt wieder zum Grunde.“ „Was soll das heißen: ‚leibt mir das Leben‘?“, riefen wir einmütig. „Um es ganz griechisch auszudrücken“, erwiderte Schlemm, „so soll es nichts anderes heißen als ‚das geht mir an den Kragen‘; aber ich mache darauf aufmerksam, dass der Dichter das Recht hat, neue Worte zu schaffen.“ Beispiele aus Wagner, Goethe u. a. belegten die Behauptung. Aus Höflichkeit ließen wir die Frage in seinem Falle unentschieden. -

⁵ nicht erhalten

Schlemm veröffentlichte später auch einen Aufsatz über seine Schülererfahrungen auf dem Göttinger Gymnasium, der bei uns noch größeres Kopfschütteln erregte als seine kühnen Wortbildungen. Er wurde als Amtsrichter in Uelzen ein überzeugter Anhänger der vegetarischen Lebensweise. Wir schätzten ihn wegen seiner Offenherzigkeit und Lauterkeit.

130 Am 16. August 1875 feierte das Kloster die Einweihung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde dadurch, dass die ganze Schule über Christianenhaus nach dem Donnerskopfe zog. Dort erwarteten uns die Klosterdiener, die vermitteltst eines Wagens Bier und Butterbrot für uns alle hinaufgeschafft hatten. Schimmelpfeng hielt eine schwungvolle Rede über den Text „Arminius haud dubie liberator Germaniae“;⁶ Lieder wurden angestimmt, darunter auch das bekannte: „Als die Römer frech geworden“; der Imbiss mundete ausgezeichnet, und hoch befriedigt zogen wir wieder in unser Kloster zurück.

Zu den öffentlichen Prüfungen, die der nahe der Herbst wieder brachte, gehörte diesmal auch die Vorführung meiner Mädchenklasse. Auf Drängen der betreffenden Eltern hatte ich mich zu Ostern bereit gefunden, ihren Töchtern Unterricht in deutscher Literaturgeschichte zu erteilen. Es handelte sich um junge Mädchen zwischen 14 und 16 Jahren: Marg. Scholz, Marie und Magdalene Freyer, Emmi Bartels und die Tochter eines Oberförsters, Charlotte Ehlers [?]. Ich hatte diesen Unterricht in der herkömmlichen Weise mit den Merseburger Zaubersprüchen beginnend erteilt, die Schülerinnen waren eifrig und fleißig gewesen, die Prüfung, der auch Schimmelpfeng beiwohnte, verlief zu meiner Zufriedenheit.

Den französischen und englischen Unterricht hatte ein Fräulein Wolff erteilt. Auch diese führte ihre Schülerinnen vor. Nun war sie aber eine überaus schüchterne Person. So brachte sie es fertig, eine ganze Stunde damit zuzubringen, dass sie immer nur die betreffenden Schülerinnen ansah oder antippte, worauf diese ihr englisches bzw. französisches Sprüchlein hersagten. Es war ungemein komisch; aber feststellen konnte man doch, dass eine ganze Menge Material in die Köpfe gebracht war. Nach meinen späteren Erfahrungen würde ich heute einen derartigen Literaturunterricht ganz anders erteilen. Im Sommerhalbjahr würde ich das Nibelungenlied in die Mitte stellen und alles andere herumgruppieren, im Winter Goethes Dichtung und Wahrheit.

Die Eltern jener jungen Mädchen hatte vielleicht im Stillen gedacht, ich würde mir aus ihrer Mitte meine künftige Frau wählen; wenigstens brachte mich Kollege Heynacher auf diesen Gedanken, und mehrere von diesen Mädchen gefielen mir nicht übel.

131 Da kam eine Wendung dazwischen, die für meinen ganzen künftigen Lebenslauf entscheidend war. Ich lernte Anna Scheidemann kennen. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen auf einer Abendgesellschaft bei Schimmelpfengs, wo sie zu Besuch war, Sonntag, den 5. September 1875, fesselte sie mich.

⁶ Tacitus: „Arminius ist unzweifelhaft der Befreier Germaniens“

In den nächsten 14 Tagen hatte ich wiederholt Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen. Eine tiefe Liebe keimte in mir auf, die alles andere in den Schatten stellte. Im Herbst weilte sie von neuem 14 Tage in Ilfeld. Ich hielt in dieser Zeit meinen ersten Vortrag: „Über die Anfänge des deutschen Dramas“, den auch sie mit anhörte, kam zu verschiedenen Malen mit ihr auf Gesellschaften und Ausfahrten zusammen und - verlobte mich mit ihr, als ich merkte, dass ich ihr nicht gleichgültig war und sie meine Liebe erwiderte.

Sonnabend, der 11. Dezember 1875, war der Anfang eines neuen glücklichen Abschnittes meines, unseres Lebens. Anna hatte ihren ersten Bräutigam, einen Vetter des Direktors, Jakob⁷ Schimmelpfeng, in der Schlacht von Sedan verloren. Er war Oberleutnant bei den Marburger Jägern gewesen und auf den Höhen von Floing gefallen, ein Mann von großen Geistesgaben und kindlicher Frömmigkeit.

Ihre Trauer hatte sich in den fünf vergangenen Jahren in stille Wehmut verwandelt; ich gelobte ihr, in Trauer mit ihr des geliebten Toten zu gedenken. So war der Weg zu gegenseitiger Verständigung gebahnt. Aufrichtige Liebe half uns über alle Schwierigkeiten hinweg. Im Kollegium war man über meinen Entschluss nicht verwundert; man hatte meine Neigung bald erkannt, die meisten sie gutgeheißen, ja ihr Vorschub geleistet. Heynacher konnte sich nicht entbrechen, ein Scherzgedicht loszulassen, das sich auf mein wiederholtes Tanzen mit Anna auf dem letzten Klosterballe bezog:

Bartels, Meyer,
Schulz, Scholz, Freyer
ahnten nicht, dass Doktor Mücke
sich in seines Herzens Tücke
doch noch würd' dazu verstehn
zu frei'n die Maid aus Großen Schneen⁸.

Wer steht dort an jener Säule?
Aus den Augen sprüh'n ihm Pfeile,
denn es tät ihn bass verdrießen,
dass sich Muck nicht konnt' entschließen,
ihm die Tochter abzuwerben,
die als Jungfrau nun muss sterben.

In diesem Tone ging es weiter und weckte herzhaftes Lachen, als es der Dichter mit drolligem Pathos vortrug. Von meiner Unlust, in Ilfeld zu sein, war ich jetzt gründlich befreit. Den Direktor, an dem ich mancherlei auszusetzen gehabt hatte, betrachtete ich mit freundlichen Augen, war er doch der rechte Vetter Annas - beider Mütter waren Schwestern - und stellte sich dementsprechend zu mir. Er hatte ja auch das Seinige dabei getan, dass wir uns fanden.

132 Die Weihnachtsferien verlebte ich in Groß Schneen bei meiner Braut und ihren Angehörigen - unvergessliche Tage. Meine Schwiegermutter, eine kluge, fürsorgliche, ungemein gütige Frau, nahm mich liebevoll auf, ihre unverheira-

⁷ hier durchgehend „Jakob“, von Mücke auch „Jacob“ geschrieben

⁸ Groß Schneen, südlich von Göttingen

tete Schwester, Tante Auguste, legte bald die anfängliche Zurückhaltung ab, die Geschwister Annas, zwei Schwestern, Marie und Hermine, und ein Bruder, Gustav, betrachteten mich nach kurzer Aussprache als zu ihnen gehörig. Zu den Familienmitgliedern gehörte damals gewissermaßen auch der im Hause wohnende prakt. Arzt Dr. Wilhelm Hartert, zu dem ich in freundschaftliche Beziehungen gelangte. Es verging kein Tag, dass er nicht bei Scheidemanns verkehrte.

Im Laufe des nächsten Vierteljahres traten verwandtschaftliche Bande hinzu. Annas Schwester Marie verlobte sich mit dem Gutsbesitzer Friedrich Sandrock aus Lautenhausen bei Friedewald im Hessischen, dessen Schwester Sophie damals schon mit Hartert verlobt war. Das alte v. Hugosche Haus, das meine Schwiegermutter samt dem dabei liegenden Garten gepachtet hatte, sah damals fröhliche Tage. Nur Schwager Gustav war oft etwas melancholisch gestimmt. Er liebte Elise Reiche, die Tochter seines früheren Prinzipals, eines gut gestellten Rittergutsbesitzers, aus Kinderode bei Nordhausen, und fürchtete, der Vater würde Widerspruch erheben, wenn er sich um die Hand der vielbegehrten Tochter bewürbe.

Die Verwandten und Bekannten in Groß Schneen wurden selbstverständlich alle mit Besuchen bedacht, und ich hörte wiederholt Ausdrücke der Befriedigung, dass Anna endlich die jahrelange Trauer abgelegt und sich entschlossen habe, einen neuen Bund zu schließen. Annas Vater war 1866 nach dem Kriege plötzlich durch einen Unfall aus dem Leben geschieden, der Gutshof in Ballenhausen bis zur Majorennität des Erben [Annas Bruder Gustav Scheidemann, s. u. §138] an einen Herrn Groneweg verpachtet, die Familie hatte das nahegelegene Groß Schneen als Wohnsitz gewählt. Nur zu schnell waren diese Ferien verstrichen, und ich kehrte hoch befriedigt und voll Dankes gegen Gott, der alles so gnädig und gütig geführt, in die Harzberge zurück.

133 Ich schließe den Bericht über das für mich so wichtige Jahr 1875 nicht, ohne noch einiger Reisen zu gedenken, die in die Sommerszeit fielen. Wie ich Prag besuchte, ist bereits vermeldet. Ein Abstecher in die wendische Umgebung von Bautzen schloss sich an. Ich folgte der Einladung eines Schul- und Universitätskameraden Urban, der, selbst ein Wende, Pastor in dem meist von Wenden bewohnten Weigsdorf bei Mücka war und dort sonntäglich in beiden Sprachen predigte.

Er nahm mich bei seinen Besuchen in der Gemeinde mit, um mir einen Einblick in ihr Leben zu vermitteln. Wir wurden von den Bauern überall freundlich empfangen. Während er sich mit den Frauensleuten wendisch unterhielt, gaben mir die Mannsleute deutsche Auskunft. Ihrer Sprache nach hätte man sie für Deutsche halten müssen. Die häuslichen Verhältnisse waren in guter Ordnung, die ganze Einrichtung heimelte an und unterschied sich in nichts von derjenigen ihrer deutschen Dorfgenossen. Ein Ausflug über Hochkirch, das durch Friedrichs d. Großen Niederlage berühmt geworden ist, nach der höchsten Erhebung der bergreichen Gegend, dem sagenumwobenen Czernebo, beschloss diesen Besuch.

Im Herbst besuchte ich Hildesheim, das mich ganz besonders fesselte, zum ersten Male, in Gesellschaft von Bajohr. Heynacher, der dort eine Offizierdienstleistung abmachte, war unser Führer; er begleitete uns auch nach Hannover, wo Bajohr und ich einige Tage verweilten. Ich hatte nun schon einen größeren Teil meiner neuen Heimat kennen gelernt und hätte gern in der schönen Leinestadt meinen Aufenthalt gewählt. Das war einer späteren Zeit vorbehalten.

Der Herbst führte mich [auch] nach Minden, wo mein alter Hannoveraner Freund Bussmann mittlerweile seinen Wohnsitz gefunden hatte. Er nahm mich mit der alten Herzlichkeit auf, desgleichen seine Gattin, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten und geleitete mich auch zur Porta [Westfalica]. Es waren schöne Tage. Von hier fuhr ich nach Hamm weiter. Direktor Freytag war dabei, die Brücken abzubrechen. Er sollte die Leitung des Verdener Gymnasiums übernehmen. In einer Abendgesellschaft bei Meinecke lernte ich die neuen Mitglieder des Kollegiums kennen, denn auch Schnelle war fortgezogen, einer Berufung an die Fürstenschule zu Meißen folgend. Meine Tischnachbarin war bei dieser Gelegenheit Frau Oberlehrer Gentz, deren Gatte wenige Jahre später als Prov. Schulrat nach Berlin berufen wurde.

Dass ich nur zu ganz kurzen Reisen gelangte, hatte seinen Grund in dem Wunsche, meine Schulden abzutragen. Deshalb beteiligte ich mich auch nicht an der italienischen Reise, die H. F. Müller mit Kühlewein zusammen unternahm, versäumte aber nicht, mit ihnen Italienisch zu treiben. Wir waren bald so weit vorgeschritten, leichte Lustspiele zu lesen, ja, wir gingen sogar zu Manzoni's „Promessi sposi“ über, wobei uns allerdings die Reclamsche Übersetzung gute Dienste leistete. Kühlewein, den seine Hippokrates-Studien schon vorher für längere Zeit nach Italien in geführt hatten, war unser Lehrer.

134 Ich wiederhole hier, dass im Ilfelder Kollegium neben der Berufsarbeit und den fröhlichen Zusammenkünften angestrengt wissenschaftliche Tätigkeit einherlief. Noch gab es kein gewährleistetes Aufrücken im Gehalt. Die Tüchtigen kamen obenan. Jedem von uns war gutes Fortkommen zugesichert worden, wenn wir uns bewährten; dazu gehörte auch wissenschaftliches Fortarbeiten. Die Berufung nach Ilfeld mit seinen höheren Gehaltsstufen galt als Auszeichnung und verpflichtete den Gewählten zu besonderen Leistungen. Auf eine baldige Änderung der allgemeinen Verhältnisse war nicht zu rechnen.

Wiese hatte uns gegenüber daraus kein Hehl gemacht, dass er seine Hand nicht dazu bieten würde, eine regelmäßige mit den Jahren zunehmende Gehaltszulage für die höheren Lehrer durchzusetzen: Das würde nur eine Veranlassung für die bequemeren Elemente sein, nun gar nichts mehr zu leisten, und ein Hemmschuh für die tüchtigeren. Die wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht galt als Wertmesser für das Kollegium. Wir hätten es für eine Schande gehalten, sie ausfallen zu lassen. Jeder war bemüht, wenn die Reihe an ihn kam, auch etwas Tüchtiges zu leisten, und Schimmelpfeng war ganz der Mann dazu, uns in dieser Gesinnung zu bestärken.

So war die schöne Bräutigamszeit reich an Arbeit für den Anfänger, der ich ja noch immer war. Mein Tagebuch war eingeschlafen, weil ich der geliebten Braut in zahlreichen Briefen mein Tun und Lassen schilderte und Pläne für die Zukunft entwarf. Die fortschreitende Klassenteilung erforderte neue Lehrkräfte, die allmählich auf dem Plane erschienen. Zunächst wurde Mathematik in einer der Terten frei. Der einzige Mathematiker, Professor Freyer, war zu sehr belastet, um sie auch noch übernehmen zu können. Ich musste eintreten, weil mir in dem Probezeugnis testiert war, dass ich sie in Hamm mit Erfolg erteilt habe. Heynacher übernahm die Botanik, obgleich er sich nie damit befasst hatte, weil ihn dies Fach fesselte. Schimmelpfeng stellte den Satz auf, ein tüchtiger Lehrer müsse im Stande sein, sich in jedes ihm zugewiesene Fach einzuarbeiten.

Heynacher ging mehrmals in der Woche mit dem in der Botanik so sehr beschlagenen Provisor [Apotheker] spazieren, ließ sich von ihm unterweisen und hatte gute Erfolge damit, dass er die wichtigsten Pflanzen der Ilfelder Flora den Schülern vorführte und genau erklärte. Ich drang darauf, dass in der Mathematik ein Lehrbuch eingeführt wurde, an das ich mich halten konnte. Freyer hatte bis dahin den Unterricht in der Mathematik ohne jedes Lehrbuch erteilt und alles schriftlich ausarbeiten lassen. Ich war bei den Inspektionen aber bald dahinter gekommen, dass alle ausgearbeiteten Freyerschen Hefte in Umlauf waren und von den Schülern einfach abgeschrieben wurden. Später musste ich auf Drängen des Schulrates den mathematischen Unterricht auf Sekunda übernehmen, ja ich trat sogar aus-hilfsweise in Prima ein.

Fast ein Jahrzehnt blieb ich in dieser Unterrichtstätigkeit, bis bei weitergehender Klassentrennung ein zweiter Mathematiker berufen wurde. So wurde in der Zeit des Lehrermangels jeder herangezogen, ohne Rücksicht darauf, ob er auf der Universität die betreffende Lehrbefähigung zuerkannt erhalten hatte. Mir bereitete der mathematische Unterricht Freude, und Freyer hat auch niemals darüber Beschwerde erhoben, dass die von mir vorgebildeten Schüler in der Geometrie und Mathematik versagt hätten. Gleiche Erfolge hatte Heynacher in der Botanik. Später wagte er sich auch an die Zoologie; aber von der Mineralogie hielt er sich weislich zurück.

135 Die Ferien 1876 verbrachte ich zum größten Teil in Groß Schneen zu und lernte bei diesen Gelegenheiten den trefflichen Dr. Hartert immer mehr schätzen. Auch er schloss im Laufe des Jahres den Ehebund.

Der Tag unserer Hochzeit kam schnell heran. Mein Geburtstag, der 23. September 1876, war dazu angesetzt, der erste Tag der Herbstferien. Der vorangehende Freitag, an dem die Schule geschlossen wurde, war zugleich Inspektions-tag für mich, so dass ich erst gegen 4 Uhr nachmittags zur Abreise gelangte und wegen Zugverspätung erst um 8 Uhr in Groß Schneen eintraf, als der Polterabend schon im Gange war. Mit uns zugleich feierten Friedrich Sandrock und Annas Schwester Marie ihrer Hochzeit. Die Zahl der Gäste am Polterabend sowohl als am Hochzeitstage war daher sehr groß.

Von den Meinigen war freilich nur Gustav auf der Hochzeit erschienen; ich hatte allerdings der Hochzeit meiner Schwester Emma, die im Sommer den Mittelschullehrer Müller in Görlitz geheiratet hatte, auch nicht beigewohnt. Ich wollte keinen nicht absolut nötigen Groschen ausgeben, um bis zum Eintritt in die Ehe aller Schulden ledig zu sein. Die Ebbe im Geldbeutel verhinderte auch die Meinigen an der Beteiligung.

Der Hochzeitstag brach an, sonnig und schön. Mir lachte das Herz, als ich mit der geliebten anmutigen Braut zum Standesamte wanderte. Vor uns schritt das andere Brautpaar. Die Verhandlungen des ersteren waren bald erledigt. Wir kamen an die Reihe. Wer beschreibt aber unsere Bestürzung, als sich herausstellte, dass meine Urkunden nicht zur Stelle waren! Der Ifelder Bürgermeister oder vielmehr Standesbeamte hatte mir hoch und heilig zugesagt, sie sollten zu rechter Zeit am Groß Schneener Standesamt vorliegen. Deshalb hatte ich sie nicht persönlich bei mir. Der Standesbeamte war nicht zu bewegen, ohne dieselben die Ziviltrauung vorzunehmen. Waren ihm doch 100 M Ordnungsstrafe sicher, wenn sein Verhalten bekannt wurde. Und es wurde überall scharf aufgepasst, weil die bürgerliche Trauung eben erst eingeführt war. Es blieb uns nichts übrig, als unverrichteter Sache abzuziehen. Anna war sehr niedergeschlagen, ich sah mich nach Hilfe um. Da erklärte mein alter Schulfreund und Studiengenosse Waege, der zu den Trauzeugen gehörte, er wolle nach Friedland eilen und auf der Post zusehen, ob die Ifelder Sendung angekommen sei. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und wanderte mit Anna nach dem Hochzeithause zurück. Die Böllerschüsse, die abgefeuert wurden und den beiden Ehepaaren galten, erschienen mir widerwärtig. Da löste sich der Knoten. Waege kam triumphierend mit den Urkunden zurück, er hatte sie vor dem Dorfe dem Postboten abgenommen. Nun zogen wir zum zweiten Male zum Standesbeamten, jetzt war alles in Ordnung.

Zwei Stunden später fand die kirchliche Trauung statt. Ich muss aber gestehen, dass ich der wohlgemeinten Rede des Pastors Gehrke nicht die rechte Aufmerksamkeit entgegenbrachte. So lag mir noch das Erlebnis des Vormittages in den Gliedern. Schimmelpfeng, der auch zu den Hochzeitsgästen gehörte, äußerte, dass die Ansprache gut und angemessen gewesen sei. Abergläubische Personen sahen in unserem Erlebnis eine üble Vorbedeutung, waren sie doch auch mit der Doppelhochzeit gar nicht einverstanden. Wir beiden Ehepaare ließen uns dadurch nicht anfechten und haben wohl daran getan. Beim Hochzeitsmahle hielt Schimmelpfeng die Hauptrede. Der Pastor war nicht erschienen. Er ärgerte sich, dass ein Sonnabend, an dem der Geistliche sich vorbereiten müsse, als Hochzeitstag gewählt sei.

Unsere Hochzeitsreise hielt sich in bescheidenen Grenzen. Wir fuhren über Nordhausen, Leipzig, Dresden nach Görlitz, hielten uns aber unterwegs auf. In Dresden z. B. wohnten wir einer Aufführung des Tannhäuser in dem interimistischen Holztheater bei; das alte Hoftheater war kurz vor dem Kriege abgebrannt, das neue noch nicht fertig. Von Mutter und Geschwistern [in Görlitz] wurden wir freudig empfangen.

136 Nach einigen Tagen Aufenthalt ging es nach Ifeld zurück, wo wir anfangs viel mit der Neueinrichtung zu tun hatten. Unsere Wohnung am Gänsemarkt in dem Klapprothschen Hause - jetzt gehört es dem Revierförster Feige - war äußerst bescheiden, die Hauswirtin sehr schwierig. Ein junges, glückliches Ehepaar lässt sich aber durch solche Hindernisse nicht anfechten. Mein Gehalt belief sich auf 600 T[aler], wozu 60 T Wohnungsgeld kamen. Für Erteilung von Privatunterricht, der in vielen Fällen nicht nur gewünscht, sondern geradezu nötig war, kamen jährlich etwa 200 bis 250 T ein. So waren die Mittel zum Durchkommen vorhanden. Ich brauchte die Zinsen von Annas kleinem Vermögen nicht in Anspruch zu nehmen. Schimmelpfeng versicherte uns wiederholt, er sei mit 300 Talern Gehalt in die Ehe getreten, habe von Anfang an Pensionäre halten müssen, und es sei ganz gut gegangen. Die Wohnungsmiete betrug 65 Taler. Die Wohnung war allerdings auch danach.

Lehrer in Ilfeld, 1877-82

Es folgten nun viele glückliche Jahre, denen allerdings der dunkle Einschlag nicht fehlte. Meine Mutter war stolz auf die treffliche, verständige und herzengute Schwiegertochter. Ich brachte sie auch dahin, uns zu besuchen. Länger als acht Tage hielt es sie aber nicht bei uns, obgleich damals unser Kind schon geboren war und ihr viel Freude machte; sie war zu sehr an die eigene Häuslichkeit gewöhnt. Nicht anders erging es meiner Schwester Vally, die bei ihren beiden Besuchen während unseres ersten Ilfelder Aufenthalts wenigstens jedesmal 14 Tage aushielt. Meine Schwester Emma gelangte überhaupt nicht dazu. Das Kindbettfieber, mit dem die achtlose Hebamme sie angesteckt hatte, raffte sie am dritten Tage nach der Geburt eines Sohnes, der in der Taufe den Namen Hermann erhielt, am Himmelfahrtstage 1877 hinweg. Das war der erste Trauerfall in unserer Ehe, der uns sehr naheging. Mit großer Sorge erfüllte uns in derselben Zeit schon ein Halsleiden, das sich bei Annas gütiger und selbstloser Mutter eingestellt hatte und das sich im Laufe des Jahres als Speiseröhrenkrebs herausstellte. Noch aber konnte sie zunächst weiche Speisen vertragen und sich so bei Kräften erhalten.

137 Sie leistete uns die hingebendste Hilfe bei der Geburt unserer Tochter [Emma, am 29. Oktober 1877], die unter recht erschwerenden Umständen vor sich ging. Von den beiden Ilfelder Ärzten, Blumenthal und Sohn, befasste sich keiner mit Geburtshilfe, war auch nicht zu bewegen, irgendwelche Hilfe dabei zu leisten. Ich schickte, als die Entbindung sich in die Länge zog, einen Wagen nach Nordhausen und ließ den mir berühmten Dr. Hasse holen. Ehe dieser eintraf, war durch rohe Gewalt der Hebamme, die dem Arzte das Eingreifen nicht gönnte, die Entbindung vor sich gegangen. Der bald darauf eintreffende Arzt stellte sofort den Sachverhalt fest und schlug in seiner Leidenschaftlichkeit die weise Frau mit beiden Fäusten ins Gesicht, so dass sie schleunigst die Flucht ergriff.

Zum Glück merkte die in tiefer Ohnmacht liegende Wöchnerin von dem ganzen Vorgange nichts. Als sie wieder zu sich kam, wurde die Heilung der Schädigung in Angriff genommen. Die folgenden drei Wochen verliefen normal. Dann aber stellte sich eine schwere Unterleibsentzündung ein, die erst ganz allmählich zum Stillstand gelangte und Anna für Monate an das Krankenlager fesselte. Am Ende der erwähnten drei guten Wochen wurde unser Töchterchen getauft. Am Taufstage starb Großmutter Scheidemanns Schwester, Tante Auguste Strüver, die mit im Hugoschen Hause wohnte und schon längere Zeit leidend gewesen war, ohne dass sich die Schwestern trotz übereilter Abreise meiner Schwiegermutter noch gesehen hätten.

138 Das Jahr 1877 ging unter Krankheitssorgen zu Ende, das Kindchen gedieh, im Frühjahr trat endlich bei Anna entschiedene Besserung ein. Mir war für Ostern 1878 die Lieferung der wissenschaftlichen Jahresberichtsbeilage zugefallen. Ich hatte die griechischen Stellen in Ciceros Briefen einer Durchsicht unterzogen und schrieb darüber eine Abhandlung in lateinischer Sprache. Schimmelpfeng hatte letzteres gewünscht, weil ich anstelle Schüsslers, welcher an das K[aiser].

W[ilhelm]. G[ymnasium]. in Hannover übergang, den lateinischen Unterricht auf der obersten Stufe übernehmen sollte. So war das erste Jahr meiner Ehe recht arbeitsreich geworden aber ich freute mich doch, als ich in verhältnismäßig jungen Jahren diesen wichtigen Unterricht übertragen erhielt.

Mein im Herbst 1877 an die Klosterschule versetzter späterer Schwager Becher und Heynacher nebst Kühlewein waren neben mir Lehrer des Lateinischen. Heynacher hatte sich ein halbes Jahr vor mir, Kühlewein ein halbes Jahr nach mir verheiratet. Zwischen uns jungen Ehepaaren herrschte freundschaftlichster Verkehr.

Der Zustand meiner Schwiegermutter verschlechterte sich mittlerweile zusehends. In den großen Ferien weilten wir mit unserem Kindchen in Groß Schneen und nahmen von dort aus an der Hochzeit von Annas einzigem Bruder Gustav mit Elise Reiche in Kinderode teil. Gustav hatte das väterliche Gut in Ballenhausen übernommen, noch ehe die Pachtperiode vorüber war. Der Pächter Groneweg war abgefunden worden und hatte das Buttlersche Gut Ziegenberg bei Hedemünden gepachtet. Annas Mutter war nach Auflösung des Groß Schneener Haushaltes ebenfalls nach Ballenhausen übergesiedelt und sah nun ihrem Ende entgegen. Sie konnte schließlich auch flüssige Nahrung nicht mehr zu sich nehmen und musste zuallerletzt durch Klystiere ernährt werden. Sie ertrug aber die fürchterlichen Leiden wie ein Held und mit christlicher Ergebung, ihre Selbstlosigkeit und Liebe bis zum letzten Augenblicke bewahrend. Schließlich wurde sie durch Morphiumeinspritzungen in einem Halbschlaf erhalten, in dem sie auch hinüberschlummerte in die Ewigkeit, vorbildlich im Leben wie im Sterben. Ich gedenke in tiefer Ehrfurcht der edlen Dulderin. Ihre Kinder und ich mit Ausnahme von Marie Sandrock waren an dem Sterbelager versammelt, als sie erlöst wurde. Sie ruht an der Seite ihres Gatten auf dem Ballenhäuser Friedhof. Meine Schwägerin Hermine entschloss sich, mein Anerbieten anzunehmen und zu uns nach Ilfeld überzusiedeln. Sie stand meiner Anna besonders nahe, und ich verstand mich mit ihr aufs beste.

139 So setzte sich unser Ilfelder Hausstand aus vier Personen zusammen. Wir hatten auch mittlerweile eine größere Wohnung gefunden. Heynacher war auf seinen Wunsch an das Gymnasium zu Norden versetzt worden. Seine aus Thorn stammende Frau fühlte sich in den Harzbergen auf die Dauer bedrückt und sehnte sich nach der Ebene. Dies war wohl der tiefere Grund des Wegganges. Die frei werdende Wohnung in dem Ohnesorgeschen Hause, der „Linde“ gegenüber, wurde schleunigst von mir belegt. Wir hatten an den alten Ohnesorges die besten Hauswirte und noch den Vorteil, dass im Erdgeschoss die Post war.

Für das Kühleweinsche Ehepaar war über dem Konversationszimmer, wo sonst einer der Junggesellen hauste, eine Familienwohnung eingerichtet worden. Ehe sie in dieser Eigenschaft genutzt wurde, feierten wir Schimmelpfengs fünfundzwanzigstes Dienstjubiläum sehr vergnügt im engsten Kollegenkreise. H. F. Müller hatte zu diesem Zweck eine Abhandlung geschrieben über den [gr.] „Aner spoudaios“ [„ernsthafte Mann“], und Schimmelpfeng verehrte als Gegengabe jedem von uns ein Exemplar seiner Schulreden. Eigens für die Feier angefertigte Gedichte bzw. Lieder wurden gesungen, Reden in Fülle gehalten. Die Damen des

Kollegiums fehlten nicht; auch Schwager Gustav Scheidemann, der in der Nähe Ilfelds ein Jahr Inspektor war, war hinzugezogen. Die Festlichkeit zeigte, dass ein einmütiger Geist das Ilfelder Kollegium beseelte und dass Schimmelpfeng es verstand, uns zusammenzuhalten. Dies trug sich zu, bevor ich in den Ehestand eintrat.

140 Im ersten Jahre unserer Ehe verkehrte Konrad Schneider, der damalige Ilfelder Referendar, oft bei uns. Anna war während ihres zweijährigen Aufenthaltes in Celle bei Onkel Wagemann von Schneiders Eltern besonders freundlich herangezogen worden. Dies konnten wir nun erwidern, und es entwickelte sich dauernde Freundschaft. Schneider starb 1917 als Oberlandesgerichtsrat in Stettin; er war ein geistvoller Mann und tüchtiger Jurist, auch Mitglied des Landwirtschaftsrates wegen seiner Leistungen auf dem Gebiet der Raiffeisenschen Vereine.

Kein Jahr ist seit Begründung unserer Freundschaft vergangen, dass wir uns nicht gesehen hätten, entweder an einem dritten Orte oder indem wir uns besuchten. Seine in vollem Sinne liebenswürdige Tochter Ilse, die ihm durch frühzeitigen Tod entrissen wurde, hing an meiner Frau und war zu wiederholten Malen unser Gast. Seine Frau starb in der Blüte ihrer Jahre an Lungenschwindsucht. In froher Erinnerung lebt in mir eine dreiwöchige Tiroler Reise, die ich mit Schneider in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts unternahm.

141 In derselben Zeit, als Schneider und dann sein Nachfolger Dieckmann, gestorben als Oberverwaltungsgerichtsrat 1913 in Berlin, in unserem Hause verkehrten, bahnte sich auch das Verhältnis Ferdinand Bechers zu Annas Schwester Hermine ein, der mit jenen wiederholt bei uns war. Der frische, geistvolle, stattliche Kollege machte in seiner männlichen Schönheit sichtlich Eindruck auf sie. Es kam zur Verlobung, an die sich auch bald die Hochzeit anschloss.

Als diese am 10. April 1881 bei uns im Hause vor sich ging - wir hatten sie, so gut wir konnten, in den beschränkten Räumen der von Ohnesorges gemieteten Wohnung angerichtet - da war unser Kind bereits auf Besserung. Es hatte sich bei ihm eine von Dr. Blumenthal als unbedeutend bezeichnete Schwellung des linken Armgelenkes eingestellt. Als die verordneten Bleiwasserumschläge nichts nutzten, sondern die Schmerzen zunahmen, auch Fieber auftrat, entschloss sich Anna schnell, nach Göttingen zu reisen. Prof. König stellte Gelenkentzündung fest, behielt Mutter und Kind im Ernst-August-Hospital und nahm am 5. Februar 1881 die Operation vor, die zur Resektion des erkrankten Gelenkes führte. Nach Ablauf von drei Wochen war die erste Kurzeit vorüber, die Rückkehr in die Heimat wurde gestattet; aber es dauerte ein volles Jahr, ehe sich die Wunde geschlossen hatte. Wir mussten anfangs alle acht Tage, später in längeren Zwischenräumen das Kind vorstellen und weilten mit ihm während der großen Ferien in Frankenhausen zum Gebrauche der dortigen Soolbäder.

Die Gelenkentzündung hatte sich im Anschluss an einen Abscess entwickelt, den der Ilfelder Arzt monatelang mit Bleiwasser behandelt hatte, bis ihn endlich der

zufällig in Ilfeld weilende Nordhäuser Arzt Hasse aufschnitt. Der Abscess wiederum stand in Verbindung mit der Impfung des Armes, die gar nicht heilen wollte.

142 In den zuletzt besprochenen Jahren fehlte es in Ilfeld nicht an interessanten Besuchen, die meist das Kloster betrafen. Der Generalpostmeister, später Unterstaatssekretär, Stephan hatte seinen ältesten Sohn auf die Schule gegeben und hielt sich wiederholt im Orte auf. Bajohrs Sängerkorps, dem auch sein sehr musikalischer Sohn angehörte, machte ihm besondere Freude. Einem Sekundaner, der zu einem dieser Vorträge sehr gut das Horn blies, verehrte er eine übersilberte Trompete.

In Erinnerung ist mir namentlich der 30. Juni 1877 geblieben. An diesem Tage sollte das erste deutsche unterirdische Kabel in der Gegend von Leinefelde vollendet werden. Das Lehrerkollegium war zu dieser wichtigen Begebenheit eingeladen. Heynacher und ich folgten unter Schimmelpfengs Leitung der Einladung. In Nordhausen stand ein Extrazug bereit mit vielen höheren Beamten. Stephan nahm uns als seine Gäste in sein Abteil. Es war eine vergnügliche Fahrt. Stephan war unerschöpflich im Erzählen von allerlei Geschichten, und auch Schimmelpfeng gab einige seiner Anekdoten zum besten, von denen sich Stephan die ihm unbekanntes sofort in sein Notizbuch eintrug.

Bald waren wir in der Nähe des festgesetzten Treffpunktes. Bereitstehende Wagen fuhren die ganze Gesellschaft nach der Stelle der Landstraße, von der aus man schon die beiden Kolonnen, die eine von Berlin, die andere von Cöln kommend, nahen sah. Ein tiefer Graben lief neben der Straße hin, um das Kabel aufzunehmen; hunderte von Arbeitern waren in Tätigkeit. Das dicke Kabel war auf Rieserollen gewickelt, die langsam heranzufuhren. Als sie bei Stephan angelangt waren, kamen die Techniker herbei. Mit ihrer Hilfe legte er die letzten Enden zusammen und setzte uns Umstehenden die Bedeutung des Werkes auseinander. Schimmelpfeng wurde von ihm gefragt, mit welchem Orte wir in Verbindung treten sollten. Dieser nannte London. Es geschah, und nach kurzer Zeit kam von dort als neueste Nachricht die Kunde: „Die Russen sind eben dabei, die Donau zu überschreiten.“ Der russisch-türkische Krieg war im Gange, der im folgenden Jahre mit dem Vorfrieden von San Stefano abschloss.

Auf der Fahrt nach Leinefelde, wo die Feier mit einem Festessen abschloss, bemerkte Stephan: „Noch sind die Techniker Engländer, weil wir in Deutschland entsprechend ausgebildete Leute nicht haben. Bald aber werden wir fremde Hilfe nicht mehr in Anspruch nehmen, sondern es allein schaffen.“ Als wir in Ilfeld unsere Erlebnisse erzählten, bedauerten die zurückgebliebenen Kollegen mit vollem Rechte, dass sie sich an dieser Fahrt nicht beteiligt hatten.

143 Eindrucksvoll war auch die Anwesenheit Theodor Mommsens. Zwei Söhne von ihm besuchten die Schule. Sie waren erst bei Oberlehrer Schüssler, einem alten Schüler Mommsens, in Pension, später im Alumnat und wurden gleichzeitig konfirmiert. Mommsen nahm an der ganzen Feier, auch am Genusse des heiligen Abendmahls, teil und sprach über den Verlauf seine volle Anerkennung

aus, besonders auch über die freie religiöse Färbung der Ansprache des Kirchenrates Redepenning. Am Abend desselben Tages war das ganze Kollegium, einer Einladung Schüsslers folgend, bei diesem versammelt, um mit Mommsen bekannt zu werden. Der berühmte Gelehrte war in freudig gehobener Stimmung und gestaltete die Unterhaltung aufs anregendste.

Das Gespräch kam auch auf die Italienreisen, die einzelne von uns vorhatten. Mommsen versprach uns seine Vermittlung und Fürsprache, wenn wir uns an ihn wenden wollten, und erzählte zugleich Erlebnisse von seiner ersten Reise in das Land, das er später so oft aufsuchen sollte. Eines davon ist mir im Gedächtnis geblieben. Der jugendliche Gelehrte unternimmt eines Tages von Rom aus einer Reise in die südlich gelegenen Berge, um nach einer Inschrift zu forschen. Als er am Zielpunkt, in einer kleinen Stadt, angelangt, die Postkutsche verlässt, wird er vom Sindaco [Bürgermeister] und einer Abordnung des Magistrats feierlich empfangen und in einer langen Rede willkommen geheißen. Noch verstand Mommsen nicht genügend Italienisch, um aus dieser Begrüßung klug zu werden. Er ließ also alles geduldig über sich ergehen, dankte dem Redner und schüttelt ihm und seinen Begleitern bewegt die Hand. „Aber wohl war mir nicht bei der Sache“, fuhr er fort, „und ich sah zu, dass ich bald wieder weiter kam.“ Später stellte es sich heraus, dass er mit Thorwaldsen verwechselt worden war. „Es war doch ein glückliches Omen“, schloss er, „dass ich bei meinem ersten Debüt so gefeiert wurde. Später bin ich noch sehr häufig in dieser Weise begrüßt worden und heute bin ich einer der bekanntesten Deutschen in ganz Italien.“

144 Der Marineminister v. Stosch führte der Schule auch einen Sohn zu. Bei der Aufnahme stand ich dicht hinter dem hoch gewachsenen, stattlichen Mann und stellte fest, dass er in seinem noch dunklen, dichten Haar eine große schneeweiße Stelle hatte. Er schenkte der Schule das [Anton von] Wernersche Bild von der Kaiserproklamation in Versailles. Der Hausinspektor Bartel, der zu ihr kommandiert gewesen war, bedauerte im Stillen, dass sein Konterfei nicht auf dem Bilde zu sehen sei.

Das Bild des Generals der Kavallerie v. Rheinbaben, der vor Metz 1870 die deutsche Reiterei befehligte, steht mir nicht mehr klar vor Augen. Ich sprach ihn, als er mir seinen Sohn in die Tutel gab, nur kurze Zeit, habe aber in den nächsten Jahren manchen Brief mit ihm gewechselt. Sein Sohn war begabt, hatte aber für die Schulfächer wenig übrig; es zog ihn zur Malerei. Seine erste größere Leistung auf diesem Gebiete war - es klingt komisch - die Herstellung des Hintergrundes zu einer Aufführung von Wallensteins Lager. Er holte sich große Papierbreiten von der Papierfabrik und bemalte sie voll emsigen Fleißes zumeist mit Lagerzelten. Der Beifall, den er damit hervorrief, war größer als der Beifall, den seine Tätigkeit in der Schule bei seinen Lehrern und Eltern weckte. Er ging mit dem Primanerzeugnis ab, trat bei der Gardeartillerie ein, quittierte wegen zu großen Körpergewichts nach einigen Jahren den Dienst und widmete sich in München ganz dem Malerberufe. Als er nach einer Reihe von Jahren mit seinem Vermögen am Ende angelangt war, ohne als Maler bedeutendes geleistet zu haben, starb er zu seinem Glück.

An Geistesgaben überragten ihnen weit seine Vettern, die Söhne des bei Königgrätz gefallenen Majors v. Rheinbaben. Der eine war der bekannte Finanzminister und spätere Präsident der Rheinprovinz, der andere der als Oberst in einem Anfall von Schwermut freiwillig aus dem Leben geschiedene jüngere Bruder des Ministers. Beide, namentlich der erste, gehörten zu den hervorragendsten Schülern Ilfelds. Als ich gelegentlich des 50. Geburtstages des Älteren auf [Friedrich Theodor] Althoffs Anregung eine Neufertigung seines Reifezeugnisses besorgte, stellte ich fest, dass er in allen Fächern das Prädikat I erhalten hatte, nur in der Mathematik III. Man sieht, dass Mittelleistungen im Rechnen einem Finanzminister kein Hindernis sind. Er ist in der Folgezeit wiederholt in unserem Hause gewesen, um die Bekanntschaft mit Anna zu erneuern. Er hatte bei der Taufe von Hans Schimmelpfeng als Schimmelpfengs Famulus den Vize-paten gespielt und war Annas Tischherr gewesen. Wir mochten ihn in seiner feinen, lebenswürdigen Weise, sich zu geben, und [wegen] seiner anregenden Unterhaltung beide sehr gern.

145 Um aber noch einmal zu meinem Tutanden v. Rheinbaben zurückzukehren, so bedaure ich noch heute, dass ich ihn, durch eine Verkettung von Umständen verhindert, von einem unliebsamen Verdachte nicht habe befreien können. Heynacher kehrte an einem Septembernachmittage, als es schon dunkelte, mit seiner jungen Frau vom Spaziergang zurück. Da fliegt eine glimmende Zigarre an ihnen vorbei in die nahe Behre, und gleich darauf erscheinen Rheinbaben und Buresch aus der Richtung der Zigarre. Heynacher sagte ihnen lachend, sie möchten mit dem Rauchen vorsichtiger sein, wenn sie in die Nähe des Klosters kämen, um sich Bestrafung zu ersparen. Da erklären beide einmütig, sie hätten nicht geraucht, auch keine Zigarre fortgeworfen. Da das Ehepaar Heynacher nicht den geringsten Zweifel hegte, dass aufgrund ihrer Wahrnehmung beide Schüler die Unwahrheit sagten, so schalt sie Heynacher Lügner und brachte sie deshalb zur Anzeige, während er sonst die Sache hätte auf sich beruhen lassen. Beide Schüler versicherten mir, ihrem Tutor, gegenüber, sie hätten in jenem Augenblick weder geraucht noch eine brennende Zigarre weggeworfen. Ich vertrat diese Aussage, weil ich keinen Zweifel in sie setzte, vor Schimmelpfeng und Heynacher, konnte aber doch nicht verhindern, dass beide trotz ihrer Beteuerungen wegen Lügens und Rauchens bestraft wurden. Heynachers Aussage genügte dem Direktor.

20 Jahre später, bei einer Versammlung alter Ilfelder, gestand mir einer von ihnen, dass er damals auf einem oberhalb der beiden Angeschuldigten laufenden Wege gewesen sei und eine glimmende Zigarre über deren Köpfe in die Behre geschleudert habe. Heynacher hatte richtig gesehen, aber falsch geschlossen, jene beiden waren unschuldig bestraft, der eigentliche Täter hatte aus Feigheit geschwiegen. Kurz vorher hatten allerdings die beiden Bestraften auch geraucht; aber sie hatten doch nicht gelogen. Diese Beschuldigung wurmte sie mit vollem Rechte. Man sieht, wie vorsichtig man in solchen Fällen sein muss.

146 Durch die Verheiratung Bechers mit meiner Schwägerin Hermine vertiefte sich die bereits angefangene Freundschaft mit ihm von Jahr zu Jahr, so dass wir schließlich eigentlich alles, was uns beschäftigte, miteinander teilten. Die Hochzeit hatte, wie schon berichtete, in unserer Wohnung, in der Alten Post gegenüber der „Linde“, stattgefunden. Meine Schwägerin Elise Scheidemann zeigte wenig Lust, sich den mancherlei Beschwerden zu unterziehen, die die Ausrichtung einer Hochzeit mit sich bringt; sie sah auch ihrer ersten Entbindung entgegen. So traten wir ein, und Hermine war freudig damit einverstanden. Pastor Zwick, der mittlerweile der Amtsnachfolger des Kirchenrats Redepenning geworden war, hielt eine packende Traureden. Die kleine Zahl von Gästen, die unsere beschränkte Wohnung zuließ, hat noch oft mit Vergnügen der frohen Feier gedacht.

Die Bechersche Ehe war eine außergewöhnlich glückliche Ehe, was das Verhältnis der Gatten anbelangt, die sich auch in den Tagen schwerer Heimsuchung getreu und gottvertrauend gegenseitig stützten. Kinder großzuziehen war ihnen versagt. Ärztliche Ungeschicklichkeit war der Grund; derselbe Grund, der auch uns die Geburt weiterer Kinder versagte. Als das erste Kind Bechers geboren wurde, vernichtete der zu Hilfe gerufene Nordhäuser Arzt das Leben, weil er meinte, das Kind sei zu groß für den zarten Bau der Mutter.

Beim zweiten Kinde geschah dasselbe, und Eklampsie¹ brachte die Wöchnerin an den Rand des Grabes. Beim dritten Kinde ging Hermine Becher in die gynäkologische Klinik nach Göttingen. Dort wurde ihr gesagt, dass sie ganz normal gebaut sei und dass der Nordhäuser Arzt sie falsch behandelt habe. Sie gebar eine Tochter, die nach drei Wochen starb, weil die durch zwei schwere Geburten geschwächte Mutter ihr nicht genug Lebenskraft auf den Weg hatte geben können. Das waren schwere Heimsuchungen für den kinderliebenden Becher und seine willensstarke Hausfrau. Aber beide trugen sie mit christlicher Ergebung ohne Hadern und Murren. Um so enger schlossen sie sich an uns an, und umso mehr Liebe wandten sie unserem einzigen Kinde, unserer Tochter Emma, zu. Energischste Arbeit und Kraft erfordernde Jagdmühen trugen auch z. T. mit bei, um Bechers zu Zeiten aufsteigende trübe Gedanken zu bannen. Er arbeitete an Cicero, Tacitus, Quintilian und lateinischer Grammatik mit solchem Erfolg, dass er bald in der gelehrten Welt einen ehrenvollen Namen erlangte.²

147 Mit Schimmelpfeng gerieten wir beiden Schwäger zu Anfang der 80-er Jahre in ein gespanntes Verhältnis, weil wir nicht unbedingt mit ihm durch Dick und Dünn gehen wollten. So vortrefflich Schimmelpfeng in vielen Beziehungen war, so wenig litt seine autokratische Natur ein selbständiges Handeln, wenn es seiner Überzeugung widersprach. Da er im ganzen weitherzig war und jeden, den er als gewissenhaft und tüchtig erkannt hatte, gewähren ließ, so waren Zusammenstöße selten, dann aber in ihren Wirkungen um so nachhaltiger.

¹ seltene schwere Störung in der späten Schwangerschaft

² Ferdinand Becher war u. a. einer der Mitherausgeber einer der vielen Auflagen des „Echtermeyer“, der berühmten Sammlung deutscher Gedichte.

Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, dass sein Sohn Rudolf die militärische Laufbahn einschlagen sollte. Das Kollegium hielt den Jungen dazu für ganz ungeeignet, abgesehen davon, dass sein Fleiß völlig ungenügend war. Als es sich um seine Versetzung nach Prima handelte, fiel er auch zum zweiten Male glatt durch. Dass Ferdinand und ich ihm ebenfalls unsere Stimmen beim Aufrücken versagt hatten, erregte Schimmelpfengs Erbitterung. Er sah darin einen Mangel verwandtschaftlicher Gesinnung und zog sich jahrelang auffallend von uns zurück. Bei jeder Gelegenheit trat seine Empfindlichkeit zu Tage und milderte sich erst, als sein Rudolf in der Buchhändlerlaufbahn, die er gewählt hatte, gut vorwärts kam. Dieses Nachtragen Schimmelpfengs beobachtete ich auch manchem Schüler gegenüber, der durch eine unbedachte Äußerung seinen Zorn erregt hatte.

Schmerzlich war ihm eine Erfahrung von seinen Pensionären, die durch Becher aufgedeckt wurde. Diesem waren eines Nachts die Fenster eingeworfen worden. Er zweifelte nicht, dass dahinter ein Sekundaner steckte, dem er tags vorher freundlich den Kopf gewaschen hatte, einer von Schimmelpfengs Pensionären, der Sohn des Landwirtschaftsministers Lucius. Als er seinen Verdacht dem Direktor mitteilte, wies dieser ihn lachend als völlig grundlos zurück: Er hätte sich an jenem Abende persönlich wie fast alltäglich überzeugt, dass seine Jungen alle zu rechter Zeit in den Betten gewesen seien. Nun setzte Becher alle Mittel in Bewegung, den oder die Täter festzustellen. Bekannte aus dem Flecken, vermutlich auch der Nachtwächter, unterstützten ihn. Bald war Klarheit geschafft. Lucius und noch zwei andere Schimmelpfengsche Pensionäre waren nach der Schlussrevision des Direktors wieder aufgestanden. Ersterer hatte die Tat verübt, die anderen beiden hatten zugesehen. Lucius musste die Anstalt verlassen. Schimmelpfeng ärgerte sich nicht wenig, auch über Becher, der diesen Mangel der Aufsicht aufgedeckt hatte; und doch hatte ihm Becher aus verwandtschaftlicher Rücksicht noch vorenthalten, dass er bei seinen Nachforschungen noch festgestellt hatte, wie die Pensionäre und Schimmelpfengs Rudolf mit ihnen zu wiederholten Malen die Nächte in Nordhausen zugebracht hätten. Sie waren aufgestanden und gegen Mitternacht mit bestelltem Wagen aus Ilfeld weggefahren.

148 Ich wurde durch solche Erfahrungen darin bestärkt, die Anerbietungen, Pensionäre ins Haus zu nehmen, die mir oft gemacht wurden, mit aller Entschiedenheit von mir zu weisen. Auch Schimmelpfeng entschloss sich schließlich, auf diesen allerdings viel einbringenden Nebenerwerb zu verzichten. Trotz seiner Sorgsamkeit hat er doch viele Ungesetzlichkeiten seiner Schutzbefohlenen nicht hindern können. Für einen Schulleiter ist dies ein böses Hemmnis ersprießlicher Tätigkeit, ganz abgesehen davon, dass schlimme Nachreden nicht verhindert werden können. Als ich Direktor war, entdeckte ich noch eine unliebsame Ausschreitung der einstigen Direktorpensionäre. Im wohlverwahrten Archive suchte ich einst die Valediktionsarbeit [Abschlussarbeit] des Herrn v. Graevenitz, der sich eine Abschrift davon erbeten hatte. Das betreffende Heft, in dem mehrere Arbeiten zusammengebunden waren, fand sich leicht, die Graevenitzsche Arbeit war herausgeschnitten. Ein anderer hatte sie wahrscheinlich wieder benutzt. Ebenso entdeckte ich, dass aus den Akten alle alten hannoverschen Brief- und Siegelmarken entfernt waren.

Ähnliche Erfahrungen wie Schimmelpfeng machte auch der Oberlehrer Scholz, ja, er hatte seine Versetzung nach Emden einem bösen Streiche zu verdanken, der ihm gespielt worden war. Dass bei ihm im Französischen nichts gelernt wurde, habe ich schon erzählt. Umso dringender war der Wunsch der Schüler, sich bei der Reifeprüfung durch Abfallen im Französischen nicht das Zeugnis zu verderben. Es war noch die Zeit, wo eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische als Examensleistung gefordert wurde. Es gelang den Verschworenen, mit Hilfe von Nachschlüsseln die drei Prüfungsvorschläge in ihren Besitz zu bringen und nach gemeinsamer Abschrift wieder hinzulegen. Alles schien gut abzulaufen. Da stellte es sich heraus, dass die Prüflinge einen gar nicht diktierten Satz in ihre Arbeiten aufgenommen hatten, einen Satz, den der Königliche Kommissar bei der Wahl des Textes ausgestrichen hatte. Eine lange Untersuchung legte den ganzen Vorgang klar. Von 12 Abiturienten mussten die 11 anderen Betrugsbeteiligten zurücktreten, die Schuldigen, die die Sache in die Wege geleitet hatten, wurden von der Schule entfernt, Scholz ward versetzt.

149 Eine schwere Zeit für die Schule waren die Jahre, in denen der größte Teil der letzten Reste des alten Klosters abgebrochen und der jetzige Neubau errichtet wurde. Ein rechter Abschluss von der Außenwelt war nirgends vorhanden, überall bot sich die Möglichkeit, den Klosterfrieden zu brechen. Verschont wurde nur jener Teil des alten Baues an der Landstraße gegenüber der Klostermühle, an dessen Stelle jetzt das Vierfamilienhaus für Lehrer steht. In den 90er Jahren kam es ebenfalls zum Abbruch. Erst wohnte Schimmelpfeng darin, bis seine neue Dienstwohnung fertig war, dann wir im unteren und Oberlehrer Georg Meyer im oberen Geschoss dieses ehrwürdigen Gebäudes, dessen erster Stock eineinhalb Meter dicke Mauern aufwies, während der aufgesetzte Oberstock Fachwerk war.

Georg Meyer war mit Lüdke an die Klosterschule versetzt worden, weil die weiter gehende Klassenteilung eine Vermehrung der Lehrer erforderte, auch außer Heynacher noch Schüssler, wie berichtet, die Klosterschule verlassen hatte. Beide neuen Herren fügten sich leicht dem Kollegium ein und erwiesen sich als vortreffliche Lehrer. Georg Meyer war das Urbild eines ruhigen und behaglichen Niederdeutschen, er besaß scharfen Verstand und goldenen Humor, sein Optimismus war nicht zu erschüttern, dazu war er immer hilfsbereit und von weitgehendster Geduld, die er übrigens auch bei anderen voraussetzte. Ich habe mir am 13. Mai 1882 in meinen Schulkalender notiert: „Bei Meyer endlich der erwartete Junge eingetroffen, nachdem der glückliche Vater vier Tage in der Schule gefehlt hat.“ An scherzhaften Bemerkungen fehlte es dazumal natürlich ihm gegenüber nicht. Es gibt Indianerstämme, bei denen der Vater gelegentlich der Geburt eines Kindes mehrere Tage das Bett hüten muss. Wir fragten Meyer, ob er zu diesen Beziehungen habe. Er lachte freundlich. Bei den später geborenen Kindern verminderten sich die vier Tage auf zwei und schließlich auf einen Tag.

So ruhig Meyer war, so lebhaft und sanguinisch war der aus Magdeburg stammende Lüdke, ebenfalls wohlwollend, hilfsbereit, hochbegabt, aber ebenso ehrgeizig. Er wollte seine Sache nicht nur gut machen, sondern besser als die anderen

und musste deshalb manche Sticheleien in Kauf nehmen. Aber auch er besaß Humor genug, um jede Misshelligkeit zu vermeiden. Meyer arbeitete in Thukydides, später in Klostergeschichte; Lüdke studierte eifrig Goethes Verhältnis zu Homer. Daneben war er ein eifriger Jäger und freute sich, wenn ihn Becher mit auf die Jagd nahm. Becher hatte mit dem Amtshauptmann v. Fumetti zusammen – statt „Amtshauptmann“ erhielt v. Fumetti später den Titel Landrat - die Wiegersdorfer Jagd gepachtet. Im Dezember 1882 hatte Lüdke das Unglück, eine Ricke statt eines Rehbocks zu schließen. Dies wurde von den Jagdteilnehmern verschwiegen, die Ricke in einen Bock umgelogen, aber die Alumnen, die sich namentlich für die Jagd interessierten, erfuhren es doch. Und die Folge? Als das Kloster Sonntag, den 17. Dezember, die Weihnachtsvorfeier beging, flogen verschiedene Julklapps zur Aulature hinein. In einem der Pakete fand sich nach unzähligen Umhüllungen eine sorgfältig hergestellte Jagdkarte, ausgestellt für Herrn Dr. Lüdke, die den boshaften Vers enthielt: „Lieber Lüdke, sei so gut, schieß nicht alle Ricken tut!“ Der Jubel der Schüler war groß, Lüdke anfangs verschnupft; wer den Spaß auseronnen, ist nie festgestellt worden.

Becher erhielt bei dieser selben Gelegenheit ein Dutzend Riesenbleifedern, sogenannte Bismarckstifte, weil er die Gewohnheit hatte, sich von den Schülern Bleistifte zu leihen und sie nicht wiederzugeben. Mir wurde ein Paar Filzschuhe verehrt, weil ich bei der letzten Inspektion unterlassen hatte, die Gummischuhe auszuziehen, in denen ich durch den Schmutz früh um halb sechs zum Kloster gepilgert war. Die Folge des Anbehaltenes der Gummischuhe war gewesen, dass ich eine große Zahl Alumnen bei der ersten Revision noch in den Betten gefunden hatte. Man hatte meine Nähe wegen der Gummischuhe nicht hören und darum nicht rechtzeitig aus den Betten herausspringen können. Ich rief den Schülern lachend zu: „Wartet, ich will meine Gummischuhe noch öfter benutzen!“

150 Nicht lange nach Lüdke und Meyer trat Tüselmann in das Ilfelder Kollegium ein, der sich als Lehrer und Freund glänzend bewährte. Die Schüler gewöhnten sich schnell an sein Äußeres und bewiesen ihm ganz besonderen Respekt. Ihm war gegen Ende seiner Studentezeit in Berlin auf einer Mensur die Nase abgeschlagen worden. Man hatte ohne Erfolg versucht, sie wieder anzunähen und ihm schließlich aus einem Stück Hirnhaut eine neue Nase ins Gesicht gesetzt, was ihn recht entstellte, zumal ihm das Einatmen oft Beschwerden bereitete und dann mit Schnaufen verbunden war. Später, als er in höhere Jahre gelangte, glichen sich diese Missstände fast völlig aus. Tüselmann war ein besonnener, tatkräftiger Westfale, von scharfem Verstande, sarkastisch, gründlichen Wissens und natürlicher Güte. Von den antiken Schriftstellern hatte er sich den Appian als Arbeitsfeld ausersehen, daneben beschäftigte er sich eingehend mit Philosophie.

Im Sommer 1882 verbrachte ich die großen Ferien mit Frau und Kind in Prerow auf dem Dars, im Jahre vorher im Soolbade Frankenhausen am Kyffhäuser. Der operierte Arm meines Töchterchen verlangte Nachbehandlung. Scherzhaft war ein Erlebnis, das wir mit dem Kinde in Berlin hatten, wo wir in Töpfers Hotel Unterkunft gefunden hatten. Als wir zum Abende Beefsteaks mit Eiern aßen, rief Emm-

chen laut: „Du, Mutter, die schwarzen Männer“ - sie meinte die befrackten Kellner – „kochen besser wie unsere Männer“.

In Prerow befanden wir uns sehr wohl. Bei Tisch im Abs'schen Gasthause machten wir interessante Bekanntschaften. Wohnung hatten wir bei einem biederem Kapitän Wallis gefunden. Der Berliner Stadtschulrat Bertram gefiel uns besonders, der mit seiner ganzen Familie in Prerow weilte. Angenehm war auch der Ministerialrat Schneider samt seinen Angehörigen. Häufiger verkehrten wir mit dem Berliner Kollegen Gilow, der eine allerliebste Frau hatte. Mit ihm unternahm ich auch eine viertägige Reise nach Kopenhagen, an die ich stets mit Wohlgefallen zurückdenke. Auf der Hin- und Rückreise hielten wir uns in dem malerisch gelegenen Stralsund auf, besuchten das städtische Museum, wo mir der Hiddensöer Fund besonders in die Augen stach, dazu die Stelle, wo Schill den Tod fand, und hörten auch das Horn blasen, da wir gerade an dem Tage in der Stadt weilten, der durch Wallensteins Abzug Veranlassung zu dem Brauche gegeben hat. Was Kopenhagen Sehenswertes hat, wurde von uns in Augenschein genommen. Wir versäumten auch nicht, Klampenborg, Tarbäk, Skodsborg, Marienlyst etc. zu besuchen, und kehrten schließlich hoch befriedigt mit dem schwedischen Schiffe „Sten Sture“ wieder nach Stralsund und Prerow zurück. - Auf der Rückreise von Prerow lernten wir noch den Missionsdirektor Wangermann kennen. In Stralsund trennten wir uns von ihm.

151 Nachfolger von Redepenning war der ehemalige Herrnhuter Pastor Zwick geworden. Größere Gegensätze ließen sich kaum denken. Redepenning akademisch gelehrt, freisinnig, ohne die Gabe, von der Kanzel herab zu wirken, Zwick von natürlicher Beredsamkeit, überzeugt gläubig, eindringlich. Und während Ersterer behauptete, dass ihm, wenn er erst auf der Kanzel stünde, die Gedanken von selbst zuströmten, bereitete sich Letzterer mit größter Sorgsamkeit für jede Ansprache vor. Ich habe selbst einmal festgestellt, dass Zwick eine Ansprache aus dem Buche „Timotheus“ von Baessler [?], die ich kurz vorher gelesen hatte, zur größeren Hälfte wörtlich in einer Beichtrede verwertete. In einem Punkte war Redepenning seinem Nachfolger ganz wesentlich überlegen, in der Volkstümlichkeit. Zwick verstand es gar nicht, mit den kleinen Leuten umzugehen, sie aufzusuchen, sie an sich zu ziehen. Redepenning war dies trotz seiner großen Gelehrsamkeit bei seiner angeborenen Milde und Freundlichkeit nie schwer.

Zwick stand in Beziehungen zu dem bekannten Pastor Fliedner in Madrid. Diesem Umstand hatten wir es zu verdanken, dass dieser am 11. September 1882 nach Ilfeld kam und uns in einer sehr erwecklichen [?!] Ansprache die Evangelisation Spaniens ans Herz legte. Mit Beiträgen wurde nicht gekargt, und Fliedner kehrte infolgedessen in den nächsten Jahren noch einmal nach Ilfeld zurück. Zwick erzählte, dass sein bei ihm wohnender Gast früh bei Tagesgrauen schon aufbreche und auf der Eisenbahn stets 4. Klasse fahre, um Land und Leute studieren zu können und möglichst wenig Geld seinem Missionswerke zu entziehen.

Eine Freude für uns war der Besuch der 83-jährigen Tante Planck aus Celle – Hannover; sie hatte Kräfte genug, um noch den Harzberg zu ersteigen oder zum

Netz-kater hin und von dort zurück zu gehen. Ihre Erzählungen aus vergangenen Zeiten fesselten uns. Mit unserem Töchterchen verstand sie allerliebste umzugehen.

Meine private Tätigkeit wandte sich damals dem Historiker Arrian zu, der längere Jahre hindurch die griechische Lektüre der II B beherrschte. Von Arrian gelangte ich zu Epiktet und fand so großes Gefallen an ihm, dass in mir der Gedanke aufstieg, eine Neuauflage dieses stoischen Philosophen in die Wege zu leiten.³ So waren meine freien Stunden gänzlich in Anspruch genommen. Von modernen Schriftstellern fesselte uns damals [Ernst v.] Wildenbruch, dessen Dramen ich mit Anna las.

³ Mücke brachte das Vorhaben über 40 Jahre später zum Abschluss. 1924 (Drucklegung 1926) erschien in violetter Einband (violett war die Lieblingsfarbe Annas) seine Neubearbeitung der Schulthess'schen Epiktetübersetzung: „Epiktet – was von ihm erhalten ist, nach den Aufzeichnungen Arrians“, in Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg

Lehrer in Ilfeld, 1883 – 1886

152 Der Übergang zum neuen Jahre 1883 war für alle Welt denkwürdig durch den Tod des großen französischen Diktators Gambetta, dem bald der bekannte General Chanzy folgte. Wir Deutschen rechneten nun auf längere Erhaltung des Friedens, der doch oft genug schon Störungen ausgesetzt gewesen war.

Im Kloster schritt der Neubau vorwärts, der Unterricht wurde durch Klopfen und Hämmern oft schwer beeinträchtigt. Ich lernte in den großen Ferien auf einer Harzwanderung den trefflichen Direktor Lattmann in Clausthal kennen, dessen Hausdame Annas Kusine Mathilde Richter war. Ich war zwei Tage dort als Gast, und wir gewannen seinen frischen Sohn Wilhelm, damals Primaner, lieb. Er zeigte mir die Umgebung und geleitete mich bis zum Bade Grund. Vorher hatte mir der Ilfelder Alumnus Bockhorn während meines Verweilens in Goslar die Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt gezeigt. Wieder hatte ich einen Teil des schönen Harzes auf genussreicher Wanderung kennen gelernt. Er nimmt es mit dem Riesengebirge auf, und doch hängt mein Herz an den heimischen Gauen.

In diese Zeit fällt auch die Berufung unseres lieben Freundes H[ans]. F[riedrich]. Müller als Professor an eines der Braunschweiger Gymnasien. Schulrat Eberhard, den er auf seiner letzten Reise nach Italien kennengelernt hatte fand sich eines schönen Tages in Ilfeld ein und machte ihn uns abspänstig. Müller hatte sich schon länger mit dem Gedanken getragen, einen größeren Wirkungskreis zu gewinnen, hatte die zweite theologische Prüfung in Berlin abgelegt und den Versuch gemacht, als geistlicher Inspektor an das Joachimstaler Gymnasium zu gelangen, da ihm im Grunde der Alumnatsdienst nicht zusagte. Die letzte Durchsteckerei, die mit der Zurückweisung von 11 Abiturienten endete, hatte ihn besonders schmerzlich berührt. Im Herbst verließ er Ilfeld, gebührend gefeiert.

Sein Nachfolger wurde Prof. Boesch¹, der bis dahin Rektor in Arolsen gewesen war, ein gerader und gewissenhafter Mann, der aber geistig nicht an Müller heranreichte. Seine lebhaft, gescheute, energische Frau überragte ihn und gab dem ganzen Hauswesen ihr Gepräge. Die Kinder, unter denen sich der Älteste, Fritz, besonders auszeichnete, schlugen nach der Mutter. Als Kollegen lernten wir Boesch hoch schätzen; schmerzlich war uns Jüngeren bei dem noch geltenden Stellenetat nur, dass durch seinen Einschub unser Aufrücken verlangsamt worden war. Müller hatte schon in dem neu gebauten Frontflügel des Klosters gewohnt. Im Herbst bezog Schimmelpfeng die noch heute dem Direktor zustehende Wohnung, während Kollege Meyer und ich uns in das bisher von Schimmelpfeng interimsmäßig bewohnte alte Haus, den letzten Rest des ehemaligen Klostergebäudes, teilten. Uns gegenüber klapperte noch lustig die alte Klostermühle, bis nach einigen Jahren auch ihr letztes Stündlein schlug.

¹ im weiteren oft auch „Bösch“

153 Die Lutherfeier am 10. November 1883 wurde in diesem Jahre besonders festlich begangen. Ferdinand Becher hielt eine packende Ansprache. Wenn einer, so hatte er das Zeug dazu. Am 11., es war ein Sonntag, reihte sich Zwicks Rede in der Kirche würdig an die seinige. Luther wurde als kerndeutscher Mann und großer Reformator der Jugend vor Augen gestellt. Im Laufe des Winters besuchte die ganze Schule in Nordhausen die vortrefflich einstudierte Aufführung des Herrigschen Luther-Festspiels.

In der neuen Wohnung mit den tiefen Fensternischen und den niedrigen Zimmern fühlten wir uns recht behaglich. Störend waren uns nur zuweilen die über uns hausenden Meyerschen Pensionäre. Doch brachte der wackere Karl-Anton Seip bald gute Ordnung hinein; er zeichnete sich auch durch gute Leistungen in der Klasse aus. Er ist im Laufe des Weltkrieges Regimentskommandeur der Lüneburger Dragoner geworden. - Meine Epiktet-Studien nahmen gewünschten Fortgang, so dass ich daran denken konnte, mich an der für 1884 geplanten Reise nach Italien zu beteiligen. Ein italienisches Kränzchen bildete die Vorbereitung. Kühlewein leitete es, Tüselmann, Meyer und Lüdke beteiligten sich außer mir daran.

154 Im Februar 1884 beschäftigte eine schnell festgestellte Mordtat die Bevölkerung der Grafschaft. Ich sah am Sonntag, dem 3. Februar, vor der Kirche die zwei Brüder Engelmann und einen dritten, einbeinigen Wiegersdorfer talauf mit einem Handschlitten ziehen und bemerkte zu Anna: „Sie wollen gewiss Holz stehlen oder wilddieben“, denn das war ihr Hauptberuf. Am Abende verbreitete sich die Kunde, der nette Forstgehilfe Behring sei am Zwergberge erschossen aufgefunden worden, sein treuer Hund bei der Leiche Wache haltend. Schon am Montage wurde bei einer Haussuchung in der Engelmannschen Wohnung die dem Ermordeten gehörige Büchse gefunden. Als bei der Vernehmung der verhafteten drei Männer, die auch von anderen am Sonntage zusammen gesehen worden waren, der Hund des toten Behring den älteren Engelmann wütend anbellte, gestanden die drei Verbrecher ihre Untat. Sie waren tatsächlich am Sonntage ausgezogen [, um] zu wilddieben und Holz zu stehlen. Oberförster Mehlhose hört um Mittag herum in der Ferne einen Schuss und beauftragt seinen Gehilfen Behring mit der Nachforschung. Behring trifft die drei Kumpane, der jüngere Engelmann steht etwas abseits. Während ersterer die Personalien feststellt, erschießt ihn der letztgenannte. Da Behring nicht gleich tot ist, erledigt ihn der Einbeinige mit einem zweiten Schusse.

Die Trauer um den wackeren Forstmann war ebenso groß wie die Entrüstung über die feigen Mörder. Als die Sache im Sommer vor das Schwurgericht kam, wurde festgestellt, dass die Mörder völlig unter dem Einflusse des älteren Engelmann gestanden hatten. Sie wurden zum Tode, letzterer zu zehnjährigem Zuchthaus verurteilt. Die Todesstrafe der erstgenannten wurde aber in lebenslängliche Kerkerhaft umgewandelt, weil man den eigentlich Schuldigen nicht hatte zum Tode verurteilen können.

Der Bericht über diese Vorgänge lief damals durch viele Zeitungen unter dem Stichworte „Entlarvung durch einen Hund“. Ich las ihn sogar in einer griechischen

Ephemeris [Tageszeitung]. Der Klosterschüler Konstantinides, ein Athener, hatte ihn verfasst und der heimatlichen Zeitung eingeliefert. Ich habe den jungen Engelman in den 90er Jahren mit Ferdinand [Becher] zusammen im Zuchthaus zu Halle einmal aufgesucht. Er befand sich in Einzelhaft, war mit Schusterarbeit beschäftigt und wollte gar nicht mit anderen Sträflingen zusammen sein. Sein einarmiger älterer Bruder saß die 10 Jahre Haft ab, starb aber bald nach der Freilassung, der Einbein endete nach kurzer Zeit im Zuchthause. An der Stelle, wo der unglückliche Behring ermordet wurde - sie liegt im Rothesütter Revier - ließ die damals gräfliche, jetzt fürstliche Jägerei einen schlichten Gedenkstein setzen.

155 Unser lieber Freund Müller litt in diesen Jahren schwer an geistiger Niedergeschlagenheit. Er hatte offenbar in der Stadt Braunschweig nicht gefunden, was er hoffte, und vermisste allenthalben den Ilfelder Freundeskreis mit seiner Anregung. Als er um Pfingsten bei Bechers in Ilfeld weilte, waren wir erschrocken über seine körperliche Verfassung und seinen geistigen Zustand. Er konnte in der Unterhaltung die Tränen nicht bergen und bat ein Mal über das andere: „Helft mir, liebe Freunde!“ Wir sprachen ihm zu, so gut wir konnten. Am meisten half ihm Ferdinands Trost. Mit Ablauf des Jahres hatte unser Freund diesen quälenden Zustand überwunden. Als wir ihn nach dem Tode des letzten Herzogs besuchten, war er wieder der alte, erzählte uns von den Kleidersellern², von seinem Verkehr mit [dem Dichter Wilhelm] Raabe und manchen Zug aus den letzten Jahren des verstorbenen Landesvaters.

Bemerkenswert war uns die Tatsache, dass beim Begräbnis des Herzogs die Throninsignien gesucht worden sind, um vor dem Sarge hergetragen zu werden. Sie fanden sich nicht, der Bruder des Verstorbenen, der berüchtigte Diamantenherzog, hatte sie mit ins Exil genommen; sie befinden sich, wenn nicht verkauft, im Besitze der Stadt Genf. Nun durften die Insignien aber im Leichenzuge nicht fehlen. Was geschah? Das Hoftheater lieh die fehlenden Requisiten. Es war theatrales Talmigold, das im Leichenzuge glänzte. Sic transit gloria mundi!

156 Der Klosterneubau war in diesem Jahre nach Fertigstellung der neuen Turnhalle zum Abschluss gelangt, und Schimmelpfeng hatte die Absicht, die ganze Periode mit einem Feste zu krönen. Die Antigone des Sophokles wurde griechisch mit den Primanern eingeübt. Dies erwies sich wesentlich leichter als die Aufführung der Captivei [des Plautus] in lateinischer Sprache. Die Behörde war mit Schimmelpfengs Plane einverstanden. Am 3. und 4. Juli, kurz vor den Sommerferien, fand die Einweihungsfeier statt. Mein alter Freund Heynacher war von Norden herbeigeeilt, um daran teilzunehmen, und unser Gast, der Portenser³ Rektor Volkmann, wohnte bei Schimmelpfeng. Vertreter des Ministers war der Geh. Rat Bonitz⁴, Wieses Nachfolger. Der Oberpräsident sowie der Direktor der Klos-

² „Die ehrlichen Kleiderseller zu Braunschweig“ waren eine gesellschaftliche Vereinigung, in Braunschweig, in der auch Raabe Mitglied war.

³ von „Porta“ = Schulpforta

⁴ sehr wahrscheinlich Hermann Bonitz (1814-88), in der Wissenschaft bekannt durch seine Arbeiten zu Platon und Aristoteles. (Er wäre damals 70 Jahre alt gewesen!)

terkammer, Prov. Schulrat Breiter, der Dezerent der Schule, Bauräte und andere Gäste gehörten ebenfalls zu den Festteilnehmern.

Die Aufführung der Antigone verlief glatt und gut, Bajohrs Chöre gefielen wie immer, und Bonitz hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück. Eine [Seine] fließende griechische Ansprache an die Primaner und wer ihn sonst verstand, mahnte, den hohen Idealen, die uns die Griechin vorgestellt hätten, treu zu bleiben. Breiter, der neben mir stand, konnte sich jedoch nicht entbrechen, in seiner anekdotischen Weise mir zu zuflüstern: „Wie oft mag er wohl diese Rede gehalten haben?“

Das war am Donnerstag, dem 3. Juli 1884. Am Freitag war Festaktus mit Reden, Gegenreden, Ordensauszeichnungen usw., nachdem der Tag mit Posaunenblasen von der Plattform und Chorälen der Sänger eröffnet worden war. An den Aktus schloss sich ein sehr vergnügliches Fest, bei dem auch mancher Schüler dem Weine reichlich zusprach, dann zogen wir alle männiglich [allesamt] zur „Einnahme“ hinauf, woselbst mit den anwesenden jungen Damen aus Ilfeld und Umgebung noch fleißig getanzt wurde. Freund Heynacher blieb noch die folgenden Tage bei uns, während ich mit Kühlewein, Lüdke und Tüselmann meine erste Italienreise antrat.

157 Dass ich das unbesorgt tun konnte, rechtfertigte die wieder hergestellte Gesundheit meiner lieben Anna. Sie hatte in der Pfingstzeit eine schwere Typhuserkrankung zu überstehen gehabt. Einer meiner Tutanden, Vahlbruch aus Alfeld, wo z. Zt. eine Typhusepidemie herrschte, hatte die Krankheit nach Ilfeld verschleppt. Er erkrankte, nachdem er kurz vorher bei uns zu Tisch gewesen war, eine Woche darauf folgte Anna. Auf diese beiden Fälle beschränkte sich in unserer Gemeinde die Krankheit. Eine barmherzige Schwester aus Nordhausen unterzog sich 14 Tage in unserem Hause mit gewissenhafter Sorgfalt der Pflege und verließ uns erst, als die Besserung augenscheinlich war. An den Festfeierlichkeiten konnte sich Anna bereits wieder beteiligen.

Wir vier Reisegenossen machten uns Sonnabend, den 5. Juli 1884, auf den Weg und fuhren ohne Unterbrechung bis Luzern, wo wir Sonntag Mittag anlangten. Der herrliche Vierwaldstätter See erfüllte uns, die ihn zuerst sahen, mit stummer Bewunderung, als wir nach kurzem Aufenthalt mit dem Dampfboot bis Vitznau fuhren. Der Zug nach dem Gipfel des Rigi stand schon bereit. Bald befanden wir uns oben. Der Ausblick war herrlich. Eine Unmenge feierndes Volk belebte die Höhen. Es war ein schönes Friedensbild. Als der Abend anbrach, waren wir schon in Flüelen und konnten vor dem Nachtessen noch eben hinaufwandern bis dahin, wo die Straße in die Felsenaussprengung enteilt [sic].

Am andern Tage ging es mit der prachtvollen Gotthardbahn bis Lugano, wo wir wieder Halt machten und zuerst unser Italienisch an den Mann brachten. In der Stadt war Jahrmarkt. Ein Charlatan, der mit lauter Stimme seine Heilmittel anpries, machte gute Geschäfte, so grauslich auch sein Stand mit dem Totengerippe und den vielen Spirituspräparaten und Abbildungen menschlicher Glieder aussah. Noch ging auf den Salvatore keine Dampfbahn. Wir erklommen die Höhe in sen-

gender Sonnenglut, wurden aber dafür durch herrliche Rundschau belohnt. Anderen Tages besahen wir uns die Stadt, auch mehrere Kirchen, und vergnügten uns dann mit einer Bootsfahrt auf dem dunkelblauen, schimmernden See bis zum Monte Casprino und zurück.

158 Weiter ging es nach Mailand; abends 7 Uhr liefen wir ein und stiegen im Albergo di Commerciana ab, das Kühlewein von früher her kannte. Besonders sauber war es nicht, aber auch nicht teuer, das Essen reichlich und schmackhaft, der Wein gut. Den Abschluss des Tages bildete der Aufenthalt in der Galleria Vittorio Emanuele. Bei feurigen Chiantiwein sahen wir uns das lebhafteste Treiben der Abendspaziergänger an, kauften uns auch von den schönen feil gehaltenen Früchten und machten uns wenig aus dem Gerücht, dass in Italien die Cholera ausgebrochen sei und jeder Fremde sich einer Quarantäne unterziehen müsse. Spaß machten uns die Straßenjungen, die sich um die von uns weggeworfenen Zigarrenstummel balgten, und die Sammler, die mit einer Stocklaterne die Ausgänge der Kneipen sowie die Bürgersteige nach solchen durchsuchten. In den italienischen Städten sahen wir wiederholt Verkäufer von Zigarrenresten; die Stummel waren nach der Größe geordnet und hatten dem entsprechende Dutzendpreise. Man merkte uns natürlich den Deutschen an, und wir ließen uns gern die deutsche Anrede gefallen. Irgendwelche Abneigung war nirgends zu verspüren. Dass uns die Kellner mit Vorliebe falsches Geld anzuhängen suchten, haben sie mit den deutschen Berufsgenossen gemein. Kühlewein hatte aber ein scharfes Auge und wies namentlich die außer Kurs gesetzten ehemaligen päpstlichen Münzen mit theatralischer, uns höchlichst belustigender Gebärde zurück. Wir vier vertrugen uns vorzüglich und führten ein sehr ergötzliches Leben.

159 Am folgenden Tage sahen wir uns in der Stadt um. Der Dom fesselte uns besonders, in weiter Ferne schimmerten von seiner Höhe die Alpenzüge. Das von Napoleon I. angelegte Amphitheater, der Kirchhof mit seinen fein ausgearbeiteten Denkmälern, die Pinakothek auf der Brera, das Abendmahl Leonardos nahmen viel Zeit in Anspruch. Der Tag war zu Ende, ehe wir es uns versahen. Erst in den folgenden Tagen kamen wir auf die Ambrosiana [die berühmte Bibliothek Mailands]. Dort traf ich den Professor Mendelsohn aus Dorpat, meinen alten Göttinger Seminargenossen. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft, obwohl sie nicht [es mit ihr nicht] weit her war. Er besuchte uns in unserem albergo, und wir verlebten einen Abend mit ihm. Er war übrigens wesentlich ruhiger und gesetzter geworden. Ich sah ihn nicht wieder, hörte nur seinerzeit, dass er freiwillig aus dem Leben geschieden sei, nachdem er sein mühsam erspartes Vermögen durch verkehrte Spekulationen verloren hatte. - Die von mir eingesehene Epiktet-Handschrift auf der Ambrosiana erwies sich nicht als sehr wertvoll.

Ehe wir nach Florenz aufbrachen, wurde noch ein Abstecher nach dem Westen riskiert. An einem sehr heißen Tage langten wir in Genua an. Im Hafen waren gerade die ersten Cholerafälle festgestellt. Fremde hielten sich an der Riviera so gut wie keine auf. Wir durchwanderten und durchfuhren die amphitheatralisch gebaute schöne Stadt, besichtigten die Kirchen und Paläste, versetzten uns in die Zeit von Schillers Fiesco, badeten in dem mit Felsblöcken durchsetzten Strande,

fuhren hinaus zum Campo Santo und verbrachten den Abend in einem hoch gelegenen Volksgarten inmitten einer zahllosen Menge sonntagfeiernder Genuesen, deren Treiben uns viel Stoff zur Unterhaltung bot. In unserem Gasthofs waren wir gut aufgehoben.

160 Der nächste Morgen führte uns nach Pegli mit seiner südlichen Vegetation und seinen zahlreichen schönen Landhäusern. Das Schloss des Grafen Pallavicini und der sich anschließende herrliche Park, der auch eine Anzahl von Absonderlichkeiten und gesuchten Kontrasten enthält, wurde gewissenhaft in Augenschein genommen und dann am Nachmittage die Reise nach Pisa fortgesetzt. Es war schauderhaft heiß, so dass man kaum zum Genuss der vorbeifliegenden schönen Ausblicke gelangte. Das Albergo Nettuno nahm uns auf, nachdem wir einen regelrechten Kampf mit den auf uns eindringenden Gepäckträgern bestanden hatten, wobei sich Lüdke mit seinem „niente, niente!“ als ein besonders fixer Italiener auszeichnete. Nach Mitternacht erst trat Ruhe im Gasthofs ein. Am andern Tage, es war Sonntag, der 13. Juli 1884, war unser erster Weg zum Domplatze, dessen schiefer Turm sich absonderlich genug ausnimmt. Im Dom las ein Priester einer nicht gerade großen Zuhörerschar seine Predigt vor, der wir eine Weile zuhörten. Die plastischen Werke beschäftigten uns mehr, besonders aber der Campo Santo mit den ergreifenden Bildern von Orcagna, so heißt er wohl. Am Abend erreichten wir Florenz und wurden von Kühlewein in sein altes Absteigequartier, die Casa Nardini, geführt, wo wir in zwei großen luftigen Zimmern mit reinlichen Betten und reichlichem Wasser gut aufgehoben waren. In der warmen Abendluft saßen wir dann noch lange auf dem Markte.

Diesmal hütete ich mich vor einem Missgeschick, das mir in Genua zu großer Belustigung der Zuschauer zweimal widerfuhr. Ich hatte mir einen Vermuth di Torino in das stattliche Kelchglas geben lassen. Als ich aus der großen Selterflasche Wasser dazutun wollte, strömte mir dieses mit solcher Heftigkeit aus dem Mundstück, dass von dem Vermuth auch nicht ein Tropfen in dem Glase zurückblieb, sondern alles in die Luft spritzte. Alles muss gelernt werden, auch dass Eingießen kohlenensäurehaltigen Wassers an heißen Tagen.

[Hier fehlt offenbar die Weiterreise nach und das Eintreffen in Florenz.]

Der Montag sah uns auf der großen Bibliothek [der Bibliotheca Medicea laurenziana], deren älteste und wertvollste Bestände noch immer angekettet liegen. Der Bibliothekar Anziani war nett und entgegenkommend. Bald saßen Kühlewein und ich vor unseren Manuskripten, jener des Hippokrates, ich des Epiktet, während Lüdke und Tüselmann die Schätze der Bibliothek musterten und dann die Stadt durchstreiften. An diesem und den folgenden Tagen arbeiteten wir buchstäblich im Schweiß unseres Angesichts. Es war grimmig heiß. Die wenigen Italiener, die ebenfalls im Arbeitsraum lasen, hatten nicht ein Viertel von unserer Ausdauer, sondern sprangen alle Augenblicke auf und fächelten sich Luft zu. So ging es die ganze Woche. Um 12 machten wir eine kleine Frühstückspause, die Hauptmahlzeit wurde auf den Abend verlegt.

Wenn um fünf die Bibliothek geschlossen wurde, reckten wir unsere Glieder und sahen uns in der Stadt und ihrer Umgebung um. So besuchten wir Certosa [di Firenze] mit ihrer Prachtaussicht und ihren berühmten Schnäpsen, hielten uns einen ganzen Abend in Fiesole auf, wo wir uns auf der Plattform eines Turmes bei einer Erdbeerbowle und lustigen Liedern vergnügten, durchstreiften die Giardini Pubblici, stiegen auf San Miniato empor, kauften in Juwelierläden Geschenke ein, labten uns an den trefflichen Weinen von Mellini und versäumten auch nicht Kirchen und Gemäldesammlungen. Frau Angelicos Kloster fesselte uns, im Dome waren wir wiederholt, die Mediceergräber wurden in Augenschein genommen.

161 Am Sonnabend, dem 19. Juli 1884, endlich fuhren wir am Nachmittage nach Pontassieve und wanderten von dort die Berge empor, kamen aber nur bis Pelago: Die Hitze war zu groß, die Straßen zu staubig, des Schattens zu wenig. Wir begriffen an unserem Durste, dass die Römerzüge des Mittelalters so oft misslangen. In Pontassieve hatten wir an der Mittagstafel ein lebhaftes politisches Gespräch mit einem stattlichen, schönen Landwirte, der uns in seinem Wesen an Ferdinand Becher erinnerte und sich als begeisterter Verehrer Bismarcks und deutschen Wesens bekannte.

In Pelago bekamen wir kümmerlichen Nachtaufenthalt, wir mussten uns zu zweien mit einem Bette begnügen. Nur der Wein war gut und der knoblauchduftende Schinken zu den Makkaroni reichlich und zart. Die Unterhaltung mit den beiden Landleuten ging flott von statten. Besonders erregte Tüselmanns Nasenverstümmelung ihre Aufmerksamkeit. „Tagliato“, wiederholten sie und Kühlewein bestärkte sie in dem Glauben, dass der Nasenfehler ein Andenken an die Schlacht von Sedan sei. Den Sonntag verlebten wir zum größten Teile in dem uns anmutenden Valombrosa. Der Aufstieg führte uns bald in Tannenwälder, die an den Harz erinnerten. In dem Orte selbst befindet sich die erste und bedeutendste Forstakademie Italiens. Es war eine Erquickung, nach der glühend heißen Woche im Schatten von Laub- und Nadelhölzern lustwandeln zu können.

Die schlaflose Nacht in Pelago war schnell verwunden. Das Publikum unseres Hotels bestand aus einigen Engländern, zumeist aber wohlhabenden Italienern aus Florenz. Nachmittags fuhren wir in zwei Maultierkarossen, die wir nach langem Feilschen zu einem mäßigen Preise mieteten, in sausendem Galopp die vielen Serpentinaen, die dort der Apennin hat, hindurch, an steil abfallenden Bergsenken vorbei, so dass man schwindlig werden konnte, in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit nach Pontassieve hinunter und waren am Abend wieder in Florenz.

Lange war unseres Bleibens hier nicht mehr. Wir mussten bald weiter nach Venedig, um auch dort einen Einblick in die uns interessierenden Handschriften zu tun. Über den Apennin und Bologna erreichten wir das Reiseziel und fanden es ebenfalls von Fremden ziemlich geräumt. Die Cholerafahrt war noch größer geworden, in Florenz hatte mir der deutsche Konsul, den ich deshalb aufsuchte, gesagt, wir würden wohl auf der Rückreise uns an der Grenze einer Quarantaine unterziehen müssen.

162 Die erste Nacht in Venedig brachten wir in dem bekannten Hotel Bauer-Grünewald zu. Am andern Tage suchten wir Privatwohnung und fanden bald eine passende auf dem Campo San Zacharia hinter dem Markusplatz bei einer älteren, freundlichen Dame, Signora Olivetti. Es handelte sich um eine ganze Reihe von Zimmern, mit altertümlichen Möbeln ausgestattet, in einem recht ehrwürdigen und bereits etwas baufälligen stattlichen Gebäude, einem früheren Palazzo. Uns interessierten vor allem die beiden geräumigen, mit großen Betten ausgestatteten Kammern und der kolossale, vorsintflutliche Hausschlüssel, der nach der Göttinger Studentenweise von uns der Reihe nach an der hinteren Hosenschnalle getragen wurde. Die Kunst, mit ihm das Schloss zu öffnen, musste auch besonders erlernt werden. Für unsere Unterbringung zahlten wir männiglich [ein jeder] als Tagesgeld eine und eine halbe Lira, einen sehr mäßigen Preis. Das Stiefelputzen und Kleiderreinigen besorgten die in der Nähe von San Marco angesiedelten Putzer, den Kaffee tranken wir gegenüber der Wohnung oder auf dem Markusplatz, das Mittagmahl nahmen wir ein, wo es uns passte. Bedienung gab es in dem sonst leeren Hause außer unserer Signora nicht. So waren wir ganz nach Wunsch untergebracht und machten uns zunächst daran, den Kampf mit den Zanzaren, alias Moskitos, aufzunehmen. Räucherkerzen aus Insektenpulver töteten zwar die verhassten Insekten, erfüllten aber die Räume mit beklemmendem Dunst; aber wir nahmen ihn doch lieber in Kauf als das fatale Jucken der zudringlichen Mücken.

Auf der Markusbibliothek machte uns Kühlewein mit dem freundlichen und entgegenkommenden Bibliothekar, Conte Sorranzo, bekannt. Dieser war während unseres venezianischen Aufenthaltes oft mit uns zusammen und führte uns bereitwillig zu dem, was uns sehenswert erschien. Er selbst, ein ehemals österreichischer Offizier, einem alten verarmten Adelsgeschlecht Venedigs entsprossen, hatte 1866 für Italien optiert. Er sprach fließend Deutsch und hatte an dem italienischen Regimente viel auszusetzen.

Er war uns auf der Bibliothek in jeder Weise behilflich und hatte auch Zeit dazu, waren wir doch die einzigen Benutzer ihrer Schätze. Unser Arbeitszimmer im Markuspalast hatte einen entzückenden Ausblick aufs Meer. Tüselmann fand eine Handschrift zu Appian, die ihn sehr beschäftigte, ich mehrere zu Epiktet, aber alle aus jüngster Zeit und offenbar demselben Archetypus entstammend. Unser Tageslauf richtete sich nach der Bibliothekszeit. Wie in Florenz fiel die Benutzung der Handschriften in die Zeit von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags. Diese musste ausgekauft [ausgenutzt] werden und wurde daher wie in Florenz nur durch ein kurzes Frühstück in der Nähe der Markuskirche unterbrochen. Dann eilten wir quer durch die schöne Kirche wieder nach unserem Arbeitsraum zurück. Wenn um 3 Uhr geschlossen wurde, begaben wir uns zum Anlegeplatz der Dampfschiffe und fuhren zum Lido hinaus, jedesmal eine vergnügliche Fahrt. Eine kurze Strecke Eisenbahn, und wir waren im Seebade, das uns köstlich erquickte. Wie schmeckte uns dann an Ort und Stelle des Mittagmahl! Vor uns tummelten sich im Wasser ganze Scharen fröhlicher Männer, Frauen und Kinder in dezenten Badeanzügen. Wer bloß Schwimmhosen anhatte, befand sich auf dem äußersten Flügel. Und hinter den Badenden das glänzende, blaue adriatische Meer.

Eines Tages sahen wir unter den Badenden einen hageren Mann mit zwei erwachsenen Söhnen. Das ganze Gehaben des alten Herrn brachte uns auf den Gedanken, es müsse ein deutscher Schulmeister sein. So war es auch. Prof. Götze vom Kloster U[nsrerer]. L[ieben]. Fr[auen]. in Magdeburg steckte in dem deutschen Schulmeister. Der ältere der beiden Söhne wurde wenige Jahre darauf bei der Ilfelder Klosterschule als Hilfslehrer angestellt.

163 An den Abenden war der Conte Sorranzo wiederholt unser Gast; er führte uns in nette, nur den Einheimischen bekannte Lokale mit guten, preiswerten Weinen und setzte uns bei diesen Gelegenheiten das Elend der italienischen Beamten auseinander: Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig, so schlugen sie sich mit ihren Kindern durchs Leben. Die 10 bis 20 Lire, um die der Graf schließlich bald diesen, bald jenen von uns anpumpte, wurden in den Rauchfang geschrieben. Es ging ihm wirklich nicht gut.

An einem schönen Tage erstiegen wir den Turm von San Marco und wurden durch eine prächtig ihr Aussicht belohnt. Er ist aber 20 Jahre später zusammengebrochen. Mein alter Universitätsfreund Neuber, Direktor des Gymnasiums zu Eberswalde, hat das Schauspiel miterlebt, als er zur Feier der silbernen Hochzeit die seinerzeit unterlassene Hochzeitsreise nachholte. Er stand mit seiner Frau auf dem Markusplatze, als der Turm umstürzte. Rings war alles abgesperrt, so dass ein Unglücksfall ausgeschlossen war. Dass die Katastrophe eintreten musste, hatte man beizeiten erkannt. Der neue Turm ist besser fundiert und in seinem Äußeren ein Ebenbild des alten.

Beim zweiten Aufenthalte in Venedig verkehrten wir im Verein der Deutschen, der allwöchentlich eine besonders besuchte Sitzung im Hotel Bauer-Grünwald hatte, in den Abendstunden aber täglich ein Treffpunkt für viele war.

Gondelfahrten wurden natürlich auch unternommen. Es kam uns spaßhaft vor, dass in den engen Kanälen zur Abendzeit viel gebadet wurde. Dem konnten wir uns nicht entziehen, dass Venedig eine sterbende Stadt ist, die nur von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit lebt.

Als unsere Zeit zu Ende war, fesselte uns Verona noch einen vollen Tag. Die brausende Etsch gibt dem Stadtbild Leben. Der Markt mit seinen Denkmälern und dem bunten Treiben hielt uns länger fest, in dem Amphitheater sah ich zum ersten Male einen derartigen noch ziemlich erhaltenen Römerbau.

164 Mit einer Fülle neuer Eindrücke kehrte ich zu Frau und Kind in die liebe Heimat zurück. Meine Epiktetfunde befriedigten mich wenig; ich vermutete, dass der Archetypus, dem die von mir eingesehenen Handschriften entstammen, in Frankreich oder England zu suchen sei. Ein Jahrzehnt später entdeckte ihn Prof. Schenkl-Graz in England auf der Bodleyan Library. Bei der Lektüre des Arrian stellte ich ohne Mühe allmählich Seite für Seite die wichtigsten Abweichungen vom altattischen Sprachgebrauch und die Zahl der Präpositionen fest und zugleich das Verhältnis dieses Schriftattischen zur dialektos koine [gr. „Gemeinsprache“].

Meine Beilage zum Jahresbericht war das Ergebnis dieser Tätigkeit. Ich werde noch Gelegenheit haben, darüber zu sprechen.

Im Herbst desselben Jahres 1884 erwiderte ich den Besuch von Mutter und Schwester vom vorigen Jahr. Am 1. Oktober trafen wir drei mit einer Zugverspätung, die uns zwang, in Hoyerswerda die Nacht im Eisenbahnwagon zuzubringen, in Görlitz ein. Unsere damals siebenjährige Tochter hat keine Erinnerung an diesen Aufenthalt behalten. Anna aber denkt [gern?] an die zehn Görlitzer Tage zurück, die ihr auch das Wiedersehen mit einer alten Schulfreundin aus Marburg brachten. Mutter und Geschwister befanden sich wohl, und ich freute mich, meiner lieben Frau die Heimat gründlich zu zeigen. Die Kirche und der Friedhof, die Gräber unserer Lieben, der Park, die Landskrone, Jauernick, alles interessierte sie.

Bei mir regte sich, als ich wieder in der Gebundenheit des Alumnatsbetriebes war, der Wunsch, in eine freiere Umgebung zu gelangen. Freund Müller [jedoch] litt inzwischen in Braunschweig noch immer seelisch an der Trennung von Ilfeld. Das wirkte auf mich beruhigend, zumal aus der Versetzung Heynachers [?] nach Oels in Schlesien nichts geworden war.

165 Meine Schultätigkeit nahm mich gründlich in Anspruch. Noch war die Zeit der lateinischen Aufsätze. 12 wurden im Jahre geschrieben, und wenn ich einen Packen aufkorrigiert hatte, lag schon der neue bereit. Jede Woche war ein lateinisches Extemporale für die Prima und ein griechisches für Secunda fällig. Es war Brauch, dass man sie selbst zusammenstellte und die grammatischen Ergebnisse der Woche mit hinein verarbeitete. Um die Prädikate [?] haben zu können, arbeitete ich die Vorlagen immer schon acht Tage vor dem Fälligkeitstermine aus. So konnte ich noch manches dem Standpunkte [Niveau] der Klasse entsprechend daran ändern. Endlich nahm mich die Mathematik in Anspruch. Ich wurde dieses Fach erst los, als die Teilung der Klassen einen zweiten Mathematiker gebietereich verlangte. Meine Tutanden durften auch nicht zu kurz kommen. Ich hatte immer mehrere Schwache, die einer besonderen Aufsicht bedurften, unter meinen Schutzbefohlenen. Kein Wunder, dass oft nicht viel Zeit zum Betrieb der wissenschaftlichen Studien übrig blieb, zumal es nicht an Referaten, Korreferaten und Vorträgen fehlte, die in dem kleinen Kollegium schnell die Runde machten⁵. Wie mir ging es den andern Kollegen, aber wir waren alle frisch und guten Mutes. Gescholten wurde freilich bisweilen, aber ein kleiner Hofjungenärger hebt auch andererseits die Kräfte.

166 Leider stellte sich nach der italienischen Reise allmählich ein Kehlkopfleiden ein, das mich 10 Jahre lang bald stärker, bald schwächer heimsuchte und mir viel zu schaffen machte.

Im Sommer 1885 fuhr ich mit Anna an den Rhein. Emmchen war beim Schwager Gustav in Ballenhausen untergebracht, oder, wie wir scherzhaft sagten, aufs Leihhaus gegeben. In Marburg hielten wir uns länger auf. Anna war hier zur Schule

⁵ d. h. die Einzelnen bald wieder an die Reihe kommen ließen

gegangen und im Schimmelpfengschen Hause untergebracht gewesen. Sie hatte alte Freundinnen, die sie aufsuchte; sie zeigte mir die Lieblingsplätze ihrer Jugend. Julius Rothfuchs, der Sohn ihrer Kusine Betti R[othfuchs]., geb. Schimmelpfeng⁶, studierte gerade in Marburg und war uns ein liebenswürdiger Begleiter. Ich fühlte mich von der wundervoll gelegenen Stadt ungemein angezogen, so dass ich sie in der Folgezeit noch mehrere Male mit Anna besucht habe. Stets bin ich hoch befriedigt geschieden. In Wetzlar wurden die Goethe-Erinnerungen lebendig, in Limburg der herrliche Dom besichtigt und dann in Ems verweilt.

Leider bekamen wir den Kaiser nicht zu Gesicht, trafen aber beim Warten einen alten Ilfelder Schüler, einen Mecklenburger Grafen Schlieffen, der sich unser gern annahm und auf besonders sehenswerte Punkte aufmerksam machte. Dann machten wir in Coblenz halt, sahen in den Rheinanlagen die Kaiserin, fuhren moselaufwärts nach dem malerischen Kochem und von dort nach Cöln. Der Dom machte auf uns einen überwältigenden Eindruck. Wir stiegen auch empor, um uns des Rundblicks über die große Stadt zu erfreuen. Kirchen, Museen, Gürzenich, zoologischer Garten und was sonst den Besucher reizt, wurde aufgesucht. Anna seufzte oft über meine Unruhe, und ich muss ihr jetzt Recht geben. Ich will immer zu viel sehen, sie ist eine sinnige Natur, die weniger sehen, dies aber genießen will.

167 Von Cöln ging es wieder rheinaufwärts. Wer eine solche Fahrt bei strahlender Sonne gemacht hat, wird sein Lebtage den herrlichen Rheinstrom lieb haben. Das Siebengebirge mit dem Drachenfels entging uns natürlich nicht. Ein Geld heischender, langmähniger Barde machte unsere Rast dort nicht genussreicher, prägte sich aber dem Gedächtnisse ein. Der nächste Aufenthalt war in Rüdesheim gewählt, in dem kleinen behaglichen Gasthause von Gebr. Krass, wo es einen vortrefflichen Wein gab. Das Niederwalddenkmal erfüllte unsere Herzen mit berechtigtem Stolz. Ein Gesangsverein sang gerade Vaterlandslieder, und ein ansprechender Redner fand für unsere Gefühle passenden Ausdruck, als wir dort verweilten. Militär mit einer leidlichen Kapelle erhöhte die Stimmung. Wie schön ist doch Deutschland!

Als wir am andern Tage nach Bingen hinüberfuhren und von der Rochuskapelle aus zum Niederwald hinüberschauten, war uns das erhobene Schwert der Germania⁷ ein Wahrzeichen, dass Feindes Fuß nicht so bald wieder die Ufer des Rheins betreten solle. Ein fröhlicher Abend in der schattigen Laube unseres Gasthofes am leise rauschenden Strome schloss den letzten Tag in Rüdesheim. Nachdem die Frauen zu Bett gegangen, saß ich noch mit einem alten Görlitzer Lehrer, Dr. Hartmann-Schmidt, und einem Bremer Kaufmann bis nachts zwei Uhr zusammen. Es gab so viel zu erzählen, und der Rüdesheimer, den wir gewählt hatten, war wirklich gut. Am andern Morgen hatte ich einen heißen Kopf, aber ein Morgenbad in dem Rheine stellte das Gleichgewicht bald wieder her.

⁶ Betti Rothfuchs war eine Schwester des Direktors Schimmelpfeng

⁷ E. Grünewald (s. Anm. zu §312) macht mich darauf aufmerksam, dass die Niederwald-Germania kein Schwert, sondern eine Kaiserkrone hält.

So glaubte ich - mein Katarrh war anderer Meinung. Heiserkeit stellte sich ein. Trotzdem weilten wir noch einen Tag in Frankfurt. Es war ein Sonnabend. Im schönen Floragarten aßen wir zu Abend und hatten den Eindruck, als ob es in Frankfurt nur Juden gebe: So viele lustwandelten da und lauschten dem Konzerte. Das Städelsche Institut fesselte uns längere Zeit. Es ist ein Jammer, dass man beim einmaligen Durchziehen durch die besten Gallerien stets nur wenig behält. So ist es mir in Dresden, so in Berlin gegangen, in Frankfurt war es nicht anders. Das Goethehaus und der Römer prägten sich tiefer ein. Goethes „Dichtung und Wahrheit“ hatte dafür gesorgt. Dagegen weiß ich gar nichts mehr von einer Vorstellung bayrischer Schauspieler, die wir besuchten. Es handelte sich um ein Volksdrama „Der blaue Barbar“.

168 In Marburg hielten wir noch einmal an und kehrten dann hoch befriedigt nach Ballenhausen zurück. Auf Annas Wunsch suchte ich aber am anderen Tage den Prof. Rosenbach in Göttingen auf, der eine Erkrankung des Kehlkopfes feststellte, Inhalieren verordnete und für einige Zeit Aussetzen des Unterrichtes forderte. Damit begann die schon erwähnte Anfälligkeit meiner Sprechorgane, die beinahe zehn Jahre angehalten hat.

Da ich mich sonst ganz wohl befand, war es mir ein schweres Angehen in den nächsten Wochen, mich durch die Kollegen vertreten zu lassen und währenddessen in der Umgebung Ilfelds herumzuschweifen. Rosenbach wollte, dass ich unausgesetzt in freier Luft verweilte und mich des Sprechens enthielte. Letzteres fiel mir schwer, die Enthaltung von Alkohol und Nikotin dagegen sehr leicht. Alle 14 Tage suchte ich Rosenbach von neuem auf, er behandelte den Kehlkopf mit Höllenstein und stellte allmähliche Besserung fest.

Im September nahm ich den Unterricht wieder auf, war aber alle Augenblicke heiser, so dass Anna aus der Sorge gar nicht herauskam. Die Inspektionen pflegten das Übel zu verstärken. In dem neuen Kloster fehlten anfangs die Windfänge, Zentralheizung gab es natürlich auch nicht, dafür lagen allenthalben Kohlepartikelchen herum, da in der kalten Jahreszeit das Kohlenschleppen nach den einzelnen Stuben nicht aussetzte. Einer der Diener verglich die Klostergänge mit den Röhren einer russischen Heizung wegen der guten Ventilation. Die Schülerzimmer waren oft überheizt, die Korridore dafür umso kälter. Kein Wunder, dass man sich da Katarrhe holte oder den eingesessenen Katarrh nicht loswurde! So schleppte sich mein Leiden weiter und brachte mich schließlich auf den Gedanken, Ilfeld Valet zu sagen. So bald kam es aber noch nicht dazu.

169 Wie stand es mit der Erziehung unserer Tochter? Sie war in erster Linie Sache der Mutter. Diese waltete in liebevoller und verständiger Weise ihres Amtes. Wir waren uns einig darin, unser Kind nicht zu sehr zu verwöhnen. Ganz lässt es sich ja bei einem einzigen Kinde nicht vermeiden. Manchmal mussten wir hören, wir seien zu streng. Ich hielt darauf, dass es unbedingt gehorchte. Die Mutter hatte auf alles ein wachsames Auge und legte, ohne es zu wollen, den Grund zu einer gewissen Unselbständigkeit der Tochter. Diese selbst wuchs heran zu einem liebevollen, gut gearteten Mädchen. Ihre unzertrennlichen fast gleichaltrigen

Freundinnen, Mariechen Bajohr und Änne Kühlewein, vertraten die Stelle der fehlenden Geschwister.

Die Kinder gediehen in der reinen Bergluft an Leib und Seele. Unser Emmchen überwand bald die Folgen der Operation. Wenn auch der linke Arm nicht mehr völlig beweglich wurde, so hinderte sie dieses Gebrechen doch nicht in seinem Gebrauch: Sie turnte wie die anderen Kinder und wurde auch beim Erlernen des Klavierspiels dadurch nicht behindert. Der erste Schultag bei Herrn Cantor Abert war ein großes Ereignis, und strahlend erzählte sie, wie Kaka Grashoff - er stotterte -, der Sohn des Oberförsters, als ihm die Sache zu lange dauerte, seine Sachen eingepackt und erklärt hätte: "Ich mache nicht mehr mit." Derselbe Karl rief einige Wochen später in der Rechenstunde seinem Lehrer zu: „Du, Kantor, lass uns lieber singen, das Rechnen ist langweilig.“ Seiner Mutter schnitt er einmal mit der Schere alle Troddeln am Sofa ab und bemerkte, dass ihn die Klunkern gehindert hätten, darunterzukriechen. Er starb, nachdem er zu Amt und Ehren gelangt war, als viel gesuchter Arzt in jüngeren Jahren und blieb bis an sein Ende ein origineller Mann von weitgehendster Güte. - Die Kinder der Volksschule waren uns alle bekannt, von irgendwelchem ungünstigem Einfluss war nichts zu spüren. Das ist ja der Vorzug kleiner Orte, dass die Einwohner ganz anders miteinander in Berührung kommen und sich kennen lernen als in der Großstadt.

Schließlich kam aber doch der Augenblick, wo wir Eltern uns zusammentun mussten, um unseren Töchtern eine höhere Ausbildung zuteil werden zu lassen. Ehe sie nicht einigermaßen gefestigt waren, wollten wir sich nicht aus dem Hause geben. Bei den Jungen hatte es keine Not. Seit Jahren bestanden private Vorklassen zur Klosterschule, in denen die Knaben so weit gebracht wurden, dass sie schließlich in die Untertertia eintreten konnten. Der Elternrat wählte mich später zum Leiter; damals hatte Boesch das Glück, eine besonders tüchtige und energische Lehrerin, ein Frl. Tauscher aus Berlin, zu gewinnen.

Den Rechnerunterricht erteilte einer der Cantoren des Ortes, Heinrich Brandt, den deutschen Unterricht übernahm ich selbst, als die Mädchen älter wurden. Auf Frl. Tauscher, die bald eine bessere Stellung in Berlin übernahm, folgten allmählich vier bis fünf andere Damen; einige befriedigten, einige leisteten gar nichts. So ist die Ausbildung der damaligen Ilfelder Mädchen unserer Privatschule recht ungleichmäßig geworden. Erfreuliches wurde in der Musik erreicht. Der treffliche Bajohr besaß die Kunst, aus jedem zu machen, was überhaupt zu machen war. Als die Konfirmation unserer Tochter herannahte, berieten wir, wohin sie zu weiterer Förderung gegeben werden sollte. Die uns befreundete Familie des ersten Staatsanwaltes v. Wille in Nordhausen hatte schon zwei Töchter in einer Pension am Neufchateler See gehabt. Auf ihre Empfehlung hin entschlossen wir uns, unser Kind ebenfalls dahin zu geben. So geschah es. Ich werde später darüber berichten.

170 In diesem Jahre [1886] trat eine Wendung im Leben des Schwagers Sandrock ein. Er hatte das väterliche Gut Lautenhausen in Bad Hersfeld überschuldet angetreten und konnte sich wie viele Landwirte in dieser für die Landwirtschaft höchst kritischen Zeit nicht länger halten. 1885 hatte er daran gedacht,

mit Kind und Kegel nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, aber der Verkauf des Gutes zerschlug sich. Nun aber nun fand er an einem Nachbarn einen passenden Käufer, und Schwager Gustav verschaffte ihm eine Stelle als Wiegemeister an der Zuckerfabrik in Nörten, zu dessen Aufsichtsrat er gehörte. Wenigstens das Vermögen der Frau war so gerettet, Friedrich Sandrock dagegen hatte alles darangeben müssen. In Nörten richteten sie sich ein, so gut sie konnten, die Stelle war ja recht bescheiden. Zur Freude der Eltern gediehen die drei Söhne Friedrich, Adolf und Wilhelm und wuchsen zu tüchtigen Menschen heran.

171 Im Kollegium beschäftigte uns die Bismarck-Dotation für Philologen. Schimmelpfeng hatte einen Aufsatz darüber an Aly geschickt zur Aufnahme in die Philologenzeitung, dieser aber den Abdruck abgelehnt: Es entspreche nicht der Würde des Standes, solche Almosen anzunehmen. Da trug er seinem Freunde Fricke in Halle die Angelegenheit vor; aber auch dieser urteilte wegwerfend über die Vergeudung der Bismarck-Spende. Bismarck sei in Geldsachen eine Natur wie Themistokles, wolle sich und seiner Familie billige Hauslehrer sichern, daher die Stiftung. Wir Ilfelder konnten dies Urteil Frickes mit seiner angeblichen, glühenden Bewunderung Bismarcks nicht in Einklang bringen, fanden seine Ansicht abgeschmackt, ja geradezu unwürdig.

Mit Blankenburg entwickelte sich ein reger Verkehr. Unser Freund H. F. Müller war Direktor des dortigen Gymnasiums geworden, nachdem er seine seelische Depression überwunden hatte. Er kam, sooft sich Gelegenheit bot, über den Harz gepilgert, bald zu Fuß, bald mit der Post. Wir erwiderten die Besuche. Zuweilen trafen wir uns in Hasselfelde, das auf dem halben Wege liegt. Die Zusammenkünfte waren für uns alle eine Quelle der Freude und Anregung. Nur musste ich mich meines Halses wegen abends zurückhalten, ich wurde zu leicht heiser, und das beunruhigte meine Anna. Um ihre Sorge zu beschwichtigen und zugleich ärztlichen Rat zu befolgen, entschloss ich mich dazu, im Anschluss an die Pflingstferien einen Urlaub zu erwirken. Ems sollte Heilung bringen, in den großen Ferien die Nordsee sie vollenden. Am 12. Juni 1886 war ich in dem vielgerühmten Bade und fand alsbald in „Burg Falkenstein“ bei einer Frau Lotz eine mir zusagende Unterkunft. Anderntags suchte ich den mir bekannten Badearzt Döring auf, dessen Sohn mehrere Jahre hindurch in meiner Tutele gewesen und als Klosterprimus die Schule verlassen hatte. Er sagte lachend zu mir: „Mit dem Katarrh werden wir hier schon fertig werden“, und verordnete mir Inhalationen, Nasenduschen, Brunnen, Bäder. Mein Tag war genau eingeteilt. Die gute Wirkung zeigte sich schon nach wenigen Tagen, und ich freute mich nicht wenig. Im „Weißen Roß“ aß ich zu Mittag und fand dort angenehme Tischgesellschaft. Wiederholt hatte ich Besuch von alten Ilfelder Schülern, die in Coblenz in Garnison lagen oder Ems passierten.

Große Aufregung erfüllte die Bevölkerung, als am zweiten Pflingsttage, dem 14. Juni 1886, die Trauerkunde angeschlagen wurde, dass der unglückliche König Ludwig von Bayern den Tod im Wasser gesucht und gefunden habe. Sein Nachfolger [wurde] der irrsinnige Otto. Die Zügel des Reiches liegen aber in fester Hand. Am 20. Juni - es war ein Sonntag - traf der Kaiser [Wilhelm I.] in Ems zur

Kur ein. Er sah frisch und wohl aus. Die Emser, die ihn alljährlich sahen, bestätigten dies.

Ich sah ihn in der Folge fast täglich, oft sogar zweimal. Wenn er seinen Krähnchen-Brunnen getrunken hatte, lustwandelte er mit kleinem Gefolge wohl eine knappe Stunde, ehe er sich wieder ins Kurhaus, wo er wohnte, zurückzog. Nachmittags fuhr er bald aufwärts, bald abwärts an der Lahn entlang spazieren in einem schönen Landauer. Eine Viertelstunde vorher sprengte ein Gensdarm voraus und sah zu, ob das Gelände sicher sei. Im nächsten Dorfe hielt er sich verborgen hinter den Häusern, bis der Kaiserwagen vorüber war, dann ritt er wieder nach Ems zurück. Bald kam der Kaiser dann ebenfalls heimwärts gefahren. So glückte es mir, einige Male auf meinen Spaziergängen den geliebten Fürsten ganz allein vorbeifahren zu sehen, ihn zu grüßen und seinen leutseligen Gegengruß entgegenzunehmen. Neben ihm saß in der Regel der Graf Perponcher.

Was sind das für erhebende Erinnerungen! Heute, wo ich dies schreibe, ist mein Herz mit traurigster Niedergeschlagenheit erfüllt. Die hohen Erwartungen, die mich vor Jahresfrist erfüllten, sind verfliegen unter der rauhen Wirklichkeit. Ein deutsches Olmütz ist uns bereitet. Der Schuft Wilson ist von uns zum arbiter mundi [Schiedsrichter der Welt] angerufen. Ein Max von Baden ist Reichskanzler, vielleicht auch schon erledigt, Erzberger und Scheidemann sind Unterstaatssekretäre. Und dabei haben wir militärisch eine Welt bezwungen oder in Schach gehalten. Aber wenn die Schwäche regiert, muss auch das Herrlichste misslingen und Gott gebe, dass sich unsere Gebete um leidlichen Ausweg aus dem uns umgebenden Elend erfüllen!

172 Da ich ein rüstiger Fußgänger war, so versäumte ich nicht, mich in der schönen Umgebung von Ems gründlich umzusehen. Burg Stolzenfels trug mir einen schnell vorübergehenden Bronchialkatarrh ein. Dr. Döring sagte mir, als ich ihn deswegen befragte, auf den Kopf, ich sei auf dem zugigen Stolzenfels gewesen, und fügte, als ich dies zugab, hinzu, dass er diese Erfahrung mit seinen Patienten schon ungezählte Male gemacht hätte. Das weiche Emser Klima und die raue Luft auf der Burg am Rheine vertragen sich durchaus nicht. Besser bekam mir der Besuch von Braubach, der Schaumburg, des Schlosses Sayn, den ich auf verschiedene Tage verteilte. Im Gasthof zu Sayn wimmelte es von harmlosen Nattern, die aber eine ungewöhnliche Länge hatten. Als ich in der Gartenlaube Kaffee trank, griff der Wirt sich die einundvierzigste binnen acht Tagen.

Eines Mittags sah ich die sehr alt gewordene Kaiserin. Am folgenden Tage stand in den Zeitungen, sie hätte ihrem Gemahl einen Besuch gemacht. Und wie war er? Sie kam von Coblenz mit Vorreiter vor das Kurhaus gefahren. Der Kaiser stand unten vor der Hauptpforte, begrüßte sie, während sie im Wagen blieb, wechselte mit ihr wenige Worte und verabschiedete sich alsbald wieder von ihr. Die ganze Zusammenkunft nahm noch nicht zehn Minuten in Anspruch.

173 Am 6. Juli 1886 stellte ich mich wieder bei Prof. Rosenbach in Göttingen vor. Derselbe war sehr mit meinem Befinden zufrieden, meinte aber, ein

Aufenthalt an der See würde jetzt besonders gute Wirkung haben. Im Jahre 1879 war ich mit Anna drei Wochen in Norderney gewesen, nachdem wir vorher Rothfuchsens in Gütersloh besucht und dann die Düsseldorfer Ausstellung gesehen hatten. Jetzt zog ich es vor, in Juist Aufenthalt zu nehmen. Auf der Hinreise besuchte ich den Kollegen Scholz in Emden und Freund Heynacher im Norden; Lüdke, der seit einiger Zeit ebenfalls am Gymnasium in Norden amtierte, war auf Reisen.

Eine etwas umständliche Segelfahrt - Dampfboote gingen noch nicht - brachte mich zu dem neuen Aufenthaltsort. Itzens Gasthof nahm mich auf. Zu meiner Freude fand ich dort als Tischnachbarn meinen alten Hammer Direktor Freytag, der mit seinen Söhnen in Privatquartier lag. Mit ihnen habe ich manchen Spaziergang auf der langgestreckten Insel im festen Sande zur Zeit der Ebbe gemacht. Die Seebäder waren ebenso schön und kräftig wie in Norderney. Neben mir im Gasthause wohnte ein sehr frischer, jovialer katholischer Pfarrer Laubstein, mit dem ich mich gern unterhielt. Er spielte auch wohl eine Partie Skat mit unter dem einzigen wirklichen Baume, der damals auf der Insel wuchs, einer Esche, vor unserem Gasthause. Teilnehmer waren dabei außer mir abwechselnd die Kollegen Hobbing und Wanzelius, ersterer aus Norden, letzterer aus Nienburg. Hobbing war geborener Ostfrieser und mir von der Göttinger Zeit her bekannt, Wanzelius zeichnete sich durch ein dröhnendes Lachen aus. Ausflüge nach Borkum sowie nach Norderney mit Segelboot führten uns noch mehr zusammen, so dass ich mit großem Vergnügen an den Juister Aufenthalt zurückdenke, zumal er auch meinem Halse gut tat. Schließlich kannten wir Juister Badegäste uns alle gegenseitig. Schnell genug war die Abschiedsstunde gekommen. Ein Wagen fuhr uns durch das Wasser nach dem Fährschiffe, das bei unausgesetztem Regen und starkem Gegenwinde vier Stunden brauchte, ehe wir bei Norddeich landeten.

174 Mit Heynacher nahm ich andern Tages noch Lütetsburg mit seinem Parke in Augenschein und besprach mit ihm seine literarische Tätigkeit. Er stellte damals den Sprachgebrauch Caesars zusammen und zog daraus Schlüsse auf den Betrieb des Lateins [im Unterricht]. Ich konnte seinem Gedankengang nicht beistimmen, sondern hob hervor, dass in Secunda und Prima die Lektüre Caesars ja durch andere Schriftsteller ersetzt sei und dass deshalb unsere alten Schulgrammatiker auf dem rechten Wege seien. Allerdings könne viel unnützer Ballast über Bord geworfen werden; auswendig zu lernen sei nur das Regelmäßige; die Grammatik müsse aber auch das Seltenere enthalten, damit sich der Schüler, falls es ihm begegne, Rat holen könne. - Ich selbst war noch eifrig hinter Arrian und Epiktet her und verfasste einige Rezensionen darauf bezüglicher Arbeiten für die Bremer Rundschau. Als die Schule wieder in Gang war, konnte ich meine Stelle wieder glatt ausfüllen.

Ein fröhlicher Zuwachs unseres Kollegiums war in diesem Jahre [1886] der frische Götze aus Magdeburg geworden, der Sohn jenes deutschen Professors, den wir seinerzeit auf dem Lido in Venedig schon an seinem Gebahren im Wasser als Schulmeister festgestellt hatten. Er veranstaltete lustige Ausflüge und war in allen Familien gern gesehen. - Unsere kleinen Mädchen wuchsen heran und beteiligten

sich wacker an allen Wanderungen. Viel Freude machte es mir, mit Emmchen vierhändig Klavier zu spielen. Freund Bajohr war mit ihren Fortschritten zufrieden. - Im Kloster gab es mancherlei Ärger. Das Kneipen der älteren Schüler nahm heillos zu, wie mir die Väter meiner Tutanden wiederholt mitteilten. Schimmelpfeng konnte sich nicht entschließen, die Zügel straff anzuziehen. Die verhängten Strafen hielten stets nur für kurze Zeit. Das Parteiwesen wurzelte sich tiefer ein; Schimmelpfeng selbst wies einzelne neu eintretende Schüler denjenigen Gruppen zu, die ihm geeignet schienen, ohne doch zuzugeben, dass wir Lehrer sie in den Konferenzen als solche bezeichneten und die von ihnen gewählten Namen gebrauchten. Alte Schüler stellten sich oft ein und sorgten dafür, dass ihre Parteien nicht ins Hintertreffen gerieten.

175 Von besonderem Interesse war uns allen der Besuch von Carl Peters, der am Abende des 29. Novembers 1886 in der Aula einen höchst spannenden Vortrag über seine kolonialen Taten und Pläne hielt. Wer aus dem Flecken dazu geladen war, hatte sich eingefunden, so dass der Saal bis auf den letzten Platz besetzt war. Andern Tages sprach ich ihn flüchtig. Er hat auf alle einen recht günstigen Eindruck gemacht, obwohl sein Selbstbewusstsein stark hervortrat. - Von einem neuen Kriege gegen Frankreich, ja gegen Frankreich und Russland, war viel die Rede, und die Sorge, gewaltigen Kämpfen entgegenzugehen, verfolgte uns bis tief in das folgende Jahr.

Der Forstmeister Roth aus Wernigerode erzählte bei einem Besuch Anfang Dezember, dass Exzellenz Blumenthal jüngst in Wernigerode bei einer Jagd, an der auch der Kronprinz teilgenommen, ihm gegenüber geäußert hätte, er könne, wenn er nach Hause komme, schon die Mobilmachungsordre vorfinden. General Blumenthal war in Ilfeld wohlbekannt. Sein Enkel Leonhardt von Möllendorff war in meiner Tutel, seine Tochter, Frau von Möllendorff, hielt sich damals mehrere Wochen in Ilfeld auf, um ihren an Lungenentzündung schwer erkrankten Sohn zu pflegen. Sie war fast täglich bei uns und schien mir in ihrem ganzen Auftreten eine würdige Tochter ihres berühmten Vaters zu sein. Die Kriegsbefürchtungen hielten sich, wie gesagt, noch bis tief ins nächste Jahr hinein. Selbst eine Rede Bismarcks vermochte nicht, sie zu zerstreuen.

Zu dieser Zeit rief der Tod Jühlkes, des Freundes von Carl Peters, unsere aufrichtige Teilnahme wach. Er fiel in Ostafrika. Wie sehr unsere Jugend durch den Vortrag von Peters angeregt war, geht daraus hervor, dass bei der Weihnachtsvorfeier ein schnell fabriziertes ulkiges Drama „Die Gewinnung von Ostafrika“ von den Alumnen aufgeführt wurde. Etwa 20 erschienen als Neger, und Peters selbst trat gut kopiert auf. Was er uns in seinem Vortrag erzählt hatte, war nun auf die Bühne projiziert.

Lehrer in Ilfeld, 1887 – 1890

176 Wahlkämpfe zwischen Welfen und Konservativen erfüllten Anfang 1887 den Kreis, und die Lehrerschaft des Klosters beteiligte sich mit Eifer daran. Als am Donnerstag, dem 17. Februar, eine welfische Versammlung in der „Tanne“ angesagt war, genügte unser bloßes Erscheinen zur Aufhebung, weil man mit uns nicht debattieren wollte. Dagegen gelang unsere auf den folgenden Sonnabend anberaumte Versammlung vorzüglich. Schimmelpfeng sprach wirkungsvoll, unser Kandidat, Prof. Drechsler, Krimderode [Nordhausen] - Göttingen, setzte seine innenpolitische Stellung auseinander, und zuletzt schoss Ferdinand Becher den Vogel ab. Die Wirkung seiner Ansprache war so mächtig, dass der aufgeregte Malermeister Gottschall, ein Hauptwelfe, in Tobsucht verfiel, die ihn ins Irrenhaus brachte. Die Wahlbeteiligung für die Reichstagswahlen am Montag, dem 21. Februar, betrug 83%, in Ilfeld vorher nie dagewesen. Der Welfe v. Ahlten erhielt 121, Drechsler 112 Stimmen. Er hatte das vorige Mal nur 50 erhalten. Drechsler kam im Kreise durch.

Die Kriegsbefürchtungen legten sich erst, als Bismarck am 6. Februar 1888 seine berühmte Septennatsrede gehalten hatte: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“. Wenn ein Weltkrieg losbricht, so handelt es sich, davon waren wir überzeugt, letztlich darum, ob wir wieder in die Kleinstaaterei von vor 1866 zurückgeschleudert werden oder uns auf unserer Höhe erhalten.

177 Die Beilage zum Jahresbericht war hervorgegangen aus meinen Arrian- und Epiktet-Studien. Ein Erfolg davon war, dass mir mein alter Universitätslehrer H. Sauppe die Neuausgabe der bisher von Breitenbach herausgegebenen xenophontischen Memorabilien anbot. Ich ging gern darauf ein und studierte nun eifrig Xenophon. Desgleichen übernahm ich die Besprechung der *Analecta Xenophontea* von Hartmann für die Göttinger Gelehrten Anzeigen. Der Vorwurf Eberhards, des Braunschweigischen Direktors und Freundes H. F. Müllers, dass die sprachlich-statistischen Untersuchungen zum Lesen mit dem Finger verführten, traf mich nicht. Das Zählen der Präpositionen etc. geschah nur nebenbei. Ich notierte, wenn ich eine Seite gelesen hatte, die betreffenden Zahlen unten am Rande.

178 Meine Heiserkeit nahm bald zu, bald ab. Ich hielt es für das Beste, etwas dagegen zu tun, und suchte in diesem Jahre (1887) das Bad Reichenhall auf. Anna begleitete mich, und Bechers schlossen sich an, um nach Ablauf einer Woche von Reichenhall nach Zell am See weiterzufahren. Wir besuchten gemeinsam den Königssee, Salzburg und andere schöne Punkte in der Nähe des herrlichen Ortes. Ich badete und inhalierte. In der evangelischen Kirche entdeckten wir den Dichter Gerok unter den Zuhörern und fanden dann, dass er gar nicht weit von uns wohnte. Auf der Hin- und Rückreise - auch letztere mit Bechers zusammen - hielten wir uns in München auf, ließen die Stadt auf uns wirken und das treffliche Bier uns schmecken. Das bunte Leben im Hofbräuhaus fesselte auch unsere Frauen, obwohl es ihrem norddeutschen Geschmack nicht zusagte, ebensowenig wie die schmutzige Originalität von Sankt Petri Stiftskeller in Salzburg.

Im Herbst ließ Schimmelpfeng eines Tages Becher und mich zu sich kommen und las uns ein Ministerialschreiben vor, ob einer von uns mit dem Rektor der Pro-realschule zu Altena in Westfalen, Mummenthey, tauschen wolle. Dieser hatte sich mit der Stadt überworfen und der Behörde zur Verfügung gestellt. Wir lehnten beide ab; ja, wenn es ein Pro-gymnasium gewesen wäre!

179 Das für die deutsche Entwicklung bedeutungsvolle Jahr 1888 hielt uns unausgesetzt in Atem. Die Krankheit des Kronprinzen, der Tod des ehrwürdigen Kaisers Wilhelm I., der Ehrgeiz der neuen Kaiserin Victoria, die alles andere als beliebt war, die 100 Tage Friedrichs III., der Regierungsantritt Wilhelms II., die Bismarck-Krisen, die sich nicht verheimlichen ließen - alles dies wirkte zusammen, um ein Gefühl der Unruhe nicht aussetzen zu lassen. Im Kloster war auch vieles, das mir missfiel und das wir Lehrer doch nicht ändern konnten, weil Schimmelpfeng ein zu ausgesprochener Autokrat war. Die Streitigkeiten unter den Parteien rissen nicht ab, dass Kneipen stand in Blüte. Im Alumnat war sogar Schnapstrinken aufgekommen. Ich beschlagnahmte Dienstag, den 28. Februar, an meinem Inspektionstage, bei dem Sekundaner Steffens eine Liste, die seine Schnapsabnehmer mit den entsprechenden Beträgen hübsch zusammengestellt enthielt. Die Untersuchung führte zu dem Ergebnis, dass er in der Apotheke rectific[izierten]. Alkohol eingekauft und vermittelst Pfefferminzextrakt und anderen Zutaten, namentlich Zucker und Wasser, Liqueure fabriziert und dafür willige Abnehmer gefunden hatte. Steffens war ein Danziger, kannte das heimische „Goldwasser“ und suchte durch sein Geschäft seinen knappen Wechsel zu heben.

Was man doch alles erlebt! Ich wollte durchaus wieder von Ilfeld fort; aber weder meine Versuche, nach Hildesheim, noch der, nach Weilburg versetzt zu werden, hatten Erfolg. Ich bedauerte, dass ich den Ruf nach Altena abgelehnt hatte. In beiden genannten Fällen hatte ich meinen Antrag auf Versetzung mit meinem noch immer andauernden Halsleiden begründet und damit einen Fehler begangen; denn als es sich in der Folge um das Aufrücken in eine Direktorstelle handelte, wie ich sie mir wünschte, ging Ferdinand Becher als der völlig gesunde Mann vor. Bei mir musste gewartet werden, bis das Halsleiden verschwunden wäre. Ich konnte nicht leugnen, dass ich alle Augenblicke heiser war.

Unserer Wohnung gegenüber wurde die uralte Klostermühle abgebrochen. Eines Tages verstummte das uns lieb gewordene Geklapper, und mit Wehmut schauten wir zu, wie eine Mauer nach der anderen fiel und schließlich der Bequemlichkeit halber die unterirdischen Mühlenkanäle einfach zugeschüttet wurden. An der Stelle der abgerissenen Mühle erstand das große für vier Familien bestimmte Lehrershaus.

180 Im Sommer 1888 waren die Nordseeinseln Amrum und Wyk unser Ziel. Emmchen wurde mitgenommen und vertrug die Fahrt durch die bewegte See nach Amrum sehr gut. Dort war das Seebad erst im Entstehen. Ein hannoverscher Maler Schultz, ein Freund des bekannten Koken sen., wollte es in die Höhe bringen. Wir erlebten die Anfänge. Einige dürftige Kabinen am Weststrand boten et-

was Schutz, wenn das Wetter beim Baden gar zu stürmisch war. Der Strand war schön. Schöner noch die Wanderungen in den Dünen, namentlich der hohen Satteldüne, und durch die von allerhand Vögeln belebten Weidetriften. Steppenhühner, die damals einen Vorstoß aus Osten nach Westeuropa machten, hatten sich sogar bis Amrum verflogen. Fünf lebende Tierchen bewegten sich recht munter in ihrem Verschlage. Die Amrumer Frauen belustigten uns mit ihrer Sorge um eine zarte Hautfarbe; sie arbeiteten im Freien dicht verhüllt. Neu war den Leuten die zarte Schönheit der Seerosen und Seenelken, die ich am Strande als unscheinbare Klumpen sammelte und in einer Schale mit Seewasser zur Entfaltung brachte.

Ein Paar rheinischer Millionäre, Leverkus Leverkus und Schmelzer, fanden sich eines Tages mit ihrer Schaluppe ein und verstärkten unsere kleine nur aus sechs Personen bestehende Runde in unserem Gasthaus „Zum lustigen Seehund“. Es waren umgängliche Herrn, die weit in der Welt herumgekommen waren und höchst interessant erzählen konnten. Sie gingen täglich auf Jagd und versorgten unseren Tisch mit allerhand Federwild, freuten sich auch, wenn ein fröhlicher Skat zustande kam. Höher als ein halber Pfennig der Point wurde nicht gespielt. In dem benachbarten Dorfe Nebel gingen wir am Sonntage zur Kirche. Der katholische Schmelzer hatte nicht versäumt, mit Leverkus zusammen dem Pastor eine größere Summe für die Ortsarmen einzuhändigen, um diesen einflussreichen Herrn günstig zu stimmen. Denn es war bekannt, dass er das Fußfassen von Fremden auf der Insel mit scheelen Augen ansah und für das Heil seiner Gemeinde fürchtete.

Nach 14 Tagen siedelten wir nach Wyk über, wo uns Freund Freyer-Ilfeld, der bereits dort war, in seinem Hause eine gute Unterkunft besorgt hatte. Die Bäder von Wyk erinnerten sehr an die von Prerow, so ruhig war das Wasser. Schön waren die Badefahrten, die wir selbst bei bewegter See wagten und die meinem Halse vorzüglich bekamen. Mit Freyer streifte ich auf der Insel herum, Anna hatte ihr zusagende Damen kennen gelernt, Emmchen spielte mit den zahlreichen Kindern, die den Strand bevölkerten, kurz, wir kamen alle auf unserer Rechnung. Ich schwang mich sogar zu einem poetischen Glückwunsch an Vetter Rothfuchs auf, der in dieser Zeit seine silberne Hochzeit feierte. Von bleibendem Eindruck war der Besuch der einsamen Hallig, die uns am nächsten lag. Die Lektüre von Biernatzkys „Hallig“ wurde in Ilfeld sofort wieder vorgenommen. Die Rückreise über Husum brachte einen nochmaligen Aufenthalt in Hamburg. Dort nahm uns Schwager Gustav [Scheidemann] in Empfang, der gerade in Lüneburg bei den Dragonern eine militärische Dienstleistung abmachte. Er veranlasste uns auch, einen Tag in Lüneburg zu bleiben. So lernte ich auch diese sehenswerte alte niederdeutsche Stadt kennen. Die Seeluft hatte meine Sprechorgane wieder für einige Zeit gekräftigt.

181 Zu sprechen gab es genug, im Unterricht und außerhalb desselben. In meiner Tutele war ein älterer Schüler, v. Vietinghoff, ein braver, fleißiger, aber etwas wunderlicher Mensch. Dieser konnte sich durchaus nicht mit der sogenannten Klosterverfassung befreunden. Er bezeichnete sie als eine drückende Oligarchie: Vier Parteien teilten sich in die Regierung und drückten alle nicht zu jenen

gehörigen Schüler an die Wand. Er hätte sich aus Abneigung gegen den ausgeübten Zwang keiner Partei angeschlossen und müsse darum viel Anfechtungen erleiden. Wie ihm erging es seinen Freunden. Dass im Coetus mancherlei Ungesetzliches vorging, wurde im Laufe des Winters 1888/9 nur zu klar. Entgegen den Bestimmungen der Klosterverfassung hatte das Ausbrechen zur Nachtzeit zugenommen, ja, es war Schimmelpfeng zu Ohren gekommen, dass einmal sieben Alumnus, deren Namen ihm genannt waren, eine ganze Nacht von 11 bis 3 Uhr in dem nahen Neustadt getanzt hätten.

Mehrere Konferenzen befassten sich mit diesen Angelegenheiten. Schimmelpfeng wusste es durch geschickte Diplomatie dahin zu bringen, dass den uns bekannten Ausbrechern nichts geschah. Die Eltern wurden lediglich aufgefordert, auf ihre Söhne einzuwirken, dass sie sich dem Parteitreiben entzögen. Das nutzte natürlich gar nichts. Vietinghoff und sein Anhang, die übrigens sich jeder Angeberei strengstens enthielten, wurden trotzdem von den Parteien verfemt, weil sie einmal das Kneipenleben nicht mitmachten und zweitens das willkürliche Aufheben der Verfassung nicht billigten. Um nämlich zur Nachtzeit ausbrechen zu können, was die damalige Klosterverfassung untersagte, wurde sie gelegentlich für eine Nacht sistiert.

Schimmelpfeng hütete sich, die Klosterverfassung in den Konferenzen vorzulegen. Von den Schülern hatten sie nur die wenigen zu Gesicht bekommen, die mit dem Klosterprimus befreundet waren. Vietinghoffs und seiner Freunde Antrag, sie allgemein bekanntzugeben, wurde als ungehörig zurückgewiesen. Die Reibereien, ja Prügeleien unter den Alumnus wollten kein Ende nehmen. Ich habe [dem] nach Kräften die Spitze abzubrechen versucht und auf Verträglichkeit gedrungen. Vietinghoff hatte den besten Willen. Wenn aber die Einigkeit auf dem Marsche war, verdarb er es wieder durch seine wunderliches Verhalten, vor allem auch dadurch, dass er sich gar nicht mit Schimmelpfeng zu stellen verstand.

182 Wie ich mich vorher des Schülers Gerloff [s. §599] angenommen hatte, der mir nachmals zum Danke seine Doktordissertation widmete, so schützte ich Vietinghoff, so gut ich konnte. Er hat dies stets anerkannt, starb leider frühzeitig als Referendar in einer Nervenheilanstalt. Am meisten kränkte ihn das Verfahren der Klostermehrheit, die Verfassung zeitweise aufzuheben, um so des Handschlages entbunden zu sein, die Bestimmungen derselben durchzuführen. Er nannte dies mit Recht Bruch des Ehrenwortes. Aus meiner Schülerzeit wusste ich leider, dass die landläufige Schülermoral durch Sophismen sich über alle Gewissensbedenken hinwegzusetzen pflegt. Damals galt der Satz: „Sobald eine Schuluntersuchung über bestehende unerlaubte Schülervereine einsetzt, sind diese automatisch aufgehoben, so dass jeder mit gutem (!) Gewissen sagen kann, dass er ihnen nicht angehöre.“

Wie oft habe ich bald mit diesem, bald mit jenem Kollegen die vorhandenen Missstände besprochen, wie oft haben wir Schimmelpfeng Vorschläge zur Abhilfe unterbreitet! Er wollte die bestehende Ordnung nicht antasten lassen. Die Parteien bestanden und bestanden doch auch nicht, ganz wie es ihm passte. Dass es zur

Nacht im Alumnat nicht geheuer war, drang durch die Schüler in die Elternkreise. So wurde denn von Berlin aus verfügt, dass ein unverheirateter Lehrer ständig unter den Alumnen zu wohnen habe. Kollege Tüselmann wurde zuerst dazu erkoren. Für längere Zeit half dies.

Zugleich ward die Beaufsichtigung ausgedehnt. Die Sekundaner wurden sonntags, ja auch mittwochs und sonnabends spazieren geführt. Die unsicheren Kantontenisten aus der Obersekunda und Prima mussten sich den Sekundanern anschließen. Sonntags wurden die vom Spaziergang heimkehrenden Schüler der Oberklassen durch den Direktor einzeln in Empfang genommen. Leider konnten die Wirtshäuser im Flecken niemals eingehend kontrolliert werden, da die Besitzer mit den Schülern stets zusammenhielten und sie rechtzeitig warnten. So blieb das Kneipen während der Ausgangszeit nach wie vor im Schwange. Die Wurzeln des Übels waren nicht auszurotten, nämlich der Geldüberfluss, über den so viele der Alumnen dank der Nachsicht der Eltern oder Verwandten verfügten, und die Kreditgewährung seitens der Wirte bzw. der Bürger. Diese wussten ja alle, dass nur in ganz vereinzelt Fällen Schulden verfielen. Jeder Alumnus hielt es für eine Ehrensache, mochten auch Jahre darüber vergehen, seine Schulden schließlich doch zu bezahlen.

183 Der jetzige Direktor Wendland ahnt gar nicht, wie leicht in unserer schweren Kriegszeit die Aufrechterhaltung der Disziplin im Kloster Ilfeld gegen früher ist. Für Geld gibt es wenig, was der Klosterordnung zuwiderläuft. Das Bier ist teuer und unschädlich, Zigarren und Wein kaum noch zu erschwingen. Ein Ei muss mit 1 Mark bezahlt werden. Die Bäcker liefern keinen Kuchen mehr. Unbedenklich kann aller Unterricht auf den Vormittag zusammengelegt und jeder Nachmittag für alle Klassen in weitem Umfange freigegeben werden. Und noch ein Umstand brachte [damals] selbst die ordnungsliebenden Elemente nicht selten in den Harnisch: Schimmelpfengs Gewohnheit, den ganzen Coetus zu bestrafen, wenn ein schlimmeres Vergehen vorlag. Er hoffte, dass der Druck der Gesamtheit die Störenfriede zur Vernunft bringen würde, und erreichte gerade das Gegenteil. Jene lachten diejenigen aus, die sich an der Gesetzesübertretung nicht beteiligt hatten, und wiesen darauf hin, dass sie trotz allen Wohlverhaltens mit ihnen in gleicher Verdammnis seien.

Als Vietinghoff im Herbst 1889 nach wohlbestandenem Examen die Schule verließ, klagte er mir, dass er selbst zum Schluss noch für die Sünden anderer büßen müsse. Sein Mitabiturient v. Rantzaу hatte kurz vor seiner Entlassung mit seiner Partei eine Weinkneipe in der „Tanne“ veranstaltet und war völlig betrunken ins Kloster zurückgekehrt. Zur Strafe fiel die feierliche Abfahrt der Abiturienten in einem Galawagen aus.

184 Dieses Jahr [1889] führte mich zum zweiten Male nach Italien. Mein Reisegefährte war Freund Tüselmann. Wir suchten fast dieselben Stätten auf wie das erste Mal, und ich gewann ein klares Bild über die von mir eingesehenen Epiktet-Handschriften. Der Dritte im Bunde war ein ehemaliger Schüler Tüselmanns, ein junger Dr. med. Delius, den wir scherzhaft zu unserem Leibmedikus ernann-

ten. Diesmal hielten wir uns in Turin auf. Die saubere norditalienische Stadt gefiel uns sehr, und wir hätten länger in ihr verweilt, wenn uns nicht die Bibliotheken als Ziel gesteckt gewesen wären. In Venedig fanden wir den Kollegen Kühlewein hinter seinen Hippokrates-Studien. Er machte uns mit dem ebenfalls auf der Bibliothek arbeitenden Kopenhagener Prof. Sundby bekannt, einem Stockdänen, aber auch Freunde deutscher Wissenschaft, der die deutsche Sprache tadellos sprach.

Im deutschen Club lernten wir den Dr. Kurz kennen, der eine große ärztliche Praxis in Venedig hatte. Auf seine italienischen Kollegen war er schlecht zu sprechen: Sie seien Charlatans; wenn ein ernster Fall vorliege, müsse man ihn holen lassen. Er hatte auch die Baronesse Vetsera behandelt, die durch den ermordeten Kronprinzen Rudolf von Österreich in aller Mund gekommen war. Als er eines Abends das Leben in den italienischen Familien schilderte, wie die Frauen in der Öffentlichkeit prunkvoll auftreten, aber zu Haus herumschlampten, wie im Winter bei den unzulänglichen Öfen ein großer Teil des Tages im Bett zugebracht würde u. a., da zupfte mich mein Nachbar, der Pastor der deutschen Gemeinde, am Ärmel und bemerkte: „Der Doktor muss es wissen, er hat eine Italienerin zur Frau.“

Auf der Bibliothek arbeitete auch die Königin von Italien in einem Privatzimmer. Wir bekamen die schöne Frau aber doch zu Gesicht, ebenso ihren kleinen, unbedeutenden [!] Sohn, den Kronprinzen, der einige Male durch unsern Saal mit seiner Begleitung hindurchging und unsere Grüße freundlich erwiderte. Graf Soranzo war hilfreich wie früher und unterließ auch nicht, uns wieder anzuborgen. Tüselmann schrieb eine interessante Appian-Handschrift, die auch Bilder enthielt, ab und hat den Text später in den Göttinger Gelehrten Anzeigen veröffentlicht. Das Ergebnis meiner handschriftlichen Studien war negativ. Die eingesehenen Codices erwiesen sich alle als Abschriften eines gemeinsamen Textes. Als wir uns von Sundby verabschiedeten, lud er uns dringend ein, ihn, falls uns unser Weg nach Kopenhagen führe, zu besuchen. Trotz seiner Umständlichkeit und Breite ließ es sich gut mit ihm umgehen.

185 Den Rückweg nahmen wir durch Tirol und fuhren zunächst bis Lienz, von wo wir das Schloss Bruck besuchten. Es gefiel uns dort sehr. Dann wanderten wir über Toblach nach dem malerischen Heiligenblut. Glocknerhaus, Franz-Josefs-Höhe und Pasterzengletscher wurden z. T. unter Führung eines freundlichen Leiters besucht, den wir auf der Höhe der Pfandelscharte nach Übereinkunft entließen.

Auf diesem letzteren Wege folgte uns in Entfernung von etwa hundert Schritt ein einsamer Wanderer, der sich nach Zurücklegen der Pfandelscharte als ein deutscher Handwerksbursche entpuppte und uns sofort um eine Gabe anging. Er hatte auf der Lauer gelegen, um sich irgendeiner Gruppe Gletscherwanderer anzuschließen, und es war ihm gelungen. „Wenn mir was passiert wäre“, sagte er lachend, „so hätten Sie mir ja doch geholfen“. Es war ein tapferer Schneider, und er wurde sofort von den Sennern der Hütte, wo wir Rast machten, mit Flickern beschäftigt. In Zell am See ruhten wir einen Tag, den Abschluss bildete ein Aufenthalt in München. Zu Haus traf ich die Meinigen wohl, Anna war mit dem Kinde einige

Zeit bei ihrem Bruder in Ballenhausen gewesen und hatte auch den bejahrten Onkel Scheidemann in Mahner besucht.

186 Im Kloster ging es in der alten Tonart weiter. Die Parteien kneipten, wo sie konnten, die Neutralen schlossen sich, soweit sie nicht Mitläufer einer Partei waren, enger zusammen und fingen an, eine Macht zu werden. Dabei wurde doch von allen Schülern fleißig gearbeitet. Die Lehrer wurden respektiert und verstanden es, die Schüler anzuregen. Meine private Tätigkeit hatte sich neben Arrian und Epiktet dem Xenophon zugewandt, dessen Memorabilien ich auf Anregung H. Saupes in der Weidmannschen Sammlung neu auflegte. Auch sonst fehlte es nicht an Arbeit. Ich hielt einen Vortrag über die antiken Großstädte. Eine schöne Anregung gewährte der Besuch der in Görlitz tagenden Philologenversammlung. Leider gelang es mir nicht, auch nur einen aus dem Kollegium zur Teilnahme zu bewegen. Dagegen traf ich von ehemaligen Ilfelder Kollegen den Stettiner Weiker und den Straßburger Albrecht und bestellte ihnen Schimmelpfengs Grüße. Ersterer, ein freundlicher, behaglicher Hesse, widmete sich ganz seinen Stettiner Kollegen, letzterer, etwas pathetisch, strich den höheren Schulbeamten recht vernehmlich heraus.

Auf dieser Versammlung lernte ich auch [Richard] Reitzenstein kennen, damals noch Privatdozent und an Arrian arbeitend, sowie den Wiener Schenkl, „Unterschenkel“ zur Unterscheidung von seinem bekannten Vater genannt. Letzterer erzählte mir, er habe den Archetypus zu allen Epiktethandschriften in England gefunden, es sei ein Bodleianus, und er werde aufgrund seiner Kollationen [Abgleich von Handschriften-Varianten] in absehbarer Zeit eine Neuauflage herausgeben.

Eine Freude war mir das Wiedersehen vieler alter Schulfreunde und der Verwandten, dagegen erschreckte mich der Zustand meiner Mutter. Auf ihrem Kopfe hatte sich eine Geschwulst gebildet, der Arzt bezeichnete sie als Epithelialekrebs und riet dringend zu einer Operation, die jetzt noch ganz gefahrlos sei. Mutter war aber nicht dazu zu bewegen und ging so ihrem Ende entgegen, das sich aber noch einige Zeit hinzog. Sie hatte 1854 bei der Beerdigung meines Vaters dessen Leib so tief betten lassen, dass darüber Platz für sie war. Daneben lagen in einem Grabe meine Geschwister Carl und Emma. Reinhold, der 1866 in Ungarisch-Hradisch der Cholera erlegen war, ist dort in einem Massengrab beigesetzt. Meiner Mutter war es immer eine stille Freude, die Stätte genau zu kennen, an der sie dereinst ruhen wollte. Tief bewegt nahm ich von ihr Abschied und reiste über Berlin nach dem Harze zurück.

In Berlin traf ich mich mit mehreren Ilfelder Freunden. Zusammen genossen wir das uns so seltene [sic] mächtige Leben, das die Großstadt durchpulst. Im Berliner Theater sah ich Laubes Demetrius. Der gefeierte Kainz spielte den Demetrius packend. Besonders eindrucksvoll war mir aber der Besuch des Palais Kaiser Wilhelms I. Alles stand noch so, wie es der geliebte Monarch zurückgelassen hatte. Vom historischen Eckfenster blickte ich hinunter auf den Platz, von dem aus das

begeisterte Volk ihm einst zujubelte. Mit einer Fülle von Eindrücken kehrte ich in des stille Ilfeld zurück.

187 Hier bewegte uns die Neubesetzung der Pfarrstelle. Pfarrer Zwick war auf einer Reise in Hamburg plötzlich verstorben und auch daselbst beigesetzt. In Ilfeld predigten abwechselnd die Geistlichen der Grafschaft Hohnstein, in der Mehrzahl sehr hinter dem sel. Zwick zurückstehend. Wir hatten, auch um der Schüler willen, den dringenden Wunsch, einen tüchtigen Seelsorger zu erhalten; aber es verging noch der ganze Winter, ehe sich die Sache klärte. Unter den Schülern hatte eine gegen-kirchliche Stimmung um sich gegriffen. Kam das von Zwicks Orthodoxie her oder von mangelnder Anregung im Religionsunterricht? Vielleicht wirkte beides zusammen mit der Einschmuggelung buddhistischer Schriften, die Schimmelpfeng gelegentlich einzog. Jedenfalls war die Teilnahme an der Feier des Abendmahls fast auf den Nullpunkt herabgesunken. Ein Druck wurde verständlicherweise nicht ausgeübt. Dass selbst Nietzsches Schriften Eingang gefunden, habe ich erst später in Erfahrung gebracht.

Der regelmäßige Kirchgang sonntags ist zwar eine gute Gewöhnung, hat aber auch seine Schattenseiten. Viele Alumnen hielten sich bloß äußerlich ordentlich, manche selbst das nicht und mussten deshalb hinterher getadelt werden. Der Fall kam gar nicht selten vor, dass während der Predigt Romane gelesen wurden, die in die des Inhalts entleerten Deckel des Gesangbuches eingelegt waren. Wir hofften, dass mit einem neuen Geistlichen neues Leben einziehen werde.

188 Am Sonntag, dem 3. November 1889, hielt Ferdinand Becher wieder einen seiner fesselnden Vorträge. Er sprach über das Thema „Lessing und die Franzosen“ und hielt mit seinen durch den Krieg bestärkten Ansichten über die Wälschen [sic] nicht zurück. Das hätte beinah am folgenden Tage einen argen Streit zwischen Uhlemann, dem Vertreter der neuen Sprachen, und ihm gegeben. Ersterer bemerkte so nebenbei, nun würden die Jungen, nachdem sie Bechers Urteil über die Franzosen gehört hätten, im Französischen, das sie so schon mit wenig Lust betrieben, gar keinen Fleiß mehr entwickeln. Becher fasste dies als eine unberechtigte Auffassung auf und trat ihr scharf entgegen. Ein Wort gab das andere. Schließlich gelang es Tüselmann und mir, den Kampf beizulegen.

Aber von Stund an blieb eine Verstimmung zwischen Uhlemann und Becher zurück. Bei letzterem mochte mit einwirken, dass Uhlemanns Schwiegervater, der Prov. Schulrat Häckermann, hindernd zwischen die Ernennung Bechers zum Direktor des Realgymnasiums in Harburg getreten war und Becher die Veranlassung dazu bei Uhlemann suchte. Die Stadtbehörden in Harburg hatten [demnach] Ferdinand die Leitung ihrer einzigen höheren Schule angeboten, Häckermann aber die Sache zu vereiteln gewusst und Becher damit getröstet, dass er ihm auseinandersetze, er sei besser für die Leitung eines Gymnasiums geeignet. Damit hatte er jedenfalls recht, und Bechers Wunsch trat bald in Erfüllung. Uhlemann war ein viel zu anständiger Charakter, um sich auf irgendwelche Intrigen einzulassen, und seine Bemerkung über Bechers Vortrag war der ehrliche Ausfluss von Besorgnis um den Erfolg seines französischen Unterrichts.

In derselben Zeit stieß Becher den recht eitlen jungen Kollegen Petersen empfindlich vor den Kopf. Es handelte sich um einen harmlosen Witz. Am 10. November 1889 wurde Gutzkows „Zopf und Schwert“ von den Alumnen ziemlich mäßig aufgeführt, Petersen schalt unter Berufung auf eine von ihm in Berlin gesehene Aufführung gewaltig darüber. Da bemerkte Becher, Petersen hätte bloß geglaubt, „Zopf und Schwert“ in Berlin gesehen zu haben, aber stattdessen nur „Leier und Schwert“ [von Theodor Körner] in Leipzig gesehen, daher sein scharfes Urteil. Petersen war giftig.

189 Nun kam der böse 18. März 1890. Ich befand mich gerade in Nordhausen und las in einer Bierstube die Kunde, dass Fürst Bismarck seine Ämter niedergelegt und der Kaiser [Wilhelm II.] diese Abdankung angenommen habe. Wie schmerzlich berührte es mich! Dass der Kaiser und Kanzler nicht zusammenstimmten, war ja offenkundig; dass aber der junge Fürst diesen Schritt tun würde, hatte ich doch nicht erwartet. Die fortschrittlichen Nordhäuser waren wohlgenut. Ich dachte, dass nun das Wort vom Danke Habsburgs¹ auch von den Zollern gesagt werden würde, und mit mir dachten viele das Gleiche. „Die große Ära Bismarck ist nun dahin; glücklich, wer in ihr gelebt hat!“, schrieb ich damals in mein Tagebuch.

Die Wucht der Änderung ging aber unter in der allgemeinen Besorgnis vor einer großen sozialen Revolution. Es gährte überall unter den Arbeitern. In dem kleinen Ilfeld hatte sich bei der letzten Reichstagswahl schließlich herausgestellt, dass die Welfen und Sozialdemokraten zusammengehen. Der Fortschrittler Traeger hatte 83, der Freikonservative Drechsler 79, der Sozialdemokrat 40, der Welfe 13 Stimmen erhalten, und bei der Stichwahl zwischen Drechsler und dem Welfen stimmten die Sozi geschlossen für den Letzteren.

Bebel prophezeite um die Wende des Jahrhunderts den allgemeinen Kladderadatsch². Er hat sich um 18 Jahre geirrt. Wilhelm II. wollte mit den Sozialdemokraten allein fertig werden, sie sind mit ihm fertig geworden. Auf der abschüssigen Bahn gibt es eben schließlich kein Halten. Damals war wochenlang Bismarck und der Kaiser Gegenstand erregter Unterhaltung. Dabei kamen allerlei Regierungshandlungen unter die Lupe der Kritik. Weder fanden die vielen Reisen S. M. Beifall noch sein Erlass über die Feier der Geburts- und Todestage des alten Wilhelm und Kaiser Friedrichs noch das Dekret, das Wilhelm I. den Beinamen „der Große“ führen sollte, und noch viel weniger die Äußerung, dass der alte Kanzler ein Handlanger Wilhelms I. gewesen sei. Aber was nimmt nicht alles ein vaterländisch gesinnter Bürger hin! Gelobt wurde der Erlass über größerer Einfachheit im Offizierskorps; aber gerade er erwies sich als ein Lufthieb. Auch die Gedächtnisfeiern schiefen im Laufe der Jahre völlig ein, ohne dass ein Hahn danach krächte. Ferdinand Becher, ein glühender Patriot, schüttelte oft missbilligend den Kopf,

¹ nach Schillers Wallenstein?

² Das schon für 1843 belegte Wort „Kladderadatsch“ wurde zuerst durch Bebel berühmt

wenn er feststellte, dass der Kaiser das vorhandene monarchische Gesinnungskapital rücksichtslos aufbrauche.

190 Am 11. Mai 1890 war es endlich so weit, dass Zwicks Nachfolger eingeführt wurde, Pastor Freytag, der sich sehr darum bemüht hatte, ein ungewöhnlich frischer und umgänglicher Mann. In der Kunst des Predigers hätte er es seinem Vorgänger gleich tun können, wenn er größeren Fleiß auf seine Predigten verwendet hätte. In der Behandlung der Gemeindeglieder war er ihm unendlich überlegen. Er fand in der Unterhaltung leicht den richtigen Ton und das treffende Wort, obgleich er auch leicht aus dem Hundertsten ins Tausendste kam. Außerdem war er wie alle seine Kinder ungewöhnlich musikalisch. Seine treffliche, leider etwas hysterische Frau brachte fast ihr ganzes Dasein auf dem Sofa zu, weil sie sich einbildete, nicht gehen zu können; er ließ sich dies aber nicht anfechten, sondern war immer fröhlich und gutes Mutes. Ein vorzüglicher Humor stand ihm stets zur Verfügung. Seine Einführung war nach altem Brauch mit einem solennen Mahl verbunden, bei dem unendlich viel geredet wurde und sich jeder Teilnehmer einen gründlichen Schwips holte. Freytag hat fast zwei Jahrzehnte in Segen gewirkt. Er ertrug auch die Unaufmerksamkeit der Klosterschüler während seiner Predigten mit gutem Humor.

Am 18. Juni wurde der Eintausch von Helgoland gegen die Hälfte von Deutsch-Ostafrika bekannt. Bismarck hätte es besser gemacht, war das Urteil. Nicht dass wir die Wiedergewinnung des Eilands missbilligt hätten; aber der Preis war zu hoch. S. M. muss es natürlich besser wissen.

191 Die großen Ferien wurden nur zu Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung Ilfelds verwendet. Am eindrucksvollsten war der Besuch der klassischen Stätten in Weimar und Eisenach. Anna hatte viel Freude daran, und ich vertiefte die Eindrücke meiner Studentenreise aus dem Jahre 1869. Bechers waren in Ilfeld geblieben und bereiteten sich auf den Abschied vor. Ferdinands lang gehegter und laut geäußelter Wunsch, eine leitende Stellung zu erhalten, schickte sich an, in Erfüllung zu gehen. Er sollte zum 1. Oktober 1890 Nachfolger des alten Draeger³ in Aurich werden und die dort schlapp herabhängenden Zügel wieder straffer anziehen. Keiner konnte dazu geeigneter sein als er.

Als die Versetzung herauskam, setzte mir Schimmelpfeng die Gründe auseinander, warum ich übergangen sei: Erstens hätte ich mein Halsleiden wiederholt, durch ärztl. Gutachten belegt, der Behörde vorgetragen mit der Bitte um Versetzung, zweitens hätte ich niemals wie Becher mich um eine leitende Stellung beworben, drittens hätte ich in dem mir bekannten Vortragenden Rat Tappen in Berlin den schlechtesten Fürsprecher gefunden - Tappen käme in nächster Zeit ganz aus dem Ministerium, während Becher in Wehrenpfennig einen besonders eifrigen Gönner habe. Der erste Grund ist der ausschlaggebende gewesen, wie mir Prov. Schulrat Breiter später auseinandersetzte.

³ s. Biogr. Lexikon f. Ostfriesland, Artikel Anton August Draeger (Internet)

Eine drollige pädagogische Maßregel wurde mir in diesen Tagen bekannt. Der alte Graf Hardenberg-Nörten führte der Schule seinen fünften Sohn zu. Er erwies sich als besserer Rechner denn seine Brüder. Da sagte der Vater triumphierend: „Das hat er mir zu verdanken! Die Jungen sitzen immer so lange auf dem Abtritt. Da habe ich die Regeln vom Addieren, Multiplizieren etc. der Brüche in großen Buchstaben auf Tafeln schreiben und dort aufhängen lassen. Das hat geholfen.“ Der Graf war ordentlich stolz auf seine Erfindung.

192 Ferdinand Bechers Abschied wurde in der festfreudigen Zeit ausgiebig gefeiert, in kleinen und größeren Kreisen. Wohl gelungen war in dieser Beziehung das Turnfest. Am Schluss überreichten ihm die Schüler unter Begleitung wohlgesetzter Verse einen Tafelaufsatz und die Bilder des Kaiserpaares. Becher dankte ihnen in beweglichen Worten, indem er an den Spruch erinnerte: „Ist Gehorsam im Gemüte, stellt sich auch die Liebe ein.“ Am launigsten war die Flecken-Feier in der „Tanne“, bei der zugleich ein alter anhänglicher Ilfelder Rentner, Krupe, weggegessen wurde. Aus der Fülle der Reden hob sich die Kühleweins durch trefflichen Humor hervor. Es schilderte Bechers Vielseitigkeit als Kegelkantor, Jagdrat, Zigarrenkenner, Weinbeurteiler usw. und ertete eine Lachsalve, als er als das Ergebnis von Ferdinands Verhältnis zum Oberförster Uloth den Jagdhund Asta bezeichnete, den sich Becher vor kurzem angeschafft hatte. Letzterer dankte mit herzlichen Worten und bat zugleich für manche bittere und kränkende Bemerkung, mit der er Einzelnen entgegengetreten sei, um Verzeihung.

Anna und mir fiel die Trennung besonders schwer, nicht als ob nicht auch zwischen uns und Bechers zuweilen kleine Häkeleien vorgefallen wären, sondern weil wir uns tatsächlich ganz auf einander eingestellt hatten. Bechers empfanden es schmerzlich, dass ihnen Kinderglück versagt war, und wandten ihre volle Liebe unserer Tochter zu. Es gab kaum etwas, das wir nicht gemeinsam getragen hätten. Ferdinand sprach mir gegenüber offen aus, er wolle in seinem Berufe vorankommen, das allein hebe ihn über die oft einsetzende Bitterkeit der Kinderlosigkeit hinweg.

193 Der Herbst 1890 führte mich wieder nach Görlitz. Ich fand das Leiden meiner Mutter bedenklich fortgeschritten und verlebte wehmütig freundliche Tage bei ihr. Auf der Rückreise über Berlin besuchte ich das Urania-Institut und hörte dort einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag über die verschiedenen Phasen der Erdentwicklung; leider war er für meinen Geschmack reichlich bombastisch und phrasenreich.

Als der Winter einsetzte, kam das Lesekränzchen wieder in Fluss. Nur mussten wir vom Griechischen Abstand nehmen, weil es der Neusprachler Uhlemann als ehemaliger Realschüler nicht verstand. Wir wählten Senecas Briefe in der gerade erschienenen Ausgabe von Heise. Ich las sie dann auch mit den Primanern in dieser Ausgabe. Von besonderem Interesse war mir dabei die Uelzener Handschrift von 1414, die Kollege Meyer aus seiner Vaterstadt mitgebracht hatte und mir zur Vergleichung überließ. Ich habe sie mehrere Jahre auf meinem Schreibtisch stehen gehabt.

In demselben Halbjahr kam eine wahre Flut von pädagogischen Broschüren auf den Büchermarkt; sie hingen alle zusammen mit der ersten Schulkonferenz, die der jugendliche Kaiser berief. Schimmelpfeng hatte im Stillen gehofft, mit dazu einberufen zu werden. Am 4. Dezember 1890 trat sie zusammen. Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Kaiserrede war längere Zeit Gesprächsthema. Das allgemeine Urteil in meinem Kreise lautete: *si tacuisses...*⁴ Es war uns unbegreiflich, wie er seine speziellen Erfahrungen so verallgemeinern konnte. Was er von den Gymnasien als ungenügenden Kämpfern gegen die Sozialdemokratie sagte, erschien uns unerfindlich. Wir vermissten in seiner Ansprache Klarheit und Folgerichtigkeit.

Übrigens las ich gerade in jenen Tagen ein Schriftchen des Landgerichtsdirektors v. Kunowski, früher in Nordhausen: „Wird die Sozialdemokratie siegen?“ Der Verfasser prophezeite den Sieg der Sozialdemokratie, aber ebenso ihren jähen Sturz nach kurzer Herrschaft. Der erste Teil seiner Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Wir schreiben heute den 20. November 1918. Wird sie sich auch in ihrem zweiten Teile als zutreffend erweisen?

Zu tadeln hatten wir an der Kaiserrede auch die Impietät gegen seine Kasseler Lehrer, die doch ihre liebe Not gehabt hatten, den unzureichend vorgebildeten und überanstrengten Prinzen mit Anstand von einer Klasse zu anderen und schließlich durchs Examen zu bringen. „Er meint, wer erziehen will, muss selbst erzogen sein. Wie steht es dann mit ihm selber, der vor Fachleuten und hochgebildeten Männern so seichtes Zeug redet?“ So schrieb ich am 6. Dezember 1890 in mein Tagebuch. „Das einzige, was anerkannt werden kann, ist der gute Wille, der ihn beseelt.“

⁴ aus dem lat. Sprichwort: „Wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben.“

Lehrer in Ilfeld, 1891 – 1893

194 Im Januar 1891 fiel mir die Kaisergeburtstagsrede zu. Ich las zu diesem Zwecke die mancherlei Reden und sonstigen Äußerungen Sr. Majestät, die er in der verflossenen Zeit losgelassen [!] hatte, und entnahm ihnen, so unerfreulich sie mir auch z. T. waren, was ich brauchen konnte, um eben diesen guten Willen ins rechte Licht zu setzen. „Er fühlt sich als Steuermann. Möge er das deutsche Staatsschiff auf rechter Bahn erhalten!“ Meine Ansprache fand Beifall.

Wenige Tage darauf war ich in Görlitz, um meine teure Mutter zu Grabe zu geleiten. Sie war schließlich in halbe Bewusstlosigkeit versunken und darin sanft entschlummert. Wir überlebenden fünf Geschwister waren damals zum letzten Male zusammen; wir einigten uns, dass Schwester Vally, um nicht auf die Unterstützung der Brüder angewiesen zu sein, bei der Erbteilung einen wesentlichen Vorzugsanteil erhielt: So kamen auf mich 4.600 M. Ich legte sie zu Annas 21.000 M und hielt daran fest, selbst die Zinsen dieser 25.000 M. nur im Notfalle anzugreifen.

Diesem Grundsatz bin ich treu geblieben bis zu meiner Pensionierung. Als diese erfolgte, hatte sich das Kapital ungeachtet der Ausstattung unserer Tochter, der Deckung der Schulden Erichs und sonstiger Unterstützung desselben - zusammen etwa 18.000 M - so vermehrt, dass ich zu meiner Pension auf einen jährlichen Zinszuschuss von 2.700 M rechnen konnte. Freilich waren aus Vallys und Tante Hermines Erbschaft wohl noch 8.000 M zu den ursprünglichen 25.000 hinzutreten.

195 Ostern war es so weit, dass das neue, vier Familien fassende Lehrerhaus, das anstelle der Klostermühle errichtet war, bezogen werden konnte. Unsere Hausgenossen, Meyers, waren die ersten, die übersiedelten. In unserem lauten Hause trat eine ganz ungewohnte Stille ein. Eine Familie mit drei Kindern und vier Pensionären sowie zwei Hausmädchen pflegt nicht ruhig zu sein.

Schimmelpfeng hatte mancherlei Ärger. Eine Gräfin Schwerin, deren Sohn lange an Scharlach und sich anschließender Mittelohrentzündung im Kloster krank gelegen und von der Mutter gepflegt worden war, hatte aufgrund ihrer Erfahrungen eine Beschwerde beim Minister eingereicht. Die untersuchende Kommission, an deren Spitze der Geheime Rat Wehrenpfennig stand, steckte die Nase in alles, konnte aber schließlich nichts Tadelswertes finden; aber es handelte sich doch um ein regelrechtes, dem Direktor sehr peinliches Verhör. Das Schnapstrinken einzelner Schüler war eine andere Sorge, die ihn und das Kollegium beschäftigte.

Uns alle aber machten die Kaiserreden unruhig. S. M. ist unvorsichtig, er bedenkt nicht, dass er über den Parteien stehen muss; es ist nicht gut, wenn der Herrscher eines mächtigen Reiches so jugendlich spricht. Die Münchner Neuesten Nachrichten treffen den Nagel auf den Kopf: Rar, klar und wahr sollen die Reden eines deutschen Kaisers sein. So war etwa die Quintessenz unserer Unterhaltungen. Da-

zu traten Berichte solcher, die ihn gesehen oder „verbürgte“ Geschichten über ihn gehört hatten. Amtmann Kleemann-Kannawurf hatte ihn jüngst in Weimar gesehen und unbeschreiblich hochmütig gefunden.

Und Onkel Reiche-Kinderode erzählte, was offenbar aus Sondershäuser Quelle stammte: Neulich habe ein Oberst in Berlin eine Gesellschaft gegeben. Da hört ein aufwartender Diener, wie die Dame des Hauses die Äußerung fallen lässt: „Es ist schade, dass der Kaiser auf niemand hören will, sondern alles nach seinem Gutdünken macht.“ Der Lakai verlangt andern Tages 500 M Schweigegeld, damit er diese Äußerung nicht unter die Leute bringe. Der Oberst geht selbst zu [Reichskanzler] Caprivi und trägt ihm den Fall vor, was zu tun sei, dieser rät ihm, sofort den Abschied einzureichen: Wenn die Sache bekannt würde, erhielte er ihn doch. Der Kaiser könne solche Bemerkungen nicht ausstehen. „Ich fürchte, wir befinden uns auf abschüssiger Bahn“, trug ich damals in mein Notizbuch ein. Wir alle, die diese Sorge trugen, waren gut monarchisch gesinnt und stolz auf das Deutsche Reich unter preußischer Führung.

196 Aufregung verursachte im Kloster der Fall Grote-Westermann. Der Untersekundaner Freiherr v. Grote-Schneega, ein wohlbegabter, gut erzogener, aber außerordentlich leidenschaftlicher Junge, hatte am 28. Mai 1891 im Jähzorn, durch vermeintliches Unrecht genötigt, im Nachmittagsunterricht dem Mathematiker Westermann, einem ruhigen Ostfriesen, ein zugeschraubtes Holztintenfass an den Kopf geworfen, so dass eine richtige Beule entstand. Der Attentäter musste alsbald die Schule verlassen. Später veranlasste das Prov. Schulkollegium, dass die Sache bei der Strafkammer in Nordhausen anhängig gemacht wurde, sehr gegen den Willen von uns allen in Ilfeld. Schimmelpfeng und Westermann wurden als Zeugen vorgeladen, und der Missetäter auch noch zu 100 M Geldstrafe verurteilt; dafür aber wurde die Sache allgemein bekannt. Wir waren der Überzeugung, dass das Prov. Schulkollegium weniger scharf vorgegangen sein würde, wenn es sich um einen Berliner Jungen und nicht um den Sohn eines bekannten Welfen gehandelt hätte.

197 In den großen Ferien zogen wir in die bislang von Boesch innegehabte Wohnung über dem Dienstzimmer des Direktors. Jene wohnten seit Ostern schon in dem bereits erwähnten mit vier Familien belegten neuen Lehrerhause. Das alte Gebäude, der letzte Rest des ehrwürdigen Klosters, wurde im Laufe des folgenden Jahres abgerissen. Es kostete viele Mühe, die meterdicken Mauern zu beseitigen. Die neue Dienstwohnung war für uns sehr behaglich und für mich besonders bequem, da ich bloß die Korridortüre zu öffnen brauchte, um sofort im Alumnat zu sein. Wir mussten freilich aufpassen, dass unser Hausmädchen nicht mit den Schülern anbändelte. Versuche wurden wiederholentlich gemacht. Auch unsere Tochter wuchs heran und gewann Interesse an den uns so nahe wohnenden Alumnen.

Schularbeit und Studium lösten sich bei mir ab; daneben versäumte ich nicht, mich in der deutschen Literatur auf dem laufenden zu erhalten. Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Storm, Raabe, Fontane waren meine Lieblingsschrift-

steller, und Anna teilte diese Neigung. Die Wildenbruch'schen Schöpfungen, Paul Heyse's Novellen, Jensen, aber selbst J[ulius]. Wolff, [Georg] Ebers und andere Größen zweiten Ranges, namentlich der „Kampf um Rom“ von Felix Dahn beschäftigten uns in den 80er und 90er Jahren.

198 In den Zeitungen sah es im September 1891 so krieglerisch aus, dass ich an meinem Geburtstag notierte: „Man macht sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, dass der Friede am längsten gedauert hat. Wir Deutschen haben den Hauptangriff auszuhalten. Unterliegen wir, so sinken wir in die Zustände nach dem Dreißigjährigen Kriege zurück.“ „Summa lex regis voluntas“¹: Diese Eintragung des Kaisers in das Stammbuch der Stadt München erregte großes Missfallen und unendliche Nachrede; sie entsprach aber sonstigen Äußerungen des jugendlichen Monarchen. „Sic volo, sic iubeo“² gehörte auch dazu; den zweiten Teil des Juvenalschen Verses hat er wohl nicht gekannt: „stat pro ratione voluntas“³. Ich fasste „ratio“ als „Vernunft“ auf.

„Nun fehlt bloß noch l'état c'est moi“, äußerte einer auf unserer Donnerstagabendsitzung am 12. November 1891, „Gott bewahre unser Vaterland davor, dass bei seinem Herrscher der Größenwahn zum Ausbruch kommt!“ Pastor Freytag brachte allerdings bei dieser Gelegenheit eine freundlichere Auslegung des viel-erörterten Kaisercitats zur Erwägung; er meinte „suprema [summa] lex = salus publica [öffentliches Wohl]“ sei das Subjekt des Satzes und „regis voluntas“ das Prädikat, der Sinn sei also: „Das Staatswohl ist Königs Wille“. Ich befürchtete übrigens⁴, dass diese Interpretation nicht das Richtige getroffen habe. Die Unzufriedenheit war weit verbreitet und Caprivi's Rede vermochte sie nicht zu bannen.

199 Mein Unterricht hatte sich nach Abgabe der Mathematik ganz auf Lateinisch und Griechisch in Prima und Sekunda beschränkt. Da war es für mich eine erfreuliche Abwechslung, dass die von mir geleitete private Mädchenschule in ihrer Oberstufe deutschen Unterricht von kundiger Hand verlangte. Meine Tochter und ihre Freundinnen waren so weit vorgerückt, ich führte sie ein in die deutsche Literaturgeschichte. Nach einem kurzen Überblick ging ich an die Lektüre und Besprechung einzelner Dramen. So schloss ich an Kleists „Hermannsschlacht“ die Romantiker, an Goethes „Dichtung und Wahrheit“ die zeitlich mit Goethe zusammenfallenden Dichter usw.

In der Winterzeit 1891/92 teilten wir die schwere Sorge der uns befreundeten Familie v. Wille in Nordhausen. Herr v. Wille, Erster Staatsanwalt am Landgericht von Nordhausen, war der intimste Freund Jakob Schimmelpfengs gewesen, des bei Sedan gefallenen ersten Bräutigams meiner Anna. Wir hatten in den verflochtenen Jahren viel miteinander verkehrt, Frau v. Wille mit Anna enge Freundschaft geschlossen. Von denen Willeschen Töchtern war Agnes in Emmchens Alter. Ein unheilbares Sarkom hatte sich bei unserem Freund entwickelt, alle ärztlichen Ein-

¹ „Oberstes Gesetz ist der Wille des Herrschers“

² „So will ich es, so befehle ich es“

³ „Der Wille steht für die ratio“

⁴ m. E. mit Recht

griffe erwiesen sich ergebnislos, und auch eine Kur bei dem berühmten Pfarrer Kneipp besserte nichts. Am 3. April 1892 wurde er von seinem schweren Leiden erlöst. Ich bezeugte ihm in meinem Tagebuche, dass ich noch keinen so reinen, lauterem, frommen und treuen Menschen kennengelernt hätte, wie er einer war.

200 Am 9. März 1892 kam eine größere Anzahl von Abiturienten zur Entlassung. Schimmelpfeng knüpfte seine Rede an die Schlussworte der Antigone an und erinnerte dann an den Todestag Wilhelms I.: „Der alte Kaiser glaubte nie, er allein wisse alles und könne nie fallen. Er machte nie viele Worte. Wenn er aber sprach, so war es von durchgreifender Bedeutung. Er hielt treu an seinen bewährten Dienern und Helfern.“ Konnte es eine entschiedenere Verurteilung des regierenden Monarchen geben? - Vorher schon hatte ich mir notiert: „S. M. legt es ordentlich darauf ab, in allen Kreisen Verstimmung hervorzurufen; es ist eine gefährliche Sache.“

In den Ostertagen erfreute uns die Nachricht, dass Schwager Becher die Leitung der Latina in Halle übernehmen solle. Fries, der Rektor der Franckeschen Stiftungen, hatte ihn unter drei Kandidaten bevorzugt. Seine Mitbewerber waren Conrad-Greiffenberg i[n]. P[ommern]. und Dieck-Verden. Am 1. Juli trat er die neue Stellung an, die er vorzüglich ausfüllt. Nur stellte sich bald heraus, dass er und Fries zu verschiedener Natur waren, um ersprießlich miteinander arbeiten zu können, Becher offen, freimütig, großzügig, selbständig, Fries zurückhaltend, sich stets den Rücken sichernd, kleinlich und eifersüchtig auf alle, die ihm geistig überlegen waren. Sein guter Wille soll nicht in Abrede gestellt werden. Das ist das Urteil, das ich mir aus Äußerungen Bechers selbst und einer Anzahl von Lehrern der Latina zusammengestellt habe. Ich selbst bin nur gelegentlich mit Fries zusammengetroffenen, da war er stets entgegenkommend. Sein Vorgänger Fricke erschien mir dagegen hochmütig und selbstherrlich, wenn ich ihn in Ifeld bei Schimmelpfeng sah.

201 Im Alumnat wiederholten sich wie in früheren Jahren Auftritte Trunkener. Dass dies bei den Ifelder Verhältnissen zunächst nicht auszurotten war, habe ich früher ausgeführt. Schimmelpfeng hatte es sich leider in den Kopf gesetzt, einmal durch peinlichstes Ausfragen stets sämtliche Teilnehmer festzustellen und dann doch die Gesamtheit unter den Ausschreitungen Einzelner leiden zu lassen. Das Ausfragen der wirklichen und vermeintlichen Schuldigen, die er [sich] auch noch in geschlossenen Räumen getrennt voneinander vornahm, verführte die Schüler zu den unglaublichsten Lügen und brachte außerdem ihn selbst in den Ruf, unlautere Mittel anzuwenden, um Geständnisse herauszulocken. Er wurde infolgedessen so missmutig, dass er dem Blankenburger H. F. Müller bei einem Besuch sagte, er trage sich ernstlich mit dem Gedanken, sein Amt niederzulegen, so satt sei er der ewigen Kämpfe.

Die Gesamtheit der Alumnen war natürlich ebenfalls geneigt, aufsässig zu werden. Das Ausbrechen in der Nacht wurde wieder gewöhnlich und hatte in dem Neubau auch gar keine Schwierigkeiten mehr, wie sich jeder selbst überzeugen kann. Der Schülerausschuss, in dem jetzt die besser gesinnten Alumnen überwo-

gen, reichte dem Kollegium eine Denkschrift ein, in der er ablehnte, das Ausbrechen aus dem Alumnat unter die übliche Strafe des „dummen Jungen“ zu stellen; er könne es doch nicht unterbinden, und durch die Kameradschaftlichkeit würde es verhindert, dass die Täter angezeigt würden. Schimmelpfeng war sehr ungnädig, hob die Verfassung auf und richtete Nachtrevisionen in verstärktem Maße ein. Aber geholfen hat es wenig. Die Verfassung lebte mit seiner Zustimmung sehr bald wieder auf. Der Portier Baumgarten, der beim Einschleppen eines ganzen Korbes voll Bierflaschen abgefasst worden war, musste den Dienst quittieren und zog wieder nach dem heimatlichen Bennekenstein, woselbst er früher ein forscher Wilddieb gewesen sein soll. Darauf verstehen sich ja viele Bürger dieses wackeren Städtchens.

202 In den großen Ferien 1892 reiste ich zum dritten Male nach Italien, wieder in Freund Tüselmanns Begleitung. Diesmal aber galt es dem Lande, nicht bloß seinen Handschriften. Florenz war unser erstes Ziel, die Casa Nardini unser Quartier. Die Stätten, an denen Savonarola und Fra Angelico gewirkt hatten, zogen uns besonders an. Am Trasimenischen See entlang fahrend erreichten wir dann das hoch gelegene Perugia und ließen in unserem Gedächtnis das Bellum Perusinum wiederaufleben. Die berühmten Wasserfälle bei Terni wurden nur flüchtig besichtigt. Die Hitze war sehr groß und meine Reisegefährte halb ohnmächtig, so dass ich ihn in Terni sofort zu Bette brachte. Am 7. Juli langten wir nachmittags in der Ewigen Stadt an. Von weitem schon grüßte uns die Kuppel des Vatican mit St. Peter. Unsere Unterkunft fanden wir bei einer Frau Farina, die sich später als eine Marquesa entpuppte, auf der Piazza San Lorenzo in Lucina 31, III. Vermittelt hatte sie uns der mit Tüselmann bekannt gewordene deutsche Apotheker Posselt in Florenz.

Frau Farina war die Witwe eines Marineoffiziers und hatte mit ihrer auffallend schönen Tochter und einer alten Dienstmagd das Regiment über den 3. Stock unseres Hauses. Es lagen eine ganze Reihe von Zimmern nebeneinander, nicht übel ausgestattet, mit guten Betten versehen, aber mit Estrichfußboden. Ihren Lebensunterhalt hatten Mutter und Tochter durch die Vermietung jener Räume, da die Witwenpension unzulänglich war. Das Reinigen der Stiefel und Kleider, den Morgenkaffee usw. musste sich jeder Mieter selbst besorgen. Dazu sind ja auch in den italienischen Städten die vielen Stiefelputzer, Kaffeestuben und öffentlichen Küchen da. Unsere Nachbarn bestanden in der Mehrzahl aus Offizieren, die aber viel in Zivil gingen.

Nur einen Übelstand hatte unser mit zwei Betten ausgestattetes geräumiges und luftiges Zimmer. Das waren die vielen Flöhe. Wie wäre das erst ohne Estrich gewesen? Zanzaren [Stechmücken] und Wanzen fehlten zum Glück gänzlich. Die Sauberkeit war auch völlig ausreichend. Mutter und Tochter traten stets höchst elegant auf und gewannen durch ihre natürliche Liebenswürdigkeit sofort unsere Zuneigung. Sie sprachen ein tadelloses, von uns leicht verstandenes Italienisch. Unser erster Gang, nachdem wir uns erholt hatten, war nach dem Kapitol. Es schlug gerade 7 Uhr, als wir die mittlere Treppe emporstiegen.

203 Eine Flut von Gedanken, namentlich geschichtliche Erinnerungen, zog durch unsere Seele. Am anderen Tage kam der Vatican und die Peterskirche an die Reihe. Beim Papste war eine große Auffahrt; ihn selbst sahen wir nicht. Wie tot waren aber im übrigen die weiten Räume! In der riesigen Kirche nur wenige Menschen. Die mittelalterlich gekleideten Schweizer heimelten uns an; sie standen uns gern in deutscher Sprache Rede und Antwort. Am Nachmittage wandten wir uns zum Kolosseum und zum Triumphbogen des Konstantin. Wie nahmen sich neben diesen Zeugen der Vergangenheit die modernen Häuser und die in antike Trümmer eingebauten Kirchen ärmlich aus! Das Forum Romanum beschäftigte uns am folgenden Tage. War die Hitze schon vorher stark gewesen, so erwies sie sich da als schier unerträglich. Wir sprangen von einer Säule zur anderen, um in ihrem schützenden Schatten unsere Betrachtungen anzustellen. Die Kapitolinische Sammlung nahm uns zunächst auf, doch ich versage es mir, diese Erinnerungen auszuführen, über die ja Bädeker genau Bescheid gibt.

Die Tage vergingen im Fluge, und jeder war voll der packendsten Eindrücke. Altes und Neues wirbelte in unseren Köpfen durcheinander, das antike Rom und die moderne Großstadt, und nur eins beeinträchtigte den Genuss, die fabelhafte Hitze. Selbst der Besuch von Tivoli und der Villa Hadriani wurde durch sie schwer beeinträchtigt. Unsere Wirtin sagte uns, dass sie seit 16 Jahren in Rom wohne und eine so enorm hohe Temperatur noch nicht erlebt habe. So entschlossen wir uns, auf die vorgenommene Fahrt nach Neapel zu verzichten und in die kühle Heimat zurückzureisen. Vorher machten wir noch eine Wagenfahrt in die Campagna, weit über das Grabmal der Cäcilia Metella hinaus, und verbanden damit den Besuch der Katakomben von San Callisto. Dann ging es ohne Unterbrechung bis Bozen, wo wir rasteten.

204 Auch in Innsbruck hielten wir uns auf, obwohl uns der Wechsel der Temperatur unbehaglich war. Von 20° [Réaumur] in Rom hatten wir uns in eine Temperatur von 9° begeben, dazu Regen. Das war für meine Heiserkeit nicht günstig. Ein Ausflug ins Stubaital und scharfes Wandern besserte den Zustand auch nicht. So zogen wir denn - Tüselmann befand sich gleichfalls nicht auf der Höhe - allmählich der Heimat näher, hielten uns zuletzt noch in München auf und trafen schließlich den Unsrigen unerwartet in Ilfeld wieder ein.

Zu meiner großen Freude traf ich die lieben Bechers bei uns, die einen Teil ihrer Ferien bei uns verlebten; sie hatten viel zu ihrem Abschiede aus Aurich und ihrem bisherigen Leben in Halle zu erzählen und befanden sich in guter Gesundheit und bester Stimmung. Anna fuhr mit ihnen zwei Tage darauf nach Halle, und ich brachte durch beharrliches Schweigen meine Heiserkeit zum Abzug, so dass ich bei Beginn des Unterrichts meinen amtlichen Pflichten wieder nachkommen konnte.

205 Es war eine unruhige Zeit fürs Kloster angebrochen. Aus der ehemaligen Anhängerschaft v. Vietinghoffs hatte sich die Partei der Wynekisten entwickelt, die in schärfsten Gegensatz zu den alten Gruppen stand. Letztere verfüg-

ten über viel Geld, machten sich kein Gewissen zu kargen⁵ und kneipten gern. Die Anhänger Wynekens⁶ waren in allen diesen Punkten das Gegenteil. Die alten Parteien wollten im Kloster herrschen, die neuen sich nicht unterkriegen lassen. Aus Wortstreitigkeiten wurden Handgemenge; schließlich drangen drei starke Vertreter der alten Richtung auf Wynekens Stube und verprügelten ihn. Die Schuldigen wurden mit Androhung der Verweisung und entsprechendem Arrest bestraft, die Verfassung wieder aufgehoben. Wyneken war, weil er die Sache dem Direktor angezeigt hatte, samt seinem Anhang bei den alten Alumnen nun völlig erledigt. Im Coetus herrschte eine erregte Stimmung, die nicht gebessert wurde, wenn Schimmelpfeng in seiner gewohnten Weise für die Ausschreitungen Einzelner die Gesamtheit leiden ließ. Für Gegenvorstellungen war er unzugänglich.

Dies führte zu einem bösen Zusammenstoß zwischen ihm und den Schülern. Ein in der Rasch'schen Pension untergebrachter Sekundaner, der zu einer der alten Klosterparteien gehörte, hatte den Direktor durch ungehöriges Betragen verletzt und war von mir dazu gebracht worden - ich war sein Tutor - „pater peccavi“ [Vater, ich habe gesündigt] zu sagen; er hatte aber dem Direktor gegenüber nicht das von ihm erwartete Wort „Verzeihung“ gebraucht, sondern nur von „Entschuldigung“ gesprochen. Ich pflegte in solchen Fällen den Delinquenten zu verbessern und ihm zu sagen: „Sie wollen also um Verzeihung bitten?“, was dann ohne weiteres bejaht wurde. Schimmelpfeng, gereizt, wie er sowieso schon war - am 2. September 1892 hatten sich zwei Primaner betrunken, und der neue Vorfall trug sich am 3. zu - fuhr den Jungen an, ob er nicht wisse, was sich gehöre, und wies ihn, als derselbe ihn verständnislos ansah, barsch aus dem Kloster, er solle sich so bald nicht wieder sehen lassen. Dieser ging und wollte nur noch mit mir einmal die Sache besprechen. Ich war nicht zu Haus. Auf dem Rückwege trifft ihn Schimmelpfeng unglücklicherweise auf der Treppe und schreit ihm in voller Entzündung zu, er sei hiermit ausgewiesen, die Diener würden ihnen herausschmeißen, wenn er sich wieder blicken ließe.

206 Hierauf führte Schimmelpfeng in eigener Person den ganzen Coetus spazieren, wegen der tags vorher passierten Ausschreitungen. Der leidenschaftliche Sekundaner - es war ein v. Stockhausen - war über die ihm zuteil gewordene Behandlung so aufgebracht, dass er dem Coetus folgte und in Gegenwart der Alumnen den Direktor wiederholt absichtlich nicht grüßte. Er habe ihm gegenüber, wie Schimmelpfeng später behauptete, sogar mit dem Stocke gedroht und ihn mit funkelnden Augen angesehen, er sei auch der Aufforderung, ihm aus dem Wege zu gehen, nicht nachgekommen. Mir sagte Schimmelpfeng, als er am andern Morgen den Sachverhalt erzählte, er würde, solange Stockhausen noch in Ilfeld weile, die Alumnen nicht aus dem Kloster lassen. Er berief daher, es war ein Sonntag, nach der Kirche den Coetus auf den Betsaal und eröffnete ihm, dass der übliche Ausgang vor Tisch ausfalle. Die Antwort darauf war ein allgemeines Scharren der Schüler, vermischt mit lautem Murren. Schimmelpfeng verlor den

⁵ = machten sich nichts aus Sparsamkeit

⁶ der im weiteren noch öfter erwähnte Gustav A. Wyneken (1875-1964), späterer Reformpädagoge und Schulgründer mit großem Einfluss auf die Jugendbewegung, immer stark umstritten und Konflikte auslösend, ganz so, wie er auch schon bei Mücke erscheint

Kopf und machte sich davon, ohne auch nur den Versuch zu wagen, einige der Tumultuanten festzustellen und herauszugreifen.

Sofortige Berufung der Konferenz. Er erschien totenblass und erklärte, er müsse sein Amt niederlegen, ihm sei widerfahren, was ein Schulleiter nicht ertragen dürfe. Wir sprachen ihm Mut zu und folgten ihm dann geschlossen nach dem Betsaale, wo die Schülerschaft von neuem zusammengerufen war. Hier hielt er eine bewegliche Ansprache, er habe 22 Jahre seine ganze Kraft dem Kloster gewidmet und ernte nun solchen Undank, seine eigenen Schüler hätten ihn ausgescharrt. Sie hätten damit die Schule aufgelöst usw. Als die Jungen entlassen wurden, sahen viele keineswegs gerührt aus, und alle bewiesen ihre Hartnäckigkeit dadurch, dass sie gleich darauf bei Tisch in Schimmelpfengs Gegenwart, als das übliche „*ecce quam bonum*“ angestimmt wurde⁷, nicht mitsangen. Nachmittags rief er die Lehrerschaft zu einer neuen Sitzung zusammen und machte zuerst den Vorschlag, 20 Schüler die er für die Anstifter hielt, nach Hause zu schicken, damit sie bei den Eltern wieder zur Vernunft kämen, eine Maßregel die er oft in einzelnen Fällen angeordnet und die ich nie gebilligt hatte. Ich erklärte mich deshalb dagegen, sie sei nur ein Beweis unserer Hilflosigkeit, die Jungen würden vergnügt abreisen und seinerzeit vergnügt zurückkehren, die richtigen würde man schwerlich alle treffen. Die Mehrzahl der Kollegen stimmte mir bei.

207 Da machte er einen neuen Vorschlag, den ich ebensowenig billigte, der aber der Mehrzahl gefiel. Vier Fragen sollten den einflussreichen Schülern vorgelegt werden, jedem einzeln vor der Konferenz: 1. Haben Sie mitgescharrt? 2. Wollen Sie sich künftig daran beteiligen? 3. Billigen Sie ein derartige Demonstration? 4. Wollen Sie sie in Zukunft zu verhindern suchen? Ich behielt recht; die Fragerei, obgleich sie schließlich auf alle Schüler ausgedehnt wurde, wurde zu einem Possenspiel. Frage 1 wurde von sämtlichen Zöglingen mit Ausnahme eines mit Nein beantwortet, die Einigkeit hatte sich unter den Schülern sofort eingestellt, als es gemeinsames Handeln galt. Der einzige, der mit seinem Ja der Wahrheit die Ehre gab, blieb natürlich straffrei, es war ein Primaner Pfannkuche aus Harburg, ein Anhänger Wynekens. Ich nahm an, dass Wyneken selbst nicht beteiligt war, also auch nicht die Unwahrheit gesagt hat.

Nun waren wir nicht weiter als zuvor, aber so viel hatte sich doch herausgestellt, dass die Auflösung der Verfassung, der Ausfall der Turnfahrt, Verkürzung der Freizeit, das Spazierenführen des ganzen Coetus und zuletzt die Maßregelung wegen des einen ganz außerhalb stehenden v. Stockhausens, der der großen Mehrzahl ganz gleichgültig war, die Unzufriedenheit bis zum Siedepunkt erhitzt hatte. Betreffs der anderen Fragen gerieten nur die Gewissenhaften ins Gedränge, und Schimmelpfeng konnte das Ermahnen nicht lassen, wenn einer wohl zugab, dass solche Demonstrationen Unrecht seien, aber hinzufügte, dass er sich doch nicht fernhalten könne, wenn die Gesamtheit sie unternehme. Auch Schelten und Dro-

⁷ Vertonung von „Siehe, wie fein und lieblich ist’s, dass Brüder friedlich bei einander wohnen“, Psalm 133

hen half dann nichts, verlängerte aber die Verhandlung so ungebührlich, dass die um 2 Uhr begonnene Sitzung bis Abends 7 Uhr dauerte.

Das einzige positive Ergebnis war außer der erwähnten Einsicht in die Ursache der Auflehnung die Entfernung v. Stockhausens. Er konnte nicht gehalten werden, obwohl wir uns nicht verhehlten, dass der leidenschaftliche Mensch durch Schimmelpfengs ungeeignete Behandlung zu seinem Verhalten veranlasst worden war. Als er Ifeld verließ, fuhr er vorher in einem bekränzten Wagen vor dem Kloster auf und ab. Die Schüler verhielten sich zurückhaltend; tatsächlich hatte nur ein kleiner Teil nähere Berührung mit ihm. Die Oberprimaner traten allen Versuchen, Unruhe zu erregen, mit Nachdruck entgegen, seitdem ihnen der Direktor eröffnet hatte, dass in einem Wiederholungsfalle bei der Behörde die Schließung der Anstalt beantragt werden würde. Das bedeutete aber für jeden eine Hinausschiebung der Reifeprüfung um ein halbes Jahr. Der Vater Stockhausens, Landgerichtspräsident in Liegnitz, reichte eine Beschwerde beim Prov. Schulkollegium ein und suchte mich gegen Schimmelpfeng auszuspielen, konnte aber nichts ausrichten, weil die Verfehlungen seines Sohnes doch zu offensichtlich waren.

208 Ich habe den ganzen Verlauf absichtlich eingehend erzählt, um zu zeigen, wie leicht sich in einer geschlossenen Anstalt wie Ifeld ein Unwetter zusammenziehen kann. Der Friede war wiederhergestellt, als am 15. Oktober 1892 Freyers und Bajohrs fünfundzwanzigjährige Tätigkeit an der Klosterschule festlich begangen wurde. Da eine Denkschrift über dieses Jubiläum erschienen ist, gehe ich nicht weiter darauf ein; verschweigen aber will ich nicht, dass verschiedene von den alten Schülern, die sich zu dem Feste eingefunden hatten, beim Anhören der von mir geschilderten Vorgänge lachend äußerten, Revolten gehörten zu den historischen Eigentümlichkeiten Ifelds und täten der Liebe zur Schule und ihren Lehrern keinen Abbruch. Schon 1612 sind die aufsässigen Schüler einmal in corpore aus dem Kloster ausgezogen und erst nach längeren Verhandlungen wieder zurückgekehrt. Freyer und Bajohr hatten allen Grund, sich über die Ehrungen zu freuen, die ihnen von Alt und Jung erwiesen wurden, sie waren wohlverdient.

Die Stockhausensche Beschwerde und Schimmelpfengs Bericht veranlassten eine eingehende Revision der Schule und ihrer Einrichtungen durch unseren Dezenten Prov. Schulrat Breiter; sie fiel zur Befriedigung aller Teile aus. Kurz zuvor hatte ich meinen Vortrag „Kapitol und Forum zu Rom, einst und jetzt“ gehalten, das Ergebnis meiner Sommerreise. Einer meiner Tutanden hatte dazu eine schöne große Karte des Forum Romanum gezeichnet, die Breiters besonderes Wohlgefallen fand.

209 Als Ostern die Abiturientin entlassen wurden, flammte der Hass gegen Wyneken noch einmal auf. Es ist in Ifeld üblich, dass jeder Mulus sein Bild für die Schule stiftet und sich in ein dazu angeschafftes Buch mit einem Denkspruch, Gedicht oder auch nur mit seinem Namen einträgt. Kurz vor der Entlassung stellte Schimmelpfeng fest, dass Wynekens Photographie durch zwei Messerstiche verunstaltet war. Am liebsten hätte er die gemeinsame feierliche Abfahrt der Schei-

denden verhindert; aber die bekränzten Wagen standen schon bereit. So wurde zum Glück nichts aus seiner Absicht.

Mir fiel dabei ein, was uns H. Sauppe vor Jahren im pädagogischen Seminar erzählte, als es sich um das Leben in geschlossenen Anstalten handelte und einer die Kameradschaftlichkeit und Freundschaft pries, die darin geweckt würde: „Die schärfsten Mensuren wurden in Göttingen zwischen alten Ilfeldern ausgefochten, die die Feindschaft von der Schule her auf die Universität mitbringen.“ Als Schimmelpfeng nach der Abreise der Abiturienten die Schüler in einer Ansprache aufforderte, ihre Zwistigkeiten beizulegen, erklärte der kleine Heinemann, Haupt der Hohnsteiner-Partei, daran wäre nicht zu denken, dass er sich je aussöhnen werde.

210 Ich wende mich noch einmal zurück. Im Herbst 1892 verlebte ich schöne Tage bei Bechers in Halle. Ich half ihnen bei der Ausgestaltung der Wohnung, die nicht gerade nach ihrem Geschmack war. Die Zimmer lagen um einen dunklen Hof herum, man ging Stufen auf und ab, wenn man sie durchwanderte. Ferdinand hatte viel Arbeit, dazu hatte sich in der rechten Hand Schreibkrampf eingestellt, der recht lästig war. Die Art der Oberregierung, die Fries führte und an der sich auch seine Gattin beteiligte, war gar nicht nach seinem Geschmack, ebensowenig der engherzige Pietismus, den sie pflegte. Becher war ein durch und durch frommer Mensch, sehr großzügig und frei von jeder kleinlichen Beurteilung Andersdenkender. Er ging auch gern einmal ins Theater, besuchte gute Konzerte, kurz war ein Freund heiteren und unschuldigen Lebensgenusses.

Ich war mit ihm bzw. mit meiner Schwägerin in jenen Tagen wiederholt im Schauspiel. Das indische Drama „Vesantasena“ gefiel mir sehr, und die Aufführung von Shakespeares „Bezähmter Widerspänstigen“ war wohl gelungen. In der alten Kirche am Neuen Markt hörte ich eine höchst eindrucksvolle Predigt von Hoffmann, der in jener Zeit für den bedeutendsten Kanzlerredner von Halle gehalten wurde.

Von Frau Fries ließ ich mir die Verhältnisse in Colombier schildern. Dorthin gedachten wir im nächsten Jahre unsere Tochter in die Henriodsche Pension zu bringen, in der auch die älteste Tochter der uns befreundeten v. Willeschen Familie gewesen war. Auch Frau Fries hatte daselbst ein Jahr zugebracht. Was ich von ihr hörte, bestärkte mich in unserer Absicht. Wie ändern sich doch die Anschauungen! Heute [1918/9] würde ich ganz anders handeln. Ein deutsches Mädchen und französische Schweiz! Es ist zum Lachen.

Von Halle begab ich mich nach kurzem Aufenthalt in Ilfeld zum Schwager Gustav nach Ballenhausen, wo Anna und Emmchen schon seit einigen Tagen weilten. Wieder erquickende Tage! Die Ballenhäuser Kinder sind wohl erzogen und liebevoll, Gustav und Elise [das Gutsherrenehepaar Scheidemann] von treuer verwandtschaftlicher Zuneigung; besondere Freude machte uns der kleine drollige Hans und die niedliche schlagfertige Änne, die in vielen Stücken an Tante Hermi-

ne erinnerte. Abends nach des Tages Arbeit wurden Gesellschaftsspiele gespielt, gesungen und auf der Diele getanzt.

211 Für unsere Tochter nahte nun die Zeit der Trennung. Erst ward unser Hausgenosse Fritz Sandrock mit den Klosterschülern zusammen konfirmiert, dann folgte Emmchens Konfirmation zusammen mit ihren Freundinnen und den gleichaltrigen Flecken-Kindern. Die Schülerschaft hatte das Semester in hellem Unfrieden geschlossen. Prügeleien zwischen den Parteibengels und den Neutralen waren an der Tagesordnung, Schimmelpfengs Mahnungen verhallten wirkungslos. Es blieb nichts anderes übrig, als einzelne Radaubröder mit Ausweisung zu bedrohen und auf der Abmeldung besonders kompromittierter Alumnen zu bestehen. Ein Schritt zur Besserung bestand darin, dass Schimmelpfeng sich auf mein Zureden entschloss, den gesetzlichen Elementen größere Freiheiten in Aussicht zu stellen. Durch unterschiedslose Bestrafung der Gesamtheit würde doch nur das Übel vergrößert. Es ward festgestellt, dass in den letzten 20 Jahren noch nie in einem Semester so viele Konferenzen abgehalten worden seien, wie in dem verflössenen.

Donnerstag nach Ostern 1893 begab ich mich mit meiner Tochter auf die Reise nach der Schweiz, noch erfüllt von den Zuneigungsbeweisen gelegentlich ihrer Konfirmation, und fuhr südlich von Frankfurt in die schönste Frühlingslandschaft hinein. Colombier am Ende des Neufchatteler [Neuenburger] Sees war unser Ziel, ein freundlicher Ort, zu dem eine Kleinbahn von Neufchatel in etwa einer Stunde hinführt. Frau Henriod de Gélieu mit ihren beiden Töchtern Rose und Marie nebst der etwas verwachsenen, besonders gewinnenden Tante, einem Fräulein de Gélieu, machten auf mich den besten Eindruck. Sie führten mich in dem peinlich sauber gehaltenen Hause und dem anstoßenden Garten herum, stellte mir die jungen Mädchen vor und behielten auch mich beim Mittagessen. Frl. de Gélieu erzählte mir, dass ihr Bruder preußischer General sei und dass die Familie seit längerer Zeit Beziehungen zu den Hohenzollern hätte. Die Erzieherin der Königin Luise sei ein Fräulein de Gélieu gewesen und der alte Kaiser Wilhelm hätte als junger Prinz die alte Dame in ihrem Hause besucht.

Ich schied von dem freundlichen Hause mit der Überzeugung, dass unsere Tochter dort gut untergebracht sei. Auf der Rückreise hielt ich mich in Basel und Straßburg auf. Endlich besuchte ich Freund Schneider in Kassel. Er war seit kurzem an das dortige Landgericht versetzt und freute sich, mir seine zarte, liebeizende Gattin und seine schönen, niedlichen Kinder zu zeigen.

212 Das neue Schuljahr brachte eine Aussöhnung der Schüler. Mit Wynkens Weggang war eine Hauptveranlassung der Fehden ausgeschaltet. In unserem Bekannten- und Freundeskreise aber stellte sich Trauer ein. Der Kollege Meyer verlor ein Töchterlein. Der 95-jährige Klosterarzt Dr. Blumenthal segnete das Zeitliche, und die allgemein beliebte, gütige Frau Landrat v. Fumetti wurde durch eine Lungenentzündung hinweggerafft. Ihre sechs stattlichen Söhne trugen den Sarg der Mutter aus dem Hause und dann wieder vom Eingang des Kirchhofs bis zum Grabe. Die einzige Tochter Clara war glücklich so weit erwachsen, um dem Vater den Haushalt zu führen.

Durch den Weggang des trefflichen, aber für Ilfeld ungeeigneten Bunsow, der mit H[ermann]. Lattmann jun.-Göttingen tauschte, kam letzterer an die Klosterschule. Er hatte sich in Göttingen durch Taktlosigkeiten unmöglich gemacht, war aber ein frischer, anregender Lehrer. Sein Hauptfehler war eine maßlose, ja manchmal krankhafte Eitelkeit und Selbstüberhebung. Anfangs gefiel er sehr; bald aber traten die Schattenseiten seines Wesens hervor und führten ihn in immer schärferen Gegensatz zu Schimmelpfeng. Er erlaubte den Schülern auf eigene Faust Freiheiten und drückte ein Auge zu bei manchen Gesetzesüberschreitungen und Unfugszenen, so dass Schimmelpfeng oft ganz außer sich war, ohne jedoch entschieden dagegen aufzutreten. Wie sich schließlich Lattmanns Wesen zu seinem Unheil auswuchs, werde ich später berichten.

Eine milde und entgegenkommende Art des Umgangs hatte im Unterschiede zu dem Sohn der alte frühere Clausthale Direktor Lattmann sen., der damals zu Göttingen im Ruhestande lebte und seinen Sohn wiederholt besuchte. Ich lernte ihn bei diesen Gelegenheiten näher kennen und schätzte ihn sehr wegen seiner gesunden pädagogischen Ansichten, seiner Gelehrsamkeit und gütigen Freundlichkeit. Beziehungen zu seinem Hause bestanden schon seit langen Jahren. Annas Kusine Mathilde Richter führte bei ihm seit dem Ableben seiner zweiten Frau den Haushalt und hatte ihm seine beiden Söhne Hermann und Wilhelm mit erziehen helfen. Der jüngere war in jener Zeit Amtsrichter an der Niederelbe. Der alte Herr überschätzte nur leider seinen Hermann und steigerte dadurch dessen Eitelkeit. Ich habe eine Schrift in der Hand gehabt, in der der Vater ausführlich auseinandersetzte, wie genial sein kleiner Sohn mit Bleisoldaten zu spielen verstünde. Wenn das am grünen Holz geschieht!

213 In den großen Ferien 1893 hielt es uns nicht in Ilfeld; wir mussten zu unserer Tochter, die das gleiche Verlangen nach uns hatte. Auf der Hinreise nach der Schweiz hielten wir uns in Erfurt auf, wo wir Theodor Schimmelpfeng und sein Jettchen besuchten, dann in Fulda, wo seine Schwestern Marie und Josephine wohnten. An beiden Orten wurden wir aufs liebevollste aufgenommen. Beide Städte waren mir noch unbekannt und hinterließen bleibende Eindrücke in meiner Seele, Erfurt mit seinen Luther-Erinnerungen, Fulda mit dem Grabe des Bonifatius, an dem sich die deutschen Bischöfe zu versammeln pflegen. Basel, Luzern, Rigi, Bern prägten sich uns beiden tief ein.

In Neuenburg empfing uns unsere Tochter, die mit Frl. Rose uns entgegengekommen war - ein freudiges Wiedersehen. Dann konnte sich auch Anna in Colombier davon überzeugen, dass wir mit der Pension Henriod eine gute Wahl getroffen hatten. Auch die jungen Mädchen gefielen uns, als wir am gastlichen Tisch des Hauses mit ihnen zusammensaßen. Andern Tages nahmen wir unsere Tochter mit, um gemeinsam noch eine Woche in Interlaken zu verleben. Dort trafen wir am Freitag, dem 14. Juli 1893, ein und fanden uns zusagende Unterkunft im „Deutschen Hofe“, einem freundlichen Hause mit sauberer, guter Verpflegung, aufmerksamer Bedienung und nicht üblen Gästen. Andern Tages stellten wir den Direktor Hempfing aus Marburg mit Tochter fest und Luise Buchenau. Auch andere

Bekanntschaften traten hinzu, so dass wir bald einen regen geselligen Verkehr hatten. Die herrliche Umgebung Interlakens besuchten wir drei bald allein, bald mit unseren Gasthofbekannten. Der alte Hempfing war ein allzeit fröhlicher Führer, seine Tochter Mathilde nur etwas laut und burschikos, an Dora Schimmelpfeng erinnernd.

Schynige Platte, Lauterbrunnen, Mürren, Grindelwald zeigten sich uns bei herrlichsten Wetter und in schönster Beleuchtung. Letztgenannter Ort war wieder im Aufbau begriffen, erholte sich zusehends von der gewaltigen Feuersbrunst des vergangenen Jahres. Störend waren in der Umgebung Interlakens die vielen Bettler, die z. T. recht zudringlich waren. Sonst fühlten wir uns sehr wohl. Zu sehen gab es auch genug auf der Promenade, in Konzerten, im Spielsaal. Wenig sagte uns die nüchterne, rationalistische Predigt zu, wie die wir am Sonntage zu hören bekam.

Vor Ablauf unserer Ferien mussten wir Emmchen wieder in ihrer Pension abliefern, die mittlerweile nach Les Rasses bei St. Croix in den Jura übergesiedelt war⁸. Vorher hielten wir uns noch zwei Tage in dem schönen Genf auf, wo Vetter Eduard Rothfuchs, der dort studierte, unser Führer war. Die Einfahrt von Ouchy aus in Genf, das uns weithin durch eine hohe sonnenbeschienene Fontäne kenntlich war, bezauberte uns. Unser Cicerone machte seine Sache gut. Die Rousseau-Insel, das verfallende Denkmal des Diamanten-Herzogs, die Anlagen der Stadt und sonstigen Sehenswürdigkeiten genossen wir, wie sich's gehört. Eins nur ärgerte den biedereren Eduard. Wenn er die Leute in noch so schönem Französisch nach irgendetwas fragte, enthielt er unweigerlich eine deutsche Antwort. Von Yverdon fuhren wir mit Einspännern nach dem durch den Übertritt der Bourbaki'schen Armee [im 70er-Krieg] bekannt gewordenen St. Croix. In einer reichlichen Stunde schöner Fußwanderung war Les Rasses erreicht. Emmchen wurde freudig von den Mitpensionärinnen begrüßt. Am folgenden Tage begaben wir beiden Eltern uns auf die Rückreise, beide wohlbefriedigt von den gewonnenen Eindrücken. Yverdon wurde auch auf der Heimreise berührt und weckte durch die Erinnerung an Pestalozzi mein ganzes Interesse. Während ich schließlich schnell nach Ilfeld zurückkehrte, hielt sich Anna noch zwei Tage in Kassel auf, um alte Freunde zu besuchen.

214 In den Herbstferien 1893 waren die lieben Bechers bei uns. Ferdinand, sehr abgemattet von der vielen Arbeit in Halle, erholte sich durch Spaziergänge und Jagdausflüge ganz sichtlich und machte uns allabendlich die besondere Freude, aus Fritz Reuters „Stromtid“ vorzulesen. Dazu arbeitete er an Tacitus, ich an Seneca, und es in gewährte uns viel Vergnügen, unsere Gedanken über das Erarbeitete auszutauschen.

Schimmelpfeng hatte im Winter häufige Verhandlungen mit den Alumnen, Verfassungsveränderungen betreffend, das Kollegium trat dabei gar nicht in Tätigkeit. Ein übermütiges, aber viel belachtes Stückchen, hinter dem der älteste v. Asse-

⁸ wohl in die Sommerfrische

burg steckte, zeigte, wie wenig Kühlewein es noch immer verstand, die Schüler richtig zu behandeln. Er war ja kurzsichtig und infolgedessen misstrauisch, ging aber darin viel zu weit, ließ sich dann wohl auch vom Jähzorn übermannen.

Am 10. November 1893 wurde neben ernsten Szenen auch eine Farce zur Aufführung gebracht: „Der Ring des Polykrates“. Auf dem Theaterzettel prangte auch „Ein wohlbekanntes Haupt“ mit darauf folgenden drei Punkten, so dass die Neugier rege gemacht war. Und siehe da! Als bei den Worten: „und zieht aus einem schwarzen Becken, noch blutig, zu der beiden Schrecken, ein wohlbekanntes Haupt empor“, das betreffende Haupt hervorgeholt und gezeigt wurde, erfüllte ein unauslöschliches Gelächter den Raum. Kühlewein, wie er lebte und lebte, aufs kunstvollste nachgebildet. Man hatte eine ihm ähnliche Maske ausfindig gemacht und dieser durch Nachhilfe und Ansetzen eines Bartes, einer Brille und richtig gefärbter Haare sowie entsprechende Kopfbildung eine frappante Übereinstimmung mit dem Original verliehen. Frau Kühlewein wollte in Ohnmacht fallen, Kühlewein verstand anfangs bei seiner Kurzsichtigkeit den Scherz nicht, verließ aber, als er aufgeklärt wurde, mit seiner Frau in hellster Entrüstung die Aula, wo sich dies abspielte. Ich hätte an seiner Statt mir den Kopf zeigen lassen, herzlich gelacht und den Künstler belobt. So wäre dem üblen Scherz die Spitze abgebrochen worden, und Kühlewein hätte die Lacher auf seiner Seite gehabt. Stattdessen zerrte er die ganze Geschichte vor die Konferenz, und dieser blieb nichts anderes übrig, als die Schuldigen entsprechend zu bestrafen.

215 In den Weihnachtsferien 1893 waren wir wieder einmal bei den lieben Bechers in Halle, erquickliche, fröhliche Tage. Einen tiefen Eindruck auf mich machte der gelegentliche Besuch des Zuchthauses. Der Pastor Winckelmann war unser Führer. Den Backraum, die Küche, die Wasch- und Badegelegenheiten, die Kirche, die Arbeitssäle, die Einzelzellen, kurz alles nahmen wir in Augenschein. Ja, aus den Strafzellen wurde uns ein Verbrecher vorgeführt, der wegen schweren Aufruhrs zu 14 Tagen Dunkelarrest auf Latten verurteilt war. Er hatte diese Zeit ziemlich abgesehen und sah deshalb jämmerlich aus. Tagelang hatte ich den muffigen Geruch in der Nase, der das sonst so saubere Gebäude doch erfüllte. Die Ilfelder Mörder, Gebrüder Engelmann, gehörten auch zu den Insassen des unbehaglichen Gebäudes; wir sahen sie von weitem. Was wirkt alles zusammen, eher einer in diese Räume gelangt? Und wieviel Schuld trifft die Gesellschaft, wieviel jedes einzelne Glied derselben, dass die Zuchthäuser so stark besetzt sind! Wie wenig ist man sich dessen bewusst!

Lehrer in Ilfeld, 1894 – 1896

216 Als das neue Jahr 1894 anbrach, saßen wir vier Eheleute traulich beieinander, früherer Zeiten gedenkend, sinnend in die Zukunft schauend und sie Gott anbefehlend. Da ertönten die Glocken aller Kirchen feierlich durch die stille Nacht. Wir lauschten dem mächtigen und ergreifenden Klingen, die Sterne funkelten über die schneebedeckten Dächer und Bäume, vereinzelte Schreie drangen von weitem zu den stillen Franckeschen Stiftungen. „Nun lass uns gehn und treten mit Singen und viel Beten...“, das schöne Neujahrslied Paul Gerhardts geleitete uns in das neue Jahr. - Von unserer Tochter hatten wir gute Nachricht. - Am 3. Januar 1894 reisten wir bei 16° Kälte nach Ilfeld zurück; wir mussten pünktlich zur Stelle sein, da unser Neffe Fritz Sandrock, den wir ins Haus aufgenommen hatten, bis sich für ihn ein Freiplatz im Alumnat fände, bei guter Zeit in Ilfeld war. Wir hatten an seiner Familienzugehörigkeit, nachdem er seine anfängliche Schüchternheit und Zurückhaltung überwunden hatte, viel Freude. In der Schule kam er gut voran und gewann sich bald nette Kameraden zu Freunden.

Die Ostertage 1894 verlebten die lieben Bechers bei uns. Der sehr abgearbeitete Schwager Ferdinand erholte sich in der Ilfelder Luft wieder rasch; wir hatten längere Gespräche über Stellen aus Tacitus, mit dem sich Becher seit einiger Zeit eingehend beschäftigte. Er hatte die Neuausgabe der vorher von Draeger bearbeiteten Annalen [des Tacitus] übernommen. Wenige Tage nach Beginn des neuen Schuljahres kam unsere liebe Tochter aus Colombier, freudig von uns empfangen. Ihr Vetter Fritz Sandrock hatte im Alumnat Aufnahme gefunden und fühlte sich bald auch dort heimisch. Er hielt sich fern von dem Trinkunwesen, das wieder eingerissen war, wie beschlagnahmte Kognakflaschen und betrunken vorgefundene Zöglinge bewiesen.

Der radikalste Beurteiler solcher Ausschreitungen war jedes Mal Lattmann, obwohl er selbst tüchtig trank und die bei ihm verkehrenden Schüler gern mit Wein bewirtete. Wirken kann man nur durch gutes eigenes Vorbild. Aber wir Lehrer waren alle keine Abstinenzler oder auch nur Temperanzler, und Schimmelpfeng wurde bei Klosterfesten erst dann aufgeräumt, wenn er den nötigen Wein im Magen hatte. Wie kann man da von Unerwachsenen fordern, dass sie jederzeit das richtige Maß halten! Lattmann namentlich brachte es fertig, bei Klosterfeiern denjenigen Schülern, die sich zu ihm hielten, mehr Wein zuzustecken, als ihnen gebührte, wodurch er wiederholentlich mit dem Direktor in Konflikt geriet.

217 Kurz vor der Reifeprüfung starb unerwartet H. F. Müllers Nachfolger, der Professor Boesch, ein nicht gerade bedeutender, aber treuer und pflichtgetreuer Mann. Mir wurde infolgedessen die Prüfung in der Geschichte bei dieser Gelegenheit übertragen. Seit fast 10 Jahren hatte ich dieses Fach nicht mehr gelehrt. Eine angestrenzte, freilich nur wenige Stunden umfassende Wiederholung der wichtigsten historischen Ereignisse bewirkte, dass das Vergessene schnell wieder über die Schwelle des Gedächtnisses emporstieg. Es gelang mir, die sieben in Betracht kommenden Prüflinge durchaus angemessen ins Ziel zu bringen. Unter den

Abiturienten befand sich mein Famulus Hugo Lang aus Ems, der nach Wynekens Abgang die Führung seiner Partei übernommen und durch geschicktes Auftreten den Streitigkeiten im Alumnat wieder einmal für einige Zeit ein Ende gemacht hatte. Er war ein sehr begabter, wohlgesinnter Schüler gewesen; ich sah ihn ungerne scheiden.

Ein Verlust für die Schule war die Versetzung des Kollegen Uhlemann nach Göttingen, die außerdem Anlass zu Gerede gab. Uhlemann, der Schwiegersohn des Prov. Schulrates Haeckermann in Hannover, hatte, obwohl recht wohlhabend, ein ansehnliches Staatsstipendium erhalten, um vom 1. Oktober 1893 bis 1. April 1894 in England seine Sprachkenntnisse aufzufrischen und zu erweitern. Ärmere Bewerber hatten zurückstehen müssen. Nun hofften wir in Ilfeld, dass Uhlemanns englische Konversation unseren Schülern zugute kommen werde, unter denen einige als künftige Diplomaten das Englisch eifrig betrieben. Stattdessen kam seine schon erwähnte Versetzung. Wir hatten ihn umsonst vertreten. Es hieß, er sei als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Göttingen in Aussicht genommen. Das gab böses Blut. Auch die Fachzeitungen befassten sich mit der Sache. So wurde aus der Mitgliedschaft in der Kommission nichts. Ilfeld aber verlor einen besonders tüchtigen Lehrer und Erzieher. Wir waren übrigens überzeugt, dass Uhlemann von dem Plane seines Schwiegervaters nichts gewusst hat.

218 Unter den Alumnen nahm das Ausbrechen zur Nachtzeit wieder zu, da die Klosterverfassung in diesem Punkte trotz Schimmelpfengs Mahnungen nicht beachtet wurde, indem die sogenannten Gang-Obersten, denen die Aufsicht oblag, nicht ein, sondern beide Augen zudrückten. Ein Zufall brachte mich in die Lage, den Direktor zum Eingreifen zu veranlassen. Am 21. Mai 1894 war ich der Einladung meines alten Freundes Ebert, damals Postrat in Erfurt, der nachmittags niemand von uns zu Hause angetroffen hatte, gefolgt. Er wollte am anderen Morgen um halb sechs weiterziehen. Wir verlebten einige frohe Stunden in der „Tanne“. Als ich nach 12 Uhr zum Kloster zurückging, sah ich vor der „Krone“ vermummte Gestalten, die sich aber nicht um mich kümmerten. Eine sofortige Revision der Schlafstuben stellte die Abwesenheit von fünf Alumnen fest. Es dauerte auch nicht lange, so kamen die Missetäter an, darunter einer, der wegen Trunkenheit schon mit Ausweisung bedroht war. Sie hatten [sich] in der „Krone“ nach dem letzten Ableuchten noch einen Nachtrunk genehmigt. Anderntags beschloss die Konferenz einstimmig, sie ihren Eltern zuzuschicken. Sie hatten das Alumnat und damit die Schule zu verlassen. Es war nicht die Ausweisung, die über üble Subjekte verfügt wird, sondern sozusagen eine stille Entfernung, die den sofortigen Übergang auf eine andere Schule nicht ausschloss.

Eine Messerstecherei, deren Teilnehmer schließlich bekannt wurden, konnte nicht klar nachgewiesen werden. Schimmelpfeng lag natürlich auch nichts daran, dass etwas davon in die Öffentlichkeit drang, aber der Abgang eines Schülers, und zwar dessen, den der Klosterarzt verbunden hatte, bewies, dass Tatsachen zu Grunde lagen. Es nahm mich nach diesen letzten Ereignissen nicht wunder, dass ein Herr Douglas, der seine unbegabten Söhne wieder von der Schule genommen hatte, ei-

nen recht bissigen Brief an Schimmelpfeng schickte: Er danke Gott, dass seine Söhne von Ilfeld fort seien.

Die Klosterverfassung wurde trotz alledem von der Mehrheit des Kollegiums in der alten Form gelassen. Die Minderheit, der ich angehörte, wollte eine völlige Neuordnung nach vorangegangener Beseitigung der alten Verfassung. Wir waren überzeugt, dass der Paragraph über das Verbot des „Puffens“, so nannte man das Ausbrechen, nie beachtet werden würde, weil die Schüler sich nie auf Angeberei einlassen würden. Dass übrigens auch andere Schulen sich mit ähnlichen Ausschreitungen wie wir abplagten, entnahm ich daraus, dass einer der abgegangenen fünf Schüler in Charlottenburg, wo er sich zur Aufnahme gemeldet hatte, mit der Begründung abgelehnt war, die ganze Prima stünde unter dem Konsil¹ wegen gemeinsamer Widersetzlichkeit, Trunkenheit und Zerstörung des direktorialen Gartens.

219 Als am 25. Juni 1894 die Nachricht von der Ermordung des französischen Präsidenten Carnot eintraf, schrieb ich in mein Tagebuch: „Gott verhüte, dass dies der Funke für das europäische Pulverfass werde!“

Ende August besuchte der mittlerweile zu europäischer Berühmtheit gelangte Dr. Carl Peters die Stätten seiner Jugendstreiche. Trotz seiner zierlichen Figur sah er in der Uniform eines kaiserlichen Kommissars recht ansehnlich aus. Schimmelpfeng machte ihm die Freude, die Schüler mit ihrem Musikkorps vor ihm einen Parademarsch ausführen zu lassen, begrüßte ihn mit einer ehrenden Ansprache und brachte ein begeistert aufgenommenes Hoch auf ihn aus, Bajohr ließ die schönsten Lieder singen. Peters war sichtlich gerührt und bedankte sich mit herzlichen Worten. Am folgenden Tage machte er auch bei uns Besuch. Sein Diener reichte die Visitenkarte vor. Ich fand Peters leidlich wohl aussehend, nur ein Auge war stark geschwollen. Wir gedachten alter Zeiten und seiner bereits verstorbenen ehemaligen Kameraden; er wollte nachmittags nach Lauterberg weiterreisen, um dort Wissmann zu besuchen.

Beinahe hätte ich mich in diesem Sommer um die zum 1. Oktober 1894 zu besetzende Direktorstelle in Goslar beworben. Der Vater des Kollegen Lattmann drang in mich, es zu tun, und stellte mir die ganze Lattmannsche einflussreiche Verwandtschaft daselbst als Unterstützung in Aussicht. Auch die mit dem Bürgermeister v. Garssen befreundete Gräfin Schweinitz, bei der Annas beste Freundin, Anna Dankwarts, seit Jahren Hausdame war, wollte Stimmung für mich machen. Zwei Geistliche, die ihre Söhne in Ilfeld gehabt hatten, waren mir wohlbekannt. Ein Erfolg war zu hoffen. Auf vielfaches Drängen entschloss ich mich, persönlich in Goslar vorzusprechen. Der Empfang war freundlich, meine Bewerbung würde Erfolg gehabt haben. Ich konnte mich aber nicht entschließen, sie schriftlich einzureichen, sondern verlangte, dass man mir die Stelle antrüge. Leimbach, der derzeitige als Prov. Schulrat nach Breslau berufene Direktor, der seinen speziellen Freund Both als Nachfolger wünschte, war erheitert, als ich ihm erklärte, ich wür-

¹ consilium abeundi = Schulverweis]

de lieber ein reines Gymnasium als eine mit Realschule verbundene Anstalt leiten und deshalb eine schriftliche Bewerbung nicht einreichen. In der Tat wurde Sandrocks Schwager Both unter den 12 Kandidaten, die Schriftstücke eingereicht hatten, als Leimbachs Nachfolger auserkoren. Ich war fest geblieben, als Vater Lattmann unter Hinweis auf die Goslarer Wünsche in mich drang, eine schriftliche Bewerbung einzureichen. Nach Clausthal zu gehen hätte für mich viel Verlockendes gehabt. Das war aber nicht nach Annas Geschmack.

220 Einen wertvollen Zuwachs erhielt das Kollegium an dem Lic. theol. Koppelman, der sich bald durch seine glänzenden Charaktereigenschaften eine angesehene Stellung erwarb. Ein trefflicher Redner und vorzüglicher Gelehrter, bewies er sich auch als Lehrer und Erzieher nicht weniger tüchtig. Eine tüchtige, liebenswürdige Hausfrau stand ihm zur Seite, die in den Kreis unserer Frauen vorzüglich passte. Koppelman war auch mit uns in Übereinstimmung, dass die Speichelleckerei, die so viele dem jungen Kaiser gegenüber bewiesen, unwürdig und gefährlich sei. Wie war unter dem Regiment Caprivi der [getreue] Eckard Deutschlands, der alte Bismarck, angefeindet worden. Ob sein Nachfolger Hohenlohe andere Saiten anschlagen würde? Verstimmend wirkte eine Anordnung des Kultusministers, dass Wilhelms II. Dichtung „Sang an Ägir“ zum Gegenstand einer Besprechung auf den oberen Klassen der höheren Schulen gemacht werden solle. Die Schüler lasen doch auch die Reden Seiner Majestät. Die letzte in Kiel gehaltene erschien uns aber so kümmerlich, dass sie einem Primaner scharfen Tadel eingetragen hätte. Wir waren gute Patrioten, konnten aber die Verkehrtheiten des Kaisers nicht loben.

221 Am Schluss des Jahres 1894 weilte ich mit den beiden ältesten Ballenhäuser Jungen einige Tage bei den lieben Bechers in Halle. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Menge und Neubauer von der Latina kennen sowie den Universitätsprofessor Blass. Der äußerst bescheidene, grundgelehrte Blass gefiel mir sehr, Menge war mir zu selbstbewusst, Neubauer dagegen höchst sympathisch. Ferdinand hielt von diesen beiden Amtsgenossen sehr große Stücke.

Unsere Neffen Fritz und Otto zeigten sich von ihrer vorteilhaftesten Seite und machten uns große Freude. Ersterer war verständig und ruhig, letzterer noch recht kindlich. Auf Sylvester reisten wir zurück. Ich lieferte die Jungen bei ihren Großeltern in Nordhausen ab. Die Meinigen traf ich eben von einer genussreichen Schlittenfahrt zurückgekehrt an, als ich gegen Abend wieder in Ilfeld war. Fritz Scheidemann stand mit Emmchen zusammen Sonntag, den 10. März 1895, Pate bei seinem nachgeborenen Bruder Gustav². Auch Anna gehörte zur Taufgesellschaft. Der kleine Gustav wurde als ein besonders liebliches Kindchen gerühmt. Ich war durch meine Tätigkeit an der Reifeprüfung in Ilfeld zurückgehalten worden. Dazu kam die Korrektur der Druckbogen meiner Abhandlung über die Uelzener Handschrift von Senecas Briefen, das Ergebnis mehrjähriger wissenschaftlicher Arbeit.

² im 1. Weltkrieg gefallen

Ich bemerke hierzu, dass ich das wissenschaftliche Studium immer nur zu meiner Erholung betrieb, dass der Schuldienst und die Sorge für meine Tutanden mir stets die Hauptsache war. Ich halte freilich dafür, dass ein Gymnasiallehrer, wenn er nicht versauern will, den Zusammenhang mit der Wissenschaft niemals eingehen lassen darf. Von den damaligen Ilfelder Lehrern kann ich rühmen, dass sie in der überwiegenden Mehrzahl diese Ansicht teilten.

Das aufziehende Frühjahr 1895 hatte ungeheuere Schneemassen wegzuräumen, die der Winter gebracht hatte. Noch am 8. März konnte ich mich auf dem Forstsitz Sophienhof von der Hartnäckigkeit des Winters überzeugen. Auf einem Hofe lagen noch die Kadaver von drei eingegangenen Stück Wild, an denen Hunde und Hühner beschäftigt waren. Und in der vergangenen Nacht hatte sich ein todkranker Hirsch in einen offen stehenden Abort geflüchtet.

222 Dass die kaiserlichen Reden stets gedruckt wurden, konnten wir nicht recht begreifen, sie erschienen uns zu mangelhaft. Man musste dem hohen Herrn aber doch einzureden gewusst haben, dass dies zu geschehen habe. Was bringt höfische Gesinnung nicht alles fertig! Freudig dagegen begrüßten wir die Anordnung, dass der 80. Geburtstag Bismarcks von den Schulen festlich begangen werden sollte, wie uns überhaupt die Aussöhnung des Kaisers mit Bismarck einen Alb von der Brust genommen hatte. Am 31. März vereinigte ein Festkommers 120 Ilfelder Bürger in der „Tanne“, Schimmelpfeng gedachte des größten lebenden Deutschen in gebührender Weise. Dagegen hätte er auf den folgenden Tag gern die fällige ihm übertragene Reifeprüfung gelegt, ein Plan, der an dem Widerstande des Kollegiums scheiterte. So wurde der 80. Geburtstag des ersten Reichskanzlers zum Ärger der Schüler nur durch einen Spaziergang und eine kurze Ansprache am Abende bei einem Glas Wein gefeiert. Die Empörung über die Nichtbeteiligung des Reichstages an der Ehrung Bismarcks war ehrlich gemeint und allgemein.

Am 3. Mai 1895 wurde das 25-jährige Direktorjubiläum Schimmelpfengs festlich begangen. Auch über dieses liegt eine besondere Festschrift vor, so dass ich nicht mehr darauf einzugehen brauche. Vetter Rothfuchs, Schulrat in Münster, der als Schwager des Jubilars selbstverständlich Festgast war, teilte mir am folgenden Tage mit, dass ich in kurzer Zeit für die Leitung eines Gymnasiums in Betracht kommen würde. Am Abend dieses Tages fand zum Abschluss der ganzen Feier noch ein großer Kommers statt, der leider einen bitteren Beigeschmack für den Jubilar hatte. Graf Kuno von Hardenberg, alter Schüler, verteilte bei dieser Gelegenheit nämlich eine von ihm verfasste und mit Bildern ausgestattete sehr witzige Bierzeitung, die Schimmelpfeng als Hohn empfand. Er verließ die Tafel und hat sich hinterher erregt über die Verspottung ausgesprochen. Es ist eben nicht leicht, in solchen Fällen den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Wäre diese in der Tat recht witzige Zeitung in einem einzigen handgefertigten Exemplar dem Jubilar feierlich überreicht worden, so hätte er den Autor sicherlich gerührt umarmt. So aber! Jeder Schüler bekam sie in die Hand. Das wurmte. Schimmelpfeng nahm den Hardenbergschen Besuch gar nicht an, Bechers fanden den Witz abscheulich; aber schließlich lachte doch jeder, wenn er den „Schrumm“ naturgetreu karikiert

sah, mit dem großen schwarzen Hute und dem unvermeidlichen Regenschirm, vor ihm hergehend der Spitz des Hauses, von den Alumnen „Soter“ [Retter] genannt, weil er die Nähe des Herrn „Dirrektors“ verriet, und einige Schritte hinter ihm die sorgliche Gattin, die nie fertig war, wenn es hieß spazieren zu gehen und die darum stets „nachklappte“.

223 Dass es auch sonst nicht an Ärger fehlte, brachten Ereignisse im Alumnat mit sich. Wiederholte Diebstähle hatten die Schülerschaft in Aufregung versetzt. Endlich stellte sich ein ziemlich erwachsener Sekundaner als ihr Verüber aus. Die Entwendung einer goldenen Uhr, die er in seiner Heimat versetzt hatte, führte zur Entdeckung. 12 Diebstähle konnten nachgewiesen werden. Der Dieb wurde schleunigst relegiert, aus Rücksicht auf die Eltern aber von einer Anzeige an die Staatsanwaltschaft Abstand angenommen, freilich ohne Erfolg. Der Oheim des Schuldigen, ein angesehener Marburger Professor der Rechte, stellte die gestohlenen Gegenstände zurück und erzielte, indem er, so gut es ging, die fatale Sache interpretierte, ein mildes Urteil: 6 Monate Gefängnis.

In derselben Zeit rebellierten die Tertianer gegen einen jüngeren Lehrer, der durch Taktlosigkeiten sich selbst die Disziplin untergraben hatte. Ilfeld ist ein gefährlicher Boden. Wer die Schüler richtig zu behandeln versteht, hat leichten, lohnenden Dienst und kann viel Freude erleben. Wer den rechten Ton nicht findet, für den wird der Aufenthalt zur Hölle. Mancher Kollege hat durch die Erfahrungen in Ilfeld die Freude am Berufe für Jahre verloren, freilich niemals ohne eigene Schuld. Die vorgesetzte Behörde müsste noch viel sorgfältiger sein bei der Auswahl von Lehrern für die alte Klosterschule, als sie es schon ist, und müsste vor allem den Wunsch des Direktors, ungeeignete Lehrer schleunigst wieder zu versetzen, stets bald erfüllen.

224 Zu Beginn der großen Ferien 1895 beteiligte ich mich mit Emmchen an der Hochzeit des Kollegen Lattmann, der nach manchen mehr oder weniger glücklich abgelaufenen Liebesabenteuern endlich in den Hafen der Ehe einlief. Er heiratete die hübsche und wohlherzogene, liebevolle Tochter von Annas Vetter Hermann Richter in Nörten, Erna, die uns in der Folgezeit immer näher trat. Anna war zu angegriffen, um sich an der Feier zu beteiligen. Sie hielt sich einige Wochen zu Kur, die ihr auch gut bekam, in dem freundlichen Soden a. d. Werra auf. Emmchen und ich besuchten sie dort. Vetter Adolf Kranold, der damals Oberförster in Germersrode am Meißner war, zeigte uns bei dieser Gelegenheit die Schönheiten des hessischen Berg- und Hügellandes.

Gerade auf unseren Hochzeitstag [23. September 1895] fiel die Hochzeit unseres Freundes und Kollegen Tüselmann, meines treuen Begleiters auf den Reisen nach Italien. Diesmal konnte sich Anna daran mit beteiligen. Sie hatte auch bei der Verlobung schon mitgewirkt. Fräulein Clodius, Tüselmanns Braut, war Erzieherin im Hause des ehem. Majors Markard gewesen, der längere Zeit die Kreis-Einnahmestelle in Ilfeld bekleidete. Wir waren in ein freundschaftliches Verhältnis mit den trefflichen, feinsinnigen Eheleuten Markard gelangt, und so ergab sich das Weitere. Als Markard von Ilfeld nach Alfeld versetzt wurde, verfiel er in eine

ganz ähnliche Niedergeschlagenheit, wie sie einst Freund H. F. Müller beim Abschied von Ilfeld überwinden musste. Auf der in Hameln gefeierten Hochzeit seiner ehemaligen Hausgenossin hatte er sie aber bereits überwunden. Viel gelacht wurde bei dieser Gelegenheit, dass die von Westen herbeigeeilten Teilnehmer bei der Trauung alle ohne Hochzeitsgewand erschien. Sie waren mit dem D-Zuge von Köln gekommen, ihr Gepäck war in Hameln nicht ausgeladen worden, sondern weiter bis Hannover gegangen.

Am tiefsten prägte sich jedoch bei uns drei Mücken die Hochzeit von Sylvie Rasch mit dem Oberförster Ebert ein, die am 28. August 1895 begangen wurde. Der Polterabend sah etwa 80 Personen in der großen Dienstwohnung des Brautvaters, Amtsgerichtsrates Rasch, versammelt. Die Anordnung war die denkbar beste, die liebenswürdigen Hochzeitgeber hatten an alles gedacht, so dass jeder auf seine Rechnung kam, die Aufführungen klappte vorzüglich. Der feierliche Zug in die Kirche zählte 30 Personen. Bei Tisch wurden unzählige Reden gehalten, darunter viele wirklich gute. Geschmackvoll waren die vom Bräutigamsvater gemalten Tischkarten, die eine bleibende Erinnerung an diesen Tag bildeten. Das junge Ehepaar stand mit Recht im Mittelpunkt. Die zarte, liebliche Sylvie war eine entzückende Erscheinung, der stattliche schöne Ebert mit seiner feinen, gewinnenden Art hatte es uns allen angetan. Mit dem Onkel der Braut, dem Superintendenten Rasch, gelangte ich bei dieser Feier in ein Freundschaftsverhältnis, das bis zu seinem Tode von uns beiden treulich gepflegt wurde. Der Wunsch, den er damals beim Glase Wein aussprach, er möchte mich dereinst als Nachfolger Schimmelpfengs begrüßen, ging merkwürdigerweise binnen drei Jahren in Erfüllung.

225 Schimmelpfeng trug sich damals in der Tat schon mit dem Gedanken, bald in den Ruhestand zu treten, da der Ärger im Alumnat nicht nachließ. Es waren jetzt mehrere der Lehrer nicht im Stande, die Disziplin aufrechtzuerhalten, so dass der Direktor oft von früh bis tief in die Nacht auf dem Platze sein musste. Freilich wollte er vorher noch das 350-jährige Schuljubiläum leiten, von dem, je näher wir ihm rückten, umso mehr die Rede war. Die Verhandlungen, die er zu diesem Zweck mit dem Ministerium führte, schienen anfangs ein negatives Resultat zu haben, so dass er einmal den Vorschlag machte, von der Feier ganz Abstand zu nehmen, es würde doch keine Orden und Auszeichnungen geben. Da aber erklärte das Kollegium einmütig, dass es uns um solche Kinkerlitzchen wahrhaftig nicht zu tun sei. Und nun wurde die Feier mit allem Nachdruck vorbereitet. Schimmelpfengs Laune blieb aber dauernd schlecht, er ließ dies alle fühlen, die mit ihm zu tun hatten. Wir bezeichneten sein Verhalten als morositas senilis [Altersgrantigkeit] und meinten, es sei Zeit, dass er sein Amt niederlege. Endlich waren alle Steine weggeräumt, die dem Jubiläum im Wege lagen, und der Druck der Festschrift konnte beginnen. Die Rollen waren verteilt, die jeder einzelne Kollege behufs würdigen Verlaufes des Festes zu übernehmen hatte.

Mittlerweile war der Oberlehrer Holstein versetzt worden; an seine Stelle trat der begeisterte, ideale, für den Erzieherberuf wie geschaffene Dr. Wagner, dessen Abgang sein Direktor Viertel in Göttingen geradezu betrauerte. Er verstand es vom

ersten Tage an, das Vertrauen und die Liebe der Schüler zu gewinnen, indem er sich durch kein noch so ablehnendes und widerspänstiges Wesen abschrecken ließ. Freundlichkeit und Festigkeit, verbunden mit einem großartigen, auch in die Tiefe gehenden Wissen, das er in feurig beredtem Vortrage zur Geltung brachte, verschafften ihm in kurzer Zeit eine feste Stellung innerhalb der Schulgemeinde. Leider war er sehr empfindlich gegen störende Geräusche, überhaupt war seine Gesundheit sehr zart, so dass er durch das Wohnen im Alumnat viel zu leiden hatte. Schließlich setzte er es durch, im Flecken Unterkunft zu nehmen.

In unserer Familie hatte die kleine, zierliche 13-jährige Nichte Änne Scheidemann Aufnahme gefunden, um den Abschluss ihrer Jugenderziehung in Ilfeld zu finden. Das war für unsere Tochter eine besondere Freude, Änne ein lieber Hauszuwachs. Nach glücklich überwundenem Heimweh fühlte sie sich bei uns sehr wohl und schloss engste Freundschaft mit Theo, der jüngsten Tochter des Kollegen Bajohr.

226 Pfingsten 1896 am schönen Rhein, das war ein Glanzpunkt dieses Jahres. Ich war unter die Teilnehmer des alljährlichen archäologischen Ferienkursus aufgenommen und traf am Abende des Pfingstsonnabends in Coblenz ein, wo mich mein alter Schulkamerad Reinhold Braun empfing und mich in den Gasthof „Zum wilden Schwein“ geleitete. Dort wurden wir mit dem Direktor Asbach aus Prüm, einem höchst anregenden Manne, unserem Tischnachbar, bekannt und verlebten mit ihm einen fröhlichen Art. Den Freund Braun fand ich ziemlich gealtert, seine Nase bedenklich gerötet, aber er war der alte, fröhliche Sanguiniker. Seit drei Jahren Wittwer, trug er sich mit dem Gedanken, eine neue Ehe einzugehen.

Am ersten Pfingsttage wanderten wir auf Umwegen über Dörfer durch schöne Buchen- und Eichen[...?]waldungen zu der sogenannten Vierseenplatte, wo man vom Rheine vier durch Bergzüge getrennte Stücke sieht, und von da nach Boppard. Auf der anderen Seite des Stromes wurden die „Feindlichen Brüder“ erstiegen und in Kaup [sic] endlich das Abendbrot eingenommen. Es war ein herrlicher Tag, die Maiensonne schien, die Maiblumen dufteten, der Wein schmeckte, die Unterhaltung stockte keinen Augenblick. In Niederlahnstein wurde noch ein Zug überschlagen, um bei Brauns Weinlieferanten eine Bestellung zu machen. Mitternacht trafen wir wieder in Coblenz ein. Am 2. Pfingsttage fuhren wir stromabwärts nach Königswinter. Im Siebengebirge Scharen von frohen Pfingstwanderern. Abschluss bei Erdbeerbowle in einem Volksgarten wieder in Königswinter und schließlich auf dicht besetztem Dampfboot bis Bonn, wo ich im Rheinischen Hof gut unterkam. Das ist ein fröhliches Leben am Rhein, wenn man selbst sorgenfrei seine Schönheiten genießen kann. Jetzt ist auch dort Frau Sorge eingezo- gen, und Deutschlands Schmach und Schande beugt jeden Redlichen zu Boden.

227 Am Montag, dem 26. Mai 1896, trafen wir Teilnehmer des Kursus, etwa 20 Herren, uns vor dem archäologischen Museum. Zu meiner Freude war Freund Habbe-Celle unter ihnen. Er entschloss sich schnell, nach dem Rheinischen Hofe überzusiedeln. So waren wir während der ganzen Tage ohne Unterbrechung bei- einander. Er hatte seine alte Gewohnheit, humorvolle, drastische Bemerkungen zu

machen, behalten und trug damit oft zur allgemeinen Unterhaltung bei. Unter unserer Schar waren einige stark ausgeprägte Individualitäten, nicht alle gerade liebenswürdig, aber doch kein einziger Spielverderber. Sehr weise redete Direktor Dr. Auer aus Dortmund, der sich berufen fühlte, an die Spitze zu treten. Sein Vetter, Dr. Spieß aus Düsseldorf, mit sorgenvollem Gesicht, hager und rothaarig, war schweigsam, aber stets bei der Sache. Dr. Kuhte-Wismar wurde von Habbe der „Pfau der Mecklenburger“ genannt, weil er den Wismarer Dialekt sprach, obwohl aus der Altmark stammend; später hieß er bei uns allen „Iphigenie“ nach einer Rede, in die er Goethes Iphigenie nicht gerade geschmackvoll eingeflochten hatte. Er war lebenslustig, frisch, stets zu Witzen geneigt und ein belebendes Element. Das ganze Gegenteil von ihm war Georg Meyers Schwager Müller-Bückeburg, das Urbild eines langsamen Niedersachsen, aber vorzüglich in seinen Fächern beschlagen. Eine gewichtige Natur war der katholische Geistliche Prof. Rief aus Ehingen in Württemberg. Durch und durch patriotisch, von größtem Wissenseifer und ausgezeichnete Rednergabe, die ernsten und heiteren Register beherrschend, kindlich fromm, aber die Menschen durchschauend, verstand er es, im rechten Augenblick das rechte Wort zu finden, und war unser allgemeiner Liebling. Nicht vergessen darf ich den Rektor Kühne aus Godesberg mit seinem braungebrannten Gesichte und dem flotten, rotbandigen Strohhut. Er erschien uns als ein gewiegter Geschäftsmann, der von diesem Gesichtspunkte aus bemüht war, die Lücken seines Wissens auszufüllen.

Nachdem wir sämtlich im Auditorium versammelt waren, stellte Professor Löschke, der die Leitung hatte und die Vortragsreihe eröffnete, unsere Anwesenheit fest, ein ganz hellblonder, magerer, mittelgroßer Mann mit kleinen Augen, die gegen Licht sehr empfindlich waren. Sein Vortrag war lebhaft, klar und fesselnd. Auch in den folgenden Tagen bestritt er den Hauptteil der Vorlesungen. Alles, was er bot, war gut ausgewählt, höchst lehrreich und interessant. Man wurde durch ihn sichtlich gefördert. Auch die Vorlesung des Prof. Wiedemann über ägyptische Altertümer fand allgemeinen Beifall.

Am Nachmittage des zweiten Tages veranlasste Dr. Kühn den Dr. Hasselbach und mich, mit ihm nach Godesberg zu wandern. Er zeigte uns dort sein ganzes Anwesen und forschte mich insbesondere über die Iffelder Alumnatsverhältnisse aus. Dass er die Sache richtig angefasst hat, drängte sich mir sofort auf. Sein älterer Bruder unterstützte ihn dabei ganz in seinem Sinne. Das englische Familiensystem lag der ganzen Anlage, die damals etwa 150 Schüler zählte, zu Grunde. Den Einzelhäusern sah man an, wie sie mit dem Erstarken der Anstalt praktischer, größer, wohnlicher geworden waren. Wir nahmen bei dem gastfreien Herrn unser Abendbrot ein, lernten dabei ihre³ Frauen, Kinder und Hauspensionäre kennen. Mit den günstigsten Eindrücken schieden wir. „Das Pädagogium hat eine Zukunft. Kühn hat die richtige Art, mit seinen etwas zusammengewürfelten Zöglingen umzugehen und fördert seine Sache dadurch, dass er schlechte Elemente schnell und rücksichtslos entfernt“, so sagten wir uns.

³ wohl seine und der Lehrer Frauen

228 Ein ganzer Tag wurde auf die Limesfahrt verwendet. Löschke war unser unermüdlicher, stets gut gelaunter Führer und gab sich die größte Mühe, uns alles klarzumachen. Engers war unser erstes Ziel. Von da stiegen wir die Höhen nach Osten hinan und gelangten in großem Bogen nachmittags 5 Uhr in Oberbieber, dem Abschlusspunkte, an. Der alte römische Grenzwall, das davor liegende Gräbchen, die Reste alter Holztürme, spätere Steintürme, die seinerzeit sechseckig waren, die vorzügliche Anlage des Ganzen, die Durchgänge, Übergänge, ein größeres Kastell wurde uns vorgeführt. Endlich wurden zwei Gräber aus der Hallstatt-Periode vor unseren Augen bloßgelegt. Das Schlussmahl in Bieber wurde durch eine Fülle launiger Reden gewürzt und dem unermüdlichen Löschke gebührend gedankt, ehe wir auf Leiterwagen nach Neuwied und von dort nach Bonn zurückfuhren.

Am letzten Tage der Bonner Sitzungen fesselte uns besonders die Besprechung der unlängst gefundenen phönikischen Sarkophage, die jetzt im Museum von Konstantinopel stehen. Mangelhaft erschien uns nur der Vortrag des Prof. Nissen über römische Altertümer und das Lager von Neuss. Nissen hatte sich offenbar gar nicht präpariert und redete, was ihm gerade einfiel. Die Folge war, dass einer nach dem andern ausrückte und wir schließlich nur noch acht Zuhörer bei ihm waren.

Am Abend des letzten Tages besuchten Habbe und ich noch den schönen Bonner Friedhof. Sinnend weilten wir an den Gräbern von Arndt, Schlegel, Schumann u. a. Auf des letztern Grabe lagen noch von der Bestattung der Frau Clara Schumann eine große Zahl der schönsten frischen Kränze. Auf der Fahrt nach Trier wurde in Eltz, Kochem und Bullay halt gemacht. An Ort und Stelle angelangt, fanden wir im Hotel Venedig sehr gute Unterkunft. Wie Löschke in Bonn, so war Hettner in Trier ein trefflicher, uns fördernder Führer. Ihm zur Seite stand der anregende Lehner. Beide waren gleichmäßig bemüht, uns das Leben und Treiben des alten römischen Trier zu veranschaulichen. Dabei waren die Reste aus jener Zeit von nicht geringer Bedeutung. Ich unterlasse es, näher darauf einzugehen, weil mehr als einer darüber geschrieben hat.

229 Meine Aufmerksamkeit war freilich auch etwas abgelenkt durch einen Brief des hannoverschen Prov. Schulrates Breiter, der bei mir anfragte, ob ich die Leitung des Kgl. Gymnasiums in Aurich übernehmen wolle. Alt genug dazu war ich mittlerweile geworden, mein Halsleiden war überwunden, ich schlug ein. Am 1. Oktober 1896 sollte ich, die Kgl. Bestätigung vorausgesetzt, das neue Amt antreten. Ich zweifelte nicht, dass ich ihm gewachsen war. Die letzten Tage des Kursus waren noch recht genussreich. Die schönen Villenanlagen in Nemig, die Sekundinier-Säule in Igel, die Fahrt moselabwärts auf einem Boote nach Trier zurück, alles in hellem Sonnenschein und unter fröhlichen Gesprächen, hat sich wohl allen Teilnehmern fest eingepägt. Die majestätische Porta nigra sagte uns das letzte Lebewohl. Bald waren wir 20 Kursusgenossen wieder nach allen Richtungen der Windrose zerstreut. Aber wir waren ein jeder gründlich gefördert worden im Verständnis der von uns vertretenen Schulfächer, wir hatten durch gegen-

seitiges Aussprechen innerlich gewonnen, und unsere Liebe zum großen deutschen Vaterlande war vertieft worden.

230 Am Freitag, dem 5. Juni 1896, stand ich wieder vor meiner Klasse und empfand das Unterrichten geradezu als eine Erholung nach der ununterbrochenen rezeptiven Tätigkeit, zu der der Kursus mich gezwungen hatte. Aus mancherlei Anzeichen vermutete Anna, dass Schimmelpfeng sich mit dem Gedanken trüge, zum Herbst sein Amt niederzulegen. Da war mir durch meinen Weggang das Einleben in einen neuen Direktor erspart.

Das Schuljubiläum rückte näher. Schimmelpfeng wurde immer schrulliger, je mehr sich die Arbeit häufte. Er verweigerte z.B. ohne ersichtlichen Grund einem Schüler, der eine Eintrittskarte von seinem Vater zugeschickt erhalten hatte, die Beteiligung an der Einweihung des Kyffhäuserdenkmals, obgleich er unter der Aufsicht der beiden Kollegen Meyer und Lattmann, die mit dem Kriegerverein hinzogen, gut aufgehoben gewesen wäre. Endlich war aber doch alles in das richtige Lot gekommen. Das Festprogramm war entworfen, die erwarteten Gäste verteilt, Flecken und Kloster in festlichen Schmuck. Ein Kummer für Schimmelpfeng war es zuletzt noch, dass der Oberpräsident v. Bennigsen absagte. Er hatte als alter Studienfreund des Landrats v. Fumetti bei diesem Quartier nehmen sollen. Die direktoriale Multrigkeit hob auch die Stimmung des Kollegiums nicht gerade. So konnte der Landrat am Morgen des 2. Juli 1896 feststellen, dass eigentlich alle mit Ärger gegen Schimmelpfeng geladen seien. Erst am Abende dieses Tages fingen die Differenzen an sich zu lösen, nachdem die einleitende Festaufführung in der Aula glänzend gelungen war.

231 Ich gehörte mit unseren drei Festgästen, Becher, Müller und Heynacher zu der aus etwa 30 Personen bestehenden Abendgesellschaft, die Schimmelpfeng in seinem Hause versammelt hatte. Leider hatte infolge der Julihitze der Kalbsbraten solchen Hautgout, dass er kaum zu genießen war, er musste mit vielem Wein heruntergespült werden. Das hatte sein Gutes. Der Hausherr überwand seine Multrigkeit, die Gäste wurden vergnügt, die Reden rieselten wie Bächlein. Wehrenpfennig, als Vertreter des Kultusministers, ließ einen etwas bedenklichen Toast auf die Leistungsfähigkeit der Frauen los, der den Schwager Ferdinand zu der derben Kritik veranlasste: „Der Toast stank wie der Braten.“ Prov. Schulrat Breiter fasste mich nach Tisch am Arme, und auf Wehrenpfennig zeigend fragte er: „Hat der 'Lange' etwas gesagt? Die Sache ist so gut wie erledigt.“ Der „Lange“ kam aber erst am nächsten Tage dazu, mir besagte Erledigung mitzuteilen.

Die Hauptfeier vom 3. Juli 1896 ist im Osterprogramm von 1897 eingehend geschildert, daselbst auch die treffliche Koppelmansche Ansprache bei der Morgenandacht abgedruckt. Der Festakt brachte Schimmelpfeng die erhoffte Auszeichnung, das Festessen verlief in ungestörter Harmonie, das seelische Gleichgewicht war wiederhergestellt. Den Abschluss des anstrengenden Tages bildete ein Festkommers in der „Tanne“. Heynacher, der uns vorher mitgeteilt hatte, dass ihm die Leitung des Hildesheimer Andreanums zugefallen sei, blieb zu Haus, er war zu müde; ich ging mit Ferdinand und Hermann-Friedrich [Müller] zu den ver-

gnügt zechenden, redenden und singenden alten Ifeldern, Wehrenpfennig und Schimmelpfeng hielten aus bis nach Mitternacht. Am Sonnabend beteiligten sich an der Nachfeier noch etwa 80 Personen, darunter 25 Damen, aus ganz Ifeld; wir waren wahrlich ein vergnügungsempfängliches und genussfreudiges Geschlecht. Ich werde bei solchen Gelegenheiten immer stiller und markiere⁴ schließlich bloß das Zutrinken, dem man ja doch nicht entrinnen kann.

232 In den Ferien 1896, die noch gründlich zu Harzausflügen benutzt wurden, weilten wir auch einige Tage bei den lieben Freunden in Blankenburg und hatten unsere Freude an ihren heranwachsenden, zutraulichen Kindern. Beim Besuch des alten Schlosses erzählte mir H. F. Müller, dass er sich schon mit dem Blankenburger Herzog Ludwig-Rudolf beschäftigt und insbesondere die Zustände des Brandenburger Theaters in der Zeit von 1691 bis 1735 in Bearbeitung habe. Wir nahmen unsererseits die beiden Müllerschen Jungen Hermann und Wolfgang mit nach Ifeld und hatten viel Freude an ihrem Wesen. Wolfgang konnte eine ganze Gesellschaft belustigen, wenn er mit Puppen, die aus Taschentüchern angefertigt waren, Kasperletheaterszenen aufführte. Die Ifelder Kinder waren von ihm begeistert. Am 1. August geleitete ich unsere jungen Gäste bis nach Tanne zurück, von wo sie mit der Eisenbahn, die seit kurzem eröffnet war, zu ihren Eltern zurückfuhren.

233 Schnell genug kam die Zeit des Abschiedes von Ifeld. Die Heynachersche Einladung zum Schuljubiläum in Aurich nahm ich nicht an, da ich genugsam beschäftigt war, den mancherlei Abschiedsfeiern Ifeld aber konnte ich mich nicht entziehen. Es wurde uns bei dieser Gelegenheit viel Freundliches gesagt, und wir fühlten, wie eng wir mit dem Kloster verwachsenen waren, dass wir aber auch außerhalb desselben gute Freunde gefunden hatten. Raschs standen obenan. Die Alumnen ließen es nicht an Beweisen der Zuneigung fehlen und verehrten uns die Büste des Zeus von Otrikoli und der Juno Ludovisi zur Erinnerung. Schimmelpfeng sprach anerkennende Worte, die von Herzen kamen und zu Herzen gingen, und hatte die unwirsche Stimmung, die ihn in letzter Zeit oft unendlich gemacht hatte, überwunden. Am wenigsten war Freund Kühlewein mit der Wendung der Dinge zufrieden. Seine drei Hintermänner⁵, Heynacher, Becher und ich, waren nun Direktoren, er wartete noch immer.

Zweiundzwanzig Jahre hatte ich nun unter den besonderen Lebensbedingungen Ifelds zugebracht, hatte mich nach anfänglichem Widerstreben in sie hineingefunden und sie schließlich liebgewonnen. Mit den Schülern war ich bald in das richtige Verhältnis getreten, so dass mir der Dienst im Alumnat keine Last, wenn auch nicht stets eine Lust war. Ich teilte mit ihnen ihre Freuden und Leiden und suchte sie zu verstehen, wenn sie über die Stränge schlugen. Soweit es in meinen Kräften stand, übte ich Gerechtigkeit in ihrer Beurteilung und Behandlung ohne Rücksicht der Person, half gerne, ließ mich nicht erbittern durch Undank und Widersetzlichkeit und konnte durch meine verhältnismäßige Ruhe und Unparteilich-

⁴ täusche vor

⁵ d. h. die alters- oder dienstaltersmäßig nach ihm kamen

keit manche Aufregung beilegen oder im Keime ersticken. Meine Unterrichtstätigkeit befriedigte mich, wissenschaftlich hatte ich weiter gearbeitet, ich hatte erzieherisch gelernt, wie man es machen und wie man es nicht machen müsse. Ich trat das neue Amt voll bester Vorsätze und in guter Zuversicht an. Was Heynacher, den ich ja genügend kannte, geleistet hatte, getraute ich mir auch zu vollbringen, obgleich ich in philosophischer Ausbildung erheblich hinter ihm zurückstand.

Nachdem die Brücken in Ifeld abgebrochen waren, verbrachten wir noch einige Tage bei den lieben Bechers in Halle, bis uns die Drahtnachricht, dass unsere Sachen angekommen seien und der Packer uns erwarte, nach Aurich rief.

Direktor des Gymnasium Ulricianum in Aurich, 1896-98

234 Den ganzen 1. Oktober 1896 erlebten wir unterwegs. Es war einer von den unruhigen Geburtstagen meiner lieben Anna. Spät abends fuhren wir mit der kleinen Bahn, die damals von Georgsheil nach Aurich führte, in der alten Residenz der Circsenas ein. Ich schlief, ein Zeichen, dass ich mich nicht besonders aufgeregt fühlte. Meine liebe Tochter weckte mich, als der Zug vor dem unscheinbaren Bahnhof hielt. Der freundliche Kandidat Kirchhoff, ein Auricher Kind, empfing uns mit dem Schuldiener Temme und geleitete uns in den nahen Piqueurhof. Ein gutes Quartier erwartete uns. Am andern Morgen begaben wir uns in der Frühe nach unserem neuen Heim, vorbei an dem alten Schlosse, in dem die Regierung untergebracht ist und das in Aurich liegende Militär. Die mäßig großen, meist einstöckigen, sauberen Häuser, über denen die nicht gerade schöne Stadtkirche aufragt, machten auf mich einen behaglichen Eindruck. Wir bogen links in den mit hohen Bäumen bestandenen Wall ein und standen bald vor unserem Hause. Jetzt dient es als Amtswohnung für den Konsistorialpräsidenten. Der Eingang vom Wall aus und die nach dem Walle gelegenen Zimmer des Unterstocks waren recht dunkel, trotzdem die hohen Bäume den größten Teil des Laubes schon abgeworfen hatten. Die oberen Räume gefielen uns besser; dort lag auch mein Arbeitszimmer; seine Fenster blickten in den kleinen, mit einer Mauer verwahrten Garten. Aus der Küche, gerade entgegengesetzt dem Walleingange, führte eine Treppe nach dem Garten; durch diesen ging man zum Gymnasium, meiner künftigen Wirkungsstätte.

In einem kleinen Häuschen neben unserem Garten hauste der Schuldiener. Ein Schulhof war nicht vorhanden, die Schüler hatten in den Pausen ihren Aufenthalt auf dem Platze um die nahe gelegene lutherische Kirche. Ein Dienstzimmer für den Direktor war auch nicht da. Er teilte das nicht eben umfangreiche Versammlungszimmer mit dem Kollegium. Alles war höchst einfach und primitiv, so dass mir die Ilfelder Schule mit ihren Einrichtungen als ein Monumentalbau erschien.

235 Eine besondere Eigentümlichkeit Aurichs war mir gleich beim Gange von der Station nach der Stadt aufgefallen, der durchdringende Geruch des Torfbrennmaterials. Bald gewöhnte sich aber die Nase daran, wie sich auch meine Hausfrau und unser von Hause mitgebrachtes Mädchen schnell mit der ungewohnten Heizung befreundeten. Nun hieß es sich einleben. Das ging besser, als wir geglaubt hatten. Bechers waren noch in bestem Andenken, Heynacher hatte uns den Weg gebahnt, einzelne geborene Auricher waren mir von der Universitätszeit her bekannt, namentlich der biedere Rechtsanwalt Heinrich Remmers, der Mitglied unserer „Bären“-Blase gewesen war. Die Pflichtbesuche wurden zu Wagen gemacht, doch der Lohndiener sprang vom Kutschbock und lieferte unsere Karten ab, dann ging es in Eile weiter, andere Besuche zu Fuß, so dass wir in etwa drei Wochen dies hinter uns hatten. Die Einführung fand Donnerstag, den 15. Oktober 1896, durch Breiter im engsten Kreise der Schulgemeinde statt. Er hatte freundliche Worte für mich, und meine Ansprache schien Eindruck zu machen. Ich habe darüber im Auricher Schulberichte Ostern 1897 mehreres mitgeteilt.

236 Das Kollegium kam mir vertrauensvoll entgegen, die Schüler gefielen mir. Der geistvollste und gescheiteste Mann der nächsten Berufsgenossen war offenbar der Oberlehrer Ballauff. Leider war er in einem Grade schwerhörig, dass dadurch der Erfolg seines Unterrichtes arg beeinträchtigt wurde. Schon Becher und Heynacher hatten die Aufgabe erhalten, ihn zum Ausscheiden aus dem Amt zu bewegen, jetzt erhielt ich sie; aber es gelang mir ebensowenig wie jenen. Ja, ich überzeugte mich schließlich, dass er auf der obersten Stufe doch ganz gut verwendet werden könne, zumal die Schüler ihn wegen seines geistvollen Unterrichts und stets schlagfertigen Humors schätzten und sich dadurch von schlimmen Ausschreitungen zurückhalten ließen.

Der erste Oberlehrer, Professor Keuffel, war vor meiner Zeit in Ilfeld gewesen. Er war ein freundlicher, umgänglicher Mann, aber so bequem und arbeitsscheu, dass er gar nicht daran dachte, wissenschaftlich weiterzuarbeiten. Sein Unterricht bewegte sich ganz an der Oberfläche. So umgänglich Keuffel war, so barsch und abstoßend bewies sich der Mathematiker Prof. Stendel; die Jungen nannten ihn „Groff“; grob war er auch. Er glaubte sich etwas zu vergeben, wenn er sich entgegenkommend zeigen sollte. Und doch war er ein freundlicher, von den Seinen, auch von Pensionären, geliebter Hausvater. Mit den Schülern lebte er in unausgesetztem Kampfe. Bald überheizten sie den Ofen, bald erzeugten sie zuviel Staub. Dann lief er scheltend aus dem Zimmer, was ihnen eben recht war. In jeder Klasse, in der er unterrichtete, genügte nur ein geringer Bruchteil seinen Anforderungen. Mit Strafen war er stets bei der Hand, solange es gemeinsamen Arrest für alle Klassen gab. Als ich darauf bestand, dass jeder Lehrer seine Arrestanten selbst beaufsichtigte, verzichtete er völlig auf diese Strafe. Wenn er für ein Familienfest Urlaub haben wollte, so bat er nicht etwa einen Kollegen um Vertretung und holte seine Zustimmung ein, sondern forderte, dass der Direktor dies anordne. Als ich dies abschlug, verzichtete er auf jeden Urlaub, außer wenn ihn Krankheit dazu nötigte; auf mich aber wurde er je länger, je mehr schlecht zu sprechen. Ich ertrug es mit Geduld und beachtete seine schlechten Schülerprädikate schließlich gar nicht mehr, namentlich bei der Versetzung. Seine Söhne waren sehr begabt und gut erzogen, seine Frau allgemein beliebt, was man von ihm nicht sagen konnte.

237 Prof. Deiter gehörte noch zu den älteren Herrn des Kollegiums. Er war ein äußerst fleißiger, aber überaus trockener Gelehrter und anfangs missvergnügt, weil er nun zum dritten Male seit Draegers Abgange als Direktor des Auricher Gymnasiums übergangen war. Mit ihm stand ich bald auf gutem Fuße, da er nicht „nachtragisch“ war. Sein deutscher Unterricht bewegte sich völlig an der Oberfläche. Seine Ausgabe der Emilia Galotti war in einer beißenden Kritik von H. F. Müller eine „Ausgabe für gebildete Hausknechte“ genannt worden. Gegen die Jugend bewies er sich nachsichtig und wohlwollend. Mit Stendel lebte er in fortwährendem Kriege, weil dieser dem fleißigen und auch in der Mathematik tüchtigen Sohn Deiters nie mehr als das Prädikat „genügend“ zubilligte.

Ein etwas missvergnügter Europäer war der Neusprachler Oberlehrer Oelkers, aber gut beschlagen in seinem Fache und tüchtig im Unterricht. Er erzählte mir

von seiner Einführung durch den hochgelehrten, aber um die Schule nicht allzu besorgten Direktor Draeger, dass er, Oelkers, sich pünktlich um dreiviertel acht im Gymnasium eingefunden hätte. Um 8 seien aber weder die Schüler noch das Kollegium vollzählig zur Stelle gewesen. 20 Minuten nach 8 sei Draeger erschienen und habe sich erst eine Weile gemütlich unterhalten. Als ihn einer aus dem Kollegium daran erinnert habe anzufangen, unter Hinweis auf die im Zimmer hängende Uhr, sei er lachend auf einen Stuhl gestiegen und habe den Zeiger auf 8 Uhr zurückgestellt. Dann, mit lauter Stimme: „Gehen wir, meine Herrn, es ist Zeit!“ Dass nach einem solchen Vorgänger Ferdinand Becher tüchtig arbeiten musste, um Ordnung zu schaffen, liegt auf der Hand. Ich fand die größte Pünktlichkeit vor, dank der Tätigkeit Bechers und Heynachers.

238 Eine problematische Natur war der Professor Erbrich; es wurde ihm Vielerlei und nicht immer Gutes nachgesagt. Der Spitzname „Louis“, den er von Verden mitgebracht hatte, deutete dies an. Er war aber ein tüchtiger Lehrer für die Mittelklasse, ein richtiger Einpauker von konsequenter Strenge, aber ohne tiefere Kenntnisse und wissenschaftliches Streben. Er ging seinen Weg für sich und war jeden Abend bis die tief in die Nacht Gast im Wartesaale des Bahnhofes, wo er seinen Schoppen trank und mit dem wechselnden Publikum Zwiesprache hielt. Gegen den Direktor war er die Zuvorkommenheit selbst. Im Dienste versäumte er nicht das Geringste. Kummer bereitete ihm sein einziger Sohn, der als Berufsoffizier die zahlreichen Schwestern benachteiligte, indem er alle Mittel der Familie für sich in Anspruch nahm und lustig in den Tag hinein lebte. Im Unterrichte hatte er bestimmte Lieblingsstoffe, die er stets vorführte, wenn Revision vorgenommen wurde. Als der Prov. Schulrat Breiter zu diesem Zwecke einmal in Aurich weilte, sagte er auf dem Wege zur Tertia, aus der man Erbrichs Stimme hörte, zu mir: „Passen Sie auf, wenn wir einige Minuten bei ihm sind, behandelt er Ablaut und Umlaut, starke und schwache Deklination und Konjugation!“ So war es auch. Lachend blickte mich der Prophet an und bemerkte, da wir unter uns waren: „Den Sprung auf dieses Gebiet übt er schon seit vielen Jahren. Es sind ja jedes Mal andere Jungen, die er vorfindet; die Sache selbst haben sie begriffen. Warum soll ich da dem Lehrer sein Konzept verderben?“

239 Ein braver, aber wenig begabter, etwas plumper und ungeschickter Herr war der Oberlehrer Rehren. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, eine lose Hand und zog sich wiederholt Zurechtweisungen zu, wenn er das Züchtigungsrecht maßlos handhabte. Der Religionslehrer Dunckmann war seiner Aufgabe gewachsen und erteilte nebenbei auch den Gesangsunterricht. Mit dem Ilfelder Künstler Bajohr war er natürlich nicht zu vergleichen, aber er brachte doch etwas vorwärts. Nur fiel mir auf, wie laut die Auricher Schüler in der Morgenandacht sangen. Mancher Junge war rot und braun im Gesicht - so strengte er sich an. Die Orgel wurde von einem Primaner geschlagen, der dafür Schulgeldbefreiung genoss. Den Elementar- und Zeichenunterricht erteilte Herr de Baer, ein etwas leichtlebigeres Blut, aber seinem Amte gewachsen.

Das war das Kollegium, mit dem ich zusammenarbeitete. Es gelang mir auch. Ich beschränkte mich anfangs auf die allernötigsten Weisungen und zog erst allmäh-

lich die Zügel an. Viele Worte zu machen, ist nicht meine Art; ich suchte durch mein Beispiel zu wirken. Einen richtigen Zusammenstoß hatte ich nur mit Oberl. Dr. Henser, der nach Oelkes Übergang an das Realgymnasium zu Osnabrück an dessen Stelle trat. Selten ist mir ein innerlich und mit aller Welt so zerfallener, zänkischer, ja boshafter Mensch entgegengetreten wie dieser Mann, der damals in den Schuldienst eintrat und das Kreuz jedes Schulleiters wurde, der dazu verurteilt war, mit ihm zusammenzuarbeiten. Er war ein gelehrtes Haus, sein Ziel die Erlangung einer Universitätsprofessur. Da ihm seine Charaktereigenschaften dabei im Wege standen, so wuchs seine Unverträglichkeit allmählich ins Ungemessene.

Ich erregte sein erstes Missfallen dadurch, dass ich ihn aufforderte, seine nach Tabak und Spirituosen duftende Gewandung künftig nicht mehr mit in die Klasse zu bringen. Er hatte, wie ich erfuhr, bis zum Morgen gekneipt und in der verqualmten Kleidung den Dienst angetreten. Er bäumte auf; ich brachte ihn nur dadurch zur Vernunft, dass ich ihm schließlich mit einem Bericht an die vorgesetzte Behörde drohte. Von da ab legte er sich aufs Opponieren und verlängerte manche Konferenz durch seine spitzfindigen Klauereien, über die wir dann schließlich zur Tagesordnung hinweggingen. Mein Amtsnachfolger in Aurich, v. Kleist, hatte noch ganz andere Tänze mit ihm zu bestehen, ehe er es durchsetzte, dass Henser versetzt wurde. Er hat dann viele Schulen mit seiner Gegenwart gepeinigt und wurde schließlich in den Osten [!] abgeschoben. Mit den Schülern stand er ebenfalls allenthalben auf Kriegsfuß, so dass die Ergebnisse seines Unterrichts überall mangelhaft waren. Gott sei Dank, dass solche unerfreulichen Kollegen selten sind, sonst stünde es mit unseren Schulen übel!

240 Ein sonst ganz tüchtiger Kandidat der Mathematik kam eines Tages außer sich zu mir, er könne sich nicht retten, an alle Hauswände und Zäune, auch auf den Bürgersteigen seien Eselsköpfe mit Kreide angemalt und der Anfang seines Namens eingeschrieben. Beim Nachforschen stellte ich fest, dass der betreffende Herr die Gewohnheit hatte, wenn ein Junge bei ihm in der Stunde abfiel, dessen Namen an die Tafel zu schreiben und einen Eselskopf dazu zu zeichnen. Die Kollegen meinten, dagegen ließe sich nichts machen, man müsse den Unfug ignorieren. Ich war anderer Meinung. Die Tertianer, die dahinter steckten, mussten die Kreidemalereien überall abwischen, und die Primaner taten mir gern den Gefallen aufzupassen, dass dies geschah und dass sich der Unfug nicht wiederholte. Ich hatte ihnen auseinandergesetzt, dass dies die Ehre der Schule erfordere, und sie ermächtigt, wenn sie einen jüngeren Schüler beim Malen ertappten, ihn dafür zu züchtigen. Als die Tertianer dies von mir erfuhren, verzichteten sie auf die Fortsetzung dieses Späßes. Der Kandidat war gerettet und sah ein, was er sich eingebrockt hatte.

Mit den Schülern ließ sich viel anfangen. Sie waren gutherzig und fleißig. Die bei den älteren unter ihnen vorhandene Neigung zum Zechen fand eine natürliche Grenze in den ihnen zur Verfügung stehenden Geldmitteln. Mehrere Vereine erfreuten sich reger Beteiligung. Ich unterließ nicht, sie gelegentlich zu besuchen, und fand da stets gute Ordnung. Die wenigen unbotmäßigen Elemente konnten nicht hochkommen.

Besondere Freude machte mir der deutsche Unterricht, aus dem mich in Ilfeld die klassischen Sprachen ganz verdrängt hatten. Die Aufsätze der Primaner waren fast durchweg mit Sorgfalt ausgearbeitet und standen über dem Durchschnitt. Breiter meinte, dass der fortwährende Gegensatz zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch, in dem die Ostfriesen stünden, die unter sich nur platt sprechen, das Gefühl für die Reinheit des Hochdeutschen und das eifrige Lesen guter hochdeutscher Werke stärke.

241 Eine Menge neuer Bekanntschaften brachte das Einleben mit sich. Mit einzelnen Familien gelangten wir bald in nähere Beziehung. Da nenne ich zuerst unseren nächsten Nachbarn, den Pastor Rodenbaeck und seine treffliche Frau. Er war ein prächtiger, jovialer, stets hilfreicher Mann, seine Frau gütig, wohlwollend, verständig, die Kinder erwachsen und aus dem Hause, wohlgeraten und auf eigenen Füßen stehend. Das einzige, was mir an ihm nicht gefiel, waren seine Predigten. Unter einer Stunde machte er es nicht. Er meinte es gut, kam aber mit der Gedankenentwicklung nicht vom Flecke. Als Seelsorger wurde er dagegen sehr geschätzt.

Der Verwaltungsgerichtsdirektor v. Schweinichen entpuppte sich als schlesischer Landsmann und Görlitzer Schulkamerad. So stellte sich auch bald zwischen ihm und seiner uns freundlich entgegenkommenden Gattin - Kinder hatten sich nicht - ein gegenseitiges Besuchs- und Spaziergangsverhältnis mit uns heraus. - Beziehungen ergaben sich ferner zum Landrichter Schwiening und seiner liebenswürdigen Frau. Sein Bruder, Oberbaurat in Lübeck, war Bajohrs Schwager und mir wohlbekannt, Frau Schwiening war eine Harzerin, die Tochter des Apothekers in Lauterberg und Freundin von Otilie Voraner, Frau Bajohrs Schwester. Wir sind mit Schwienings oft zusammen gewesen. Emmchen und Frau Schwiening musizierten gern miteinander. Zwischen uns und Konsistorialpräsident Scheffer, aus Hessen stammend, bildeten Bechers ein Bindeglied, ebenso zwischen uns und dem Generalsuperintendenten Baring und Frau. Auch mit diesen beiden Familien verkehrten wir oft und hatten unseren Gewinn davon. Baring war ein tüchtiger Prediger und verfügte über eine machtvolle Stimme; bei den Ostfriesen war er als „Butenkerl“ [„einer von draußen“] nicht beliebt, er störte zu oft ihrer altgewohnten Kreise. Der Altpreuße stand ihnen näher als der welfisch gesinnte Hannoveraner.

Die beiderseitigen Töchter führten uns auch mit der Familie Kempfe zusammen. Herr Kempfe, pensionierter Major, der sich in eine ostfriesische Familie eingeheiratet hatte, war früh und spät auf den Beinen. Zu tun hatte er eigentlich nichts. Dafür half er, wo er konnte, gerufen und ungerufen, unverwüstlich in seiner Laune und stets zu einer schnoddrigen Bemerkung geneigt. Manche hielten ihn für zu dringlich, ich muss es bestreiten. Er war auch ernsten Gesprächen zugänglich und zeigte dann seinen guten Kern. Seine Frau erfreute sich allgemeiner Anerkennung, Anna verkehrte gern mit ihr.

242 Mehr auf die Männer beschränkte sich unser Umgang mit dem Seminardirektor Oeltjen, dem Archivrat Wachter, dem Landgerichtsrat Bozi, zu denen

dann noch der erste Staatsanwalt Berndt, ein geborener Nordhäuser, trat. Wir hatten einen „Rumklub“ gegründet und wanderten zu bestimmten Zeiten in die weitere Umgebung; andere Spaziergänge unternahm ich mit Mitgliedern meines Kollegiums. So lernte ich Ostfrieslands Städte und Dörfer, Meere und Moore kennen. Wiederholt war Emden unser Ziel. Die altertümliche Stadt interessierte mich höchlich, sie war in sichtlichem Aufblühen begriffen. Sehr unterhaltend und belehrend waren bei den Wanderungen die Gespräche mit den erstgenannten drei Herren: Oeltjen war in der Geschichte und Literatur, Bozi in Philosophie und Recht, Wachter in allen archivalischen Sachen vorzüglich beschlagen. Mit letzterem trat ich in ein enges Verhältnis, als ich mich entschloss, die Schulgeschichte Ostfrieslands zum Gegenstand meines Studiums zu machen. Ich war der einzige Arbeiter auf dem Archiv. Der unermüdliche Wachter schleppte mir alles herbei, was zu meiner Unterweisung diente, und half mir beim Entziffern besonders unleserlich geschriebener Akten. Das Osterprogramm 1900 von Ilfeld enthält den Ertrag meiner damaligen Arbeit als Beilage.

Die Zahl der Bürger und Beamten in und um Aurich, mit denen ich in Berührung kam und die ich zum Teil oft sah, ist sehr groß. Ich denke an alle mit dem Gefühl voller Befriedigung zurück. Sie unterstützten meine Bemühungen, die Schule zu fördern, wo ich sie nur in Anspruch nahm, und bewiesen bei jeder Gelegenheit freundliches Entgegenkommen. Wir gehörten freilich nicht zu denen, die überall etwas auszusetzen hatten und die Rückständigkeit Ostfrieslands schalteten. Wir suchten Land und Leute zu verstehen und freuten uns der Biederkeit und Zuverlässigkeit, die uns fast überall entgegentrat und die jedenfalls den Vergleich mit der Ilfelder Bevölkerung gut aushielt.

Sehr angreifend waren die vielen Abend- und Mittagsgesellschaften, durch die wir uns durchessen mussten. Es ging dabei meist sehr opulent zu. Ein ausgesuchter Feinschmecker war der Oberregierungsrat Lempfer, ein Junggeselle; bei ihm gab es die vorzüglichsten Weine und eine reichliche Fülle von Leckereien. Er war ein geistvoller, auch in der Literatur wohlbeschlagener Herr. Der Regierungspräsident v. Estorff erfreute sich allgemeiner Beliebtheit wegen seines entgegenkommenden Wesens, das auch durch seine vornehme Haltung nicht beeinträchtigt wurde. Der Landgerichtspräsident Kerkhof, ein katholischer Rheinländer in bereits vorgerücktem Alter, war ebenfalls hoch angesehen; bei ihm gab es die köstlichsten Moselweine; sie stammten aus eigenen Weinbergen. Im freundlichsten Verhältnis standen wir auch zu den Offizieren des in Aurichs stehenden Bataillons, namentlich zu dem Major v. Gabain und dem Hauptmann Köhler. Letzterer war ein Göttinger und ein Freund unseres Schwagers Gustav in Ballenhausen.

243 Ich nehme Abstand, noch mehr Namen und Familien zu nennen. Selbstverständlich trat, nachdem wir die ganze lange Reihe erledigt hatten, auch an uns die Pflicht zu Einladungen. Die Kochfrau musste zitiert, die Speisenfolge mit ihr besprochen, der Tag angesetzt, die Einladungen erlassen werden. Wenn die bestellten Tafelfreuden aus Bremen glücklich da waren, fiel der Hausfrau ein Stein

vom Herzen. Die Tischplätze waren nach vielem Hin und Herreden gelegt¹. Unsere Räume waren so groß, dass wir 30 Gäste auf einmal bewirten konnten. Wenn dann der wichtige Tag vorüber und alles nach Wunsch verlaufen war, atmeten wir auf. Ach, wie viel schöne Stunden sind damals einer Geselligkeit gewidmet worden, die Gastgeber und Gäste im Grunde genommen kalt ließ! Wie anspruchsvoll war man in der Beurteilung der Speisen und der Weine!! Am anspruchsvollsten war allerdings die Jugend. Die Referendare und Offiziere rümpften die Nasen, wenn es nicht Sekt gab oder wenn ihnen die Marke nicht gut genug schien. In unserem Kollegium waren wir bescheidener.

Der alle sogen. Honoratioren umfassende Klub hatte seine Versammlungsräume im Piqueurhofe, das Offizierskasino stand mit ihm gesellschaftlich in engster Verbindung. Die einzelnen Gruppen: Regierung, Gericht, Schule, Ärzte, hatten je ihren besonderen Abend, doch so, dass die zugehörigen anderer Gruppen stets gern dazwischen gesehen wurden. Der Besuch des Piqueurhofes war auch den Schülern der drei obersten Klassen freigegeben. Dort durften sie Billard spielen und rauchen. Da stets gute Gesellschaft anwesend war, so verboten sich Ausschreitungen von selbst. Zu den erwähnten Gesellschaften und Klubabenden traten noch allerhand Veranstaltungen anderer Art, Konzerte, Wohltätigkeitsaufführungen, Bälle, Vorträge. Umso behaglicher genossen wir die Abende, an denen wir Drei ungestört zu Haus sitzen konnten. Wenn ich meine Arbeiten vollendet hatte, wurde vorgelesen oder geplaudert, oder Emmchen spielte bzw. sang uns etwas vor; sie hatte in der langen Reihe von Jahren bei Bajohr ganz hübsche Fortschritte gemacht.

Indessen verstand ich sehr wohl das Verhalten des alten Draeger, Ferdinands Amtsvorgängers. Dieser hatte in den 80er Jahren alles gesellschaftliche Leben seiner Frau und Tochter überlassen. Diese bewirteten die geladenen Gäste, er zeigte sich überhaupt nicht, sondern arbeitete auf seiner Studierstube an seiner historischen Syntax der lateinischen Sprache. Hatte er sein Pensum erledigt, so begab er sich in den Piqueurhof und pokulierte. Das soll er sehr gründlich besorgt haben. Er lebte nach der Versetzung in den Ruhestand noch einige Jahre in Aurich, war aber schließlich schwachsinnig geworden. Seine elegante Tochter missriet und endete in dürftigsten Verhältnissen.

244 Der erste Winter in Ostfriesland war schön. Die Wasserläufe, namentlich der Ems-Jadekanal hatten eine feste Eisdecke. Auf dem Hafen konzertierte eine Kapelle umgeben von fröhlichen Schlittschuhläufern. Je nach der Windrichtung wurde von Aurich nach Emden erst mit der Bahn hin und zurück auf dem Eise gefahren oder umgekehrt. Die Landbevölkerung war allenthalben auf den Beinen mit ihren Breinermoorer langeisigen Schlittschuhen, die nicht mit Riemen, sondern mit Bindfäden am Stiefel befestigt waren. Emmchen und ich nutzten die Eisbahn gründlich aus.

¹ d.h. die Tischkarten mit den Namen

245 Am 17. Februar 1897 war großer Ball beim Präsidenten v. Estorff. Etwa 80 Gäste waren anwesend. Ich erwähne ihn nur darum, weil das Tischgespräch sich besonders mit dem letzten kaiserlichen Erlass beschäftigte, der ganz gegen unseren Geschmack war. Mein Nachbar, der Landrat Graf Wedell aus Leer, sprach es ganz unverhohlen aus, dass die Erteilung des Beinamens „der Große“ erstens für Wilhelm I. nicht passe und zweitens allgemein abgelehnt werden würde; nur die Schranzen würden ihn als „Großen“ oder vielmehr „den Großen“ bezeichnen. Die geplante Centenarfeier war in der vom Kaiser gewünschten Ausdehnung auch den wenigsten nach Wunsch: Kurz, es zeigte sich, dass in dieser gewiss kaisertreuen Versammlung gar mancherlei an dem Regiment Seiner Majestät ausgesetzt wurde. Mir fiel ein, was Ferdinand [Becher] vor kurzem geäußert hatte: Der Kaiser habe von dem monarchischen Kapital, das sein Großvater angesammelt, in den wenigen Jahren seiner Regierung schon erschreckend viel verausgabt. Wenig gefiel mir einige Zeit darauf die märkische Kaiserrede wegen der schiefen Geschichtsauffassung, die sich darin widerspiegelte.

246 Die Centenarfeier für Wilhelm I. wurde am 21. Februar 1897 durch einen großen Festkommers eingeleitet. Etwa 400 Männer aller Kreise hatten sich im Saale des „Schwarzen Bären“ vereinigt. Leider fiel die schlecht vorgetragene und noch schlechter memorierte Rede des Bürgermeisters Schwiening sehr ab; umso mehr schlug die Ansprache eines schlichten Handwerksmeisters ein, der es sich nicht nehmen ließ, den eigentlichen Begründer des Reiches, den Fürsten Bismarck, leben zu lassen. Ein donnerndes Hoch begleitete seine Worte. Wir alle empfanden es als eine heilige Pflicht, im Verein mit Wilhelm I. auch seines unvergleichlichen Kanzlers zu gedenken. Dass in diesem Falle kein Mensch von der Regierung den Mund aufgetan hatte, war uns bezeichnend für den Wind, der in den oberen Regionen wehte.

Am anderen Tage militärisches Wecken, Musik vom Turme, Aktus [Festakt], bei dem ich die Rede hielt, mittags Parade, zu der Major v. Gabain die Spitzen eingeladen hatte, also auch mich, und Abschlussessen im Kasino. V. Gabain hielt dabei eine gut memorierte Ansprache und hatte sich, damit es ihm nicht ging wie dem Bürgermeister am Abende vorher, dadurch gesichert, dass sein Adjutant mit dem Konzept hinter ihm stand, durch die Gardine verborgen, aber von meinem Platze aus gut sichtbar. Die Centenarfeier wurde in der „Zukunft“ von [Maximilian] Harden gehörig durch die Zähne gezogen. - Am 1. April 1897 wurde Bismarcks, des alten Helden und genialen Staatsmannes, mit umso innigerer Teilnahme gedacht, je weniger am 22. März seiner als des Begründers des Deutschen Reiches offiziell gedacht worden war.

247 Bei Beginn des neuen Schuljahres wies ich die Kollegen auf das schöne Wort in Tacitus' „Agricola“ hin: *Maluit videri bonos invenisse quam fecisse.*² Es waren manche darunter, die selbst unbedeutende Jungenstreiche der guten Ost-

² „Er wollte lieber so angesehen werden, dass er gute Leute vorgefunden, als dass er sie zu guten Leuten gemacht habe“ (s. Anhang 2, Nachwort Karl Deichgräbers, unter „Sprüche“)

friesen als schwere Verfehlungen auffassten. - Die Jugendspiele kamen in Gang, es machte mir Freude, ihnen auf dem geräumigen Exerzierplatze beizuwohnen.

Der Mai führte die liebe Schwägerin Hermine zu uns. Das waren schöne Tage. Sie erzählte uns, dass Ferdinands Weggang von der Latina [in Halle] in nächster Zeit bevorstehe, er sei froh, von Fries loszukommen. Die Leitung von [Schul-]Pforta hatte er abgelehnt, nun stand ihm eine Schulratsstelle in Berlin bevor. - Das Ergebnis längerer Besprechungen mit ihr war, dass unsere Tochter noch einmal aus dem Hause sollte, weil es fortgesetzte Unstimmigkeiten zwischen ihr und ihrer Mutter gab. Heranwachsende Töchter kommen selten in Frieden mit den Müttern aus, das zeigte sich auch bei uns. Auf der einen Seite Eigensinn, auf der anderen Ungeduld.³ So wird die Harmonie gestört. Wir fassten das Haus des Superintendenten Rasch ins Auge, und Anna beschloss, sich mit Frau Superintendent in Verbindung zu setzen.

Ein Besuch des Lütetsburger Parkes bei Norden und dann des Norder Direktors Hermann hinterließ in uns bleibende Eindrücke. Der Norder Kollege gefiel mir sehr, und wir wurden gute Freunde und Nachbarn. Leider hatte er ein wenig günstiges Urteil über Heynacher, er sprach ihm Takt und Zuverlässigkeit ab; ich konnte ihm nicht beipflichten. Ich wies ihn darauf hin, wie furchtbar schwer sich Heynacher hätte durchs Leben kämpfen müssen und wieviel er dessen ungeachtet doch geleistet habe; er sei ein Sanguiniker und würde dadurch beeinflusst; keiner aber ginge so schonungslos mit sich selbst ins Gericht als gerade Heynacher; er könne sich tagelang mit Gewissensbissen tragen, weil er ein unbedachtes Wort geäußert habe. Darin stimmte ich ihm allerdings bei, das Breiter Unrecht habe, wenn er Heynacher als Pädagogen und Wissenschaftler über Becher stelle. Wir hatten beide den Eindruck, dass Breiter irgendetwas von Becher übelgenommen haben müsse; nur dadurch könne er zu seinem verkehrten Urteile gelangt sein.

248 Gegen Ende Juni 1897 unternahm ich mit der gesamten Prima einen sehr lohnenden Ausflug nach Wilhelmshaven, wo ich uns beizeiten angemeldet hatte. Auf Leiterwagen ging es durch die lachende Sommerlandschaft nach Wittmund. Dort ließen wir sie zurück und erreichten mit der Küstenbahn bald unser Ziel. Kollege Zimmermann war unser freundlicher Führer. Er geleitete uns zur Werft. Dort nahm uns ein von der Admiralität beauftragte Offizier in Empfang und zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten. Die Maschinenwerkstätten, die Gießerei, das Kanonenhaus, die Trockendocks, die im Bau begriffen Schiffe, dann verschiedene fertige Panzerschiffe und schließlich, besonders eingehend, die „Oldenburg“ wurden uns vorgeführt.

In der deutschen Jugend sollte nicht nur das Verständnis an der Marine, sondern auch die Lust zu ihr geweckt und gefördert werden, ein Ziel, das in der Tat durch solche sachgemäße Führung erreicht wird. Es wurde mir klar, warum die Admira-

³ Eine Parallele in „Agnes Loß“ (§61) scheint nahezuzeigen, dass Mücke den „Eigensinn“ bei der Tochter, die „Ungeduld“ bei der Mutter sieht: „Wir leben wieder in einer Zeit der Zusammenstöße zwischen Großmutter und Agnes; letztere ist widerspänstig und eigenwillig, Großmutter ungeduldig und heftig.“

lität Anträgen der Schulen, diese Anlagen zu besichtigen, so bereitwillig entgegenkommt. In den Nachmittagsstunden besichtigten wir unter Zimmermanns Leitung die etwas mageren Sehenswürdigkeiten Wilhelmshavens und hörten voll Interesse seinen Vortrag über die Entstehung der Stadt und ihr schnelles Aufblühen. Spät in der Nacht fuhr uns unsere Wagen von Wittmund wieder nach Aurich zurück. Die Primaner benahmen sich bis auf einen, den ich zurechtweisen musste, tadellos.

249 Mittlerweile war die Ernennung Ferdinands zum Prov. Schulrat erfolgt; er sollte sein Amt in Berlin bereits am 15. Juli 1897 antreten und bat mich, Hermine beim Aufsuchen einer Wohnung behilflich zu sein. Ich war gern dazu bereit und machte mir einen hübschen Reiseplan zurecht, der auch zur Ausführung gelangte. Erst begab ich mich über Osnabrück nach Minden und suchte dort meinen alten Freund Bussmann auf. Wie hatte sich der Ärmste verändert! Er sah abgemagert, gelb und verfallen aus, hatte aber die alte geistige Frische bewahrt, versah auch noch seinen Dienst, die Aufnahme in seinem Hause seitens seiner Frau und der wohlherzogenen Kinder war von der früheren Herzlichkeit; über allem aber schwebte ein unverkennbarer Schatten von Sorge. Bald teilte mir auch Bussmann selbst mit, dass sich Wucherungen in seiner Blase eingestellt hätten und er sich nächstens einer Operation unterziehen müsse; sehr schwarz sah seine Frau in die Zukunft. Leider hat sie Recht behalten. Wenige Monate darauf schloss der treffliche Mann die Augen. Sein Leiden war Blasenkrebs gewesen. Die Operation hatte nichts geholfen. Klaren Blicks war er seinem Ende entgegengegangen, hatte sogar seine Todesanzeige selbst aufgesetzt und die Liste derer zusammengestellt, denen sie zugeschickt werden sollte.

Als ich damals bei ihm weilte, sprach er furchtlos von seinem Abscheiden und sagte, er habe sein Haus bestellt. Wir sind noch in Minden herumgegangen, er zeigte mir die unter seiner Leitung stehende wohlgeordnete Bibliothek, wir machten zusammen dem wenig freundlichen Direktor Heinze einen Besuch, das Kaiserdenkmal an der Porta [Westfalica] wurde von mir in Augenschein genommen. Wir schieden tief bewegt voneinander; mein Freund machte kein Hehl daraus, dass wir uns in diesem Leben zum letzten Male gesehen hatten. Das Thumannsche große Bild in der Aula des Gymnasiums „Arminius' Rückkehr aus der Varusschlacht“ war wiederholt Gegenstand unserer Unterhaltung; wir waren bei aller Anerkennung darüber einig, dass das Ganze zu weichlich gehalten sei.

250 Von Minden reiste ich über Hannover nach Ballenhausen. Unterwegs hielt ich mich einige Stunden in Nörten beim Schwager Friedrich Sandrock auf, der mir seine Baumschule und seiner Anlage zum Obstkeltern zeigte und mit zum Hardenberg hinauf wanderte. Er und die Seinen waren gesund und frisch; ich probierte seinen trefflichen, selbst gewonnenen Obstwein. In Ballenhausen fand ich Schwager Gustav ziemlich wiederhergestellt; eine heftige Gallenblasenentzündung war überstanden. Der kleine Gustav, sein jüngstes Kind, war ein entzückender kleiner Bursche, der Verzug von uns allen und doch immer artig. Tante Hermine war auch da. Wir verlebten Tage ungetrübten Glückes. Bei Änne befand sich ihre Freundin Theo Bajohr zu Besuch; die beiden ältesten Söhne fingen an, sich

als Erwachsene zu benehmen, ohne dabei etwas von ihrer alten Zutraulichkeit und Natürlichkeit eingebüßt zu haben, der kleine Hans wich mir nicht von der Seite, die Schwägerin Elise war eine für alle sorgende, stets freundliche Hausmutter. Schade, dass Anna und Emmchen in Aurich zurückgeblieben waren!

Am 10. Juli fand das Sommerfest des landwirtschaftlichen Vereins von Reinhausen statt. Ich machte an Gustavs Seite die Flurfahrt durch verschiedene Dörfer und dann das gemeinsame Mahl mit, bei dem der Bauernmeister Bartram aus Reinhausen den Herrn Scheidemann „gefälligst“ hochleben ließ. Das ländlich kräftige Mahl hatte drei Gänge, Hammel-, Schweine- und Kalbsbraten. In welcher Fülle wurde aufgetragen und wie kräftig sprach man zu! Das waren noch schöne Zeiten. Abends wurde im Bürgertale in Zelten getanzt. Otto, ein auffallend hübscher Junge, machte den liebenswürdigen Schwerenöter, Fritz wollte vom Tanzen und Kurmachen nichts wissen und ging vor Abschluss des Waldfestes mit mir über den Hasenwinkel nach Ballenhausen zurück. Ich hatte meine Freude an seinen verständigen Ansichten. Die beiden folgenden Tage brachten Wagenfahrten nach Bremke und nach dem Hanstein.

Voll Dankes setzte ich meine Reise fort, um in Leipzig wieder längeren Aufenthalt zu machen. Dort war eine viel besuchte Industrieausstellung im Gange, die ich bei dieser Gelegenheit mitnahm; im Grunde genommen war das bunte Jahrmakttreiben aber nicht mein Fall. Umso mehr das Zusammentreffen mit meinem Neffen Hermann Müller, den ich auf seiner Studentenbude aufsuchte und mit dem ich meine alten Erinnerungen an die Leipziger Zeit wieder auffrischte. Die Innenstadt hatte sich wenig verändert, vor den Toren aber waren ganz neue Stadtbilder entstanden, der Verkehr war noch reger geworden. Hermann war offenbar ein fleißiger Student, die Unterhaltung mit ihm musste indessen stets von mir aufrecht erhalten werden, sonst versiegte sie völlig.

251 Nun kam Görlitz an die Reihe. Die Geschwister traf ich frisch und lebensfroh an, alte Freunde freuten sich mit mir des Wiedersehens. Die Politik beschäftigte uns viel, alle waren wir einig in der Verurteilung des vom Kaiser beliebten Zickzackkurses. Das Wort „impulsiv“ wird dann stets zur Entschuldigung gebraucht.

Ein Ausflug nach der Schneekoppe wurde eingelegt, der prachtvoll glückte. Von Krummhübel stieg ich hinauf und wanderte dann noch bis nach Spindelmühle im Böhmischen, weil alle Bauden auf dem Kamm voll belegt waren. Das Riesengebirge, das in meiner Jugend nicht gerade überfüllt war, hatte sich dank der an seinen Hängen angelegten Eisenbahn zu einem Reiseziele namentlich der Berliner entwickelt. Überall machten sie sich und oft nicht gerade vorteilhaft bemerkbar. Die liebliche Gegend von Tannwald gefiel mir auf der Wanderung nach dem stattlichen, aufstrebenden Reichenberg ganz besonders. Von dort kehrte ich mit der Bahn nach Görlitz zurück. In den letzten Tagen meines Aufenthalts hatte ich eine Zusammenkunft mit meinem ehemaligen Tutandus, damaligen Stadtrat, Fritz Roth. Er hatte sich zu einem klugen, scharfsinnigen Beamten entwickelt, entsprechend seinen schon in der Jugend bewiesenen vortrefflichen Anlagen.

Den Schluss der Reise bildete die geplante Zusammenkunft mit Bechers in Berlin. Das war ein freudiges Wiedersehen. Ferdinand hatte tüchtig zu tun, ich ging indessen mit Hermine auf die Wohnungssuche und tat dabei Einblick in manchen Haushalt. Endlich fanden wir in der Schaperstraße ein bald vollendetes Haus, dessen zweites Stockwerk gemietet wurde. In Berlin werden die Häuser gleich nach der Fertigstellung bezogen: So sehr sind Wohnungen begehrt. Bechers nahmen die gewählte am 10. August 1897 in Besitz. Ich verlebte mit ihnen einige schöne Tage. Das vor kurzem vollendete Denkmal Wilhelms I. beim Schlosse wurde zuerst mit aufgesucht: „Willem in die Leewengrube“, haben es die Berliner getauft. So imponierend es ist, so kalt lässt es den Beschauer. Es entspricht eben vollständig dem Geschmack des Kaisers. Der Zoologische Garten, Zeughaus, Museum für Völkerkunde u. a. kamen dann an die Reihe. Auf der Heimreise hielt ich mich in Bremen auf, das mir recht still vorkam, mich aber doch in hohem Grade fesselte, endlich noch in Emden, wo ich mit dem Prof. Gneser, einem Jugendfreunde Heynachers, einen hübschen Gang nach der Schleuse unternahm.

In Aurich fand ich die Meinen wohl und steckte bald wieder ganz in meiner Arbeit. Um ihnen auch noch einen Feriennachklang zu gewähren, fuhren wir alle drei für zwei Tage nach Norderney und trafen uns dort mit meinem alten Schulfreunde Theodor Möller aus Görlitz, der mit seiner ganzen Familie das Seebad aufgesucht hatte. Im Bazar fanden wir Unterkommen, wurden aber am andern Mittag nicht wenig erschreckt durch ein gewaltiges Gewitter, während dessen die Blitzschläge nicht bloß benachbarte Häuser, sondern auch das unsrige trafen, glücklicherweise ohne zu zünden. Ein Gewitter am Rande der See ist etwas besonders Großartiges.

252 Bechers siedelten im August 1897 nach Berlin über, Ferdinands Nachfolger wurde ein besonderer Liebling von Fries, ein früherer Lehrer an der Latina, Rausch, und der Schülerwitz sagte: „Nachdem wir den Becher genossen haben, stellt sich der Rausch ein.“ Ferdinands Weggang wurde von dem Kollegium wie von den Schülern der Latina gleich schmerzlich empfunden, während Fries den unbequemen Amtsgenossen nicht ungern scheiden sah.

In Ifeld hatten sich während des Sommers dramatische Szenen zwischen Schimmelpfeng und dem Kollegium abgespielt. Der Hauptbeteiligte, Oberlehrer Koppelman, musste das Feld räumen und wurde zum 1. Oktober 1897 nach Leer versetzt. Ich bedauerte, dass dieser geistig so bedeutende Mann, tüchtige Lehrer und vortreffliche Erzieher der Ifelder Schule entzogen wurde, und hörte später, dass er durch seine Heftigkeit die von ihm vertretene durchaus gerechte Sache geschädigt hätte.

Schimmelpfeng hatte wegen vorgekommener Ausschreitungen wieder einmal die Klostersverfassung, und zwar diesmal durch Konferenzbeschluss, aufgehoben, sie aber nach einiger Zeit auf Drängen der Schüler eigenmächtig wieder eingesetzt, und Koppelman hatte dies festgestellt. Dies der Anlass des Konfliktes. Das Kollegium stand auf Koppelmans Seite - selbst Eduard Rothfuchs, Schimmelpfengs

Neffe, der nach meinem Weggang der Klosterschule überwiesen war -, und die Aufhebung wurde von neuem verhängt. Bei den darauf bezüglichen Verhandlungen war es zwischen dem Direktor und Koppelman zu einer sehr erregten Aussprache gekommen. Eine Anzahl Mitglieder des Kollegiums hätten um ein Haar ihre Versetzung beantragt, um der vorgesetzten Behörde ihre Sympathie für Koppelman und ihre Verurteilung der direktorialen Selbstherrlichkeit zu bezeugen. Der Sturm ging aber noch einmal gnädig vorüber. Aber Schimmelpfengs Weggang musste nun bald erfolgen.

253 Am 14. Oktober 1897 notierte ich in mein Tagebuch: „In der ‚Zukunft‘ stand eine interessante Kritik der letzten kaiserlichen Rede. Ich war, als ich diese Rede las, erstaunt über den Mangel an Geschichtskennntnis, den sie verriet, obgleich man in dieser Beziehung an alles gewöhnt ist. Ich gehe stets mit Zagen an die Reden S. M.; sie sind so unreif, dass mich jedes Mal die Angst überfällt, was aus dem Vaterlande werden soll, wenn ein so unklarer Kopf das Ruder führt.“

Neu war mir das ostfriesische Kloth-schießen. Die Schüler der oberen Klassen übten es bei sonnigem Wetter auf der Landstraße und gelangten dabei am 30. Oktober bis weit über Kirchdorferfeld hinaus. Zwei Parteien kämpften gegeneinander, wer die große hölzerne Kugel mit den wenigsten Stößen am weitesten vorwärts bringt.

Unsere Tochter fehlte uns in diesem Winter an allen Ecken. Nach einem Familienrat, in dem Tante Hermine ein wichtiges Wort geredet hatte - er fand im Sommer statt - war das Haus des Superintendenten Rasch in Sehldede bei Hildesheim von uns ausgewählt worden. Dort wurde Emmchen von der überaus tüchtigen und energischen Hausfrau tiefer in die Geheimnisse des Haushaltes eingeführt. Sie fühlte sich dort sehr wohl und hat stets voll Dankbarkeit dieses Aufenthalts gedacht.⁴

254 Der wissenschaftliche Verein übertrug mir die Stelle des 2. Vorsitzenden. So war ich moralisch verpflichtet, die Reihe der öffentlichen Vorträge im Winter 1897/8 zu eröffnen. Ich hatte das Thema „Altrömisches in Deutschland“ gewählt, das Ergebnis meines Aufenthaltes in Bonn und Trier, und fand Anklang damit. Wenigstens wurde ich angegangen, den Vortrag auch anderwärts zu halten. Norden und Weener kamen an die Reihe; in beiden Städten fand ich freundlichen Beifall. Nach ersterem Orte hatte mich Kollege Hermann geladen, der bei dieser Gelegenheit wieder seiner Abneigung gegen Heynacher Ausdruck gab, nach letzterem der Landrat Kriege, ein alter Schüler meines Freundes Bussmann in Minden. Auf dem Rückwege von Weener machte ich bei Koppelmans in Leer halt, die seit Anfang Oktober dort waren, und hörte das Nähere über die Ilfelder Vorgänge, die Koppelmans Versetzung veranlasst hatten.

Dass sie auch auf Schimmelpfeng tiefen Eindruck gemacht hatten, bewies eine lateinische Karte an Becher zum neuen Jahre 1898, in der er von „dirae sollicitu-

⁴ doch s. §§255 u. 256 („Sehlder Verbannung“)

dines“ [schrecklichen Unruhen] schrieb. Diese „sollicitudines“ wurden veranlasst durch Durchsteckereien der Abiturienten, die eine Zurückweisung von Vieren veranlassten. Zu diesen Vieren gehörte auch unser Neffe Fritz Sandrock, der den auch durch seine Hände gegangenen Schmutzettel [Schummelzettel] gelesen und das eigene richtige Ergebnis seiner mathematischen Aufgabe danach geändert hatte. Schimmelpfeng versuchte törichterweise, die Schuldigen zu retten, erreichte aber natürlich nichts. Ich schrieb an Fritz, er müsse die Suppe ausessen, die er sich eingebrockt habe; ich würde an Schimmelpfengs Stelle keinen Finger gerührt haben, das verdiente Schicksal von ihnen abzuwenden. Es wurde den Prüflingen jedesmal ausdrücklich mitgeteilt und dies im Protokoll vermerkt, dass schon der Versuch einer Durchsteckerei, wenn erwiesen, die Zurückweisung von der Prüfung nach sich zöge. Sandrocks waren natürlich recht unglücklich; ich betonte aber, es gebe viel größeres Leid als solch selbstverschuldetes Missgeschick, das doch auch sehr heilsame Wirkungen zu haben pflege.

255 Weihnachten 1897 hatte unsere Tochter in Sehlede verlobt, z. T. auch bei Georg Schimmelpfeng in Hildesheim. Der Superintendent Rasch wurde von ihr besonders geschätzt und verehrt, während sie das ironische Wesen seiner Gattin, die gerade dadurch sehr erzieherisch wirkte, weniger liebte.

Das Gesellschaftsleben war in diesem Winter in Aurich besonders rege. Ich atmete ordentlich auf, wenn in einer Woche nur eine Einladung erfolgt war. Die Unterhaltung erhob sich dabei selten über das Mittelmaß, Sekt fehlte niemals zum Schluss, jeder Gang pflegte von einer anderen Weinflasche begleitet zu sein, ein materielles Geschlecht. Dann und wann wurde musiziert. Wir gaben selbstverständlich ebenfalls unsere Gesellschaften mit Kochfrau, aufwartendem Diener und Delikatessen aus Hamburg oder Bremen; die verheirateten Mitglieder des Kollegiums standen nicht zurück.

Und wie waren die Gehälter? Ich hatte als Direktor 4.800 M Gehalt und freie Wohnung. Ohne privaten Zuschuss konnte man nicht mitmachen. In Ilfeld war es ja ganz ähnlich gewesen, der Kreis aber viel kleiner, so dass sich der Aufwand ertragen ließ. Schloss man sich aus, so verzichtete man auf den gesellschaftlichen Verkehr. Die heranwachsenden jungen Herrn waren die schärfsten Kritiker, wenn es sich darum handelte, die einzelnen Gänge des Mahles und die dazu gereichten Weinsorten zu beurteilen.

256 Ostern kam wieder heran, und unser Haus ward neu belebt. Nicht nur die Tochter kehrte aus der Sehlder Verbannung [!] zurück, auch ein neuer Hausgenosse stellte sich ein, der dreizehnjährige Sohn von Annas Vetter Fritz Wagemann, Oberlandgerichtsrat in Celle. Ich erschrak, als ich im Abgangszeugnisse unseres Gustav Wagemann⁵ ein glattes „tadelnswert“ im Betragen entdeckte. Sein Vater gab die Erklärung, dass sein dicker, wohlgenährter Filius bei einem Probekandidaten und dem alten Zeichenlehrer viel Unfug getrieben und so die Note im Betragen eingeheimst habe. Im Laufe der Unterhaltung stellte sich ferner heraus,

⁵ 1885-1933, später im Justizministerium und Präsident des Pr. Landeserbhofgerichts

dass Gustav, der früh die Mutter verloren hatte und dann ohne genügende Zucht herangewachsen war, seiner jetzigen Mutter das Leben so schwer gemacht hatte, dass diese kategorisch seine Entfernung aus dem Hause gefordert hatte.

Nun hatten wir ihn. Die Vorverhandlungen hatten sich im Winter abgespielt. Der jugendliche Hauszuwachs war völlig ungeniert, ohne jeden Appell, naiv, aber noch ganz kindlich, ein unermüdliches Fragezeichen und von bemerkenswerter Schärfe des Verstandes, stets zum Disputieren bereit. Ich sagte mir, dass wir keine leichte Arbeit haben würden, ihn in Schick [„Fasson“] zu bringen. Wir hatten uns nur auf ein halbes Jahr verpflichtet. Ich sollte feststellen, ob Ilfeld wohl der genügende Ort wäre, den Unband unterzubringen. Anna war die rechte Frau, diesen Knaben zu erziehen; ihr gefiel das frische, natürliche Wesen des in der Tat recht ungezogen Jungen. Sie wusste ihn höchst geschickt zu behandeln, lachte, wenn seine Streiche harmlos waren, schwieg, wenn er überflüssige Fragen an sie richtete, und entzog ihm Freuden, wenn er es verdiente. Ich hatte nur selten fest einzugreifen, wenn er es gar zu arg trieb, und hatte sonst meine Freude an seinem verständigen Geplauder, wenn ich mit ihm spazieren ging. Mit unserer Tochter vertrat er sich vorzüglich. Da gab es eigentlich niemals einen Missklang.

Die erste Maulschelle erwarb er sich durch folgenden Streich: Als er um 2 Uhr zur Schule hinüberging, bemerkte er, dass unser Hausmädchen Edda in der verschließbaren dunklen Butze hantierte. Schnell drehte er den Schlüssel um und verschwand. Als Anna eine Viertelstunde später zufällig in die Küche kam, konnte sie die Eingeschlossene befreien. Um 3 Uhr kam der Verbrecher fidel aus der Klasse herüber, um Edda herauszulassen, und empfing den verdienten Lohn. „Nachträgerisch“ aber war er nicht, er begriff den Grund. Als ganz kleiner Bube hatte er auch einmal höchst selbständig gehandelt. Sein Vater stellte fest, dass der Wagemannsche Kohl im Garten total von Raupen zerfressen war, während das entsprechende Beet des anderen Hausbewohners in tadellosem Grün prangte. Die Nachforschung ergab, dass sein Söhnlein, das kein Freund von Kohl war, dem Nachbarn alle Raupen abgelesen und sorgfältig auf das eigene Beet übertragen hatte.

In Aurich bildete das Angeln sein Hauptvergnügen. Er schloss zu diesem Zweck Freundschaft mit dem Schwimmlehrer des Militärbades, der auch den Gymnasiasten Unterricht erteilte und auf dem Kanal fischen durfte, und brachte zuweilen auch einen ansehnlichen Fisch mit nach Haus. Nur solche wurden zubereitet und auch nur dann, wenn er sich entschloss, bei allen Speisen ordentlich zu essen; denn anfangs war er ungemein wählerisch und drückte sich um alles, was ihm nicht zusagte. Aber Anna ließ nicht nach, hatte sie doch ihre helle Freude an dem amüsanten Jungen und seinen Streichen. Allein schon das Auskramen seiner Hosentaschen war jedes Mal ein frohes Ereignis, da Dutzende von Gegenständen aus den Tiefen ans Licht kamen, deren Bedeutung nur ihm allein verständlich war. Wieviel Fensterscheiben seinen Schleuderwerkzeugen zum Opfer fielen, hat er uns vorsichtigerweise niemals verraten. Von Zeit zu Zeit reiste er zu seinen Verwandten nach Emden hinüber und beglückte diese mit seinen Einfällen.

Lange böse sein konnte man ihm aber nicht, da er, wenn er sich ausgetobt hatte, auch ganz allerliebste sein konnte, so dass man seine helle Freude an ihm hatte.

Als das erste Vierteljahr vorüber war, schrieb ich seinem Vater, ich hielt Ilfeld für durchaus genügend, um Gustavs Schulausbildung zu Ende zu führen, ihm selbst aber prophezeite ich, dass er in Ilfeld Gegner finden werde, die ihm gewachsen seien und verständen, auf einen Schelm anderthalbe zu setzen. Jungen, mit denen er spielte und sich herumtrieb, waren in Fülle vorhanden. Wie sie aber hießen oder wohin sie gehörten, war ihm gleichgültig, für das Militär hatte er so gut wie kein Interesse. Anna und ich waren der Überzeugung, dass unser Sorgenjunge einmal ein besonders tüchtiger Mann werden würde, obgleich seine Stiefmutter, der er allerdings wohl böse mitgespielt haben mochte, eine Verbrechernatur in ihm witterte. Deshalb habe ich diesen Abschnitt seiner Jugend ausführlich behandelt.

257 In den Pfingsttagen des Jahres 1898 besuchte ich Freund H. F. Müller für einige Tage in dem herrlichen Blankenburg, das im Frühlingschmucke prangte. Zu den Ausflügen, die wir von dort aus unternahmen, gehörte auch einer nach Rübeland und Elbingerode. Dort trafen wir uns mit Tüselmann, der von Ilfeld heraufgekommen war und uns berichtete, dass das Verhältnis des Kollegiums zu Schimmelpfeng trotz der Versetzung Koppelmans recht unerträglich geworden sei.

Am drittem Pfingsttage abends war ich in Hannover, um an der fälligen Direktorenkonferenz der Provinz Hannover teilzunehmen. Im Hotel „Kasten“, in dem ich abgestiegen war, wohnten etwa zehn Amtsgenossen, darunter auch Schimmelpfeng. Das war ein unterhaltsamer Morgenkaffee jeden Tag! Zunächst aber wurde die Vorversammlung besucht, auf der die alten Bekanntschaften aufgefrischt und neue angeknüpft wurden. Ich gewann sehr befriedigende Eindrücke, nur Direktor Knoke vom Ratsgymnasium in Osnabrück erschien mir als ein etwas absonderlicher Kauz.

Am Mittwoch eröffnete der Oberpräsident Graf Stolberg die Sitzungen und hielt auch am Vormittage wacker aus, obgleich ihnen die breit behandelten mathematischen Fragen schwerlich fesselten. In der Abendversammlung, in der die neuen Direktoren als „Füchse“ die Getränke lieferten, schoss Direktor Hage-Lüneburg mit seiner launigen Rede den Vogel ab. - Am zweiten Sitzungstage wurde die Abschlussprüfung, die seit der 90er-Konferenz eingeführt war, als große Verkehrtheit hingestellt und ihre Abschaffung als wünschenswert bezeichnet. Es wird bei diesen Beratungen auch viel leeres Stroh gedroschen, aber dieser Beschluss gehörte sicher nicht dazu. Am wichtigsten sind die gegenseitigen Aussprachen der Teilnehmer. Mit der Empfehlung der Jugendspiele fand die Konferenz am Freitag, dem 3. Juni, ihren Abschluss.

Ein sehr üppiges Mahl vereinigte uns am Nachmittage noch einmal im Hotel „Kasten“, und wieder wusste Hage-Lüneburg die Hörer am meisten zu fesseln. Er knüpfte an den Ausspruch eines seiner Vorgänger in der alten Welfenstadt an,

dass, wer acht Jahre Direktor sei, „tabulis martyrum ascribatur“⁶, und führte aus, dass dies heutigen Tages nicht mehr gelte. Auf einem Spaziergange, den ich hinterher mit Schimmelpfeng machte, ließ dieser seinem Grolle gegen Koppelman freien Lauf, meinen Einwand beachtete er nicht. Am anderen Morgen sagten wir uns Lebewohl, ich fuhr mit den Kollegen aus dem nordwestlichen Teile der Provinz über Bremen nach der damaligen Heimat zurück und fand alles in guter Ordnung und bestem Wohlsein.

258 Wenige Tage darauf war die alljährliche Versammlung der ostfriesischen höheren Lehrer, diesmal in Leer, das ich bei dieser Gelegenheit näher kennen lernte. Quapp, der Senior von uns allen, der Direktor des Leerer Realgymnasiums, verstand es vorzüglich zu präsidieren, es herrschte ein fröhlicher, behaglicher Geist unter den Versammelten. Der Besuch von Leerort und die Wanderung nach Loga brachten mich unterwegs mit manchem der Anwesenden in anregende Gespräche.

Kollege Schüssler von Emden war natürlich dabei. Die politischen Verhältnisse beschäftigten uns auch, der Krieg des brutalen Amerika gegen das lotterige Spanien, die Sorge vor einem drohenden Weltkriege, die Stellungnahme Deutschlands. Seit Bismarcks Abgange fehlt die feste Hand am Staatsruder. Der bejahrte Quapp setzte mich in Erstaunen durch seine Trunkfestigkeit. Beim Frühschoppen leistete er sich vier große „Pilsener“ und trank dazwischen noch, weil ihm dies Gebräu zu dünn war, ein ansehnliches Rotweinglas „Doornkat“ aus, den beliebten ostfriesischen Schnaps.

Die politischen Sorgen flammten in ihrer ganzen Größe wieder auf, als der am 31. Juli 1898 eingetretene Tod des Reichsgründers, Fürsten Bismarck, die ganze Welt erfüllte. Gott sei Dank, der geniale Schöpfer unseres Reiches, brauchte sich nicht mehr um die verworrene Politik des Kaisers zu sorgen! Das war der Gedanke, der neben der tiefen Trauer herging. Wir verhehlten uns nicht, dass der allgemeine Weltkrieg vor der Tür stehe und dass uns wohl nichts anderes übrig bleiben werde, als ihn an der Seite Englands zu durchkämpfen. Ja, wäre es nur so gekommen!

259 Anna weilte in dieser Zeit bei Bechers in Berlin; ich benutzte die Ferien zu mancherlei Ausflügen, war in Norderney, in Borkum, in der Umgebung Aurichs, teils allein, teils in Begleitung der Tochter. Die Wochen nach Bismarcks Tode waren angefüllt mit lebhaften Erörterungen seines Verhältnisses zum Kaiser, wobei dieser nicht gut abschnitt. Die Beunruhigung wurde erhöht durch die Ermordung der unschuldigen Kaiserin Elisabeth von Österreich und den Abrüstungsantrag des russischen Kaisers Nicolaus. Wir witterten überall Gefahren für das junge Reich mit seinem nicht ausgereiften Kaiser, der von Fest zu Fest eilte und seine Freude an Verleihung von Titeln und Orden hatte. Von letzteren verdankte ihm eine erkleckliche Zahl ihre Entstehung.

⁶ „in die Gedenktafeln der Märtyrer eingetragen werden sollte“

Damals war Jerusalem das Ziel seiner Reisen. Er erschien uns als eine mystisch-romantische Natur; seine Freude an Festlichkeiten wurde als Epigonenfreude bezeichnet. Geradezu ärgerlich war allen die byzantinische Lobhudelei, die das zehnjährige Regierungsjubiläum ausgelöst hatte. Warum verboten sie es sich nicht! Oder hielt er sich wirklich für einen so hervorragenden Dichter, Komponisten, Maler, Staatsmann etc., dass er das gespendete Lob für bare Münze nahm?

260 In den Herbstferien 1898 bereitete sich eine neue Wendung unseres Lebenslaufes vor. Schimmelpfeng hatte den erbetenen Abschied erhalten und war, allen Ehrungen ausweichend, ganz still nach dem nahen Blankenburg übergesiedelt, wo sein Sohn Rudolf seit Jahren eine gutgehende Buchhandlung hatte. Dazu fand er daselbst in H. F. Müller einen treuen Freund. Wer würde die Leitung der alten Neanderschule⁷ übernehmen? Es hatten sich verschiedene Bewerber in Berlin vorgestellt. Keiner erschien geeignet. Viertel-Göttingen hatte abgelehnt. Das hannoversche Prov. Schulkollegium hatte erklärt, es könnte z. Zt. keinen Kandidaten für diese Stelle namhaft machen. Dies alles hatte der Vizepräsident Köpke eines Tages Ferdinand [Becher] mitgeteilt und daran die Frage geknüpft, ob er jemand vorzuschlagen hätte. Darauf Ferdinand: „Ich kann bona fide meinen Schwager empfehlen.“

Dies teilte Ferdinand mir mit, als er mich am 5. Oktober auf dem Anhalter Bahnhofe in Berlin abholte. Der Stein war ins Rollen gekommen. Ferdinand hatte schon immer geäußert, er könnte sich nichts Schöneres denken, als wenn wir wieder nach Ifeld kämen. Am 8. Oktober erhielt ich vom Ministerium die Aufforderung, mich am 10. in der Behrenstraße zu einer Besprechung einzufinden. Becher drang in mich, Ifeld nicht auszuschlagen; denn darum handelte es sich. Ich sagte zu und erklärte erst dem Dezernenten für Hannover, Irmer, und schließlich [Ministerialdirektor] Althoff⁸ bei der stattfindenden Besprechung, dass ich bereit sei, die Leitung der alten Klosterschule zu übernehmen.

Meine Bedingungen, zu denen die Versetzung Kühleweins gehörte, die, wie man mir sagte, schon im Gange sei, wurde ohne weiteres angenommen. Ich sollte gleich von Berlin nach Ifeld fahren und das neue Amt antreten. Als ich dies zurückwies, wurde die Mitte des November dafür angesetzt. Besonders wertvoll erschien mir die Zusage, dass bei der Überweisung neuer Lehrer nach Ifeld meine Wünsche berücksichtigt werden sollten; aber gerade diese wurde nicht gehalten. Kühleweins Weggang war mir deshalb so wichtig, weil er schwer darunter litt, dass nicht nur Becher, Heynacher, Lüdke Direktoren geworden waren, sondern ich zuguterletzt noch sein Vorgesetzter werden sollte. Das konnte er nicht überwinden. Darum brach er in der Folgezeit alle Beziehungen zu uns ab. Vorläufig waren wir aber doch noch fast ein halbes Jahr zusammengespannt. Ich half ihm, so gut es ging, bei der Überwindung der disziplinarischen Schwierigkeiten, die in Ifeld von Jahr zu Jahr für ihn größer geworden waren.

⁷ die Klosterschule Ifeld, die von Michael Neander im 16. Jh. als Humanistenschule neu gegründete mittelalterliche Klosterschule der Prämonstratenser

⁸ Friedrich Theodor A., 1839-1908, bedeutender Schul- und Hochschulverantwortlicher des kaiserzeitlichen Preußen

261 Interessant war mir das Zusammentreffen mit Althoff, von wem soviel Gerede in Umlauf war. Wie er selbst kurz, offen, bestimmt sei, so schätzte er diese Eigenschaften auch bei Unterredungen, hatte mir Becher gesagt und Dr. Irmer bestätigt. Daran hielt ich mich. „Sie gehen also nach Ifeld“, begrüßte er mich in jovialer Weise. Als ich versicherte, dass ich dazu wohl geneigt sei, aber vorher noch einige Wünsche vortragen möchte, hörte er diese bereitwillig an. Dann sprach er sich dahin aus, dass das meiste sich erfüllen ließe oder schon erfüllt sei, das übrige solle in wohlwollende Erwägung gezogen werden. Das Studium der alten Sprachen lag ihm sehr am Herzen, und er beklagte, dass die Kenntnis und Fertigkeit im Lateinischen beinahe gänzlich verschwunden sei. Ich konnte ihm versichern, dass Becher zu den wenigen gehöre, die gut und fließend lateinisch reden könnte. Das hörte er gern.

Mit dem sympathischen Irmer hatte ich noch eine längere Unterredung. Er goss gleich Wasser in Althoffs Zusagen, damit nehme er es in seiner sanguinischen Art nicht so genau. „Alt wird, wer auf Althoff hofft“, hätte unlängst einmal ein Bewerber in das Glas des Wartezimmers mit seinem Diamantringe eingekritzelt und damit das Richtige getroffen [s. §317]. Als ich wieder bei Bechers war, gratulierten sie mir voll aufrichtiger Freude; dann gingen die Nachrichten an die nächsten Angehörigen und Freunde. Abends besuchten wir zusammen den „Don Juan“ und schlossen den Tag bei Kempinsky ab, wo ein Stück Berliner Lebens an uns vorüberging.

262 Nun hielt es mich bei den lieben Bechers nicht länger. Auf der Rückreise nach Aurich machte ich in Hannover natürlich halt und suchte das Prov. Schulkollegium auf. Dort beglückwünschte mich Breiter namentlich und versicherte, er habe wohl bei der Neubesetzung Ifelds an mich gedacht, mich aber nicht vorgeschlagen, weil ich ja eben erst nach Aurich gekommen sei; der Oberpräsident sei mit meiner Wahl ebenfalls sehr einverstanden. „Wenn Ihnen aber Althoff zugesagt hat, dass sie von Ifeld fortkämen, sobald Sie den Wunsch aussprechen, so verlassen Sie sich ja nicht darauf. Von Ifeld kommen sie nicht wieder fort, wenn Sie die Karre in Gang bringen.“ Damit schloss unsere Unterredung. Es war allerdings an der Karre vielerlei in Ordnung zu bringen, damit sie wieder in Gang kam. Das sollte ich in der Folgezeit erfahren.

Als ich in Aurich ankam, hatte sich Emmchen schon aus geweint. Die Rückkehr in die viel engeren Ifelder Verhältnisse war ihr zuerst gar nicht so erstrebenswert erschienen. - Nun musste in Aurich abgebaut werden. Ich bekam manch freundliches Wort zu hören und gewann den Eindruck, als ob man wirklich mein Scheiden bedauernd empfände. Mir ging es ebenso. Ich hatte einen mir zusagenden Wirkungskreis gehabt, Verständnis für meine Bestrebungen gefunden und meine Schüler liebgewonnen. Die Bevölkerung kam mir verständnisvoll entgegen. Ich hatte Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit, und es fehlte nicht an Erholungszeiten. Störend waren mir nur die gesellschaftlichen Verpflichtungen. Das Klima vertrugen wir alle drei sehr gut. Mein altes Leiden machte sich nur selten noch bemerkbar. Ich konnte, bei Gott, nicht mehr verlangen.

263 Die letzten Wochen verrannen im Fluge. Die Frage des Nachfolgers blieb zunächst noch offen. Prof. Fügner vom Kaiser-Wilhelm-Gymnasium [in Hannover] wurde längere Zeit an erster Stelle genannt; schließlich fiel die Wahl in Berlin auf den Prof. v. Kleist in Leer, einen wissenschaftlich sehr tüchtigen, aber kränklichen Mann mit ausgesprochener Neigung zur Hypochondrie. Es wurde erzählt, dass seine Frau in Berlin von einem Ministerialrat zum anderen gelaufen sei und dass einflussreiche Verwandte sie gern unterstützt hätten. Seine an Menschenscheu grenzende Hypochondrie bezeugte mein Nachfolger dadurch, dass er mir nur ganz kalt für das Entgegenkommen dankte, das ich ihm bewies, und dass er in der Folgezeit nicht ein einziges Mal mir einen Jahresbericht zuschickte. Es muss auch solche Menschen geben.

Als ich „weggegessen“ wurde - das war der übliche Ausdruck - fehlten Stendel und Heuser, denen ich verschiedentlich auf den Fuß hatte treten müssen; bei meinem Abschied von der Schulgemeinde mussten sie natürlich zugegen sein. Eine besondere Freude war es für mich, dass bei unserer Abfahrt das ganze Kollegium mit den Damen auf dem Bahnhof uns Lebewohl sagte und dass auf dem Wege nach [Aurich-]Walle sämtliche Schüler längs der Bahnlinie aufgestellt mir ein schallendes Hoch ausbrachten. Etwa drei Wochen später traf eine Sendung der Prima für mich in Ilfeld ein: eine Bowle mit silbernem Deckel und gleichem Untersatz; die Namen der freundlichen Spender waren eingraviert. Voll Dankes blickte ich auf die Auricher Zeit zurück.

Direktor der Klosterschule Ilfeld, 1898-1907

1898-1899

264 Am 14. November 1898 trat ich an die Spitze der Klosterschule, der ich mit kurzer Unterbrechung schon 22 Jahre angehört hatte. Ich trat das Amt an mit dem festen Vorsatze, alles, was sich als gut unter Schimmelpfeng bewährt hatte, zu pflegen und weiter auszubauen, im übrigen aber meine eigenen Wege zu gehen. Ich hatte von meinem Vorgänger viel gelernt, nicht bloß, wie man's machen müsse, sondern auch, wie man's nicht machen müsse. Ich wünschte Vertrauen von Lehrern und Schülern, musste ihnen also auch vertrauensvoll entgegenkommen: *si vis amari, ama*¹. Dass ich die Lüge nicht ausrotten könne, war mir klar; ich wollte ihr eher den Nährboden soviel als möglich verkümmern. Ich erklärte offen, dass es nicht für mich, sondern für den Lügner schimpflich sei, wenn er mich täuschte. Ich wolle aber lieber mich hintergehen lassen als allzu misstrauisch sein. Übrigens wussten die Schüler ja, dass ich ihr Tun und Treiben aus langjähriger Erfahrung kannte und dass ich die Augen offen zu halten pflegte, einer könne natürlich nicht alles sehen. Wer offen und ehrlich begangenes Unrecht eingestehe, solle glimpflich davonkommen, andernfalls würde ich nicht mit mir spaßen lassen. Das „*aletheuein en agape*“², die Aufschrift unseres Brenners³, würde auch für mich ein Leitstern sein.

265 Bald war ich wieder im alten Zuge. Das Kollegium arbeitete gern und einsichtsvoll mit mir, der alte Freyer, der schon Professor war, als sich 1874 in Ilfeld einzog, und seither erster Oberlehrer, ordnete sich mir willig unter und fuhr fort, seine bewährte Kraft zum Besten des Ganzen einzusetzen. Die Freundschaft mit Bajohr, der nach wie vor die Musikmeisterschaft pflegte, blieb ungetrübt, Kühlewein konnte nicht immer die Verstimmung verbergen, von den übrigen Kollegen bewies Wagner bei weitem das tiefste Verständnis für die Bedürfnisse des Alumnats, Georg Meyer kam gleich nach ihm. Lattmanns Quecksilbrigkeit und Eigenwille, die sich mit großer Eitelkeit paarten, stellten seine sonst tüchtigen Lehrereigenschaften oft ins Dunkle. Nicht vergessen darf ich des scharfsinnigen Tüselmann, dessen Rat und Freundschaft mir in manchen Schwierigkeiten wertvollste Dienste leistete und der es als Lehrer und Erzieher mit den Besten unseres Standes aufnahm. Hildebrand war ein guter, aber sehr trockener Gesell; sein Hauptfehler bestand aus großer Empfindlichkeit. Für die Sünden der Schüler hatte er ein vorzügliches Gedächtnis und konnte bei der Reifeprüfung noch Dinge anführen, die der betroffene Unglückswurm sich als Tertianer hatte zu Schulden kommen lassen. Rothfuchs litt noch an der Verstimmung, die zwischen ihm und seinem Oheim Schimmelpfeng in Sachen Koppelman eingetreten war, und sehnte sich von Ilfeld weg. Er war tüchtig im Amte, hatte aber gar keine Neigung, wis-

¹ „Wenn du geliebt werden willst, so liebe“

² „wahr sein in Liebe“: Paulus, Eph. 4.15 (s. Anh. 2, Nachwort K. Deichgräbers, unter „Sprüche“)

³ Zur Erläuterung hinzugesetzt von Agnes Hoffmann-Loß: „Petroleumlampe“

senschaftlich weiterzuarbeiten. Dasselbe galt von Eggers und von manchem Kollegen, der in der Folgezeit nach Iffeld kam⁴.

Die Zeiten waren vorüber, in denen das ganze Kollegium von wissenschaftlichem Geiste erfüllt war. Meine Bemühungen, ihn zu wecken, waren bei der Mehrzahl vergeblich. Es gibt ja auch passiven Widerstand. Ich begriff, warum Wiese seinerzeit so gegen das regelmäßige Aufsteigen im Gehalte gewesen war. Die sogenannten „Ochsentour“ ermöglicht es eben jedem, ist er erst einmal angestellt, zum höchsten Gehalt aufzusteigen, auch wenn er sich gar nicht anstrengt. Der alte Modus übte auf die bequemen Leute einen sanften Zwang aus. Dieser war nun in Wegfall gekommen. Auch die freiwillige Übernahme von Vorträgen gelangte ins Stocken. Wenn mir nicht Georg Meyer, Tüselmann, Lattmann zur Seite gestanden hätten, würde es manchmal übler damit bestellt gewesen sein; denn die übrigen Kollegen mussten sehr gebeten sein, wenn sie sich dazu herablassen sollten. - Bajohr sorgte für die musikalischen Bedürfnisse mit der alten Selbstlosigkeit und dem alten Erfolge.

266 Weihnachten besuchten uns die lieben Bechers. Die neu angelegte Harzquerbahn vereinfacht doch den Verkehr mit Nordhausen bedeutend. Das empfanden wir damals zuerst. Ferdinand versprach, unsere Iffelder Interessen in Berlin nach Kräften zu fördern. Dieselbe Zusage erhielt ich vom Oberpräsidenten Grafen zu Stolberg, der im Januar 1899 die Schule besuchte, einem alten Pensionär Freyers aus dessen Schweidnitzer Zeit. In demselben Monat machte ich bei der Fürstinmutter in Rossla Besuch, die ihre Söhne in nächster Zeit der Iffelder Schule zuführen wollte, nette, aufgeweckte Jungen, die nur hier und da der Nachhilfe bedurften, um mit fortzukommen. Der Vormund der Knaben, ihr Oheim, Graf Kuno zu Stolberg-Rossla, war später oft bei mir. Ich habe mit dem scharfsinnigen, einsichtsvollen, für seine Mündel treu sorgenden hohen Herrn gar manche Besprechung gehabt.

267 Im Alumnat traf ich manche eingreifenden Neuerungen. Im Speisesaal wurde nunmehr während der Anwesenheit der Alumnen die Türe zur Vorküche verschlossen gehalten und der nötige Verkehr durch eine Klappöffnung der Türe vermittelt. Das Schäkern der Diener mit den Küchenmädchen in Gegenwart der Schüler war auf diese Weise unterbunden. Auch war es den Dienern unmöglich, die noch nicht tranchierten Bratenreste vor der Zeit in die Vorküche zu bringen und dort verschwinden zu lassen. Sie mussten bis zu Weggange des letzten Schülers und des aufsichtführenden Lehrers im Speisesaal bleiben, dann erst wurde der Verschluss zur Vorküche gelöst, und das Abdecken konnte beginnen. Natürlich murrten sie darüber. Ich aber sagte ihnen, wenn ihnen meine Anordnungen nicht behagten - sie wüssten ja, warum ich sie träfe -, so würde ich ihre Versetzung an andere Schulen gern befürworten. Es war vorgekommen, dass sie unter dem Vorwande, es sei für Kranke, Fleischbrühe aus der Klosterküche entnehmen und diese sich von den Empfängern bezahlen ließen. Ich ordnete an, dass Speisen an Kranke, die nicht im Krankenhaus untergebracht wären, nur auf eine schriftliche An-

⁴ und auch von seinem späteren Schwiegersohn Erich Loß

weisung des Arztes hin verabfolgt werden dürften. Ich ließ die Schlösser z. T. erneuern und an alle wichtigen Türen außerdem noch Riegel legen, weil ich von alten Schülern erfahren hatte, dass Schüler in der Aula Stelldicheins mit Speiseküchenmädchen gehabt hätten und dass mehr als einmal das Amtszimmer des Direktors gründlich durchsucht worden sei. Wichtige Akten, namentlich wenn sie sich auf Prüfungen bezogen, nahm ich nachts stets hinunter in mein Schlafzimmer. Der Durchgang durch den Speisesaal nach der Wohnung des Musikdirektors wurde ein für alle Mal verboten und zur Sicherung die betreffenden Türen stets verschlossen gehalten.

268 Seit Schimmelpfengs Streit mit Koppelman war die Klosterverfassung aufgehoben. Alte Iffelder, d. h. ehemalige Schüler, traten an mich mit dem Wunsche heran, ich möchte sie wieder einführen. Ich behandelte die Sache dilatorisch, hatte ich doch die Übelstände der alten Einrichtung Jahre hindurch beobachtet, und setzte zur Beilegung von Streitigkeiten eine Kommission ein, bestehend aus den drei Primen [Klassenbesten] der Oberprima, der Unterprima und der Obersekunda, die sich durch je zwei von den Streitenden zu stellende Mitglieder in jedem Falle verstärken sollte. Auf nächtliches Ausbrechen blieb die sofortige Entfernung aus dem Alumnat bestehen, nur dass die Schülerschaft als solche dafür keine Verantwortung übernahm. Allmählich verstummten die Wünsche nach Wiederherstellung der ehemaligen Verfassung ganz.

Nicht wenig trug dazu bei, dass ich zu den Parteien eine ganz andere Stellung einnahm als mein Vorgänger, der sie öffentlich bekämpft und im Stillen geduldet hatte. Ich gestattete sie, forderte aber genauen Bericht über ihre Kopfzahl, Leiter, Versammlungen. Zu Beginn jedes Halbjahres ging ein Buch um, in das sich jede Vereinigung, also außer den „Freundschaftsbünden“ - so hießen die Parteien offiziell - auch der Theater-, Musik-, Turnverein einzutragen hatten. Änderungen im Laufe des Semesters waren sofort zu melden. So gewann ich und mit mir das Kollegium einen klaren Überblick über die Schülerverhältnisse, und die Sünden Einzelner hatte die betreffende Partei, nicht der Täter zu tragen. Wer zu keiner dieser Gruppen gehörte, zählte zu den Neutralen, die unter Umständen auch geschlossen vorgingen. Außer dem Konversationszimmer (Remter) wurde nun für die Schüler der oberen Klassen noch ein Lesezimmer (Casino) eingerichtet, und an Winter-sonntagen fanden abends im Konversationszimmer musikalische und deklamatorische Vorträge statt. Schwere Verstöße gegen die Alumnatsordnung wurden mit Ausschluss von den Klostervergnügungen geahndet. Die Studententage wurden beibehalten und mit ihnen die Kontrolle der privaten Lektüre.

Eine neue schriftliche Fixierung sämtlicher auf Disziplin und Ordnung bezüglicher Satzungen wurde von mir eingeleitet und nach mancherlei Konferenzen zum Abschluss gebracht. Ich blieb in der Übung, da ich dieselbe Aufgabe auch in Aurich gehabt hatte. Die Ordnung des Schularchivs kostete mich viel Zeit. Schimmelpfeng hatte die Akten bloß nach Jahrgängen zusammengelegt, so dass ich anfangs mich gar nicht zurechtfinden konnte.

269 Ostern 1899 verließ Kühlewein Iffeld, um an das Gymnasium in Kiel überzugehen. Damit war sein und mein Wunsch erfüllt, obgleich mir die Trennung nach mehr als zwanzigjähriger gemeinsamer Arbeit nicht leicht fiel. Kühlewein sagte sich in der Folgezeit mehr und mehr von den alten Freunden los, er konnte es nicht verwinden, dass diese avanciert waren und er nicht. Sein Nachfolger wurde Heitkamp, ein gelehrtes Haus und vordem ein besonders tüchtiger Lehrer, aber für Iffeld infolge seiner mittlerweile eingetretenen Wunderlichkeiten und seines grenzenlosen Egoismusses ganz ungeeignet. Er war so nervös, dass ein rollender Federhalter ihn in die größte Wut versetzen konnte, was die Schüler bald heraus hatten. Die Arbeit im Alumnat widerte ihn an, er wollte seine 15 Stunden Unterricht erteilen und dann Ruhe haben. Außerdem wünschte er seinen Unterricht möglichst auf eine einzige Klasse konzentriert. Den tüchtigen und erprobten Wagner wollte er aus der Oberprima herausdrängen, indem er darauf hinwies, dass dieser in Göttingen einst von ihm in den Lehrerberuf eingeführt worden sei. Ich wies es natürlich ab und erinnerte Heitkamp, dass er trotz meines Abratens nach Iffeld gekommen sei und den Unterricht erhalten habe, den er gewünscht. Von allen gemeinsamen Veranstaltungen der Schule hielt er sich fern, die Morgenandacht z. B. schenkte er sich, bei Festlichkeiten schickte er im letzten Augenblick einen Zettel, er sei „unpässlich“, der vom Kollegium interpretiert wurde: „Es passt mir nicht“. Wenn er Inspektion hatte, ließ er sich nirgends sehen als bei Tisch oder wenn man ihn auf dem Ephoratszimmer aufsuchte. „Ich kann den [Schlaf-]Kammergeruch nicht ertragen“, „auf den Gängen zieht es mir zu sehr“, so lauteten seine Ausflüchte, wenn ich ihn zur Rede stellte.

Die Schüler verübten allerhand Unfug, um ihn in Zorn zu versetzen. Sie bestrichen die Türdrücker seines Zimmers mit Fett, gossen Wasser vor das Ephorat, lärmten ungebührlich. Er trug alles in sein Buch ein und berichtete es voll Entrüstung, konnte sich aber nicht entschließen, aus seiner Passivität hervorzutreten. Ich hatte, wenn er im Dienste war, von früh bis spät auf den Beinen zu sein, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Schließlich berichtete ich ausführlich über ihn und forderte kategorisch seine Abberufung. Er erhielt die Versetzung nach Wilhelmshaven zugeschickt. „Dahin gehe ich nicht, lieber lasse ich mich pensionieren“, war seine Antwort, und so geschah es. Er kaufte sich in dem kleinen Städtchen Eistrup in der Nähe von Bremen ein Häuschen, arbeitete dort noch einige Jahre an seiner Schulausgabe des Vergil und war eines Tages tot.

Von Breiter hieß es, er Sorge dafür, dass jeder Direktor „seinen Pfahl im Fleische habe“, indem er die schwierigen Elemente des Lehrerstandes über die ganze Provinz verteilte. Heitkamp war in der Tat für mich ein Pfahl im Fleische gewesen; ich atmete auf, als ich den Mann los war, und im Kollegium trauerte ihm niemand nach. Wie gut hatte ich es als Oberlehrer gehabt! Da ließ man den Direktor sich ärgern und hatte keine Verantwortung, wenn nicht jede Kleinigkeit so lief, wie es sich gehörte. Als Direktor hatte ich eigentlich nur dann Ruhe, wenn die bewährten älteren Kollegen im Alumnat Dienst hatten; aber auch bei ihnen war ich morgens um halb sechs regelmäßig zur Stelle. Ich besuchte täglich die Zimmer und Schlafsäle, ganz gleich, wer die Aufsicht hatte.

270 im Sommer 1899 wurde wieder einmal die ägyptische Augenkrankheit unter den Schülern festgestellt. Bei früheren Gelegenheiten waren die Erkrankten nach Hause geschickt worden. Auch diesmal wünschten es der Klosterarzt und vor allem die Schüler selbst. Aber die entscheidende Instanz in Hannover bestimmte, dass die Krankheit nicht verschleppt werden sollte, und als die Alumnus merkten, dass sie vielleicht sogar in den Ferien in Iffeld bleiben müssten, ging die ungefährliche Krankheit schnell zurück, denn keiner war mehr dahinter, auch angesteckt zu werden.

Mit der Augenkrankheit fiel mein erster Podagra-Anfall zusammen. So schmerzlich es war, so lehrte er mich doch, zu einer vernünftigeren Lebensweise überzugehen. Ich schränkte den Fleischgenuss ein, wurde zurückhaltender im Alkohol, sei es in der Gestalt von Bier, sei es in der des Weines, wanderte tüchtig und versäumte keinen Tag das kalte Bad und eine starke Abreibung. In der Folgezeit traten hin und wieder neue Anfälle auf; sie dauerten aber nie länger als drei Tage und kehrten nur in immer größeren Pausen sowie in stets schwächerer Form wieder. Jetzt, 1919, bin ich schon seit einer Reihe von Jahren ganz frei davon geblieben. Wo sollen auch bei der armseligen Kriegsverpflegung die harnsauren Salze herkommen, die der Gicht zu Grunde liegen! Wein und Bier sind mir fast fremd geworden, und ich fühle mich wohl dabei. An die Stelle der Bäder sind jetzt tägliche kalte Abreibungen geboten.

271 Am 10. Juni 1899 traf Ferdinand bei uns ein. Er hatte mit dem Direktor Lück-Steglitz und Oberlehrer Gehrke-Perleberg zusammen auf ministerielle Anordnung hin das Reformgymnasium in Frankfurt a. M. einer eingehenden Revision unterzogen und darüber zu berichten. Er war des Lobes voll über Direktor, Lehrer und Schüler dieser Anstalt, war aber sonst ebensowenig wie seine Begleiter von der ganzen Einrichtung erbaut. Die Kinkerlitzchen mit dem Latein- und Griechischsprechen, die auf Unkundige so tiefen Eindruck machten, hatten ihn nicht geblendet: „Das Reformgymnasium eignet sich nicht dazu, als ‚Normalschule‘ an die Stelle des alten Gymnasiums zu treten“, war das einstimmige Urteil der Kommission.

Die großen Ferien verlebte ich in Obersalzbrunn [Niederschlesien]. Die Trinkkur tat mir sehr gut. Wohnung fand ich bei Frau Kantor Schwarzer im Schulhause; sie hatte mir ihre gute Stube eingeräumt. Nicht angenehm war in diesem Badeort die Gegenwart der vielen Juden, die sich sehr aufdringlich überall hervortaten. Eine herrliche Beigabe war die schöne Umgebung, die ich gehörig durchwanderte. Der Fürstensteiner Grund und Hochwald waren wiederholt das Ziel meiner Gänge. Bei Tisch hatte ich oft lehrreiche Unterhaltungen mit katholischen Geistlichen, unter denen auch verschiedene Polen waren. Zurückgekehrt, fand ich in Iffeld zu meiner Freude Schwester Vally als lieben Besuch bei Anna und Emmchen. Vor ihrer Heimreise nach Görlitz fuhren wir mit ihr zum Brocken hinauf. Die neue Bahn war erst kurze Zeit im Gange. Oben war der Nebel so stark, dass man von der Station aus den Turm nicht sehen konnte, und doch wimmelte es von Menschen. Nach kurzem Aufenthalt verließen wir den „Nebelfleck“ und freuten uns,

als in Schierke die Sonne wieder leuchtete. Vally hatte wenigstens das eine erreicht, von der Brockenhöhe ihre Bekannten mit Postkarten bedacht zu haben.

272 Mit der eingehenden Revision der Schule durch Breiter zusammen fiel der Besuch des Heidelberger Professors und zugleich Amtsgenossen Uhlig. Er entpuppte sich als schlesischer Landsmann und erfreute uns durch sein offenes, frisches Auftreten sowie durch seine geistvolle, anregende Unterhaltung. Er war auf einer Rundreise durch die norddeutschen Alumnate begriffen und machte kein Hehl daraus, wie sehr ihm die Ifelder Schule, Lehrer, Schüler, Lage, Einrichtungen, gefalle. Er aß mit den Schülern, ging auf ihre Stuben, besuchte den Unterricht, sah den Spielen zu, ließ sich von Bajohr vorsingen und fand für jeden ein erfreuendes Wort. Auch Breiter nahm gern die Gelegenheit wahr, den Mitbegründer des Gymnasialvereins kennenzulernen.

Hermann Müller-Görlitz, Fritz Wagemann-Celle, Fritz Scheidemann-Ballenhausen waren kürzere oder längere Zeit bei uns zu Besuch. Letzterer machte uns besondere Freude durch sein umsichtiges, zutrauliches, etwas durch Melancholie umschleiertes Wesen; ersterer gefiel Anna besser als mir, ich nahm Anstoß an seinen noch vielfach unmanierlichen Gewohnheiten, die ihn sehr gegen den Ballenhauser Neffen abfallen ließen.

Fritz Wagemann war ganz der alte und beschäftigte sich in erster Linie mit seinem Sohn Gustav, der im Alumnat Aufnahme gefunden hatte und sich regelrecht durchkämpfen musste. Das ging nicht ohne manche Träne ab, da seine Streiche in gleicher Münze vergolten wurden, was ihm sehr heilsam war. Aber er kämpfte sich wacker durch und bewahrte seine Selbständigkeit; diese litt nicht Unterordnung unter die Satzungen einer Partei. Im Walde herumzustreifen und die Gewohnheiten der Tiere zu beobachten, war ihm die liebste Beschäftigung. Jahrelang trug er sich mit dem Gedanken, Forstmann zu werden. Je eingehender ich ihn aber kennen lernte, umso klarer war es mir, dass er zum Juristen prädestiniert sei. Die Schärfe und Klarheit des Urteils, sein ganzes Gehabe erinnerte an seinen Großvater, die Lust zum Disputieren lag ihm im Blute. Dazu hatte er ein ausgezeichnetes Gedächtnis, die richtige *memoria juris consultorum*⁵, wie sie Cicero vom Rechtsgelehrten verlangt. Mit einem Blick erfasste er den springenden Punkt. Seine Verstöße gegen die Alumnatsordnung, seine Neckereien gegen die Kameraden, seine Streiche gegen die ihm missfallenden Lehrer nahmen kein Ende, wurden im Laufe der Jahre aber milder, so dass er schließlich doch noch beim Abgange von der Schule das Urteil „gut“ im Betragen erhielt, wie er es uns versprochen hatte. Im Unterricht kam er ohne besonderen Fleiß leicht vorwärts, galt stets als einer der Fähigsten, legte es aber nie darauf ab, sich besonders auszuzeichnen. Mindestens einmal in der Woche war er abends bei uns, mit ihm gewöhnlich der ein Jahr ältere, gutmütige, etwas ungelente Karl Kleemann, der Sohn von Elise Scheidemanns Schwester, aus Kannawurf. Schülerbesuch stellte sich überhaupt oft bei uns ein. Anna sah die heranwachsende Jugend gern um sich und konnte sie gut beeinflussen.

⁵ „Juristengedächtnis“

273 Mein letzter Besuch bei Bechers [in Berlin] fällt in den Herbst 1899; er ist mir treu im Gedächtnis geblieben. Ferdinand war im Vollbesitz körperlicher und geistiger Kräfte, Hermine hat sich nie wohler gefühlt. Dazu kam die freundliche Stellung zu Althoff und die Aussicht, bei nächster Gelegenheit ins Ministerium berufen zu werden. Die amtliche Arbeit wurde von Ferdinand spielend erledigt, er hatte daneben Zeit für seine Arbeiten an Tacitus und Quintilian, ja er übernahm sogar die neue Ausgabe der lateinischen Grammatik von Harre. Wir besuchten Konzerte und Museen und erlebten harmonische, ungetrübte Tage. Keiner von uns ahnte, dass noch vor Jahresfrist all dies Glück ein Ende haben würde.

Auf Ferdinands Zureden kaufte ich mir ein Fahrrad und erlernte diese Kunst, bin aber nie dazu gekommen, sie umfassend auszuüben. Als die ersten Räder in den 80er⁶ Jahren durch Ifeld sausten, blieben die Leute stehen und schimpften, hetzten auch wohl die Hunde auf die Fahrer. Allmählich nahm dieser Sport mehr und mehr zu, man sah seine Notwendigkeit ein, das Eis war gebrochen. Jetzt war ich genötigt, im Kloster für die vielen Vehikel einen Unterkunftsraum zu beschaffen. Die glücklichen Besitzer von Rädern unternahmen Fahrten in die entferntere Umgebung. Ich gewährte die Erlaubnis gern, brachte doch das Radfahren die Schüler vom Alkoholgenuss ab. Milch und Selterwasser kamen mehr in Aufnahme. Wer sich des Bieres enthielt, wurde nicht mehr scheel angesehen. Auch das Tennisspiel wurde immer beliebter und hielt viele vom Kneipengehen ab. Ich ließ zu dem einen vorhandenen noch zwei neue Tennisplätze anlegen, unterstützte die Vereine und freute mich, wenn sie unter allgemeiner Teilnahme ihre Wettkämpfe ausführten.

So wandelten sich die Trinksitten etwas zum besseren. Freilich, der Kampf mit den alten Herren ging weiter. Wenn einer von ihnen, der über die nötigen Mittel verfügte, in unser stilles Tal kam, so lud er die Mitglieder seiner Partei zu einem Essen in der „Krone“ oder auf der „Einnahme“ ein, wobei selbst der Sekt selten fehlte. Da ich infolge meiner langjährigen Ifelder Amtstätigkeit aber fast alle diese „alten“ Herren kannte, so mussten sie mir jedes Mal zusagen, die Geladenen in guter „Kondition“ wieder im Kloster abzuliefern, widrigenfalls die betreffende Partei in Zukunft nicht so leicht die Erlaubnis erhalten würde, Einladungen anzunehmen. Ich habe gute Erfahrungen mit dieser Bedingung gemacht.

274 Der Freiheitskrieg der Buren gegen die englische Herrschaft in diesem Jahre nahm unser ganzes Interesse in Anspruch; es gab tatsächlich keinen, der nicht den Buren den Sieg gewünscht hätte. Zunächst waren die Aussichten für die Verteidiger der Freiheit günstig. Schließlich mussten wir jedoch erleben, dass die Disziplinlosigkeit der kleinen Kämpferschar ihre Niederlage herbeiführte und der Burenherrlichkeit ein Ende machte.

⁶ später mit Bleistift korrigiert – von wem? – in „70er“ J., aber vielleicht unrichtigerweise

Das Jahrhundert neigte sich dem Ende zu. Der Streit, ob es am 31. Dezember 1899 oder erst mit Schluss des Jahres 1900 ablaufe, wurde für 1899 entschieden und dementsprechend die Schlussfeiern angesetzt. Sylvester 1899 verlebten wir mit Fumettis zusammen bei Bajohrs. Die Stimmung war vortrefflich. Um 12 Uhr läuteten die Glocken eine Stunde lang. Das 19. Jahrhundert war zu Ende. Drohend stand wieder das Gespenst des Weltkrieges vor dem deutschen Volke. Und unsere Politik? Zickzackkurs.

Direktor der Klosterschule Ifeld, 1900 – 1901

275 Anna hatte Anfang Januar einen mehrtägigen Besuch bei Bechers in Berlin abgestattet und kam mit der Nachricht zurück, dass Ferdinand eine arge Enttäuschung erlebt habe. Statt seiner war Matthias ins Ministerium berufen worden. Ferdinand war Gegner, Matthias Freund der Reformschule. Diese gewann trotz des ablehnenden Berichts der schon erwähnten Kommission mehr und mehr Boden. Leid tat mir auch eine andere Nachricht, die von Bechers eintraf: Tüselmann sollte die Leitung der Realschule in Havelberg übernehmen, ich also einen meiner besten Lehrer verlieren. Aber wenn es für Tüselmann gut war, dann in Gottes Namen! Ich hätte ihn freilich lieber an der Spitze eines humanistischen Gymnasiums gesehen. Dort war sein Platz.

Der 27. Januar [Kaisergeburtstag] 1900 verlief besonders würdig und eindrucksvoll. Kollege Wagner sprach fast eine Stunde und fesselte die Hörer von der ersten bis zur letzten Minute: „Deutschland im 20. Jahrhundert, ein Ausblick“. Mein Famulus Hueck machte seine Sache so vortrefflich, dass Wagner ausrief: „Besser kann ich es auch nicht“. Die Deklamationen und die Gesangsvorträge waren tadellos. Ich erinnere mich nicht, eine so restlos gelungene Feier erlebt zu haben.

Am Schluss des ersten Vierteljahres erhielten wir aus Berlin beunruhigende Nachrichten. Ferdinand hatte sich eine Venenentzündung zugezogen und diese selbst behandelt. Nun war er bettlägerig geworden. Unsere Sorge war groß. Die Schwellung des erkrankten linken Beines erstreckte sich bis an den Leib, ein langes Krankenlager stand ihm bevor.

Zu Ostern siedelte Tüselmann nach Havelberg über. Das Bedauern von Schülern und Lehrern war gleich groß und aufrichtig. Ich hoffte, dass Havelberg für den ausgezeichneten Mann nur ein Übergang sein werde. Er hatte den Ruf angenommen, weil er eine leitende Stellung einnehmen wollte und auf Ferdinands Unterstützung für die Zukunft rechnete. Daraus sollte nichts werden. Nach mehrfachem Zu- und Abnehmen des schweren Leidens wurde Ferdinand Becher am 4. Mai 1900 nachmittags um halb vier durch einen Gehirnschlag abberufen. Thrombose und Embolie hatten das plötzliche Ende herbeigeführt und ihm ein sanftes Ende bereitet.

Anna war kurz vorher einige Zeit zur Pflege in Berlin gewesen und voll Hoffnung auf Genesung zurückgekehrt. Nun war unsere Betrübnis groß und tiefgehend, Hermine betäubt von dem jähen Sturz in leidvollste Vereinsamung. Schwager Gustav und wir drei Ifelder reisten zur Beerdigung nach Berlin. Die Trauerfeier vereinigte Vertreter des Ministers, die Mitglieder des Brandenburger Prov. Schulkollegiums und viele Direktoren in der beschränkten Wohnung. Die Teilnahme war herzlich, es gab wohl keinen, der den offenen, gewinnenden, geistvollen, tüchtigen Mann nicht geschätzt hätte. Dann geleiteten wir seine sterbliche Hülle seinem Wunsche gemäß nach Ifeld. Dort wurde sie am Dienstag, dem 8. Mai, von der Kirche aus, wo in dem überfüllten Gotteshause eine zweite Feier veran-

staltet ward, dem Friedhofe zugeführt. Die Verwandten hatten sich dazu in Ifeld eingefunden, außerdem Freunde, Kollegen und Schüler aus Halle und anderen Orten und die große Zahl derer, die sich Bechers während der Ifelder Zeit zu Freunden gewonnen hatten.

In Berlin sprach Pastor Krummacher gut und eindringlich, an dem Sarge in Ifeld legte Pastor Freytag Ferdinands Ecce-Rede vom Jahre 1888 seiner Ansprache zu Grunde, seine Worte waren warm und zu Herzen gehend. Hermine siedelte nach einiger Zeit nach Ifeld über; sie hat ihre Lebtag den Tod des geliebten Gatten nicht verwunden. Bei uns dauerte es Jahre, ehe sich die Wunde schloss, die uns der Heimgang dieses echt deutschen, selbstlosen, kernigen, kindlich frommen, über das gewöhnliche Maß weit hinausragenden lieben Verwandten und treuen Freundes geschlagen hatte.

276 Schimmelpfeng war von Blankenburg zusammen mit H. F. Müller zur Beerdigung nach Ifeld geeilt. Hier durchwanderte er noch einmal das Kloster, das unter ihm die jetzige Gestalt gewonnen hatte, betrachtete seine Gedächtnistafel und stand sinnend lange vor dem Remter; er mochte ahnen, dass dies sein letzter Aufenthalt in Ifeld sei.

Während unseres Verweilens in Berlin waren Gustav Scheidemann und ich Zeugen der großartigen Vorbereitungen, die zur Feier der Mündigkeitserklärung des Kronprinzen [Wilhelm] getroffen wurden. Das Brandenburger Tor war schön geschmückt, große Pylonen auf dem Pariser Platze, Laubgewinde und Flaggenmasten unter den Linden.

Bei den Arbeiten, die eine Beerdigung unvermeidlich mit sich bringt, hatten uns in hingebendster Weise unterstützt Geheimrat Brümmer und Frau, Bechers Hausgenossen - er war Vortragender Rat im Landwirtschaftl. Ministerium - und Friedrich Wilhelm Schimmelpfeng, ein alter Ifelder Schüler, Sohn des Kabinettsrates. Letzterer verunglückte wenige Jahre darauf bei einer Segelfahrt, als er gerade seine medizinischen Prüfungen erfolgreich beendet hatte. - Hermine bezog in Ifeld am 1. Juli 1900 den oberen Stock des Albedyllschen Hauses unweit der „Tanne“. Unser Schwager Gustav Scheidemann war seit einiger Zeit nicht wohl, Gallensteine quälten ihn. Er ging für einige Wochen nach Schierke zur Kur. So sahen wir ihn wiederholt, er war bei uns, wir bei ihm. Die neue Harzquerbahn erleichterte den Verkehr ja ungemein.

277 Im Kloster ging es ohne kleine Aufregungen nicht ab. Im Kollegium waren immer einige, die unbequeme Elemente lieber sofort abschieben als an ihrer Erziehung arbeiten wollten. Dazu gehörte in erster Linie Heitkamp, auf ihn folgte der tüchtige Neusprachler Heindricks. Beide hatten keine Kinder und konnten sich deshalb in Jungenseelen schlecht versetzen, konnten Jungenstreiche nicht richtig beurteilen. Wenn ein Lehrer erst selbst heranwachsende Buben hat, gelingt es ihm leichter, zu seinen Schülern die rechte Stellung zu finden. Das wenigstens ist die Regel. Ich habe es mehr als einmal erlebt, dass dann die rigorose Behandlung und Beurteilung sich auffällig milderte und gerechter wurde. Mir halfen die

Erinnerungen aus meiner Jugendzeit dazu, die Beurteilung zu finden, die in jedem einzelnen Falle geboten war. Heindrichs sah es ein, dass er nicht für Ilfeld passte, und kam selbst um seine Versetzung ein, von Heitkamp habe ich schon eingehender gehandelt. Ein junger, selbstbewusster Probekandidat, Beck, machte mir viel Not. Er bildete sich ein, die Behandlung der Alumnen zu verstehen und litt dabei völlig Schiffbruch. Ich war froh, als ich ihn wieder los war. Das feine Auftreten und die elegante Kleidung dieses Kollegen imponierte den Schülern gar nicht; und doch verfügte er über gute Kenntnisse und war als Lehrer nicht ungeschickt. Das Verständnis der Schülerpsyche ging ihm ab.

Zum Burenkriege traten die Unruhen in China, die Ermordung des Gesandten Frh. v. Ketteler, der Boxeraufstand und anderes. Graf Waldersee ward an die Spitze des Expeditionskorps gestellt, Vorschusslorbeeren wurden ihm in Menge gespendet. Die Besorgnis vor dem Weltkriege wuchs. Deutschland blieb dem Zickzackkurse treu, auch als die hochbetagte Königin Victoria starb und ihr unzuverlässiger Sohn Eduard Nachfolger wurde.

278 In Ilfeld trat unser alter Freund Amtsgerichtsrat Rasch in den Ruhestand, desgl. der uns stets freundlich gesinnte Landrat Graf R. v. Fumetti; ersterer blieb im Orte wohnen, letzterer verzog nach Hannover. Sein Nachfolger wurde der junge, frische und energische v. Doetinchem de Rande. Dieser war zunächst darauf bedacht, sein Verhältnis zum Kloster auf andere Füße zu stellen. Fumetti hatte sieben Söhne auf der Schule gehabt, war lange Zeit - bis zur Aufhebung der Stelle - Klosteramtmann gewesen, d.h. er hatte für die königliche Klosterkammer in Hannover stellvertretend amtiert und pflegte, da er kein Redner war, diese Aufgabe bei öffentlichen Gelegenheiten dem Klosterschuldirektor zu überlassen, wie ja überhaupt die Schule mit ihrer stattlichen Zahl tüchtiger Männer in dem kleinen Orte den Mittelpunkt bildete.

Dem neuen Landrat kam es darauf an, auch in Ilfeld, und zwar nicht bloß dem Namen nach, an der Spitze zu stehen. Er richtete für den ganzen Kreis zum ersten Male eine Kaisergeburtstagsfeier ein. Vorher hatte das Kloster außer den Ilfelder Spitzen auch die Honoratioren der Umgegend bei dieser Gelegenheit an seiner Tafel gegen bescheidenes Entgelt vereinigt. Jetzt fand ein viel besuchtes Mahl in der „Tanne“ oder in der „Krone“ statt, das die dreifachen Kosten verursachte, aber dafür im Landrat den Vorsitzenden hatte, der den Kaisertoast ausbrachte, was im Kloster selbstverständlich der Direktor besorgte.

Ich erklärte beim letzten gemeinsamen Zusammensein am 18. Januar 1901 gelegentlich der Centenarfeier, dass ich den Schritt des Landrates als Sieg des nationalen Gedankens begrüße. Früher wäre es undenkbar gewesen, dass eine würdige Zahl von Vertretern des Kreises sich zu einer gemeinsamen patriotischen Feier zusammengefunden hätte, da sei das Kloster dafür eingetreten. Das hätte nun seine Aufgabe erfüllt usw. Bedauert wurde der Rücktritt des Klosters von der Mehrzahl der früheren Ehrengäste. Nicht bloß die Verpflegung war besser gewesen, sondern die ganze „Aufmachung“, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, d. h. Räumlichkeit, Geschirr, Bedienung, ganz abgesehen von den minimalen Kosten.

Im Kloster wurden nur die Selbstauslagen berechnet, und diese beliefen sich für den einzelnen Mann noch nicht auf 4 M. Dafür gab es, und zwar in bester Beschaffenheit, Suppe, zwei Fleischgänge mit Kompot, Plumpudding, Butter und Käse, nach Wahl Rot- oder Weißwein, je eine Flasche, auch mehr, und schließlich noch Zigarren und Kaffee. Im Gasthaus reichte der doppelte Betrag lange nicht aus. Die Portionen waren kleiner, die Beschaffenheit geringer.

Dafür waren wir nunmehr im Kloster ganz unter uns, ich hatte die Schüler fester in der Hand und brauchte mich nicht zu ärgern, wenn einer der geladenen Gäste - auch die Klosterförster gehörten dazu - einmal reichlich laut war. Wer bei mir vorstellig wurde, ich möchte doch die gute alte Zeit wieder heraufführen, den verwies ich an den Herrn Landrat: „Bei dem müsst ihr euch bedanken; warum seid ihr gleich dabei gewesen, auf seinen Vorschlag einzugehen?“ Selbstverständlich erhielt das Kollegium die ersten Male die Aufforderung, an den Kreisfestlichkeiten teilzunehmen. Ich lehnte aber jedes Mal ab unter Hinweis, dass an solchen Festtagen die Schülerschaft mehr als sonst fester und fürsorglicher Leitung bedürfe. Auch könnte man uns nicht zumuten, nach dem Aktus und dem Klosterfestmahl noch ein zweites Essen und Trinken sofort folgen zu lassen. Das sah auch der Landrat ein. Hinfort bildete nur die von Gesang und Deklamation umrahmte Klosterfeier den Vereinigungspunkt für alle diejenigen Ilfelder, die Kinder auf der Schule hatten oder zum Kloster in Beziehung standen. Die Tafelfreuden waren getrennt, der Landrat war in seiner Stellung als Erster des Kreises nicht mehr beeinträchtigt.

279 Ich erzähle dies so ausführlich, um zu zeigen, wie sich ganz allmählich die Verhältnisse umgestalteten. Inniger wurden sie jedenfalls nicht. Der Ort wurde jetzt auch vornehmer. Das Austreiben der Gänse wurde eingestellt, der Gemeindegärtner abgeschafft, indem man auf die Weidgerechtigkeit im Walde gegen Entschädigung verzichtete, ein Rathaus eingerichtet. Es zogen wohlhabende Leute nach Ilfeld, der Flecken vergrößerte sich. Kein Wunder, dass man an mich mit dem Wunsche herantrat, ich möchte doch darauf hinwirken, dass die Schule zu einem vollen Gymnasium ausgebaut würde, dann könnten Pensionen für die Schüler angelegt werden, der Ort würde sich noch mehr heben. Ich erklärte mit allem Nachdruck, dass die Bittsteller ganz vergäßen, dass das Kloster eine geschlossene Anstalt wie Pforta oder Roßleben sei, dass es schon ein weites Entgegenkommen bedeute, wenn wir Externe aus dem Flecken zuließen, und dass ich mich nicht dazu verstehen würde, den Grundcharakter der Schule zu ändern, damit einige wenige Profit dabei fänden; sie könnten ja ein Privatgymnasium gründen, ich würde froh sein, wenn ich die private Vorschule auflösen könnte. So zerschlug sich der Plan. Höhere Schulen liegen ja genug in der Nähe von Ilfeld.

280 Ich bin unvermerkt schon in das Jahr 1901 gekommen und habe noch das unerwartete Ableben meines Amtsvorgängers, des unvergesslichen Schimmelpfeng, zu berichten. Ein Schlaganfall raffte ihn am 7. Dezember 1900 hinweg. Er hatte seinen Ruhestand nicht lange genossen. Eine Deputation von Lehrern und Schülern fuhr unter meiner Leitung in einem großen Omnibus über den herbstlichen Harz, um dem langjährigen Leiter der Klosterschule die letzte Ehre zu erwei-

sen. Freund H. F. Müller, obwohl leidend, würdigte in wärmster Anerkennung in seiner Rede im Hause des Verbliebenen dessen Vorzüge, dann geleiteten wir die Leiche nach dem weit vor der Stadt gelegenen Friedhofe Blankenburgs. In Ifeld stellte ich in einer Trauerfeier Schimmelpfengs Bild noch einmal den Schülern vor die Augen, die meisten hatten ja ihn selbst noch zum Direktor gehabt. Indem ich seine Verdienste hervorhob, brauchte ich nicht die Unwahrheit zu sagen: Er war ein Patriot durch und durch, ein trefflicher Lehrer und Erzieher, ein diplomatischer Berater, ein treu sorgender Familienvater. Seine Reden verfehlten niemals Eindruck zu machen, was z. T. mit auf dem Organ und der Vortragskunst Schimmelpfengs beruhte; im Druck geht dieser Vorzug verloren, und sie erweisen sich als guter Durchschnitt.

281 Hermine Becher hatte im Jahre 1901 einen ärgerlichem Familienzweist auszukämpfen. Ferdinand hatte ihr in die Ehe eingebrachtes Vermögen in Berlin auf einer Bank in seinem Schließfache und unter seinem Namen untergebracht. Um die Öffnung des Faches zu bewirken, musste die Zustimmung auch der anderen Erben, in diesem Falle des Bruders und der Schwester des Heimgegangenen, da keine Kinder da waren, eingeholt werden. Diese meinten, dass Ferdinand durch seine Schriftstellerei viel Geld verdient habe, und beantragten deshalb gerichtliche Teilung des Nachlasses. Nun lag aber die Sache so, dass Bechers, eben weil sie keine Kinder hatten, diese Mehreinnahmen alljährlich auch verbraucht hatten und zum Teil verbrauchen mussten, weil Hermine viel leidend war und darum Heilbäder aufzusuchen gezwungen war. Um Ferdinands Bruder zu unterstützen, der während seines tierärztlichen Studiums viel Schulden gemacht hatte, waren sogar von Hermines Vermögen mehrere hundert Mark entnommen worden.

Dies alles wurde den Geschwistern auseinandergesetzt, machte aber auf den habgierigen Bruder, in dessen Banne die Schwester stand, keinen Eindruck, hatte er doch bisher auch noch nie daran gedacht, an Ferdinand die Gelder zurückzuerstaten, mit denen dieser ihm einst ausgeholfen hatte. So blieb nichts anderes übrig, als die von den Geschwistern des Verstorbenen beantragte richterliche Teilung des Nachlasses anzunehmen, für Hermine eine Quelle manchen Ärgers und vieler Beunruhigung. Der Göttinger Rechtsanwalt Beyer wurde angenommen, Schwager Gustav und ich traten an ihre Seite. Das Ergebnis war, dass Hermines Ansprüche auf den ganzen Nachlass, spez. auf das vorhandene Barvermögen, von dem Berliner Richter als begründet anerkannt wurden. Die z. T. lächerlichen, z. T. unwürdigen Beschuldigungen der Gegenpartei wurden klargestellt, sie erhielt nunmehr gar nichts aus dem Nachlass. Hermine hatte vorher möglicherweise den Geschwistern mancherlei überwiesen und dadurch wahrscheinlich erst das Verlangen, noch mehr zu erhalten, bei ihnen rege gemacht. Jetzt war das Tafeltuch mit diesen Schwägersleuten zerschnitten. Hermine, die in solchen delikaten Angelegenheiten keinen Spaß verstand, hat auf jede weitere Verbindung mit ihnen verzichtet.

282 Eine Bereicherung der Ifelder Gesellschaft war in dieser Zeit die Anwesenheit des Liz. theol. Schiele. Er hatte Ifeld zum Aufenthalt gewählt, um für ein langwieriges Lungenleiden Genesung zu finden. Auch seine Frau litt an Tu-

berkulose. Aufenthalt in Meran hatte beiden nur wenig geholfen. Dagegen erwies sich Ilfelds reine und scharfe Luft für beide als das rechte Heilmittel. Die Genesung kam Schritt für Schritt, [so] dass Schiele sogar den Versuch machen konnte, wieder zu unterrichten. Ich wies ihm Privatkunden zu und befürwortete, da ich ihn in jeder Beziehung schätzte, sein Gesuch, die erledigte Stelle des Religionslehrers an der Klosterschule zu erhalten. Vor seiner Erkrankung war er Seminaroberlehrer gewesen. Das Prov. Schulkollegium verhielt sich ablehnend: Es sei nicht angängig, dass ein wegen Tuberkulose aus dem Schuldienste ausgeschiedener Lehrer nach seiner Genesung zuerst gerade an einem Internat den Dienst wieder aufnehme. Dagegen war nichts zu machen. Schiele zog bald nachher nach Marburg, übernahm dort die Leitung der Kirchl. [?] Philosophischen Bibliothek und begründete später die Sammlung der „Religionswissenschaftlichen Volksbücher“. Er und die Seinen erfreuten sich allgemeinsten Anerkennung; es war eine Erholung, sich mit dem aufs gründlichste vorgebildeten, klugen und gewinnenden Manne zu unterhalten. Er bewohnte das erste kleine Häuschen jenseits der Brücke nach Wiegersdorf zu.

Am Mittwoch, dem 6. Februar 1901, trug ich in mein Tagebuch ein: Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser ist allgemein. Er lässt sich in England maßlos beweihräuchern. „Diesmal hat er eine gute Zensur mitgebracht.“ Selbst die Kreuzzeitung klagt, dass man dem deutschen Volkswillen ins Gesicht schlage.

283 Am 13. März erschien plötzlich der Oberpräsident Graf Stolberg auf meinem Amtszimmer in Begleitung des Oberpräsidenten Grafen Berg. Das ganze Kloster einschließlich die Wirtschafts- und Krankenräume wurden von den Herren durchwandert, das Schüleralbum, die Personalakten der Lehrer, die Sammlungen wurden eingesehen, ich merkte, dass Redereien auf der letzten Berliner Versammlung ehemaliger Ilfelder Schüler dieser Revision zu Grunde lagen. Den Kern des Besuchs fand ich in der Bemerkung des Oberpräsidenten: „Nach Ilfeld gehören Schüler, die eine gute Kinderstube genossen haben; andere sind möglichst abzuweisen.“

Ich bin trotz alledem bei meiner Praxis geblieben. Genügende Kenntnisse und gutes Betragen ohne Berücksichtigung des Standes der Eltern waren für mich bei der Aufnahme neuer Schüler maßgebend. Die gute Kinderstube ist nicht auf die vornehmen Kreise beschränkt, wie manche meinen. Die Freistellen fielen, soweit ich dafür zu sorgen hatte, den Würdigsten zu. Damals gehörte der junge Fürst Jost-Christian zu Stolberg-Rossla zu den Alumnen; bald folgten ihm noch drei jüngere Brüder. Für diese mochte sich der Oberpräsident auch sehr interessieren. Dies war ebenfalls Veranlassung zu dem unerwarteten Besuch. Die vier Rossla'er waren übrigens vortrefflich erzogene, gut geartete und z. T. reich begabte Jungen, vertrugen sich zwar untereinander nicht immer glänzend, umso besser aber, da sie frei von Standeshochmut waren, mit ihren Mitschülern und gehörten bald zu den beliebtesten Alumnen. Sie unterschieden sich sehr zu ihrem Vorteil von ihren Vettern von den Stolberg-Stolbergern, die in meinem ersten Ilfelder Jahre die Schule besuchten, aber nicht im Kloster wohnten und auch sonst mehr auf Abschluss als auf Anschluss bedacht waren. Freundlich waren sie auch, galten aber für hoch-

mütig; vielleicht lag es mehr an ihrer schwermütigen Anlage, die schließlich den Ältesten dazu trieb, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

Als Iffelder Direktor hatte ich mich selbstverständlich bei den Häuptionern der drei Stolberger Linien gemeldet und angefragt ob meine persönliche Vorstellung genehm wäre. Daraufhin wurde ich in Rossla und Stolberg zur Tafel geladen, von Wernigerode erhielt ich eine freundliche Antwort. Die Verhandlungen über meine Rosslaer Prinzen führte ich in der Regel nicht mit ihrer Mutter, sondern mit ihrem Vormunde, dem Grafen Kuno, einem einsichtsvollen, energischen und treu für die Mündel sorgenden Herrn.

284 In jener Zeit beschäftigte mich mehr als in früheren Jahren die Frage: Wie soll sich die Schule zur Beteiligung der Schüler am heil. Abendmahl verhalten? Drückender Zwang war schon unter Schimmelpfeng vermieden worden. Aber jetzt war es dazu gekommen, dass zu Ostern außer den Konfirmanden und ihren Angehörigen keine Schüler an der Feier teilnahmen und auch das Lehrerkollegium recht spärlich vertreten war. Wir berieten im Lehrerkollegium; mein Vorschlag ging durch, dass nur noch im Herbst eine größere gemeinsame Feier stattfinden und den Eltern bei der ersten darauf folgenden Gelegenheit von den Tutoren kurz berichtet werden sollte, ob ihre Söhne teilgenommen hätten oder nicht. Die Familie, nicht die Schule, hat in diesen persönlichen Angelegenheiten die letzte Entscheidung.

Über diese und manche andere Frage habe ich wiederholt längere Unterredungen gepflogen mit Frau Konsul Kiep aus Glasgow, die nacheinander drei Söhne der Klosterschule zuführte. Ich bin nicht oft mit einer so einsichtsvollen, weit über dem Durchschnitt stehenden, energischen, echt deutschen Frau zusammengetroffen. Sie war eine Schwester des verstorbenen Kurators der Universität Bonn, Rotenburg, der lange zu Bismarcks nächster Umgebung gehört hatte. Als sie den ersten Sohn bei mir anmeldete, bemerkte sie, ihre Söhne sollten deutsch erzogen werden, das englische Wesen widere sie an. „Werden denn die Jungen hier geprügelt werden, weil sie Engländer sind oder dafür gelten?“ Ich verneinte dies. „In Glasgow haben sie als Germans manche Tracht Schläge von ihren Mitschülern bekommen; es hat ihnen freilich nichts geschadet, aber schön ist es nicht.“

Ihre drei Söhne, die nacheinander die Schule besuchten, schlugen trefflich ein. Der Älteste, Louis, ein pfiffiger, klarblickender Willensmensch, wurde Seemann, die beiden anderen Juristen. Der Mittlere, Otto¹, war entschieden der begabteste, gewinnender im Auftreten als Louis und mit eiserner Konsequenz seine Ziele verfolgend nach dem Motto: *suaviter in modo, fortiter in re*². Als Klosterprimus erfreute er sich allgemeiner Anerkennung und verstand sich trefflich aufs Leiten. Der Jüngste, Max, ebenfalls sehr begabt, wusste allen Dingen die beste Seite abzugewinnen, war stets lustig, begeisterte sich nicht gerade für angestrenzte Arbeit, ging aber, wenn es nötig war, energisch ins Geschirr. Alle drei sind dank der Für-

¹ Der spätere Diplomat Otto Carl Kiep, hingerichtet nach dem 20. Juli 1944. Von ihm wird in den „Erinnerungen“ noch öfter die Rede sein.

² „sanft in der Art und Weise, entschlossen in der Sache“

sorge ihrer patriotischen Mutter gute Deutsche geworden. Der Vater, ein tüchtiger Kaufmann, hätte sie ruhig verengländern lassen. Anfangs reisten die Söhne in jeden Ferien nach Glasgow. Dies hörte auf, als nach Verkauf des Geschäfts die Familie nach Ballenstedt am Harz verzog.

285 „Fac officium: deus providebit“³, war das Thema meiner Ansprache, mit der ich am 16. April 1901 die neu eintretenden Schüler und Lehrer begrüßte. Den wunderlichen Heitkamp war ich losgeworden. Heindricks war ebenfalls ausgeschieden. Wie würden sich die neu eintretenden Lehrer bewähren? Den einen, Petersen, kannte ich von seiner früheren Ilfelder Wirksamkeit her. Er kam von Wilhelmshaven, wo ihm seine Frau mit Ehebrüchen böse mitgespielt hatte. Er selbst war nicht ganz von Schuld frei; er hatte die Frau brutal behandelt und hieß darum der „schlagfertige“ Petersen. Er war ein geschickter Lehrer, aber keinen Charakter. Stalman war ein braver, das Beste wollender Mensch, entpuppte sich aber als wenig geeignet für den Alumnatsdienst. Deus providebit. Wissenschaftliches Arbeiten lag beiden nicht.

So wuchs die Zahl derer, die eben bloß Lehrer sein wollten, im Ilfelder Kollegium bedenklich. Die alte Sitte, dem Jahresbericht eine wissenschaftliche Beilage zu geben, konnte nur dadurch aufrechterhalten werden, dass außer mir noch die beiden Kollegen Meyer in den nächsten Jahren mit Arbeiten eintraten.

Dass viele Österreicher mit Auflösung und Zerfall des Habsburger Reiches rechneten und dieses Ereignis als Begleiterscheinung des Ablebens des betagten Franz Joseph ansetzten, wurde uns klar durch den Vortrag eines österreichischen Lehrers am Abend des 27. April. Dieser schilderte die verfahrenen Verhältnisse seiner Heimat, insbesondere die immer stärker anwachsende „Los von Rom“-Bewegung. Er bekannte sich als begeisterten Anhänger der Schönerer-Gruppe und stellte die ihm nicht zusagenden Parteien in die schwärzeste Beleuchtung. Der Vortrag war im Gasthaus zur „Tanne“; viele Schüler benutzten die erteilte Erlaubnis und hörten die Ausführungen des Redners geduldig an.

286 Anna weilte während des Monates Mai 1901 im Bade Ems, um ihre angegriffenen Atmungsorgane zu stärken, Emmchen führte die Wirtschaft. So empfing ich Frau Minister v. Hammerstein allein, die der Schule einen Sohn zuführte. Auch sie sprach sich wie der Oberpräsident Stolberg aus über den Einfluss, den wohlherzogene Kameraden ausübten: Die gute Kinderstube sei doch unendlich wichtig für das ganze Leben. Ihr Mann hätte erst an das Französische Gymnasium in Berlin gedacht, aber dann doch der Ilfelder Schule den Vorzug gegeben, zumal da sie streng konfessionell sei.

Müllers Freund Stötzel, Oberlehrer am Französischen Gymnasium, hatte mir schon vor Jahren gesagt, er käme sich dort vor wie an einer Judenschule. Jetzt ist der jüdische Prozentsatz noch gestiegen. - In jenen Tagen starb mein alter Universitätskamerad Waege, der aus einem Fortschrittler streng konservativ geworden

³ „tu deine Pflicht, für das Weitere wird Gott sorgen!“

war, auch er Oberlehrer an einem Berliner Gymnasium. „Wenn man ein Jahr an einer höheren Berliner Schule tätig ist“, pflegte er zu sagen, „so wird man unfehlbar Antisemit.“

Ende Juni 1901 fand die geplante Zusammenkunft alter Schüler in Ilfeld statt. Die Jubiläen von Freyer, Bajohr und Schimmelpfeng sowie die so harmonisch verlaufene Feier des 350-jährigen Bestehens der Schule hatten den Gedanken gezeitigt, alle fünf Jahre eine Versammlung in Ilfeld zu veranstalten. Das erste Quinquennium ging zu Ende; Rittmeister Ermeler, Hauptmann v. Gansauge und Rechtsanwalt Hillebrandt unterzogen sich der Mühe, die Aufforderungen zu vertreiben, Prof. Georg Meyer unterstützte sie redlich dabei. Ich nahm die freundlichste Stellung zu dem Plane, weil ich mir Vorteile für die Erziehung meiner Zöglinge davon versprach. Die Versammlung verlief wie die früheren in harmonischer Weise. Die Festvorstellung, die Gesänge, das Konzert, der Aktus, das Festmahl mit seiner Fülle von Reden, der Zug zum Netzkater, das Tanzvergnügen zum Schluss, alles klappte, und jeder Teilnehmer hatte ein Gefühl inneren Behagens. Die alten Herren gaben mir recht, dass ich Schüler nur solchen älteren Gästen anvertrauen sollte, auf die ich mich verlassen könne. Mein alter Famulus Gansauge weilte damals zum letzten Male in der Schule. Beim Festessen saß er mir gegenüber und trank, wie er selbst sagte, seine letzte Flasche Wein. Er stand im Schlusstadium einer schweren Nierenkrankheit und starb 14 Tage später. Die Geschichte des 5. Jägerbataillons ist von ihm verfasst worden.

287 An die Feier schlossen sich alsbald die großen Ferien 1901. Freund Müller und ich benutzten sie zu einer gemeinsamen Thüringen-Reise, die reich war an bleibenden Eindrücken. In Naumburg war der Gymnasialdirektor Albracht, ein alter Göttinger Bekannter von mir, unser Führer. Er wusste im Dome, in dessen Nähe seine Schule lag, vortrefflich bescheid und machte uns auf alle Altertümer, Kunstgegenstände und sonstigen Sehenswürdigkeiten aufmerksam. Ehrwürdige und beste deutsche Kunst. Als Gegenstück des ältesten Bauwerks zeigte er uns das neu gebaute Kadettenhaus, dessen Besichtigung uns Hans Schimmelpfeng vermittelt hatte, die praktischen Einrichtungen der Neuzeit.

Ein halber Tag wurde Pforta gewidmet. Leider war der Direktor abwesend. Ilfelds Licht- und Schattenseiten traten uns bei dieser Vergleichung lebhaft vor die Seele. Was für einen Vorzug hat Pforta, dass es sich unter der großen Zahl der Bewerber immer die besten aussuchen kann! Kösen und die sagenumwobene Rudelsburg mit dem Denkmale des jungen Bismarck waren unser nächstes Ziel, alsdann die im Ferienschlummer versunkene Universität Jena. Dort pilgerten wir trotz der Hitze sogar zum Fuchsturme hinauf. In Rudolstadt mussten wir uns mit dem Außenblick des Schlosses begnügen. Schön war die Wanderung von [Bad] Blankenburg über den Chrysopras⁴ durch das weite Tal nach Schwarzburg, herrlicher Blick vom Trippstein, stimmungsvoll der Besuch von Paulinzella. In Ilmenau wurde längere Rast gemacht und die durch Goethe geweihten Stätten besucht. In Arnstadt hatte es uns die prächtige Liebfrauenkirche angetan. Den Abschluss bil-

⁴ Name eines Edelsteins, hier also topographische Bezeichnung?

dete Erfurt. Es war eine schöne, ungetrübte Reise, Freund Müller musste sich zwar oft schonen, dafür unterhielten wir uns auf das lebhafteste und erfreuten uns an dem bunten Wechsel der Reisebilder. Deutschland ist ein glückliches Stück Erde, sagten wir uns mehr als einmal.

288 Ein zweiter Ausflug in das Thüringer Land folgte unmittelbar. Ein alter Ilfelder, der mit besonderer Liebe mir zugetan war und dies oft bewiesen hatte, der auch als Schüler unserer Tochter gern den Hof machte, Fritz Freiherr v. Werthern-Wiehe, war den Folgen eines Sturzes erlegen und wurde in Wiehe beigesetzt. Ich begab mich mit Freund Bajohr über Artern und Donndorf nach dem kleinen durch Ranke berühmt gewordenen Landstädtchen und beteiligte mich an der Beerdigungsfeier des trefflichen, allgemein beliebten Jünglings. Da er der Majoratsherr war, so gestaltete sich die Handlung besonders würdig und eindrucksvoll. „Deutsch, treu und fest, warmen Herzens und besten Willens“, so schilderte ihn der Geistliche in trefflicher Rede. Der Heimgegangene war der Stolz seiner Mutter, die ungeheuer viel an ihm verlor. Sein Bruder Hans, der das Majorat antrat, war begabter, aber damals noch mitten in der Entwicklung, ein noch unbeschriebenes Blatt. Er entwickelte sich später sehr zu seinem Vorteil. Das war am 18. Juli 1901.

Am 6. August 1901 starb die Kaiserin Friedrich [Gemahlin Friedr. III, Mutter Wilh. II]. Viel Liebe hatte sie sich nicht erworben, ihr Heimgang hinterließ keinen nachhaltigen Eindruck. Lächerlich war die Komödie mit dem chinesischen „Sühneprinzen“ Tschun, der in Berlin Kotau machen musste wegen der Ermordung [im Boxer-Aufstand, in Peking] des deutschen Gesandten Freiherrn v. Ketteler. Das sogenannte Kaiserbild „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“⁵, ging allen Schulen zu und wurde an sichtbarer Stelle ausgehängt. Helfen wird es freilich nicht, war die Meinung der nicht aussterbenden Nörgler.

289 Im Herbst 1901 stand unserer Silberhochzeit bevor. Wir beschlossen, sie in aller Stille zu feiern, während Sandrocks nicht zu bewegen waren, sie mit uns gemeinsam zu begehen. Anna und Emmchen reisten voraus und machten im Dorfe Mulang bei Kassel ein hübsches Quartier ausfindig. Am 23. September, meinem Geburtstage und unserem Hochzeitstage, war ein sonniger, wunderschöner Herbsttag ins Land eingezogen. Wir freuten uns seiner dankbarsten Herzens, durchwanderten frohgemut die Wilhelmshöher Anlagen, gedachten mittags bei einem Glas Sekt der Vergangenheit sowie der lieben Verwandten und beendeten den Tag mit dem Besuche des Kasseler Hoftheaters, wo das „Nachtlager von Granada“ [von Konradin Kreutzer] eine höchst erfreuliche Aufführung fand. Der 103. Psalm bildete den Abschluss der Erinnerungsfeier.

Da niemand unseren Aufenthaltsort wusste, so waren die uns zugeordneten Depeschen, Karten, Briefe, Geschenke alle nach Ilfeld gesandt worden. Sie waren die Nachfeier unseres Familienfestes, die uns mit nicht geringerer Dankbarkeit erfüllte. Als eine solche konnten wir auch Annas Geburtstag, den 1. Oktober, ansehen,

⁵ Gemälde von Knackfuß, nach Allegorie 'Die Gelbe Gefahr' Wilhelms II. von 1895

den wir mit Scheidemanns und Sandrocks zusammen in Reinhausen erlebten. Schwager Gustav befand sich in gutem Wohlsein. Wer hätte es ahnen können, dass binnen Jahresfrist dieses tatkräftige Leben zum Abschluss gelangt wäre! Ein Kranz gesunder, wohlgezogene Kinder umgab ihn, zur Seite stand ihm die rüstig schaffende Hausfrau. Alles ging aufwärts.

Sandrocks waren seit Jahresfrist in Reinhausen. Schwager Friedrich bekleidete eine Rendantenstelle an der dortigen Sparkasse, die ihm Gustav Scheidemann vermittelt hatte. Die Scheidemannsche Familie wohnte oben auf dem ehemaligen Amtshofe bei dem Gutspächter Sell in ausreichenden Räumen. Die drei Söhne [der Sandrocks] waren zu stattlichen Jünglingen herangewachsen, Fritz, unser Pflegesohn, im Steuerfache, Wilhelm Medizin studierend, Adolf Techniker. Die letzteren beiden waren auch zur Stelle, so dass ziemlich die ganze nähere Verwandtschaft zusammen war. Unser aller Verzug war der reizende Postumus [„Benjamin“] Gustav [Scheidemann], der trotz aller Liebkosungen seine Artigkeit bewahrte. Von den anderen Ballenhäuser Kindern [d. h. denen von Schwager Gustav Scheidemann] war Otto Leutnant und Hans Tertianer in Göttingen, Fritz in landwirtschaftl. Dienste, Änne der Mutter zur Seite. Nur Tante Hermine [Becher] fehlte uns. Sie konnte sich nicht entschließen, an Festlichkeiten teilzunehmen. Ausflüge nach dem Bremker Tal, dem Dreisch, Göttingen, Besuche in Obernjesa und Reinhausen verbanden sich naturgemäß mit unserem Aufenthalte in Ballenhausen. Es waren auch innerlich sonnige Tage, die noch heute in uns nachklingen.

290 In diesen Herbstferien [1901] hatte ich in Ilfeld interessanten Besuch. [Finanz-]Minister v. Rheinbaben hielt sich in Birkenmoor auf, um einen Hirsch zu schießen, und war einen Nachmittag zum Kaffee bei uns. Es lag ihm daran, seine Jugenderinnerungen aufzufrischen und das neue Kloster einmal gründlich zu besuchen. Meine Wünsche betr. das Kloster nahm er freundlich entgegen, bemerkte aber, dass er gar nicht zuständig sei, sondern die Kgl. Klosterkammer und der Justizminister. Ich trug mich damals mit dem Gedanken, das Amtsgerichtgebäude für die Schule zurückzugewinnen. Es gehört dem Stift und war - wahrscheinlich heute noch - für den Preis von jährlich 600 M dem Justizministerium verpachtet, aber mit der Einschränkung, dass der Kontrakt nur von dem Justizminister gekündigt werden könne. Das wird ohne Druck von oben natürlich niemals geschehen. Für das Kloster und seine Entwicklung wäre es von größtem Werte gewesen, wenn dieses Gebäude mit allem Zubehör zu ihm geschlagen wäre. Denselben Plan hegte ich für die Amtswohnung des Landrates, die ebenfalls stiftisch war und dem jeweiligen Stiftshauptmann mit Stallungen und Garten für 300 M verpachtet war. Die Stiftsstelle war aufgehoben, und der derzeitige Landrat erhielt 360 M Wohnungsgeld, zahlte selbst an die Kammer aber nur 300 M. Ich sah nicht ein, warum das Stift, in letzter Linie die Klosterschule, diese Kosten trüge. Der Minister gab mir zu, dass meine Bestrebungen gerecht seien, meinte aber, dass ich wenig erreichen würde. Ich habe gar nichts erreicht. Später mehr davon.

Einige Jahre darauf feierte v. Rheinbaben seinen 50. Geburtstag. Althoff, der sich den Finanzminister warm halten wollte, schrieb mir, er habe erfahren, dass S. Exzellenz sein Reifezeugnis eingebüßt habe, ich möchte ihm doch zum 50. Geburts-

tage eine Neuausfertigung besorgen. Als ich diesen Wunsch erfüllte, konnte ich feststellen, dass v. Rheinbaben in seinem Abgangszeugnis durchweg das Prädikat „sehr gut“ erhalten hatte; nur in der Arithmetik hatte der Herr Finanzminister „genügend“. Die Rechenkünste besorgen ja die Räte.

291 In diesem Winter – 1901/2 - begannen die Verhandlungen wegen der Übereignung der Stiftsgemeinde an die Fleckengemeinde. Ich nahm von Anfang an den Kampf gegen diese Absicht auf, weil ich für die Klosterschule nur Schädigungen darin erblickte. Der Graf Kuno zu Rossla, mit dem ich Gelegenheit hatte, die Frage zu erörtern, versprach mir, mich nach Kräften zu unterstützen. Noch war sein Vetter Oberpräsident von Hannover. So konnte mir die Rossla'er Unterstützung sehr wertvoll sein. Nach Jahren hat mir der Klosterkammerpräsident Rotzoll die Zusammenhänge erzählt, die schließlich doch die Eingemeindung des Stifts in den Flecken durchgesetzt haben. Im Jahre 1859 hatte die Klosterkammer im Namen des von ihr vertretenen Stifts mit der Ifelder Gemeinde einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Gemeinde ihr ganzes kirchliches Vermögen, bestehend aus 19.000 Talern und sämtlichen kirchlichen, Pfarr- und Schulgebäuden und Äckern etc. an die Klosterkammer bzw. das Stift abtrat. Dafür übernahm diese alle bisher der Gemeinde zugefallenen Pflichten, insbesondere die Kirchen- und Schullasten.

Das war, wie mir Rotzoll sagte, ein Strick, der schließlich das Stift erwürgen musste. Denn mittlerweile hat Ifeld so zugenommen, dass statt zweier fünf Volksschullehrer amtierten. Ein neues Schulhaus, eine neue Pfarre waren gebaut, und die Kosten für Gehälter hatten sich beinahe verdreifacht. Man hatte eben bei jenem Verträge die einfachsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen vergessen und an die Zukunft gar nicht gedacht. Nun sollte die Kette abgeschüttelt werden. Zu Hilfe kam der Klosterkammer die Gier der Ifelder, die Stiftsgemeinde in sich aufzunehmen, weil man sich die größten Vorteile davon versprach: Einsicht in die Klosterverhältnisse, Zuwachs an Steuerzahlern. Der Landrat v. Doetinchem unterstützte die Gemeinde, weil er dem Kloster nicht grün war. Wenn in der Gemeinde einsichtsvolle Leute am Ruder gewesen wären, so hätten sie sich mit Hand und Fuß dem Plan der Klosterkammer widersetzen müssen. Besser konnte sie es ja nicht haben, als wenn Kirchen- und Schullasten auf fremden Schultern gelegen hätten. Aber die klugen Leute fehlten, der bullrige, über die nächste Gegenwart nicht hinaussehende Wirt Carl Schultze führte das große Wort und wusste alle zu beschwatzen.

Im Winter 1901[2], wie gesagt, fing die Frage an, die Gemüter zu bewegen. Später, als ich Einsicht in den ganzen Sachverhalt gewann, vertrat ich den Standpunkt, dass derjenige, der den Schaden verursacht hatte, auch dafür aufkommen müsse, also die enorm reiche Klosterkammer, nicht aber das Stift Ifeld, dessen Mittel nicht mehr ausreichten. Jedenfalls dürfe die ganz unschuldige Schule nicht darunter leiden; man könne ja Amtsgericht, Landratsamt, Pachthof etc. eingemeinden, müsse aber die Schule verschonen. Aber ich greife den Geschehnissen vor.

292 Im Alumnat ging es ohne die üblichen Disziplinarfälle nicht ab. Man kann nicht verlangen, dass unter 90 Zöglingen nicht einige rüdische Schafe sind. Die Ausschreitungen im Trinken fallen im Grunde stets den Angehörigen der Schüler zur Last, die das Geld dazu liefern oder die Schulden bezahlen. Der Vorzug Ilfelds, die größere freie Bewegung der Zöglinge, kann nur erkaufte werden durch das Risiko missbräuchlicher Benutzung. Ein älterer Schüler bekam wiederholt Anfälle von Zerstörungswut, der Kreisarzt meinte, das Paranoia im Entstehen sei. Hinterher hörte ich, dass er unmäßig Rotwein und Kognac getrunken und die Flaschen geschickt beseitigt habe. Ich quartierte ihn aber aus dem Kloster aus. Das letzte halbe Jahr bis zur Reifeprüfung hat er im Flecken gewohnt und sich dort ordentlich geführt. Frau Pastorin Zwick hatte sich seiner angenommen.

„Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen.“ Am 17. Dezember 1901 verunglückte der kleine niedliche Heinrich Lattmann beim Schlittenfahren. Er geriet auf das lose Eis der Behre, brach durch und wurde vor den Augen seines nur ein Jahr älteren Bruders fortgeschwemmt. Als auf dessen Rufen Hilfe herankam, konnte nur noch der leblose Körper des Kindes geborgen werden. Eine Viertelstunde vor dem Geschehnis hatte ich die hinausgehenden beiden Knaben noch gesehen und zur Vorsicht gemahnt. Ein harter Schlag für den Vater, der erst zwei Jahre vorher die Gattin verloren hatte. Die Teilnahme war allgemein. Die für denselben Abend angesetzte [Theater-]Liebhabervorstellung wurde selbstverständlich abgesagt.

Einer der neu eingetretenen Kandidaten machte mir viel Arbeit und Mühe. Er hieß Östreich, hatte ein sehr gutes Zeugnis und ausgesprochenes Geschick, die mathematische Disziplin klar zu lehren. Leider war er linkisch und ungewandt im Auftreten, leicht verstimmt und ohne Humor. So wurde er die Zielscheibe der Schülerstreiche. Eine Nacht musste er auf dem Sofa eines Kollegen zubringen, weil sein Stubenschlüssel versteckt war. Ein andermal war sein Bett voller Grant [Sand, Kies]; Wasserlachen standen vor seiner Türe; in den Klassen konnte er vor Tumulten nicht zu Worte kommen. Es war bedauernd wert, wie dem sonst tüchtigen und gewissenhaften Manne mitgespielt wurde. Leider machte er mir erst Mitteilung, als die Sache schon verfahren war und ein mutwilliger Bursche ihm den bekannten Vers an die Türe geschrieben hatte: „Bella gerant alii, tu felix Austria nibe!“⁶ Ich ging dem Unfug scharf zu Leibe und erreichte schließlich auch, dass sich die Hauptübeltäter meldeten. Einer von ihnen war leider unser aller Hausgenosse Gustav [Wagemann]. Er wurde unter das Konsil gestellt⁷ und hielt sich für die nächste Zeit brav, bis dasselbe verlosch [d. h. der Bewährungszeitraum vorüber war]. Die Lacher hatte er freilich auf seiner Seite. Östreich ging bald an ein Berliner Gymnasium über und fand dort eine seinen glänzenden Fähigkeiten entsprechende, von Schülertücken freie Stellung.

Besser mit den Schülern fertig, aber freilich nur durch weitgehendste Nachsicht, wurde ein anderer Kandidat, den mir die Behörde überwiesen hatte, Mack. Er

⁶ „Lass andere Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate“ (d.h. treibe weiter deine friedliche dynastische Heiratspolitik)

⁷ mit Schulverweis bedroht, als formelle Abmahnung

hatte er über 30 Semester in Halle studiert und endlich mit Achen und Krachen seine Staatsprüfung abgelegt. Seine Kenntnisse waren minimal, wurden auch nur wenig durch eingehende Vorbereitung gehoben. Im Griechischen quälte er sich ab, die unregelmäßigen Verben aufzufrischen, die Jungen waren ihm aber über; in der Geschichte vermochte er nicht frei vorzutragen, obgleich er ein schlagkräftiger Bierredner war; in der Lektüre schrieb er die Übersetzung sorgfältig über den fremdsprachlichen Text. Natürlich mogelten die Jungen bei ihm nach Kräften. Als er einmal die eingelegte Übersetzung von Freund bei einem Schüler bemerkt hatte und dieser die Kontrabande zu verstecken suchte, sprang er schnell auf ihn los mit dem Citate [aus Schillers „Bürgschaft“]: „Zurück, du rettetest den Freund nicht mehr“. Er ging an eine schlesische höhere Schule über - in Ilfeld war er nicht zu brauchen - und soll dort bessere Seide gesponnen haben.

Direktor der Klosterschule Ifeld, 1902 – 1903

293 Ein schwerer Schlag für unsere ganze Familie war das plötzliche Ableben meines lieben Schwagers Gustav Scheidemann im Ballenhausen 1902. Im Alter von 50 Jahren raffte ihn auf der Fuchsjagd ein Herzschlag hin, die Folge eingetretener Adernverkalkung. Wenige Wochen vor seinem Tode, den er nahen fühlte, hatte er seinen vorjüngsten Sohn Hans auf die Ifelder Schule gebracht, der nun zu uns in die Stellung eintrat, die einige Jahre vorher sein Vetter Fritz Sandrock innegehabt hatte. Um den Ballenhäuser Verwandten näher zu sein, entschloss sich Tante Hermine, einen durch die Ifelder Wohnungsnot veranlassten Plan auszuführen: Sie siedelte im Herbst nach Göttingen über. Wir sahen sie ungern zum zweiten Male scheiden.

Wenige Tage nach der Beisetzung in Ballenhausen überreichte eine Abordnung alter Ifelder Alumnen der Schule die große Marmorbüste Schimmelpfengs, die in der Aula ihren Platz gefunden hat. Nach der Kirche am Himmelfahrtstage 1902 fand die mit einer Schulfest verbundenen Übergabe statt. Herr v. Graevenitz hielt als Ältester der Deputation die betreffende Ansprache, ich dankte ihm für das wertvolle monumentum pietatis, das uns den ersten Ifelder Direktor im wiedererstandenen Reiche, unter dem zugleich der Klosterneubau zustande gekommen war, lebendig vor Augen stelle, und versprach, es treu zu hüten. Ein gemeinsames Essen vereinigte Schüler, Gäste, Lehrer, dem auch der bereits in den Ruhestand getretene Prof. Freyer beiwohnte. Dann wanderten wir alle zum Fürst-Otto-Turm auf den Poppenberg hinauf.

Mein Hauptbegleiter war bei der Wanderung Hauptmann v. Röder, der mir interessante, wenn auch nicht behagliche Mitteilungen über den Kaiser machte, den er als Kommandeur der Leib-Batterie oft zu sehen bekomme. Er schilderte ihn als hochbegabten, aber ungemein eigensinnigen Menschen, der nur zu gern sein Ohr den Einflüsterungen der Schmeichler öffne. Als ich einwarf, dass man diese doch unschädlich machen könne, erwiderte er, es würden nur noch viel schlimmere Subjekte sich des Kaisers bemächtigen, wenn man die jetzigen Lieblinge verdränge. Herr v. Röder war ein überzeugter Monarchist und treuer Anhänger des Hohenzollernhauses; umso mehr quälte er sich mit trüben Gedanken über den Ausgang dieser Regierung. Ein früher Tod hat ihn davor bewahrt, den Zusammenbruch des stolzen Deutschen Reiches und die unverzeihliche Flucht des Kaisers zu erleben.

Die Schimmelpfeng-Büste übrigens ist ein dem Original nur sehr wenig ähnliches Kunstwerk, nach Photographien angefertigt und nach Winken seiner Kinder. Wer fragt aber in hundert Jahren danach!

Tiefen Eindruck machte auf uns alle das entsetzliche Erdbeben von Martinique, das mit einem Schlage 40.000 Menschen vernichtete. „Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest, und das Menschenkind, dass du dich seiner annimmst!“ [Hebr.

2,6] Die Zeitungen berichteten wochenlang über die Katastrophe. Die Prediger versäumten nicht, den dankbaren Stoff zu behandeln, und manches Menschenkind wird Betrachtungen daran geknüpft haben ähnlich denen, die der kindliche Goethe mit dem Erdbeben von Lissabon verband.

294 Die Verhandlungen mit der Kgl. Klosterkammer blieben im Gange. Ohne mein Wissen war die ehemalige Stiftsamtmannswohnung an den Kreis Ilfeld verkauft worden, mir dadurch die Möglichkeit genommen, sie für Lehrerdienstwohnungen auszunutzen. Der alte Fumetti hatte gehört, dass der Forstmeister Schladitz Anstrengungen machte, sie als Dienstwohnung zu erhalten. Das passte ihm nicht, er wollte sie seinem Nachfolger im Landratsamt zusichern. So kam ganz im Stillen der Verkauf zustande. Der Kreis zahlte für das schöne Haus und den großen vor dem Flecken gelegenen Garten 80.000 M, und die Schule war nun nicht mehr in der Lage, dieses ihr so bequem gelegene Gebäude eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Wie segensreich wäre es gewesen, wenn das jetzige Amtsgericht und Landratsamt Klosterschulgebäude geworden wären! Wie hätte sich die Schule innerlich festigen und die Alumnen sichern können! Auch das Familiensystem der Erziehung, wie ich es bei Dr. Kühne in Godesberg kennengelernt hatte, hätte sich einrichten lassen können.

Die Herrn am grünen Tische sind aber allemal klüger als die Sachverständigen. Und wenn es sich um eine Schule handelt, erst recht. Meine Pläne waren zu Wasser geworden trotz der Hilfe, die mir Graf Kuno v. Stolberg verschiedentlich zu leisten versucht hatte. Jetzt musste ich für Lehrerdienstwohnungen sorgen. Prov. Schulrat Breiter schlug die Weidentalswiese vor. Sie wäre mir eben recht gewesen, war aber der Ilfelder Gemeinde für ihre Schützenfeste zugesichert. An ein Verlegen des Landratsamtes und Amtsgerichtes auf die Schafwiese in die Nähe des Bahnhofes, wohin sie am besten gepasst hätten, war nicht zu denken. So wurde dann in einer langen Sitzung mit Vertretern des Ministers und der Klosterkammer der Ausweg gefunden, dass in dem Direktorgarten vier einzelne Lehrhäuser erbaut würden und dazu die 80.000 M zu verwenden seien, die der Kreis gezahlt hatte. Die Häuser sind erstanden und den Bewohnern angenehm; aber sie liegen zu weit vom Kloster ab, und der Verkehr zwischen Schülern und Lehrern wird durch die Entfernung erschwert. Statt einer Zusammenlegung ist es zu einer Auseinanderlegung geworden. Der Direktor erhielt den bisher von Freyer innegehabten Garten zugewiesen, das Kollegium war eines ihm zustehenden Gartens beraubt worden. Dafür wartete sein die Ehre, in die Ilfelder Bürgerschaft eintreten zu dürfen.

295 Über meine private wissenschaftliche Tätigkeit im Verlaufe meiner Schullaufbahn muss ich doch auch etwas berichten:

Im Vordergrund stand mir jederzeit mein Amt und das Wohl meiner Schüler. Ich habe mich in der Regel sorgfältig auf den Unterricht vorbereitet und bin den mühsamen, zeitraubenden Konklaven gewissenhaft nachgekommen. Eine Freude war es mir, wenn aus der Schularbeit etwas für die Wissenschaft abfiel, wenn es auch nur Kärnerarbeit war. So hat mich die Beschäftigung mit Cicero zu der Abhand-

lung über gewisse griechische Stellen in seinen Briefen geführt. An die jahrelange Arrianlektüre auf Untersekunda knüpften sich meine Beobachtungen über den Sprachgebrauch dieses Schriftstellers. Die Zählung der Präpositionen etc. erscheint ja sehr mechanisch, ist es auch, wurde aber ganz gelegentlich erledigt, indem ich nach Lektüre einer jeden Seite die einzelnen Ziffern unten am Rande vermerkte. Von Arrian gelangte ich zu Xenophon, zu Herodot, zu Thukydkides, zu Epiktet. Das machte sich ganz allmählich, nahm mich aber gehörig in Anspruch. Die Neuauflage der Breitenbachschen Memorabilien-Ausgabe nahm mich ebenfalls einige Zeit in Anspruch.

Auf den italienischen Reisen kollationierte ich Epiktet-Handschriften. Ich trug mich mit der Neuausgabe dieses wertvollen Stoikers, bis mir Schenkl-Graz mit der Auffindung des [Codex] Bodleianus den Wind aus den Segeln nahm. Dann brachte mir mein Hausgenosse, der liebe Georg Meyer, aus seiner Stadt Uelzen den dort verwahrten Codex Velz zu Senekas Briefen ins Arbeitszimmer, weil ich gerade mit den Primanern diese Briefe privatim las. Ich habe ihn mehrere Jahre auf meinem Schreibtisch stehen gehabt und konnte in aller Ruhe seinen Wert feststellen. Als ich davon in einem Jahresbericht Zeugnis ablegte, erstand ihn in die Berliner [Staats-]Bibliothek, und ich musste meinen Schatz herausgeben.

In diese altklassische Tätigkeit fiel zu wiederholten Malen eine eingehendere Beschäftigung mit der deutschen Litteratur. Verschiedene Vorträge, die ich gelegentlich in Ilfeld hielt, legen davon Zeugnis ab. Natürlich versäumte ich auch nicht das Heimischwerden auf dem Gebiete der pädagogischen Erscheinungen. In Aurich benutzte ich fleißig das Staatsarchiv und konnte Studien machen über die Geschichte der Ostfriesischen Schulen. In Ilfeld zog ich die Klosterschule in diesen Bereich. Das Durchlesen der alten noch vorhandenen Akten bereitete mir viel Freude und gab mir Stoff zu den Beilagen der Jahresberichte und zu Vorträgen. Später habe ich im Anschluss an frühere Studien Neuausgaben „Ausgewählter Briefe“ Ciceros und Senekas gern übernommen. So bin ich immer mit der Wissenschaft in Berührung geblieben, sie befruchtete meine Schultätigkeit, war mir eine erquickende Erholung und nahm mich doch niemals so in Anspruch, dass meine Amtsarbeit darunter gelitten hätte.

296 Die Ferien 1902 führten mich in diesem Jahre wieder einmal nach Süden. In Nürnberg war das Germanische Museum diesmal der Hauptanziehungspunkt. Wie ansehnlich wird uns das Leben unserer Altvorderen gemacht! Die Hitze scheuchte mich von München nach dem Starnberger See. Innsbruck und Umgebung hielt mich zwei Tage fest. Berg Isel, Igels, Schloss Ambras wurden besucht. Dann kam der Achensee an die Reihe. Dort traf ich mich mit K[onrad]. Schneider, mit dem ich mich verabredet hatte. Nun wurde die Reise erst recht genussreich, und die verschiedenen Regentage, die sich einstellten, vermochten uns nichts an-zuhaben. Wir durchwanderten das Zillertal und mussten in der Dominikus-Hütte Halt machen. Da waren viele Hannoveraner, zum Teil Bekannte von Schneider, ein vergnügtes Völklein, so dass die durch Unwetter erzwungene Hüttenrast kaum fühlbar wurde. In der Berliner Hütte, zu der wir dann emporstiegen,

wurden wir durch Regen, der aber schließlich zu unserer Freude in Neuschnee übergang, zwei Tage festgehalten. Politische, literarische, pädagogische Gespräche und Lektüre der ausliegenden Bücher verkürzten uns die Zeit.

Dann ging es mit Führer gut angeseilt über den Schwarzenstein und die Daimerhütte, wo wir den Führer entließen, nach Luttach. Die Wanderung war beschwerlich, aber entzückend, auch eine Schneerutschpartie gehörte dazu. Gegen Abend langten wir in dem von Gästen wimmelnden Taufers an und besuchten bei einbrechender Dunkelheit noch die Reinbachfälle. Am andern Morgen brachte uns ein Wagen in schöner Fahrt nach Bruneck; von dort ging es zu Fuß über St. Lorenzen durch die Berge bei großer Hitze nach St. Vigil, wo wir recht erschöpft ankamen. Jünglinge waren wir ja beide nicht mehr. Ein Ruhetag in dem lieblichen Vigil brachte uns wieder auf die Beine. Wir nahmen für drei Tage einen biederen Ladinier als Führer und setzten uns alsdann wieder in Marsch. Da der Führer unser Gepäck trug, so konnte uns der Aufstieg nach der Franz-Schlüter-Hütte über das Jöchel, Picolein und Campitia [?] nichts anhaben, trotzdem er uns steil genug erschien. In der gastlichen, wohlausgestatteten Hütte machten wir die Bekanntschaft des Pastors Krome und Frau aus Hannover und verlebten mit dem Ehepaare einen genussreichen Tag: Herrliche Alpenflora, Edelweiß in Menge, entzückende Aussicht vom Teifler Kofel ließen uns diesen Reisetag als einen unserer schönsten erscheinen. Aber auch das Grödnertal, die Regensburger Hütte, Santa Christina entzückten uns.

297 Am dritten Tage geleitete uns unser Führer über die etwa fünf Stunden lange Seifer Alp an der Enzianhütte vorbei nach dem Alpenhause. Die Temperatur war so schwül, dass ich fürchtete, der Hitze zu erliegen, und auch in der Tat zu Schneiders Schrecken eine Minute lang ohnmächtig war. Endlich ging es an den Rosszähnen, merkwürdig grotesken Dolomiten, zwischen Schlern und Rosengarten vorüber durch die beschwerliche Schlucht, das Bärenlach, nach Weißlahnbad, das so überfüllt war, dass uns im Badehaus Nachtquartier beschafft wurde.

Als mein Reisegefährte und ich - einer sollte in der Badewanne, der andere auf dem Liegestuhl nächtigen - über die Verteilung das Los entscheiden lassen wollten, hörte ich an den Stimmen, dass in der Nachbarzelle ein Ehepaar aus Hannover untergebracht war. „Das muss mein alter Studienfreund v. Borries sein“, bemerkte Schneider auf einmal, „aber der ist doch Wittwer und viel zu anständig, um mit irgendeiner Frauensperson in der Welt herumzureisen.“ Jene hörten, dass wir sprachen, und verstummten. An der Abendtafel löste sich das Rätsel: Der Herr war wirklich Schneiders Freund v. Borries, z. Zt. Minister in Altenburg; er hatte sich zum zweiten Male verheiratet und befand sich auf der Hochzeitsreise. Es gab ein vergnügtes Wiedersehen.

Anderen Tages trennten wir uns wieder von dem jungen Ehepaare und nahmen in Bozen Aufenthalt. Die Hitze war groß. Trotzdem gaben wir den Plan, bis zum Molvenosee in Tirol vorzudringen, nicht auf. Von Mezzolombardo, wo wir übernachtet hatten, ging es über die Berge unserem Ziele zu. Wir freuten uns, daran

festgehalten zu haben. Das einsame Fleckchen Erde an dem gleichnamigen See hat eine wunderschöne Lage. Hohe Berge zu allen Seiten, namentlich nach der Brenta zu. Der liebliche, fischreiche See in schimmerndem Glanz in der Mitte. Die Bevölkerung italienisch sprechend und freundlich gesinnt. Die Häuser sehr einfach. In unserem Gasthause war außer uns nur noch eine fremde Familie, ein gebürtiger Molvener mit seiner deutschen Frau und einem Kinde. Der Mann, der in der Schweiz eine Delikatessenhandlung hatte, wollte den Seinen seine Heimat zeigen und war nicht wenig stolz auf sie. Wir unterhielten uns gern mit den freundlichen Leuten und atmeten ordentlich auf, dass der Touristenlärm und Betrieb noch nicht bis hierher vorgedrungen. Auf der Straße spielte am Abend die männliche Bevölkerung mit Holzkugeln unter starkem Geschrei und Lachen. Die Preise waren der Abgeschlossenheit entsprechend. Eine Abendmahlzeit, bestehend aus vier Forellen mit reichlichen Zutaten an Kartoffeln und Butter, kostete 64 Kreuzer. Das Nachtlager war leidlich, alles sehr sauber und freundlich.

298 Von Molveno stiegen wir über den Monte Gazza, von dem wir hinunter in die italienische Landschaft schauten, nach Vozzano, nahmen dort einen Einspanner und rollten behaglich durch die schöne Landschaft, auch an einem wohlbefestigten Kastell vorüber, nach Trient. Es war eine prächtige Fahrt. Trient mutet ganz wie eine italienische Stadt an. Das Dante-Denkmal fesselte uns. Den Abschluss der Reise machte der Besuch der Mendel bei Bozen; Besucher waren da oben auch in Hülle und Fülle. Mit der Aussicht trafen wir es herrlich. Das Quartier bei Ladislaus Spitko in dem etwa eine Viertelstunde von dem Riesenhotel gelegenen Gasthause war vorzüglich und sehr preiswert.

In München nahm ich diesmal das Nationalmuseum in Augenschein und hatte große Freude an der malerischen Krippensammlung. Am 5. August 1902 war die Schule wieder in Gang. Schneider, dessen Ferien länger dauerten, war in Tirol zurückgeblieben. Die Kaiserdepesche an den Prinzregenten Luitpold in München machte ungeheures Aufsehen [?]. Die monarchisch Gesinnten schüttelten bedauernd die Köpfe.

299 Im Alumnat veranstaltete ich eine Razzia auf ungeeignete, namentlich sittlich bedenkliche Bücher. Die Primaner unterstützten mich dabei. Der Primus Boecker lieferte mir einen ganzen Arm voll. Ich freute mich, dass die älteren Schüler so bereitwillig auf meine Wünsche eingingen. Eine Freude für mich war auch das große Lob, das alte Ilfelder, der Hauptmann v. Buttler und Oberst-Leutnant v. Christen, unseren Schülern für ihre Leistungen im Turnen spendeten. Beide waren gelegentlich ihrer beider Anwesenheit im Kloster von Bajohr mit zu Preisrichtern erwählt bei dem am 21. September 1902 abgehaltenen Turnfeste.

Damals kam mir zuerst der Gedanke, bei sich bietender Gelegenheit eine Stiftung ins Leben zu rufen, um tüchtigen Turnern Prämien verleihen zu können, wie ich es aus meiner Jugendzeit her kannte. Die Tennisvereine, deren Aufblühen ich nach Kräften unterstützte, hatten aus eigenen Mitteln solche Auszeichnungen ein-

geführt. Die Turner, die sich aus allen Gruppen zusammensetzten, entbehrten sie noch.

Eine ganz Ifeld bewegende wunderliche Handlungsweise des in Russland lebenden streng welfischen Amtsgerichtsrates v. Schrader darf nicht übergangen werden. Am 21. September 1902 starb seine Gattin. Er mietete einen Möbelwagen. Dort richtete sich neben dem Sarge die Familie ein, Vater und vier Kinder, und geleiteten in zweieinhalbtägiger Fahrt die Leiche in das Erbbegräbnis in der Nähe von Celle. Das war Mittwoch, den 24. September. Wenige Monate später musste der Herr v. Schrader in eine Nervenheilanstalt überführt werden und ist dort auch gestorben.

Ende September 1902 siedelte Tante Hermine nach Göttingen über. Sie wollte die Preissteigerung ihrer Wohnung sich nicht gefallen lassen und glaubte andererseits in Göttingen den Ballenhäuser Verwandten nach ihres Bruders Gustav Tode nützlich sein zu können. Anfangs ging alles gut. Später stellten sich Hemmungen ein, so dass sie nach einigen Jahren ihren Wohnsitz von neuem verlegte, diesmal nach Kassel.

300 Sehr stattlich und in allen Stücken harmonisch war die Hochzeit von Klara Müller mit Dr. Laute[n]schläger aus Darmstadt. Sie fand Donnerstag, den 18. Dezember 1902, in Blankenburg statt. H. F. Müller und seine Frau hatten uns alle Drei dazu gebeten. Anna blieb der Trauer wegen zu Hause. Emma und ich nahmen teil. Die erste Bekanntschaft des jungen Ehepaares ging zurück auf die Philologenversammlung in Dresden, wohin Vater Müller seine Tochter mitgenommen hatte. Unsere Fahrt über den winterlichen Harz war nicht gerade angenehm durch Zugverspätung, aber wir kamen doch noch zum Polterabend zurecht und freuten uns des Zusammenseins mit den Müllerschen Verwandten und Freunden sowie mit den süddeutschen Angehörigen des lebenslustigen und gewandten Bräutigams.

Der Saal im Adler, wo wir nächtigten, war reizend ausgeschmückt mit Tannengrün und winterlichen Blumen. Nur fielen von den Vorhängen gerade diejenigen ab, die am wirksamsten hätten sein sollen. Die betreffenden jungen Damen waren so gerührt, dass die von ihnen gemurmelten Worte ganz unverständlich blieben. Freund Müller war an beiden Tagen in bester Laune und fesselte durch seine herzlichen und geistvollen Tischreden. Während die Jugend eifrig tanzte, hatte ich nach der Hochzeitstafel eine lebhafte Aussprache über die schwebenden Schulfragen mit dem Blankenburger Pastor Kellner und einem Superintendenten Meyer, der zur Verwandtschaft der Brautmutter gehörte. Wir waren uns einig, dass der Kaiser in seiner launenhaften Art bereits die Lust verloren habe, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, und dass dies für das humanistische Gymnasium nur ein Vorteil sei.

301 In Ifeld schlug ich mich noch immer mit Mack herum, der eben durchgeschleppt werden musste, hatte aber als zweiten Mathematiker einen über-

aus tüchtigen Kollegen erhalten, den frischen, kenntnisreichen und geschickten Putsche, gebürtig aus Gera. - Freude machte uns die Entwicklung unseres Neffen Hans Scheidemann. Er wahrte sich seine Selbständigkeit im Kloster und gewann gute Elemente zu Freunden. Uns gegenüber blieb er vertrauensvoll und anhänglich, mehr noch als seinerzeit Fritz Sandrock. Die Musik hielt ihn von manchen Torheiten zurück. Seine humorvolle Ader verriet sich oft in drolligen Bemerkungen. Auch die Lehrer hatten ihn gern, seine Fortschritte waren normal. Das Herumwandern in den Bergen war für ihn ein besonderer Genuss.

Viel Aufsehen und Gerede verursachten die skandalösen Zustände am Kgl. Sächs. Hofe, das Durchbrennen der Kronprinzessin und die Ehescheidung, der monarchische Gedanke erhielt bei manchem im Volke einen Stoß.

Pädagogisch beschäftigte uns die griechische Chrestomathie [Textauswahl, Lesebuch] von Wilamowitz-Möllendorff. Kollege Georg Meyer hatte darüber zu berichten und entledigte sich seiner Aufgabe mit solchem Erfolge, dass die Lehrerkonferenz einmütig das neue Lesebuch ablehnte, ohne ihm deshalb seinen bildenden Wert abzusprechen. Wilamowitz hätte sein Buch mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung ausstatten sollen, wie jetzt das Neue Testament griechisch und deutsch vorliegt. Dann wäre es ein vorzügliches Mittel geworden, die Jugend in der Privatlektüre mit den Fäden vertraut zu machen, die uns auf allen Gebieten mit dem Griechenvolke verbinden.

302 Anna machte mir Vorwürfe, dass ich den „Türmer“ mit seiner scharfen Beurteilung der kaiserlichen Politik den Schülern in die Hände gebe, musste aber zugeben, dass die Kritik selbst berechtigt sei. Ich wies darauf hin, dass der „Türmer“ bei alledem gut deutsch sei. Bloßes Hinnehmen der kaiserlichen Entgleisungen züchte Byzantiner. Bebel habe Recht, dass jede unbesonnene Bemerkung S. Majestät der Sozialdemokratie nur Anhänger zuführe. Die verkehrte Ostmarkenpolitik veranlasste in dieser Zeit einen ehemaligen Ilfelder, den Landrat des Birnbaumer Kreises, v. Willich, dazu, Hand an sich zu legen.

Dass es unter so bewandten Umständen nicht leicht war, an Kaisers Geburtstage beim Tafeltrinkspruch den rechten Ton zu finden, liegt auf der Hand. Das erfreuliche Familienleben des Monarchen, sein Friedenswille, seine Sorge für die Flotte, seine Eigenschaft als Repräsentant der Nation und ihrer Machtstellung gaben zum Glück Hoffnung genug, um über die bedenklichen Seiten seiner Staatsleitung und seines Wesens hinwegzukommen. In diesen Tagen schied der Fürst Wolfgang zu Stolberg-Stolberg, alter Ilfelder, der eben seinem Vater Alfred in der Regierung gefolgt war, aus dem Leben. Er war ein schwermütig veranlagter Mann. Die Nachricht, er habe durch Selbstmord geendet, verbreitete sich schnell und ist auch nicht widerlegt worden. Die Beisetzung fand im engsten Kreise statt. So war ich der Beteiligung überhoben. Unser Ilfelder Schüler, Fürst Jost-Christian zu Stolberg-Rossla, reiste natürlich hin und übernahm es, unsere Beileidsbezeugung zu überbringen.

Am 23. Februar 1903 starb mir unter den Händen der Primaner Redecker, ein trefflicher, charaktvoller, begabter Jüngling. Ich ging nach der Andacht um 8 Uhr nach dem Krankenhause hinüber, um ihm Lebewohl zu sagen. Seine Schwester sollte ihn im Laufe des Vormittags in die Heimat nach der Gegend von Alfeld geleiten. Als er mir die Hand reichte, setzte der Todeskampf ein. Nach wenigen Minuten war alles vorüber, ein erschütterndes Memento mori. Redecker hatte 14 Tage vorher, nachdem er über die Berge zum Netzkater gewandert war und dort auch Horn geblasen hatte, ins Kloster zurückgekehrt, einen Blutsturz gehabt. Der untersuchende Arzt stellte Miliartuberkulose fest, die bis dahin latent geblieben war, und hielt jegliche Genesung für ausgeschlossen. Acht Tage nach dem Blutsturz fand die Reifeprüfung statt; dem Kranken, der die schriftlichen Arbeiten befriedigend erledigt hatte, wurde das Zeugnis zugesprochen. Er freute sich sichtlich, als ich ihm dies Ergebnis verkündete, und ahnte nicht, wie nahe ihm der Tod war. Als ein kleiner Stillstand im Abnehmen der Kräfte eintrat, sollte er in die Heimat zurückkehren. Da kam das Ende. Die Leichenfeier fand in der leer stehenden, noch nicht umgebauten Freyerschen Dienstwohnung statt. Ich hielt dem Heimgegangenen die letzte Rede. Das ganze Kloster geleitete die Leiche bis vor den Flecken. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. Er hat Gewalt vom lieben Gott. Hüt´ dich, schön´s Blümelein!“ So klang es noch lange in unseren Herzen.

303 Was für wunderliche Beschwerden doch an einen Direktor in Ifeld herantreten! Da erschien eines Tages der Oberlehrer Hagemann: Die Eier, die ihm zum Abendessen vorgesetzt würden, seien viel zu klein, er beantrage größeres Format. Der Eiersatz für die Person waren damals drei Stück, dazu Butter, Brot und Tee mit Zucker. Nicht unmöglich war es ja, dass neckische Zöglinge Hagemanns verspätetes Kommen benutzt hatten, um ihm besonders klein geratene Hühnerprodukte durch Tausch hinzulegen. Sein ehrpussliches Wesen, verbunden mit großer Gravität, forderte zu solchen Scherzen geradezu heraus. Ich versprach ihm lachend Abhilfe. Und die Haushälterin? Nachdem ich ihr Hagemanns Klage mitgeteilt, suchte sie die größten Exemplare aus und versah sie mit Inschriften wie: „doppelt normal“, „das größte, das aufzutreiben war“ u. ähnlichem. Jetzt war die Freude der Schüler erst recht groß. Hagemann aber war zufriedengestellt.

Der Kaiserbrief in der Babel-Bibel-Angelegenheit¹ zeigte, wie eingehend S. M. die Tagesfragen verfolgte. In diesem Falle war wieder sein Einmischen in alles, was die Öffentlichkeit beschäftigte, Gegenstand der Kritik. Wie sehr würde Zurückhaltung und vorsichtiges Schweigen für ihn und den Staat von Segen gewesen sein! „Sonderbarer Wilhelm!“ urteilte ein Dr. Fuchs in seiner Broschüre „Babel und Bibel“.

In den Osterferien 1903 machte ich einen Besuch bei den Verwandten in Görlitz. Auf der Hinreise ging ich im Ministerium vor und fragte Matthias, wie sich das Kultusministerium zur Eingemeindung der Klosterschule stelle. „Sie geht uns gar

¹ „Babel-Bibel-Streit“ zw. Orientalisten und Theologen 1902 über Ursprung der jüdischen Religion aus Babylonien

nichts an“, lautete Matthias´ Antwort. Als ich ihm von meiner Bekanntschaft mit dem Minister des Inneren v. Hammerstein erzählte, riet er mir lachend, mich mit diesem in Verbindung zu setzen, durch persönliche Beziehungen erlange man mehr als durch noch so sorgfältige Verhandlungen.

Damals wurde in Berlin Gorkis „Nachtasyl“ fortgesetzt gegeben. Es gelang mir aber nicht, eine Eintrittskarte zu diesem vielbesprochenen Drama zu erhalten. So begnügte ich mich mit dem rührseligen „Alt Heidelberg“², und wir konnten nicht begreifen, worin die Anziehungskraft dieses im Grunde doch recht ärmlichen Stückes läge. - Die Geschwister in Görlitz waren wohl auf und ich verlebte behagliche Tage, nicht bloß mit ihnen, sondern auch mit den alten Schulkameraden, die in Görlitz wohnten. Auf der Rückreise, die wieder über Berlin ging, machte ich einen Abstecher zu Freund Tüselmann in Havelberg, der mich mit seiner Frau aufs freundlichste empfing. Fontanes „Wanderungen in der Mark“ wurde mir bei diesem Besuch wieder lebendig. Ich hatte sie unlängst gelesen. Nun lag das kleine märkische Städtchen mit seiner großen Vergangenheit vor mir. Im Dome grüßten die Wappenschilder der alten Geschlechter, vom hohen Havelufer übersah man die Ebene und die in ihr verstreuten Kiefernwälder. Der alte Remter des Domes war die Aula von Tüselmanns Realschule. Er hatte sie in gute Ordnung gebracht, sehnte sich aber als Altphilologe an ein Gymnasium zurück. Wenige Jahre darauf erfüllte sich sein Wunsch.

304 In Ilfeld fand ich eine Schneelandschaft. Eine Anzahl Schüler traf wegen Schneeüberwehungen verspätet ein. 10 Tage nach Ostern, Ende April, sind solche Temperaturverhältnisse eine Seltenheit. Es war aber in ganz Norddeutschland so. - Am 1. Mai 1903 hatte ein Spaßvogel an alle Türen des Alumnats Kreuze mit Kreide angemalt, als Schutz gegen Hexenzauber; wichtiger war, dass überall fest geheizt wurde.

Am 7. ging die lange und sorgfältig vorbereitete Aufführung der „Minna von Barnhelm“ über die Klosterbühne. Oberl. Lattmann hatte sich für jede Rolle den geeignetsten Schüler ausgewählt, so dass mit Beifall nicht geklagt wurde. Die Kostüme kosteten an 100 M Leihgebühren. Gellinek, Prinz Christoph zu Stolberg und Schaeffer fanden sich in die Damenrollen vortrefflich, Böcking spielte den Tellheim, Benzler den Wirt mit vollem Verständnis, und Correvon den Ricaud de la Marlinière geradezu unübertrefflich, da er Deutsch und Französisch gleichmäßig beherrschte. Eine photographische Aufnahme hat das Andenken an diese wohlgelungene Vorstellung erhalten.

Wie materialistisch und streberhaft die oberen Kreise waren, wurde mir in einer Unterredung mit dem Geheimen Rat Meyer aus Kassel klar, der mich am 23. Mai 1903 besuchte. Er wünschte, dass sein Mündel, der Primaner Bouterwek, der seit einiger Zeit die Klosterschule besuchte, ein sehr wohlhabender, vaterloser

² Tucholsky nannte es in einer Weltbühne-Rezension 1923 „jenen Reißer aus unsrer Väter Tagen, einen anachronistischen Buntdruck“. Immerhin hatte das Stück später die Ehre, von den Nazis verboten zu werden.

Mensch, nur standesgemäßen Verkehr pflege, vornehme Bekanntschaften anknüpfte; er solle später in ein feudales Corps eintreten und durch gute Connexionen Karriere machen. Das wurde unverhohlen ausgesprochen. Ob es geglückt ist, weiß ich nicht, der gut begabte, aber sehr verwöhnten Jüngling fand in Ifeld nicht, was er wünschte, und verließ die Schule nach kurzer Zeit. Ich war nicht böse über diesen Ausgang.

305 In denen Pfingsttagen 1903 besuchten wir Tante Hermine in Göttingen und die Ballenhäuser Verwandten. Eine gute Pfingstpredigt hörten wir von dem Prof. Althaus³ in der Universitätskirche. Er trat nicht viel später in die Leipziger Universität über.

Während Anna nach Ifeld zurückfuhr, ging meiner Reise weiter nach Hannover zur Direktorenversammlung. Das ist immer ein fröhliches Wiedersehen. Diesmal empfing uns der neue Oberpräsident Wentzel, ein stattlicher, selbstbewusster Mann mit der entsprechenden Regierungsmiene. Ich hatte wegen der Eingemeindung der Klosterschule längere Unterhaltungen mit dem Oberregierungsrat Lüdecke, der damals an der Spitze des Prov. Schulkollegiums stand. Die Sitzungen wurden am besten von dem neuen Prov. Schulrat Leussen geleitet; dem ehrwürdigen Breiter merkte man die Altersmüdigkeit an, Leimbach war zu aufgeregt. Vielleicht lag ihm schon die am folgenden Tage einsetzende Gallenkolik im Blute. Keiner war wohl so trunkfest wie er. Wenige Jahre darauf ereilte ihn ein früher Tod. Die Verhandlungen hinterließen bei mir wieder denselben Eindruck wie das vorige Mal: Das wichtigste bei solchen Zusammenkünften bleiben doch die persönlichen Begegnisse und die Anregungen, die man aus ihnen mit fortnimmt.

Die am 11. Juni 1903 bekannt werdende Ermordung des Königs Alexander von Serbien und seiner Gattin Draga erfüllte die Welt mit gerechtem Abscheu, obwohl das königliche Paar wegen seiner Sittenlosigkeit in üblem Rufe stand. Die Mörder waren auch nicht besser.⁴ Die der Monarchie feindlich gesinnten Elemente gewannen aber auch bei uns in Ifeld Zuwachs. Die Reichstagswahl ergab hier 93 Stimmzettel für die Sozialdemokratie. Die Nähe des ganz rot gesinnten Nordhausen übte natürlich auch großen Einfluss aus.

Der alljährliche Schulausflug kam wieder einmal heran. Die Erfahrungen der letzten Jahre veranlassten mich, von einer gemeinsamen Ausfahrt Abstand zu nehmen. Kleinere Gruppen hat man besser in der Hand, die jungen Schüler geben sich natürlicher und sind unbefangener, wenn sie unter sich sind. So kamen vier Gruppen zustande, von denen die eine die leistungsfähigen Radfahrer umfasste. Ich schloss mich den Primanern an, die Treseburg und Hexentanzplatz als Ziel er-

³ Paul Althaus d. Ältere, Vater des in „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“ erwähnten Theologen Paul Althaus

⁴ Es ging weder um Sittlichkeit noch um das monarchische Prinzip, sondern um den Machtkampf zwischen Russland und Österreich-Ungarn – die Konstellation, die den Mord von Sarajewo und den 1. Weltkrieg auslöste.

koren hatten. Alle Ausflügler kamen auf ihre Rechnung, und ich hatte keinen Ärger.

306 Sellin auf Rügen war diesmal von uns als Ferienaufenthalt gewählt. K. Schneider hatte uns dazu bestimmt. Er hielt uns einen vollen Tag in Stettin zurück. So lernten wir die Hauptstadt Pommerns kennen, die sich wenig von anderen Großstädten unterscheidet. Imposant sind nur das Treiben am Hafen und die gewaltigen Schiffswerften. Sehr freundlich waren die Eindrücke, die wir aus der gastlichen Familie mitnahmen, mit der wir den Tag zubrachten, während wir die zwei Nächte im evangel. Vereinshause wohnten; liebliche, wohlgeratene Kinder von anmutiger Natürlichkeit. Leider zeigten sich bei der gütigen Hausfrau schon die Spuren des Leidens, das wenige Jahre später ihrem Leben ein Ziel setzte. Eine Fahrt auf der Oder nach dem Waldparke nördlich der Stadt, die Besteigung des dortigen Aussichtsturmes und das Frühstück auf dem „Jullo“ nahm den Vormittag, der Besuch des Stadtparkes mit dem Arndt-Denkmal den Nachmittag in Anspruch. Freund Schneider aber trug sich trotz der Gunst des Augenblicks mit schweren Sorgen: „Was soll aus meinen Töchtern werden? Vermögen haben sie nicht. Meine Frau wird frühzeitig sterben, und ich werde ihr bald nachfolgen. Sie wissen ja, wie anfällig ich bin.“ Ich wies ihn auf seine gut situierten Brüder hin und versprach, auch das Meinige zu tun, wenn Notzeiten über die Seinen hereinbrächen.

In Sellin, das wir nach unterhaltsamer Dampferfahrt erreichten, fanden wir in der von Schneider uns empfohlenen Villa „Gustav“ eine ganz annehmbare Unterkunft mit geräumiger Veranda. Gleich am ersten Abend trafen wir am Strande die uns wohlbekannten Familie Neubauer. Dr. Neubauer war damals Direktor am Gymnasium zu Landsberg an der Warthe. Hermine Becher war in der Zeit ihres Haller Aufenthaltes mit Frau Neubauer in ein Freundschaftsverhältnis eingetreten und Patin eines Sohnes. Ferdinand hielt von Neubauer große Stücke, wie dieser von ihm. Wir freuten uns des Zusammenseins und nutzten es gründlich aus. Gemeinsames Wandern in der schönen Umgebung und gemeinsames Lagern an dem freundlichen Strande brachten uns gegenseitig näher. Der Wald, der überall dicht an den Ort herantritt, bietet zahlreiche, abwechslungsreiche Spaziergänge, und auch längs des Strandes ist das Dahinschlendern genussreich. Natürlich wurde das Jagdschloss in Augenschein genommen, Saßnitz, der Herta-See und Stubbenkammer besucht und was sonst noch in der Nähe von Sellin liegt, z.B. Göhren.

Die Krone aber setzte alledem der Ausflug nach Kopenhagen auf, den ich zusammen mit Neubauer und dessen Freunde Prof. Jordan von der Latina in Halle unternahm. Diesmal wählten wir die Route Trelleborg-Malmö und als Standort in Kopenhagen das Hotel „Continental“ am Hafen. Die Sehenswürdigkeiten wurden, soweit es ging, alle mitgenommen. Besonders lange hielten wir uns im Nordischen Museum auf, in dem Neubauer vieles für seine Geschichtsbücher Verwertbares notierte. Die neue Glyptothek enthält sehr wertvolle Stücke von französischen Künstlern. An der Küste hin wandernd oder fahrend gelangten wir wieder bis Marienlyst und zu dem höchst sehenswerten Schloss Frederiksborg. Bei der

Rückfahrt von Trelleborg und Saßnitz war das Wetter böig, ja stürmisch; ich schlief aber trotzdem fest in meiner Kajüte und war am anderen Morgen wieder ganz frisch, als wir in Saßnitz landeten.

Auf der Heimreise nahm ich das Pergamon-Museum in Berlin in Augenschein. Anna und Emmchen kamen aber dabei nicht auf ihre Rechnung. In Ilfeld fand ich den Bau der vier Lehrerhäuser gut fortgeschritten. Oberlehrer Putsche zeigte mir voll Genugtuung das wohlgeordnete Naturalienkabinett, Oberlehrer Gebensleben stellte sich mit seiner Gattin vor; er sollte zum Herbst statt Hagemanns an die Klosterschule übergehen. Gobineaus „Renaissance“⁵ und Cauers „Palaestra vitae“⁶ waren der literarische Ertrag dieser Ferien, Bücher, die ich wegen ihres fesselnden Inhalts in der Folgezeit wiederholt gelesen habe.

307 Die Eingemeindungsfrage kam wieder in Fluss. Briefe Breiters bewiesen mir, dass ich auf Unterstützung des Prov. Schulkollegiums nicht rechnen könne, weil der Oberpräsident auf Seiten der Klosterkammer stand und die Eingemeindung wünschte, außerdem aber missgestimmt war, dass durch den Einspruch des Ministers v. Hammerstein, an den ich mich privatim gewandt hatte, die Sache auf die lange Bank geschoben war. Briefe hin und her. Ich bekam die erste Anwendung, um meine Versetzung einzukommen. - Der Tod des Papstes machte auf uns Protestanten keinen Eindruck. Sein Nachfolger Pius X. sollte bäuerlicher Abkunft sein.

Zur Herbstprüfung fand sich unser Dezernent, der mittlerweile recht bejahrte Breiter, ein. Sehr interessierte mich sein Bericht über die Behandlung der Eingemeindung. Der Oberpräsident sei ganz wütend gewesen, dass ich privatim Einspruch dagegen erhoben habe, und hatte davon gesprochen, ich müsste aus der Provinz heraus. Breiter meinte, wenn es dazu käme, so sollte ich das gerade durch das Ausscheiden Küblers freigewordene Direktorat des Berliner Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums ins Auge fassen. Indessen könne der Sturm ebenso schnell vorübergehen, wie er ausgebrochen sei; es käme alles auf den Wind von Berlin an. Exz. v. Wentzel sei auch ein sterblicher Mensch und fürchte sich vor Erkältungen.

Zunächst hatte ich freilich den Sturm noch auszuhalten. Ich erhielt Ende September einen richtigen, schriftlichen Verweis vom Prov. Schulkollegium, dass ich eigenmächtig mit dem Minister des Inneren in Verbindung getreten sei und dies dem Prov. Schulkollegium verhehlt hätte. Ich wäre verpflichtet gewesen, den Instanzenweg zu betreten. Das ärgerte mich und brachte mich zugleich in Harnisch. Hatte ich doch nichts versäumt und von Matthias im Ministerium selbst den Rat erhalten, mich direkt mit Herrn v. Hammerstein zu verständigen. Nach längerem Überlegen, an dem sich auch der treffliche Georg Meyer beteiligte, der allein von der Sache wusste, kam ich zu dem Entschluss, nicht wegen Rücknahme des Ver-

⁵ Arthur de Gobineau, Die Renaissance, 1877, Schlüsselwerk der Rassenideologie, von unmittelbarem Einfluss auf Hitler

⁶ von 1902; der Berliner Schulhumanist Paul E. L. Cauer kämpfte gegen die Reform des humanistischen Gymnasiums

weises vorstellig zu werden, sondern dem Oberpräsidenten in der Sache klaren Wein einzuschenken und damit zu schließen, dass ich im Bewusstsein meines guten Rechtes verzichten wolle, die Sache weiter zu verfolgen, um der Behörde Weiterungen zu ersparen.

Tatsächlich lag die Sache so, dass ich gleich bei der ersten Inangriffnahme der Eingemeindungsfrage das Prov. Schulkollegium gebeten hatte, sich der Schule anzunehmen. Auf diese Eingabe war nie eine Antwort gekommen. Dazu hatte ich zur Sicherheit noch in Berlin angefragt, ob das Kultusministerium mit der Sache zu schaffen habe. Und als dieses sein Desinteresse mir erklärt, hatte ich die Verbindung mit dem Minister v. Hammerstein gesucht. Freilich hatte ich nicht bedacht, dass der Oberpräsident bereits für die Eingemeindung gewesen war und als Vorsitzender des Prov. Schulkollegiums seine Pflicht, für die Interessen der unterstellten Schulen zu sorgen, an zweite Stelle setzen würde. Zugleich ließ ich in meinem Schreiben einfließen, dass ich, falls die Eingemeindung zustande käme, bereit sei, die Leitung der Ilfelder Schule mit einer anderen Stellung zu vertauschen.

Eine letzte Hoffnung setzte ich noch auf Graf Kuno zu Stolberg-Rossla. Dieser hatte mir versprochen, auf der nächsten Hofjagd in Wernigerode den Kaiser für unsere Sache zu interessieren und so die gefürchtete Eingemeindung zu hintertreiben. Leider fiel die Jagd aus und der ganze Plan ins Wasser. Eine Genugtuung war es mir, dass nach einiger Zeit der Vizepräsident des Prov. Schulkollegiums, Oberregierungsrat Lüdecke, bei mir in Ilfeld erschien und den Verweis gewissermaßen zurücknahm: Er hätte ihn nach Weisung des Oberpräsidenten angefertigt, aber unterlassen, die früheren Akten in der Sache zu lesen, aus denen hervorginge, dass ich schon seinen Vorgänger Biedenweg angegangen hätte, in der fraglichen Sache die Interessen der Klosterschule wahrzunehmen; er habe wegen seiner Versäumnis auch eines auf den Kopf gekriegt. So verlief die Angelegenheit zunächst im Sande.

Direktor der Klosterschule Ifeld, 1904 – 1905

308 Am Ausgang des Jahres besuchte ich mit Freund H. F. Müller zusammen unseren alten Amtsgenossen Prof. Freyer in Wernigerode. Wir fanden das bejahrte Ehepaar in leidlichem Wohlsein, wurden auf das herzlichste aufgenommen und verlebten schöne Stunden im Andenken an vergangene frohe Tage.

Das neue Jahr 1904 schaute nicht unfreundlich in die Welt. Und der Kaiser? Wenn nur der Byzantinismus nicht gewesen wäre! der Rechtsanwalt Hillebrandt, ein alter Ifelder, erzählte, dass Exz. v. Rheinbaben, dem ich mehr Takt zugetraut hätte, auf der letzten Ifelder Tagung in Berlin u. a. folgendes in seiner Kaiserrede gesagt hätte: „Leben wir, so leben wir dem Könige von Preußen, sterben wir, so sterben wir dem Könige von Preußen: darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Königs von Preußen!“ Das geht doch über das Bohnenlied¹. H. F. Müller nannte es mit Recht eine Blasphemie.²

Der Aufstand in Südwestafrika und der russisch-japanische Krieg veranlassten uns, sorgenvoll nach den leitenden Männern zu blicken. Dass ein Weltkrieg noch einmal ausbrechen werde, galt uns sicher. Welche Rolle würde unsere bald hier, bald da eingreifende Regierung spielen? Im Laufe des Jahres erhellte sich der politische Horizont. In Südwest wurde die Ruhe hergestellt, und Russland ging recht geschwächt aus dem Kampfe hervor. Nur die vom Kaiser verliehenen Orden an die russischen und japanischen Generale und seine tönende Depesche erzeugten wieder einmal durchgehends Kopfschütteln. Dass Schweigen Gold sei, war ihm offenbar unbekannt.

309 Im Kloster machte mir der immer stärker werdende Gegensatz zwischen dem alten Hausinspektor und der leidenschaftlichen Haushälterin Frau Strauß mancherlei Unruhe. Ersterer beschuldigte letztere der Trunksucht, indem er auf den starken Verbrauch von Rum und Kognak in der Küche hinwies, letztere den Hausinspektor der Verleumdung und Hetzerei. Jeder verlangte die Entfernung des anderen, und doch war keiner von beiden dahin zu bringen, seine Klagen und Beschuldigungen schriftlich bei mir einzureichen. Dazu fehlte es an Unterlagen. Also blieb alles beim alten. Das Kloster stand sich am besten, wenn die Verpflegungsvorstände sich gegenseitig auf die Finger sahen.

Im Februar 1904 waltete der nunmehr ins 80. Jahr eingetretene Geheimrat Breiter in Ifeld zum letzten Male seines Amtes als Königl. Kommissar bei der Reifeprüfung, frisch und interessiert wie stets. Bei dem gemeinsamen Abituriententreffen war er fröhlich und redegewandt und trunkfest wie in seinen besten Jahren. Am anderen Tage besuchte ich mit ihm verschiedene Unterrichtsstunden. Er fand dabei, wie ich selber längst festgestellt hatte, dass der junge, unlängst der Anstalt überwiesene Kandidat Loß seine Sache vorzüglich machte und ein besonders

¹ Trink- und Besäufnislied (mit König) zur Fastnacht, aus einem Volksbrauch

² Die Worte sind ein Zitat aus dem Neuen Testament (Römerbrief 14.8)

tüchtiger Lehrer zu werden versprach. Noch ahnte ich nicht, dass er einst mein Schwiegersohn werden würde.

Ein gutes Zeugnis für die damaligen Abiturienten und ein noch besseres für den sie unterrichtenden Lehrer war, dass erstere diesen, den Oberlehrer Wagner, angingen, am Tage nach der Reifeprüfung in zweistündigem Vortrage das noch nicht erledigte Geschichtspensum zu beenden. Wagner verstand hinzureißen, gab sich aber oft im Unterricht so aus, dass er in einen erschöpfenden Schweiß geriet und die Wäsche wechseln musste, die für solche Fälle im Kloster bereit lag.

Ein Kleinbahnidyll! Ich erhielt von der Direktion der Nordh.-Wernigeroder Eisenbahn eine Beschwerde, dass unsere Schüler die durchfahrenden Lokomotiven mit Schneebällen bombardierten, so dass das Personal seinen Dienst nicht ordnungsgemäß versehen könne. Die Tatsache war richtig, die Schüler behaupteten aber, dass die Heizer mit Kohlenwerfen den Anfang gemacht hätten. Ein Kompromiss legte die Fehde bei.

Viel besprochen wurde die Ehe des geistsprühenden Wagner mit der ehemaligen Stütze von Fräulein Oelzen auf dem Steinberge, nicht weil gegen ihren Ruf etwas einzuwenden war, sondern weil sie in ihrer hausbackenen, etwas morösen³ Art für Wagner nicht gut genug erschien. Vielleicht hatte gerade dieser Gegensatz auf den Feuerkopf anziehend gewirkt. Wagners erzieherischer Einfluss auf die Jugend blieb aber unverkürzt. Direktor Viertels (in Göttingen) Wunsch, Wagner wieder ans Göttinger Gymnasium zu ziehen, fand bei letzterem keine Erwiderung. Wagner meinte, er könne dem Vaterlande mehr nützen, wenn er in Ilfeld bliebe, wo er in engerem Verkehr mit der heranwachsenden Jugend stünde als an einer offenen Schule.

310 Unter reger Beteiligung auch abgegangener Schüler wurde am 23. April 1904 das 25-jährige Dienstjubiläum des trefflichen Georg Meyer gefeiert, der sich von Jahr zu Jahr größere Verdienste um die Schulgeschichte und den Zusammenschluss aller ehemaligen Zöglinge der Klosterschule erwarb. Der Jahresbericht von Ostern 1905 berichtet darüber eingehend, so dass ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche. Leider wirkte die Festlichkeit nicht günstig auf das Befinden des Jubilars. Sein alljährlich wiederkehrendes Podagra stellte sich diesmal besonders heftig ein.

An Besuch von Verwandten und Bekannten fehlte es uns in keinem Sommer. Das schöne Ilfeld lockt, und wir hatten in unserer geräumigen Amtswohnung Platz selbst für mehrere Gäste zu gleicher Zeit. Die Willeschen Töchter, Ilse Schneider u. a. hielten sich wochenlang bei uns auf und waren uns liebe Gäste. Auch Fritz Mücke, meines Bruders Theodor Sohn aus Genf, mit seiner Frau gehörten dazu. Fritz hatte sich in eine gutgehende, für die Universität arbeitende Buchbinderei eingeheiratet, hatte dort auch einen Laden für Schreibmaterialien. Es ging ihm und geht ihm noch heutigen Tages durchgehends gut; die Frau ist sehr umsichtig

³ lat. morosus = mürrisch

und tüchtig, Fritz ein fleißiger und geschickter Arbeiter. Seine Intelligenz war nicht gestiegen. Er hatte trotz sechsjährigen Aufenthaltes damals noch nicht so viel Französisch gelernt, um einigermaßen fließend zu sprechen; wohl aber war sein sowieso unbeholfenes Deutsch noch mangelhafter geworden. Er gehörte zu den Deutschen, die man als „Kulturdünger“ bezeichnen muss. In der Schweiz erschien ihm alles besser als im Vaterlande. Aber beide sind brave Menschen.

311 Ein Ereignis für das Kloster war die in die ersten Junitage fallende Revision der Schule durch unseren Ministerialdezernenten Matthias und Breitters Nachfolger, Prov. Schulrat Leussen. Ersterer hatte sich ganz sein mir von der Universität her bekanntes Wesen bewahrt, offen, jovial, klar urteilend und wohlwollend; letzterer ebenfalls wohlwollend, aber etwas feierlich und förmlich. Doch gewann ich schon damals den Eindruck, dass ich gut mit ihm auskommen würde. Beide besuchten in meiner Begleitung alles, was irgend in Augenschein zu nehmen war. Die ganz nach dem Geschmack der Insassen eingerichteten Zimmer interessierten sie sehr. Überall knüpften sie Gespräche an. Die Schulandacht fand in ihrer Gedrungenheit und dem ausdrucksvollen Gesange der Schüler den besonderen Beifall von Matthias. Er konnte sich nicht erinnern, einen so frischen, allgemeinen Gesang anderswo gehört zu haben.

Bei mir wohnten beide Herren der Thukydides-Stunde bei. Ich hatte gerade die Leichenrede des Perikles vor. Die Primaner wussten gut Bescheid, übersetzten fehlerlos und konnten die Hauptgedanken griechisch wiedergeben. Alle Klassen, alle Lehrer kamen an die Reihe. Mittags beteiligten sich die Herren an dem gemeinsamen Essen und setzten nach Einnahme des Kaffees bei mir den Besuch der einzelnen Klassen fort. Von sämtlichen Lehrern hatten ihnen Wagner und Loß am besten gefallen, aber auch die anderen wurden günstig beurteilt. Nur der Mathematiker Hagemann sprach über die Köpfe hinweg. Gut schnitt auch Bajohr im Zeichnen und Turnen ab, nachdem er bereits für seine musikalische Leistungen ein volles Lob geerntet hatte.

Von den neuen Lehrerhäusern im ehemaligen Direktorgarten war eines unter Dach gebracht. Es wurde besichtigt. Der sich anschließende Spaziergang am Mühlberge erfüllte beide Herren mit Entzücken über die landschaftlichen Schönheiten Ilfelds. „Ist es Ihr Ernst, von hier wegzugehen?“, fragte mich Matthias. „Ilfeld und Pforta stehen doch obenan. Ich will in Berlin klarlegen, dass Sie in der Eingemeindungsangelegenheit optima fide gehandelt haben. Sie können doch nicht an die erste beste Schule versetzt, Sie müssen befördert werden.“ Ich wiederholte, dass die zum Schaden der Schule gelöste Eingemeindungsfrage mir die Lust zum Bleiben vergällt habe.

Den Abschluss bildeten Gesangs- und Orchestervorträge in der Aula und eine Ansprache von Matthias, in der er hervorhob, dass alles, was er in Ilfeld gesehen und gehört, ihn in höchstem Maße befriedigt habe, von dem Gesang in der Morgenandacht bis zum Schlusskonzert. Nicht bloß in litteris⁴ würde Tüchtiges geleistet,

⁴ in den schriftlichen, theoretischen Fächern

sondern auch in den technischen Fertigkeiten und den Leibesübungen; er hätte eine gesunde, fröhliche, kräftige Jugend hier kennen gelernt. Er schloss mit einem Hoch auf die Schule, ich dankte ihm und ließ die Gäste leben. Leussen fuhr um 8 nach Hannover zurück, Matthias blieb bis 10 Uhr in lebhaftem Gespräch mit Anna und mir bei uns, dann geleitete ich ihn zur „Tanne“, wo wir noch bis Mitternacht an der Sitzung des Kegelklubs teilnahmen. Matthias lernte dort die Ilfelder Honoratioren kennen und verabschiedete sich ein zweites Mal vom Lehrerkollegium. Ich benutzte eine sich bietende Gelegenheit, um ihm die Berufung Tüselmanns von Havelberg an ein Vollgymnasium recht dringend ans Herz zu legen. Ich konnte mit Befriedigung auf diese Revision zurücksehen.

312 Wenige Tage darauf hielt uns ein alter Ilfelder, Herr v. Graevenitz, einen fesselnden Vortrag über „Ilmenau und Goethes Harzreise im Winter“. H. v. G. hatte seine Militärlaufbahn aufgegeben und sich ganz dem Schriftstellerberuf gewidmet, war lange Jahre in Rom gewesen und hatte sich namentlich mit dem Einflusse der Deutschen auf das römische Leben beschäftigt. So war er schließlich zu eingehendem Studium Goethes gelangt. Er ist in der Folgezeit noch oft in Ilfeld gewesen und hat gute Einwirkungen auf die Parteien, speziell die „Löffler“⁵, ausgeübt. Freilich, gegen den Übermut der Jugend ist kein Kraut gewachsen.

Am Sonntag, dem 26. Juni 1904, fand das alljährliche Sommerfest, das die großen Ferien einleitet, im Klostergarten statt. Dabei ging ein von Kiep vorbereitetes Lustspiel von Moser, „Der Schimmel“, über die Bühne. Es fehlte nicht an Gästen, namentlich jungen Damen. Da überraschte uns der Sekundaner v. Dolffs, ein hervorragend fähiger und schauspielerisch besonders begabter Schüler, durch die bis ins Kleinste gelungene Kopierung des Mathematikers Hagemann: Kleidung, Gang, Sprache, Handbewegungen - alles stimmte. Der Rittergutsbesitzer „Rohr“ des Lustspiels war Hagemanns Spiegelbild. Dieser fasste den nicht gerade wohlgemeinten Scherz richtig auf, andere aus dem Kollegium hetzten, so dass er schließlich doch schärfer zur Rechenschaft gezogen wurde, als ich es gewollt hatte. Er verließ die Schule und hat auch anderwärts keine Seide gesponnen, sein Leichtsinns war zu groß. Schließlich wanderte er nach den Vereinigten Staaten aus und ist dort jung gestorben. Sein Vater war Landrat im Westfälischen und hat auch an seinem anderen, nicht weniger begabten Sohn keine Freude erlebt.

Die ersten Tage der großen Ferien führten mich mit Freund Müller und seinem Schwiegersohn Lautenschläger zusammen. Wir durchwanderten den Südharz, nächtigten auf dem Stöberhey und pflogen politische und pädagogische Gespräche. Lautenschläger, der in Darmstadt Oberlehrer ist, erzählte u. a. von der harmlosen Art, in der sich der russische Zar am Hofe seines großherzoglichen Schwagers bewege. Umso mehr hätte die russische und deutsche Geheimpolizei zu tun, ihn vor den Anschlägen der Nihilisten zu behüten. Die beiden hohen Herren be-

⁵ Dr. phil. Eckhart Grünwald (George-Handbuch, Beschäftigung mit Adalbert Cohrs) machte mich darauf aufmerksam (Schreiben v. 22.3.10), dass die Schülerpartei der „Löffler“ ebenso wie die der später erwähnten „Zechonen“ (§§ 794, 800) ihren Namen von „Hauptaktivitäten“ ihrer Mitglieder erhalten hatten („löffeln“ und „zechen“).

suchten in einfachster Zivilkleidung die Volksbelustigungen und verschmähten auch eine Fahrt auf dem Karussell nicht.

313 Ein Besuch bei Hermine Becher [in Göttingen] fiel in die zweite Ferienwoche. Sie bewohnt das Haus Nr. 5 in der Burgstraße. Es gefiel mir sehr bei ihr. Der mehrtägige Aufenthalt in Göttingen machte mir die Stadt wieder sehr lieb. Sie hatte sich seit meiner Studienzeit ungemein entwickelt und verschönt, fast zu einer Gartenstadt. Die früher kahlen Berge waren verschwunden. Eine planmäßige Anpflanzung hatte schöne Anlagen geschaffen. Weniger gefielen mir die Korpsstudenten, die sich in der Weenderstraße in den Mittagsstunden aufhielten. Es waren affektierte, versoffen aussehende Gesellen darunter, die die Mützen rumpfig [?] am Hinterkopf kleben hatten. Ein Ausflug nach dem Eichenkrug führte uns mit Sandrocks und Scheidemanns zusammen. Gustelchen rief mir gleich zu, sie müsse Karlsbader trinken, was große Heiterkeit veranlasste. Otto und Hans Scheidemann waren nett und aufmerksam wie immer. Nachdem wir Berge von Kuchen vertilgt hatten, begleiteten wir Sandrocks bis auf die Gleichen. Ich führte eingehende Gespräche mit Friedrich über seine Söhne, namentlich über Wilhelm, der stets seine eigenen Wege geht, ob es sich mit den Mitteln der Eltern verträgt oder nicht.

Der heimfahrende Zug war so besetzt, dass die Studenten mit heraushängenden Beinen im Güterwagen fuhren. Die behagliche Fahrt des Bähnchens [der alten Gartetalbahn] schließt Unglücksfälle aus. Wanderungen im nahen Walde und ein Ausflug nach Mariaspring und der Plesse fielen auch noch in jene Tage. Der Bismarckstein wurde gerade aufgebaut. Hermine war rührend aufmerksam. Ihr Zusammenleben mit den Verwandten war nicht ganz so, wie sie gehofft hatte. Der alten Zeit gedachten wir viel.

Nur zu schnell waren die Tage in Göttingen vorüber. In Ilfeld fand ich alles wohl- auf und manche Bekannten, die den Ort zum Sommeraufenthalt gewählt hatten, so Freund Lücke, damals Direktor in Leer, und der Schwager von Frau Boesch, Direktor Lücke-Steglitz. Mit beiden waren wir wiederholt zusammen. Die Kämpfe des Gymnasialvereins mit den Gegnern des humanistischen Gymnasiums beschäftigten uns lebhaft. Emmchen vergnügte sich in Reinhausen, Anna und ich besuchten zweimal den Brocken und bei dieser Gelegenheit auch Freyers, unsere alten Freunde in Wernigerode. Prof. Freyer fing an altersschwach zu werden, erzählte dieselbe Geschichte dreimal hintereinander und war zum Weinen geneigt. Eine Freude für ihn sei es, so wiederholte er, wenn die mit ihm fast gleichaltrige Frau Forstrat Grasshoff ihn besuche und sie gemeinsam Volks- und Studentenlieder sängen. Geistig reger war Frau Prof. Freyer, obgleich sie mit schweren körperlichen Gebrechen zu kämpfen hatte.

314 Die Besuche rissen auch nach den großen Ferien nicht ab. Besonders lieb war es uns, dass Schwager Friedrich Sandrock mit seiner Frau einige Tage bei uns weilte. Hermine war auch gerade da. So feierten die drei [Scheidemann-] Schwestern eine lange nicht so gewesene Zusammenkunft, die wir mit der von Hermine „Dreikaiserzusammenkunft“ getauften Begegnung der [drei Strüver-

Schwestern] Tante Sophie Schimmelpfeng, Tante Auguste Strüver und Annas Mutter im Jahre 1876 zu Groß-Schneen verglichen. Die Zukunft seiner Söhne, besonders Wilhelms, lag Schwager Friedrich schwer auf. Letzterer hatte den Freiplatz der Berliner Pepinière aufgegeben, weil er dort nicht ungehindert studieren konnte.

Durch die Ungeschicklichkeit des Oberlehrers Hildebrand wurde Anfang September der Coetus wieder einmal in große Aufregung versetzt. Die Jungen klappten abends mit den Türen, ohne dass er die Übeltäter erwischen konnte, und spielten ihm allerhand Schabernack. Anderen Tages bat er mit Tränen in den Augen, ich möchte seine Versetzung befürworten. Ich renkte die Sache, so gut es ging, wieder ein und ließ sogar am Vormittag des 2. September 1904, weil der ganze Coetus an dem Unfug beteiligt war, einige Stunden unterrichten, ehe ich mit der Festfeier begann. Meine Untersuchung führte zu dem Ergebnis, dass nicht die von Paul Meyer vermuteten Schüler die Anstifter gewesen waren - dazu war ihr Einfluss zu gering - sondern dass die Tertianer den Lärm verübt hatten. Die älteren Schüler, die durch Hildebrands Pedanterie, Unerbittlichkeit und Humorlosigkeit gegen ihn schon lange eingenommen waren, hatten die Juniores gewähren lassen und waren lachende Zuschauer gewesen. Die Tertianer hatten eine unvermutete Revision Hildebrands nach eingeschmuggelten Leckereien und die damit verbundenen Konfiskationen übel vermerkt.

Von einer Bestrafung des Coetus nahm ich natürlich Abstand; wohl aber ließ ich auf Grund der eingetragenen Strafen und Noten die in dem bis dahin verflossenen Halbjahr am meisten belasteten Tertianer bis zum Schluss des Semesters büßen. Das sahen auch die Schüler ein, dass nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung diese herausgefundenen Kameraden am meisten belastet seien. Überhaupt war es mein Grundsatz, bei Verfehlungen einer Gesamtheit die durch ihr bisheriges mangelhaftes Betragen an erster Stelle in Betracht kommenden Schüler auch an erster Stelle zur Verantwortung zu ziehen. Wer sich dann verteidigte: „Diesmal bin ich wirklich unschuldig“, dem hielt ich entgegen, dass er nach seinem vorigen Verhalten nicht verlangen dürfe, dass man ihm glaube; er möge doch die Schuldigen veranlassen, sich freiwillig zu melden.

315 Die Unzuverlässigkeit der betreffenden Hausmädchen, die den Lokungen der Schüler nachgegeben hatten, führte in zwei Fällen zu gesetzlosen Handlungen. Gruppen von Alumnen waren in Abwesenheit der Bewohner bei zwei Oberlehrern in deren Arbeitsstuben eingedrungen und hatten dort ihre Extemporalien nachträglich durchkorrigiert. Die Sache kam heraus und führte zu Bestrafungen und Entlassungen. Ich wusste, dass unter Schimmelpfeng sogar das Direktorzimmer zu ähnlichen Zwecken durchstöbert worden war und hatte deshalb bei meinem Amtsantritt überall neben den Schlössern noch Riegel anbringen lassen. Wichtige Aktenstücke und Texte nahm ich regelmäßig mit in unsere Schlafkammer. Ich legte den Kollegen ans Herz, ähnliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen und nicht durch Vertrauensseligkeit die Schüler geradezu zu verführen. - Vier Familien konnten Ostern 1905 die im ehemaligen Direktorgarten fertig gebauten Einzelhäuser beziehen.

Zur Konfirmation ihres Sohnes hatten sich auch die Moskauer Diehls eingefunden. Sie hatten einen guten Teil ihres Vermögens bereits in Berlin deponiert, weil ihr Leben in Russland aufs höchste gefährdet sei. Frau Diehl meinte, Kaiser Nikolaus werde über kurz oder lang ermordet werden. Sie hatte von Offizieren die despektierlichsten Reden über ihn gehört und die Erklärung, sie würden nie mehr auf das Volk schießen. Ein alter Tutand von mir, Graf Wedel, der mich in diesem Frühjahr besuchte, war aber ganz unangefochten durch das russische Reich geritten. Er hatte den Feldzug in China mitgemacht und war auf diesem außergewöhnlichen Wege nach Deutschland zurückgekehrt.

Die Rossla'schen Prinzen legten in den nächsten Jahren die Reifeprüfung ab, indem sie hielten, was ihnen ihr Vormund, Onkel und zugleich Stiefvater ans Herz gelegt hatte. - Brandes hatte sich beim Fortgang von Ilfeld, wie mir alsbald berichtet wurde, gerühmt, er sei zwanzigmal ausgebrochen und erst beim einundzwanzigsten Male erwischt [worden]. Möglich kann es schon gewesen sein; umso besser, dass die Schule ihn losgeworden war.

Gustav Wagemann entwickelte sich immer mehr zu seinem Vorteile. Eine besondere Freude waren mir aber die verständigen Ansichten, die Otto Kiep⁶ vertrat, wenn er, wie es nicht selten geschah, bei uns weilte. Zu seiner Partei gehörte auch Diehl, der die Ferien gewöhnlich in Moskau zubrachte. Als er von dort im Januar 1905 zurückkehrte, berichtete er, dass es in Russland übel aussah. Überall bemerkte man Spuren von Kämpfen, in Polen gähre es bedenklich, seine Eltern trüben sich mit dem Gedanken, ihr Geschäft in Moskau zu schließen und nach Deutschland zurückzukehren. Bald darauf trafen auch die Nachrichten von einem Attentat auf den Zaren und dem Ausbruch der Revolution in Russland ein.

Ich redete am Kaisergeburtstage 1905 von der „Persönlichkeitsbewegung der Gegenwart“. - Damals setzte auch die Bewegung zur Verstärkung der Flotte mit großem Nachdruck ein. Ich versäumte nicht, diese Idee den Schülern ins Herz zu pflanzen. Unser Gustav [Wagemann] schied zu Ostern von der Schule. Er hatte ein gutes Betragenszeugnis errungen und war wegen seiner trefflichen Leistungen mit mehreren anderen, darunter natürlich Otto Kiep, von der mündlichen Prüfung befreit worden. Sein Lieblingswunsch war damals, Forstmann zu werden. Auf mein Drängen wählte er die juristische Laufbahn, für die er meines Erachtens hervorragende Begabung besaß. Sein Vater war ganz meiner Meinung.

316 Der neue Kammerdirektor Bade [Bode?], der mir im Mai seinen Besuch machte, erzählte mir, er sei Mitschüler des Kaisers in Kassel gewesen. Von den Anekdoten, die er berichtete, sei eine charakteristische hier festgehalten: Als Prinz Wilhelm bei Professor Sch. einen mathematischen Lehrsatz an der Tafel nicht beweisen kann, bemerkt dieser im Scherze, bisher habe noch kein Preuße diesen Satz beweisen können. Anderntags ist der Professor zur Disposition ge-

⁶ der am 23.8.1944 in Plötzensee hingerichtete Diplomat, Onkel des CDU-Politikers Walter Leisler Kiep, später von Mücke auch mit seinem vollen Namen Otto Carl Kiep genannt

stellt. Das nennt man Klassenjustiz. Dass sich der Erzieher des Prinzen zu solch einem Streich bereit finden ließ, beweist einen hohen Grad von Byzantinismus. Hinzpeter hat verhängnisvoll mit eingewirkt auf die Entwicklung Wilhelms II.

Der 9. Mai 1905 war dem Gedächtnis Schillers geweiht. Oberlehrer Wagner hielt im Festakt eine ergreifende, vorzügliche Rede über das Tragische bei Schiller. Er ging aus von der Überfülle von Festen, die unsere Zeit feiert, und betonte dann, das heutige Fest sei von besonderem Schlage, ohne höheren Befehl von selbst aus der Volksseele geboren, alle Deutschen ohne Unterschied der Person, Partei, Konfession einend. Er sprach die Hoffnung aus, dass eine belebende, fruchtbringende Kraft von ihm ausginge, und stellte den Gegensatz zwischen dem gewaltigen Schicksale und der persönlichen Freiheit in das rechte Licht. Obwohl der Vortrag über eine Stunde in Anspruch nahm, so folgte doch jeder Zuhörer dem Redner bis zum Schluss in atemloser Spannung. Pectus facit oratorem [s. §87], dazu die glänzende Sprache des hinreißenden Redners. Abends wurde ein Auszug aus der Wallenstein-Handlung, den Oberlehrer Lattmann einstudiert hatte, zur Aufführung gebracht. Lattmann selbst gab den Wallenstein vorzüglich, für die einzelnen Rollen hatte er die passendsten Schüler ausgewählt. Über 100 Gäste wohnten der Aufführung bei, nach deren Schluss ich die Erinnerungsprämien verteilte. Das ganze Schiller-Gedächtnisfest war nach allgemeinem Eindruck würdig und weihervoll bei uns in Ilfeld verlaufen.

Damit aber auch das Komische nicht fehle, so wurde anderen Tages ein Ausspruch der Frau Hausinspektor Bartel gebührend belacht. Sie hatte sich missbilligend darüber ausgesprochen, dass sich Thekla und Max nicht kriegen. In einem guten Schauspiele müsse dies so sein. Sie hätte neulich „Flick und Flack“ gesehen, da kriegten sich doch die Liebenden. Und wie traurig wäre es doch für Schillers Hinterbliebene, so ein Stück wie Wallenstein anzusehen! Ob sie da Schillers Hinterbliebene mit Wallensteins Hinterbliebenen verwechselt hat, war uns nicht klar.

317 Mit was für seltsamen Fragen doch arme, geplagte Leute kommen! Da fand sich allwöchentlich schon seit Jahren ein Bettelweib bei uns ein, Schinchen aus dem Torturme in Neustadt am Harz. Manchmal brachte sie auch Eier zum Verkauf, ihr Mann war ein Trinker, der sie und die zahlreichen Kinder schlecht behandelte. Sie erbettelte sich in Ilfeld Kupfergeld, abgelegte Kleidungsstücke u. a. Almosen. Diese wandte sich im Juli an Anna mit dem sonderbaren Anliegen, ihr doch zu raten, ob sie sich das Leben nehmen solle und wie, ihr Mann habe sie wieder so sehr misshandelt. Anna sagte ihr ihre Meinung, Schinchen erhielt ihre Spende und lebt, glaube ich, heute noch.

Auffiel in jenen Tagen, dass sich der Kaiser gar nicht um die Schillerfeier bekümmerte. Er war doch sonst kein Gegner von prunkvollem Auftreten. Sollte es sich bei ihm um heimliche Abneigung gegen den großen Feuergeist gehandelt haben?

Nach Ministerialdirektor Althoffs Plane sollte die Zahl der Internate vermehrt werden. Er hatte den Ratzeburger Gymnasialdirektor Wasner und Hilfsarbeiter im

Ministerium Borbein beauftragt, eine Reihe von Alumnaten zu besuchen und ihre Einrichtungen zu studieren. So fanden sich die beiden Herren auch in Ilfeld ein. Die Eindrücke, die sie mitnahmen, waren nach ihren Äußerungen sehr günstig, nur verhehlten sie nicht, dass die von Althoff geplanten Internate mit wesentlich geringeren Geldmitteln auskommen müssten. Ich wies sie deshalb auf die von [in] Loccum, in Goslar und München angelegten kleinen Pensionsanstalten hin, die wohl am ehesten ihren Absichten entsprechen würden. Beide durchlebten einen ganzen Inspektionstag bis zum Abendableuchten im Kloster, gingen schließlich von Kammer zu Kammer und überzeugten sich, dass alle in den Betten lagen. Bajohr führte ihnen sein Orchester und seine Sänger vor.

Die Unterhaltung mit den beiden Herren, von denen mir Wasner besonders gefiel, war für mich sehr anregend. Eine Anekdote von Althoff, die Borbein erzählte, soll doch nicht übergangen werden. Ein Petent hatte lange im Vorzimmer auf den gestrengen Althoff warten müssen und mit dem Diamant [seines Ringes] in das Glasfenster die Worte eingeritzt: „Alt wird, wer auf Althoff hofft“. Diesen Spruch zeige Althoff mit Vorliebe und stets vergnügt lachend denen, die er wohlgesinnt entlasse. Borbein, der in Pforta Adjunkt gewesen war, erzählte viel von dem dortigen Alumnatsleben, woraus hervorging, dass auch dort mit Wasser gekocht wurde. Die Faulheit der Oberklassen sei zu Zeiten recht groß, Fälle von Päderastie seien vorgekommen, gesoffen würde mächtig. Am 27. Juni reisten sie weiter.

318 Die großen Ferien verlebten wir drei in der Schweiz, ein Aufenthalt, der sich fest bei uns eingepägt hat, so erquickend und genussreich gestaltete er sich. In Frankfurt a. M. machten wir zuerst Station und waren da mit Fritz Sandrock zusammen. Die Ruhe und Klarheit, mit der er alles, namentlich seine eigenen Verhältnisse beurteilte, bestärkte mich in meiner Zuneigung zu ihm. In glühender Hitze, doch zum Glück ganz allein in einem D-[Zug]Wagen fuhren wir über Straßburg und Basel, wo wir ein Stündchen mit der Baseler [Mücke-]Familie zusammen waren, nach Zürich, das von Fremden überfüllt war. Doch gelang es uns, in dem Gasthof „Centralpost“ noch ein leidliches Unterkommen zu finden. Es war offenbar ein Stundenabsteigequartier. Abends promenierten wir am See und hörten uns die lustigen Weisen einer Militärkapelle ein.

Zürich zeigte sich in schönstem Licht. Reisende belebten alle Hauptstraßen und Hauptsehenswürdigkeiten, wie wir namentlich am nächsten Tage feststellten. Da wanderten wir in der Stadt umher und verbrachten auch viele Stunden auf dem Uetliberge, auf den eine bequeme Eisenbahn hinaufführt, Kloster Einsiedeln in sengender Hitze beschäftigte uns am folgenden Vormittag. Wieviele Erinnerungen verbinden sich mit dieser Stätte! Bald waren wir von dort in dem lieblichen Brunnen. Der Vierwaldstätter See nahm uns mit seiner Schönheit gefangen. Ein Einspänner fuhr uns hinauf nach Morschach und an dem schmucken Kirchheim vorüber nach Degenbalm, das für einige Wochen unser Stand- und Erholungsplatz sein sollte.

Bald fühlten wir uns in dem freundlichen, behaglichen Hause heimisch, zumal wir vom ersten Tag an Gesellschaft fanden, die uns nicht bloß zusagte, sondern auch

bald lieb wurde. Da waren zwei sympathische Lehrerinnen aus Hannover, Frl. Schmidt und Frl. Dupré, erstere eine Schönheit, letztere französisch sprechend wie eine Pariserin, und eine Familie Choppard aus dem französischen Jura, mit denen wir schnell auf freundschaftlichen Fuß kamen. Herr Choppard sprach auch ganz leidlich deutsch, am besten freilich in Berner Mundart, die Seinen nur Französisch, Frau Choppard, der kleine André und der ältere Jean Legros. Es gab viel Unterhaltung, wurde gemeinsam ausgegangen, viel musiziert und die Politik riss nicht ab.

Leider musste ich wegen eines Podagra-Anfalles, der sich an ein Bad im See bei Brunnen anschloss, einige Tage von den gemeinsamen Wanderungen Abstand nehmen. Dafür genoss ich in vollen Zügen von der Terrasse unseres herrlichen Aufenthaltes, von meinem Buche aufblickend, die immer wieder hinreißende Aussicht auf den See, Seelisburg, Pilatus, Axenstein, Brunnen usw. Anna saß mir zur Seite, Emmchen pilgerte mit den freundlichen Choppards oder den hannoverschen Damen hinauf nach Stöss oder nach der Axenstraße oder sonstwohin. Vergnügungsdirektor im ganzen Hause war der lustige Choppard. Abends musste jeder zum besten geben, was ihm lag; daran schloss sich in der Regel eine internationale Polonaise und ein Tänzchen. Mir hat Choppard, der eine Uhrenfabrik in Sonvillier besaß, auch meine goldene Uhr zu einem sehr civilen Preise besorgt und damit einen lang gehegten Wunsch meiner lieben Frau erfüllt.

319 Endlich war ich wieder so weit, dass ich mit ihr zum Nussbaum mit der Prachtaussicht nach dem See und andern Tages zum Nägeligärtli gehen konnte. Von letzterem schaut man ins Muottatal und nach Schwyz hinüber. Schließlich ging auch die Wanderung nach Brunnen und der Besuch von Altdorf im Geleit von Choppard ohne große Beschwerde.

Zusammen mit den Damen und Kindern traten wir am 14. Juli 1905 an einem glühend heißen Tage die Wanderung nach Brunnen an, fuhren mit dem Dampfer nach Treib, setzten dort die schwächeren Fußgänger in den Postwagen und stiegen zum Seelisberg empor. Ich war schon wieder dabei. Ehe wir oben ankamen, überraschte uns ein starkes Gewitter. Ein ärmliches, sauberes Häuschen mit fleißig arbeitenden Frauen bot uns Schutz. Ich hatte meine Freude, wie vorzüglich sich Choppard in der Mundart mit ihnen unterhalten konnte. Bald war das Wetter vorüber. Oben auf der Terrasse des Gasthofes trafen wir alle wohlbehalten zusammen und freuten uns bei Kaffee und Gebäck an der prachtvollen Aussicht. Uns gegenüber lag Morschach und Degenbalm, Brunnen, Schwyz und eine Menge schön geformter Berge. Auf dem Heimwege verweilten wir längere Zeit in Rütli, Schillers Tell gedenkend. Ein geheuertes Motorboot brachte uns nach Brunnen zurück. Der Rückmarsch nach Morschach wurde selbst von den Frauen mühelos vollendet.

Schiltli, Schwyzerhöh, Axenstein und andere Wanderungen füllten die nächsten Tage aus, und am folgenden Sonntage besuchten wir drei den evangelischen Gottesdienst auf dem Axenstein. Der Pastor sprach gut über unsere wahren und falschen Feinde im Anschluss an eine Stelle des 5. Kapitels des Römerbriefes. Mittags pflegt an zwei Tagen der Woche eine etwas bunt ausgestaffierte italienische

Musikbande zu spielen, und einmal kam auch ein Wohltätigkeitskonzert für eine abgebrannte Familie zustande. Schließlich kam die Abschiedsstunde. Unsere hannoverschen Damen waren schon weitergewandert, der brave Choppard hatte Tränen in den Augen, als wir ihm und den Seinen die Hand drückten.

Von der Rückreise ist der Aufenthalt in Luzern bemerkenswert. Die ganze Stadt war mit Fremden überfüllt, eine private Pension nahm uns auf. Das alljährlich stattfindende Seefest hatte den Zustrom von auswärts veranlasst. Luzern mit seiner unvergleichlich schönen Lage und Umgebung wirkte mächtig auf Anna und Emmchen; namentlich das Löwendenkmal nahe dem Gletschergarten tat es ihr an. Auf dem Gütsch war die Menschenmenge zu groß. Das Seenachtfest, der Umzug der mit geschichtlichen Gruppen besetzten Schiffe, das großartige Feuerwerk, die Illumination der Stadt, besonders der Seeufer, waren in der Tat sehenswerte Schauspiele. Wir hatten auf dem Dampfer „Luzern“ gute Plätze erstanden und konnten alles in Muße genießen. In Basel besahen wir die Böcklin-Bilder, in Straßburg verweilten wir einen Tag, um einen Eindruck von der „wunderschönen Stadt“ zu bekommen. Man hörte noch viel Französisch, der Kaiserpalast und die Universität gefielen uns, aber die Perle des Ganzen war doch Erwin Steinbachs von Goethe gepriesener Dom. Den Abschluss der Reise bildete ein Aufenthalt in Marburg, wo Anna eine Schulfreundin aufsuchte und mit großer Freude ihrer Tochter die Stätten aus der Jugendzeit zeigte. Ich hatte die Freude, den Lic. theol. Schiele wiederzusehen und ihm zu seiner völligen Gesundung gratulieren zu können. Nicht oft haben uns die Ferien so wohl gefallen wie in diesem Jahre, so sagten wir uns, als wir in die Heimat zurückgekehrt waren.

320 In Ilfeld fanden wir den alten Breiter nebst Familie vor. Sie wohnten auf dem Netzkater. Wir sahen uns wiederholt, und ich hatte meine Freude an der Rüstigkeit und Frische des mehr als achtzigjährigen alten Herrn. Die Schulfragen beschäftigten uns lebhaft.

Im August 1905 hatte ich eine Zusammenkunft mit dem allmächtigen Althoff, der damals in Schierke zur Sommerfrische weilte. Er schrieb an mich, ob ich ihm nicht ein Duplikat von Reinbabens Reifezeugnis verschaffen könne, denn dieser habe das seinige verloren, und er wolle ihm zu seinem demnächstigen 50. Geburtstage dies neue Exemplar verehren, mit dem Finanzminister müsse man sich gut stellen. Ich vollzog das Duplikat, wobei ich feststellte, dass der Finanzminister in allen, aber auch tatsächlich in allen Fächern die Nr. 1 erhalten hatte, nur in Mathematik 3, und brachte es kurzerhand selbst nach Schierke, zumal mir Althoff geschrieben hatte, es läge ihm daran, mich selbst einmal zu sprechen.

Montag, den 20. August, fuhr ich nachmittags nach Schierke und hielt mich dort anderthalb Stunden bei Althoff und seiner Gattin auf. Ich bin in dieser ganzen Zeit mit ihm spazieren gegangen. Er beklagte Ferdinands frühen Tod aufrichtig und spendete ihm warme Anerkennung. Dann kam die Gestaltung des Alumnatswesens zur Besprechung, die ihm sehr am Herzen lag. Er stimmte mir zu, dass die

drei obersten Klassen IA – IIA⁷ einschl. von den drei Mittelklassen zu trennen seien. Die Mittelklassen IIB - IIIB⁸ einschl. müssten mehr familiär gehalten werden, mit Hausdamen wie in Goslar, die unteren befänden sich in Verhältnissen wie in Donndorf a. d. U[nstrut]. am wohlsten. Aber die Kosten! In der obersten Klasse solle Wahlfreiheit herrschen. Wer keine Mathematik wünsche, treibe Geschichte [!] usw. Die Kompensationen sollten wegbleiben, wenn in den Hauptfächern Tüchtiges geleistet würde.

Für Ilfeld wünschte er eine allgemeine Erhöhung der den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprechenden Pensionssätze, ferner die Zerlegung aller ganzen Freistellen in halbe: Nur wer selbst zahlen müsste, schätzte das Empfangene. Er gab mir Recht, dass in die zum Herbst freiwerdende Hausinspektorstelle ein früherer Offizier nicht passe, dass ein ehemaliger Zahlmeister der geeignetste Beamte dafür sei. Ich solle darauf hinzielende Anträge stellen, er werde sie unterstützen.

Dann brachte er die Rede auf eine Anzahl neu zu besetzender Direktorate. „Frankfurt a. M., Wiesbaden ist frei, möchten Sie hin?“ Als ich zögerte, fuhr er fort: „Ich kann mir denken, dass Sie am liebsten in Ilfeld bleiben.“ Ich schlug ihm für die beiden Orte, weil er Vorschläge hören wollte, Jordan, Albracht, auch Lübbert vor, vor allem aber Tüselmann. Er nahm ihn für Schleusingen in Aussicht. Auch Wagner und Lattmann bezeichnete ich als Direktorenkandidaten.

Meine Zeit war im Fluge um, ich wanderte nach Elend zurück und befand mich um 11 Uhr wieder zu Hause. Was mir Ferdinand seinerzeit gesagt hatte, fand ich bestätigt. Althoff forschte jeden aus und hält mit seiner Meinung zurück, bis er volle Klarheit in der ihn beschäftigenden Frage hat. Nachträglich schwankte ich, ob ich mich nicht für Wiesbaden zur Verfügung stellen sollte, wurde aber bald durch Amtssorgen sehr in Anspruch genommen.

321 Seit einiger Zeit waren mir größere und kleinere Diebstähle gemeldet worden, die sich auf sorglos aufbewahrte Gelder der Alumnen bezogen. Auch Uhren waren verschwunden, die Schüler passten unter sich auf, ich revidierte mehr als einmal unvermutet mit dem Klosterprimus zusammen die Schreibtische und Schränke sämtlicher Zöglinge. Klosterdiener kamen in Verdacht. Die Reinemachfrauen wurden sofort beaufsichtigt. Alles war vergeblich. Nun waren dem Prinzen Christoph Stolberg erst 180 M, dann 30 M aus dem Schreibtisch verschwunden. Eine Kommission, bestehend aus drei von der ganzen Prima gewählten Oberprimanern, veranstaltete ebenfalls eine gründliche Untersuchung und stellte fest, dass mehr als 1.000 M Bargeld unter den Schülern vorhanden seien. Dieselbe berichtete von verdächtigen Handlungen des Schlossers Herbote.

Aber alle Bemühungen verliefen erfolglos, und ich ward unruhiger als je. Schließlich berichtete ich an die Behörde. Diese war damit einverstanden, dass in jedes Schreibpult noch ein besonderes Schließfach eingebaut und den Schülern ein-

⁷ Oberprima bis Obersekunda

⁸ Untersekunda bis Untertertia

geschärft wurde, [dass] alle 10, später 20 M übersteigenden Beträge den Tutoren zur Aufbewahrung zu geben seien. Sie haben es natürlich zum kleinsten Teile nur getan, weil sie sich dadurch der freien Verfügung über Gelder, die sie ja nach der Ordnung überhaupt nicht haben sollten, entäußerten. Das sind Schwierigkeiten in der Alumnatsleitung, die stets von Zeit zu Zeit sich drückend bemerkbar machen. Ja, wenn die Eltern und Verwandten der Alumnen sich an die Aufnahmebedingungen hielten!

Besser wurde es mit der Sicherheit, als der neue Hausinspektor Reinhardt im Herbst an die Stelle des alten Bartel trat, der mit allen Ehren den Abschied erhielt. Reinhardt war mir von früher als tüchtiger Schreiber Bartels bekannt, stammte aus dem nahen Neustadt und hatte es in seiner militärischen Laufbahn bis zum Zahlmeisteraspiranten gebracht. Althoff hatte meine Wahl gutgeheißen und mit diesem Manne dem Kloster einen vorzüglichen Beamten verschafft. Peinlich gewissenhaft, ruhig, höflich, umsichtig, korrekt in seinem Auftreten, menschenkundig, stets auf dem Posten, hatte er seine Augen allenthalben, so dass den unbekannt gebliebenen Dieben bald die Lust an ihrem Handwerke verging und die Beunruhigung sich legte. Die Einkäufe besorgte er musterhaft, die Dienerschaft ordnete sich ihm willig unter, mir war er in der Erledigung der äußeren Amtsgeschäfte eine wertvolle Stütze.

322 Kurz vor den Herbstferien 1905 machte ein noch glücklich abgelaufener Streich viel von sich reden. Meine Tochter sitzt mit einer Handarbeit auf der Veranda. Da springt plötzlich aus der Stube des Oberlehrers Putsche im ersten Stock ein Schüler heraus. Um ein Haar hätte er sich an dem Eisengeländer der Treppe verletzt. Er kommt aber auf die Füße zu stehen und rennt Hals über Kopf aus dem Garten. Nach der Beschreibung konnte es nur Lischke I sein, ich suchte ihn sofort auf. Er saß hinter einer Arbeit und spielte den Unbefangenen. Bald aber gestand er mir, dass er das unverschlossene Zimmer Putsches aufgesucht habe, um einen Fehler in dem Extemporale [Aufsatz] zu verbessern, das die Klasse am Vormittag geschrieben habe. Plötzliches Rütteln an der Türe hätte ihn erschreckt, er habe geglaubt, der Wohnungsinhaber kehre zurück, und sei kurzerhand zum Fenster hinaus gesprungen. Ich dankte Gott, dass alles so gut abgelaufen war. Der Junge bekam seine Strafe, die Sache war damit erledigt. Der Missetäter hat nachher zu rechter Zeit seiner Reifeprüfung abgelegt und wurde oft als „Harras, der kühne Springer“, geneckt. Er trat ins Heer ein und starb im zweiten Jahr des großen Krieges als Flieger den Heldentod. Er hielt treu zu mir und hat mir manchen Gruß geschickt. Friede seiner Asche!

Mit Breitters Nachfolger Leussen kam ich in ein immer freundschaftlicheres Verhältnis. Er hatte die Gabe, sich in die besonderen Verhältnisse der Schule einzudenken und die Lehrer richtig und verständnisvoll zu beurteilen. Die Schüler schwärmten für ihn, weil er ihnen gegenüber den Ton traf, den sie von mir gewohnt waren. Von Loß hielt er große Stücke, wie gelegentlich zu Tage kam.

Im Winter wurde ein jugendlicher Tertianer mehrfacher Diebstähle überführt, ein Bürschchen, dem es niemand zugetraut hätte. Die Eltern nahmen ihn fort. Bei die-

sem handelte es sich aber um kleine Gegenstände; die großen Diebstähle blieben unaufgeklärt, und verschiedene Schüler kamen in Verdacht. Sie ahnten es freilich nicht.

Am 4. Dezember 1905 schrieb ich in mein Tagebuch: „Feinde ringsum. So weit hat es unsere Politik gebracht. Ich werde mein Volk herrlichen Zeiten entgegenführen.“ Worte, Worte. Der Weltkrieg wurde für das nächste Frühjahr erwartet. Das Verhältnis zu England erschien sehr gespannt. ‚Bald hier, bald da‘ war ja das Leitmotiv unserer Politik. Nun hatten wir es. In Russland war die Revolution in vollem Gange.

Direktor der Klosterschule Ilfeld, 1906 – 1907

323 Wir traten recht sorgenvoll in das neue Jahr 1906 ein. Ein Moskauer Herr Karnatz, der seinen Sohn selbst nach Ilfeld brachte, war der Meinung, dass die russische Revolution der Anfang einer neuen, besseren Ära sein würde.

Die Tertianer versicherten auf dem ersten gemeinsamen Sonntagsausgange im Januar 1906 dem Oberlehrer Wagner, es sei sicher, dass noch vor dem 22. März mobil gemacht würde; in allen Garnisonen würden die Vorbereitungen dazu getroffen. So war der Gedanke an den Krieg schon in die Köpfe der Schüler gedrungen.

Eine Ablenkung war der Selbstmord unserer tüchtigen Haushälterin, Frau Strauß, die sich am 11. Januar nachmittags in der hoch gehenden Behre ertränkte. Hut, Schirm und Tasche hatte sie am Ufer - es war oberhalb der Brauerei bei der Eisenbahnbrücke - abgelegt, als sie sich in die Flut stürzte. Der Grund der Tat lag wohl in der plötzlichen Entziehung des Opiums, an das sie sich seit längerer Zeit gewöhnt hatte. Sie musste infolge einer Staroperation noch das Haus hüten. Da hatte die Wärterin kurzerhand die Morphiumspritze und was dazu gehörte, in die vor dem Hause vorbei fließende Behre geworfen. Diese Entziehung des geliebten Beruhigungsmittels hatte sie in die größte Aufregung versetzt und so den Ausgang herbeigeführt. Sie wurde in Bremen beigesetzt. Der alte Rechnungsrat Bartel meinte, er hätte ihr exzentrisches Wesen von Anfang an durchschaut und sei über ihr Ende nicht so verwundert wie die anderen Ilfelder.

324 Die Unruhen im Reiche ließen nicht nach. In Hamburg erlaubten sich die Sozis Ausschreitungen. Ein alter Ilfelder, Freiherr von Reinsnitz, Sekretär des Bundes der Arbeitgeber, sah sehr schwarz in die Zukunft. Er führte in seinem Briefe aus, die Revolution würde auch bei uns einsetzen und alle mühsam geschaffenen Werte vernichten, ohne irgendetwas Besseres aufzubauen. Leider hat der Mann Recht behalten, wie wir heute nur zu deutlich erkennen.

Ich brachte den Ernst der Lage im Kaisererlass am 27. Januar 1906 zum Ausdruck. Die Konferenz von Algeciras, die Streitigkeiten um Marokko hielten uns in Atem. Dann kam der 27. Januar mit seiner Festfeier, sogar Illumination schloss sich abends an. Um des steten Preisredens überhoben zu sein, hatte ich ein Festkonzert veranlasst. Am 1. April sah ich den Kaiser selbst, als ich mich mit H. F. Müller in Wernigerode traf. Er sah sehr ernst aus, als hätte ihn vieles in Anspruch genommen. Müller und ich waren einig, dass er das Beste wolle, beklagten aber seinen Mangel an Stetigkeit.

325 Am 11. März 1906 hatte ich in Northeim die wichtige Aussprache mit Erich Loß, der um die Hand unserer Tochter angehalten hatte. Da Emmchen ihn liebte, so waren auch wir damit einverstanden, dass eine Ehe zustande käme, obwohl ich im Stillen den Gedanken nicht loswurde, dass Loß auch durch vermeintlichen Reichtum sich zu unserer Tochter hingezogen fühle. Als überaus

tüchtigen Lehrer und ehrenwerten Mann hatte ich ihn während der Ifelder Probezeit kennen gelernt. Tante Hermine drängte, dass wir vor der Zustimmung genauere Kunde über seine Familie einziehen möchten. Dazu konnte ich mich nicht entschließen, obwohl Loß stets sehr verschlossen war, wenn die Sprache auf seine Angehörigen kam. Als wir die Northeimer Aussprache hatten, klärte er mich auch darüber auf.

Die durch das Studium von ihm kontrahierten Schulden in Höhe von 5.000 Mark übernahm ich. Am 2. April 1907 sollte er in Ifeld eintreffen, die Verlobung dann bekanntgegeben werden. Anna und ich beteten, dass die Verbindung beiden zum Segen gereiche.

Alles weitere verlief programmgemäß. Tante Hermine fand auch Gefallen an Erichs frischem, offenen Wesen. In den Pfingsttagen reiste ich mit Emmchen zu seinen Eltern und kam mit guten Eindrücken zurück. Was mir Müller [als Direktor in Blankenburg] bei unserer letzten Zusammenkunft hatte mitteilen können, stimmte. Erichs Eltern waren durch verkehrte Spekulationen des Vaters in Vermögensverfall geraten und hatten darum ihre Heimat Blankenburg verlassen. Erich war schließlich wieder dahin zurückgekommen, in das Haus einer verwandten Familie Leibrock, und hatte von da aus das Gymnasium besucht. Die Leibbrocks waren mittlerweile auch mit ihrem Vermögen zu Ende; es wohnten aber noch andere Verwandte in Blankenburg und Umgebung.

Vater Loß, ursprünglich Architekt und Bauunternehmer, hatte verschiedene einschlägige Stellungen nacheinander innegehabt und 1906 seinen Wohnsitz in Hannover genommen, um eine Erfindung zu verwerten, durch die dem beständigen Schienenaufreißen an der elektrischen Bahn, das infolge Abnutzung der Unterlagen nötig wurde, ein Ende gemacht werden sollte. Es handelte sich um eine Masse, die mit Maschinendruck in die entstandenen Hohlräume eingepresst wurde, dort verhärtete und so eine feste Grundlage herstellte.

326 Erichs Vater war sehr zuversichtlich und glaubte fest, dass seine Erfindung die Familie wieder in die Höhe bringen werde. Die selbstlose, ungemein tatkräftige Mutter, die durch ihre Energie nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Familie in den Tagen der Not über Wasser zu halten, war viel weniger zuversichtlich. Erich hatte drei Schwestern und zwei Brüder, die ich gelegentlich, z. T. schon damals, kennen lernte, alle gut erzogen. Die Verhältnisse erinnerten mich an die meinigen, nur dass wir gleichmäßiger und solider [zu leben] gewöhnt waren.

Erichs Vater lebte in guten Tagen drauflos und fragte nicht, was dann? In den schlechten wurde der Schmachtriemen eng gezogen. Er nannte das „kaufmännische Sinnesart“. Wir Mückes hatten immer die Zukunft vor Augen und kamen darum nie zu einem vollen Genuss der Gegenwart im Loß'schen Sinne. Dafür blieben unsere Verhältnisse bescheiden, aber geregelt, während die Familie Loß aus den Schulden und ihrem Druck nicht herauskam. Diese Denkart haftet Erich noch an und verhindert die gesunde Führung des Haushaltes. Einnahme und Aus-

gabe balancieren niemals ganz, geschweige denn, dass die erstere einen Überschuss ergäbe. Dabei ist er keineswegs ein Verschwender; aber daran denkt er nicht, dass man die Ausgabenposten prüfen und bei sich selbst anfangen müsse, wenn es gilt, ein Loch zurückzustecken. Hat er Geld, so gibt er es ganz aus, auch für Geschenke; mangelt es, so ist er mit der Welt unzufrieden. Den Hinweis auf andere, die sich viel kümmerlicher durchschlagen müssen und doch nicht unzufrieden seien, weist er stets mit Entschiedenheit zurück, als ob er ein Recht hätte, in guten Verhältnissen zu leben.

Ich bin der Zeit, über die ich berichte, vorausgeeilt. Augenblicklich muss der von Grund des Herzens tüchtige Mann eine schwere Schule des Leidens durchmachen, von der ich hoffe, dass sie seine ganze Lebensanschauung segensreich beeinflussen wird.

327 Von meiner Zusammenkunft mit H. F. Müller noch eine Hofklatschgeschichte, die er in Blankenburg gehört hatte: In den Adern der Kronprinzessin Caecilie¹ rinne jüdisches Blut; ihre Mutter Anastasia hätte sich mit einem jüdischen Banquier eingelassen und dieser sogar die Frechheit gehabt, die Papiere, die sich auf diesen Umgang bezogen, dem Großherzog von Baden anzubieten; Letzterer habe sie für teuren Preis erstanden. -

Die Vorbereitungen zur Hochzeit unserer Tochter nahmen uns in den nächsten Monaten in Anspruch. Tante Hermine hatte beschlossen, von Göttingen nach Kassel überzusiedeln und überließ uns manches Stück ihres Hausrates für das junge Paar, weil sie eine wesentlich kleinere Wohnung zu beziehen gedachte. - Das große Erdbeben von Franzisko erfüllte die Welt einige Wochen, dann geriet es in Vergessenheit. Wir leben im Zeitalter des Dampfwagens und der Automobile.

Der wackere, aber langweilige Oberlehrer Hildebrand war an das Gymnasium in Lingen übergegangen. Als Ersatz wurde der Klosterschule zunächst Dr. Wülker zugeteilt, ein Sohn des bekannten Leipziger Universitätsprofessors, ein guter Ersatz. Nur bereitete ihm anfangs sein sächsischer Dialekt Ungelegenheiten. Eines Tages klagte er mir, dass die Jungen in der deutschen Stunde bei der Behandlung der Jungfrau von Orléans unziemlich gelacht hätten. Ich erfuhr auf Umwegen, dass er den bekannten Monolog „Lebt wohl, ihr Berge...“ in so unverfälschtem Leipziger Deutsch vorgetragen habe, dass die Klasse sich nicht halten können. Später sagte mir der sächsische Graf Vitzthum, einer der Lacher, dass sie, die Sachsen, am meisten gelacht hätten, weil sie wegen ihres „Sächselns“ auch eine gründliche Spottschule durchgemacht hätten. Später renkte sich dies ein. Wülker füllte seine Stelle aus und verstand es, die Schüler richtig anzufassen.

328 Der Sonntag Exaudi führte eine ganze Zahl von Lehrern und Direktoren der südhannoverschen Gymnasien nach Ilfeld. Wir zeigten ihnen die Klosteranlagen, Bajohr veranstaltete eine Musik- und Singprobe, und [wir] wanderten mit unseren Gästen bis zum Netzkater. Den Abschluss bildete ein gemein-

¹ seit 1905 vermählt mit Kronprinz Wilhelm

sames Essen bei Hebestreit in der „Krone“. Reden aller Art fehlten nicht. Ich lerne bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Kollegen kennen. Besonders gefiel mir Oberlehrer Bruhns-Münden, der während meines Auricher Aufenthaltes in Iffeld Religionslehrer gewesen und ein sehr gutes Andenken hinterlassen hatte. Wenige Jahre später wurde er Muffs Nachfolger in Pforta.

Kurz vor Pfingsten 1906 fanden sich einige 40 Alt-Ilfelder im Orte ein. Die Herren Ermeler, v. Graevenitz und Hildebrandt hatten die Zusammenkunft in die Wege geleitet. Das Kloster empfing und feierte die willkommenen Gäste in gewohnter Weise. Im Jahresbericht habe ich über den Verlauf genauen Bericht erstattet. Beim Festmahle war der 85-jährige Pastor Eisfeld mein Ehrengast. Es war aber nicht viel aus ihm herauszubringen. Er aß unheimlich viel und versicherte ein Mal über das andere, dass zu seiner Zeit die Verpflegung im Kloster viel schlechter gewesen sei. Der Gesamteindruck der Veranstaltung war durchaus harmonisch, kein Misstrauen störte, die Alumnus legten Ehre ein.

Auf der Reise nach Görlitz [in den großen Ferien 1906] hielt ich mich in Dresden auf, das ich lange nicht gesehen hatte. Wie ist die Stadt gewachsen, wie hat sie sich verschönert! Das Bild an der Elbe ist stark verändert, Paläste und Prachtbauten säumen sie ein. Die Brühlsche Terrasse ist geblieben, das italienische Dörfchen abgebrochen. Am 3. Juli war ich Hochzeitgast: Meines Bruders Theodor jüngste Tochter Elise verheiratete sich mit dem in Oldenburg angestellten Oberlehrer Burghardt, einem geborenen Görlitzer, alten Schüler Theodors und Schulkameraden von Hermann Müller. Meine Schwägerin Anna [Theodors Frau] hütete leider das Bett und ist bis zu ihrem wenige Jahre nachher erfolgten Tode nicht wieder gesund gewesen; schließlich war sie völlig erblindet. Theodor war sichtlich gealtert, versah aber sein Amt als Hochzeitsvater frisch und mit großem Eifer. Die Julihitze war etwas empfindlich, vermochte aber nicht die Behaglichkeit dieses Familienfestes zu beeinträchtigen.

Anderen Tages suchten wir die Gräber unserer Angehörigen auf. Vally und Gustav zeigten mir die Stätte, unweit der von Vater und Mutter, die sie nicht lange vorher gekauft und für sich selbst bestimmt hatten. Vally stand noch recht rüstig Gustavs Haushalt vor und sorgte mit rührender Sorgfalt für ihn und mich. Von den Görlitzer Freunden hatte ich mit Theodor Müller und Hugo von Rabenau wiederholte Zusammenkünfte. Wie weit lag die Jugendzeit hinter uns!

329 Den übrigen Teil der Ferien 1906 verlebten wir in Iffeld. Erich war einige Tage unser Gast. Die Hochzeit wurde vorbereitet. Ich besuchte mit ihm den Kyffhäuser und Stolberg, ich unternahm auch einige Sologänge in den Harz. Georg Meyers Silberhochzeit am 26. Juli wurde festlich begangen. Der neue Hausinspektor Reinhardt nahm sich seines Amtes mit peinlichster Sorgfalt an, so dass es eine Freude war, im Kloster herumzugehen. Der alte Rechnungsrat Bartel litt schon unter Aderverkalkung und verfiel von Tag zu Tag mehr. Anna war den mancherlei Aufgaben und Sorgen, die an sie herantraten, durchaus gewachsen.

Der Besuch des Oberpräsidenten [in Hannover, Wentzel] fiel in die ersten Schultage des neuen Vierteljahres und trug der Schule entschiedene Anerkennung ein. In seiner Begleitung befand sich der Oberregierungsrat Lüdeke, derselbe, der sich wegen des mir s. Zt. in der Eingemeindungsfrage erteilten Verweises bei mir entschuldigt hatte. Beide kamen jetzt meinen Wünschen bereitwillig entgegen. Die Kunde, dass unser Dezerent Leussen bedenklich erkrankt sei, betrübte uns. Dass Althoff an Carcinom litte und bereits 40 Pfund abgenommen habe, stellte auch im Ministerium wichtige Änderungen in Aussicht.

Am 15. August 1906 hatte der Kaiser eine Zusammenkunft mit seinem schlaun Onkel Eduard von England. Ich schrieb in mein Tagebuch: timeo Danaos et dona ferentes². Wie wird der treffliche Onkel seinen Neffen einseifen!

Der Besuch K. Schneiders und seiner Tochter Käthe erfreute uns im August. Ersterer schenkte mir über einen Regierungsrat Lotz, dessen Sohn Rudi bei uns aus und einging, klaren Wein ein. Lotz, früher Landrat im Ostfriesischen, sei ein ganz gemeiner Mensch, habe seinen besten Freund verleumdet, dazu selbst einer Reise zum Minister nicht gescheut und schließlich die ganze Sache auf seine Frau geschoben; deshalb sei er als Regierungsrat nach Liegnitz versetzt. Wäre er nicht Regierungsbeamter, so hätte man ihm längst den Laufpass gegeben. Es ist eben manches faul im Staate Dänemark. Rudi Lotz war ein etwas wunderlicher, aber ungewöhnlich begabter Junge, dessen Art Anna besonders anzog. Er ist wenige Jahre darauf bei einer Bootsfahrt ertrunken gefunden worden, seine Kleider lagen im Kahne.

330 Beim Schulfest, das auf den 2. September [Sedan-Tag] fiel, erinnerte ich an die Ereignisse von 1806 und stellte ihnen den wunderbaren Aufstieg Deutschlands gegenüber. Der Tag war vom Wetter so begünstigt, dass alle Klassen nachmittags größere Wanderungen unternehmen konnten.

Das Echo der schlesischen Kaiserrede [anlässlich eines Festmahls für die Provinz Schlesien] hallte bald darauf im Reiche wider. Seine Majestät hatte die Schwarzseher aufgefordert, sich ein anderes Vaterland aufzusuchen [„Schwarzseher dulde ich nicht!“], wie früher die Nörgler. Wieviel Leute blieben da wohl zurück, so fragten wir uns besorgt, wenn nach dem kaiserlichen Rezept ge handelt würde! Kardinal Kopp erhielt in diesen Tagen den Schwarzen Adlerorden. „Da muss doch Bebel den Roten erhalten“, riefen die Witzbolde. Orden, Titel, Feste - die schwache Seite des Kaisers! Die Zeitungen nahmen die Worte und Handlungen des temperamentvollen Fürsten wieder scharf unter die Sonde. Der Tod des Prinzregenten von Braunschweig, Albrecht, beschäftigte uns. Wer würde wohl sein Nachfolger werden!

Nun rückte die Hochzeit näher und näher. Erich hatte in Stade, wohin er noch schließlich versetzt war, eine ihm zusagende Wohnung gefunden. Anna wollte die Einrichtung daselbst besorgen. Haus und Kloster wurden für das Familienfest in

² „Ich fürchte die Danaer (Griechen), auch wenn sie Geschenke bringen“ (aus Vergils Äneis)

Bereitschaft gebracht. Die Behörde hatte genehmigt, dass ich auch Alumnatsräume benutzen durfte, soweit ich es nötig hätte. Hans Scheidemann half uns getreulich. Mitten in die Vorbereitungen fiel das Ableben des alten Hausinspektors, Rechnungsrates Bartel. Er hatte mir noch wenige Tage zuvor seinen letzten Gruß zu meinem Geburtstage geschickt. Ich gedachte seiner in der Schlussandacht, Freitag, den 28. September, nachmittags 3 Uhr. Aderverkalkung und Krebsleiden hatten den Tod herbeigeführt.

331 Am 1. Oktober 1906, auf Annas Geburtstag, wurde der Polterabend des jungen demnächstigen Ehepaares in den Räumen der Talbrauerei festlich begangen. Die Zahl der Teilnehmer belief sich auf einige 80 Personen. Das Wetter war tadellos, heller Mondschein in der Nacht. Alles verlief glatt und gut. Die Deklamationen, vor allem die von Mariechen Meyer verfassten „Glühwürmchen“, gefielen, der Schwank: „Gott sei dank, der Tisch ist gedeckt!“, bei dem sich Wülker auszeichnete, fand großen Beifall. Die „Harzfrauenunterhaltung“ in unverfälschtem Ilfelder Dialekt und das improvisierte „Wachsfigurenkabinett“ entfesselte wahre Lachsalven. Das gemeinsame Essen zeitigte die herkömmlichen Reden, ein Tänzchen bildete den Abschluss. Es war 1 Uhr geworden, als wir nach Haus pilgerten.

Der 2. Oktober war der Hochzeitstag, das ganze Haus voll Gäste. Um halb 11 Uhr begleitete ich mit Vater Loß unser Paar zum Standesamt, und um halb zwei bewegte sich der Hochzeitszug vom Kloster nach der nahen Kirche. Die Freunde und Freundinnen sangen zum Eingange die schöne Motette „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt!“, Pastor Freytag hielt eine treffliche Ansprache über den Text: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!“ Die Gratulationen wurden in der Aula entgegengenommen, das Hochzeitmahl fand im Konversationszimmer (Remter) statt und hielt uns in fröhlicher Stimmung bis 11 Uhr beisammen. Das Junge Ehepaar reiste um 8 Uhr ab. Wir begleiteten es mit unseren besten Wünschen. Die Hochzeit war so verlaufen, dass alle Teilnehmer voll befriedigt waren und sie in gutem Gedächtnis behielten.

332 Nun ging für Anna und mich das Alter an - und neue Sorgen. Anna begab sich nach Wiederherstellung der häuslichen Ordnung nach Stade, richtete dort alles ein und empfing das Ehepaar. Wir beide gedachten, als sie zurückkam, unseres Einzugs in Ilfeld, als wir, wie Marius auf den Trümmern von Karthago, so auf den unausgepackten Hausratsgegenständen saßen und unseren ersten Kaffee aus gerade ausgepackten Biergläsern tranken. Wir mussten uns anders durchschlagen als jene und sind doch zu ganz leidlichen Zielen gelangt, wenigstens bis jetzt; aber freilich: ante obitum nemo supremaque funera felix³.

Am 11. Oktober 1906 lief ein salomonischer Ministerialerlass ein. Veranlassung dazu war die Depesche eines übermütigen Alumnus gewesen, der sich am 1. September beschwert hatte, dass ich nicht frei gegeben hätte. Das war geschehen,

³ „Niemand ist vor Tod und Grab glücklich (zu preisen)“

weil der St.⁴ Sedanstag auf einen Sonntag fiel und ich nicht doppelt feiern wollte. Der Absender der Depesche ist nie bekannt geworden. Ich hatte am 4. September auf Anfrage aus Berlin berichtet, dass ich den 2. wie üblich gefeiert hätte. Aber man konnte des Feierns und Redens unter Wilhelm II. nie genug tun. Der weise Entscheid auf die anonyme Drahtanzeige lautete: „Die Sache hätte vermieden werden können, wenn der Direktor den Sonnabend ganz oder teilweise frei gegeben hätte.“ Nun ja, die Leute bei guter Laune erhalten war die Parole von oben. Daher die steten Verbeugungen vor dem Auslande und - vor der Sozialdemokratie!

Viel belacht wurde ein Gauner- und Schildbürgerstreich, der sich in Köpenick abspielte: Ein Schuster in salopper Hauptmannsuniform bietet Soldaten auf, verhaftet einen Bürgermeister und plündert die Stadtkasse. Aber in das Lachen mischte sich bange Sorge. Deutschlands Isolierung war so weit fortgeschritten, dass der Krieg gegen uns losgehen konnte. In Österreich machte der deutschfreundlich gesinnte Goluchowski einem Englandfreunde Platz, und die Kurse der Wertpapiere sanken bedenklich. Die absolutistischen Neigungen des Kaisers riefen starke Opposition hervor. Alle Zeitungen, selbst die Kreuzzeitung, beteiligten sich daran. Aber ein Kanzler mit Rückgrat fehlte. So blieb es beim Gekläff; die Verbeugungspolitik ging weiter, nur zuweilen durch impulsive (!) Aussprüche unterbrochen.

333 Das Ehepaar Loß fühlte sich in Stade sehr wohl, namentlich hatte es ihnen der treffliche Direktor Obricatis angetan.

Bemerkenswert aus dem Klosterleben ist die Aufführung von Kleists „Zerbrochenem Krug“ am Martinstag. Die wahrlich nicht leichte Rolle des schurkischen Dorfrichters wurde vorzüglich gespielt, nicht minder die anderen Rollen. Ich hielt mit meinem Lobe nicht zurück. Die Schulerlebnisse besang der Primaner Ramdohr als moderner Homer in lustiger Weise. Die ausgewählten Szenen aus Ad. Bartels⁵ Luther-Trilogie verfehlte nicht Eindruck zu machen. Von den Darstellern ist Vollers, der auch über eine herrliche Baritonstimme verfügte, im Weltkrieg nach dreimaliger Verwundung und Genesung schließlich als Fliegeroffizier abgeschossen, und Ramdohr ertrank als Einjähriger von den Schwarzen Husaren in der Weichsel.

334 Ohne kleine Aufregungen im Schulleben ging es natürlich nicht ab. Ein Sekundaner hatte einem jüngeren Stubengenossen 40 Briefmarken entwendet und in Bier umgesetzt, er wurde entlassen. Dabei erfuhr ich, dass die Mutter des Schuldigen an Kleptomanie leide und ihrer Familie schon viel Unannehmlichkeiten bereitet habe.

Putsche, ein sonst trefflicher Lehrer, hatte nach seiner Militärzeit den Schülern gegenüber den Kasernenton eingeführt und dadurch starken Widerspruch wachgerufen. Es gelang mir, die Gemüter zu versöhnen und den Kollegen zu bestimm-

⁴ Da steht tatsächlich St. Sedanstag! Ein Scherz? Schwerlich – aber was sonst?

⁵ Adolf Bartels, 1862-1945, führender Kopf der völkischen Bewegung, später der nationalsozialistische Großliterat von Weimar, fanatischer Antisemit

men, in anderem Tone zu reden. Er nahm sich aber die Gegnerschaft der Jungen so zu Herzen, dass er von da an seinen Übergang an eine andere Schule in die Wege leitete. Das Verhältnis des gewissenhaften, aber pedantischen Wülker zu den Alumnen war allmählich auf eine schiefe Bahn gelangt, so dass ich es gar nicht ungern sah, als er mir eines Tages mitteilte, es stehe mit Direktor Wespy in Hannover in Verbindung, um an dessen Töchterschule überzugehen.

Die Reden machten mir in diesem Jahre besondere Freude. Zur Ecce-Feier [s. §114] am 24. November 1906 sprach ich über Ebräer 13.14 und an Kaisers Geburtstage über den Optimismus. Die Abiturienten erhielten das Wort des Thukydides: *to eudaimon to eleutheron, to de eleutheron to eupsychon*⁶ auf den Weg. Leider war unser Dezernent Leus-sen bei der Reifeprüfung so angegriffen, dass er sich nur mit Mühe aufrecht hielt. Als ich ihn zum Bahnhof geleitete, gedachte ich Ferdinands, der sich auf einer Dienstreise die tödliche Krankheit geholt hatte.

Zu den Abiturienten gehörte auch der uns ans Herz gewachsene, verständige, immer hilfsbereite Neffe Hans Scheidemann. Er widmete sich dem Studium der Medizin. - Bei der Fastnachtfeier gelangte ein modernes Stück von Ferdinand Bonn zur Aufführung: „Sherlock Holmes“; die Detektivgeschichten waren ja an der Tagesordnung und wurden von den Schülern verschlungen. Daneben behaupteten die [Karl] May'schen Romane das Feld. Eine gute Anekdote vom Kaiserpaare wurde damals weitererzählt. Wilhelm sagt zu seiner Frau: „Weißt du, dass man dich die Kirchenbau-Auguste nennt?“. Diese antwortete bloß: „Denk' mal, Wilhelm.“

335 In den Osterferien 1907 traf ich mich wieder mit H. F. Müller in Wernigerode. Wir besuchten gemeinsam den alten Freyer und fanden ihn körperlich leidlich, aber geistig sehr rückständig. Politische und pädagogische Fragen beschäftigten uns. Außerdem gingen Müller die Sorgen um seine beiden jüngsten Söhne sehr im Kopfe herum, weil sie zwar auf der Universität waren, aber um ihr Studium keine Sorge hatten.

„Die Hetzerei seitens der Engländer nimmt zu; aber ohne Frankreich wagt man uns doch nicht anzugreifen“, so lautet die Eintragung in mein Tagebuch am 25. April 1907. Und unsere Jugend? Frau Bajohr klagte ihr Leid über meinen Paten[sohn] Otto; er sei verlogen und frech und habe mit allem Glauben gebrochen. „Wenn ich mit ihm rede, ist er zugeknöpft, aber nicht starrsinnig.“ Es bereitete sich damals wohl schon sein künftiges Schicksal vor. Als Fahnenjunker litt er Schiffbruch, als Student der Medizin verbummelte er und endete schließlich durch Selbstmord in Rostock.

Im Flecken wurde von Revolverattentaten der Schüler, Brandstiftung usw. gefabelt. Ich hielt den älteren Alumnen mit Ernst vor, was für Unannehmlichkeiten dem Kloster durch ihre Duldung des Unfugs erwachsen seien und erwachsen könnten. Eine drollige Missetat des schon erwähnten v. Dolffs brachte den wak-

⁶ „Glückliches Dasein ist Freiheit, Freiheit aber ist Beherrschung“

keren Georg Meyer sehr auf. G. Meyer hatte als Ordinarius der Unterprima seiner Klasse in einer, wie er glaubte, wirkungsvollen Ansprache auseinandergesetzt, dass die älteren Schüler die jüngeren nicht gewähren lassen und noch weniger unterstützen dürften, wenn sie Ausschreitungen begingen. Die Klasse hatte aufmerksam zugehört. Nachmittags in der Pause kommt er an der auffallend stillen Unterprima vorbei und hört, wie mit seiner täuschend nachgeahmten Stimme, unter Einhaltung seiner Atempausen und manchmal einsetzender Schnaufer, seine Rede vom Vormittage wortwörtlich wiederholt wird. Am Schluss brausender Beifall. V. Dolffs hatte die Ansprache stenographiert und sie noch einmal zum besten gegeben. Er verließ im Herbst die Schule, wie ich schon berichtet habe.

Auch Hagemanns Zeit war abgelaufen, er siedelte nach Aurich über, und Loß verließ uns, um in Hameln sein Jahr abzudienen. Ich notierte damals in meinem Notizbuch, dass ich noch keinen Kandidaten gehabt hätte, der so verständig und weit über seine Jahre hinaus seines Amtes gewaltet. Anna vermutete schon damals, dass er sich für unsere Tochter interessiere.⁷

336 In den Oktoberferien 1907 verlebte ich einige Tage mit Freund Tüselmann zusammen in Berlin. Museen und Theater wurden besucht und vielerlei besprochen. Wedekinds „Erdgeist“ im Neuen Theater erfüllte mich mit ausgesprochenem Widerwillen, ja Ekel; nicht übel gefiel mir der „Zapfenstreich“ von Bayerlein. Wirkliche Befriedigung aber gewährte mir erst die „Braut von Messina“, die ich bei Kroll sah. Freilich, ein Kenner des Altertums muss man sein, wenn man das Drama ganz erfassen soll, soviel wurde mir klar.

In den Berliner Schauläden waren pomphafte Bilder des Kaisers ausgestellt, die unbedeutende Ereignisse festhielten und die ganz allgemeine Verstimmung gegen ihn nicht bannten, die sein Verhalten in der Lippeschen Frage⁸ hervorgerufen hatte. Ein schönes Konzert in der Philharmonie und die Sammlungen des Reichspostmuseums sind mir lange im Gedächtnis geblieben. Wenig Eindruck machte mir die Marmorallee mit den Hohenzollern-Denkmalern. Das Leben und Treiben bei Kempinski und im Kaiserhotel ergötzte uns.

Ich war aber doch wieder froh, als ich die Großstadt hinter mir hatte. Der Ausflug mit meiner Anna nach Beneckenstein-Hohegeiß in den herbstlich schönen Harz war doch erquickender. Wir unternahmen ihn am 14. Oktober 1907. Die Wiesen waren bereift, Hirsche standen an der Bahn; in Hohegeiß war die Aussicht köstlich. Die Wanderung nach Beneckenstein und die Rückwanderung in der sonnigen, stärkenden Bergluft war für Anna, der angestrengtes Gehen nicht leicht fiel, diesmal eine Kleinigkeit.

337 Der November 1907 brachte wieder neue Aufregung und viel Schreiberi. Es wurde mir gemeldet, dass eine Anzahl Alumnen einen Turnerball im Flecken mitgemacht und bis tief in die Nacht hinein besucht hätten. Fürst Jost-

⁷ Die Zeilen gehören in das Jahr 1904 – es muss sich um ein Versehen Mückes handeln

⁸ Eingreifen Wilhelms II. in dynastische Regelung betr. das Fürstentum

Christian zu Stolberg wurde obenan genannt, sogar seine Tänzerinnen. Die angestellte Untersuchung bestätigte die Richtigkeit. Jost-Christian gab ohne weiteres zu, dass er nach der Schlussrevision am Sonntag (5. 3.) wieder aufgestanden sei und der ihm zugegangenen Einladung folgend den Ball besucht und dort auch getanzt habe. Einige andere Schüler waren nach dem Abendessen zu der Tanzerei gegangen, aber nach der Schlussrevision, zu der sie zurückgekehrt waren, nicht wieder ausgeflogen. Außer Jost-Christian hatten noch zwei Primaner, v. Hammerstein und Brandes, bis etwa 2 Uhr nachts an dem Tanzvergnügen teilgenommen.

Wenige Jahre vorher war die von mir ausgearbeitete und vom Lehrerkollegium beratene neue Schulordnung in Kraft getreten. Nach dieser hatte jeder Alumnus, der zur Nachtzeit das Kloster ohne Erlaubnis verließ, sofort dasselbe zu räumen. Ich hatte diese Bestimmung zur Aufrechterhaltung der Zucht aufgenommen, und die Behörde hatte sie anstandslos genehmigt. Diese Entfernung aus dem Kloster war nicht gleichbedeutend mit Relegation, sondern nur ein Sicherheitsmittel, weil eine andere Möglichkeit nicht vorhanden war, nächtliches Ausbrechen zu verhindern oder auch nur zu erschweren, und weil ich wusste, wie arge [?] sittliche Verstöße in alter Zeit oft mit diesen Übertretungen verbunden waren. Ich wies die drei geständigen Übeltäter auf diesen ihnen bekannten Paragraphen hin, benachrichtigte die Eltern und entließ die Sünder. Dem Lehrerkollegium teilte ich die ganze Angelegenheit erst nach der Erledigung mit, um nicht allerhand weitläufige Reden anhören zu müssen. Am erschrockensten waren natürlich die Eltern. Jost-Christian hatte Mühe, an einer anderen Schule unterzukommen, weil sich nicht allenthalben eine für einen Fürsten geeignete Unterkunft fand. Schließlich bestand er die Reifeprüfung als Extraneus [Externer] in Arnstadt. Hammerstein, der Sohn des damaligen Ministers des Inneren, fand sofort in Neuruppin Aufnahme, Brandes in Goslar; aber allenthalben mussten Briefe von mir den Weg bereiten.

338 Wenig sympathisch war mir die Mitteilung meines Dezenten Prov. Schulrat Leussen, dass die Behörde lieber gesehen hätte, wenn ich milder verfahren wäre; der Paragraph der Schulordnung über das Ausbrechen müsse geändert werden. Ich blieb bei meinem Standpunkte, dass gerade in dem vorliegenden Falle, wo es sich um Schüler aus den höheren Ständen handle, mit aller Schärfe hätte vorgegangen werden müssen, wenn nicht die Schule in Misskredit kommen sollte. Wenn Brandes allein der Schuldige gewesen wäre, würde schwerlich von der Sache viel Aufhebens gemacht worden sein.

Dabei blieb es, und der Paragraph wurde auch nicht abgeändert. Übrigens hatte ich noch die besondere Freude, dass der Vormund der Rossla'schen Prinzen, Graf Kuno, nicht lange nach dem Ereignis zu mir kam und die beiden auf der Schule verbliebenen Brüder Jost-Christians in meiner Gegenwart ermahnte, durch verdoppeltes Wohlverhalten das wiedergutzumachen, was Jost-Christian der Schule angetan hätte. Als Letzterer seiner Reifeprüfung bestanden hatte, kam er alsbald nach Ilfeld, teilte es mir mit und bat noch einmal um Verzeihung für seinen unbesonnenen Streich; ähnlich verhielten sich seine Mitschuldigen.

Jost-Christian, der Neigung zum Leichtsinn hatte, überwand diese in der Folge und entwickelte sich vorzüglich. Im Weltkrieg zeichnete er sich durch Umsicht und Tapferkeit aus und starb, tief betrauert von seiner Schwadron, den Heldentod im Kampfe gegen die Russen 1916. Die beiden auf ihn folgenden Brüder Friedrich und Johannes, der letztere besonders begabt - Anna nannte ihn den künftigen Oberpräsidenten - [waren] beide von gewinnenden Wesen und allgemein beliebt....⁹

339 Rittmeister Ermeler, alter Iffelder, erzählte mir Näheres über die Affäre Hardenberg-Eulenburg, die Tagesgespräch war; er stand gegen den Eulenburgschen Kreis; die erhobenen Vorwürfe seien zutreffend. Mir war nur nicht klar, wie der in moralibus so weitherzige Harden dazu kam, das bei Eulenburg an den Pranger zu stellen, was er selbst im Herzen eigentlich verteidigt. Der Vater eines Moskauer Schülers, Bleistiftfabrikant Carnatz, erzählte mir bei einem Besuch viel Einzelheiten von der russischen Revolution und den augenblicklichen Verhältnissen in Russland: Es würde viele Generationen dauern, ehe die Russen eine höhere Stufe der Gesittung erreichten.

Am 15. Juni in wurde der ehemalige Stiftpfandherr, der letzte seines Amtes, früherer Landrat v. Fumetti, der in Hannover nach langem Leiden gestorben war, auf dem Iffelder Friedhof beigesetzt. Die Feier gestaltete sich ähnlich der Becherischen Bestattung. Die Beteiligung war allgemein, hatte sich doch der Heimgegangene in der langen Zeit seiner Iffelder Amtstätigkeit viel Liebe und Achtung erworben. Sechs Söhne, davon vier Offiziere, eine Tochter, Schwiegertöchter und Enkel standen an dem Grabe. Ich betrauerte den Verstorbenen aufrichtig. Drei Jahrzehnte hatte ich mit ihm in freundschaftlichem Verkehr gestanden, seine Söhne zu Schülern gehabt.

Besuche von Eltern und Schulmännern rissen nicht ab. Stets musste ich die Einrichtungen zeigen, stets hatte ich die Freude, Anerkennung zu finden. Unter den Besuchern hebe ich hervor den deutschen Gesandten in Mexiko, Freiherrn v. Wangenheim, dem darum zu tun war, dass sein Sohn nicht zuviel Verkehr hätte mit seiner Mutter, der ersten, aber von dem Vater geschiedenen und dann mit einem Grafen Uexküll verheirateten Frau Wangenheims. Der marokkanische Gesandte, Rosen¹⁰, besuchte seinen Sohn, der zunächst in das Haus des Prof. Gebensleben kam; dorthin kamen auch die Söhne des Regierungspräsidenten Wiesbadens, v. Meister. Für mich war es von großem Interesse, diese Herren kennen zu lernen.

340 Da ich in den großen Ferien aus dem Harz nicht herausgekommen war, so ging ich auf H. F. Müllers Vorschlag ein, mit ihm die Basler Philologenversammlung zu besuchen, und hatte es nicht zu bereuen. Störend war mir nur zuweilen Müllers Begleiter, der Oberlehrer Bürger aus Blankenburg, durch sein dröhnendes Organ und seine nicht immer taktvollen Bemerkungen. Er meinte es

⁹ Lücke am Ende eines Heftes, es fehlt mindestens ein Blatt

¹⁰ Friedrich Rosen, damals Gesandter in Tanger, s. §664

gut, wurde aber durch Formlosigkeit [Ungehobeltheit] oft lästig, nicht mir allein, und gehörte zu den Deutschen, die im Auslande unsere Beliebtheit nicht erhöhen. Seinem Wissen und Können alle Achtung! Leider war er ein Landsmann von mir, stammte aus Goldberg in Schlesien. Schon einmal war mir ein ähnlicher Kollege entgegengetreten, der ebenso formlose Prof. Müller, aus Lauban gebürtig, beim Kollegen Bussmann in Minden.

Auf der Hinreise hielten wir uns bei Müllers Schwiegersohn Dr. Lautenschläger in Darmstadt auf. Der Verkehr war herzlich und vertraulich, das junge Ehepaar gefiel mir sehr; Lautenschläger zeigte sich als ein energischer, gewandter, gründlich beschlagener Amtsgenosse. Zu der Zeit, wo ich dies schreibe, ist er Direktor des Gymnasiums in Worms. Auf der Weiterreise stieg in Karlsruhe der hochbetagte Oberschulrat Wendt zu uns ins Abteil. Wir wurden bald bekannt. Es interessierte ihn, dass ich auch in Hamm gewesen sei, und er erzählte mir, dass er der Schule dort zum 250-jährigen Jubiläum seine Glückwünsche persönlich ausgesprochen und dabei [darauf] hingewiesen habe, dass er das 200-jährige Jubiläum als Direktor der Schule geleitet habe. Es gibt noch alte Leute, die sich ihre Rüstigkeit bewahren.

Sonntag, den 22. September 1907, nachmittags 4 Uhr liefen wir in Basel ein und fanden im Hotel de l'Univers vorzügliches Obdach. Unser bo´en agathos [„stimmgewaltiger“] Bürger [s. o.] war auch dabei. Die Abendbegrüßung in den „Rebleuten“ führte uns zusammen mit Uhlig, Aly, Lück, Schneider-Frankfurt a. O., Boesch, Lisco u. a. Sehr entgegenkommend waren die Schweizer Kollegen. Es war ein fröhliches Wiedersehen und eine freundliche Anknüpfung neuer Beziehungen. Am nächsten Tage fand Müllers Vortrag entschiedenen Beifall, Uhlig redete packend, Aly leitete geschickt. Die Bekämpfung des Reformgymnasiums stand im Mittelpunkt der Verhandlungen unseres Gymnasialvereins, die wir der eigentlichen Philologenversammlung vorausschickten. Beim Mittagessen fehlte es nicht an ernsten und launigen Ansprachen. Ein Burghardt verteilte gute Bilder seines berühmten Verwandten [Jakob B., mit andere Schreibung]. Ein gemeinsamer Spaziergang mit den neugewonnenen Basler Freunden schloss sich an, bis abends im Kasino die eigentliche Vollversammlung alle herbeigeeilten Zunftgenossen vereinigte. Alte und neue Bekannte waren und wurden Neubauer, Bekurts, Lorenz, Planck, Scheindler, Thumser u. a., Deutsche, Österreicher und Schweizer.

Ich feierte meinen Geburtstag in angeregtester Stimmung, da die Nachrichten von Haus gut waren. Ein Wermutstropfen war jedoch die betrübende Nachricht, dass der mir stets freundlich gesinnte Leussen im Alter von 52 Jahren am 22. seinem langen Leiden erlegen war.

341 Anderntags begannen die allgemeinen Sitzungen; Finsler-Bern sprach über Homer in der Renaissance, [Eduard] Schwartz-Göttingen sehr radikal über das Johannesevangelium usw. Beim Festessen abends lernte ich den geistvollen Grünwald, Prof. am französischen Gymnasium zu Berlin, Immelmann-Berlin, Borrmann-Wien u. a. kennen, die in meiner Nachbarschaft saßen. „Borrmann ist ein köstlicher Gelehrter, aber durch und durch wunderlicher Kauz“, lautete H.

Friedrichs [Müllers] und mein Urteil. Viele treffliche Reden würzten das opulente Mahl, schöne Vorträge des Basler Gymnasial-Sängerchors und eines vorzüglichen Männergesangsvereins erhöhten die Stimmung. Ähnlich verlief der nächste Tag. [Richard] Reitzensteins Vortrag über Horaz und [Adolf v.] Harnacks Rede fesselten uns da besonders. Wir waren vornehmlich mit den Verfechtern des humanistischen Gymnasiums zusammen. Uhligs Befinden machte uns aber große Sorge und veranlasste, dass wir die Frage nach seinem etwaigen Nachfolger lebhaft erörterten.

Am 26. [September 1907 wurde] das ausgegrabene Castrum bei Windisch besichtigt, ein herrlicher, genussreicher, belehrender Tag. Der alte Modderhügel wurde an einer Stelle etwas aufgebuddelt und brachte Scherben, Strohreste, Griffel, Münzen usw. zu Tage. Das Museum im Kloster, das die Tochter des [1308] ermordeten [deutschen] Kaiser[s] Albrecht [I.] einst gegründet, enthält viel Sehenswertes aus dem Mittelalter. Das freundliche Städtchen Bruck hielt uns noch etwas auf; wir speisten da zu Mittag und waren zu dem Requiem von Berlioz im Münster rechtzeitig wieder in Basel. Abends mit den schon genannten Kollegen wieder zusammen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Wiener Schulrat Scheindler, einen höchst anziehenden Mann, etwas näher kennen. Er erzählte - das habe ich mir besonders gemerkt -, der schlechteste Religionsunterricht, den er kenne, werde in Österreich erteilt; durch ihn würden die Hörer unweigerlich der Religion entfremdet. Aber es sei nichts dagegen zu machen, die Geistlichkeit ließe sich nicht dreinreden.

342 Am Freitag gerieten Aly und Lange in der pädagogischen Sektion aneinander über die Frage nach der Berechtigung des Reformgymnasiums. Aly bekämpfte es mit den auch von mir gebilligten, sattsam bekannten Gründen, Lange nahm es in Schutz und verurteilte dabei auch die Übersetzungen in das Lateinische. Da stellte Aly zur allgemeinen Heiterkeit fest, dass Lange selbst ein Übersetzungsbuch für Deutsch-Lateinisch herausgegeben, also die Frage gründlich ausprobiert habe. Vielleicht würde Lange wieder einmal Humanist werden. Die Art Alys war reichlich robust, aber Recht hatte er. An diesem Tage hatte ich Gelegenheit, mit dem „hoheitsvollen“ [Hermann] Diels zu sprechen, der die ihm dargebrachten Huldigungen voll Würde entgegennahm. Er hielt von Kühleweins Hippokratesausgabe nicht viel, sie sei ein schwacher Vorläufer der in Bearbeitung stehenden großen Ausgabe. Ein Einzelner sei gar nicht im Stande, ein so umfassendes Werk auszuführen.

Den Abschluss der ungemein anregenden Versammlung bildete eine Extradampferfahrt nach Luzern und dem Vierwaldstätter See. Das Wetter war tadellos, die Stimmung entsprechend, ein starker Föhn setzte das Wasser in Bewegung und nötigte uns, die Überzieher über den Arm zu nehmen. An der Tellsplatte wurde ausgestiegen, das Mittagessen in Brunnen eingenommen, in Luzern das Friedensmuseum besucht, es konnte nicht schöner sein. Um halb zehn liefen wir wieder in Basel ein. Unterwegs übersetzte Freund Müller einen Ausspruch aus der am Abend vorher von den Basler Gymnasiasten veranstalteten lustigen Aufführung:

„Vieles wissen die Götter, doch alles weiß ein Professor“, unter allgemeinem Beifall folgendermaßen: Polla theoi men isasin, isasi de panta sophistai.

Die Basler Philologenversammlung ist allen Teilnehmern in bester Erinnerung geblieben. Voll Dankes gedachten wir stets der gastfreien, herzlichen Schweizer. Müller und ich hielten uns auf der Rückreise, da das Wetter gut blieb, in Freiburg auf, hörten in dem herrlichen Münster das Requiem zu Ehren des Tages vorher verstorbenen Großherzogs und fuhren am Nachmittage durch das Hölltal nach dem Titisee, wo man freilich den Herbst mehr spürte als in Luzern. Dann trennten wir uns. Müller nahm noch einmal in Darmstadt Aufenthalt, ich wählte Schlettstatt als Ziel, besuchte von dort aus die im [Neu-] Bau beinahe vollendete Hohkönigsburg, die mich fesselte und zu mancherlei Betrachtungen veranlasste, und erreichte gerade noch zurückwandernd den Zug nach Straßburg. Dort bestieg ich einen D-Zug, der mich nach ununterbrochener Fahrt in der Frühe des 1. Oktober in Nordhausen absetzte.

Mein Abteilgefährte war ein Rittmeister, der wieder nach Südwest zurück wollte, weil es ihm im Elsass nicht gefiel. „Die Leute sind uns innerlich abgeneigt und zeigen sich, wo sie können, widerspänstig. Wo der Kaiser bei den Manövern hin kommt, schließt man die Fensterläden, um ihn nicht begrüßen zu müssen. Die Fouriere [Proviantbeschaffer] müssen die Bauern meistens bedrohen, damit Wasser vor die Türen für die durchmarschierenden durstigen Soldaten gestellt wird. Freilich, die Einquartierung reißt nicht ab.“ - So hatte ich mir die Stimmung doch nicht gedacht.

343 Nach einer erfrischenden Morgenwanderung traf ich an Annas Geburtstage früh bald nach sieben in Ilfeld ein und konnte am Kaffeetische von meinen Erlebnissen berichten. Die verabredete Geburtstagsausfahrt wurde auf den nächsten Tag verlegt und führte uns nach Schierke und Elend zu einer Zusammenkunft mit Georg Schimmelpfeng und Eduard Rothfuchs, die mit ihren Familien dort weilten.

Die Geburt unseres ersten Enkelkindes [Hildegard Loß] ward uns [noch] am [selben] 7. Oktober 1907 telegrafisch gemeldet, die Freude groß, zumal auch Emma alles gut überstanden hatte. Dass wir als Eltern uns sehr rüstig fühlten, bewiesen uns unsere gemeinsamen Ausflüge in diesem wunderbar schönen Herbst. Anna konnte von Beneckenstein aus Hohegeiß, Ebersberg, Wolfsbachmühle und zurück zu Fuß erwandern, ohne zu ermüden, besuchte mit mir Birkenmoor und fühlte sich auch sonst wohl. So traten wir recht erfrischt in das Wintersemester ein. Es sollte unser letztes in Ilfeld sein.

344 Die Rosslá'schen Herrschaften machten uns mit den beiden Prinzen Christoph und Hans, die vor den Ferien die Reifeprüfung gestanden hatten, noch einen besonderen Dankbesuch, wobei sie den guten Einfluss rühmten, den die Schule auf ihre Kinder gehabt hätte. Keiner aber hätte sie mehr ins Herz geschlossen, als ihr Ältester, Jost-Christian, der sie so plötzlich verlassen musste: „Ich gäbe zwei Jahre Potsdam darum, noch ein Jahr in Ilfeld sein zu können.“

Die von mir eingeführten Samstagabendunterhaltungen kamen in diesem Winter in guten Fluss. Es waren aber auch einige besonders begabte Schüler da, die ihre Kameraden oft zu Stürmen von Beifall hinrissen. Besonders zeichnete sich Vollers aus, der als Baritonsänger und Schauspieler gleich Gutes leistete. Jeder trug vor, was er auf Lager hatte und wodurch er sich Eindruck versprach.

Anna reiste zur Taufe der kleinen Hilde, die auf Emmas Geburtstag, den 29. Oktober, verlegt war, nach Stade. Tante Hermine hielt dort schon seit einigen Wochen den Haushalt in Ordnung und vertrat dann in Ilfeld Anna, die einige Zeit bei der jungen Mutter blieb.

Während ihrer Abwesenheit wurde Bajohr gefeiert. Am 8. November 1907 war er 40 Jahre in Ilfeld, am 10. November 40 Jahre Klosterlehrer. Wenn einer, so war Freund Bajohr ein dankbares Objekt für das Angefeiertwerden. Geredet wurde tüchtig. Die Briefe und einlaufenden Drahtgrüße beliefen sich auf über 200. Auch alte Schüler hatten sich eingefunden. Verdient hatte er die Ehrung, die ihm jeder neidlos gönnte.

In dieser Zeit hielt sich das Kaiserpaar in England auf und ließ sich dort anfeiern. Seine Majestät konnte ja ohne Festlichkeiten nicht leben, und die Ehrenbezeugungen wurden ihm dort dick genug entgegengebracht. „Wird er sich übertölpeln lassen?“, fragten wir Patrioten und voll Sorge. Graf [Ernst zu] Reventlow¹¹ gab damals sein Buch über die „Byzantiner“ heraus. Im Lande aber wühlte die Sozialdemokratie. Die Förster erzählten mir, dass sie auch unter den Forstarbeitern Fuß fasste, und zwar umso mehr, je mehr sich deren ganze Lebenshaltung in den letzten 30 Jahren gehoben hätte.

¹¹ s. §§ 726, 846, 889, 890

von Ilfeld nach Hannover, 1908

345 Am 19. November 1907 traf die Anfrage des Prov. Schulrats Schäfer, Leussens Nachfolger, ein, ob ich geneigt sei, Nachfolger Wachsmuths am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Hannover zu werden, das Prov. Schulkollegium habe mich einmütig dem Oberpräsidenten vorgeschlagen. Dass ich von Ilfeld fort wollte, hatte ich seit der Eingemeindung mündlich und schriftlich mehr als einmal zum Ausdruck gebracht. Jetzt musste ich mich entscheiden. Ich stand im 58. Jahre. Die Waagschale entschied für Hannover. Schimmelpfeng hatte zwar bis zum 68. Lebensjahre der Ilfelder Schule vorgestanden, aber auch wahrnehmen müssen, dass es mit der Leitung abwärts ging. Wie lange noch, so hätte ich dieselbe Erfahrung machen müssen! Denn ein Alumnat heischt einen kraftvollen Direktor.

Die 700 Schüler in Hannover standen mir freilich wie ein Ungetüm vor der Seele. Es war mir klar, dass da von persönlicher Beeinflussung nicht viel die Rede sein könnte. Mit dem Kollegium gedachte ich schon auszukommen. An einer offenen Schule sind der Reibeflächen weniger als an einem Alumnate. Nach meiner Pensionierung hätte ich zweifelsohne den Wohnsitz verlegt. Endlich waren wir in Hannover den Kindern in Stade ein gut Teil näher.

Wer wohl mein Nachfolger werden würde? Ich hätte den Prof. Wagner am liebsten gehabt. Er war damit einverstanden, dass ich in diesem Sinne nach Hannover berichtete. Schließlich kam es doch ganz anders. Wagner sollte das Direktorat in Wilhelmshaven übernehmen und lehnte es ab. Mein Nachfolger wurde Prof. Schreiber-Rossleben, der sich des besonderen Wohlwollens von Matthias erfreute. Am 16. Januar 1908 traf der Erlass von Berlin ein, in dem mir vom Minister die Leitung des K.W.G. zu Hannover vom 1. April 1908 an übertragen wurde. Glückwünsche und Äußerungen des Bedauerns über meinen Weggang wurden mir reichlich zuteil. Dass kurz vorher der Prov. Schulrat Schäfer, den ich seit der Studienzeit kannte und schätzte, mit Tod abgegangen war, betrückte mich, ich hätte ihn gern als Dezernenten gehabt. Ein Trost war es, dass ich statt seiner Heynacher bekam.

Am Tage vor Kaisers Geburtstage besuchte uns das Ehepaar Schreiber aus Rossleben. Der erste Eindruck war gut. Nur befremdete es mich, dass Schreiber nicht genug von dem inneren Alumnatsleben daselbst [in Rossleben] wusste. Graf Kuno Stolberg, der einen Neffen dort hatte, wusste besser davon bescheid. Schreiber stellte z. B. in Abrede, dass in Rossleben Schülerverbindungen beständen. Ich wusste, dass dies der Fall sei und die eine Gruppe sogar eine bestimmte Anzahl Ahnen von ihren Mitgliedern fordere.

346 Anfang Februar fuhren Anna und ich nach Hannover, um mit Wachsmuths Rücksprache zu halten. Wir nahmen Quartier im Christlichen Hospiz in der Lüneburger Straße und waren dort gut aufgehoben. Die Begegnung mit Wachsmuth verlief zu unserer Zufriedenheit. Frau Geheimrat führte die Unterhandlung, er selbst war durch einen Schlaganfall zur Ruine geworden, „sieht nichts mehr,

hört nichts mehr“, schrieb ich ins Tagebuch, lächelte nur freundlich und führte uns, von seiner Frau geleitet, im Hause herum. Mutter und Tochter waren sehr lebhaft und machten aus ihren Abneigungen kein Hehl. „Deiter ist ein Bauer“ (er vertrat den kranken Direktor). „Mit dem Kollegium ist überhaupt nicht zu verkehren; wir haben uns ganz von ihm zurückgezogen.“ „Der Schuldiener ist ein unzuverlässiger Mensch, der schon längst hätte weggejagt werden müssen.“ „Das Seminar macht sehr viel Arbeit.“ So und ähnlich lauteten die wenig ermutigenden Urteile der Frau Direktor, die offenbar die Hosen anhatte. Ich gewann von ihr den Eindruck, dass sie eine sehr kluge, aber auch sehr hochmütige Weltdame sei.

Anna war ganz meiner Meinung. Die Wohnung gefiel uns sehr. Das Haus stand erst wenige Jahre und war sehr bequem eingerichtet, aber die hohen Häuser ringsum, die städtische Enge des Ausblicks, die schlechte Straßenluft, das nahe Gefängnis! - Von Wachsmuths begaben wir uns zu Heynachers, die uns freundlichst empfangen und mit gutem Rat nicht zurückhielten. Heynachers Bemerkung, ich würde es, hätte ich mich erst eingearbeitet, in Hannover leichter haben als in Ifeld, hat sich später bewahrheitet. Als wir nach Ifeld zurückfuhren, liefen die Extrablathändler durch die Straßen: „Königsmord in Lissabon!“ Das unterirdische Feuer Europas machte sich wieder einmal Luft.

347 Nun wurde in Ifeld abgebaut. Dazu gehörte auch ein Abschiedsbesuch bei dem greisen Freunde und Kollegen Freyer in Wernigerode mit Anna zusammen. Wir fanden das hochbetagte Ehepaar in leidlicher Verfassung; er war sehr vergesslich, sie sehr gebrechlich geworden. Um unser Wiedersehen schwebte der Gedanke, dass es das letzte sei. Wir hatten Tränen in den Augen, als wir das gastliche Haus verließen. Durch die vom Monde hell beleuchteten Harzwälder ging es nach Ifeld zurück.

Im Kollegium hatte mir Prof. Lattmann durch eigensinnigen Widerspruch oder hochmütig eitle Selbstbespiegelung oft zu schaffen gemacht. Jetzt traten noch wesentlich bedenklichere Eigenschaften hinzu. Von drei Seiten wurde mir gemeldet, dass er mit der 19-jährigen hübschen Bäckerstochter Wellgehausen auf der Schanze ein Liebesverhältnis unterhalte. Als ich ihn deswegen zur Rede stellte, bezeichnete er das Gerede als Ifelder Klatsch und wusste den von anderen beobachteten Zusammenkünften mit dem Mädchen eine harmlose Deutung zu geben. Vor allem aber beschwichtigte er meinen Argwohn durch Berufung auf sein Ehrenwort. Er war Hauptmann der Reserve. Dieselbe Erklärung gab er dem Kollegium. So musste ich mich zufrieden geben.

Unter meinem Nachfolger Schreiber kam die Bombe zur Explosion. Lattmann machte den Versuch, einen jungen, hübschen Tertianer zu verführen. Als dieser unzugänglich blieb und von den Lattmannschen Versuchen seinen Freunden erzählte, zeigten diese die Angelegenheit dem Direktor an. Nun drehte Lattmann den Spieß um und behauptete, der Junge sei an ihn mit unziemlichen Liebkosungen herantreten usw. Nun wolle man ihn in Ifeld unmöglich machen, weil er den Alumnen oft streng entgegengetreten sei. Die angestrengte Untersuchung der Angelegenheit hatte das Ergebnis, dass Lattmann gelogen habe. Er wurde zur

Disposition gestellt und die ganze peinliche Sache mit ihm in den Räumen des Prov. Schulkollegiums zu Hannover unter Vorsitz von Matthias als Bevollmächtigtem des Ministers noch einmal eingehend verhandelt, als ich bereits das K.W.G. leitete.

Lattmann hatte keine Ahnung, dass ich mich ebenfalls im Prov. Schulkollegium befand und seine protokollarischen Aussagen begutachtete. Er gab schließlich zu, dass die klagenden Schüler recht gehabt hätten und war froh, dass er durch ein sofort eingereichtes Pensionierungsgesuch allen weiteren Folgen entging. In der Öffentlichkeit behauptete er, dass ihn die Liebschaft mit dem Bäcker mädchen sein Amt gekostet habe. Mir schrieb er in demselben Sinne, indem er zugleich um Verzeihung bat, dass er mich seinerzeit so hartnäckig angelogen hätte. Matthias sagte mir, als die heikle Angelegenheit abgeschlossen war, dass bei derartigen Vergehungen die Schuldigen ausnahmslos zuerst sich aufs Lügen legten.

In Ifeld ist der wirkliche Sachverhalt nie genau bekannt geworden. Aus dem Kollegium wussten nur wenige davon; sie sowohl als die beteiligten Schüler haben, um die Ehre der Schule zu wahren, Stillschweigen beobachtet. Da Lattmann sich bald darauf wieder verheiratete - seine erste Frau war vor acht Jahren gestorben -, so ist über die leidige Angelegenheit schnell Gras gewachsen. Er wählte Ballenstedt als Wohnsitz.

348 Unbehaglich war mir auch das Verhältnis des von seiner Frau geschiedenen Prof. Petersen zu seiner 18-jährigen bildhübschen Hausdame. Die Schüler ließen es nicht an Glossen fehlen. Nach meinem Weggange heiratete er sie und tat damit einen guten Griff. Die jugendliche Hausfrau füllte ihre Stellung taktvoll und geschickt aus, brachte das ganze Anwesen in beste Ordnung, erwarb sich allgemeine Achtung und Anerkennung und bewies sich als treue, fürsorgliche Gattin, als ihr Mann erblindete.

Diese beiden damals noch in der Schwebe befindlichen Personalfragen erleichterten mir den Weggang von Ifeld nicht unwesentlich. Dazu kam das erregbare Wesen des jüngeren Prof. Paul Meyer, der Emmas Freundin Marie Bajohr zur Frau hatte. Er hatte keine Geduld mit den Schülern, die bei ihm nicht fort kamen, wollte sie aus der Schule loswerden und erteilte ihnen mit Vorliebe den Titel „Idioten“. Als seine Söhne heranwuchsen, wurde sein Temperament milder, und er gewann das rechte Verständnis für die Gedankengänge der Jugend. Als Lehrer stand er stets seinen Mann und erzielte beste Resultate. So erwies er sich denn schließlich als ein geeigneter Direktorkandidat und leitet jetzt zum Segen das Lingener Gymnasium.

349 Die Abschiedstage kamen heran. Von mehreren Seiten wurde ich angegangen, mich besonderen Festessen zu unterziehen. Ich lehnte ab, nahm auch ein mir von den Abiturienten zugedachtes Ehrengeschenk nicht an. Bei den Rosslässchen Herrschaften weilten wir am Nachmittage des 18. März 1908, Anna und ich, und freuten uns der herzlichen Begrüßung. Dann reiste Anna voraus, um die

Einrichtung der neuen Dienstwohnung in Hannover zu leiten, wobei ihr Tante Hermine zur Seite stand.

Ich besorgte den Semesterschluss und geriet in der letzten Konferenz noch einmal mit Lattmann aneinander, der dem von mir in Schutz genommenen Vitzthum noch eins auswischen wollte, obgleich dieser fast ein Vierteljahr an den Folgen einer schweren Blinddarmoperation in einer Nordhäuser Klinik gelegen hatte. Am Sonnabend, dem 28. März 1908, hielt ich um dreiviertel 12 die Schlussandacht. Ich habe versucht, das „Aletheuein en agape“¹ in die Tat um-zusetzen. Das war der Inhalt meiner Ansprache. Mein alter Freund Georg Meyer hielt eine herzliche Gegenrede und überreichte mir eine etwa 250 Namen ehemaliger Alumnus zählende Liste, die zu einer Mücke-Stiftung zusammengesteuert und denen sich die damaligen Schüler zugestellt hatten. Auch der Primus Nering-Bögel, der an die Stelle des abgegangenen Heinze getreten war, richtete noch einige Worte an mich. Ich dankte geziemend und aß dann im Speisesaal zum letzten Male mit Lehrern und Schülern zusammen zu Mittag. Noch einmal erklangen die üblichen Toasts und Hochs, Prof. Gebensleben photographierte das Kollegium im Garten; mit dem Gesange „Nun zu guter letzt geben wir dir jetzt auf die Wand-rung das Geleite“ [s. §117] verließ ich das Kloster; als der Wagen davonrollte, stimmte der Coetus „Alma Mater Ilfeldensis vivat, crescat, floreat“ an, im Anschluss an diesen meinen Scheidegruß.

¹ „wahr sein in Liebe“, s. §264

Direktor des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums in Hannover, 1908 – 1916

Kollegen und Gesellschaft

350 Ein wichtiger Abschnitt meines Lebens lag hinter mir. Ich war im ganzen 32 Jahre in Ifeld tätig gewesen, ein Zeitraum, in dem der Mensch mit seinem Aufenthaltsorte verwächst. Ich hatte den größeren Teil meiner Lebensarbeit vollendet. Was würde die Zukunft bringen? Schwerlich viel Besseres; denn ich hatte bisher des Guten ein volles Maß empfangen. „In allen meinen Taten lass ich den Höchsten raten“: Mit diesem Liede rahmte ich die letzte Ifelder Schulandacht ein. Und meine Leistungen? Die Ifelder Schule war vorwärts gekommen. Die wissenschaftlichen Leistungen konnten jeder Kritik standhalten. Ich hatte dem Geist der Lüge, der an geschlossenen Anstalten so mächtig ist, doch etwas Abbruch getan. Die Schülerfreundschaften, alias Parteien, waren aus der Dunkelheit hervorgetreten und standen unter dem Einfluss des Kollegiums. Das wüste Trinken hatte abgenommen. Das Radeln, der Sport, das Turnen erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Drei Tennisplätze waren eingerichtet, die Weidentalswiese für den Fußball sichergestellt. Die Bewegungsfreiheit für die zuverlässigen Zöglinge war erweitert. Ich gab Nachmittage oder ganze Sonntage für Ausflüge frei. Die Sauberkeit im Kloster hatte zugenommen. Matthias sagte bei seinem Besuch u. a., dass er noch an keiner Schule so reinliche Aborte gefunden hätte. Die von mir neu aufgestellte Schulordnung bewährte sich. Mein Bestreben ging immer darauf hin, vorzubeugen anstatt zu strafen, wenn gesündigt war. Das Kollegium stand mir hilfreich zur Seite, obwohl einzelne Querköpfe mir oft zu schaffen machten. Zu den Schülern hatte ich, das darf ich wohl sagen, eine beide Teile befriedigende Stellung gewonnen. Ich nahm teil an ihren Leiden und Freuden; mein Rat wurde gern und dankbar entgegengenommen, Gehorsam willig geleistet.

Bei aller Berufsarbeit hatte ich Zeit gefunden, mich in die Schulgeschichte einzuarbeiten, die zeitgenössische Literatur, namentlich die pädagogische zu verfolgen und meine Studien zu Epiktet und Seneca im Gange zu erhalten. Die üblichen Reden und Vorträge machten mir ebensowenig Kopfzerbrechen wie die Berichte an das Prov. Schulkollegium. Letztere habe ich oft ohne Concept erledigt. Die Bevölkerung Ifelds wusste, woran sie mit mir war. Die früheren Schüler bezeugten mir wiederholt ihr Vertrauen und wollten gar nicht glauben, dass ich der alten Schule Valet sagte. Zu dem alljährlich in Berlin stattfindenden Ifelder-Essen, das gewöhnlich 60 bis 70 alte Schüler vereinigte, habe ich mich freilich niemals eingefunden. Es widerstrebte mir, mich anfeiern zu lassen und zugleich allerhand wohlgemeinte Ratschläge anzuhören. „Allen Menschen recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann“, wusste ich nur zu gut und ging lieber meine eigenen Wege, ohne mich deshalb einzuspinnen und wirklichen Verbesserungen zu verschließen. Den Patriotismus sozusagen in Pacht zu nehmen, widerstrebte mir stets. Vaterlandsliebe und monarchische Gesinnung zu pflegen, lag mir im Blute und war selbstverständlich. Durch nichts schädigt man sie mehr als durch Aufdringlichkeit.

351 Mit der sprunghaften und widerspruchsvollen Art des Kaisers habe ich mich nie befreunden können. Am meisten störte mich seine Eitelkeit, die überall zu Tage trat und ihn zur Pose und innerlichen Unwahrhaftigkeit verführte. Umso mehr zwang ich mich anzuerkennen, was bei ihm Anerkennung heischte: sein vorbildliches Familienleben, seine Sorge für die Flotte, seine aufrichtige Friedensliebe.

Dass Deutschlands Schicksal aber sich auf schiefer Bahn befinde, ist mir stets klar gewesen. Ich hielt die Zeitschrift „Hammer“¹ von Anfang an und fand darin vieles, was mit meinen politischen Anschauungen übereinstimmte. Auch der Kampf gegen die Vorherrschaft des Judentums war nach meinem Geschmack. Nicht billigte ich die Stellung zum positiven Christentum², zum Altertum, zum Alten Testamente. Man darf letzteres deshalb nicht über Bord werfen, weil der speziell jüdische Charakter oft grell zu Tage tritt. Wir verschließen die Augen ja auch nicht vor den Lastern der griechisch-römischen Welt. Die pädagogischen Anschauungen des „Hammers“ forderten mich ebenfalls oft zum Widerspruch heraus. Die ehrliche, offene Art seines Kampfes sagte mir aber stets zu und ließ mich die gelegentlichen Übertreibungen gern mit in den Kauf nehmen. Dass er den von mir ganz besonders geschätzten Lagarde³ so auf den Schild erhob, machte mir die Zeitschrift erst recht sympathisch. Leider sind die Befürchtungen des Herausgebers [Theodor] Fritsch in Erfüllung gegangen. Die Epoche Wilhelms II. ist zu Ende. Jetzt heißt es „arbeiten und nicht verzweifeln!“

352 Ehe ich mit den vielen notwendigen Besuchen anfang, reiste ich auf Wunsch von Anna und Hermine nach Stade, um endlich mein Enkelkindchen zu sehen. Es hatte sich bereits allerliebste entwickelt und gewann mein ganzes Herz. Der junge Haushalt war in guter Ordnung. Nur lastete auf Emmas Herz die Sorge um Erichs Eltern, deren pekuniäre Verhältnisse immer schlechter wurden. Erich war frisch und wohl und wie immer tüchtig in seinem Amte. Stade machte einen ähnlichen Eindruck auf mich wie Aurich. Auch die Verhältnisse liegen ähnlich: Regierung, Militär, Gericht, höhere Schule, Seminar, Hafenverkehr usw. Von Erichs Kollegen lernte ich den größten Teil kennen. Unter ihnen ragte unzweifelhaft Dr. Basse hervor, mit dem Erich engsten Verkehr hatte.

Das Wetter war so günstig, dass ich nach Brunshausen wandern und dort den Elbverkehr mir ansehen konnte. Am 7. April war ich wieder in Hannover. Anna hatte unsere neue Amtswohnung behaglich eingerichtet. Leider kam ich in den ersten Tagen nicht zu einem vollen Genuss, da ich mich mit einem Podagra-Anfalle herumschlagen hatte. Dann begannen die Besuche, unter denen der bei Prof. Deiter, dem stellvertretenden Direktor, oben stand. Deiter war mir von Aurich her

¹ 1902 gegründete nationalistisch-völkische Zeitschrift des berüchtigten Theodor Fritsch (1852-1933), ein Hauptorgan des Antisemitismus

² „positives Christentum“ war später Schlagwort der Nazis und ihrer „Deutschen Christen“ für das von ihnen geforderte Christentum, hier aber wohl noch nicht in dieser Bedeutung

³ Paul de Lagarde (1827-91), Orientalist und Kulturphilosoph, wirrköpfiger Nationalist, Expansionist und Anisemit, später von den Nazis als Vorläufer gefeiert

genugsam bekannt und noch immer der alte, gutmütige, manchmal formlose Nörgler. Von ihm erfuhr ich mehr als von Wachsmuths Damen. - Grau in grau stellte mir der Oberpräsident bei meinem Besuche die Verhältnisse am K.W.G. dar; Prov. Schulrat Oeltjen indessen, den ich bald darauf traf, erklärte, es sei gar nicht so schlimm, wie der OP meine. Und das bestätigte sich.

Mit der Aufnahme neuer Schüler begann meine Tätigkeit. Zu diesen gehörten auch die Söhne des Prinzen Friedrich von Sachsen-Meiningen, Georg und Ernst, die aus Freiburg im Breisgau kamen und gut vorgebildet waren. Das prinzliche Paar waren sehr verständige, klar sehende Herrschaften, mit denen ich in der Folgezeit noch oft in Berührung war. Die Söhne fanden sich schnell in die hannoversche Schulordnung und vermieden es sorgfältig, vor ihren Kameraden etwas voraus zu haben. An die Stelle des verstorbenen Schaeper war Dr. Graeber, bisher Direktor in Flensburg, als Prov. Schulrat getreten. Ihm war Ifeld als Dezernent zugefallen. Als er seinen Wilhelm bei mir anmeldete, musste ich ihm viel von Ifeld erzählen und kam auf diese Weise sofort mit dem trefflichen Manne in Beziehung. Er gewann alsbald Annas und mein Herz durch seine durchleuchtende Güte und Freundlichkeit. Ruhig, klar, wohlwollend, gewissenhaft, kenntnisreich - so trat er an alles heran, was in seinen Gesichtskreis gelangte. Ähnlich war seine Gattin. Wir sind in der Folgezeit oft und gern miteinander zusammengekommen.

353 Mittwoch, den 22. April 1908, vormittags um halb zehn wurde ich in der prächtigen Aula des K.W.G. von Heynacher in mein neues Amt eingeführt. Er beleuchtete Wachsmuths Verdienste, der die ganze Schule aufgebaut habe, mahnte das Kollegium, auch des erzieherischen Berufes stets eingedenk zu sein, die guten Traditionen festzuhalten und der Wissenschaft treu zu bleiben, und übergab mir dann mein Amt mit der Erklärung, dass nicht meine Bewerbung, sondern das Vertrauen der vorgesetzten Behörde mich in dasselbe eingesetzt habe. Dann hielt Deiter eine kurze Begrüßungsansprache, den Schluss bildete meine Rede über das Wort „to paron eu poiein“⁴. [Der Choral] „So nimm denn meine Hände“ folgte darauf. Nach einer Stunde war alles erledigt, und wir Herren begaben uns alle in das Reutersche Lokal in der Langen Laube zu einem gemeinsamen Frühstück, das selbstverständlich auch noch durch einige Toaste gewürzt war. Anderen Tags begann der Unterricht. Die mir zugefallene Klasse O[berprima] A gefiel mir gut. Ich gewann sofort den Eindruck, den die Folgezeit bestätigte, dass mit ihr etwas anzufangen sei.

Ein Tag war für das Abfahren der Besuche bestimmt. Der Lohndiener gab unsere Karten kurzerhand ab und wartete gar nicht, ob wir angenommen würden. Das Lehrerkollegium, die Leiter der höheren Knabenschulen, die Familien vom Prov. Schulkollegium konnten so recht schnell erledigt werden. Den Regierungspräsidenten v. Philippsborn [Ernst v. Philippsborn] besuchte ich allein auf seinem Amtszimmer. Er hatte zwei Söhne im K.W.G. und trug mir allerhand Wünsche vor. Wenig gefiel mir, dass er lang und breit berichtete, wie Heynacher lediglich ihm

⁴ „aus dem Gegebenen das Gute machen“, s. Anhang 2 (Nachwort von Karl Deichgräber, unter „Sprüche“)

seine Berufung in das Prov. Schulkollegium zu verdanken hätte. Es sah aus, als wolle er mich durch ähnliche Aussichten seinen Söhnen geneigt machen. Und die hatten es gar nicht nötig. Es waren wohlherzogene, sehr fleißige und auch nicht unbegabte Schüler, die bald die ersten Plätze in ihren Klassen einnahmen. Richtig war, dass Heynacher seinerzeit mehrere Jahre mit v. Philippsborn in Hildesheim zusammen gewesen war, ersterer als Direktor des Andreanums, letzterer als Regierungspräsident.

Als ich auf einem Spaziergange Oeltjen von meinem Gespräch erzählte, meinte dieser, dass bei Philippsborn doch noch immer von Zeit zu Zeit der Jude durchschimmere. Geschäft, Geschäft. Heynacher werde ihm mit Zinsen zurückzahlen müssen (bildlich), was Philippsborn für ihn getan habe.

354 Eine neue Tätigkeit für mich war die Beschäftigung mit den Seminar-kandidaten. Acht waren dem K.W.G. zugewiesen. Ich hatte viel Freude an den eifrigen, intelligenten jungen Kollegen. Die alten Seminarprotokolle setzten mich in den Stand, zunächst in den Geleisen Wachsmuths weiterzugehen. Dann kam ich darauf, neue pädagogische Schriften eingehend zu besprechen und im Anschluss daran die sich gerade darbietenden Probleme oder Abschnitte aus der Geschichte der Pädagogik zu behandeln. Ich stellte in der Regel fest, dass sich bisher keiner der Kandidaten eingehend mit pädagogischen Fragen beschäftigt hatte und keiner ein pädagogisches Werk besaß. Sie hatten zum Teil Geschichte der Pädagogik auf der Universität gehört, aber es nicht für nötig gehalten, sich eine Geschichte der Pädagogik anzuschaffen. Meine Mahnungen fielen auf fruchtbaren Boden. Fortschritte in der Behandlung der Schüler, in der Kunst des Unterrichts, in der Gewandtheit des Protokollierens und Vortrages waren bald sichtbar. Eine theoretische Behandlung der Pädagogik schon auf der Universität, wie ich sie seinerzeit beim alten Sauppe genossen habe, erscheint mir noch heute erstrebenswert. Im Laufe meiner achtjährigen Wirksamkeit am K.W.G. sind eine ganze Reihe von Kandidaten durch meine Hände gegangen. Die Mehrzahl war so, dass ich wohl zufrieden sein konnte.

Einmal war mir auch eine sehr kenntnisreiche und für die Lehrerberuf besonders geeignete Dame zugewiesen. Ihre Gewandtheit und Rührigkeit wirkte auf die Herren anspornend. Sie durfte natürlich nicht am K.W.G. unterrichten. Ich musste jedesmal in die Sophienschule wandern, wenn ich sie hören wollte.

Das Lehrerkollegium des K.W.G. hatte sich seine eigene Tradition gebildet und war stolz darauf. Die Zerklüftung, die die meisten anderen Kollegien der Stadt aufwiesen, war unbekannt, alle Ansätze dazu wurden sofort mit Erfolg bekämpft, und das Verhältnis zu den Elementarlehrern konnte nicht besser sein. Alle 14 Tage fand eine gesellige Zusammenkunft statt, im Sommer oft mit den Damen, und zweimal im Jahre, zuweilen öfter, vereinigten sich alle Familien zu einer gemeinsamen Festlichkeit; bald war es ein Ausflug in die Umgebung, bald ein Tanzvergnügen in der Stadt. Jeder steuerte bei, was ihm lag. Theateraufführungen, Musikvorträge, Solo- und Quartettgesang, launige und ernste Reden wechselten. Das Alter wie die Jugend kam auf seine Kosten, und die

Harmonie war nie gestört. Mein Vorgänger Wachsmuth hatte sich meist von allen diesen Veranstaltungen ferngehalten, wohl auf Veranlassung seiner Damen; umso mehr wurde es begrüßt, dass ich kein Spielverderber war.

355 Und nun das Kollegium selbst! Professor Deiter war der erste Oberlehrer. Ich habe ihn schon besprochen. Der ihm folgende Prof. A. Köcher hatte die Schule mit aufbauen helfen und überragte ihn weit. Er war ein mittelgroßer, sehr lebhafter Mann mit klugen, scharf blickenden Augen; treffendes Urteil, natürliche Beredsamkeit, große Gelehrsamkeit, Verständnis für die Jugend, angeborenes Lehrgeschick zeichneten ihn aus. Er war sich auch seiner Überlegenheit bewusst und verstand es, ihm nicht zusagende Ansichten mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen. Als Vertreter des Evangelischen Bundes übte er eine kaum widersprochene Herrschaft aus. Er war ein glühender Patriot und Vertreter der edelsten Grundsätze. Deshalb kam ich mit ihm aufs beste aus. In die sehr autokratische Verwaltung der Schulbibliothek redete ich ihm nicht hinein, weil ich sah, dass die Schule sich dabei gut stand. Wenn Köcher auch bald mit diesem, bald mit jenem Amtsgenossen in Konflikt geriet, so war der Friede doch stets schnell wieder hergestellt, und Nachtragen kannte er nicht.

Weniger klar lag mir der Charakter des Professors Fügner. Das mochte auch von seiner großen Schwerhörigkeit herkommen, die die Wirksamkeit seines trefflichen Unterrichts sehr beeinträchtigte. Er litt darunter, dass er das Ziel, Direktor zu werden, nicht erreicht hatte. Seine literarischen Leistungen hatten ihn etwas eingebildet gemacht. Im Kollegium wurde er mit Vorsicht genossen. Aderverkalkung hatte sein Gehör geschwächt, sie raffte ihn bald nach meinem Amtsantritt weg.

Sonnig und gütig war dagegen die ganze Gemütsanlage meines schlesischen Landsmannes Prof. Gässner. Er war nicht dazu gelangt, in den Ehestand zu treten, und hatte sich doch von den Eigenheiten alter Junggesellen - er stand in meinem Alter - frei gehalten. Die Schüler liebten ihn und lernten etwas bei dem gründlich beschlagenen und stets weiter arbeitenden Lehrer. Jeder im Kollegium war ihm zugetan.

Prof. Mackensen war der bedächtige, gewissenhafte, etwas grämliche Niederdeutsche, ging gern seine eigenen Wege, war aber niemals ein Spielverderber. Er hatte einen nahen Verwandten der ermordeten serbischen Königin Draga längere Zeit in Pension gehabt und daher auch einen serbischen Orden, steckte ihn aber niemals an.

356 Eine originelle Persönlichkeit steckte in dem Prof. Schrader, dem Sohn des bekannten Gymnasialpädagogen, der als Kurator der Universität Halle nicht lange vor meinem Amtsantritt gestorben war. Schrader vertrat die Mathematik und Physik, verlangte nicht allzu viel von der Jugend und brachte sie doch ans Ziel. Seit Jahren arbeitete er täglich in seinem Extra-laboratorium in einem Keller des K.W.G. an allerhand Erfindungen und hat dies auch bis an seinen Tod fortgesetzt, ohne dass greifbare Resultate sich einstellten. Er beschäftigte sich daneben mit Schriftstellerei, Literaturkunde und Theaterkritik und hat manches Zwanzig-

markstück dem Verkehr mit Schauspielern und Schauspielerinnen geopfert. Er konnte geistsprühende Reden halten und freute sich, wenn ein fein geschliffenes, treffendes Wort von ihm die Runde machte. Bei den Veranstaltungen unseres Kreises besorgte er die Regie, leitete alles vorzüglich und half mit seinen Dichtungen aus. Die Gesellschaften in seinem gastlichen Hause waren auf das innigste ausgedacht, wobei ihm seine gleichgeartete, stets fröhliche Frau zur Seite stand. Freilich kamen sie wirtschaftlich bei ihrer beiderseitigen Anlage nicht in die Höhe, sondern kämpften allewege mit Schulden, ohne dass dies ihren Gemütsstand beeinträchtigte. Sein öffentlicher Vortrag über Ibsen im Künstlerhause, der nur etwas zu lang geraten war, fand allgemeinen Beifall.

Die Krone aber setzte allem auf die Inscene-setzung des Schraderschen „Durch Nacht zum Morgen“ im Kgl. Hoftheater. Es handelte sich dabei um eine Zusammenarbeit des König Ödipus und der Antigone des Sophokles, gefolgt von einem Nachspiel. Schrader hatte lange daran gefeilt und es durch unablässiges Drängen beim Intendanten Barnay sowie durch seine sonstigen Theaterbeziehungen dahin gebracht, dass sein Drama auf die Bühne kam. Das ganze K.W.G. mit allen Angehörigen hatte sich eingestellt und brach in rauschenden Beifall aus bei den Aktschlüssen. Das Nachspiel war nicht nach meinem Geschmack. Dreimal ging Schraders Werk über die Bühne, dann verschwand es. Ein Schlaganfall zwang ihn, vorzeitig den Dienst zu quittieren. Bald darauf ist er sanft entschlafen. Seine Tochter hatte viel von dem Vater, heiratete auf ziemlich abenteuerliche Weise einen Portugiesen, der von ihr im Deutschen unterrichtet wurde, ließ sich aber bald wieder von ihm scheiden. Während des großen Krieges verschaffte sie sich ihren Lebensunterhalt als Lehrerin in Madrid.

357 Prof. Kohlrausch, der zweite Mathematiker, füllte seinen Posten vorzüglich aus, gleich tüchtig als Mensch und als Lehrer. Seine besondere Liebe aber galt der edlen Tonkunst und der harmonischen Ausbildung der Körperkraft. In Wort, mündlichem wie schriftlichem, und Tat wirkte er vorbildlich und anfeuernd, viele Jahre mit Rhaidt zusammen, dann allein an der Spitze des hannoverschen Turnwesens. Die körperlich rüstigen Glieder des Kollegiums unterstützten ihn bereitwillig, vornehmlich der Oberlehrer Dr. Hans Freytag, der Sohn meines alten Hammenser Direktors, der zugleich das Amt einer Schreibhilfe bei mir innehatte.

Freytag war ein frischer, tatkräftiger, die Jugend lenkender Mann. Die alten Sprachen lagen ihm weniger als Geschichte und Deutsch. Sein Lieblingsdichter war der damals schon hochbetagte Raabe in Braunschweig, den er gelegentlich besuchte und für den er die Jugend erwärmte. Die „Brüder vom großen Sohle“ hatte er gestiftet, d. h. eine Vereinigung alter und junger Schüler des K.W.G., die die Winter- und Sommersonnenwende auf dem Großen Sohle, einem Berge bei Eschershausen, Raabes Geburtsstädtchen, festlich begingen. Als Raabe beigesetzt wurde, nahm er mit einer Deputation der Sohlbrüder an dem Begräbnis teil. Eine auch auf Freytag zurückzuführende Gründung war der Ruderverein des K.W.G. Freytag steuerte eine beträchtliche Summe bei zur Anschaffung des ersten Bootes, ich machte Gelder der Schule flüssig, wohlhabende Väter halfen. So erfreute sich

der Verein schließlich eines hübschen Ruderhauses an der Leine und dazu moderner Boote. In den Ferien wurden weitere Fahrten unternommen. Auf einer dieser Fahrten, die Freytag selbst leitete, sind die Teilnehmer bis nach Wien gekommen. An dieser Fahrt war auch der später bei Namur gefallene Prinz Ernst von Meiningen mit beteiligt.

Die Liebe zum deutschen Vaterlande und seinem Volke wurde gerade durch solche Vereine nicht wenig gestärkt. Die monarchische Gesinnung war für die gesamte Schule selbstverständlich, ihre Zöglinge trugen mit Stolz den Adler an den Klassenmützen. Freytag ging nach einigen Jahren an das Realgymnasium zu Nienburg über, das er jetzt noch in Segen leitet.

358 Ein besonders geliebter Lehrer war auch der Prof. Kluge. Er hatte einen fröhlichen Humor am Leibe und konnte einen Primaner in so überzeugender Weise einen „Esel“ titulieren, dass dieser es nicht übelnahm. Ich konnte mich seines verständnisvollen Zusammenarbeitens nicht lange erfreuen, weil ihm bald nach meinem Eintritt die Leitung des Lingener Gymnasiums übertragen wurde. Die mancherlei Schwierigkeiten, die ihm dort entgegentraten, haben ihn wiederholt zu dem Wunsche gebracht: „Wäre ich doch am K.W.G. geblieben!“ Während des Krieges war er als Hauptmann im Grenzschutz tätig, verlor einen lieben Sohn und wurde dann selbst durch einen Schlaganfall hinweggerafft.

Während Kluge den mitteldeutschen Typus repräsentierte - er stammte aus der Gegend von Halle - war Prof. Schaer der ausgesprochenste Niedersachse, gewissenhaft, nicht selten pedantisch-umständlich, zuverlässig und hartnäckig verfolgend, was er sich als Ziel gesteckt hatte. Er war ganz besonders darauf bedacht, den Zusammenhalt im Kollegium zu wahren und die Überlieferung aufrecht zu halten, schlichtete aufsteigende Differenzen und hat mehr als einmal im rechten Augenblicke mit gutem Rate ausgeholfen. Als Lehrer gehörte er zu dem guten Mittelschlag.

Lautenschläger, der dritte Mathematiker, litt an einem chronischen Magenleiden, wodurch seine Stimmung oft getrübt wurde. Trotzdem füllte er sein Amt zu voller Zufriedenheit aus, förderte die Schüler und erfreute sich wegen seiner Lauterkeit allgemeiner Anerkennung.

Eine mehr als sanguinische Natur hatte der Professor Seume, dazu Neigung zur Rechthaberei und zum Mäkeln. An seinen Leistungen war nichts auszusetzen, sein Charakter ehrlich und offen. Er hatte sich auf einer mehrmonatlichen Bereisung des Kaukasus im Geleit seines Freundes Rohrbach, des bekannten Litteraten, einen Herzfehler geholt, der seinen frühen Tod herbeiführte.

359 Professor Döhler war ein leidlich fleißiger Arbeiter im Amte, kam mit Schülern und Kollegen gut aus, ließ sich ebenfalls die Sorge um den Zusammenhalt im Kollegium sehr angelegen sein, konnte aber den leichtlebigen Berliner nicht verleugnen. Dies führte schließlich zur Trennung von seiner ebenfalls aus

Berlin stammenden sehr wohlhabenden Frau, die ihm aber auch ihrerseits mit allerhand Extravaganzen das Leben sauer gemacht hatte.

Eine eigenartig anziehende Natur war Professor P. B. Schmidt, auch ein schlesischer Landsmann, aus Breslau gebürtig. Ursprünglich Katholik, hatte er schon die Priesterweihe erhalten und war Lehrer an höheren Schulen seiner Vaterstadt gewesen, als er durch seine Entwicklung dahin gebracht wurde, zum Protestantismus überzutreten, obwohl ihn der Fürstbischof Kopp selbst hatte davon abbringen wollen. Mit ihm zugleich hatte sein Freund und späterer Schwager, eine 10.000 Mark eintragende Pfründe aufgebend, denselben Schritt getan. Im Lehrerberuf machten ihm seine schwachen Augen viel zu schaffen; er wollte es freilich nicht wahrhaben und lobte die Güte seiner Brille. Trotzdem erzielte er in den oberen Klassen durch seine anregenden Ausführungen beachtenswerte Erfolge. Als Redner und Disputator war er sehr gewandt. Nur gerieten seine Ansprachen oft zu lang, so dass die Aufmerksamkeit jüngerer Schüler erlahmte, obwohl er über ein mächtiges Organ verfügte. Literarisch war er fortgesetzt im Gange. Der von Leimbach zuerst herausgegebene Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht erhielt unter seinen Händen ein ganz neues Gesicht. Seine Gelehrsamkeit und Belesenheit verleitete ihn nur, das Buch zu dickleibig zu machen. Er war unermüdlich, wenn es galt, eine ihm am Herzen liegende Sache zu fördern, und war der Vertreter des Kollegiums im Philologenverein. Nach meinem Weggange von Hannover konnte ich ihm noch behilflich sein, die Leitung des Gymnasiums von Ratzeburg zu erlangen.

360 Ein besonders tüchtiger Schulmann war Dr. Ludwig Duncker. Er erinnert mich in seiner Art zu arbeiten und sich zu geben an H. F. Müller. Seine Ehe mit einer Tochter des Kollegen Lücke wurde von uns sehr gern gesehen und begünstigt. Wo mit einem Vortrage einzuspringen war, trat er ein und erwarb sich bald einen berechtigten guten Namen in der Stadt. Seine Schärfe in der Behandlung der Schüler milderte sich auffallend, als seine eigenen Kinder heranwuchsen. Ich beglückwünschte ihn aufrichtig, als sein Streben, an die Spitze einer Schule zu treten, von Erfolg begleitet war. Ostern 1919 wurde er Direktor des Gymnasiums von Neustrelitz.

Ein guter Durchschnittslehrer war der Neusprachler Dr. Reineke, leider recht leidenschaftlich und in diesem Zustande wenig genießbar. Die Jungen hatten ihm den Spitznamen „fat boy“ gegeben. Als der Krieg zu Ende war, passte das Epitheton [Beiwort] nicht mehr. In den Andachten pflegte er reichlich salbungsvoll zu sprechen. - Zum Mittelschlage gehörte auch der wackere Treu. Seine Kenntnisse waren gut und sein Bemühen, die Schüler zu fördern, aner kennenswert. Nur war er zu schüchtern in seinem Auftreten, um sich über die mittleren Leistungen zu erheben.

Eine Plage für die Schüler war der Neusprachler Prof. Knösel, der von Wilhelmshaven zu uns kam. Er sah noch weniger als P. B. Schmidt und war entsetzlich langweilig. Alle Augenblicke musste ihm geholfen werden, um die Disziplin wenigstens einigermaßen aufrechtzuerhalten. Die Schüler hielten ihn auch nicht für

zuverlässig. Ich habe dies nicht bestätigt gefunden. Mir tat der übermäßig lang gewachsene Mann in seiner Hilflosigkeit leid. Vielleicht ist er sich seiner Schwächen gar nicht bewusst gewesen, denn er ging scheinbar ganz zufrieden seinen Weg.

361 Ein Lehrer ersten Ranges war der frische, lebhafte, geistvolle Dr. Steinmetz. Er leitete nach Freytags Weggang den Ruderverein, er hatte die Wandervogel an der Hand, er ging oft mit seiner Klasse spazieren, um die einzelnen Schüler besser studieren zu können, und erteilte geradezu vorbildlichen Unterricht. Die Jungen schwärmten für ihn. Wissenschaftlich arbeitete er unermüdlich weiter. Ich habe ihn wiederholt der Behörde gegenüber an erster Stelle als Direktorenkandidat bezeichnet, er war ein Charakter, ein echter deutscher Mann. Da kam der Weltkrieg, er zog nach Westen und hat in den Ardennen wacker gestritten, bis er verwundet in französische Gefangenschaft geriet und dort seinen Wunden erlag. Das Herze blutet mir noch, wenn ich an den edlen, selbstlosen, idealen Mann denke. Steinmetz hatte sich ebenso im Felde die Liebe und Verehrung seiner Soldaten erworben, teilte alles mit ihnen und dachte erst zuletzt an sich. Dass manches faul im Heere sei, war ihm nicht entgangen. Er schalt auf die jungen, kaum den Kriegsschulen entwachsenen Leutnants, die zwar tapfere Draufgänger seien, aber mit ihrem Pokulieren und Fressen - von Schlimmerem zu schweigen - schlechte Vorbilder seien.

Der stattliche, hochgewachsene Plass war schon in den ersten Tagen des Krieges vor Lüttich außer Gefecht gesetzt worden und gehörte deshalb dem Stammbataillon seines Regiments in Hannover an. Er hat sich während des ganzen Krieges, obwohl er Tag für Tag Zeit hatte, die Pilsener Bierstube zu besuchen, im K.W.G. nicht sehen lassen - war es Gleichgültigkeit, war es das Verschulden seines Schwiegervaters Döhler, ich glaube beides. Er stand als Lehrer seinen Mann, hatte aber etwas Brutales in seinem Auftreten gegenüber den Schülern, sparte nicht mit Schimpfwörtern, Ohrfeigen und Kopfnüssen. Sein wissenschaftliches Streben ging unter in den Vergnügungen der Großstadt. Wenn ich ihm Vorhaltungen zu machen hatte, so nahm er sie mit größter Höflichkeit entgegen. Sein Bruder, der im letzten Ilfelder Jahre meiner Leitung auch unter mir gestanden hatte, war entschieden sympathischer. Er hatte das Unglück, in den ersten Kriegswochen von den Franzosen gefangen zu werden, also die Leiden eines Gefangenen gründlich auszukosten.

362 Welch ein scharfer Gegensatz stellt sich in Steinmetz und Plass vor meine Augen! Ersterer war, wenn er in Hannover auch nur auf Tage in Urlaub war, stets im K.W.G. freudig begrüßt von den Kollegen, das Entzücken der Schüler; Plass, der den ganzen Krieg über nicht aus Hannover herauskam, nicht ein einziges Mal an der Stätte seiner Wirksamkeit; ersterer geliebt, letzterer gefürchtet. Steinmetz war ein idealer, selbstloser Mann, Plass ein dem Materialismus und Egoismus Verfallener, ein Vertreter des englischen Idealismus, wie ich solches Verhalten wohl nenne: Er ist tapfer und tut seine Pflicht, wenn es die Not gebeut, aber immer darauf bedacht, dass sein materielles Wohl ja nicht zu kurz komme.

„Wenn ein anderer sich opfert - in Gottes Namen. Ich opfre mich nur, wenn ich muss.“

An diesem Talmi-idealismus ist Deutschland in letzter Linie zusammengebrochen. Die Engländer konnten damit Erfolg haben, weil sie rücksichtslos, konsequent und völkisch⁵ uns unendlich überlegen waren. Bei uns ist der Hauptvertreter dieses Idealismus Wilhelm II. Als es darauf ankam, sich und sein Haus daran zu setzen und kämpfend lieber zu sterben als ein Tütelchen seines hohen Amtes aufzugeben, da setzte er sich ins Auto und entwich nach Holland. Friedrich der Große wird sich im Grabe umgedreht haben. Wilhelms große Reden, mit deren Klang er die Welt erfüllte, erwiesen sich als eitel Dunst. Ferdinand [Becher] klagte schon in den 90er Jahren: „Die Byzantiner machen dem Kaiser weis, dass seine Reden Taten seien, und er glaubt es wahrscheinlich selbst. Das bittere Ende wird nicht ausbleiben.“ Auch unter den Gliedern seines Hauses, auch unter den klanglos aus ihren Stellungen geschiedenen Fürsten war kein waschechter Held, unter den Offizieren keiner, der den Kampf aufzunehmen gewagt hätte.

Eine jähe Betäubung war über alle gekommen. Was für die Jahrhunderte aufgebaut gewesen zu sein schien, ist zusammengebrochen wie ein Kartenhaus. Täglich treten einem Züge dieses egozentrischen sogenannten Idealismus entgegen, der den Mund voll nimmt und andere handeln lässt, der vom Staate alles Mögliche verlangt, aber die Taschen zuknöpft, wenn er persönlich mal bei Sammlungen sein Scherflein geben soll, der über die schändliche Preistreiberei schilt und doch dazu mithilft, indem er bei den Wucherern kauft usw. Man ist selbst nicht frei davon; aber ich gebe mir doch Mühe, ihn zu überwinden, ich kämpfe dagegen an. Die viel gepriesene Friedensliebe des Kaisers war im Grunde nichts weiter als Mangel an Entschlussfähigkeit. Der liebe Gott sollte schließlich helfen, wenn Wilhelms Latein zu Ende war.

363 Länger muss ich mich mit dem Oberlehrer Fuhrmann befassen, weil er die Veranlassung war, dass ich das Treiben der Juden in unserer unheilvollen Zeit wie durch ein Blitzlicht selbst kennenlernte. Fuhrmann wurde uns durch das Ministerium überwiesen. Er kam direkt von Konstantinopel, wo er vier Jahre an der deutschen Auslandsschule tätig gewesen war und sich mit der Tochter des türkischen Generalmusikdirektors Lange verheiratet hatte. Kollege Knösel schilderte ihn als einen etwas aufgeregten, nicht selten tapsigen Gesellen. Man hätte ihn in Wilhelmshaven, wo er das Seminarjahr abgelegt hatte, das Elefantenküken genannt. Anna und mir war er interessant oder vielmehr seine Frau, da diese eine Enkelin der Schwester Adolf Schimmelpfengs war, des hessischen Kabinettsrates.

Als er sich vorstellte, fand ich die Knöselsche Schilderung nicht ganz unrichtig. Er ist ein großer, starkknochiger, dunkeläugiger und dunkelhaariger Mann, sehr lebhaft in Sprache und Behaben. Umso zarter erscheint neben ihm die kleine, zierliche, brünette Frau, der Intelligenz und Entschlossenheit aus den Augen blitzt. Beides hatte sie recht nötig, da beide kein Vermögen hatten und ihre ganze Exis-

⁵ gemeint wohl: als innerlich geeinte Nation

tenz neu in Hannover aufbauten. Sie hatten in Konstantinopel alle Möbel und Hauseinrichtungen wieder verkauft und ihre hannoversche Wohnung zunächst mehr als dürftig ausgestattet. Allmählich ging es aufwärts. Er war unermüdlich tätig, erteilte Privatunterricht über Privatunterricht, sparte sich jeden Groschen ab, unterzog sich im Hause jeder Arbeit und war mit dem bescheidensten Unterhalt zufrieden.

Ideal gesinnt durch und durch, ein glänzender Patriot, erlangte er bald in der Alldeutschen Partei Hannovers eine führende Stellung, durch sein unbesonnen zufahrendes Wesen aber auch viele Gegner. Den Unterricht erteilte er mit ungleichem Erfolge, er hatte zu oft den Kopf voll anderer Gedanken, um ganz bei der Sache zu sein. Sein Geschichtsunterricht wurde je nach dem Standpunkt der Hörer begeistert entgegengenommen oder bekämpft. Wenn er einmal ins Reden kam, konnte er schwer das Ende finden. Das gefiel aber ebenso seinen Anhängern wie seinen Gegnern in den Sekunden [Sekunda-Klassen], denn er verstand interessant zu reden, und nichts lieben die Schüler mehr als einen fesselnden Geschichtsvortrag, der die Stunde ausfüllt und sie davor bewahrt, Rechenschaft über ihren Zuwachs an Kenntnissen abzulegen. Und wie in der Geschichte, so war es im Deutschen, bis plötzlich im zweiten Kriegsjahre eine Bombe in das Idyll schlug. - Fuhrmann hatte während des einjährigen Dienstes bei seinem Garderegiment einen Körperschaden davongetragen, der ihn für den Felddienst untauglich machte und im Schuldienst beließ. So hatte ich ihn behalten, als ein großer Teil auszog.

364 Da kam eines schönen Tages ein Herr in meine Sprechstunde, stellte sich mir als Herr Levi vor, wohlbekannt in allen Sportkreisen. „Herr Direktor haben vielleicht beobachtet, wie mich ihre älteren Schüler höflich grüßten.“ Ich hatte nichts gesehen und fragte kühl: „Was führt Sie zu mir?“ – „Herr Direktor, an Ihrer Schule ist ein gemeingefährlicher Antisemit.“ – „Dass ich nicht wüsste“, erwiderte ich; „aber selbst wenn dies der Fall wäre, was geht Sie dies an?“ - „Sehr viel, Herr Direktor, wir leben in der Zeit des Burgfriedens, der die Angriffe auf die Juden ausschaltet.“ – „Wer ist denn der Herr?“ – „Herr Oberlehrer Fuhrmann, und ich stelle den Antrag, dass Sie gegen ihn eine Untersuchung eröffnen.“ - Ich: „Da könnte jeder kommen. Sie haben ja auch noch gar nicht gesagt, was Herr F. verbrochen haben soll.“ - Levi: „Lassen Sie sich die Aufsatzhefte der Obersekunda vorlegen; da werden Sie finden, dass der Herr F. eine ganz antisemitische, heterische Bemerkung bei einer Arbeit eingetragen hat. Diese hat er auch in der Klasse vorgelesen. Wir – d. h. die Juden - haben das Heft in die Hand bekommen und die beklagte Stelle nicht bloß gelesen und abgeschrieben, sondern sogar abphotographiert, so dass Herr F. nicht leugnen kann.“ - Ich: „Aber, mein Gott, in der Klasse sitzt nicht ein einziger Jude, überhaupt ist die Zahl der Juden auf dem K.W.G. minimal.“ - Levi: „Das ist es eben; aber wir haben doch davon Kenntnis bekommen, und wir wollen uns beruhigen, wenn der Herr F. einen Entschuldigungsbrief an den Herrn Seligmann oder an unseren Rabbiner schreibt.“ - Ich: „Glauben Sie denn, ich werde zu solchen vagen Beschuldigungen Ihnen Hilfe leisten? Ich muss es von neuem ablehnen, gegen Herrn F. ein Verfahren zu eröffnen.“ - Levi: „Ich merke schon, der Herr Direktor ist selbst Antisemit, deshalb werden keine Juden im K.W.G. aufgenommen.“ - Ich: „Wer hat Ihnen das weis-

gemacht, dass ich keine Juden aufnehme? Es sind verschiedene auf der Schule.“ - Levi: „Ich werde zu Ostern die Anmeldung von 40 jüdischen Kindern herbeiführen.“ - Ich lachend: „Das dürften doch wohl reichlich viele seien.“ - Levi: „Also der Direktor weigern sich, gegen Herrn F. eine disziplinarische Untersuchung einzuleiten?“ - Ich: „Allerdings.“ - Levi mit rotem Kopf: „Ich sehe, Sie sind ein Antisemit, die Schule ist antisemitisch, das Kollegium ist antisemitisch. Wir werden den Kampf gegen Sie aufnehmen, und Sie sollen sehen, was daraus folgt! In allen Blättern werden wir Sie angreifen.“ - Ich, ihn unterbrechend: „Meine Geduld ist schon längst zu Ende, auch noch drohen wollen Sie, Sie unverschämter Jude? Sofort die Türe von der anderen Seite geschlossen! Hätte ich einen Schuldiener, so wären Sie längst herausgeworfen!“ Levi schleunigst abgehend, ruft noch in der Türe ganz laut: „Ich habe ja nicht gedroht“, mehrere Male.

365 Kaum war er fort, so schrieb ich mir die wichtigsten Punkte unserer Unterhaltung auf und ließ alsbald den von Levi angeschuldigten Fuhrmann kommen. Dieser wusste nur die Anklage selbst, aber nicht, auf was für eine Bemerkung sie sich bezog. Levi war auch bei ihm gewesen und auch von ihm vor die Türe gesetzt worden. So blieb nichts anderes übrig, als die Aufsatzhefte der Obersekunda, in der Fuhrmann den deutschen Unterricht erteilte, einer Durchsicht zu unterziehen. Dabei stellte sich folgendes heraus: Fuhrmann hatte in einem Aufsatz, der von den wohltätigen Folgen der Kriege handelte, die Angabe als unsachgemäß angestrichen, dass die Emanzipation der Juden eine Folge der Befreiungskriege gewesen sei, und dazu bemerkt, dieses „rassefremde Volk“ hätte „mehr Unheil als Segen über unser deutsches Vaterland gebracht“. Er bestritt, die betreffende Bemerkung in der Klasse vorgelesen oder zum Gegenstand einer Erörterung gemacht zu haben, wies auch darauf hin, dass in dieser Klasse kein jüdischer Schüler sei. Dass die Bemerkung in Judenhande gelangt sei, war ihm unverständlich, und er versprach mir, im Interesse des sogenannten Burgfriedens fortan vorsichtig zu sein und sich aller Anspielungen zu enthalten, die seine Gegner benutzen könnten.

Nicht allzu lange darauf erhielt ich vom Kultusministerium eine Beschwerde des Vereins deutscher Staatsbürger jüdischer Konfession zugestellt, in der Fuhrmann heftig angegriffen wurde wegen antisemitischen und aufwiegelnden Gebarens in der Schule, unter Anführung der inkriminierten Aufsatzbemerkung; ich sollte darüber berichten. Eine gleichlautende Klageschrift ging mir vom hannoverschen Prov. Schulkollegen zu, unterzeichnet vom Vorstände der jüdischen Gemeinde in Hannover. In beiden Schriftstücken wurde auch behauptet, dass Fuhrmanns unverantwortliche Bemerkung viel böses Blut in Hannover verursacht habe und Gegenstand allgemeiner Missbilligung geworden sei.

Ich ging gleich am nächsten Versammlungsabend in die Vier Jahreszeiten und traf dort den größten Teil der Leiter der hannoverschen höheren Schule. Als ich ihnen den Fall vortrug, stellte sich heraus, dass keiner bis dahin irgendetwas davon erfahren hatte, dass also von einem Stadtgespräch nicht die Rede sein könne. „Die Juden haben an ihrem Schabbes ganz allein die Sache durchgehechelt und entsprechend aufgebauscht,“ meinte einer der Herren. Alle waren einig in der Verur-

teilung der unfeinen Art, wie sich die Judenschaft in den Besitz der Fuhrmannschen Note gesetzt hatte.

366 Meine Untersuchung hatte nämlich ergeben, dass ein früherer jüdischer Mitschüler des betreffenden Obersekundaners sich dessen deutsches Aufsatzheft zum Durchlesen geliehen und bei dieser Gelegenheit die beanstandete Stelle gelesen hatte. Er hatte sie sofort seinem Rabbiner vorgelegt, dieser den ganzen Passus photographieren lassen, um sie gegen Fuhrmann, den verhassten Alldeutschen, zu verwenden. Ich berichtete über das Ergebnis meiner Untersuchung unter Beifügung meines Gespräches mit Levi und über Fuhrmanns mir gemachte Zusage. Nach Wochen erhielt ich Abschrift der Bescheide, die das Ministerium und das Prov. Schulkollegium den beiden jüdischen Korporationen hatten zugehen lassen: Der Direktor des K.W.G. hätte längst vor ihrer Beschwerde die ganze Angelegenheit sachgemäß behandelt. Es sei also kein Grund vorhanden, nochmals darauf einzugehen.

Ich habe noch längere Zeit die jüdischen Anfeindungen dadurch gespürt, dass bei Berichten über Hannoversche Schulfeste das K.W.G. mit Stillschweigen übergegangen wurde. In den ersten Kriegsmonaten erhielt ich mehrfach Drohbriefe, man würde mein unpatriotisches Vorgehen an hohen Stellen zur Sprache bringen, weil ich nicht daran dachte, anlässlich jedes errungenen Sieges den Unterricht aussetzen.

Schließlich erreichte den armen Fuhrmann doch beinahe das Verhängnis. Er hatte sich mit einem Herrn [Gustav] Leisner aus Kiel, der den Schriftstellernamen Ellegaard Ellerbeck⁶ angenommen hatte, aufs engste verbunden und mehrfach für ihn gutgesagt [Bürgerschaft übernommen]. Ellerbeck konnte seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen, Fuhrmann, der schon anfang, sich heraufzuarbeiten, musste für ihn eintreten und gelangte, obwohl er und seine Frau neben den Privatstunden an Schüler auch noch türkischen Unterricht erteilten, in immer größere Bedrängnis. Da hatte er Eltern eines Privatschülers Versprechungen gemacht, die er nicht erfüllen konnte, der Junge blieb eben sitzen. Der rabiate Vater verklagte Fuhrmann bei der Behörde, und es wurde schon an seine Amtsenthebung gedacht. Da löste sich aber der Knoten, und Fuhrmann wurde dem Goethegymnasium zugeteilt. Dort sitzt nun der ausgesprochene Antisemit mitten in einem großen Prozentsatze jüdischer Schüler - und kommt, wie ich höre, ganz gut aus. Das zuletzt Erzählte spielte sich nach meinem Weggange von Hannover ab.

367 Von den jüngeren Lehrern hatte ich mir Detlev Bohne und Himstedt selbst ausgewählt, desgleichen v. Wasmer, und habe es nicht zu bereuen gehabt. Sie zeigten sich schon im Seminarjahre und in der darauf folgenden Probezeit als charaktervolle Männer und tüchtige Lehrer und reihten sich würdig den sehr bewährten Kollegen an. Im Kriege kam, von Genua flüchtend, der feinsinnige, gewinnende Neusprachler Dr. Wohltmann hinzu.

⁶ E. Ellerbek (sic), 1877-1947, Autor 1915 von „Auf heldischer Heerfahrt im heiligen Jahr; Kriegsgesänge Eines, der dabei war“. Weiteres s. §509

Ein Vorzug des K.W.G. waren auch seine verständigen und ihren Ämtern durchaus gewachsenen Elementarlehrer, die nicht bloß in der Vorschule, sondern bis in die Mittelklassen des Gymnasiums mit bestem Erfolge unterrichteten. Der Vetter von Detlev Bohne, Wilhelm Bohne, zeichnete sich unter ihnen besonders aus durch sein ganzes Auftreten und die Kunst, die Herzen nicht bloß der Jugend zu gewinnen. Der Gesangsunterricht war bei Herrn Schwarze in guten Händen, nur konnte ich mich an die feierliche und getragene Art des Singens schwer gewöhnen. Ich war durch Bajohrs feurige Weise zu sehr verwöhnt, der zudem auch künstlerisch geschult war und in diesem Sinne die Jugend unterrichtete.

Ein sehr leidenschaftlicher, ja jähzorniger Herr war der Zeichenlehrer Großmann, ein Altpreuße. Die Hand saß ihm locker, auch kräftige Ausdrücke standen ihm zu Gebote. Ich hatte wiederholt die Aufgabe zu schlichten, ja zu verwarnen. Aber Großmann verstand sich auf seinen Beruf, die Jungen mussten etwas lernen, ob sie wollten oder nicht; und ihr Lehrer war selbst kein schlechter ausübender Künstler.

368 Wie die Herrn, so hielten auch die Damen des Kollegiums zusammen, und Anna nahm ohne Mühe die leitende Stelle ein, weil sie es verschmähte, irgendwie die Direktorin herauszukehren. Die geistig bedeutendste Frau des Kreises war ohne Zweifel Frau Prof. Kohlrausch, dabei von seltener Energie und ungewöhnlich reizend, eine treffliche Hausfrau und doch überall gemeinnützig tätig. Alle vierzehn Tage sahen sich die Kollegenfrauen entweder in den betreffenden Häusern oder in einem Kaffeegarten. Vierzehntäglich hatte auch das andere Kränzchen seine Sitzungen, dem Anna angehörte und das eine Anzahl Damen aus dem Prov. Schulkollegium und Frauen der älteren Gymnasialdirektoren vereinigte.

Nachdem ich mich in die neue Tätigkeit eingelebt hatte, spürte ich bald, dass diese trotz aller Fülle von Arbeit doch bei weitem nicht so aufreibend sei wie die Leitung der Ilfelder Schule. Wenn das Tagewerk vollbracht war, fühlte ich mich wirklich frei, während in Ilfeld der Druck der Verantwortung nicht wich, solange die Alumnus zu versorgen waren. Bei einzelnen Herren musste ich den ganzen Tag über im Kloster sein und mich bald hier, bald da sehen lassen, wenn die Disziplin aufrecht erhalten sein wollte. Im K.W.G. genügte es, wenn ich ab und an in den Pausen durch die Korridore wanderte, um den pünktlichen Anfang der Stunden zu sichern, und in den Pausen konnte ich von meinem Dienstzimmer den ganzen Schulhof übersehen. Dieser war zu klein für die fast 700 Schüler, die oberen Klassen hielten sich darum in den Pausen in der nächsten Umgebung des Schulgebäudes auf. Dass da ab und an Ungehörigkeiten zu rügen waren, ist natürlich. Jungen sind Jungen. Dann wurden die Schuldigen für die Erholungszeit auf den Schulhof konsigniert [beschränkt]. Das half immer.

369 Die Mehrzahl, ja die große Mehrzahl der Schüler des K.W.G. entstammte den besten Kreisen Hannovers. Es herrschte infolgedessen ein anständiger Ton unter ihnen, man merkte den meisten an, dass sie eine gute Kinderstube

genossen. Trotzdem kamen immer von Zeit zu Zeit Spuren zutage, dass der Einfluss der Großstadt entsittlichend wirkte. Was sahen schon die Kleinsten auf ihren Schulwegen! Der Kampf gegen die Schundliteratur wurde eifrig geführt, und einsichtige Schüler unterstützten uns dabei. Aber was soll man dazu sagen, wenn plötzlich ein begabter Oberprimaner abgeht: „Ich habe mich entschlossen, Kaufmann zu werden“, und einige Zeit darauf ein Kriminalbeamter bei mir nachforscht: „Ein älterer Schüler ihrer Anstalt, der in den Blumensälen oft verkehrt, hat dort 800 M Schulden kontrahiert. Können Sie uns, Herr Direktor, behilflich sein, den Inhaber dieser Säle zu fassen [und ihm klarzumachen], dass er Jugendliche verdirbt?“ Nun wusste ich, warum jener Primaner auf die Reifeprüfung so plötzlich verzichtet hatte. Die Blumensäle waren ein bekanntes Dirnenlokal, der abgegangene Schüler der Sohn eines reich gewordenen Kohlenhändlers. Er ist übrigens schon zu Anfang des Krieges als tapferer Held gefallen.

In einem anderen Falle handelte es sich um sehr intime Stelldicheins zwischen Schülerinnen eines nicht weit vom K.W.G. gelegenen Lyceums, Töchter erster Familien, mit Primanern meiner Schule. In Abwesenheit der Eltern war in dem einen Hause getanzt und gezecht worden, ja es wurde festgestellt, dass in einem extra unter falschem Namen gemieteten Zimmer die Paare stundenlang allein gewesen waren und dass ein Mädchen sogar seine Unterkleider mitzunehmen vergessen hatte. Der Justitiarius des Prov. Schulkollegiums half bei der umfangreichen Untersuchung. Die Schuldigen wurden entfernt, die Sache möglichst totgeschwiegen. Aber der Stachel blieb zurück, dass manches „faul im Staate Dänemark“ sei.

Ich erinnerte mich freilich, dass unter meinen Mitschülern in der Prima auch eine ganze Zahl vorhanden war, die dieselben Missetaten begangen hatten. Auch in der Studentenzeit hörte ich von wenig sauberen Streichen und Geschehnissen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, die auf schwere sittliche Schädigungen der Jugend schließen ließen, die am Marke des Volkes zehrten. Ist es wohl in früheren Zeiten besser gewesen? Ich glaube kaum. Die Selbstbiographie⁷ des Magister [Friedrich Christian] Laukhard, die ich in Hannover in die Hände bekam, zeugte z. B. von einem moralischen Tiefstande zur Zeit unserer großen Klassiker, wie ich ihn mir niemals hätte träumen lassen.

370 In einem anderen Falle, den ich doch auch anführen möchte, zeigte mir ein jüdischer Vater eines Primaners unter dem Scheine sittlicher Fürsorge um die Mitschüler seines Sohnes einen Klassengenossen desselben an, er leide schon seit längerer Zeit an einer Geschlechtskrankheit. Die Mutter des Angeschuldigten kam kurze Zeit nach Weggang des Anklägers zu mir: „Ist Herr W. bei Ihnen gewesen? Was hat er gesagt?“ Als ich ihr andeutete, worum es sich handle, klagte sie: „Wir sind Herrn W. seit einigen Monaten 10 Mark schuldig und müssen ihm dafür wöchentlich 25 Pfennig Zinsen zahlen. Die letzten Male hatten wir das Geld

⁷ „Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben“ (1792-1802), ein einzigartig realistisches Bild von Zuständen um 1800.

dazu nicht. Da drohte er, meinen Sohn auf der Schule unmöglich zu machen, wenn wir die Schuld nicht beglichen. Nun hat er die Drohung wahrgemacht.“

Im Anschluss daran tat ich einen Einblick in die armseligsten Familienverhältnisse. Der Mann hatte die Seinen verlassen und lebte mit einer Person in wilder Ehe. Der Sohn erteilte Privatunterricht und genoss Schulgeldbefreiung, die Frau leistete Aufwärterin-Dienst. So leid mir die Leute taten, ich musste den offiziell angezeigten Tatbestand untersuchen lassen. Der Kreisarzt stellte die Richtigkeit der Beschuldigung fest, der Schüler ging ab. Weil mir der begabte Mensch leid tat, so veranlasste ich ihn, privatim fleißig weiterzuarbeiten und als Extraner [Externer] sein Glück zu versuchen. Er befolgte meinen Rat, bestand in Hildesheim die Reifeprüfung und trat in einen technischen Beruf ein. Leider konnte man dem abscheulichen Wucherer nicht auf den Hals steigen. Er hat sich auch nie wieder bei mir sehen lassen.

371 Um die heranwachsende Jugend über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten aufzuklären, wurde auf Veranlassung einiger Ärzte alljährlich eine Anzahl von Vorträgen in der Aula am Georgsplatze gehalten. Ganz schlicht und sachlich redete da ein älterer Arzt von den Pflichten, die jeder Jüngling sich, den Seinen unter dem Vaterlande gegenüber zu erfüllen habe, und wie folgenswer jede Verheimlichung und Verdeckung einer Geschlechtskrankheit werden könne. Die Hörer waren die jedesmaligen Abiturienten der höheren Knabenschulen von Hannover und Linden⁸. Ich bin mit meinen Primanern mehrfach zu solchen Vorträgen gegangen. Wie tief sie wirkten, ging daraus hervor, dass wiederholt einige der zuhörenden Schüler ohnmächtig wurden oder vor der Zeit die Aula verlassen mussten, jedenfalls solche, die schon geschlechtlich krank waren und nun voll Schauer erkannten, vor welchem Abgrunde sie standen.

372 Wie stand es mit meiner wissenschaftlichen Tätigkeit? Sie hatte in Ilfeld selten geruht. In Hannover konnte ich sie noch unbehinderter wieder aufnehmen, d. h. ohne die vielen Unterbrechungen, die der Alumnatsdienst verursachte. Ich bearbeitete eine Neuauflage der „Ausgewählten Briefe Ciceros“ von Dettweiler und eine desgleichen der „Epistulae selectae“ des Seneca von Hess. Diese Tätigkeit machte mir Freude. Die Ausgaben selbst fanden Absatz. Auf H. F. Müllers Anregung ackerte ich die dem Longin [heute: Pseudo-Longinus] zugeschriebene Schrift „Peri hypsous“ [Über das Erhabene] durch und unterzog Müllers deutsche Übersetzung dazu eigener eingehenden Prüfung. Matthias veranlasste mich, sie in seiner Zeitschrift anzuzeigen, desgleichen die ganz hervorragende Abhandlung Mutzschmanns über jenes geistvolle Büchlein.

Die Zerstreuungen und Genüsse der Großstadt hatten für mich wenig Anziehendes. Wenn ich 15 Jahre früher nach Hannover gekommen wäre, hätten sie mich mehr gelockt. Ich ging selten in das Theater. Der zweite Teil des Faust zog mich einmal hinein. Ich kann aber nicht sagen, dass mich die Aufführung befriedigt hätte. Es war eine Reihenfolge bunter Bilder, und vom Texte verstand man selten et-

⁸ 1920 in Hannover eingemeindet

was, wenn man ihn nicht zur Hand hatte. Bei einer Abendgesellschaft beim Prinzen Friedrich von Meiningen, zu der auch der Intendant Barnay geladen war, teilte dieser meine Ansicht, dass Faust II nicht auf die Bühne gehöre. Er ließe ihn nur aufführen, weil darauf hingehende Wünsche sooft an ihn heranträten. Gute Konzerte zogen mich mehr an; auch wissenschaftliche Vorträge hörte ich von Zeit zu Zeit.

373 Unser religiöses Bedürfnis konnten wir bei weitem besser als in Ilfeld befriedigen, wo der gute Pastor Freytag uns mit seinen aus den Ärmeln geschüttelten Predigten wahrhaftig nicht verwöhnt hatte. Die Zahl der tüchtigen Kanzelredner in Hannover war nicht gering. Wir hatten eine unbegrenzte Auswahl, wenn wir einmal einen anderen Geistlichen hören wollten als unseren Superintendenten Badenhop oder den Zweiten Prediger der Dreifaltigkeitskirche, Sprenger. Letzterer in seiner fein durchdachten, schlichten und eindrucksvollen Art hatte es Anna und mir besonders angetan, aber auch Badenhop hörten wir gern. Die Schlosskirche mit ihren schönen Motetten zog uns oft an, mehr noch die ausgezeichneten Prediger.

Von den verschiedenen Geistlichen, die wir im Laufe der Jahre hörten, möchte ich den Pastor Weniger von der Markuskirche noch hervorheben. Wir kannten ihn von Ilfeld her, wo er einer meiner begabtesten Schüler gewesen war. Nach ziemlich wilden Studentenjahren hatte er sich ganz und gar in seinen geistlichen Beruf eingelebt. Er vertrat die strengste orthodoxe Richtung und vermochte gelegentlich hinreißend zu predigen. Pectus facit oratorem [s. §87]. Mit dem, was er sagte, war es ihm bitterer Ernst. Er war völliger Abstinenzler, nur das Rauchen hatte er beibehalten, und sorgte väterlich für die Notleidenden seiner großen Gemeinde. Von den freisinnigen Predigern fesselte Dörries in Kleefeld durch sittlichen Ernst und die Gewalt der Rede. Anna besuchte wiederholt auch die Gottesdienste im Henriettenstift. Bei unserem wackeren Vetter Kranold, dem Senior an der Neustädter Kirche, bin ich nur einige Male im Gottesdienste gewesen. Seine Kirche lag uns zu weit ab. Innerlich ergriffen habe ich mich bei seinen Predigten nicht gefühlt. Besser gefiel mir sein Freund, der Superintendent Waitz an der Marktkirche.

Manchen mir vorher unbekanntem Prediger hörte ich gelegentlich der Beerdigungen, deren ich in den acht hannoverschen Jahren doch eine ganz stattliche Zahl mitgemacht habe. Die Kirchhöfe hatten für uns eine große Anziehungskraft. Oft habe ich sie mit Anna zusammen, noch öfter allein aufgesucht. Der gewaltige Stöckener Friedhof konnte Stunden in Anspruch nehmen, wenn man die Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner Teile studieren wollte. Dort liegt Breiter, Wachsmuth, Erichs Vater und manch anderer Bekannter begraben. Auf dem Strangrieder Friedhofe sind Leussen, Schäfer, beide Barings, Schrader u. a. zu Ruhe gebettet, auf dem Engesohder, wo [General v.] Emmich seine Ruhestätte gefunden hat, ist Erbrich [s. §238] beerdigt und verschiedene Schüler des K.G.W., auf dem kleinen Begräbnisplatze am Neckenberg sind Kohlrauschs Schwiegereltern beigesetzt und Hermann Redepenning. So hatten wir überall Gräber, die wir von Zeit zu Zeit aufsuchten.

374 Die Umgebung Hannovers habe ich allein und in Begleitung - meist war es Freund Heynacher - viel durchstreift. Sie ist reizvoller, als man zunächst glaubt; die elektrischen Bahnen, die nach allen Seiten ausstrahlen, waren dabei eine wesentliche Erleichterung. In Niedersachsa, auf dem Benthens-Berge, im Tiergarten, auf dem Steuerndiebe, Kirchröder Turme, Döhren, Bischofshole ist auch Anna nicht selten mit gewesen. Den Deister, Nenndorf, das Steinhuder Meer hat sie entweder nicht oder nur selten besucht, weil ihr die Krampfadern am linken Bein längere Wege nicht erlaubten. Am 1. Mai pflegten die Herrn des Kollegiums den Frühling mit Geibels Mailiede in Niedersachsa zu grüßen. Die Komposition stammt ja von dem Pastor Lyra, dessen Grab in dem nahen Gehrden aufgesucht wurde. Natürlich gehörte Hildesheim auch zu den gern von uns besuchten Orten. Es waren nicht bloß die vielen Sehenswürdigkeiten, die uns anzogen, sondern mancherlei Beziehungen. Gewöhnlich kehrten wir bei Georg Schimmelpfeng in der Hermannstraße ein, wo wir stets liebevoll empfangen wurden. Die treffliche Hausfrau wusste ihren Gästen den Aufenthalt jederzeit behaglich zu gestalten, und Georg freute sich, wenn er eine gute Flasche Wein zu ihren Ehren heraufholen konnte. Die Kinder zeichneten sich durch ihr bescheidenes, wohlherzogenes Wesen aus. Der Hildesheimer Silberfund, das Pelizäus-Museum, der Dom, die Michaeliskirche sind mehr als einmal von uns in Augenschein genommen worden, und mehr als einmal haben wir in der Nähe des Moritzberges unseren Kaffee getrunken und uns des schönen Ausblickes auf die altertümliche Stadt erfreut.

375 Mein Verkehr außerhalb des Kollegiums war nicht groß. Obenan stand Freund Heynacher, der zugleich Dezernent des K.W.G. war. Wir tauschten in alter Weise aus, was uns freute und was uns bedrückte. Die Schulfragen konnten meist durch mündliche Aussprache ihre Beantwortung finden. Sein hochbegabter Sohn Rudolf, mein Pate[nsohn], entwickelte sich prächtig, auch seine anderen Kinder gediehen, bis auf einen epileptischen Knaben aus zweiter Ehe, der im Alter von 14 Jahren durch einen glücklichen Tod seinem immer mehr zunehmenden Leiden entrückt wurde. Frau Heynacher, eine liebevolle, fürsorgliche Frau von echter Herzensfrömmigkeit, war auch den fünf Kindern erster Ehe eine getreue Mutter. Von diesen zogen schon vor dem Kriege zwei, Walter und Hima, über den großen Teich und werden, da es ihnen dort gut geht, wohl für Deutschland verloren sein. Wilhelm, der Philologe, erhielt im ersten Kriegsjahre eine schwere Kopfwunde und trat geheilt in den Vorbereitungsdienst am K.W.G. Jetzt, glücklich verheiratet, ist er Oberlehrer am Gymnasium zu Hameln. Gertrud ist an einen Steuerbeamten verheiratet, Erich Vorstand einer Reichsbankstelle.

Von den fünf Kindern zweiter Ehe leben noch drei. Außer dem schon erwähnten epileptischen Sohne verlor Heynacher auch seinen Rudolf, und zwar im vierten Kriegsjahre, nachdem er auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen mit Auszeichnung gekämpft hatte. Rudolf hatte das Zeug dazu, in die Universitätslaufbahn einzutreten. Sein Tod - er fiel bei einer Unternehmung, zu der er sich freiwillig gemeldet hatte - war ein schwerer Schlag für die Eltern.

Heynachers Charakter fand die verschiedenste und entgegengesetzteste Beurteilung. Manche trauten ihm gar nicht, es sei kein Verlass auf ihn. Dazu gehörte sein

langjähriger Norder Direktor Hermann. Ich kann diesen aber nicht von dem Vorwurfe der Eifersucht freisprechen, denn er betonte das „Strebertum“ Heynachers. Ich habe diese Seite nicht mehr ausgebildet gefunden, als wie sie eben jedem Manne eigen ist, der vorwärts kommen will. Hat er dabei Erfolg, so wird von Strebertum geredet. Heynacher hat sein Leben lang mit viel Not und Sorge zu kämpfen gehabt, und nur sein fester Wille und seine nie aussetzende Arbeitsfreudigkeit hat ihn vorwärts gebracht. Er hatte ausgesprochen philosophische Veranlagung, die bei jeder Gelegenheit durchbrach und seinen Leistungen Tiefe verlieh. Seine Studienzeit in Königsberg stand schon unter schwerem Druck, indem sein Vater in Vermögensverfall geriet, so dass der Sohn die ihm zufallenden Stipendien den Seinen überlassen und sich selbst mit Privatunterricht durchhelfen musste. Als Max Heynacher mit dem Studium fertig war - er hatte in der 70er Kriegszeit auch seinen Militärpflichten genügt - ging er an das Gymnasium zu Thorn als Hilfslehrer über und legte von dort aus seine Staatsprüfung in Königsberg ab. Von Thorn berief ihn sein alter Marienwerderscher Direktor Breiter, der mittlerweile Prov. Schulrat in Hannover geworden war, nach Ilfeld. Dort lernte ich ihn kennen, wir trafen an ein und demselben Tage in Ilfeld ein und fanden bald aneinander Gefallen. So weiß ich, mit welcher Gewissenhaftigkeit er auch für seine jüngeren Brüder sorgte und durch seine Unterstützung ihnen das Studium erleichterte.

376 So weiß ich, dass der Vorwurf der Unzuverlässigkeit lediglich hervorgerufen worden ist durch die peinlichen Bedenken, die ihn vor jeder Entscheidung quälten. Er wollte eben unbedingt das Richtige treffen und konnte darum oft lange schwanken, ehe er sich entschloss. Und wie quälte er sich, wenn er meinte, einen Fehlgriff getan zu haben! „Wer viel fragt, bekommt viele Antworten“, sagte ich ihm oft, wenn er wieder zu Schimmelpfeng gehen und seinen Rat einholen wollte. In Ilfeld arbeitete er an Silius Italicus und erwarb sich durch eine Abhandlung über diesen Dichter, die als Ilfelder Programmbeilage erschien, in Jena die Doktorwürde. Er verheiratete sich kurz vor mir mit Fräulein Höbel, der Tochter eines Theologen und Rektors in Thorn. Sein erster Sohn Walter erblickte in Ilfeld das Licht. Bald nach dessen Geburt nahm er die wesentlich besser dotierte Stelle eines Oberlehrers in Norden an und hat dort bis zum Jahre 1892 gewirkt. Dann wurde er Bechers Nachfolger in der Leitung der Ulrichsschule in Aurich. Ich löste ihn 1896 ab, als Heynacher an das Kgl. Gymnasium in Hildesheim überging. In die Norder Zeit fallen Heynachers Cäsar-Studien, die ihn in weiten Kreisen bekannt machten, in dieselbe Zeit das jahrelange Siechtum und der Tod seiner ersten Frau und seine zweite Ehe.

Zu den fünf Kindern erster Ehe traten im Laufe der Jahre fünf weitere Kinder, so dass die Sorge um eine standesgemäße Unterhaltung der vielköpfigen Familie ihn stets in Atem erhielt. Die Tüchtigkeit seiner zweiten kerngesunden, ostfriesischen Gattin half ihm nicht wenig, darüber hinwegzukommen. In Hildesheim hat er sein Goethe-Buch vollendet, das überall günstige Aufnahme fand. Sein Eintreten für die Besserstellung der Geistlichen erwirkte seine Wahl in die Landessynode, seine pädagogischen Aufsätze den Eintritt in das hannoversche Prov. Schulkollegium, dem er jetzt noch angehört. Als Prov. Schulrat sorgte er treulich für die zu seinem Dezernate gehörigen Schulen.

Mit ihm habe ich in Hannover auf vertrautestem Fuße gestanden und oft die Gelegenheit wahrgenommen, für ihn einzutreten, wenn sein Verhalten ungünstig beurteilt wurde. Wie in seinen jungen Jahren, so vertrug er auch im Alter nicht viel und redete, wenn ihn ein Glas Wein gesprächig gemacht hatte, mehr als er verantworten konnte. Ich habe ihn zu allen Zeiten als treuen Freund bewährt gefunden.

377 Anregend für mich war auch der Umgang mit dem lebendigen, stets schlagfertigen, geistvollen Prinzhorn, dem Direktor des Ratsgymnasiums. Er begeisterte sich für die damals in Fluss kommende Frage von der Bewegungsfreiheit [freie Fächerwahl, s. u.] und traf an seiner Schule zu ihrer Lösung verschiedene Veranstaltungen. Ich verhehlte ihm meine Bedenken nicht, dass die Schüler bei der Wahl der freigegebenen Fächer nicht sowohl ihre eigene natürliche Veranlagung in die Waagschale werfen als vielmehr kühl berechnen würden, durch welche Fächerzusammenstellung sie mit dem geringsten Aufwand von Fleiß das Schlussziel erreichen könnten. Kollege Fiehn vom Realgymnasium gab mir recht, Prinzhorn dachte besser als wir beide von der heranwachsenden Generation. Seine Berichte über die Ergebnisse der Bewegung an seiner Schule veranlassten den Minister, ihn als Prov. Schulrat in das brandenburgische Kollegium zu berufen. Er nahm das Amt an, obwohl er sich in seinen Einnahmen nicht verbesserte. Er ist, wie ich von allen Seiten gehört habe und wie ich von vornherein annahm, ein ungewöhnlich tüchtiger und beliebter Vorgesetzter.

Der stets zu sarkastischen Äußerungen geneigte Kollege Fiehn ist schon von mir erwähnt. Ich mochte seine Art sehr gern und freute mich, wenn ich mit ihm zusammen sein konnte. Wir kannten uns schon von der Studienzeit her. Schäfer, der kurz vor meiner Übersiedlung nach Hannover verstorbene Schulrat, war sein Schwager. Schäfer und Matthias waren in Göttingen mit mir zusammen Mitglieder des philologischen Seminars gewesen. Fiehn hatte das Unglück, bald nach seinem Amtsantritt zu erblinden, vielleicht eine so spät eintretende Folge der Strapazen des Feldzuges von 1870/71, den er mitgemacht hatte. Er trägt sein Geschick mit gutem Humor. Seine vortreffliche Gattin erleichtert es ihm, soviel sie kann.

378 Jung, der Direktor des Goethegymnasiums, war der behagliche, gennussfreudige, sein Amt gewissenhaft verwaltende Niederdeutsche, wie er im Buche steht, dazu ein eifriger Jäger. Seine schöne, elegante Frau war eine Tochter des Altenburger Literaturhistorikers Kluge und erbte von diesem ein ansehnliches Vermögen. Sie besaßen ein aufs schönste eingerichtetes Haus in der Gellertstraße. Ich verkehrte gern mit ihm. Anna mochte auch Frau Jung gern leiden. Ihm gegenüber musste ich Heynacher oft in Schutz nehmen. Freilich, auch von dem Prov. Schulrat Kreuzberg, der das Goethegymnasium betreute, war er nicht sehr erbaut und noch weniger von seinem Amtsnachfolger Ziegler, den er als Streber erster Klasse bezeichnete. Jung musste nämlich wegen eines Herzleidens, das nach einiger Zeit seinen Tod herbeiführte, vorzeitig den Dienst quittieren und hatte anfangs vielerlei mit Ziegler abzuwickeln. Mein Mann war Ziegler auch nicht. Was ich von ihm kennenlernte, stimmte zu Jungs Urteil. Ähnlich lautete dasjenige

Bockés, der vom K.W.G. ans Goethegymnasium überging, sich mit Ziegler überwarf und dann Direktor des Gymnasiums zu Friedeberg in der Neumark wurde. Im Jungschen Hause nahm Prof. Wilhelm Redepenning dieselbe Onkelstellung ein, die er in den Jugendjahren unserer Tochter, als wir mit den alten Redepenning in einem Hause wohnten, bei dieser eingenommen hatte. Onkel Wilhelm war auch mit uns in freundschaftlichem Verkehr geblieben. Jung litt sehr unter dem Verlust seines Lieblingssohnes, der schon im ersten Kriegsjahre fiel. Ziegler musste sogar zwei Söhne opfern. Ersterer wurde 1916 von seinem mit Wasser-sucht verbundenen Leiden erlöst und in Bremen eingeäschert.

Mit Prov. Schulrat Oeltjen habe ich nicht selten Spaziergänge unternommen. Wir kannten uns ja von Aurich her. Ich schätzte den kenntnisreichen, wohlwollenden und umgänglichen Mann, der in seiner Beurteilung der unsteten Art Seiner Majestät mit mir harmonierte.

An die Stelle des jovialen Lüdeke, der nie bei den Freitagsversammlungen fehlte, trat als Oberregierungsrat Schwertzell in das Prov. Schulkollegium ein, ein Wechsel, der bald sehr beklagt wurde: Lüdeke großzügig, Schwertzell kleinlich - darin bestand der Hauptunterschied. Ersterer freute sich am Verkehr und ungezwungener Aussprache, Letzterer ging beidem aus dem Wege und stand schließlich ganz einsam da. Aber so wollte er es. Wie schwer ihm die Bewältigung seiner Arbeit wurde, geht daraus hervor, dass er fast täglich nach dem Abendessen noch auf der Behörde arbeitete, was vorher nie vorgekommen war. Das Urteil seiner nächsten Amtsgenossen und Untergebenen lautete: Ein Jurist ist doch ein passenderer Vorgesetzter als ein Philologe. Schwertzell war ursprünglich Gymnasialdirektor gewesen. Hoffentlich ist das Urteil an anderen Prov. Schulkollegien günstiger für die Philologen ausgefallen, denn man hatte damit angefangen, auch Schulmänner an die Spitze der Behörden zu stellen.

379 Allgemeiner Wertschätzung wegen seiner angeborene Güte, seiner Lauterkeit, seines gründlichen Wissens erfreute sich der von Flensburg nach Hannover ins Prov. Schulkollegium berufene Graeber. Er war u. a. auch Dezernent von Ilfeld und hatte seinen einzigen Sohn auf dem K.W.G. So hatte ich Gelegenheit, den trefflichen Mann näher kennenzulernen. Ich musste ihm viel von Ilfeld erzählen. Alles interessierte ihn. Mit meinem Nachfolger Schreiber war er wohl zufrieden, fand ihn aber etwas umständlich und eigensinnig.

Letzteres zeigte sich besonders bei der mir zu Ehren gegründeten Ilfelder Mücke-Stiftung. Die Zinsen sollten zur Hälfte für Beschaffung von wertvollen Büchern für die besten Turner und Herstellung von Kränzen und Schleifen verwendet werden, während die andere Hälfte für Bestreitung von Unkosten beim Besuch alter Schüler eine Hilfe sein sollte. Schreiber verlangte erst von mir, ich sollte bestimmen, dass die ganzen Zinsen dem Direktor zur Verfügung gestellt werden sollten, und als ich dies ablehnte, dass wenigstens die Bücherprämien wegfielen: Das Turnen sei eine so ideale Sache, dass Kränze genügten. Ich habe auch dies abgelehnt, hörte aber später, dass er trotzdem die Bücherprämien ausgeschaltet habe. Erst Direktor Wendland hat die Bestimmungen der Stiftung genau ausgeführt.

Dies nur ein Beispiel. Ein anderes: Schreiber hob gleich nach Übernahme seines Amtes die Freundschaftsbünde, alias Parteien, auf, obgleich ihn Wagner und andere warnten. Die Folge: Sie bestanden heimlich weiter, und offenbare Unzufriedenheit breitete sich im Coetus aus. Nach einem Vierteljahr musste Schreiber sein Verbot zurücknehmen. Er kann sich nicht dazu verstehen - das gilt auch für Göttingen [wo er nach Ilfeld Direktor wurde] - erst auszuprobieren, ob eine bestehende Einrichtung naturgemäß erwachsen ist, ehe er sie ändert, sondern er kommt gleich mit seiner vorgefassten Meinung und will diese geltend machen, ohne die Folgen zu bedenken. Indessen fand er sich bald in die eigenartigen Ilfelder Verhältnisse und fühlte sich doch schließlich ganz wohl darin. Seine einsichtige, selbstlose Gattin war ihm dabei die wertvollste Unterstützung. Doch um auf Graeber zurückzukommen, er blieb leider nicht lange in Hannover, sondern erhielt eine Berufung als Vortragender Rat in das Ministerium, der er Folge leistete.

Vorher hatte er Erich Loß die Stelle als Alumnatsinspektor in Plön angeboten, die er selbst lange innegehabt hatte. Dieser schlug sie aus, und auch wir waren um Emmas willen dagegen. Das Alumnat in Plön bildete eine große Familie. Bei den noch zu erwartenden kleinen Kindern war Erich und Emma das Zusammenleben mit großen Schülern anstößig, Erich fand auch nicht Geschmack an der ausgesprochen kirchlichen Richtung, die in Plön herrschte. Oberlehrer Hans Scholz, der bis dahin jenes Alumnat geleitet hatte, trat ebenfalls in das Kollegium in Stade ein, dem Erich angehörte. Hans Scholz, der Sohn meines alten Ilfelder Kollegen Moses - das war sein Spitzname - hatte sich sehr zu seinem Vorteil entwickelt und gehörte zu den besten Lehrern der Provinz. Seine Heftigkeit ist ihm hinderlich gewesen, Direktor zu werden.

380 Von anderen hannoverschen Direktoren bin ich nicht selten mit Rohrmann, dem Leiter der Bismarckschule, zusammen gewesen, der damals in heftiger Fehde mit dem Stadtschulrat Wespy stand. Er beschuldigte diesen des Wortbruches, ja der Verlogenheit. Ich habe immer nur die Rohrmannsche Darstellung gehört, hatte allerdings auch nicht viel für den sehr schweigsamen Wespy übrig, den ich nur selten zu Gesicht bekam. Meine einstiger von mir hoch bewerteter Kollege Putsche, der von Ilfeld an die Bismarckschule übergegangen war, sang auch nicht gerade Lobeshymnen auf Rohrmann, dem er unüberlegtes Handeln vorwarf. Putsche fiel im Weltkriege als Artilleriehauptmann. Er hätte dem Vaterlande noch große Dienste leisten können. Rohrmann und Wespy mögen wohl beide an ihrem Zerwürfnisse schuld gewesen sein.

Originell in jeder Beziehung war der Direktor der Leibnizschule, Ramdohr, mein nächster Nachbar. Ein tüchtiger Schulmann, geschickter Redner, human gesinnt, überzeugter Nationalliberaler, mit der Stadt Hannover eng verwachsen, konnte er mir manchen wertvollen Wink geben. Ich dagegen half ihm aus, wenn er sich wieder einmal eine Verfügung der Behörde verlegt hatte, was oft genug geschah, da die Ordnung nicht zu seinen Haupttugenden gehörte. Er war wesentlich älter als ich und hatte Erich Meyer zum Amtsnachfolger, den wegen seines ruhigen, klaren und klugen Auftretens und seiner trefflichen Charakteranlagen jeder schätzte. Lei-

der hatte er in der Wahl seiner Frau einen ziemlichen Missgriff getan und musste sich schließlich von ihr scheiden lassen. Sie hatte ihn durch ihre Prunk- und Großmannssucht in Vermögensnöte gebracht und auf die Erziehung der ältesten Tochter sehr bedenklich eingewirkt.

381 Eine gern gesehene Persönlichkeit in vielen hannoverschen Kreisen war mein Görlitzer Landsmann Gürke, der Direktor der Realschule in der Wolfstraße. Er und seine Frau waren gleichermaßen musikalisch und beide im Stande, jede Gesellschaft in Bewegung zu bringen und aufzuheitern. Er war Vorstand und Liedervater in mehr als einem Verein und machte seinen Lehrern das Leben nicht eben schwer, so dass der Dienst an seiner Realschule recht vergnüglich war. Der Krieg raubte ihm zwei Söhne. Dazu kam ein Schlaganfall, der vor der Zeit seiner Dienstfähigkeit ein Ziel setzte. Er verfiel in Apathie und fristet jetzt eigentlich nur noch sein Leben.

Als ich nach Hannover kam, war Lücke Direktor des Auguste-Viktoria-Gymnasiums in Linden. Wir nahmen unsere alten Ilfelder Beziehungen sofort wieder auf, und es war mir eine Freude, als Kollege Duncker vom K.W.G. sich mit Lückes Tochter verlobte. Der Weggang Lückes an das Gymnasium zu Insterburg, d. h. der Tausch mit dem dortigen Direktor, wurde veranlasst durch ein für ersteren sehr peinliches Ereignis. Sein Sohn hatte in missverstandener Kameradschaft seinen Mitabiturienten bei Durchsteckereien in der Reifeprüfung geholfen. Die Sache wurde entdeckt. Lücke musste die Folgen tragen. Vorher feierten wir die höchst vergnügliche Hochzeit Duncker-Lücke in den Vier Jahreszeiten. Sein Nachfolger in Linden, Hoffmann, war mir eine durchaus sympathische Persönlichkeit. Es hielt sich aber sehr zurück, machte auch mit seiner Frau keine Besuche. Nach kurzer Zeit wurde er an die Spitze des Königsberger Prov. Schulkollegiums berufen.

382 Obricatis, der Leiter des Stader Gymnasiums, wurde nun Direktor der Lindener Anstalt. Ich wunderte mich, dass er das freundliche Stade mit seiner blühenden Schule gegen das rauchgeschwärzte Linden eintauschte, überzeugte mich aber im Laufe der Zeit, dass seine Frau und Tochter dahintersteckten, die sich nach dem Leben der Großstadt sehnten. Vielleicht hoffte auch Obricatis auf Hoffmanns Laufbahn. Und wenn einer, so war er dazu geeignet, tiefgehenden segensreichen Einfluss auf die Entwicklung des Schulwesens auszuüben. Ich hätte ihm gern einen weiteren Aufstieg gewünscht. Seine pädagogische Begabung war ausgezeichnet, sein Charakter tadellos, sein Auftreten ließ nichts zu wünschen übrig. Ausgesprochener Preuße in seinem Tun und Denken, religiös zu den Mittelparteien gehörig, verlangte er viel, leistete aber auch viel und drückte sich nie um eine Verantwortung oder eine andere lästige Pflicht. Er hatte bald das Lindener Gymnasium in eben demselben guten Zuge wie das in Stade. Durch Erich hatte ich ihn dort schon kennengelernt und freute mich, zu dem hochstehenden Manne in ein näheres Verhältnis zu gelangen. Wir haben nicht selten unsere pädagogischen und politischen Anschauungen ausgetauscht und befanden uns eigentlich stets auf derselben Linie.

Als der Weltkrieg ausbrach, litt es den glühenden Patrioten nicht in den in sicheren vier Pfählen. Er stellte sich wieder zur Verfügung, exerzierte erst eine Zeit lang als Hauptmann seine Kompagnie in Hannover ein und rückte dann ins Feld. Vorher traf er für den Todesfall alle Bestimmungen. In Flandern ereilte ihn die verhängnisvolle Kugel. Er lag viele Stunden mit einem Lungenschuss in einem Wassergraben und hatte, als er endlich entdeckt wurde, nicht mehr Lebenskraft genug, um die Verwundung zu überstehen. In Houthulst ist der edle Mann begraben. Ein Niedersachse, v. der Osten, ein Verwandter von Carl Peters, ist sein Nachfolger geworden, ein biederer Arbeiter und gewissenhafter Direktor, aber ohne das Feuer und die Begeisterungsfähigkeit des Gefallenen.

383 Der Direktor der Lindener Oberrealschule, Oehlmann, war mir schon von meinen gelegentlichen Besuchen im Norden durch Heynacher bekannt geworden. Er hatte sich durch die Bearbeitung der Seydlitzschen Geographiebücher einen hoch geachteten Namen in der Erdkunde erworben und arbeitete unermüdlich weiter in seinem Fache. Er war ebenfalls ein typischer Niedersachse. Ich mochte ihn wohl leiden und schätzte ihn wegen seiner unbedingten Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit. Sein Nachfolger, der Schwiegersohn Fügners, hatte seine Laufbahn am K.W.G. begonnen. Haynel war ein ungewöhnlich befähigter, lebenswürdiger Mann, der unter der Lehrerschaft der Provinz schon eine besondere Rolle gespielt hatte und allgemeines Ansehen genoss. Der Krieg hat auch ihn hinweggerafft. Die Klage um ihn war nicht weniger groß und aufrichtig wie die um Obricatis.

Bertram, der Direktor der Realschule in der Tellkampfstraße, gehörte zu den stehenden Besuchern der Freitagsversammlung in den Vier Jahreszeiten. Er hielt seine Anstalt in strenger Ordnung und war stolz darauf. Sein Musiklehrer Pusch hatte den besten Knabenchor in der Stadt. Die musikalischen Abende in der Tellkampfstraße waren beliebt und besucht. Ob sein Lehrerkollegium gerade mit Bertram zufrieden war, erschien mir zweifelhaft. Er war zu nervös und pedantisch. Der Krieg raubte ihm seinen ältesten, sehr begabten Sohn, der als Marineoffizier in einem der ersten Seegefechte in der Nordsee den Tod fand. Bertram selbst starb noch vor Schluss des Krieges an Magenkrebs.

384 Ein sehr fröhlicher, jovialer Mann war der Direktor Kosack von der Lutherschule. Er kam glücklich aus dem Kriege zurück. Ich nehme Abstand, die noch übrig bleibenden Kollegen zu charakterisieren und verweile noch bei dem schon Erwähnten.

Bocké, der zu Anfang des Krieges dem K.W.G. zugeteilt wurde und jetzt das Gymnasium zu Friedeberg i. d. N[eumark]. leitet, hatte mit Frau und Töchtern, so wie er war, nach Eröffnung der Feindseligkeiten aus Riga flüchten müssen. In Hannover wohnten die Flüchtlinge erst in Hotels, dann in Familienpensionaten. Kollege Bocké hatte die deutschen Schulen in Riga geleitet und dort an der Spitze der Auslandsdeutschen gestanden. Durch Jahrzehnte dauernden Aufenthalt im Balticum - er selbst und seine Frau stammten vom Niederrhein - war er in die freundschaftlichsten Beziehungen zu den baltischen Deutschen gelangt und auch

zu russischen Orden und Titeln aufgestiegen. In Riga hatte er eine Tochter gut verheiratet, besaß zwei Villen am Strande und erfreute sich hohen Ansehens.

Bei seiner Flucht rettete er wenigstens das ihm anvertraute Vermögen des deutschen Vereins, das seinige musste er zurücklassen. Um der von allem entblößten Familie zu helfen, trat ich dafür ein, auch die eine Tochter am K.W.G. zu beschäftigen. Es gelang mir, sie als Vorschullehrerin an die Stelle des einberufenen Wilhelm Bohne zu setzen. Beide, Vater und Tochter, füllten ihre Stellen in bester Weise aus. Er stand in meinem Alter, hatte es also nicht leicht, nachdem er jahrelang an der Spitze gestanden, nun wieder in Reih und Glied Dienst zu tun. Aber er unterzog sich ihm mit größter Gewissenhaftigkeit, ohne dabei die Fühlung mit den Deutschen in Russland zu verlieren. Er war ausgesprochener Alldeutscher und hatte als solcher Gelegenheit, auch für den schon erwähnten Oberlehrer Fuhrmann einzuspringen, als dieser durch seine Unklugheit in Schwierigkeiten geraten war. Ich schätzte den weltgewandten, umsichtigen, patriotischen Mann sehr und fand nichts dabei, wenn er, seinen baltischen Gewohnheiten treu, gelegentlich pokulierte und seinen Grog trank. Im Prov. Schulkollegium nahm man dies ernster, umso mehr als sein Einschub in die hannoversche Lehrerschaft ungerne gesehen war.

385 Als die Lehrernot am Goethegymnasium größer war als am K.W.G., ward Bocké diesem zugeteilt, was ihm sehr leid tat. Ziegler und Bocké waren zu entgegengesetzte Naturen, als dass sie miteinander hätten auskommen können. Ersterer zugeknöpft, nach oben schielend, stets den Direktor heraussteckend, letzterer freimütig, unbekümmert seinen Weg gehend und bürokratischer Selbstherrlichkeit spottend. Sie gerieten hart aneinander, und als Bocké an die Spitze des kleinen Friedeberger Gymnasiums berufen wurde, verbat er sich ernstlich jede feierliche Entlassung aus dem Verbands des Goethegymnasiums: „Es hat keinen Sinn, dass wir uns gegenseitig anlügen“. Heynacher wunderte sich, dass man den bejahrten Mann so ohne weiteres in den preußischen Schuldienst übernommen habe. Die Regierung musste wohl Gründe haben, für den kerndeutschen Mann zu sorgen. Wie angesehen er war, geht daraus hervor, dass er bei einem großen Kommerz der Auslandsdeutschen in deren Namen die Gegenrede auf Prof. Roethes Ansprache zu halten hatte. Das war in Berlin 1917.

Als die Deutschen Riga eroberten, wäre Bocké gern in seine alte Stellung zurückgekehrt. Zu seinem Glück wurde nichts daraus; wohl aber konnte er seinen Hausrat, seine Bücher und einen Bruchteil des Barvermögens nach Deutschland bringen und so sein Friedeberger Heim wohnlich ausstatten. Als der Zusammenbruch kam, war er anfangs völlig fassungslos und voll Zweifel an Deutschlands Wiedergenesung, bald aber hatte er sich wieder gefunden. Jetzt arbeitet er mit an Deutschlands Aufstieg, obwohl er ebensowenig wie ich Aussicht hat, viel davon zu erleben.

386 Die Reihe der Männer, die ich vorübergehend gesprochen und kennengelernt habe, ist nicht klein. Obenan will ich den „König Heinrich“, so wurde der Stadtdirektor Tramm genannt, stellen. Der ist ein kluger, gewandter, entgegenkommender Mann, der genau weiß, was er will. Ich stellte mich ihm im Rathaus

vor. Er hielt es nicht für nötig, einen Gegenbesuch zu machen, d. h. seine Karte abgeben zu lassen, was doch selbst der Oberpräsident nicht unterließ. Andere suchten mich auf, weil sie Söhne auf dem K.W.G. hatten. Ich nenne unter ihnen den Senator Grote, einen etwas finster in die Welt blickenden, streitbaren Mann, der mit Beschwerden zur Hand war, wenn seine Söhne sich auf den Fuß getreten fühlten. Diese hatte manches vom Vater an sich, waren aber sonst wie dieser treffliche Menschen. Beide sind in den ersten Jahren des Weltkrieges gefallen.

Den Prinzen Friedrich von Meiningen habe ich schon erwähnt. Er führte dem K.W.G. seine drei Söhne zu. Die beiden älteren waren auffallend begabte, alle drei vorzüglich erzogene, natürliche Menschenkinder. Georg, der Älteste, war die letzten drei Jahre seines Schulbesuchs Klassenprimus, lebhaft, interessiert und kameradschaftlich wie seine Brüder. Ernst, der zweite, neigte zum Phlegma und hielt sich durchschnittlich an zweiter oder dritter Stelle in seiner Klasse. Beide erzielten bei der Reifeprüfung Befreiung vom Mündlichen. Ernst fiel wenige Wochen nach Beginn des Krieges bald nach seinem Vater im Westen.

Der dritte Bruder [Bernhard] zeichnete sich nicht besonders aus, verließ auch schon auf Quinta die Anstalt, nachdem er sich weidlich mit seinen Klassengenossen geprügelt hatte. Von ihm erzählte mir sein Vater folgende Geschichte: Der Knabe sitzt in einem leeren Zimmer des K.W.G., mit einer Arbeit beschäftigt, die ihm sein Hauslehrer, der Kandidat am K.W.G. Pfeiffer, aufgetragen hat. Da tritt der Schuldiener Braune ein und beginnt eine längere Unterhaltung, indem er u. a. sagt, es sei doch schön, ein Prinz zu sein und sich alles verschaffen zu können. Da erwiderte ihm Prinz Bernhard, er möchte doch nicht solches Zeug reden, sie seien auch nur arme „Ludersch“. In dieser Fassung hatte Prinz Friedrich die Geschichte gehört. Ich habe beim Nachforschen keinen abweichenden Bericht erhalten.

Die Unterhaltungen mit dem Vater bewiesen mir jedesmal, was für ein vorzügliches Familienhaupt er war. Als General soll er nicht so auf der Höhe gestanden haben. Seine Gattin war eine Schwester des Fürsten zur Lippe, mit dem der Kaiser einst den für das kaiserliche Ansehen wenig vorteilhaften Streit hatte. Sie zeichnete sich durch ihr gewinnendes Wesen und große Weltklugheit aus und erzog auch ihre Töchter vorzüglich. Von diesen war die ältere die zweite Gemahlin des Großherzogs von Sachsen, die jüngere heiratete den Prinzen Adalbert, den dritten Sohn des Kaisers. Wenn ich eingeladen war, so habe ich mich stets wohl in dem Kreise der Herrschaften gefühlt, weil ganz unbefangener Verkehr herrschte. Mit mir zusammen pflegte Freund Heynacher geladen zu sein.

387 Ein Verkehr, den wir stets mit Vorliebe gepflegt haben, war der mit Walter Kranold und seiner Schwester Luise. Dass beide ausgesprochene Welfen waren, bildete kein Hindernis. Gegenseitiges Vertrauen verband uns, und es störte mich nicht, als er bei der Aussöhnung der Hohenzollern und Welfen⁹, die wir bei einer guten Flasche feierten, am Schluss ausrief: „Von dieser auserlesenen Sorte

⁹ offenbar der historischen von 1913

habe ich noch eine Flasche, sie soll getrunken werden, wenn das Königreich Hannover wieder aufgerichtet wird.“

Jetzt sind die Hohenzollern den Welfen in Deutschland gefolgt, und die welfische Partei erhebt mit neuer Kraft ihr Haupt in Niedersachsen. Gott allein weiß, was noch werden wird. Ich hoffe auf ein monarchisches Deutschland mit einem Hohenzollernschen Kaiser, aber ohne Rückkehr der Kleinstaaterei. Wilhelm II. ist meines Erachtens als Kaiser erledigt. Er hat sich zu unköniglich und kopflos bei seiner Flucht, oder vielmehr durch seine Flucht, nach Holland bewiesen. Ein Putsch von der rechten Seite erscheint mir ausgeschlossen. Der Zug nach rechts ist unaufhaltbar im Gange und bedarf keines gewaltsamen Vorgehens. Die Aufrichtung eines Königreiches Hannover erscheint mir aber noch ebenso aussichtslos wie ehemals.

Mit dem Bruder des Senior[s], dem Sanitätsrat Julius Kranold, haben wir nur kurze Zeit Beziehungen gepflogen. Er war ein überaus leidenschaftlicher, ja jähzorniger Mann und geriet im zweiten Jahre unseres hannoverschen Aufenthaltes mit dem älteren Bruder in einen Streit, indem er diesem vorwarf, seine zweite Frau missachtet zu haben. Der Vorwurf war völlig unbegründet, erstreckte sich aber auch auf Luise. Als bald nach diesem Konflikte die von Julius innig geliebte Frau starb, verhärtete sich sein Herz gegen die Geschwister und alle, die es offen mit ihnen hielten, so [sehr], dass er jede Verbindungen mit ihnen abbrach und von seinen Geschwistern selbst Briefe nicht mehr entgegennahm. Seine Kinder durften mit diesen Verwandten nicht sprechen, er selbst ging ihnen, wo es auch war, aus dem Wege. So ist es geblieben bis zu seinem Tode, der ihn bei einer Erholungsreise in den Alpen im dritten Kriegsjahre ereilte. Er war ein sehr tüchtiger Arzt und hatte ein warmes Herz für seine Patienten, wie ihm von den Insassen des großen von ihm geleiteten Kriegslazaretts nach seinem Ableben in einem Nachrufe bezeugt wurde.

388 Superintendent Rasch, Bruder des Ilfelder Amtsgerichtsrates, hatte sich nach seiner Pensionierung Hannover als Ruhesitz erkoren und wohnte mit seiner Gattin, seiner Tochter Berta und deren Schwester, der verw. Frau Pastor Pohlmann, erst in Döhren und später, als sein Sohn Pastor in Herrenhausen geworden war, daselbst. Emma war ein halbes Jahr in Sehle bei ihnen in Pension gewesen.

Wir freuten uns, die alten Beziehungen inniger gestalten zu können und haben uns, wenn es nur anging, gegenseitig besucht. Auch er war welfisch orientiert, weniger seine Kinder. Ein schwerer Schlag für den schon recht bejahrten Mann war der Tod seiner Gattin; doch sorgten die Töchter aufs kindlichste für ihn. Er verfolgte den Gang des Weltkrieges mit dem lebhaftesten patriotischen Interesse, erlebte aber nicht [mehr] den Zusammenbruch. Kurz vor seinem Tode schickte sein Schulfreund, der alte Prof. Meyer, zu ihm und forderte ihn zu einem Spaziergange auf. „Ich kann nicht kommen, ich muss jetzt sterben“, lautete die Antwort. Er war ein aufrichtig frommer und demütiger Mann, ohne Furcht, kein Blatt vor den Mund nehmend, hilfreich und gütig trotz seines scheinbar barschen Auftretens.

Wir schätzten ihn sehr, wie wir auch seine Angehörigen zu unseren liebsten Bekannten rechneten. Seine beiden Töchter waren schließlich Anhängerinnen der Mazdazman-Bewegung¹⁰ geworden, die u. a. den Fleischgenuss verpönt. Der alte Herr behauptete, er befände sich bei der vegetarischen Kost sehr wohl. Sein Enkel gedieh dabei zu einem kräftigen, blühenden Jüngling, der im dritten Kriegsjahre bei der Garde eingestellt wurde.

Der schon genannte Prof. Meyer war der Vater von Paul Meyer in Ifeld, Mariechen Bajohrs Mann. Er führte in seinen Bekanntenkreisen den Namen „Krähmeyer“ wegen seiner Stimme. Er schadete seinem Ifelder Sohn dadurch, dass er ihn überall als großes Licht pries und sein demnächstiges Aufrücken in ein Direktorat prophezeite. Die Erfüllung dieser Prophezeiung hat er nicht erlebt, da er bald nach dem Superintendenten Rasch starb. Er hatte ebenfalls das 80. Jahr überschritten. Nun lebt der dritte Schulfreund dieser beiden noch, Ramdohr, der ehemalige Direktor der Leibnizschule.

¹⁰ aus dem Zarathustrismus hervorgegangen

Direktor des K.W.G. in Hannover, 1908 – 1909

389 Nach dieser Schilderung des Milieus, in dem ich in Hannover lebte, gehe ich an den chronologischen Bericht über meine dortige Wirksamkeit. Das Einarbeiten und Eingewöhnen fiel mir leicht, da Lehrer wie Schüler bereitwillig meinen Anregungen folgten, auch wenn ich nicht daran festhielt – *quieta non movere*¹.

Der Frühling zeigte selbst die Großstadt in freundlichstem Lichte, schaut doch in Hannover überall das Grün herein. Selbst in dem eng umschlossenen Schulhofe prangten die Platanen in reichem Blätterschmucke. Herrlich waren die Ausflüge nach Herrenhausen, namentlich in den Schlossgarten.

Die Verbindung mit Ifeld war zunächst recht rege. Schreibers schrieben, dass sie sich wohlfühlten; die Kollegen, namentlich Georg Meyer, urteilten sehr vorsichtig über sie. Die Schwägerin Hermine wollte in Kassel abbauen, sie hatte sich mit ihrem Hauswirt überworfen und gedachte nun zum Herbste nach Hannover überzusiedeln. Sie besuchte uns zu Pfingsten. Wir fanden eine ihr zusagende Wohnung in der Geibelstraße. Im Frühsommer besuchte uns mein recht gebrechlich gewordener Bruder Theodor mit seiner fast erblindeten Frau. Sie kamen aus Oldenburg zurück, wo sie bei Burckhardts längere Zeit gewesen waren. Das Scheiden voneinander in hohen Jahren ist stets beweglich. Der Gedanke, dass man sich zum letzten Male gesehen habe, lässt sich nicht zurückhalten

390 Die großen Ferien 1908 gestalteten sich recht abwechslungsreich. In Ilsenburg trafen wir uns erst mit Freund H. F. Müller, der mir von seinen Gorgias-Studien u.a. erzählte, dann mit den lieben Raschs aus Ifeld. Es waren schöne Tage. Dazwischen pilgerte ich einmal durchs Eckerloch nach dem Brocken hinauf. Auch Freyers in Wernigerode suchte ich auf, indem ich von Ilsenburg zu Fuß dahin wanderte. Das Wiedersehen mit den alten Freunden war wehmütig. Frau Professor konnte den Rollstuhl nicht mehr verlassen; man merkte, dass ihre Lebensuhr abließ, der alte Freyer war etwas rüstiger, aber vergesslich und redselig.

Nachdem wir uns von Raschs getrennt, reiste Anna zunächst nach Goslar und ich auf zwei Tage nach Blankenburg zu Müllers. Dort tat ich Einblick in ein besonders glückliches Familienleben. Clara Lautenschläger mit ihren niedlichen Töchtern und Adolf mit den Seinen weilte im väterlichen Hause. Ich hatte im „Adler“ Unterkunft gefunden. Elise Schimmelpfeng wiederzusehen war mir eine aufrichtige Freude. Dora und Rudolf wohnten mit ihr zusammen. Erstere berichtete mir, dass Wolfgangs Widerspänstigkeit und aufbrausendes Wesen dem Vater doch viel Kummer bereite. H. F. Müller bestätigte mir dies; es war mit dem vollen Glück bei ihm also auch nicht so, wie es mir beim ersten Eintreten in sein Haus schien. Frau Müller war freundlich und gütig wie immer. Die Sorge für den Gang des

¹ „Ruhendes nicht stören“

großen Hauswesens nahm sie sehr in Anspruch. Der Besuch der Roßtrappe und eine Wanderung nach Michaelstein fielen in die Blankenburger Tage.

Dann traf ich mich mit Anna, wie verabredet, in Goslar. Oben auf dem steilen Berge nahmen wir Quartier. Annas Freundin, Anna Dankwarts, hatte es uns empfohlen. Wir konnten gar nicht besser aufgehoben sein. Die Verpflegung war gut, die Wanderungen in die Umgebung führten uns täglich zu neuen lieblichen Ausblicken. Dazu kann der Verkehr mit Dankwarts. Mit Frau Geheimrat Tappen erneuerten wir die alte Bekanntschaft. Gegenstand vieler Unterhaltungen war der aufsehenerregende Eulenburg-Prozess. Dass aber ausgesucht M[aximilian]. Harden der Hauptthetzer war, machte mich stutzig. Harden war doch sonst in sexuellen Fragen gar nicht prüde. Hier mussten tiefere Gründe vorhanden sein. Jedenfalls war es gelungen, den Eulenburg aus der Nähe des Kaisers zu entfernen.

391 Im weiteren Verlaufe der Ferien führten wir den geplanten Besuch in Kassel bei Tante Hermine aus. Es waren genussreiche Tage. Wir bekamen zu wiederholten Malen bei unseren Wanderungen nach dem nahen Wilhelmshöhe die Kaiserin samt ihrem Hofstaate zu Gesicht und freuten uns, dass alle Welt die sympathische hohe Frau enthusiastisch begrüßte. Ein Ausflug meinerseits über Münden-Karlshafen, Wasserfahrt und Eisenbahn, nach Kassel zurück zeigte mir bis dahin unbekannte Gegenden von hohem Reize. Auch an einem Ausflug in die Rhön beteiligte sich Anna nicht. Sie wollte mit ihrer Schwester das Zusammensein ausnutzen, befand sich auch nicht ganz gut.

In Gersfeld nahm ich Standquartier im Gasthof „Adler“, der schon eine Menge Sommergäste zählte. Höchst erfreulich war mir hier die Bekanntschaft mit den Kollegen Heußner-Kassel und Braun-Hanau, die mit ihren Frauen zur Erholung das freundliche Gersfeld aufgesucht hatten. Es fanden sich eine Menge gemeinsamer Beziehungen; ich brauche bloß die Namen Schimmelpfeng, Rothfuchs, v. Wille, Loeber zu nennen. Die Wanderungen in den Berge führte ich allein aus, da jene dazu nicht mehr imstande waren. Das Kloster auf dem Kreuzberge und der herrliche Ausblick von der obersten Höhe sind mir in besonders lieber Erinnerung geblieben. Natürlich stieg ich auch zur Milsenburg empor. Von der Höhe sah ich ein Gewitter heranziehen. Die Wasserkuppe hatte mir nur Nebelmassen vorgeführt.

Wie billig die Lebenshaltung damals war, erfuhr ich in einem Dorfe unterhalb der schönen Ebersburg, wo ich den Nachmittagskaffee einnahm. Die Wirtin setzte mir einen gewaltigen Teller mit Heidelbeerkuchen zu der drei große Tassen Kaffee nebst Zucker und Milch einschließenden Portion [vor] - ich konnte lange nicht alles bewältigen - und ließ sich dann für alles nicht mehr als 45 Pfennig bezahlen. [Bad] Salzschlirf war ein Abstecher von Fulda auf der Rückreise. Ich hatte nicht übel Lust, meine Gichtanlage dort einmal zu bekämpfen, aber der Ort erschien mir so überaus langweilig, dass ich von diesem Plane ein für allemal Abstand nahm. Auffallend war mir das üppige Mittagmahl, das die Kurgäste in Kursale einnahmen. Ich nahm daran teil und sagte mir: „Jeden Tag ein solches Essen, und du hast unweigerlich binnen 14 Tagen einen Podagra-Anfall.“ In Kassel traf ich

Anna und Hermine in guter Verfassung. Ich berichtete eingehend und besprach dann die demnächstige Übersiedlung der letzteren nach Hannover.

392 Am letzten Ferientage waren wir wieder in Hannover. Viel Arbeit wartete meiner, ich hatte abends in den abwechslungsreichen Ferien auch die nötigen Kräfte gesammelt. Großelternfreude erfüllte uns, als unsere Tochter mit der niedlichen Hildegard eintraf und längere Zeit bei uns blieb. Das waren schöne Wochen trotz allem, was hineinfiel. Die gute Frau Prof. Freyer segnete in Wernigerode das Zeitliche. Zeppelins stolzes Luftschiff hatte Unglück [5. August 1908], aber das deutsche Volk sprang helfend ein. Unser Kollegium am K.W.G. brachte allein 200 Mark durch Sammlung auf.

Dann kam die böse Lattmannsche Angelegenheit, über die ich schon berichtet habe und die insofern auch uns berührte, als einige Zeit allen Ernstes daran gedacht wurde, Lattmann mit Erich [Loß] tauschen zu lassen. Der Oberpräsident fasste jedoch die Sache deshalb schärfer an, weil es sich bei Lattmann um das gleiche Delikt handelte wie bei Eulenburg, dessen Prozess die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte. Darum nahm man von dem Tausche Abstand. Erich, der uns in diesen Tagen aufsuchte, war froh, dass er aus dem Spiel blieb. Die Ilfelder hatten von dem Lattmannschen Vergehen keine Ahnung, wie mir Bajohrs Bericht zeigte, der am Sonntag, dem 16. August 1908, bei uns zu Tisch war. Schreibers Einleben und mancherlei Zank im Coetus war die Hauptsache, die er zu erzählen hatte. Dann kam die Vernehmung Lattmanns durch Matthias, bei welcher Gelegenheit mich letzterer fragte, ob ich Lust habe, anstelle Leuchtenbergers die Leitung des Berliner Wilhelmsgymnasiums zu übernehmen. Ich lehnte mit aller Entschiedenheit ab. Der alte Breiter beglückwünschte mich, dass ich die widrige Lattmann-Affaire meinem Nachfolger überlassen hätte, und stimmte mir zu, dass ich Berlin ausgeschlagen hätte.

Dann kam der Besuch von Konrad Schneider, dem das Befinden seiner Ilse Sorgen bereitete, und zuletzt der von H. F. Müller. Er hatte in Braunschweig Schulprüfungen abgehalten und war voll Freude, dass auch sein Hermann das Ziel erreicht hatte. Mit Heynacher saßen wir einen Abend bei uns zusammen und gedachten der alten Zeit und der bevorstehenden Weiterentwicklung des Schulwesens. Heynacher meinte, Matthias bevorzuge nur darum die Reformschulen, um das Griechische, solange es ginge, zu halten, in 50 Jahren würde es aus den Lehrplänen verschwunden sein. Ich kann es nicht glauben. - Schülerselbstmorde waren auch Gegenstand unserer Unterhaltung anlässlich eines eben in Hannover vorgekommenen Falles. Wir waren uns einig, dass die Schule in den seltensten Fällen einer Schuld bezichtigt werden könne, dass vielmehr die häuslichen Verhältnisse und verkehrte Erziehung der Anlass seien.

393 Leider konnte Müller nicht bis zur lutherischen Konferenz bei uns bleiben, die in der Woche vom 14. September 1908 in Hannover tagte und eine Menge anregender Vorträge bot. Nun lief auch Emmas Aufenthalt ab. Erich hatte seine militärische Dienstleistung hinter sich. Es wurde wieder still im Hause. Die kleine anhängliche Hildegard kehrte mit ihrer Mutter nach Stade zurück. Vorher

aber bewerkstelligte Tante Hermine ihren Umzug. Sie fühlte sich bald in der Geibelstraße recht wohl. Nur war die Entfernung von uns zu ihr recht groß.

Ich reiste im Herbst nach Görlitz mit dem üblich in Aufenthalt in Dresden, wo ich diesmal in der Frauenkirche am Neumarkt eine treffliche Predigt des Pastors Penz hörte. In der Stadt waren die Vorbereitungen zum Empfange des spanischen Königs im Gange; in Görlitz traf ich meine Geschwister in leidlicher Verfassung, nur zu größeren Gängen war keiner mehr fähig, auch Gustav nicht, so dass mich [mein Neffe] Hermann Müller auf die Landskrone begleitete. Mit ihm unternahm ich auch einen Ausflug ins Böhmisches. Von Friedland stiegen wir zum Wittighause empor und wanderten von dort aus über den Nussstein nach Haindorf. Wie schön ist doch das Isergebirge!

Der Krieg im Oriente, zwischen Bulgarien und der Türkei, beschäftigte uns. An einigen Abenden war ich mit alten Schulfreunden zusammen. Unter diesen war der unverheiratet gebliebenen Oberpostsekretär Fiebig bereits im Ruhestande, den er ganz der Pflege der alten „Siebener“-Traditionen widmete. Er stand eigentlich noch völlig in den damaligen Anschauungen und konnte auch das Kneipen nicht lassen. Mir war es geradezu zuwider, und ich wunderte mich nicht, als ich nicht lange darauf die Nachricht erhielt, der biedere Niepel - das war sein Spitzname - sei durch einen Schlaganfall weggerafft worden.

Theodors Schwiegersohn Bormann, Bankbeamter, machte in diesen Tagen eine Reise in die sächsische Oberlausitz mit seinem Chef Weber, dem 1. Direktor der Löbauer Bank, und dem Reichstagsabgeordneten Bassermann. Nicht ohne Sorge um Vally verließ ich die Heimat. Interessant war mir der Bericht Bormanns über seine vorjährige Orientreise. Er stellte den Serben das schlechteste, den Bulgaren das günstigste Zeugnis aus. In Hannover war ich noch einen Tag mit Erich, Emmchen und Hildegard zusammen [bevor sie nach Stade zurückkehrten]. Es war ein frohes Wiedersehen.

394 „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi“², schrieb ich mir am 29. Oktober 1908 ins Tagebuch.³ Das Verhalten des Kaisers gegenüber den Buren und dann den Engländern beschäftigte ganz Deutschland und wurde überall missbilligt. „Vorgetan und nachbedacht hat manchem schon groß Leid gebracht.“ Wenn wir nur nicht das auszuessen hätten, was der ‚impulsive‘ Herrscher der Nation einbrockt“, war ein Gedanke den ich nicht loswurde. „Impulsiv“ ist der euphemistische Ausdruck für „unüberlegt“, „unbedacht“, der in der Öffentlichkeit gebraucht werden konnte. Die schuldige Ehrfurcht vor dem Oberhaupt des Reiches verbot den eigentlichen Ausdruck.

Am 4. November 1908 nahm ich an der Beisetzung des in hohem Alter verstorbenen von mir ganz besonders verehrten Prov. Schulrates Breiter teil. „Voluit,

² „Welche Wahnsinnstaten die Könige auch immer begehen, die Achäer (ihre Untergebenen) müssen sie büßen“, Horaz

³ Am 28. Oktober 1908 war es zur „Daily Telegraph Affäre“ gekommen, durch Veröffentlichung eines Interviews Wilhelms II. im D. T.

quiescit“⁴ sollte auf seinem Leichenstein stehen. „Voluit, quiescit“ war auch der Text der Leichenrede, die ihm Pastor Marahrens⁵ von der Schlosskirche hielt. Das Leichengefolge auf dem Stöckener Friedhofe enthielt die Mehrzahl der Schulleiter der höheren Schulen aus der ganzen Provinz. Auch Eduard Rothfuchs war von Bückeburg herbeigekommen. Er hatte seine dortige Anstellung als Direktor der Fürsprache des Verstorbenen zu verdanken.

Breiter war binnen weniger Wochen von einem bis dahin latent gebliebenen Blasenkrebs dahingerafft worden, nachdem er sich auch noch einer Staroperation unterzogen hatte. Mit ihm sank der beste Kenner der hannoverschen Schulverhältnisse ins Grab; er hatte über ein Menschenalter dem Schulwesen vorgestanden und sich allgemeine Anerkennung und Achtung erworben.

395 Der Winter brachte eine ganze Reihe von Einladungen bei näheren und entfernteren Kollegen, bei Mitgliedern des Schulkollegiums und bei August sowie Julius Kranold. So opulent wie einzelne Essen in Ilfeld, z. B. beim alten Schulze, bei Freyers, bei Fumettis und später Doetinchem, waren diese nicht. Sie standen etwa mit den Aurichern auf gleicher Stufe, aber zeugten doch alle davon, dass wir in einer genussfreudigen und reichen Zeit lebten. Statt der vielen Weine wie in Ilfeld und einem Kranz von fünf bis sechs Gläsern gab es nur zweierlei Wein, roten und weißen, und nur zum Schluss eine besondere Sorte oder ein Glas Sekt. Nach aufgehobener Tafel wurde Kaffee getrunken und Zigarre geraucht. Den Abschluss bildete ein Glas Bier. Die Speisenfolge war fast überall dieselbe: Fisch, Braten, Pudding, Butter und Käse, Obst; zuweilen wurde zwischen Fisch und Braten eine Pastete eingeschoben und zu Anfang eine Tasse Fleischbrühe serviert. Wenn die Gesellschaft größer war, so waltete ein Lohndiener seines Amtes. In unseren Kreisen war es ein sehr zuverlässiger, älterer Mann, der den Eindruck eines Konsistorialrates machte und sich durch tadellose Nüchternheit und Ehrlichkeit auszeichnete. Ich entging den Gefahren dieser Ess- und Trinkgelegenheiten durch die größte Mäßigkeit, beschränkte mich gewöhnlich auf zwei Glas Wein und einmaliges Zulangen bei den Speisen. So bin ich aus der ersten hannoverschen Kampagne gesund hervorgegangen und blieb weiterhin dieser Gewohnheit treu.

396 Der Kaiser war wochenlang der Hauptgegenstand aller Unterhaltungen. Maximilian Harden mit seiner giftigen, unverschämten Beurteilung trug Öl ins Feuer. Wenn es so weiter geht, steuern wir einer Regentschaft entgegen, war eine Ansicht, die von vielen geteilt wurde. Die Zeiten erschienen sehr ernst.

Wie durch wüstes Leben eine gute Gesundheit und ein normaler Geist zerrüttet wird, bewies mir eine Unterhaltung mit Kühleweins einzigem Sohne Paul, der mich auf der Rückreise von München nach Kiel aufsuchte. Er borgte Geld, um nach Hause gelangen zu können, und gab unverhohlen zu, dass er sich selbst ruiniert habe. Seine flackernden Augen und seine wirren Reden ließen nichts Gutes vermuten. Die armen Eltern!

⁴ „Er hat es gewollt, und so ruht er“

⁵ August F. K. Marahrens, später Landesbischof, in der NS-Zeit herausragender – nicht unumstrittener – Kirchenmann

Die große Aussprache im Reichstag löste die Spannung [s. §394]. Der Reichskanzler gab zu, dass Anstoß erregt sei, der Kaiser gelobte Besserung. Dass er dem Fürsten Bülow die matte Verteidigung nie vergessen würde, stand fest. Von da an rechnete man mit einem Wechsel im obersten Reichsamte. Der Kaiser zog sich in den nächsten Wochen zurück und verhielt sich schweigend. War dies ein Zeichen von Einkehr? Wenn nicht, so gingen wir bösen Zeiten entgegen, meinte der geistvolle Prof. Schrader, als ich auf einer Abendgesellschaft bei ihm das Thema anschnitt.

An der Wende des Jahres erschütterte das sizilische Erdbeben alle Gemüter. 100.000 Menschen mit einem Male dem Tode verfallen, das gibt zu denken. Ich las in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ den Abschnitt wieder durch, wo er von dem Eindrucke spricht, den das Erdbeben von Lissabon auf seinen jugendlichen Geist gemacht. Ähnliche Erwägungen beschäftigten jetzt die ganze civilisierte Welt.

397 Das neue Jahr 1909 blickte uns, um mit Wildenbruch zu sprechen, mit kalten, harten Augen an.⁶ Alle Welt feindlich gesinnt, Deutschland auf sich gestellt. Der plötzliche Tod des Prof. Fügner bewegte in den ersten Tagen des Januar das Kollegium. Ich gedachte seiner in der Morgenandacht. Er hat es nicht verschmerzen können, dass so viele Leute „mit einer schmalen Basis“ Direktoren geworden sind und er nicht. Er wurde auf dem Strangrieder Friedhofe beigesetzt.

Die Ereignisse des vergangenen Jahres veranlassten mich, am 27. Januar als Text zu meiner Kaisergeburtstagsrede das Goethewort zu wählen „Die Herzen dem Regenten zu erhalten, ist jedes Wohlgesinnten erste Pflicht. Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen - und wenn er fällt, mit ihm sinkt alles hin“. Das Mittagessen nahm ich im Tivoli an der Honoratiorentafel ein zusammen mit mehreren hundert Teilnehmern. Den Kaisertoast brachte Excell. v. Löwenfeld mehr schlecht als recht aus; zum Glück war die Ansprache militärisch kurz. Die rauschende Musik und die lebhaftere Unterhaltung machten dieses Festmahl für mich recht anstrengend und wenig erträglich; aber es ist mir gut bekommen. Bald darauf besuchte mich Freund Hermann Friedrich [Müller], der in Braunschweig Prüfungen abgenommen hatte. Er, der treue Patriot und Märker, schüttelte doch auch den Kopf bedenklich zu den Vorgängen, die die kaiserliche Unbeständigkeit im Reichstage veranlasst hatte.

Eine freudige Nachricht war für Anna und mich das heldenmütige Verhalten unseres Neffen Otto Scheidemann, der mit Dransetzung seines Lebens eine Anzahl Soldaten bei Hochwasser gerettet hatte. Nun lag er selbst schwer krank infolge der überstandenen Strapazen bei seiner Mutter. Wohl ein Jahr dauerte es, ehe er alle Folgen überwunden hatte.

⁶ Zit. auch von R. Hoffmann, „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“, §133

Die Einladung bei meinem Vorgänger Wachsmuth hinterließ bei Anna und mir einen recht wehmütigen Eindruck. Der alte Herr war völlig zur Ruine geworden und musste ausführen was seine Frau und Tochter kommandierten. Außer uns waren noch Kluges geladen, die bald darauf nach Lingen übersiedelten, Köchers und Gässner. Wir hatten den Eindruck, dass die Wachsmuthschen Damen mit unserer Einladung nur einer lästigen Pflicht genügt hätten und froh waren, als die Sache erledigt war.

398 In einem stark besuchten Vortrage im Künstlerhause redete unser Kollege Schrader beinahe zwei Stunden über Ibsen und führte aus: Ibsen sei nicht 1) Vorkämpfer der Frauenemanzipation, 2) des Sozialismus, 3) der Bekämpfer alles Kompromisslertums, 4) Stifter einer besonderen Schule. Er tritt ein für das Ausleben der Individualität, der Persönlichkeit, und berührt sich darin mit Nietzsche. Die Persönlichkeit scheitert oder verbiegt sich, wenn sie ihre individuellen Neigungen nicht in Einklang bringt mit dem Wohle der Gesamtheit.

Der Weggang des Kollegen Kluge an das Gymnasium zu Lingen gab Veranlassung zu mancherlei Feiern. Wir sahen den trefflichen Mann ungern scheiden. Ich rief ihm bei der Abschiedsfeier in den Vier Jahreszeiten den Goethe-Spruch zu: „Musst nicht widerstehn dem Schicksal, musst es aber auch nicht fliehen. Wirst du ihm entgegengehen, wird's dich freundlich nach sich ziehen.“ Prof. Schrader schoss den Vogel ab mit einem hübschen Gedichte, das von den Anwesenden gesungen wurde. „Ich muss bei Hochzeiten immer die Schalengedichte liefern. In diesem Tone ist auch des Elaborat gehalten“, sagte er mir, indem er die „Schalengedichte“ seiner eigenen Herkunft [aus eigener Werkstatt] lustig verulkte. Die Kollegendamen pflegten bei Hochzeitsfeiern eine Schale mit Blumen, von einem Gedichte begleitet, dem Brautpaare zu überreichen.

Die „Koedukation“ war in diesen Tagen ein viel besprochener Gegenstand. Die Mehrzahl der Lehrer war damit einverstanden, dass unser Prov. Schulkollegium nichts davon wissen wollte.

399 In der Osterzeit 1909 hatten wir viel lieben Besuch. Freund Tüselmann und Gattin gehörten dazu, auch Georg Meyer, der damals auf alle Weise von Ilfeld fortzukommen beehrte. Er hatte sich ans K.W.G. gemeldet, er hatte Göttingen ins Auge gefasst. Beides wurde ihm von der Behörde abgeschlagen, weil beide Schulen schon zu viel alte Herren hatten und Georg Meyer in Ilfeld nicht gut zu entbehren war. Wir verlebten frohe Stunden.

Etwas anstrengend für uns war der wiederholte Besuch meines Neffen Hermann Müller, der in Celle eine militärische Dienstleistung abmachte, dort keinen rechten Anschluss fand und deshalb oft nach Hannover herüberkam. Anstrengend nenne ich ihn, weil der sonst so wackere Knabe absolut nichts zur Unterhaltung beitrug. Er überließ dies den anderen. So war es immer schon gewesen. Dabei hielt er es mit den goldenen Rücksichtslosigkeiten. Anna meinte, er müsse bald eine tüchtige Frau heiraten, das Junggesellenleben hätte ihn nicht zu seinem Vorteil verändert. - Umso mehr Freude bereitete uns der Aufenthalt der Stader Kinder

mit der kleinen allerliebsten Hildegard, die sich mir recht anschmiegte. Von uns aus konnten sie gut Erichs Eltern und Tante Hermine erreichen. Der in Hannover tagende „Hebeverein“⁷, so wurde der Philologenverein der Provinz scherzhaft genannt, zeitigte einige gute Vorträge, die Erich mitnahm. Kunstausstellung und Theater bildeten andere Anziehungspunkte. Dazu hielt der Frühling Einzug.

Im Gegensatz dazu stand die [jungtürkische] Revolution in Konstantinopel, aber das grollte ja nur im äußersten Osten. „Bei uns geschieht so etwas nicht“, dachten wir, und dabei überkam doch jeden von Zeit zu Zeit die Sorge vor einem in der Luft noch schwebenden Weltkriege. Die Absetzung des Sultans überraschte uns nicht, wohl aber, dass man ihn am Leben ließ.

Ein Festtag für das ganze K.W.G. war die Aufführung von Schraders nach Sophokles bearbeiteten Dramas „Zwischen Nacht und Morgen“ im Kgl. Hoftheater. Die ganze Schule mit ihrem näheren und weiteren Anhang war in der Vorstellung und ließ es an Beifall nicht fehlen. Prof. Schrader erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, und seine Arbeit hatte viele Vorzüge, aber mehr als drei Aufführungen erlebte sie nicht, dann verschwand sie vom Theaterzettel, ist auch sonst nirgends zur Aufführung gelangt. Am wenigsten sagte mir das angehängte Ritornell zu, der erste Teil des Ganzen weist die geschlossenste Handlung auf.

400 Mittlerweile hatte Erich seine Dienstzeit in Oldenburg abgeschlossen. Er nahm mit Emmchen noch an der Hochzeit seiner Schwester Martha teil und reiste dann mit Frau und Kind nach Stade. Für Anna und mich entstand eine ordentliche Lücke, als Emmchen und Hilde nach wochenlangem Aufenthalt uns allein zurück ließen. Auch Tante Hermine trug daran. Sie hatte es mittlerweile sehr bereut, nach Hannover übergesiedelt zu sein, zumal Otto Scheidemann, um von den Folgen seiner Rettungstat - Herzbeklemmungen - befreit zu werden, für 1 1/2 Jahre als Lazarettadjutant nach Kassel versetzt war. An ihm hing Tante Hermine sehr.

Mein Vorgänger Wachsmuth hatte sich etwas erholt und besuchte mich vor den großen Ferien, seine Frau musste ihn aber führen. Es kam beiden darauf an, das Ölbild Wachsmuths, das damals fertig geworden und im Lehrerzimmer einen Ehrenplatz erhalten hatte, zu sehen. Es wurde als gut befunden. Charakteristisch für Frau Wachsmuth war ein Ausspruch, ihr Mann sei bemüht gewesen, das Schulgeld für das K.W.G. zu erhöhen, damit es keine Armenschule würde. Von sozialem Empfinden keine Spur! Das sind Wege, die ich niemals wandeln würde. Es waren aber mehr ihre Gedanken als seine.

401 Starke Heiserkeit und ein gründlicher Bronchialkatarrh bestärkten Anna und mich in dem Entschlusse, noch einmal Degenbalm bei Morschach aufzusuchen. Wir brachen gleich am ersten Ferientage auf und hielten uns wie das vorige Mal zuerst wieder in Marburg auf, das im Zeichen eines großen Turnfestes stand. Diesmal war das Hotel Lieb unser Absteigequartier. Es hatte zwar gute Betten,

⁷ nach Hebe, der griech. Göttin der Jugendschönheit?

war aber sonst gar nicht nach unserem Geschmack. Das Schloss und die Elisabeth-Kirche konnten noch aufgesucht werden. Anderntags ging es weiter bis nach Luzern, wo wir in dem behaglichen Gasthaus „Zum Rössli“ gute Unterkunft fanden. Das Wetter war herrlich. Die Wanderungen am See und auf dem Dütschiberge erquickend. Die unvergleichlich schöne Fahrt von Luzern nach Brunnen machten wir mit dem Ehepaar Kohlrausch zusammen, die eine größere Fußwanderung in der Schweiz planten und Land und Leute zu studieren beehrten. Die frische Frau Kohlrausch war ungemein leistungsfähig und konnte mit ihrem rüstigen Gatten überall durch Dick und Dünn gehen, war mit allem zufrieden und fand sich in den unbequemsten Lagen zurecht.

In Degenbalm bekamen wir ein hübsches Balkonzimmer mit herrlicher Aussicht nach dem See zu, von dem freilich nicht viel zu sehen war. Am schönsten stellte sich die Bergkette dar, links von Seelisberg bis rechts zum Pilatus, Rigi und den Schwyzer Bergen. Anfangs war es kalt und regnerisch, dann stellte sich Neuschnee ein und zauberte uns für Stunden das Bild einer Winterlandschaft vor. Ihm folgte das schönste Sommerwetter. Einen Tag waren Kohl raus unsere Gäste, die in Brunnen Standquartier genommen hatten. Wir zeigte ihnen die Schönheiten Degenbalms und Morschachs, wanderten mit ihnen zum Axenstein und freuten uns unseres Zusammenseins.

In den Regentagen hatten wir Gelegenheit, unsere Mitgäste in der Pension zu studieren, weil wir ja doch den größeren Teil unserer Zeit in den gemeinschaftlichen Räumen zubrachten. Es war eine bunte Gesellschaft, gesprächige Franzosen, steife, hochmütige Engländer, höfliche Italiener und endlich Russen, über die wir uns nicht recht klar wurden. Nach dem Abendessen pflegte jeder, der etwas zu bieten hatte, dies auch zum besten zu geben. Klavier, Geige, Cello, Flöte, Gesang, Deklamationen ließen sich hören. Den Beschluss bildete in der Regel gemeinsamer Tanz der jüngeren Welt, wobei sich die verschiedenen Nationen aufs beste vertrugen. Von den deutschen Gästen befreundeten wir uns mit einem Ehepaar Steinseifer aus Siegen, die kurz vorher einen blühenden Sohn durch einen Unglücksfall verloren hat. Auch mit der anfangs sehr protzig auftretenden Familie Voigt kamen wir in Verkehr. Das Familienhaupt war der Prov. Schulrat Voigt aus Berlin, der sich mit seiner ihn bis in die Sommerfrische verfolgenden Arbeitslast aufspielte.

402 Der Abgang Bülows [am 14. Juli 1909] und dessen Ersatz durch Bethmann-Holweg brachte uns in politische Gespräche, und es war mir interessant, wie offen sich Voigt über den Kaiser aussprach und wie sein Urteil sich mit dem meinigen berührt. „Der Kaiser hat keinen moralischen Mut, deshalb kann er sich nicht entschließen, begangene Fehler einzugestehen. Seine friedliche Regierung beruht auch nur auf Mangel an Mut. Am liebsten sind ihm die Leute, die ihm nach dem Munde reden. Wer dies nicht tut, den stößt er von sich.“

Anna besuchte am Sonntag, dem 18. Juli 1909, die Aufführung des Wilhelm Tell in Altdorf und kam ganz angetan zurück; ihre Begleiterin war Frau Steinseiffer [sic]. Ich unternahm an dem Tage eine größere Wanderung nach Schwyz und hielt

mich auf dem Rückwege auf dem Axenstein auf. Es sitzt sich da oben angesichts der unvergleichlichen Aussicht wundervoll. Meinen Katarrh und alle Heiserkeit wurde ich gründlich los. Anna erholte sich zusehends und wanderte sogar eines Tages von Treib bis auf die Höhe des Seelisberges mit. Nachdem wir uns dort umgesehen und gebührend gestärkt, stiegen wir zu Rütli hinunter in Begleitung des Ehepaares Prof. Nürnberg aus Hannover und sahen dort dem frohen Treiben verschiedener Schulen zu, die auf der Wiese das beliebte Rütlied sangen. Nachmittags 6 Uhr waren wir bereits wieder in Degenbalm. Ein Gottesdienst in der Kapelle des Axenstein-Hotels ist Anna und mir in eindrucksvoller Erinnerung geblieben: der herrliche, friedliche Hin- und Rückweg und die vortreffliche Predigt des Elberfelder Pastors Schneider über Jesu als das Licht der Welt, was er uns ist, was er wirkt und was er verlangt. Natürlich wurden auch die Tell-Kapelle und die Axenstraße wiederholt von uns aufgesucht. Nach dem Stoß pilgerte ich allein.

Von den fremdländischen Gästen gefiel uns besonders die italienische Familie Cadorna. Das Oberhaupt war der kommandierende General Cadorna aus Neapel⁸, er sprach geläufig Deutsch. Uns nebenan wohnte seine ältliche Schwester, die ihre schwarze Katze mitgebracht hatte, eine sehr höfliche Dame. Von den Töchtern zeichnete sich eine durch Schönheit aus, die andere weniger. Die Söhne des Prov. Schulrat Voigt tanzten abends wacker mit ihnen. Wir trafen mit den Cadornas noch einmal in Engelberg zusammen, das den Abschluss unseres Schweizer Aufenthaltes bildete. Engelberg zeigte sich uns in seiner ganzen Lieblichkeit und Großartigkeit. Wir hatten dort ausgesucht schönes Wetter, nachdem wir in dickem Nebel eingelaufen waren. Anna war auch gut zu Fuß. Wir pilgerten bis zum Alpenrösli gegenüber dem Titlis hinauf. Nachts hellster Mondschein.

403 Auf dem Rückwege hielten wir uns wieder in Luzern auf und machten zuletzt Station in Fulda, wo wir die beiden betagten Schwestern Marie und Josephine Schimmelpfeng besuchten. In Fulda lebte es sich noch billig. Während Anna bei Schimmelpfengs weilte, unternahm ich einen Morgenspaziergang über den Frauenberg und landete in Bellevue. Dort zahlte ich für zwei halbe Liter Bier und ein großes Schinkenbutterbrot alles in allem 49 Pfennige. Trinkgeld war auch nicht nötig, weil die Wirtin selbst bediente. Ehe wir aber nach Hannover zurückkehrten, statteten wir den lieben Blankenburger Freunden einen längst zugesagten Besuch ab. Quartier nahmen wir im „Adler“. Tante Elise Schimmelpfeng fanden wir recht hinfällig geworden, Müllers in alter Frische. Gemeinsam wurde ein Ausflug ins Bodetal gemacht. Hermann Friedrich nahm lebhaften Anteil an dem Leben unserer Kinder, schien es aber doch nicht zu verstehen, dass ihn Erich bei seinem letzten Besuch in Blankenburg gar nicht aufgesucht hatte. Es handelt sich da um eine schwache Seite bei Erich. Zu Verwandten- und Bekanntenbesuchen ist er kaum zu bewegen. Im Grunde soll sich alles nach ihm richten. Seine Tüchtigkeit wurde von Müller rückhaltlos anerkannt.

404 Bald war meine Arbeit in Hannover wieder in vollem Gange. Von den Besuchen, die wir im Spätsommer erhielten, war uns der des Schneiderschen

⁸ der spätere ital. Generalstabschef im 1. Weltkrieg, s. §538

Ehepaares sehr wehmütig. Frau Schneider befand sich im letzten Stadium der Lungenschwindsucht und wurde von ihrem Gatten nach dem Bad Rehburg geleitet, sie konnte keinen Satz ohne Husten vollenden. Ihm ging es leidlich. Er hatte aber auch nicht viel zuzusetzen, die Sorge um seine Kinder machte ihm das Herz schwer. Wer sollte sie jetzt im Übergangsstadium leiten, wenn die Mutter fehlte? Denn auch die älteste Tochter Ilse trug sich schon mit dem Leiden der Mutter. Es war ein schönes Mädchen von gewinnenden Wesen. Anna und ich hatten sie herzlich lieb gewonnen bei denen verschiedenen auf Wochen sich ausdehnenden Besuchen, die sie uns schon in Ilfeld gemacht hatte. Im folgenden Jahre verkehrte sie noch oft bei uns, als sie sich an einem Ausbildungskursus in Hannover beteiligte, und wir hatten helle Freude an ihrem manchmal etwas herben, aber stets das Richtige treffenden Urteilen und ihrer ganzen Lebensauffassung. Sie folgte wenige Jahre nach dem Ableben der Mutter dieser ins Grab. Dann übernahm ihre Schwester Kaethe die Führung des Haushaltes, bis dieser durch den Tod des Vaters im letzten Kriegsjahre sich teilweise auflöste. Im August 1908 konnte das Ehepaar Schneider aber noch die Feier ihrer silbernen Hochzeit begehen. Die Entwicklung seines Sohnes Rudolf nahm Schneider nicht leicht und tat recht daran, wie dessen spätere Entwicklung lehrte.

„Kennen Sie mer vielleicht sagen, mei Kutester, is Sie [?] das werklich schon Leipzig, wo mer jetz sin?“, hat im Festzuge der Prager Magister einer dem zuschauenden Könige von Sachsen zugerufen. So erzählte mir Kollege Wülker, der die 500-Jahr-Feier der Leipziger Universität mitgemacht hatte und mir eingehend von ihrem Verlauf berichtete. Ich hätte Sie gern mitgefeiert, aber meine Zeit war zu besetzt. Der 2. Bürgermeister von Leipzig, Fritz Roth, mein alter Tutandus, würde mir wohl trotz der ungeheuren Zahl von Teilnehmern noch ein Plätzchen verschafft haben.

405 Freund Heynacher unterzog Ende August 1909 die Schule einer eingehenden Revision und hatte allerhand Kleinigkeiten auszusetzen. In der von ihm geleiteten abschließenden Konferenz gewann er sich aber aller Herzen durch seine sachliche und wohlwollende Beurteilung. So herrschte auf dem gleich darauf folgenden Sommerausfluge des ganzen Kollegiums einschließlich der Damen eine sehr fröhliche Stimmung. Wir wanderten von Emecke nach der Sorsumer Mühle, nahmen dort unsern Kaffee ein, wobei unendlich viel Kuchen vertilgt ward, und schlossen in Hildesheim ab. Das gemeinsame Abendessen im Hotel Hotop war von der üblichen Fülle von Reden begleitet

Was Kinder für niedliche Gedanken haben! War da Clara Bormann, die Tochter meines Bruders Theodor, mit ihrem kleinen Martin auf der Rückreise von Spiekeroog für einige Tage unser Gast. Wir zeigten ihr die Sehenswürdigkeiten von Hannover und führten sie auch mit dem Jungen in den zoologischen Garten. Dort beschäftigten die Störche besonders seine Phantasie. Er wies auf den einen hin: „Bringt der die kleinen Kinder? Aber wie ist es mit dem da, der die kleine Krone auf dem Kopfe hat?“ - er meinte einen ausländischen Schopfstorch oder Reiher - „bringt der die Königskinder?“

406 Das Sterben unter den alten Jugend- und Universitätsfreunden setzte allmählich stärker ein. Heinrich Remmers, Justizrat in Aurich, und Albracht, Direktor in Naumburg, gingen dahin, Freunde von Gustav, der wunderbar gewordene Fiebig und mancher andere. Aus den Händen des letztgenannten Görlitzer Schulkameraden hatte Prof. Meth-Berlin das Material zu seinem Buche „Görlitzer Schulgeschichten“ entnommen. Ich habe es mit großer Spannung gelesen. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts, so unerquicklich auch vieles ist, was da zur Sprache kommt.

An meinem 60. Geburtstage [23. September 1909] trat ich die Reise zur Philologenversammlung in Graz an. „Sexagenarios de ponte“⁹ hatte mir Georg Meyer scherzend geschrieben. Ich wollte aber zeigen, dass ich mit Gottes Hilfe noch einige Jahre in ponte aushalten könne. In Halberstadt schloss sich H. F. Müller an; in Dresden machten wir Halt und feierten den Geburtstag bei einer Flasche Wein. Unterwegs fuhr bis Dresden ein alter Ilfelder, Graf Vitzthum, mit uns, der mir herzliche Glückwünsche aussprach. Ich erwähne dies deshalb, weil derselbe, hieran anknüpfend, zehn Jahre später zu meinem 70. Geburtstage meiner freundlich gedachte. Er hatte den Weltkrieg und die Revolution bis dahin glücklich überstanden.

407 Am 24. September 1909 spät abends, nachdem wir den ganzen Tag in der Eisenbahn zugebracht hatten, langten wir in Wien an und fanden im Hotel Belvedere Unterkunft. Die Betten waren gut, die Sauberkeit ließ zu wünschen. Zahlreiche dort logierende Offiziere machten viel Lärm. Der ganze folgende Tag war ausgefüllt mit der Besichtigung der alten Kaiserstadt. Wir versäumten auch nicht, zum Kahlenberge hinaufzufahren. Nur war die sonst gewiss sehr schöne Aussicht vernebelt. Was sind das für Monumentalbauten am Ringe! In der Hofburg lauschten wir der Tafelmusik, während oben der alte Kaiser zu Mittag speiste. Ihn selbst sahen wir nachmittags dank der Weisung eines freundlichen Wiener, der uns den Platz selbst anwies, wo wir ihn am besten zu Gesicht bekommen. Der hochbetagte Herrscher sah wohl aus und dankte freundlich für die ihm dargebrachten Huldigungen. Natürlich fuhren wir auch in den von Menschen wimmelnden Prater, streiften auch durch den sogenannten Würstelprater, konnten ihm aber keinen Geschmack abgewinnen. Das Tegethoff-Denkmal gefiel uns.

„Hoffmanns Erzählungen“ [von Jacques Offenbach] in der Volksoper gingen am Abend an uns vorüber. Das immer wiederkehrende Motiv¹⁰ wollte mir in den nächsten Tagen nicht aus dem Ohr schwinden. Ich sah eine Schar polnischer Juden im Geiste, die sich gegenseitig an ihren Kaftanen hielten und den Walzer aus dieser Oper tanzten.¹¹ Bunt genug geht es darin zu, und Unterhaltung für einen Abend findet man; aber H. F. Müller und ich waren darüber einig, dass wir diese „Erzählungen“ nicht ein zweites Mal hören wollten.¹²

⁹ zu ergänzen „in Tiberim deicere“: „die 60-Jährigen von der Brücke (in den Tiber werfen)“

¹⁰ wohl des berühmten Gondel-Liedes

¹¹ Offenbach war Jude. Die „Kaftanjuden“ waren eine Kindheitserinnerung M.s aus Görlitz.

¹² Wenn sie aber von einem Nicht-juden gewesen wären?

In unserem Gasthause war es wieder bis tief in die Nacht sehr lebhaft, sauberer wurde es dadurch nicht. Anderntags fuhr Müller nach Graz voraus; ich erwartete noch Graeber aus Hannover, um ihn vom Absteigen im Belvedere abzuhalten. Es gelang mir auch. Wir fuhren mittags in langsamer Fahrt über den schönen Semmering und waren um viertel sechs in Graz. Müller erwartete uns mit seiner Tochter Annemarie, die aus ihrem italienischen Aufenthaltsorte herbeigeeilt war, in dem freundlichen und sauberen Hotel zum „Goldenen Bären“, in dem wir uns schon von Hannover aus Quartier bestellt hatten. Dort waren wir gut aufgehoben. Mit Annemarie durchstriefte ich die reizend gelegene Stadt, während Müller an einer Vorstandssitzung des Gymnasialvereins teilnahm. Ein gemeinsames Abendessen vereinigte die anwesenden Mitglieder dieses Vereins und ihre Damen. Die üblichen Reden wurden geschmettert. Ich erneuerte die alte Bekanntschaft mit Uhlig, Aly, Scheindler, Loos, Ilberg, Schneider, Lyck u. a. und wurde von vielen Seiten darauf hin angeredet, dass ich mich so jugendlich erhalten hätte.

408 In der Montagsitzung hielten der Wiener Pollacek, der bewegliche Österreicher, und der Altpreuße Wiesenthal, der ruhige Norddeutsche, gute Vorträge. Dann folgte wieder ein gemeinsames Mahl, diesmal im „Wilden Mann“ mit z. T. trefflichen Toasten. Uhlig hatte sich seit Basel auffallend erholt und zeichnete sich durch Frische aus. Nach dem Essen führten uns die Grazer Kollegen auf ihre Herbstmesse, sie sollte origineller sein als andere Jahrmärkte. Hermann Friedrich [Müller] und ich fanden aber keinen großen Unterschied: Spiel- und Trinkbuden, Karussells, Schau- und Schießbuden in buntem Wechsel, dazwischen lärmende Leute, Männlein und Weiblein, z. T. betrunken, so ist es allenthalben. Wir kehrten in die Stadt zurück und fanden in einem gemütlichen Bierlokale „Alt Graz“ gleichgestimmte Seelen.

Am 28. September 1909 begann die eigentliche Philologenversammlung mit einer großen allgemeinen Sitzung. Die Rede des österreichischen Unterrichtsministers Grafen Stürgkh¹³ fand allgemeinen Beifall, vortrefflich redete auch Diels, aber viel zu schnell. Aly [redete] so, dass viele ihn gar nicht verstanden. Was er sagte, waren Olle Kamellen in ansprechender Zusammenfassung. Nachmittags hörte ich einen guten Vortrag von Grünwald zu „Schule und Presse“. Um halb fünf vereinigte uns in drangsalvoller Enge ein gemeinsames Essen. Hier wurde die Redefülle dadurch eingedämmt, dass Graf Stürgkh den Kaisertoast sehr spät ausbrachte. Vorher konnten natürlich andere Toaste nicht losgelassen werden. Meine Tischnachbarn waren Müller und Graeber. Letzterer legte mir bei dieser Gelegenheit die Frage vor, ob Erich wohl geneigt sei, die Alumnatsleiterstelle in Plön anzunehmen, die Hans Scholz jetzt aufzugeben gedachte. Im Verlaufe des sich anschließenden Briefwechsels stellte sich heraus, dass Erich ebenso wie Emma und Anna gegen diesen Plan war. So kam Scholz zwar auch nach Stade, aber unsere Kinder blieben dort.

Der Tag schloss ab mit einer Festvorstellung im Stadttheater. Roseggers Drama „Tage des Gerichts“, ein etwas rührseliges Stück, aber gerade in der Steiermark

¹³ 1916 ermordet, s. §§410 und 709

bodenständig, wurde gut gespielt. Als wir zu Haus ankamen, hörten wir, dass ein Teilnehmer der Veranstaltung, Professor Engelmann, im Universitätsgebäude ganz plötzlich einem Schlaganfall erlegen sei. Rasch tritt der Tod den Menschen an! Der nächste Tag brachte neue Vorträge. Ich hörte diejenigen von Grünwald, Lehmann-Posen und Loos-Wien an und wanderte nachmittags mit Müller und dem Kollegen Schneider-Frankfurt a. d. O. durch die Anlagen nach dem Schlossberg. Schneider gefiel uns beiden gleichermaßen, es gab viel innerliche Berührungspunkte. Umso schmerzlicher berührte uns sein Tod, den er im nächsten Jahre in Amrum fand. Am letzten Tage seines dortigen Badeaufenthalts erkrankte er. Mit Schneider war ich auch noch den ganzen Abend zusammen, während Müller mit seiner Tochter die „Meistersinger“ anhörte.

409 Schnell war der letzte Tag der Versammlung herangekommen. In einem guten Kolleg setzte v. Strzygowski auseinander, wie archäologische Kunstwerke in der Schule vorzuführen seien, z. B. das Hegeso-Bild [Grabrelief]. Nachmittags wurde in Maria Trost der Kaffee eingenommen. Das Grünwaldsche Ehepaar, Müller und ich hatten uns zusammengefunden und genossen gemeinsam die erquickende, reizvolle Umgebung. Am Abend führten Grazer Studenten in dem größten Saale der Stadt einen Mimus „Mykenae“ auf, der ziemlich reizlos war. Daran schloss sich ein fröhlicher Bierkommers. Sehr niedliche junge Damen der besseren Familien kredenzt den vorzüglichen Stoff, und gemeinsame Gesänge wurden angestimmt. Brausenden Beifall fanden die steirischen Lieder und Jodler, die ein Prof. Pömmmer vortrug. Sehr mangelhaft betrug sich der angetrunkene Prof. Zelle aus Berlin. Graeber machte das durch eine kurze, wirksame Ansprache wieder gut. Am Freitag Morgen, Annas Geburtstage, hörten wir noch einen guten Vortrag über den athenischen Dipylon-Friedhof, dann traten wir die Heimreise an. Drei Stunden weilten wir auf dem von den Fremden geräumten Semmering. Es war ein warmer, sonniger Herbsttag. Gegen Abend 9 Uhr waren wir wieder in Wien. Diesmal wählten wir ein uns mehr zusagendes Hotel im Inneren der Stadt. Müller hatte seine Annemarie mitgenommen.

In unserer Begleitung befand sich Universitätsprofessor Mehwald aus Greifswald. Diesem widerfuhr ein so unerwartetes Zusammentreffen, dass man es in einer Komödie als an den Haaren herbeigezogen bezeichnen würde. Als wir mit ihm am nächsten Vormittage durch die Stadt pilgerten, bat er uns auf dem Wege von der Hofburg zum Stephansdom einen Augenblick zu warten, er wolle sich einige der in einem Laden ausgestellten hübschen Ansichtskarten erstehen. Wir warten, warten, endlich kommt unser Professor mit einer Dame am Arm und stellt sie uns als seine Braut vor. Diese, eine Lehrerin aus Breslau, befand sich auf einer Reise nach Italien und hatte keine Ahnung, dass ihr seit Jahresfrist in Spanien weilender Bräutigam, der im Escorial Hippokrates-Studien trieb, bereits auf der Rückreise sei. Die gegenseitigen Briefe hatten sich verfehlt. Nun mussten die Brautleute sich in dem großen Wien zufällig treffen. Als Mehwald aus dem Laden trat, war seine Braut gerade an diesem vorbeigegangen. Bis zum Nachmittage ließ ihn uns noch die Braut, die in Begleitung einer Freundin reiste; dann trennten wir uns.

Eine Erinnerungsfeier an den Philologen Hartl führte uns für einige Stunden in die Universitätsaula. Diels, Graf Stürgkh, v. Arnim, Uhlig und andere redeten. Daran schloss sich wiederum ein gemeinsames Essen und abends im Hoftheater die Festvorstellung des Egmont, zu der wir Grazer Teilnehmer Freikarten zugestellt erhielten. Das war etwas anderes als die Offenbachischen „Hoffmanns Erzählungen“. Sehr befriedigt schlossen wir den ereignisreichen Tag in fröhlichem Zusammensein mit Wiener Kollegen im Löwenkeller. Wir hatten mit Scheindler und Pollacek lebhaftige Unterhaltung.

410 Am Sonntag, dem 3. Oktober 1909, führte ein Extrazug die noch verbliebenen 80 Teilnehmer der Grazer Tagung nach Petronell in der Richtung nach Ungarn. Der Unterrichtsminister Graf Stürgkh, ein Mann von gewinnenden Wesen, ließ es sich nicht nehmen, mit bei der Partie zu sein. Er ist derselbe, der später von dem Sozialdemokraten Adler ermordet wurde. In Petronell standen die Wagen bereit, die die Gesellschaft nach dem berühmten Carnuntum brachten. Professor [Eduard] Nowodny führte durch die Ausgrabungen und erklärte. Ein Stein mit Inschrift und der Darstellung eines Ochsenwagens nebst Treiber und Hündchen wurde aus der verhüllenden Erde entnommen und von Hofrat Bormann sofort bestimmt. Dr. Frankfurter geleitete uns durch das Amphitheater. Dann brachten uns die Wagen weiter nach Altenburg an der Donau, von wo man in der Ferne Pressburg erblickt. In Altenburg beschäftigte uns das Museum mit seinem völlig wiederhergestellten Mithraeum. Es war viel zu sehen, viel zu lernen.

Bald nach 6 Uhr waren wir wieder in Wien und hatten gerade Zeit zum Umziehen, um der an uns ergangenen Einladung zu Scheindlers Folge zu leisten. Der Abend in dieser gastfreien, liebenswerten Familie wird mir in unvergesslicher Erinnerung bleiben als krönender Abschluss unseres Wiener Aufenthalts. Der 89-jährige ehrwürdige Schwiegervater, vordem Gymnasialdirektor in Brünn, nahm den Ehrenplatz ein und gedachte in seiner Ansprache der Ereignisse von 1866. Das Ehepaar Scheindler fand für jeden Gast das rechte Wort. Ein Schwager, Gymnasialdirektor in Baden bei Wien, war auch da und sonst an Österreichern Thumser und Ladek; außer Müller, seiner Annemarie und mir noch Uhlig, Aly und Schneider. Die Zeit verging im Fluge. H. F. Müller ließ in einer prächtigen Rede das Haus Scheindler leben, Uhlig die Damen usw. Auf der Heimfahrt war die Fontäne des Schwarzenberg-Platzes herrlich beleuchtet. Gumpoldskircher Wein und Schwechater Bier hatten wir in dieser Güte lange nicht getrunken.

411 Am anderen Morgen kam die Trennung. Annemarie reiste nach Venedig zurück, Graeber, Müller und ich zunächst nach Salzburg. Die schöne Stadt wimmelte von Soldaten, die Ersatzreserve war einberufen. Dom und Festung wurden besehen, an der Salzach gelustwandelt, der Gaisberg mitgenommen, von wo wir herrliche Aussicht hatten, und abends ein Märchenvortrag angehört, d. h. von Graeber und mir. Der Vortrag war nicht besonders, Müller hatte dies vermutet und war in eine Vorstellung der „Fledermaus“ gegangen, die er als gar nicht übel bezeichnete. Der nächste Tag galt Berchtesgaden und dem Königssee. Ich sah mit Entzücken die bekannte Gegend wieder, die Anna und ich einst in Ferdinands und Herminens Gesellschaft bereist hatten. Graeber und Müller teilten es. In St. Bar-

tholomae war alles für den bayerischen König vorbereitet, der zur Jagd erwartet wurde. Selbst zur Eiskapelle stiegen wir empor. Es war ziemlich spät abends, als wir in unserem Gasthause „Zum Roten Krebse“ wieder eintrafen.

Am anderen Morgen ging es noch zum Kapuzinerberge hinauf und zu St. Francis- ci Schlässchen; der Regen hatte nachgelassen, der Aufstieg lohnte sich. Dann strebten wir München zu. Die Gasthäuser waren voll besetzt. Eine Privatpension in der Pettenkofenstr. nahm uns auf, den Abend verbrachten wir im Hofbräukeller, der gegen früher viel civilisierter geworden war. Der andere Tag führte uns allent- halben in der Stadt herum. Bei den Besuchen in den Sammlungen störte uns der Regen wenig, nur in Nymphenburg hätten wir ihn hinweg gewünscht. In der Basi- lica wohnten wir dem Abendgottesdienste bei, und abends saßen wir drei an die vier Stunden in angenehmster Unterhaltung im Kaffee [sic] Maria Theresia. Der nächste Morgen trennte uns. Graeber und ich wählten den Weg über Würzburg nach Hannover, Müller kehrte über Leipzig nach Blankenburg zurück.

412 Der Besuch der Grazer Versammlung hatte sich gelohnt. Aber eine fa- tale Folge stellte sich ein. Ich wurde wochenlang eine mit starkem Jucken verbun- dene ekzemartige Reizung der Haut am bekleideten Oberkörper nicht los. Als der Reiz zu lästig wurde, suchte ich den Sanitätsrat Stromeyer auf. Dieser vermutete (!) Krätze, die ich mir auf der Reise in einem Gasthofbette geholt haben könnte, und behandelte mich mit dem stark duftenden peruvianischen Balsam und ähnli- chen Mitteln, überzeugte sich aber bald, dass seine erste Meinung irrig war. Schließlich vergingen die Pusteln und Quaddeln. Als einige Zeit später Wilhelm Sandrock bei uns war, lachte er über den rückständigen Arzt. Ob Krätze vorliege, hätte er mit mikroskopischer Untersuchung sofort feststellen können und nicht nötig gehabt, mich mit seiner Diagnose zu erschrecken. Als Wilhelm nachforschte, wo ich vorher gewesen, und festgestellt hatte dass sich in Österreich wiederholt stark gewürzte Speisen genossen habe, sagte er, es habe sich um einfachen Nes- selausschlag gehandelt, den eine Abführkur sofort beseitigt hätte. Der junge Arzt hatte offenbar die richtigere Einsicht.

413 In diese Zeit fielen meine Verhandlungen mit Schreiber-Ilfeld wegen der Mücke-Stiftung; sie waren für mich nicht sehr erfreulich, weil mein Nachfol- ger meine Bestimmungen geradezu umstoßen wollte, so dass ich nahe daran war, die ganze Stiftung zurückzuweisen. –

Die Schule wurde wie alle höheren Schulen der Stadt von Reinhardt eingehend revidiert und schnitt ganz gut dabei ab. Reinhardt überzeugte sich bei mir in der Oberprima A, dass die Lektüre des Marc Aurel den Primanern Vergnügen machte und dass sie seine daran anknüpfenden Fragen mit bestem Verständnis beantwor- teten. Er predigte seine Art der schriftlichen Arbeiten, wobei es darauf ankommt, den Schülern möglichst wenig aufzulegen, und ein vernünftiges Extemporieren.

Die Hochzeit des Kollegen Duncker mit der Tochter meines alten Freundes Lüdke fiel in dieselben Tage. Die Trauung fand in Linden statt, das Hochzeitmahl in den

„Vier Jahreszeiten“ in Hannover. Anna und ich gehörten zu den Gästen. Es war eine fröhliche, behagliche Feier.

Der 150. Geburtstag Schillers wurde in ganz Deutschland gebührend gefeiert. Im Kaiser-Wilhelm-Gymnasium hielt Schrader eine packende Ansprache. Anna genoss an zwei Tagen hintereinander die Aufführung des „Don Carlos“ im Hoftheater. In Ilfeld ging Schillers „Turandot“ am 10. November über die Bretter. Dem herrschenden Materialismus sagte die Auffrischung des gesunden Schillerschen Idealismus wenig zu. Die sozialdemokratische Flut blieb im Steigen und erfüllte die wahren Volksfreunde mit wachsender Besorgnis. Der Kaiser hatte bei seinem Regierungsantritt erklärt, mit den roten Brüdern allein fertig zu werden, und sein Ohr den Mahnungen Bismarcks verschlossen. Aus 300.000 waren mehr als 3 Millionen Sozialdemokraten geworden. Das Byzantinertum, das Titel- und Ordenwesen stand in voller Blüte. Wo sollte das hinauskommen?

Direktor des K.W.G. in Hannover, 1910 – 1911

414 Mit dieser Sorge traten wir in das neue Jahr 1910, in dessen Beginn eine recht ausführliche Konferenz hannoverscher Direktoren fiel über die Einrichtung der Seminarien. Heynacher leitete sie, Reinhardt war zugegen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit ein langes Gespräch mit dem Kollegen Viertel aus Göttingen, der wie ich Wagner zum Schulleiter wünschte und für Lattmann nichts übrig hatte. Von den neuen Direktoren fesselte mich der Lüneburger Hoelk durch seine Schlagfertigkeit, Frische, Belesenheit. Er ist eine schneidige, selbstbewusste Persönlichkeit und weiß, was er will. Prasse, der auch zugegen war, ist weitschweifig und nicht weniger selbstbewusst. Erich müsse baldigst Direktor werden, war sein ceterum censeo. Ich dachte auch, dass dies wohl nicht mehr allzulange auf sich warten lassen würde. Lücke beteiligte sich sehr lebhaft an den Debatten; es war das letzte Mal, dass er an einer hannoverschen Versammlung teilnahm. Wenige Wochen später bereitete ihm sein Sohn den Kummer, bei Abiturientendurchstereien aus falscher Kameradschaft mitzuwirken. Infolgedessen musste der Vater mit dem Insterburger Direktor Hoffmann tauschen.

Beachtenswert erschienen mir Worte des Pastors Sprenger, die er am 23. Januar 1910 in der Predigt äußerte über die Kämpfe, die der Christ zu bestehen habe: „Wir Deutschen sind von jeher kriegerisch gewesen und werden auch heute diese Tugend beweisen, wenn die Not an uns herantritt. Aber siegen werden wir nur, wenn wir unausgesetzt den Kampf gegen unser Fleisch und Blut¹ kämpfen.“ Wie recht hat er behalten! -

Auf dem Gebiete der neueren Politik beschäftigte uns der Entwurf des neuen preußischen Wahlgesetzes. Viele waren der Meinung, dass die allgemeine, geheime Wahl nur eine Frage der Zeit sei. Ich konnte mich mit dem Vordringen der Demokratie nicht befreunden und habe nie daraus ein Hehl gemacht. Athen hatte seine höchste Blüte unter Perikles. Da war es aber, wie Thukydides bemerkt, nur dem Namen nach Demokratie, tatsächlich eine Monarchie. Wie steht es denn in den sogenannten Demokratien? Erst suggerieren die Hetzer und Herrschgierigen der Masse ihre Gedanken, und wenn diese sie angenommen hat, heißt es; „Das Volk will es so“. Und was für ein Unfug ist es, die Masse entscheiden zu lassen, der es zu allen Zeiten an der richtigen Einsicht gemangelt hat, und nicht die Sachverständigen! Die Phrase von der Gleichheit aller Menschen straft sich selbst ja täglich und stündlich Lügen und führt zu williger Beseitigung der eben so laut geforderten Freiheit.

415 Tod und Leben dicht nebeneinander! In derselben Mittagsstunde schenkte Emma einem zweiten Töchterchen² das Leben, in der meines 75-jährigen Bruders Theodor langjährige Gattin zur letzten Ruhe geleitet wurde. Die Ar-

¹ unklar: „gegen unsere besonderen deutschen Schwächen“ oder „gegen unsere Sozialisten und Pazifisten“?

² Agnes Loß, geb. 4. März 1910

me war schon seit Jahren fast erblindet, hatte sich aber dabei ihre Heiterkeit und Güte bewahrt.

Wenige Wochen darauf schied auch unser alter Freund, der Amtsgerichtsrat Rasch in Ilfeld, aus dieser Zeitlichkeit. Dieser aufrichtig fromme, vorzügliche Mann hatte sich die letzten Jahre seines Lebens mit schweren Depressionen zu tragen. Es kamen Stunden der Anfechtung über ihn, in denen er sich für von Gott erschaffen und zur Hölle verdammt ansah und an Selbstmord dachte. Auch seine Körperkräfte hatten so nachgelassen, dass der Tod für ihn eine Erlösung war. Am Ostersonnabend wurde er beerdigt.

Am Sonntage nach Ostern hoben Anna und ich unsere Enkelin Agnes in Stade über die Taufe. Erich will bei seinen Kindern möglichst alle irgendwie ferner stehenden Verwandten als Taufpaten ausschalten. So kommen die Eltern an die Reihe. Der Senior v. Staden sprach würdig und gefiel mir sehr gut. Die gemütlichen Tage bei den Kindern gingen nur zu schnell vorüber, aber die Witterung erlaubte doch einige Ausflüge. Der nach Twielenfleet bei starkem Winde hat sich mir besonders eingeprägt. Erichs Direktor Obricatis gefiel mir ungemein in seiner offenen, geraden und dabei entgegenkommenden Art. Als wir wieder in Hannover waren, lief die Nachricht vom Tode Otto Reiches ein, des Bruders unserer Schwägerin Elise Scheidemann, Amtsrates in Klettenberg. Wir mochten ihn besonders gern leiden wegen seiner Herzlichkeit und Zuverlässigkeit. Er hatte wie alle seine Brüder die Ilfelder Schule besucht.

Am 22. April 1910 folgte ihm Erichs Vater im Tode. Ich hatte ihn noch wenige Tage vor seinem Ableben besucht. Da war er, obwohl körperlich sehr herunter, doch noch voller Hoffnungen und Entwürfe. Er besaß trotz Enttäuschung über Enttäuschung eine wunderbare Elastizität. Diese hielt ihn in den schlimmsten Tagen aufrecht. Seine Lust an Projekten ist der Grund gewesen, dass er sein und seiner Frau Vermögen aufgebraucht hatte und sich schließlich kümmerlich durchschlagen musste. Am 25. April fand die Beisetzung auf dem Stöckener Friedhofe statt. Die Kinder waren sämtlich zugegen. Dann folgte eine Beratung, in welcher Weise die vorhandenen Schulden zu decken seien. Natürlich musste ich auch mit einspringen, nämlich Erichs Anteil übernehmen.

416 In den Pfingsttagen desselben Jahres beteiligte sich Erich an dem Ferienkursus in Bonn und Trier, den auch ich seinerzeit mitgemacht hatte. Er kam ebenso begeistert zurück wie ich. In der Tat sind diese Kurse ebenso lehrreich wie unterhaltend. An demselben nahmen auch Nebe, Erythropel, Jung teil; Erich hat sie bei dieser Gelegenheit näher kennen gelernt. Jung sprach sich, nach Hannover zurückgekehrt, sehr anerkennend über Erich aus und war überzeugt, dass er eine aussichtsreiche Zukunft habe.

Volle Befriedigung gewährte mir ein Schulausflug mit 33 Oberprimanern nach dem Brocken. Die jungen Leute benahmen sich tadellos und machten dem K.W.G. Ehre. Kollege Kohlrausch war auch dabei. Ich konnte trotz meiner 61 Jahre die anstrengende Wanderung ohne Ermüdung von Anfang bis Ende mitma-

chen. Viel besprochen wurde unterwegs das Fliegerwesen, das damals einen bemerkenswerten Aufschwung nahm. Prinz Georg von Meiningen gehörte zu den Teilnehmern und bewies sich auch hier wieder als guter Kamerad. Der Verkehr im Hause seiner Eltern war natürlich und zwanglos, wie mir Einladungen bewiesen. Die Fliegerleistungen wurden schließlich größeren Volksmengen zur Schau gestellt. Am 10. Juni 1910 waren wohl 5.000 Schüler der Stadt auf der Bult versammelt, besichtigten die Flugzeuge und überzeugten sich, wie der Aufflug und der Abstieg vor sich gingen. Eindecker und Zweidecker waren in Tätigkeit. Wochenlang vergnügten sich die Kinder mit dem Werfen von Papierteilen in Gestalt von Eindeckern.

Außer den Flugproblemen wurde die damals erschienene Enzyklika des Papstes erörtert und von den Protestanten entschieden abgelehnt. Viel Staub wirbelte der skandalöse Schönebeck-Prozess in Allenstein auf. Mich interessierte er, weil die traurige Heldin eine Görlitzerin aus der Lüderschen Verwandtschaft war.

Der Tod Georg Meyers in Ilfeld, der am 13. Juni 1910 von einem Schlaganfall hinweggerafft wurde, bewegte mich tief. Ich hatte das Ende schon lange herbeikommen sehen, weil er auf seine zunehmende Aderverkalkung gar keine Rücksicht nahm, aber es kam nun doch unerwartet; für die Klosterschule ein empfindlicher Schlag. Wer wird nun die Verbindung zwischen den ehemaligen Schülern und der Anstalt im Gange erhalten, fragte ich mich? Wer verfügt über ein so vorzügliches Personengedächtnis? Seine Söhne hatten ihm in der letzten Zeit viel Sorge bereitet. Beide hatten als Offiziere in den Tag hinein gelebt, Schulden über Schulden gemacht und waren schließlich, wie man zu sagen pflegt, um die Ecke gegangen. Willi, der ältere, wurde Zahnarzt, Georg, der jüngere, Architekt, legte auf der Hochschule in Dresden ein brillantes Examen ab, verfiel aber bald darauf in Irrsinn, der sich als unheilbar herausstellte. Letzteren Zustand seines hochbegabten Sohnes hat der Vater zum Glück nicht mehr erlebt. Georg war mein Pate[nsohn]. Er befindet sich jetzt auf der Heilanstalt hier in Göttingen, hat gute Zeiten mitunter und ist in ihnen sogar in öffentlichen Konzerten als Lautenspieler aufgetreten. Die Meyerschen Töchter sind energische, tüchtige Mädchen geworden, die der Mutter treu zur Seite stehen.

417 Der Austritt von Adolf Matthias aus dem Kultusministerium, in dem er eine einflussreiche Stelle bekleidete, wirbelte Staub auf. Matthias hatte viele Beziehungen in der Stadt Hannover. So erfuhr ich, dass ihm Bremer als Nachfolger des verstorbenen Althoff nicht gepasst habe, zumal er sich selbst auf diese Stelle Hoffnung gemacht hätte. „Mit Althoff habe ich Duells auf Schläger und Säbel ausfechten können; mit Bremer würde es nur solche auf Nadeln geben können.“ Das Ereignis wirkte doch weiter. Die Berufung Graebers als Vortragender Rat ins Ministerium und diejenige Prinzorns als Prov. Schulrat in die Brandenburger Behörde, die in der Folgezeit eintraten, hängen offenbar damit zusammen. Ein großes Rücken hatte begonnen. Heynachers Hoffnung, in diese Bewegung hineingezogen zu werden, erwies sich als trügerisch. Am liebsten wäre er als Oberregierungsrat nach Königsberg gegangen.

Die großen Ferien 1910 nahten heran. Anna war bereits seit einigen Wochen in Braunlage. Ihr Befinden bereitete uns Sorge. Der Sanitätsrat Lindemann, der sie untersucht hatte, veranlasste, dass sie das Barnersche Sanatorium daselbst aufsuchte. Die Ruhe, die geregelte Lebensweise, die herrliche Harzluft wirkten in der Tat heilkräftig. So richtete sich mein Weg, als die Schularbeit abgeschlossen war, selbstverständlich nach dem Harz. Montag, den 4. Juli, befand ich mich - ich hatte den Nachtzug benutzt - schon bald nach acht in Braunlage. Anna hatte sich wesentlich erholt, Barner war mit ihrem Befinden zufrieden. So konnten wir beruhigt Pläne für die großen Ferien fassen. Dr. Barner stellte sich auch als ehemaliger Philologe heraus. Er hatte sogar am K.W.G. unter Wachsmuth sein Probejahr vollendet, sich aber dann zum Umsatteln entschlossen, weil die Aussichten für die Philologen gar zu ungünstig waren. Der neue Beruf erwies sich für ihn als der ungleich einträglichere. Seine Söhne besuchten die Ifelder Schule. Bis zum Abschluss der Braunlager Kur hielt ich mich in Blankenburg auf, setzte mich nach Müllers Rat auf dem Ziegenkopfe fest und holte schließlich auch Anna dahin. Das Zimmer, das wir hatten, ließ zwar manches zu wünschen, um so schöner war der sonstige Aufenthalt. Herrliche Aussicht, erquickende, stärkende Luft, der Wald nur einige Schritte entfernt, gute Verpflegung, liebe Freunde in nächster Nähe - was will man mehr! Das Wild äste in den Abend- und Morgenstunden vor dem Hause und ließ sich ohne Scheu betrachten, allerlei Waldvögel belebten das Gebüsch.

418 Und doch hielt es uns hier nicht allzu lange. Die See war unser Ziel. Ich glaubte, dass sie für Annas Kur einen guten Abschluss bilde wie seinerzeit der Aufenthalt in Juist nach der Emser Kur für mich.

Am 13. Juli 1910 befanden wir uns in Kiel. Die Nacht im „Europäischen Hofe“ war ziemlich unruhig für uns, die wir an tiefste Stille gewohnt waren. Am anderen Morgen suchte ich Löber in seinem Heim auf. Er und seine Tochter waren unsere Führer, bis sich Anna von uns trennte, um eine Hafensrundfahrt zu machen, während ich mit Mathilde Löber nach Düsternbrook wanderte, er selbst aber in der Universität mit Prüfung von Kandidaten der Philologie beschäftigt war. Anna und ich fanden uns durch unsere Beschlüsse belohnt: Ich sah schöne und interessante Teile der Stadt und Umgebung, Anna die Flotte und manche Marineeinrichtungen. Nach dem Mittagessen fand sich Loeber wieder bei uns ein. Er war noch ganz der Alte, freundlich, gewandt, redselig. Anna gefiel seine Art nicht, wie er über die Krankheit seiner Frau sprach, die wir gar nicht zu Gesicht bekamen.

Am Nachmittage ging die Reise weiter über Flensburg nach Glücksburg, das uns von Graebers als Aufenthaltsort empfohlen war. Wir nahmen verschiedene Wohnungen in dem freundlichen Ort in Augenschein und landeten schließlich in der Pension Herzbruch, „Villa Helene“, die uns, weil voll besetzt, in einem benachbarten Hause, „Villa Strandek“ unterbrachte. Dort war es leidlich, nur die Betten entsetzlich, die Verpflegung dagegen bei den Frl. Herzbruch vortrefflich. Bis zum Bade war der Weg nicht weit, die See selbst nur wenige hundert Schritt entfernt. Glücksburg gefiel uns, namentlich das stattliche, türmreiche, von einem See umgebene Schloss und der viele Wald. Dazu kamen die Fahrtgelegenheiten. Damp-

ferverbindungen bestanden mit den zahlreichen freundlichen Ortschaften der Flensburger Förde.

Die Gesellschaft in der Pension Herzbruch war uns sympathisch und fand sich schnell zusammen. Die Hamburger waren in der Mehrzahl. Oft fanden sich auch Marinekadetten aus dem benachbarten Mürwik ein, dann war es lebhafter bei Tisch. Mein Nachbar an der linken Seite war ein Flensburger Gymnasiast, Graf Baudissin, der wacker Rede und Antwort gab und mir sehr gefiel. Der Gottesdienst in der Schlosskirche am 17. Juli bestand in einer Gedächtnisfeier für die Königin Luise. Der Pastor predigte mit guter Disposition und eindringlich. [Max] Eyths „Hinter Pflug und Schraubstock“ war unsere Lektüre, wenn wir im Walde oder am Strande rasteten. Zu unseren Ausflügen gehörte selbstverständlich einer nach Flensburg, das wir uns gründlich ansahen. Oberhalb der Stadt genossen wir auf dem Wege Kriegerdenkmal, Tivoli, Kirchhof, Wrangel-Denkmal, Bellevue, die sich bietenden Blicke über die Stadt, nach dem stattlichen Mürwik zu und in die Förde hinein. Ein anderes Ziel für uns waren Sonderburg und Düppel. Mit einer Braunschweiger Arztfamilie Mühlhaus begaben wir uns gemeinschaftlich auf die Fahrt und wurden reichlich belohnt. Die Düppeler Schanzen haben noch viel von der alten Gestalt bewahrt. Von ihrer Höhe hatten wir einen herrlichen Rundblick. Im Hafen von Sonderburg lagen große Kriegsschiffe. Die Sonne brach durch die Wolken und begleitete uns auf dem ganzen Heimwege, während wir bei ziemlichem Nebel aufgebrochen waren. Von unserem Glücksburger Aufenthalte, der bald darauf zu Ende ging, haben wir die freundlichsten Eindrücke mitgenommen.

419 In Hamburg wurde auf der Rückreise Halt gemacht. Der Hagenbeck'sche Tierpark in Stellingen fesselte uns an die fünf Stunden. Anna hatte das meiste Wohlgefallen an dem niedlichen Japanischen Garten und an der Straußenfarm. Unerträglichen Lärm machten die Cowboys und Sioux-Indianer, die dem Publikum vorgeführt wurden.

Auf einem gestopft vollen Schiffe, das aber den größten Teil seiner Menschenladung bis Blankenese abgegeben hatte, fuhren wir stromab vom Hamburger Hafen mit seinem herrlichen Bismarckdenkmal auf Brunshausen zu, erlebten bei Twielenfleet ein starkes Gewitter und stiegen, am Ziele angelangt, auf das kleine Dampfboot, das uns [die] Schwinge aufwärts nach Stade brachte. Dort empfingen uns Erich und Emmchen. Zwei trauliche Tage bei den lieben Kindern bildeten den Abschluss unserer Ferienzeit. Hildegard hatte sich reizend entwickelt und empfing uns mit Jubelruf, Agnes war ein stilles, aber wie es schien, kerngesundes Kindchen. Ein Ausflug nach Agathenburg, mit Gewitter, wurde anderntags unternommen. Erich war des Lobes voll von seinem Direktor Obricatis, er und Emmchen fühlten sich in Stade sehr wohl.

In Hannover hatte die treue Hermine unsere Häuslichkeit für die Rückkehr so schön in Stand gesetzt, dass sie ohne jede Hemmung wieder in den Gang kam. Anna blieb noch einige Tage in Stade.

Der Besuch des Kaiserpaares fiel gleich in die erste Schulzeit nach den Ferien und versetzte Hannover für einige Tage in größere Bewegung, obgleich er nichts Ungewohntes war. Ich wohnte der Rückkehr der Königs-Ulanen aus der Vahrenwalder Heide bei. Der Kaiser führte sie, sah gut aus. Die Reiter waren alle in eine Schmutzkruste gehüllt, da die Heide durch ein Gewitter in einen großen Morast verwandelt worden war. Auf der Bult marschierte die ganze Garnison an ihm vorüber, ein prächtiges Bild. Ich konnte mich einerseits des stolzen Gedankens nicht erwehren: Wie weit hat es das Hohenzollernhaus gebracht!, andererseits bedrückte mich die Überlegung, dass der Kaiser aus der Hurra-Stimmung gar nicht herauskommt und die eigentlichen Volksgesinnung nicht kennenlernt. Die Kaiserin wurde überall mit herzlichem Zuruf begrüßt. Für die Schuljugend ist der freie Tag bei solchen Gelegenheiten die Hauptsache, Spalier bildeten eigentlich nur die Volksschulen.

420 Besuche alter Ifelder erfreuten mich. Ich erfuhr dabei mancherlei von den damaligen Zuständen. Dass das Trinken wieder sehr zugenommen habe, behauptete Jochen Schaeper, der Sohn des Nordhäuser Landrates, der in Hannover bei den Königs-Ulanen sein Jahr abdiente. Dass Schreiber, nachdem er den Widerspruch gegen die Parteien aufgegeben, jetzt besser im Sattel sitze, erzählte mir ein v. Erdmannsdorff. Die Einwände Schreibers gegen die Mücke-Stiftung standen damals auf der Tagesordnung; Graeber, der Dezernent von Ifeld, bezeichnete sie als Schmusereien³. Ich habe ja schon früher davon gesprochen.

Mittlerweile kehrte Anna aus Stade zurück. Die wochenlange Ausspannung hatte ihr wohlgetan. Sie bedurfte aber auch weiterhin großer Schonung. Wir gewannen schließlich durch Hermines unermüdliche Bemühungen ein Fräulein Oswald als Stütze für unser Haus, eine kleine, zierliche Person, aus bester Familie, gutherzig und hilfsbereit, nur ein wenig redselig. Zunächst freilich war sie verhindert.

„Was verdankt die Sozialdemokratie nicht alles dem Kaiser!“, schrieb ich am 26. August 1910 in mein Tagebuch. S. M. hatte wieder einmal eine seiner wohlge-meinten, aber höchst überflüssigen Reden gehalten. „Er sieht in jeder Rede eine Tat und merkt nicht, dass er Lufthiebe austeilt. Die Scharen der Sozi wachsen nur!“ Bei einem Ausflug unseres Kollegiums nach Lauenau, der recht harmonisch verlief, kam auch dies zur Aussprache.

Am 30. desselben Monats verschied ohne großen Kampf mein Bruder Gerhard im 77. Lebensjahre in der Familie seines Sohnes Karl in Lehe. Letzterer bekleidete eine gerade noch auskömmliche Stelle im Hafbetrieb bei der Dampfgesellschaft, der er so lange gedient hat. Vater und Sohn sind ihres Schicksals eigene Schmiede gewesen. Auf die Ratschläge der Geschwister haben sie nie gehört, sondern sind stets ihre besonderen Wege gegangen. Am 2. September fand die Beisetzung statt. Schuldienst hielt mich in Hannover zurück. Das Sterben im Familienkreise hatte mit Theodors Frau wieder eingesetzt. Im laufenden Jahrzehnt wür-

³ „dummes Geschwätz“, die ursprüngliche Bedeutung des zugrunde liegenden jiddischen Wortes „Schmu´s“

den andere von uns folgen. Das war meine durchaus berechtigte Überzeugung. Wenn wir Mücken in das siebente Jahrzehnt gelangt sind, heißt es Schluss, und wir können uns wahrhaftig darüber nicht beklagen. Die Zahl der Langlebigen ist nicht allzu groß in der heutigen Welt.

421 Unsere Freitagabende in den „Vier Jahreszeiten“ förderten manche schöne Erinnerung zu Tage. Erich Meyer, Direktor der Leibnizschule, erzählte am 9. September 1910 folgende Geschichte vom alten Wiedasch: Erich sitzt unpräpariert in der Homer-Stunde. Aufgerufen, veranlasst er seinen Nachbarn Behrens, statt seiner zu übersetzen. Dieser tut es. Als gegen Ende des Pensums Wiedasch aufblickt, merkt er, dass Behrens übersetzt bzw. spricht. Da sagt er ihm: „Seien Sie doch still, Behrens, und lassen Sie Meyer fortfahren; er hat doch seine Sache ganz gut gemacht.“ Wiedasch war der Meinung, Behrens wolle den Meyer verbessern. Jedenfalls hatte er die Vertauschung der Rollen gar nicht bemerkt.

Unser Neffe Fritz Sandrock meldete uns in diesen Tagen, dass er Oberzollkontrolleur in Drochtersen bei Stade geworden sei. Wir freuten uns mit ihm. Meinen Vorschlag, sich auf einige Jahre beurlauben zu lassen und Jura zu studieren, damit er in die höhere Laufbahn übertreten könne, hatte er abgewiesen mit der Begründung, er habe an den bisher abgelegten Prüfungen über genug.

Als Hilfe im Hause fand sich ein Frl. Voigt, die zugleich ihrem Bruder den Haushalt führte. Ihre Hauptbeschäftigung, die damals aber nicht recht ging, bestand darin, Engelsköpfe von Fra Angeliko [sic] zu malen, stets dieselben, so dass sie eine recht gute Geschicklichkeit darin erlangt hatte. Ihre Abnehmer waren katholische Priester und Bauern. Als ihr Geschäft wieder besser ging, gab sie die Stellung bei uns auf. Frl. Hinrichs aus Greene bei Kreiensen wurde ihre Nachfolgerin, eine vorzügliche Haushälterin, leider nur gewohnt, im Großen zu wirtschaften, so dass die Kosten unserer Lebenshaltung wesentlich stiegen. Für Annas Pflege war eine tüchtige, fürsorgliche Stütze aber gerade am Platze. Auf diese dann erst folgte das schon erwähnte Frl. Oswald, mit der wir in Beziehungen geblieben sind, auch nachdem sie uns verlassen hatte, als Annas Befinden sich wesentlich gehoben hatte.

422 Am 30. September 1910 traf ich mich mit Tüselmann in Halberstadt. Abends nahmen wir beide teil an der Festlichkeit, die das Blankenburger Kollegium unserem Freunde H. F. Müller zu Ehren veranstaltete. Er war 25 Jahre Leiter seiner Schule. Vormittags war eine Schulfest in engstem Rahmen gewesen; abends waren Tüselmann und ich die einzigen Fremden. Die Überraschung war groß, die Freude herzlich, die Stimmung behaglich, die Reden nett. Am andern Tag nahm ich Müller mit nach Göttingen, wo der Gymnasialverein seine Generalversammlung hatte. Wir sahen da viele alte Bekannte wieder: Uhlig, Aly, Lück und manchen anderen. Bei der großen Sitzung in der Aula redeten [Friedrich] Leo und [Paul] Cauer. Die Diskussion war lebhaft. Das „Humanistische Gymnasium“ hat darüber berichtet. Im Hotel Gebhard vereinigte uns um 3 Uhr ein gemeinsames Essen, der Tag schloss mit einer vergnüglichen Sitzung im Ratskeller. Die Stimmung war zuversichtlich, obwohl die dem Gymnasium drohenden Gefahren nicht

verkannt wurden. Mit Hoelk und Grünwald hatte ich in dieser Beziehung sehr anregende Gespräche. Letzteren führte ich am Dienstag, dem 4. Oktober, in Göttingen herum und zeigte ihm die Sehenswürdigkeiten. Am Abend desselben Tages aber befand ich mich bereits in Dresden, da ein Besuch bei den Geschwistern mein Ziel war.

Das herrliche Herbstwetter hielt an, so dass ich mich auch in Dresden noch umsehen konnte. Das neue Rathaus macht einen bleibenden Eindruck, die Ausblicke an der Elbe von den neuen Brücken prägen sich tief ein. Im Schlosshofe war Musik, als ich hindurchging. In Görlitz fand ich Gustav wohlaussehend, Schwester Vally aber sehr gealtert und angegriffen, auch Theodor schwächer geworden. Aber wir freuten uns unseres Zusammenseins und gedachten der vergangenen Zeit, wie es alte Leute ja so gern tun. Hermann Müller hatte Ferienaufenthalt bei seinen Eltern genommen und berichtete voll Freude, dass er am Werner-Siemens-Gymnasium in Schöneberg ganz gut angekommen sei, nur empfinde er die Einsamkeit der Großstadt recht drückend. Ich sagte ihm, dass er sich ja nur zu verheirateten brauche, und empfahl ihm die Schwester seiner Schwägerin. Es hat aber noch sieben Jahre bedurft, der Erfahrungen des Krieges und einer schweren Verwundung, bis er sich zu diesem Schritte entschlossen hat.

Der Hauptgrund meiner Görlitzer Reise war die Teilnahme an einer Siebener-Zusammenkunft. Das fünfzigjährige Stiftungsfest sollte gefeiert werden, obwohl die Schulverbindung als solche längst aufgelöst war. Am 8. Oktober abends war die erste Zusammenkunft. Der 70-jährige Universitätsprofessor Förster aus Breslau, der Stifter des Bundes, führte den Vorsitz in bewundernswerter Frische und Kraft. Aus seiner Zeit stammten Lübbert, der Görlitzer Arzt Schulze und der Berliner Sanitätsrat Prof. Lazarus. Von meinen Schulkameraden hatten sich eingefunden Burgkhardt, Braun, Boden, Haupt, Th. Müller, v. Waldow, Zeissig, Urban, Hugo Rietzsch, Ernst Rietzsch und viele jüngere Mitglieder. Ernste und launige Ansprachen wechselten, eigens für den Tag gedichtete Lieder wurden gesungen, der Abgeschiedenen in Bewegung gedacht, alte Beziehungen erneuert. Es war lange nach Mitternacht, als ich mit Bruder Gustav nach Haus ging.

Ebenso harmonisch verlief der nächste Tag, an dem wir uns gemeinsam fotografieren ließen und dann nach Jauernick fuhren, wo wir so oft als Pennäler fern von der Stadt Abschlusskommerse gefeiert hatte. Ich wunderte mich, wie trinkfest noch so viele von den mittlerweile doch recht alt gewordenen Herren waren, hielt mich aber zurück, da ich wusste, wie viel ich mir zutrauen durfte. Die Fahrt nach dem Oybin am dritten Tage und den Schlussabend im „Prinzen Friedrich Karl“ habe ich deshalb wohlweislich versäumt, und Bruder Gustav machte es wie ich. Wir Geschwister saßen am Abend vor meiner Abreise traulich beisammen. Ich gewann den Eindruck, dass Vally bald am Ende ihrer Lebenskraft angelangt sein würde. Sie sprach auch selbst wiederholt davon. Mit diesem Eindrucke schied ich von der Heimat.

423 In Hannover fand ich Emmchen und Hildegard bei der Großmutter. Das Wiedersehen ist stets gleich erfreulich. Hildegard hing wieder sehr an ihrem

Großvater und konnte ebenso reizend wie unartig sein. Namentlich plagte sie der Eigensinn und der unaufhörliche Drang, auf der „Puffbahn“ - sie meinte die Elektrische - zu fahren. Hermine hatte auch ihre helle Freude an dem Kinde. Emmchen konnte getrost über die ursprünglich angesetzte Zeit bei uns bleiben, weil Erichs Mutter den Stader Haushalt leitete. Hildegard entwickelte in dieser Zeit eine ausgesprochene Scheu vor den Büsten des Zeus und der Hera, obwohl ich sie darauf hinwies, dass sie ja weder Arme noch Beine hätten, sondern ganz fest stünden. In der Stadt wollte sie die „ausgestopften Menschen“ in den Schaufenstern der Modeläden nicht sehen. Sonst hielt sie sich besonders zu mir. Nur zu schnell war die schöne Zeit des Beisammenseins vorüber.

Das Ausscheiden von Matthias aus dem Ministerium bildete noch längere Zeit den Gegenstand der Unterhaltung in den Kreisen der Amtsgenossen. Ich konnte manches berichtigen durch das, was ich vom Klosterkammer-präsidenten Rotzoll erfuhr, der ein Jahrzehnt im Kultusministerium gedient hatte und noch immer in Berührung mit den alten Kollegen stand. Nach ihm hatte es einen richtigen Kampf zwischen Matthias und v. Bremen⁴ gegeben. Als letzterer Sieger blieb, hatte Matthias geäußert: „Nun haben wir wieder einen Laienbruder mehr im Kollegium“, und sich reisefertig gemacht.

Eine für ihn sehr charakteristische Anekdote war mir neu. Althoff hat Matthias auf 4 Uhr zu sich bestellt und lässt ihn warten und warten. Um 5 Uhr dauerte dies dem Bestellten zu lange, und er geht seiner Wege. Am anderen Tage wiederholt Althoff seine Bestellung; diesmal wartet Matthias eine halbe Stunde und geht dann wiederum seiner Wege. Althoff begibt sich auf Matthias' Dienstzimmer, ist wütend, als er ihn nicht findet, wirft Akten durcheinander und stapft räsonnierend hin und her. Am dritten Tage steckt er während der Dienststunden Matthiasens den Kopf durch die Tür und fragt: „Sind Eure Exzellenz heute zu sprechen?“ Matthias lacht, setzte ihm auseinander, dass er neulich auch Wichtigeres zu tun gehabt und fragt, ob er ihm etwas erzählen dürfe, was ihm als Einjährigen widerfahren sei. „Schießen Sie los!“ - Matthias erzählt, sein Hauptmann habe ihn einmal bestellt, sei aber nicht gekommen. Matthias wartet. Nach einer Dreiviertelstunde geht der Hauptmann an ihm vorüber: „Warum stehen Sie da?“ - „Herr Hauptmann haben mich bestellt.“ - „Ach was! Wenn der Besteller innerhalb einer Viertelstunde nicht kommt, dann hat man zu gehen.“ Diese Geschichte habe ich mir gemerkt.“ - Althoff: „Famose Geschichte! Ich will sie mir merken, aber erzählen Sie sie keinem anderen!“

424 Am 31. Oktober 1910 mittags wurde mein schon sehr hinfällig gewordener Amtsvorgänger Wachsmuth durch einen zweiten Schlaganfall sanft erlöst. Am 3. November fand das großartige Begräbnis vom Trauerhause aus statt. Es lag Frau Wachsmuth daran, die vermeintlich hervorragende Bedeutung ihres heimgegangenen Gatten vor aller Welt durch eine pompöse Beisetzung zu zeigen. Im Hause - in der Nähe des Zoologischen Gartens - hielt Pastor Mestwert eine ansprechende Gedächtnisrede über die Stelle des 90. Psalms: „Ist es köstlich gewe-

⁴ §417: „Bremer“

sen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, und hob besonders hervor, dass sich der Verstorbene in dieser Mühe und Arbeit allezeit glücklich gefühlt und sich dies Glücksgefühl bis an sein Lebensende bewahrt habe. Der stattliche Leichenzug, an dem sich auch die Schüler unserer Oberklassen beteiligten, hielt bis zum Klagesmarkte zusammen. Ich stieg dort in eine der in Menge folgenden Kutschen und fuhr bis zum Stöckener Friedhofe, wo die Beisetzung an einer weit sichtbaren Stelle in der Nähe des Sees erfolgte. Herrlicher Sonnenschein leuchtete zu der Schlussfeier, an der nur eine kleine Zahl des ursprünglichen Gefolges noch zugegen war. Im nächsten Jahr schmückte eine schöne Jünglingsgestalt aus Bronze, zwischen antiken Säulen stehend, mit gesenkter Fackel, das Grab.

Frau Wachsmuth hätte gern gesehen, dass dies Denkmal von der Schule und den ehemaligen Schülern ihres Gatten gestiftet worden wäre, und wendete sich zu diesem Zweck an Prof. Köcher. Dieser lehnte ab, unter Zustimmung der Kollegen. Wir hatten auf unsere Kosten das große Ölbild Wachsmuths als des ersten Direktors des K.W.G. anfertigen lassen und wollten nicht neue Ausgaben auf uns nehmen, zumal Wachsmuths recht wohlhabend waren und überall Frau Wachsmuths Bestreben durchschaute, eine Rolle zu spielen und von sich reden zu machen. Selbstverständlich veranstaltete ich zum Gedächtnis meines heimgegangenen Vorgängers eine besondere Schulfeier. Prof. Schrader schrieb den Nekrolog Wachsmuths für die Portenser Ecce-Feier.

425 Nicht lange nach Wachsmuth schied der hoch gefeierte Braunschweiger [Schriftsteller] Wilhelm Raabe aus dieser Zeitlichkeit. Bei den Beziehungen, die die „Sohlbrüder des K.W.G.“ [s. §357] zu ihm hatten, war ich gern damit einverstanden, dass eine Abordnung unserer Schule unter Führung von Prof. Freitag an der Begräbnisfeier in Braunschweig teilnahm. Das geschah am Sonnabend, dem 19. November 1910. Am 29 d. M. vereinigte eine öffentliche Raabe-Gedenkfeier eine zahlreiche Zuhörerschaft im großen Tivolisaale. Prof. Anders und Pastor Blumberg hielten packende Ansprachen, denen mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört wurde. Neu war den meisten, dass der Kaiser Raabes Bild für die Nationalgalerie abgelehnt habe. Statt seiner ist das Bild Hinzpeters, des byzantinischen Erziehers seiner Majestät, aufgenommen worden. Der ist natürlich populärer. Der Kaiser ahnt nicht, wie sehr er dem Empfinden der Dankbarkeit ins Gesicht schlägt durch solche Entscheidungen.

Der erwähnte Prof. Anders von der Technischen Hochschule, der sich als Dichter schon einen Namen gemacht hatte, war auch zugegen, als im K.W.G. am Freitag, dem 16. Dezember, der 4. Akt seines Dramas „Der Kronprinz“ als Einlage einer Weihnachtsfeier von den Schülern gespielt wurde. Gesang, Orchestermusik, Deklamationen gingen voraus. Die Zuhörerschaft bestand aus den ersten Kreisen Hannovers. Die ganze Familie des Prinzen von Meiningen war z. B. anwesend, da Prinz Georg die Rolle des Kronprinzen übernommen hatte. Der alte Herzog von Meiningen hatte die Kostüme geliehen, Barnays selbst bei der Einstudierung geholfen. Die Schauspieler machten ihre Sache gut, der Beifall war wohlverdient. Prof. Anders-Krüger konnte zufrieden sein. Sein bekanntestes Werk ist der Herrnhuter Roman „Gottfried Kemper“, in dem er seine eigene Jugend schildert. An der

Aufführung konnte sich leider der gute Schrader nicht beteiligen. Ein zweiter Schlagfluss fesselte ihn ans Haus und ließ das Schlimmste befürchten.

Mit Anna ging es sehr wechselnd, während die Nachrichten aus Stade Gottlob günstig lauteten. Tante Hermine war oft im Hause und half, wo sie konnte. Fr. Hinrichs machte ihre Sache sehr gut, stand aber auf dem Sprunge wegzugehen, da sie einem größeren Haushalt vorstehen wollte.

426 Das neue Jahr 1911 brachte gleich in den ersten Tagen eine schmerzliche Todesnachricht. Prof. Wagner-Ilfeld war wegen seines Herzleidens im Spätherbst nach Südtirol gegangen, hatte sein Ende nahen gefühlt und, um in der Heimat zu sterben, die Rückreise angetreten. Im Eisenbahnzuge erreichte ihn am 3. Januar 1911 der Tod. Er wurde in Innsbruck beigesetzt. Direktor Schreiber leitete an Ort und Stelle als Hilfe der armen Wittwe das Begräbnis. Wagners Tod war für Ilfeld ein unersetzlicher Verlust. Mit ihm verlor das Vaterland einen seiner edelsten Söhne.

Am 18. Januar waren es 40 Jahre, dass das neue Deutsche Reich gegründet wurde. Wie unbefriedigend waren trotz alles Wohlstandes die Verhältnisse! Feinde ringsum und eine Politik ohne feste Ziele. „Bald hier, bald da“, so wurde das kaiserliche Hupensignal ausgelegt, eine Deutung, die leider das Richtige traf.

Ein Kriminalfall seltener Art berührte mich in seinen letzten Wellenlinien. Ich hatte in Ilfeld einen in Österreich geborenen Schüler Wilhelm Mayer aufgenommen, dessen Geburtszeugnis sich damals [d. h. später] als gefälscht erwies. Die vorgebliche Mutter, die den Jungen seinerzeit nach Ilfeld brachte, hatte wegen Kindesunterschlebung zwei Jahre schwerer Kerkerhaft absitzen müssen. Bei der Zusammenstellung der Personalien für das Reifezeugnis stellte Schreiber die eigentlichen Tatsachen fest. Der Junge tat mir leid, dass er so jung schon so bittere Erfahrungen machen musste. Ich hatte eine Notiz in der Geburtsurkunde übersehen, wie mir Schreiber nachwies, durch deren Beachtung und Verfolgung der wahre Tatbestand an den Tag gekommen wäre, schon bei der Aufnahme.

Am 13. Februar verstarb der tüchtige Professor Gaessner in den Morgenstunden, als er sich zum Schulbesuch anschickte. Ein Schlagfluss setzte binnen einer halben Stunde seinem Leben ein Ziel. Ich verlor an ihm einen wertvollen Mitarbeiter und zugleich einen Landsmann. Donnerstag, den 16., geleiteten wir die Leiche, die in Landsberg a. d. Warthe beigesetzt werden sollte, zur Bahn. Die Gedächtnisfeier veranstaltete ich am Sonnabend darauf in der Aula. Gaessners Bibliothek wurde dem K.W.G. zur Verfügung überlassen. Ein Teil der Bücher kam in die Schulbibliothek, andere wurden von uns Lehrern erstanden, der Betrag der von mir verwalteten Schulkasse zugeführt.

427 Einen tief einschneidenden Verlust brachte uns der April 1911. Tante Hermine wurde uns binnen drei Tagen durch den Tod entrissen. Der behandelnde Arzt glaubte anfangs, dass Gelenkrheumatismus vorliege. Es handelte sich aber um eine schwere Bauchfellentzündung, die vom Blinddarm ausging. Die Kranke

hatte sehr zu leiden. Alle aufopfernde Pflege Annas war vergebens. Hermine war gleich nach Ausbruch des schmerzhaften Leidens in das Vinzenz-Stift transportiert worden. Die ärztliche Kunst erwies sich ohnmächtig. Die Heimgegangene wurde ihrem Wunsche entsprechend an der Seite ihres Gatten in Ilfeld beigesetzt. Die Parentation in der Kapelle des Stiftes hatte Vetter August Kranold übernommen. Die Leiche wurde von Emmchen und mir nach Ilfeld begleitet. Dort fand am 6. April die Beerdigung statt. Konsistorialrat Cohrs sprach sehr eindrucksvoll in der Kirchhofskapelle, die bei dieser Gelegenheit zum ersten Male benutzt wurde. So klein das Trauergefolge in Hannover gewesen war, so stattlich war es in Ilfeld, gab es dort doch noch so viele, die die Verstorbene geschätzt und geliebt hatten oder die nur um meinetwillen sich verpflichtet fühlten. Auch Müllers waren von Blankenburg herübergeeilt, Tüselmann hatte sich von Burg eingefunden, die Scheidemannschen Kinder fehlten nicht. Nach der Bestattung weilten Tüselmann und ich noch zehn Minuten an der Grabstätte. Etwas Schnee rieselte sanft hernieder, die Berge und die Ebene nach Sachswerfen zu glänzten im Sonnenlicht. Wer würde der nächste sein?

428 Die durch Herminens Tod entstandene Lücke blieb lange, lange fühlbar. Ihre Entschiedenheit, Tatkraft, liebevolle Sorge und stete Hilfsbereitschaft wurden von uns aufs schmerzlichste vermisst. Seit Ferdinands Tode war der Glanz ihres Lebens verblichen. Sie hing in treuer Liebe an dem Heimgegangenen und wies selbst den Gedanken an eine Wiederverheiratung mit Entschiedenheit von sich. Sie würde es gar nicht für möglich gehalten haben, dass sich Ferdinand im Falle ihres vorangehenden Todes neu vermählt hätte. Ebenso ausgesprochen wie ihre Liebe war ihre Abneigung. War einmal ein Freundschaftsband zerrissen, so verhielt sie sich gegen eine Erneuerung dauernd ablehnend. Viele hielten sie für hochmütig, ja ihr eigener Bruder sagte einmal bei einer Gelegenheit: „Wo mag wohl die kleine Person ihren riesigen Hochmut herhaben?“ Aber es war mehr die Bestimmtheit und Entschiedenheit ihres ganzen Wesens als eigentlicher Hochmut, die diesen Eindruck hervorrief. Ihre Freundinnen verehrten sie in höchstem Grade, einzelne schwärmerisch, und sie stand bis zu ihrem Tode in engster Verbindung namentlich mit Frau Ministerialdirektor Brümmer und Frau Gymnasialdirektor Neubauer. Dass ihre drei Kinder durch ärztliches Versehen gleich bei oder nach der Geburt hatten sterben müssen, lag stets schwer auf ihr. Zur Annahme eines Adoptivkindes konnte sie sich nicht entschließen. So wurde ihr die Einsamkeit, das Auf-sich-allein-Angewiesensein oft fürchterlich und machte sie zu Zeiten scharf und bitter. Aber sie kam immer bald darüber hinweg und erwies dafür den Verwandten umso größere Liebe.

Ich erfreute mich ihres besonderen Vertrauens. Anna und ich gedenken der teuren, charaktervollen Schwester und Schwägerin in tiefer, nie erlöschender Dankbarkeit. In Ilfeld erfreuten wir, Emmchen und ich, uns der wohlthuenden Teilnahme unserer alten Freunde. Die Verteilung des Nachlasses, Auflösung des Haushaltes, Bestreitung der Beerdigungskosten usw. war in der Hauptsache Annas und meine Aufgabe. Alles ging reibungslos vor sich. Im Hause stand Frl. Oswald, die Nachfolgerin von Frl. Hinrichs, Anna verständnisvoll zur Seite.

429 Das neue Schuljahr hielt Einzug, mit ihm neue Lehrer und als neue Einrichtung das „Zehnminuten-Turnen“, das täglich in die Morgenstunden eingelegt werden sollte, nachdem der Nachmittagsunterricht gefallen war. „Wie lange wird wohl die Neuerung Bestand haben?“, fragten wir uns. Als der Krieg hereinbrach, sank sie still in den Orkus hinab. Das K.W.G. hielt als Königliche Anstalt am längsten daran fest. Geübt wurde auch in jedem Semester einmal das Verlassen des Gebäudes, indem die Glocke plötzlich dazu mahnte. In kaum 5 Minuten waren die beinahe 700 Schüler draußen auf der Straße.

Am 24. April 1911 folgte Elise Schimmelpfeng nach längerem Leiden ihrem 1900 verstorbenen Gatten nach; sie hatte ein Alter von 76 Jahren erreicht und bis zuletzt ihr gütiges, geduldiges Wesen bewahrt. Am 25. verstarb Prof. Schrader an einem zweiten Schlaganfall und wurde am 29. April auf dem Strangrieder Friedhofe beigesetzt. Ich habe mich über ihn schon ausgesprochen. Er hatte viel von seinem geistvollen Vater an sich, aber nicht dessen Willenskraft, so dass er es eigentlich zu nichts Rechtem gebracht hat. Er kam über das Projektmachen nicht hinaus.

In denselben Tagen erhielt Prof. Freytag zu seiner Freude die Leitung des Realgymnasiums in Nienburg übertragen. Ich hatte ihn dafür empfohlen und glaubte, der dortigen Schule in ihm einen tüchtigen Direktor verschafft zu haben. Er hat meiner Empfehlung Ehre gemacht. Nahe ging uns der Heimgang des alten Freundes Prof. Freyer in Wernigerode, der am 5. Mai abgerufen wurde. Im letzten Jahr war er kindisch geworden, sein Tod also eine Erlösung - aber wieder ein Ilfelder Kollege vorangegangen.

Merkwürdig frisch erhielt sich nur der bejahrte und nun in den Ruhestand versetzte Prof. Freytag aus Ifeld. Er besuchte uns von Zeit zu Zeit, wenn er sich in Hannover beim Sanitätsrat Lindemann aufhielt und den bei Feesche erscheinenden Hannoverschen Sonntagskalender in Arbeit hatte. Wie prächtig konnte er erzählen und mit wie schalkhaftem Humor! Köstlich waren seine Jugendgeschichten. Wenn er sie zum besten gab, ließ er die auftretenden Personen alle in ihren besonderen Eigentümlichkeiten sprechen, da er auch ein ausgezeichnetes mimisches Talent besaß. In jenen Maitagen war sein Jugendfreund, der Direktor Hage in Lüneburg, gestorben und hatte in ihm die verklungenen Tage wieder lebendig erstehen lassen.

430 Anna besuchte in diesen Monaten die Verwandten in Reinhausen und Göttingen. Den Haushalt bei mir besorgte Fräulein Oswald. Während ihres Aufenthaltes bei Sandrocks erlebte Anna ein starkes Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen. Das Reinhäuser Tal hatte sich in kurzer Zeit in einen brausenden Bach verwandelt. Das Hochwasser schädigte die Anwohner sehr. Als sie heimgekehrt war, besuchten wir zum letzten Male Herminens Wohnung und nahmen wehmütigen Abschied. Dann kam der Taxator, der die Hinterlassenschaft abschätzte. Diese verteilte sich unter Sandrocks, Scheidemanns und uns. Unstimmigkeiten kamen nicht vor.

Im Schulleben war viel Wechsel. Wir, d. h. Heynacher und ich, stellten fest, dass bei der nächsten Direktorenversammlung 18 neue Gesichter auftauchen würden. Kollege Freytags Weggang nach Nienburg gestaltete sich für ihn sehr ehrenvoll und vereinigte schließlich das Kollegium zu einem lustigen Essen in der „Stadt Amsterdam“ am Klagesmarkt. Für Ilfeld erwies es sich schwierig, Lehrer zu gewinnen, weil die geeigneten Persönlichkeiten ausschlügen. In Berlin stellten die Räte des Kultusministeriums ihren Verkehr mit Matthias ein, weil dieser anfangs für das Berliner Tageblatt zu schreiben. Ein Ausspruch Matthias' war mir neu: Sie seien im Ministerium alle eigentlich nur Hausknechte, allerhand höhere und höchste Wünsche gäben den Ausschlag.

Annas Befinden veranlasste uns, Salzufflen als Kuraufenthalt für sie zu wählen, daran sollte sich eine Reise in die Schweiz schließen. Das im Aufblühen begriffene lippische Bad tat ihr sehr wohl. Ich überzeugte mich in den Pfingsttagen durch meinen Besuch, dass sie sehr gut untergebracht war. Sie hatte Aufnahme gefunden in dem Hause Gudewill. Frau Gudewill, die Wittwe eines Seeoffiziers, hatte mit ihren Eltern, Herrn und Frau Krome, eine Villa zur Unterbringung von Gästen eingerichtet und sorgte für diese auf das beste. Ich fand Gefallen an dem freundlich gelegenen Orte und unternahm trotz der gewaltigen Hitze jener Tage allein und mit Anna Ausflüge in die Umgebung. So waren wir am 6. Juni 1911 in Bielefeld und pilgerten durch die freundliche Stadt hinauf zum Sparrenberge mit seinen Erinnerungen an die Kurbrandenburgische Geschichte und den schönen Ausblicken auf die Stadt selbst und die Bodelschwingschen Anlagen.

431 Nur zu schnell musste ich wieder in Hannover sein. Viele Vertretungen warteten meiner, und der Besuch des Kaisers stand wieder bevor. Die Schüler waren so daran gewöhnt, dass sie sich nicht bewegen ließen, im Spalier zu stehen. Der Tag der Anwesenheit seiner Majestät war schulfrei, und es wurde von oben nahegelegt, die Schulen jedesmal aufzustellen, doch stets mit dem Zusatze, alles müsse freiwillig geschehen. Dieser freie Wille war eben nicht vorhanden, weil er alljährlich auf die Probe gestellt wurde und jeder den ganzen Vorgang kannte. So wenig wie in Berlin, so wenig durfte in Hannover eine derartige Belastung der Loyalität ohne besonderen Grund vorgenommen werden.

Am 17. Juni 1911 hielt sich der Herrscher in Hannover auf. Er sah gesund und frisch aus, nur tiefer Ernst ruhte auf seinen Gesichtszügen. Die übliche Hurra-Stimmung umgab ihn natürlich. Ich begriff nicht, wie man ein Leben in steter Feier von Festlichkeiten aushalten kann. Überall derselbe Zauber, überall dieselbe oberflächliche Berührung mit der Masse des Volkes.

Bald darauf nahm mich die in Hannover tagende Direktorenversammlung in Anspruch. Vom Ministerium hatte sich Reinhardt, der Nachfolger von Matthias, eingefunden. Eine sehr gemütliche Vorversammlung eröffnete die Sitzung. Der neuernannte Direktor Gürke, mein Görlitzer Landsmann, trug durch seinen Humor nicht wenig dazu bei, die allgemeine Stimmung zu beleben. Er sang bei dieser Gelegenheit das Steinerhuder-Meer-Lied vor, das wir nach seiner Anleitung alle mit-

sangen: „Des abends in den bäuken⁵ – Een piep toback to smäuken – Dei drossel singt so nütlich – Wo is dat so gemütlich! – Anton, pass man up! – Dei luftballon geit up – Und dau bliefst unten!“ - Die 28 Direktoren-Füchse⁶ stellten die Weinbowle, die nach alter Sitte getrunken wurde. An zwei Tagen wurde vormittags und nachmittags beraten und wie gewöhnlich auch viel Selbstverständliches geredet. Ich hatte das Thema über die Kurzustunden zu vertreten. Es wurde sehr schnell erledigt. Das Nähere enthalten die gedruckten Berichte. Ein gemeinsames Essen in den „Vier Jahreszeiten“ bildete den Abschluss. Das Prov. Schulkollegium mit dem Oberpräsidenten nahm daran teil, die üblichen Reden wurden geschmettert. Die Unterhaltung mit den Kollegen aus der Provinz war wieder die Hauptsache. Die Verhandlungen selbst fanden in der Aula des K.W.G. statt wie in den Jahren vorher. Ich sprach mich damals dafür aus, dass ich wohl schwerlich die nächste Konferenz noch mitmachen würde. Ich wollte rechtzeitig aus dem Amte scheiden, wie ich es so oft anderen geraten hatte. Verschiedene Kollegen meines Alters äußerten denselben Gedanken.

432 Die beabsichtigter Reise in die Schweiz kam zu Stande. Unser erster Haltepunkt war wieder das schöne, trauliche Marburg. Frau v. Wille mit ihren beiden Töchtern Gerta und Mella waren unsere freundlichen Begleiter und Führer, der Aufenthalt im „Ritter“ etwas unruhig. Mein Pate[nsohn] Rudolf Heynacher studierte gerade in Marburg. Wir hatten unsere Freude an seiner offenen, natürlichen, treuherzigen Art sich zu geben. Dann ging es im Fluge über Frankfurt, Straßburg, Basel bis Luzern, wo wir im „Rössli“ Quartier nahmen. Die Stadt wimmelte von Fremden, die auffallenden Kostüme vieler Damen ergötzen uns. Der Löwe von Luzern fesselte uns wie stets. In Beckenried machten wir für einige Tage halt. Im Gasthaus „Zur Sonne“ am Anlegeplatz der Schiffe fühlten wir uns bald wohl, die Gesellschaft gefiel uns. Zwei baumlange katholische Geistliche aus der Trierer Gegend fühlten sich zu uns hingezogen, und wir fanden in ihnen angenehme Tisch- und Spaziergenossen. Ausflüge mit dem Dampfer und Wanderungen in die Umgebung wechselten ab. Mehrere Male hielten wir uns in Schöneegg auf und nahmen dort bei paradiesisch schöner Aussicht unseren Kaffee. Im Billardzimmer daselbst machte mir eine wohlgemeinte Inschrift Spaß: „Viel Wasser tagüber, wenig Bier zur Nacht, wenn die Kur anschlagen soll.“ Die Einrichtungen des Sanatoriums setzten reiche Leute voraus. Einmal war ich allein über Schöneegg bis Emettenberg gestiegen, hatte Seelisberg im Sinne, nahm aber wieder Abstand davon. Hinter den Allerweltshotels liegen doch auch recht gemütliche, bescheidene Gasthöfe.

Anna saß mit einem Buche und einer Handarbeit am See und sah dem Spiel der Fische zu und dem bunten Wechsel der einlaufenden und abfahrenden Dampfschiffe. Die Luft war herrlich, das Wetter tadellos. Oft gedachten wir Ferdinands und Herminens, die in Beckenried auch einmal schöne Tage verlebt hatten und nun beide schon vorangegangen waren in die Ewigkeit.

⁵ „Buchen“?

⁶ = frischgebackenen D.

433 Tellskapelle, Brunnen, Vitznau, Bürgenstock kamen nacheinander an die Reihe. An letzterem Orte bestellten wir uns für die folgende Woche in der Pension Waldheim ein Zimmer. Nachdem wir zu Schiffe nach Kehreiten gefahren waren und die Drahtseilbahn benutzt hatten, bei welcher Gelegenheit wir den Kollegen Erich Meyer aus Hannover mit Frau und Tochter im vollgepfropften Wagen trafen, gingen wir zu Fuß über Hohnegg, St. Antoni bis Buchs hinunter und trafen dort das Dampfschiff nach Beckenried wieder. Es war eine herrliche Wanderung; auch Anna konnte sie leisten: So weit hatte sie sich bereits erholt.

Die Tischgespräche in Beckenried bewegten sich allgemein um den in der Luft schwebenden Krieg mit Frankreich, der wegen der Marocco-Frage befürchtet wurde. Unsere Politik hatte sich mit Agadir wieder einmal eine prächtige Geste geleistet. „Panthersprung“!

Genussreich und von nachhaltigem Eindruck war für uns der Besuch des Pilatus, wo wir auch übernachteten und Sonnenuntergang sowie Sonnenaufgang vom „Esel“ aus beobachteten. Der „Esel“ ist die in der Nähe des Gasthofes sich erhebende höchste Kuppe des Berges. Zum Aufgang hatte sich bereits ein lustiger Gesangsverein aus Luzern eingefunden, der trotz der anstrengenden Bergbesteigung seine Lieder erschallen ließ. Als der glühende Sonnenball sich langsam erhob, waren die Ketten des Hochgebirges eben sichtbar, alles andere in dichtem Nebel. Anna war ganz hingegenommen von den wild zerrissenen Felsenwänden der nahen Umgebung und den leise durch den Dunst hervorschimmernden Finsteraarhorn, Schreckhörnern, Jungfrau etc. Mittags befanden wir uns auf dem Bürgenstock und bezogen das uns eingeräumte Zimmer. Links von uns wohnten Russen, rechts eine nette Luzerner Dame mit einem leider vom Keuchhusten geplagten Kinde. Die Spaziergänge auf dem Felsenweg boten uns täglich neue Aussichten auf den verschiedenen Ruheplätzen.

Von Luzern erhob sich mehrmals am Tage ein kleines gelbes Luftschiff, um am See und über ihm entlang zu fahren. Einmal hatten wir das Schauspiel, den großen Zeppelin „Schwaben“, der vom Bodensee herüberkam, bewundern zu können. Noch befand sich die Luftschiffahrt in den Anfängen. Jedes Luftschiff wurde mit derselben Begeisterung begrüßt und bewundert. Einstens war es mit den Radfahrern ähnlich. Jeder gaffte ihnen nach, und in den Dörfern hetzten unverständige Leute die Hunde auf sie. Die Zeppeline lösten nur das Gefühl der Ehrfurcht aus. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger denn der Mensch“⁷ - das war die herrschende Stimmung.

Die anhaltende Hitze war auf dem Bürgenstock wohl zu vertragen und durch Gewitterschauer gemildert. Jeden Tag erneuerte sich unsere Freude an den Spaziergängen und Ausblicken. Abends leuchteten die Quais von Luzern herüber, oder Feuerwerke mit bengalischer Beleuchtung zogen die Augen auf sich. Frühmorgens wählten wir den Felsenweg, der dann noch im Schatten lag. In der Tiefe glitten dann Schiffe, Schwänen gleich, über den See, breite Silberstreifen nach sich

⁷ aus dem berühmten Chorlied in Sophokles' Antigone

ziehend. Nachmittags nahmen wir mehrfach in Hohenegg unseren Kaffee ein. Nachts störte uns nicht selten der Scheinwerfer vom Banser Horn, wenn er in unser Zimmer blinkte. Der Aufenthalt auf dem Bürgerstock kann es mit den schönsten aufnehmen. Die kleinen Mängel der Pension ließen sich ertragen und wurden uns eigentlich nur fühlbar durch den Gegensatz zu Beckenried und Degenbalm. - Störend war der starke jüdische Einschlag unter den Mitgästen unserer Pension.

434 Nur zu bald ging die Ferienzeit zu Ende. Wir wählten den Rückweg über Zürich, zogen es aber vor, uns dort nicht aufzuhalten, weil die Hitze geradezu unerträglich war. Die Straßen waren erstickend dunstig. Wir setzten die Reise fort bis Neuhausen in der Nähe des Schaffhäuser Rheinfalls und wählten dort das Hotel „Schwyzer“ in der Nähe des Bahnhofes. Erquickung brachte uns abends das Verweilen an dem grandiosen Wasserschauspiel. Anna war ganz hingenommen davon. Am anderen Vormittag besuchten wir Schloss Lauffen und saßen lange Zeit an dem rauschenden und wirbelnden Rheinwasser. Dort war die gewaltige Hitze angenehm gemildert. Abends waren wir in Konstanz und fühlten uns wohl in dem trefflichen Hotel „Halm“. Die altertümliche Stadt gefiel uns, wir wanderten hin und her, besuchten das Münster, besichtigten das Inselhotel, die Denkwürdigkeiten aus der Konzilszeit und lernten in einem Volksgarten abends das Treiben der Bewohner kennen. Nun ging es weiter über den See nach Friedrichshafen mit seinen Luftschiffahrtsanlagen und nach einigem Aufenthalt bis Stuttgart. Das Hotel „Frank“ nahm uns auf, erwies sich aber als sehr mäßig. Es war im Umbau begriffen und darum unsauber und unruhig. Eine Rundfahrt durch den Park brachte uns nach Cannstatt und über die Gerokshöhe in die Stadt zurück. Anna interessierte sich ebenso wie ich für alles, was wir sahen oder was uns begegnete; wir waren beide noch nicht in der schwäbischen Hauptstadt gewesen.

Am anderen Vormittage erstiegen wir noch einmal die Höhe über der Stadt, verweilten auf dem Uhlandsblick, erfreuten uns an manchem Straßenbilde - nur das goldglänzende Reiterdenkmal Wilhelms I. missfiel uns - und fuhren nachmittags nach Heidelberg weiter. Trotz der unerträglich Hitze - die Bäume waren schlaff wie im Herbst und der Neckar zur Hälfte eingetrocknet - nahmen wir auf der Molkenkur unseren Kaffee ein und stiegen den Weg über die Flusswiese am Scheffeldenkmale vorbei nach dem Christlichen Hospiz in der Nähe des Flusses hinunter, wo wir ein freundliches Unterkommen fanden. Hier war alles sauber und appetitlich, wenn auch etwas altbürgerlich. Sämtliche Insassen, darunter viele Studenten, waren nett und umgänglich. Vom Balkon unseres Zimmers sahen wir die Kinder im trockenen Flussbette spielen und baden. Eine Reihe von Droschken, in jeder ein einziger Farbenstudent sitzend, fuhr am anderen Morgen über die Neckarbrücke. „Was müssen deren Eltern doch für Geld haben!“, dachten wir.

Göttingen war unser nächstes Standquartier. Hier fanden wir mit Not und Mühe noch ein Unterkommen im Englischen Hofe, jetzt Reichshof. Die Abschiedskommerse der Korporationen hatten die Überfüllung sämtlicher Gasthöfe bewirkt. Im englischen Hofe feierten gerade die Germanen, wie uns Kollege Duncker, alter Herr von ihnen, auseinandersetzte, ihr Stiftungsfest. Am 29. Juli 1911 - es war ein Sonnabend - beschlossen wir diese abwechslungsreiche, erquickliche Ferienreise,

nachdem wir den Göttinger Verwandten noch unseren Besuch gemacht und insbesondere Annas Kusine Minchen Richter zu ihrem 80. Geburtstage beglückwünscht hatten.

435 Als wir wieder in Hannover einfuhren, war die Hitze des Monats noch auf ihrer Höhe. Sie hatte uns während der ganzen Reise nicht wenig zu schaffen gemacht. In den ersten Schultagen musste der Unterricht nach drei Stunden ausgesetzt werden, weil die Temperatur andauernd hoch blieb. Die Marocco-Frage hielt noch eine Zeit lang alles in Bewegung, bis der Kaiser mutig zurückwich. Die Hitze aber zeitigte mancherlei Unterleibsbeschwerden, so dass „Carlchen mit C“ in „Tage“ folgenden Ausdruck dafür fand: „Durch die Hitze und dergleichen – schlechtes Wasser, Obst und so - will fast alle Welt beschleichen - eine Krankheit irgendwo. – Wär´s nicht traurig, wär´s ergötzlich: – Die sich unter uns befunden – ganz vergnügt noch, sind ganz plötzlich - ohne Abschiedswort verschwunden.“

Auch Anna und ich leisteten der Tageskrankheit unseren Tribut. Der Sommerausflug des Kollegiums einschließlich der Damen nach Nenndorf, wo der Kaffee im Kurpark eingenommen wurde, und über den Deister nach Barsinghausen mit gemeinsamem Abendessen und Tanz im Deister-Hotel kam aber doch zu Stande und verlief harmonisch wie immer.

Es war die Zeit, wo man lebte und leben ließ. Keiner dachte, dass das bald ein Ende haben könnte, obgleich die Kriegsunwetter am Horizonte drohten und ein Weltkrieg unvermeidlich erschien. „Der Kaiser reist herum, hält Paraden und Reden und amüsiert sich, während die allgemeine Stimmung im Volke immer un erfreulicher wird“, so lautete meine Tagebucheintragung vom 28. August 1911.

436 Unsere Tochter war mit den Enkelinnen zu unserer Freude auf einige Zeit bei uns. Sie selbst bedurfte der Erholung. Die Kleinen waren lieb und anhängig [sic], Hildegard recht zart, Agnes still und verständig. Es dauerte aber bei letzterer doch einige Tage, ehe sie sich bei uns heimisch fühlte. Ihre Gehversuche hatten Erfolg. Beim Besuch des zoologischen Gartens fand Hilde die Wölfe viel zu klein, als dass sie Rotkäppchen hätten fressen können. Besser als die Tiere gefiel ihr die Musik, und sie hätte gern gehabt, dass ich sofort mit ihr getanzt hätte. Erich machte in diesen Wochen eine militärische Dienstleistung in Oldenburg ab und schrieb, dass er es mit dem Hauptmann gut getroffen hätte.

Mancherlei Besuch erfreute uns. Mein Alter Tutandus Heinrich Vahlbruch, Apotheker zu Valencia in Venezuela, war wieder einmal in Deutschland und erzählte mir viel von seiner Stellung und der der Deutschen in jenem südamerikanischen Freistaat. Konrad Schneider schüttete sein Herz aus über die Sorgen, die ihm sein in Tübingen studierender Sohn Rudolf bereitete. Hans Scheidemann kam von Celle herüber, wo er ein Praktikum in der Hebammenanstalt erledigte. Frau Kieps sprach auf der Durchreise von London nach Ballenstedt bei uns vor und erzählte von dem Ergehen ihrer Kinder und von den englischen Verhältnissen, denen sie die deutschen weit vorzog. England fange jetzt übrigens auch die Juden- und Arbeiterfrage an kennen zu lernen und werde dereinst noch daran zu kauen haben. In

Russland bewies das Attentat auf Stolypin, dass die revolutionäre Stimmung unterirdisch fortschwelte und zuweilen zum Ausbruch gelangte.

437 An meinem Geburtstage fand sich auch Erich aus Oldenburg ein. Wir konnten froh und dankbar beisammen sein. Eine Frage beschäftigte uns, ob Erich einem Rufe an die Franckeschen Stiftungen [in Halle] folgen sollte. Prov. Schulrat Graeber riet ab, Oberlehrer Lücke desgleichen - er war bis vor kurzem Oberl. an den Stiftungen gewesen. Ich hatte auch kein Vertrauen zu Fries nach dem, was Ferdinand seinerzeit mit ihm erlebt hatte. So wurde abgeschrieben, zumal Graeber mir versicherte, Erich würde über kurz oder lang an die Spitze eines Gymnasiums berufen werden. Er sei bereits einmal für Putbus als Direktor in Aussicht genommen gewesen.

Am Sonntage, dem 1. Oktober [Annas Geburtstag] 1911, in der Mittagsstunde besuchte uns ein alter Iffelder, der weltbekannte Dr. Carl Peters. Er sah sehr wohl aus und gefiel Anna und mir gleichermaßen. Sein leidenschaftliches Wesen war ruhiger geworden, er machte den Eindruck einer abgeklärten Persönlichkeit starken Willens. Wir gedachten seiner Iffelder Zeit und seiner damaligen Mitschüler und Lehrer. Er erzählte, dass der uns abzutretende Kongo-Streifen etwa 3 Millionen Einwohner habe, dass die Gerüchte vom Erzreichtum Maroccos nicht begründet seien, dass wir während des Swinemünder Aufenthaltes des Kaisers dicht vor einem Kriege gestanden hätten, dass ihm in einem solchen Falle wieder sein Amt in Aussicht gestellt sei,⁸ dass der seinerzeit so viel Staub aufwirbelnde Artikel der „Post“ vom Kronprinzen lanciert gewesen sei, dass er, C. Peters, selbst in Hannover weile, um seine gesammelten politischen Aufsätze herauszugeben u. a. Als ihn Anna gelegentlich fragte: „Wie aber, wenn es gegen England geht?“, lachte er: „Ich bin ein guter Deutscher geblieben. Meine Frau aber ist auf die deutsche Behandlung, die ich erfuhr, so schlecht zu sprechen, dass sie erklärt hat, sie würde Marketenderin bei den Engländern werden, wenn ich gegen England ziehe.“

Er versprach mir auch ein Exemplar seiner gesammelten Aufsätze zu dedizieren und hat sein Versprechen gehalten. Von uns aus begab sich Peters zu Heynacher, um auch ihn wieder einmal zu sehen. So bekam Annas Geburtstag noch eine besondere, lang nachwirkende Bedeutung. Bei Heynacher war ich wenige Tage danach noch einmal einen ganzen Tag mit C. Peters zusammen; auch Peters' Bruder, der in Kleefeld wohnende Apotheker, war mit zugegen.

438 Alle stimmten wir darin überein, dass der Kaiser durch seine Unbedachtsamkeit und seine ganze Art sich zu geben die unter Wilhelm I. angesammelte monarchische Gesinnung beinahe aufgebraucht habe. Von den Geschichten, die Peters zum besten gab, ist die bezeichnend, dass nach dem Urteil der Franzosen es selbst dann gefährlich sei, mit uns anzubinden, wenn der Kaiser den Oberbefehl hätte. Die hohen Militärs fürchten in der Tat, dass wir, wenn S. M. im Kriegsfall die Leitung übernehme, arge Schläppen erleiden würden. Der Kaiser

⁸ C. Peters war 1897 in Unehren und unter Verlust von Titel und Pension aus dem Reichsdienst entlassen worden und lebte bis 1914 in England. Darauf bezieht sich auch Mückes weiter unten folgendes Urteil, Peters sei damit „höchst ungerecht behandelt worden“.

lebe in beständiger Furcht vor einer Sozialdemokraten-Kugel, daher sein stetes Nachgeben nach dieser Seite hin. Die Franzosen nannten ihn schon lange „Guillaume le timide“. Kronprinz und Kaiser ständen sehr schlecht zueinander, ersterer [letzterer] hätte wiederholt dem Sohne Stubenarrest zudiktiert, weil er sich zu ungeniert über den Vater ausgelassen habe. Bismarck hätte seinerzeit geäußert, Prinz Wilhelm [d. h. der spätere Wilhelm II.] wäre der Mann, seine Krone zu verspielen. „Viel versprechen und dann sein Wort nicht halten“, sei seine besondere Art.⁹ Der Kronprinz hätte jüngst in Kairo eine skandalöse Liebschaft gehabt trotz Anwesenheit seiner tüchtigen Frau; er sei außerdem Anglomane.

Wenn man auch manches, was Peters erzählte, seiner Gereiztheit zugute rechnen musste - er ist in der Tat höchst ungerecht behandelt worden -, so blieb doch genug übrig, um mit rechter Sorge in die Zukunft zu blicken. Peters trank nur ein halbes Glas Wein, er sei fast Abstinenzler geworden, bemerkte er. Der Gesamteindruck, den wir Anwesenden mitnahmen, deckte sich mit dem, den Anna und ich einige Zeit vorher von ihm gewonnen hatten.

439 In den Herbstferien 1911 besuchte ich zuerst den Schwager Friedrich Sandrock in Reinhausen und erlebte einen behaglichen Nachmittag bei ihm und seiner Frau. Wehmütig war mir der Verfall der Kräfte, die ich bei dem früher so leistungsfähigen Manne feststellte. Sein Körpergewicht nehme merklich von Woche zu Woche ab, klagte er. Nur mit Mühe begleitete er mich ein Stück Weges nach Ballenhausen zu. Er ließ sich nicht abhalten und meinte, es sei wohl das letzte Wiedersehen gewesen, als wir uns beim Hasenwinkel trennten.

In Ballenhausen sprach ich vergeblich vor. Fritz war in seiner Feldmark und beabsichtigte die Wasserleitungsarbeiten. Seine Schwester Änne hatte mit der Wünschelrute die Wasserquelle entdeckt, aus der nach ihres Bruders Plane Ballenhausen und einige Nachbardörfer versorgt werden sollten. Das ganze Unternehmen ist geglückt und hat sich als segensreich erwiesen. In heller Mondnacht pilgerte ich nach Göttingen zurück und schlief lang und fest im Hotel „Gebhard“, wo ich mich einquartiert hatte. Am anderen Morgen besuchte ich die Göttinger Verwandten, insbesondere die im 82. Jahre stehende Kusine Annas, Minchen Richter; sie war recht gebrechlich geworden. Nachmittags war ich in Goslar und saß auf dem Steinberge mit Kollege Boot und seiner Frau beim Kaffee. Die Weltlage war der Gegenstand unserer Unterhaltung; wir betrachteten sie beide sehr pessimistisch. Gegen Abend traf Freund H. F. Müller ein. Wir bezogen ein gemeinsames hübsches Zimmer im „Achtermann“ und verbrachten den Rest des Tages in angeregtester Unterhaltung.

Am folgenden sonnigen Herbsttage war der Gose-Wasserfall und wieder der Steinberg unser Ziel. Diesmal beschäftigte uns der heimgegangene Wilhelm Raabe, den H. F. Müller gut gekannt hatte, waren sie doch beide Mitglieder der kleinen gewählten Gesellschaft der „Kleiderseller“ gewesen. Hermann Friedrich

⁹ Peters hätte über Wilhelm II. nicht so schlecht reden sollen. Als P. 1914 nach Deutschland zurückkehrte, war es der Kaiser, der ihm eine Pension aus seiner Privatschatulle zahlte

erzählte von dem Pessimismus des Dichters, dem dieser oft Ausdruck gegeben habe, sowie von seinen wiederholt ausgesprochenen offenen Zweifeln an dem Walten einer göttlichen Gerechtigkeit und eines Fortlebens der Seele nach dem Tod: „Wie können wir armen Menschlein solche Aspirationen erheben!“

440 Müller hatte damals auch große Sorge um seinen Wolfgang, der ihm durch sein launenhaftes, auffahrendes Betragen viel zu schaffen machte. Das erste Mal fiel er dann durchs Staatsexamen, obwohl er hochbegabt war. Er hatte das Studium zu leicht genommen. Das zweite Mal hatte er Erfolg und kam in der Provinz Pommern als Seminarkandidat an. Im Weltkrieg zeichnete er sich aus und starb den Heldentod, nachdem er sich kurz vorher mit seiner Jugendliebe in Blankenburg verheiratet hatte. Er folgte dem kurz vorher gefallenem älteren Bruder, der Hauptmann bei der Artillerie war, im Tode. Wer hätte gedacht, als wir damals sorgend in die Zukunft schauten, dass dies das Ende sein würde!

Den Schluss der Ferien verlebte ich in Hannover, Tochter und Enkelkinder weilten bei uns. Hildegard hielt im zoologischen und namentlich im Tiergarten, als wir dort weilten, das viele Damwild für Ziegen. Die Eifersucht zwischen ihr und Agnes machte sich oft bemerklich. Die lange Nase des Elefanten, die weißen Mäuse und die drolligen Affen erregten wohl am meisten ihre Aufmerksamkeit, den stinkigen Wolf mochte sie nicht leiden.

Der 72-jährige Kabinettsrat Schimmelpfeng besuchte uns Ende Oktober mit der Tochter seines Bruders, Lela Schimmelpfeng. Er hatte sich seine alte Frische bewahrt wie seinen unverwüstlichen hessischen Partikularismus. Beide kamen von Fulda und berichteten von der hochbejahrten Josefine Schimmelpfeng. „Diese ist jetzt von ihrer Sorge, scheinot begraben zu werden, frei; Sie hat dem Totengräber drei Mark gegeben und dieser ihr versprochen, am Tage nach ihrer Beisetzung am Grabe zu horchen, ob sie etwa noch lebe.“ Lela machte auf uns einen vorzüglichen Eindruck, sie ist ein hübsches, tatkräftiges, hochgebildetes Mädchen von gewinnendem Wesen, lautete unser Urteil.

Der Kabinettsrat war mit unserer Auslandspolitik zufrieden und begriff nicht, was man an ihr auszusetzen habe. Ich beklagte dagegen die Rückgratlosigkeit unserer Regierung. Im Inneren waren die neuen Schulerlasse ebenfalls ganz gegen meinen Geschmack, und Freund Heynacher teilte meine Meinung, dass die Jugend immer mehr verwöhnt und verweichlicht werde.

441 Italiens Schachzug nach Tripolis missfiel uns gleichermaßen, zeigte er doch, wie wenig diesem Partner des Dreibundes zu trauen sei. Das von King Edward ausgelegte Einkreisungsnetz zog sich wieder etwas enger zusammen. Stürme im Reichstag schienen bevorzustehen. Wer würde sich dann vor den Kaiser stellen? Würde Bethmann seine Sache besser machen als Bülow? Carl Peters war der festen Überzeugung, dass nur ein Waffengang die Spannung zwischen England und Deutschland lösen könne und dass Deutschland gut tue, sich beizeiten darauf einzurichten. England sei zielbewusst, und seine Stimmung gegen Deutschland werde von Jahr zu Jahr schlechter. Die Handelskonkurrenz sei die Grundursache.

In diesem Winter hatten wir oft Besuch von der lieben Ilse Schneider, die in Hannover ihre Ausbildung vervollkommnete. Das treffliche Mädchen gewann in immer höherem Grade unsere Zuneigung. Noch ahnten wir nicht, dass ihre Tage gezählt seien und dass dasselbe Leiden an ihr nage, dass auch ihre Mutter hinweggerafft hatte.

Die Zeitungsnachrichten wurden immer beunruhigender. Mitte November 1911 notierte ich: Die Amerikaner rechnen damit, dass im Frühjahr Deutschland von Frankreich, England und Russland angegriffen wird.

Der Extemporale-Erlass nahm uns Lehrer in Anspruch. Es hieß, dass der Kaiser dahinter stecke. Reinhardt hielt sich am 16. Dezember in Hannover auf und erläuterte ihn in einer zu diesem Zwecke zusammengerufenen Konferenz der Leiter der höheren Schulen. Er beschränkte die darin ausgesprochenen Weisungen dahin, dass wir ihn nur soweit beachten möchten, als es sich wirklich machen ließe; es handle sich nur um Richtlinien. Der Erlass sei dehnbar. Es handelte sich aber doch um eine Art pädagogischer Knochenerweichung, das war meine feste Überzeugung. Die Klarheit des Erlasses ließ jedenfalls viel zu wünschen. Heynacher fragte mich einige Tage darauf: „Wer hat Reinhardt in der neulichen Versammlung am eifrigsten unterstützt?“ - Ich: „Graeber.“ - Heynacher: „Und doch hat Graeber in der Vorbesprechung der Schulräte den Erlass des Ministers am entschiedensten bekämpft.“ Heynacher ist eifersüchtig und fürchtet, dass ihn Graeber überflügelt, war mein Hintergedanke. Ich halte Graeber nach wie vor für eine anima candida [aufrechte Seele]; das gilt auch heute noch, nachdem er selbst trotz der Revolution seine Stelle als Ministerialrat behauptet hat. Er hat im engsten Kreise den Erlass bekämpft und, als er sich von den Argumenten der Gegner überwunden sah, seine Stellungnahme entsprechend geändert.

442 Eine von merkwürdiger Logik zeugende Geschichte, die mir Heynacher erzählte, soll doch auch hier Platz finden. Er spricht mit einem der Lehrer seiner Tochter Elisabeth, ob es nicht geraten sei, sie das Lehrerinnenexamen machen zu lassen. Darauf antwortet der würdige Professor: „Jawohl, Herr Geheimrat, sehen Sie, die Tochter unseres Schuldieners hat es auch gemacht, war Lehrerin in Wolgast und hat einen verwitweten Pfarrer mit vier Kindern geheiratet.“

Der Tod des Konsistorialpräsidenten Heinichen führte mich mit großem sonstigen Gefolge auf den Engesohder Friedhof. Sein Vater, Großvater und Urgroßvater, ebenso seine beiden Söhne, waren alte Ilfelder Schüler. Das hatte uns zusammengeführt. Mein verstorbener Schwager Gustav hatte mit ihm, als er noch Landrat in Göttingen war, oft zu verhandeln gehabt und hielt große Stücke von ihm.

Mit dem Schluss des Jahres verließ uns Fräulein Oswald; sie war, was man zu nennen pflegt, „ein gutes Tierchen“, freundlich, hilfreich, betulich, nur redete sie reichlich viel, jedes dritte Wort war: „Wie Papa sagte, wie meine Schwester, wie mein Neffe etc. sagte“. Wir sind in Freundschaft und Frieden voneinander gegangen und haben das gute Verhältnis bis zu dieser Stunde gepflegt.

Direktor des K.W.G. in Hannover, 1912 – 1913

443 Als das Jahr 1911 schloss, bemerkte ich in meinem Tagebuche: „Die Sorge vor dem bevorstehenden Weltkriege durchdringt unser Volk. Wir wollen alles Gott anheim stellen.“ - Und doch lebten wir lustig und gedankenlos in das neue Jahr hinein. Wir feierten unser K.W.G.-Winterfest mit Aufführungen, Reden, feinem Abendessen und Tanz wie jedes Jahr, das Kollegium zeigte sich in voller Harmonie und in bester Laune. Anna und ich trafen die Vorbereitungen zu einer größeren Festlichkeit in den „Vier Jahreszeiten“, um nicht so viele Abende mit Einzeleinladungen zu besetzen. An mehr als 100 Personen unseres Kreises ergingen die Aufforderungen, die Tischplätze wurden bestimmt, die Speisenfolge und die Weine ausgewählt, Unterhaltung, die Vorträge und Aufführungen vorgesehen. Wir wollten hinter denen nicht zurückstehen, deren Einladungen wir angenommen hatten.

Dazwischen ereigneten sich Todesfälle, die mich auf die Friedhöfe und Trauerhäuser führten. Julius Kranold verlor nach kurzer Krankheit seiner Gattin. Frau Superintendent Rasch verstarb nach längerem Leiden.

Eine Wahlschlacht bewegte die Bevölkerung. In Hannover siegte der Sozialdemokrat Brey. Das Kollegium murrte gegen den Prov. Schulrat Kreuzberg, der stets unbesehen für seinen Sohn eintrat, wenn dessen Ungesetzlichkeiten auch ziemlich klar lagen. Ich musste nach beiden Seiten abwiegeln. - Das Buch von Krafft „Urteile berühmter Männer über das humanistische Gymnasium“ wirbelte viel Staub auf und konnte doch nichts beweisen, weil es eben nur besonders geartete Leute berücksichtigte. Manche rühmten zwar die alte Schule, viel mehr hatten aber doch viel daran auszusetzen. Recht einseitig ist darin das Urteil des Dichters Börries v. Münchhausen über Ilfeld. Er ist nur ein Semester dort gewesen, war verwöhnt und wollte sich nicht unterordnen. Daher übertreibt er, was ihm nicht gefiel. Im pädagogischen Seminar gewannen wir zu dem Unternehmen bald die richtige Stellung. Der Verfasser hat das beliebte Verfahren ausgeschlachtet, aus eingeholten Ansichten ein Buch zusammenzustellen.

444 Endlich, am 25. Januar 1912, stieg unsere Gesellschaft. Es hatten sich 82 Gäste eingefunden. Meine Tischdame war Frau Graeber. Die Speisenfolge war: Königinsuppe, Karpfen, Schinken in Burgunder, Rehbraten, Eis, Butter und Käse. Mosel und Rheinwein, daneben französischer Rotwein bildeten außer Mineralwasser und Bier die Getränke. In die Esspausen wurden nicht bloß Reden, sondern auch kleine Aufführungen eingelegt; letztere leiteten auch den Tanz ein, zu dem zwei Musiker aufspielten. Direktor Gürke und Frau erfreuten uns durch Klavier- und Gesangsvorträge. Auch andere legten ein, was sie konnten. So gestaltete sich die Gesellschaft zu einem recht vergnüglichen Fest.

Die eingeladenen Direktoren, namentlich Prinzhorn, versicherten mir, dass das Kollegium des K.W.G. in Hannover seinesgleichen nicht hätte. Überall herrschte Animosität, Reiberei und ein unerfreulicher Gegensatz zwischen Studierten und

Nichtstudierten, während sich das K.W.G. der schönsten Harmonie erfreue. Bis gegen 2 Uhr wurde getanzt. Kaffee bildete den Schluss. Wir hatten den Eindruck dass alles wohl gelungen sei. In diesem Sinne hörten wir auch in der Folgezeit noch manches Urteil.

So waren doch unsere Bemühungen und Kosten nicht umsonst verwandt worden. Alles in allem beliefen sich diese auf 700 M. Wir lebten ja in einer Zeit des Wohlstandes der Mittelklassen und machten uns wenig Sorge um den kommenden Tag. Die mehr als 100 Sozialdemokraten, die im Reichstag Einzug hielten, hätten uns sollen nachdenklich stimmen. Ich notierte im Tagebuch: Sind das die glorreichen Zeiten, denen uns S. M. entgegenzuführen sich vermaß? Aber Kaisergeburtstag ward am 27. Januar in alter Weise mit dem üblichen Gepränge gefeiert und spiegelte die Höhe der Macht und des Wohlstandes wieder, deren sich Deutschland erfreute. Eindrucksvoll war der treffliche Toast, den der kommandierende General v. Emmich auf den Herrscher ausbrachte. Für gewöhnlich fielen sonst die militärischen Festreden in Hannover nicht glänzend aus.

445 Bald nach dieser Feier traf die Kunde ein, dass Graeber und Prinzhorn nach Berlin versetzt seien - sie folgten dem Oberregierungsrat Lüdeke - und dass Schwertzell von Königsberg nach Hannover an die Spitze des Prov. Schulkollegiums berufen sei. In Königsberg wurde später der Lindener Direktor Hoffmann Präsident des dortigen Prov. Schulkollegiums. Heynacher wäre gern hingegangen, da Preußen seine Heimat ist, war sich aber doch klar, dass er sich in Hannover besser stünde, weil er die Lippe-Bückeburgischen Schulen im Nebenamte verwaltete. Graeber wäre übrigens lieber als Direktor an das Göttinger Gymnasium versetzt worden, wie er gelegentlich bemerkte.

Und von Kreutzberg erzählte mir Jung, der viel mit ihm verkehrte, dass er sich mit dem Plane trüge, die Leitung eines Gymnasiums in Köln zu übernehmen, er könne sich mit so vielen Anforderungen seines Berufes [Prov. Schulrat in Hannover] nicht befremden. Tatsächlich stieß er bald hier bald dort an, er hatte nie eine Schule selbst geleitet, sondern war infolge seiner Verbindungen mit dem Ministerium gleich aus der Stelle eines Hilfsarbeiters im Prov. Schulkollegium zu Posen in die Schulratstelle in Hannover befördert worden. Dass mit ihm nicht gut zu kramen sei, erfuhren fast alle Lehrer des K.W.G., die die Ehre hatten, seinen einzigen Sohn zu unterrichten. Der Junge war verwöhnt, wenig fleißig und zu Ausschreitungen geneigt. Sein Vater trat unbesehen stets auf die Seite des Sohnes. Als der Sohn die Flegeljahre überwunden hatte, hörten die Klagen der Lehrer allmählich auf, so dass Vater Kreutzberg weniger Gelegenheit hatte, sich bemerklich zu machen. Wie ganz anders verhielt sich der taktvolle Graeber, wenn es einmal mit seinem Wilhelm nicht klappte. Zu diesem standen wir in einem engeren Verhältnisse, denn er war einmal sechs Wochen in unserem Hause gewesen, als seine Geschwister am Scharlachfieber krank lagen.

446 In Stade wurde uns am 1. März 1912 ein Enkelsohn [Fritz Loß] geboren. Erich brachte, um Emma zu entlasten, Hildegard zu uns. Wir hatten wieder große Freude an dem lieben Kinde. Unleidlich war nur ihr Verlangen, auf der

Elektrischen zu fahren, mit dem sie uns täglich und stündlich quälte. In den Osterferien wurde sie von ihrem Vater wieder abgeholt, nachdem sie einen kleinen Grippeanfall glücklich überstanden hatte. Erich beteiligte sich zugleich an der Tagung des Philologenvereins. Bei dieser Gelegenheit hielt Duncker einen Vortrag, der Beifall fand. Ich hätte gern gesehen, dass auch Erich irgendwie hervorgetreten wäre. Das Zeug hat er dazu. Aber seine Gedanken richten sich gleich auf so hohe Ziele, dass er überhaupt zu nichts weiter kommt, als eben sein Amt, allerdings vorzüglich, auszufüllen. Das ist freilich auch schon etwas. Während Hildegards Vater in Kassel bei seiner Mutter weilte, fragte Luise Kranold sie: „Wo ist dein Osterhase hin?“ Da antwortete das Kind ganz ernsthaft: „Den hat Vater auf den Schwung gebracht, der läuft schon nach Stade.“ Was Kinder und Kindsköpfe doch alles zu Tage fördern!

Viel belacht im Kollegium wurde eine Antwort von [Heynachers Sohn] Helmut Heynacher, der dazumal wohl in Quinta saß. „Geist“ wird erörtert, auch von schwachen Geistern gesprochen. Da erhebt sich der Junge und erklärt: „Meine Mutter ist ein schwacher Geist.“ – „Warum?“ – „Ja, mein Vater ruft ihr frühmorgens, wenn sie nicht aufstehen will, zu: ‚Erhebe dich, du schwacher Geist - und denke dran, dass du die Frau des Schulrats seist!‘“ Ein Schnack, der auf derselben Stufe steht wie der, den derselbe als Vorschüler am 2. September machte: „Mein Vater hat die Schlacht von Sedan gewonnen.“ Er wollte damit sagen, dass sein Vater sie mitgekämpft habe.

447 In den 1. Mai 1912 feierte das Kollegium wie in früheren Jahren durch einen Spaziergang über den Benther Berg nach Niedersachsa. Dort wurde das Mailied bei einer Bowle angestimmt und dabei des Komponisten Lyra, Pastors in dem nahen Gehrden, geziemend gedacht. Ich saß zwischen den Kollegen Mackensen und Schaer, die mittlerweile beide das Zeitliche gesegnet haben, und freute mich der anregenden Unterhaltung.

Anna hatte in den ersten Maitagen Ifeld und unsere Gräber dort [die der Bechers] aufgesucht. Sie brachte ein recht byzantinisch gehaltenes Buch von Adolf Stein mit, in dem Wilhelm II. als Idee eines Herrschers gefeiert wird: Er werde nur verkannt wie sein Großvater seinerzeit. Ich konnte mich zu solcher Umstellung meiner aus langjähriger Beobachtung gewonnenen Beurteilung nicht entschließen, sondern gedachte eines Ausspruches des Fürsten Bismarck: „Eitelkeit höhlt den Menschen aus“, und überaus eitel ist der Kaiser, das war meine Überzeugung! Kollege Köcher, dem ich das Buch zum Lesen gab, fasste seine Kritik in die Worte zusammen: „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ In diesen Tagen hielt der Kaiser wieder eine seiner bedauerlichen Reden im Elsass, durch die er den Reichsgegnern Wasser auf ihre Mühlen lieferte.

Die Stimmung in vielen Arbeiterkreisen wurde mir aus einer Unterhaltung klar die ich in der Elektrischen auf der Rückfahrt von Badenstedt mit einem Arbeiter hatte: Er arbeite von früh 4 bis in der Regel abends 8 in der Fabrik, seine Frau von früh 8 bis abends 6 gleichfalls; sein Sohn diene zur Zeit beim Militär, drei Töchter im Alter von zwölf, acht und sechs Jahren müsse er den Tag über bei fremden

Leuten unterbringen. Er könne gerade leben, und dabei zahle die Fabrik 45 Prozent Dividende, das sei doch unrecht; daher die Unzufriedenheit unter den Arbeitern. Ich musste dem Manne recht geben. Es braut sich Unheil zusammen, diesen Gedanken konnte ich nicht loswerden.

448 Die vorgesetzte Behörde erlaubte sich auch hier und da Übergriffe. Wie mir wegen meiner Haltung in der Ilfelder Eingemeindungsfrage der Oberpräsident etwas am Zeuge geflickt hatte, so mischte er sich in Prof. Paul Meyers Verhalten als Magistratsmitglied in Ilfeld ein. Meyer hatte mit der Mehrheit der Bürger die Kanalisationsanlage für den Ort bekämpft, weil die Ilfelder ihren Dünger aufs Land fahren und die Kanalisation nur einem Teile des Ortes zugänglich werden sollte. Das hatte das Missfallen des Landrates hervorgerufen, dieser sich an den Oberpräsidenten gewandt, und nun musste das Prov. Schulkollegium den etwas rabiaten Professor einzuschüchtern suchen. Wieder hatte der Oberpräsident eine ganz außerhalb der Schule liegende Frage in den Bereich des Prov. Schulkollegiums gezogen, weil dies ebenfalls ihm untergeordnet war.

Wie beim Besuch des Kaisers die Schulen auf die Beine gebracht werden, erfuhr ich Mitte Juni. Erst hieß es, die Beteiligung am Spalierbilden sei völlig freiwillig. Als ich beim Generalkommando, das die Sache in die Hand genommen hatte, meine 30 Jünglinge, die sich von 700 Schülern bereitgefunden, angemeldet, erschien General v. Oven bei mir und fragte, ob ich nicht die klägliche Beteiligung gerade des K.W.G. heben wolle. Ich berief mich auf die so oft betonte Freiwilligkeit der Beteiligung und wies darauf hin, dass gerade die vielen Söhne der Offiziere und Beamten sich stets fernhielten, weil sie durch ihre Eltern bessere und bequemere Plätze zugewiesen erhielten als im Spalier und des stundenlangen Wartens überhoben seien. Herr v. Oven sah dies ein, auch dass die Lehrer lieber unterrichteten, als ihre Zeit mit Warten totschiessen, bat mich aber, die Sache noch einmal in die Hand zu nehmen, er würde auch das Seinige tun.

Wirklich entsandte er noch desselben Tages zahlreiche Ordonnanzen an die Offiziere, die Söhne im K.W.G. hatten. Sein Wunsch sprach sich herum. Er hatte auch einfließen lassen, dass das K.W.G. einen guten Platz zugewiesen erhalte, und andere Versprechungen [gemacht]. So fanden sich denn zu den 30 noch etwa 70 Schüler, so dass wir in Stärke von 100 Köpfen am Moltkeplatz Aufstellung nehmen konnten, als am 14. Juni 1912 der Kaiser an der Spitze der Königsulanen nach abgehaltener Besichtigung in die Stadt zurückritt. Er sah recht verwitert und ernst aus, winkte den Hochrufern freundlich zu. Damit war unsere Arbeit getan. Warum aber dieser ganze Zauber?, fragten wir uns. Es werden ja nur potemkinsche Dörfer aufgebaut. Immer von neuem drängte sich auch die Frage auf: Kann solche Hurra-Stimmung und gemachte Festfreude wirklich einen Menschen befriedigen? Einen tiefer angelegten gewiss nicht.

449 Mein Befinden war in der ganzen Zeit nicht so, wie ich es wünschte, obgleich ich mich im Essen und Trinken der größten Vorsicht befleißigte. Bald war der Magen nicht in Ordnung, bald zuckte es in den Füßen oder in den Hüften. Ein alter Schulkamerad, Alfred Bötticher, erster Turnlehrer der Stadt Hannover,

starb damals nach längerer Krankheit und rief mir so ein deutliches memento mori zu. Ich war zuweilen mit ihm spazieren gegangen und hatte mit ihm gern der Jugendzeit gedacht.

Die Nachricht von Fritz Sandrocks Verlobung mit Olga Buhrfeind erfüllte uns mit lebhafter Freude, während die Erkrankung von Erichs drei Kindern an Keuchhus-ten dadurch Sorge hervorrief, dass der kleine Fritz bei seinem zarten Lebensalter der Krankheit kaum würde rechten Widerstand leisten können.

So kamen die großen Ferien heran, und wir wählten Steinbergen bei Eilsen als Ferienaufenthalt. Es war uns von den alten Rothfuchsens empfohlen, die wiederholt dort Aufenthalt genommen hatten und sich im Bethmannschen Gasthause wohlbe-funden hatte. Wir konnten ihr Lob nur bestätigen. Steinbergen liegt im Schutz der Weserberge etwa eine Stunde von Eilsen und nicht viel mehr von dem Städtchen Rinteln entfernt, das man nach Übersteigung des Berges und Passieren der Weser-brücke erreicht. Unser Gasthof lag dicht am Walde - die Luhdener Klippen waren etwa 20 Minuten entfernt - und erfreute sich eines wohlgepflegten Gartens mit herrlichen Rosen und mancherlei Ziersträuchern. In der Veranda des Gartens wur-de bei schönem Wetter - und es war fast die ganze Zeit unseres Verweilens schön - gefrühstückt, der Nachmittagskaffee und das Abendessen an kleinen Tischen eingenommen, während mittags in einem großen Zimmer zu ebener Erde gespeist wurde. Die etwa 25 Köpfe starke Gesellschaft bestand aus Bremern und Hannoveranern und vertrug sich aufs beste.

Wir gelangten in ein näheres Verhältnis mit Herrn und Frau v. Bippen aus Bremen und haben mit ihnen frohe und unterhaltende Stunden verlebt. Herr v. Bippen, et-wa fünf Jahre älter als ich, hatte auch in Göttingen studiert, war ein Schüler von Waitz, leitete das Archiv in Bremen und war zugleich daselbst Senator. Er hatte das Jahr 1866 in Göttingen erlebt und als Hauslehrer eines Lippischen Prinzen auch Kaiser Wilhelm [II.] als Knaben kennen gelernt. Deshalb pflegte sich dieser, wenn er in Bremen weilte, besonders gern mit Herrn v. Bippen zu unterhalten. In unseren politischen Ansichten stimmten wir überein. Auch er hatte an der Unste-tigkeit des Kaisers viel, sehr viel auszusetzen, lobte aber seine gute deutsche Ge-sinnung, die er schon als Knabe gegenüber englischen Ansprüchen bewiesen hät-te, wovon er selbst Zeuge gewesen sei. Auch sonst stellten sich mancherlei ge-meinsame Beziehungen heraus. Unsere Frauen verstanden sich. Der Aufenthalt in dem lieblichen Steinbergen wurde uns dadurch nicht wenig verschönt.

450 Auch Besuch erhielten wir. Eduard Rothfuchs, damals noch Direktor des Bückeburger Gymnasiums, kam mit seiner Frau zu uns herüber. Er stand auf dem Sprunge, nach Altena in Westfalen überzusiedeln, wohin er an die Spitze des Realgymnasiums berufen war. In Bückeburg hatte er sich mit dem Minister über-worfen. An seine Stelle war Oberlehrer Heeren aus Northeim gewählt worden. Die Umgebung von Steinbergen ist schön und abwechslungsreich. Im nahen Eil-sen waren wir wiederholt und tranken nachmittags zur Kurmusik den Kaffee. Der Zug brachte uns in einer Viertelstunde nach Steinbergen zurück, wenn wir nicht vorzogen, durch die Wiesen und Kornfelder heimzuwandern. Das freundliche

Weserstädtchen Rinteln und die Luhdener Klippen zogen uns ebenfalls an; öfter saßen wir auf der Terrasse der Ahrensburg, die etwa eine Viertelstunde entfernt ist und sonst bald hier, bald da in den schönen Waldungen, die den Ort auf allen Seiten umgeben.

Bemerkenswert ist noch ein Nachmittag, den wir in Vlotho bei Willi Schöning erlebten. Er hatte uns dringend eingeladen herüberzukommen, seine Kusinen Dankwarts, Annas Freundinnen, seien bei ihm zu Besuch. Schöning, ein Sohn des bekannten Göttinger Gymnasialdirektors, besitzt dort ein schlossähnliches, auf der Höhe über der Weser gelegenes Haus mit herrlichen Gartenanlagen. Zigarrenfabrikation hat ihm sein Vermögen erworben. Wir wurden aufs freundlichste empfangen und erlebten frohe Stunden in dem gastfreien Hause mit Schöning, der ein Jahr zuvor die Gattin verloren hatte, und den Schwestern Dankwarts.

Gern wären wir in Steinbergen noch länger geblieben, weil sich alles so gut anließ, wenn wir nicht in Stade erwartet worden wären. Dort langten wir am 19. Juli 1912 an, nachdem wir uns vorher wieder einmal in Hamburg umgesehen hatten. Der StICKHUSTEN der Kinder, von dem namentlich der kleine Fritz lebensgefährdend geplagt wurde, veranlasste uns, im Gasthaus Stubbe am Markte Quartier zu nehmen. Die Sorge um das Kind - die beiden Schwestern hatten bereits das Schlimmste überwunden - lastete sehr auf uns. Erich nahm sich in rührender Weise des kleinen Patienten an, Emma hatte sich von der Niederkunft bereits ziemlich erholt. Die Erziehung der Kinder fand unseren vollen Beifall.

451 Unter den Ausflügen, die Erich und ich unternahmen, während die Frauen für die Kranken sorgten, ist der nach Cuxhaven erwähnenswert. Wir bestiegen in Brunshausen einen von Hamburg kommenden dicht besetzten Vergnügungsdampfer. Musik war an Bord, die lärmende, singende, trinkende, ausgelassene Schar der Bordgäste wurde uns bald lästig, so dass wir froh waren, an Ort und Stelle ausgeschifft zu werden.

Der Aufenthalt in Cuxhaven war sehr lohnend. Die starken Befestigungen durften freilich nur von weitem eingesehen werden, aber das Leben und Treiben der Kurgäste war nicht ohne Reiz. Die Sonne leuchtete, ein frischer Seewind milderte die Hitze, der Spaziergang nach der berühmten Kugelbake konnte ausgeführt werden. Trotzdem hielten Erich wie ich den Aufenthalt in Cuxhaven zur Erholung für Anna für nicht geeignet und machten daraus keinen Hehl, als wir abends wieder in Stade waren. In Stade wollten wir nicht bleiben, wohl aber in der Nähe, um gleich zur Stelle zu sein, wenn Emma unserer Hilfe bedurfte.

Anderen Tages fuhren Anna, Erich und ich nach dem Mittagessen nach Hausbruch bei Harburg, wo es sich nett leben lassen sollte. Die Lage zwischen Hamburg und Stade sagte uns zu, im Tannenwald waren schöne Spaziergänge, wir wählten das Hotel Deppe in der Nähe des Bahnhofes als Aufenthaltsort und bezogen es am nächsten Tage. Bald stellte sich heraus, dass der äußerlich ansehnliche Gasthof große Schattenseiten hatte. Das Essen war zwar schmackhaft und reichlich, sogenannte Hamburger Küche, die Sauberkeit aber fehlte an allen Ecken.

Vormittags saß es sich behaglich in der Veranda, nachmittags wimmelte es von Hamburgern. Die Spaziergänge in der „Emme“ und „Haake“ konnten es natürlich mit Steinbergen nicht aufnehmen, waren jedoch nicht ohne Reiz.

Erich und Hildegard besuchten uns, desgleichen Fritz Sandrock mit seiner Braut Olga Buhrfeind, die uns wohl gefiel. Natürlich hielten wir uns auch noch einen Tag in Stade auf, da Fritzens Zustand sich gebessert hatte. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das Freilichtmuseum kennen, das vor kurzem erst auf einer Insel in dem alten Festungsgraben von Stade angelegt war. Das Baden in der Schwinge machte mir Vergnügen, ein Besuch bei Prof. Hans Scholz frischte alte Bekanntschaft wieder auf. Abends kehrten wir nach Hausbruch zurück.

452 Noch vor Abschluss der Ferien waren wir wieder in unserem hannoverschen Heim, wo mich gleich ein ordentlicher Packen Arbeit erwartete. Ich fühlte mich aber durch die Ferienerholung allen Anforderungen gewachsen; ebenso ging es Anna, die sich mit einer Aufwartung behelfen musste, da die Mädchenfrage noch keine Lösung gefunden hatte. Im Kollegium war Prof. Köcher zu vertreten, der als Kaisergast eine Nordlandreise angetreten hatte wie seinerzeit Georg Meyer. Die Sommerfahrt des Kollegiums hatte Hildesheim zum Ziel. Dieses Mal wurde die herrliche Michaeliskirche eingehend besichtigt. Vom Moritzberge, wo wir den Kaffee einnahmen, hatten wir beste Aussicht. Anna besuchte die Frl. Langenbecks, die im Rolandstift wohnten; bei Georg Schimmelpfeng trafen wir uns dann wieder. Er erzählte uns als Neuigkeit die Verlobung seines Bruders Rudolf, Buchhändlers in Blankenburg, mit Elisabeth Müller, der ältesten Tochter unseres Freundes. Ein fröhliches Mahl im Hotel Hotop, bei dem wir 44 Teilnehmer feststellten, schloss die wohlgelungene Fahrt ab.

Am anderen Tage, dem 17. August 1912, lernte ich den Direktor Walter von der Musterschule zu Frankfurt a. M. kennen. Er besah sich einen meiner Kandidaten. Bei dieser Gelegenheit stellte ich fest, dass er ein schlesischer Landsmann, und zwar aus Hirschberg gebürtig, sei. Ich glaube, wir fanden gegenseitig Gefallen an uns, wenn wir auch in den Schulfragen in unseren Ansichten auseinander gingen.

Die von Kohlrausch geleiteten Sedan-Festspiele der Stadt Hannover verliefen wieder höchst eindrucksvoll. Die höheren und niederen Schulen der beiden Städte [H. und Linden] waren in ihren besten Turnern und Spielern vertreten, die Turnvereine zeigten ihre höchsten Leistungen. Viele hunderte von Zuschauern und die Spitzen aller Behörden waren zugegen. Der wackere Kohlrausch erntete verdiente Anerkennung.

453 Die Wiederaufnahme meiner Seneca-Studien wurde mir nahegelegt durch das Anerbieten, die Hess'sche Auswahl der Briefe neu aufzulegen. Ich ging auf den Vorschlag der Perthes'schen Verlagsbuchhandlung bereitwillig ein und widmete nun längere Zeit hindurch meine Privatstunden dieser Aufgabe. – Direktor Prinzorns Weggang nach Berlin bot Gelegenheit zu verschiedenen Abschiedsfeiern, an denen ich gern teilnahm. Prinzorn war mir überaus sympathisch, sein Fortgang von Hannover wurde allgemein bedauert.

Überaus schmerzlich berührte Anna und mich der Tod von Ilse Schneider, die am 28. September 1912 von demselben Leiden wie ihre Mutter hinweggerafft wurde. - Dazwischen ließ sich ab und an Kriegslärm vernehmen. Bald war es, als sollte es gleich losgehen, dann wurde wieder abgewiegelt. Man merkte, dass Europa einem Vulkan glich, der mit Ausbruch drohte.

Die Nachrichten von den Verwandten lauteten nicht gut. Schwager Friedrich [Sandrock] wurde schwächer und schwächer, womit ein Zustand der Reizbarkeit verbunden war. So erzählte Fritz Sandrock, der uns mit seiner Braut im Herbst besuchte. Diese Abnahme der Kräfte stellte sich auch bei meiner Schwester Vally ein, wie mir Bruder Gustav voll Sorge schrieb. Alterstribut! Ich machte mich deshalb auf den Weg nach Görlitz. Anna begleitete mich bis Ilfeld, wo ich die erste Station machte. Wir wohnten bei Fräulein Karbe, die das von Frau Dr. Meyer gebaute Haus in Wiegersdorf gemietet hatte, verlebten mit Frau Rasch angenehme Stunden und suchten unsere Gräber [die der Bechers] auf. Unser lieber Freund Bajohr fühlte bei der Unterhaltung die ihn quälenden Hüftschmerzen nicht, den Seinen ging es nach Wunsch. Sein Schwiegersohn Meyer rüstete sich zu einer längeren Reise nach Griechenland. Der Zufall führte auch die Familie Lattmann nach Ilfeld. Wir wunderten uns über Lattmanns Unverfrorenheit, so bald wieder die Stätten aufzusuchen, von denen er nicht gerade rühmlich geschieden war. Als wir ihn trafen, klagte er über Kopfeingenommenheit und nervöse Störungen. Seine zweite Frau gefiel uns, die beiden Söhne Hermann und Julius waren frische Jungen.

Im Kloster hatte sich nicht viel geändert. Mein Nachfolger befand sich auch auf einer Ferienreise, seine Frau empfing uns mit der gewohnten Güte. Große Freude über das Wiedersehen bewies der Hausinspektor.

454 Am 5. Oktober 1912 setzte ich die Reise fort, Anna in unserer Villa Montana bei Frl. Carben [sic] zurücklassend, und wurde um Mitternacht von dem gutten Bruder Gustav auf dem Bahnhof empfangen. Die Tage in Görlitz hatten für mich doch viel Wehmütiges an sich. Vally war sehr gebrechlich geworden und Theodor hatte, als ich ihn aufsuchte, gerade einen seiner in der letzten Zeit sich häufenden Schwächezustände, dem Bruder Gustav fiel das Gehen recht schwer. Umso inniger gedachten wir der alten Zeiten. Nach der Landeskrone pilgerte ich allein. Noch machten mir Bergbesteigungen nicht die geringste Mühe. Mit Vally und Gustav zusammen unternahm ich auch eine Ausfahrt nach Königstein, wo sich Theodors Schwiegersohn Bormann ein niedliches Sommerheim angelegt hatte. Die ganze Einrichtung war von dem kunstsinnigen und geschmackvollen glücklichen Besitzer geschaffen und fand unseren verdienten und aufrichtigen Beifall. Eine Bergwanderung mit Bormann zum Hochstein, Fürstenstein, der Säule zum Andenken an Friedrich den Großen war mit diesem Besuche verbunden. Abends waren wir zu guter Zeit wieder zu Haus.

Mehrmals standen wir an unseren Gräbern, in deren Nähe Gustav für sich und Vally eine freigewordene Stätte gekauft hatte. Ein fröhliches Mittagessen verei-

nigte uns drei Geschwister mit Bormanns zusammen bei Bruder Theodor, dessen altes Mädchen, die ihm die Wirtschaft führte, einen Fasanen kunstgerecht zubereitet hatte. Die Freude des greisen Bruders, uns noch einmal bei sich zu sehen, war rührend. Wanderungen in Altgörlitz frischten die Jugenderinnerungen auf, Zusammenkünfte mit Schulfreunden traten hinzu. Ich sah den originellen, mittlerweile recht alt gewordenen Rabenau, der das städtische Museum unter sich hat und mir seine Schätze zeigte, ich sprach mich aus mit Theodor Müller u. a.

Der mittlerweile ausgebrochene Balkankrieg machte uns Sorge. Wie leicht könnte er ganz Europa in Flammen setzen! Als ich von Görlitz schied, stieg in uns Geschwistern die berechtigte Frage auf: Werden wir vier uns wohl noch einmal wiedersehen?

455 Ich fuhr über Berlin zurück, wo ich das Hotel „Reichstag“ als Absteigequartier wählte. Eine Wanderung durch denkwürdige Straßen, das Brandenburger Tor, die Siegesallee usw. gehörte jedes Mal zu meinen Berliner Aufenthalten, so auch diesmal. Abends hörte ich ein Konzert. Am anderen Tage verließ ich Berlin sehr zeitig, um in Burg den Kollegen Tüselmann zu besuchen. Das befreundete Ehepaar nahm mich herzlich auf, Tüselmann zeigte mir sein Gymnasium und die recht unscheinbare Stadt. Es gab viel gegenseitig auszutauschen. Ich hatte den Eindruck, dass Tüselmann sich wohlfühlt und am rechten Platze stehe. Er würde meines Erachtens selbst den höchsten schultechnischen Platz aufs trefflichste verwaltet haben. Seine ehemals oft etwas gespreizte und manierierte Frau hatte sich sehr zu ihrem Vorteil verändert. Abends 9 Uhr war ich wieder in meinem Heim in Hannover und konnte von meiner Reise erzählen. Der erwartete Besuch Erichs blieb aus. Er fuhr wegen eines dicken Gesichts von Blankenburg, wo er seine Tante besucht hatte, direkt nach Stade zurück.

Ich schmiedete in diesen Ferien noch ein griechisches Epigramm für Graf Kuno von Hardenberg, der mich darum angegangen hatte. Er wollte es in seiner süddeutschen Bibliothek, die er ordnete, auf einem Globus anbringen lassen. Es lautete:

Kallion oute pelei out' ophelimoteron ouden
empoiein pyche aidōa kai meleten
hypsous kai megethous ergon hosa kosmō enestin [-]
ses [d'] opos, Ouranie, son te sophon epeon,
sphairon de klanges aiein hosion euphonou
panton lamprotaton pantos echei koryphen.¹

455 „Der Orientkrieg ist im Gange, wird der Weltkrieg² daraus hervorgehen?“, schrieb ich am 15. Oktober 1912 in mein Tagebuch. Am 14. hatte ich Heynacher zum Geburtstage gratuliert und ihn inmitten seiner sechs Söhne angetrof-

¹ Wenn ich richtig übersetze: „Nichts Schöneres, nichts Nützlicheres gibt es als der Seele das ehrfürchtige Studium der Erhabenheit und Größe der kosmischen Gestalten einzupflanzen – deiner Stimme aber zu lauschen, Muse Urania, und deinen klugen Worten sowie dem Wohlklang der heiligen Himmelsphären, das ist das Höchste von allem Herrlichen!“

² Der Begriff „Weltkrieg“ kam tatsächlich schon in den letzten Jahren vor dem 1. WK auf.

fen. Walter, der älteste, der als Lloyd-Offizier viel in der Welt herumkommt, sah auch schwarz in die Zukunft. Bei dieser Gelegenheit vernahm ich die erste Kunde von dem Zusammenbruch des lebhaften, rührigen, überall eine Rolle spielenden Direktors Gürke, meines Görlitzer Landsmannes. Er hatte sich zu viel zugemutet, namentlich auch zu viel getrunken, und musste ein Sanatorium aufsuchen. Jetzt, wo ich dies schreibe, sind acht Jahre ins Land gegangen. Es ist mit Gürke nicht besser geworden, er wurde stumpfer und stumpfer, konnte sein Amt nicht mehr versehen, weil er fast menschen-scheu geworden war, und ging schließlich vor der Zeit in Pension. Der Tod seiner zwei Söhne zu Anfang des Krieges auf den Schlachtfeldern des Westens beschleunigte seinen Verfall. Jetzt vegetiert er nur noch.

Mein Universitätsfreund Habbe befand sich schon seit Monaten im Iltener Sanatorium. Seine fixe Idee bestand in der Sorge, er würde nicht mehr mit seinen Einnahmen auskommen. - In der Politik wurde es ruhiger, weil der Kaiser nicht mit einer unüberlegten Rede dazwischen fuhr, aber der Reichskanzler [v. Bethmann Hollweg] wollte gehen, weil ihm die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Fürsten von Monaco missfiel. Ja, die Orden! Wer selbst eitel ist, setzt diese Eigenschaft auch bei anderen voraus und meint, viel damit zu erreichen.

456 Auf der Pfingstkonferenz 1912 der hannoverschen Direktoren, der ich beiwohnte, hatte sich auch Matthias eingefunden. Die „Bewegungsfreiheit“ [freiere Fächerwahl] war das Hauptthema der Verhandlungen, bei denen Matthias wiederholt versicherte, er sei nicht der Gymnasialfeind, als der er ausgeschrien würde. Obricatis-Stade kritisierte die Bewegungsfreiheits-Strömung sehr scharf und wurde, wie er meinte, deshalb am Abend bei dem geselligen Zusammensein von Matthias geschnitten. Ich halte dafür, dass die Bewegungsfreiheit, die in Ilfeld damals im letzten Schuljahre gewährt wurde, völlig ausreiche, und war überzeugt, dass sie, weiter ausgedehnt, von findigen Schülern nur ausgenutzt werden würde, um sich Erleichterungen zu verschaffen.

Matthias erzählte Schäfer und mir an jenem Abende die hübsche Geschichte von Muff, dem am Tage nach einem gehaltenen Vortrage seine Tischnachbarin bei einer Gesellschaft etwas recht Schmeichelhaftes über denselben sagen will: „Ach, Herr Professor, wie stimmungsvoll war doch gestern der Anfang ihres Vortrages! ‘Tralala, Tralala!’“ Muff zeigte sich etwas verduzt über diese Auffassung, er hatte seinen Vortrag mit den Worten begonnen: „Thalatta, thalatta! [das Meer, das Meer!] - so riefen die 10.000 Griechen [von Xenophons Anabasis], als sie auf ihrem denkwürdigen Rückzuge [aus Kleinasien] zuerst wieder das Meer erblickten.“

Mit Obricatis freundete ich mich an, er gefiel mir in seinem Wesen und seinen Anschauungen ausnehmend. Von Erich hielt er große Stücke. Längere Aussprache pflog ich auch mit Viertel-Göttingen, der mit mir einig war, dass es für Wagner-Ilfeld an der Zeit sei, Direktor zu werden. Von Lattmann wollte er nichts wissen und beurteilt ihn genau wie ich: Maßlose Eitelkeit hält ihn gefangen und beeinträchtigt seine Leistung. Das Hauptergebnis dieser Konferenz blieb wieder die persönliche Berührung und Aussprache der Schulleiter. Das ist viel wert und lässt

das Hin- und Herwälzen ausgetretener Fragen erträglich erscheinen. Der Besuch der großen Farben- und Tintenfabrik „Pelikan-Werke“ gehörte auch zu den Beigaben des Aufenthaltes in Hannover.

457 Anna reiste nach meiner Rückkehr zu den Verwandten in Göttingen, Reinhausen und Kassel. An letzterem Orte hatte [die 1911 verstorbene] Tante Hermine sich niedergelassen. Sie konnte nach Ferdinands Ableben nirgends rechte Ruhe finden. Daher ihr Aufenthaltswechsel.

Würdelos war in den ersten Tagen des Juni 1912 das Anfeiern [Lobhudeln] der englischen Journalisten in Hamburg. „Es bleibt doch alles beim alten“, schrieb ich in mein Tagebuch, „die Engländer gönnen anderen nicht den Bissen auf dem Brote.“ Ein junger Franzose, Bompard, der Sohn des französischen Botschafters in Petersburg, machte mir Besuch. Er wohnte für längere Zeit in Ilfeld, um seine deutschen Sprachkenntnisse zu vervollkommen, und ging mich um die Erlaubnis an, unsere Tennisplätze benutzen zu dürfen. Ich habe sie ihm gern gewährt. Wagner nahm sich seiner sehr an.

Der Iltener Chefarzt ließ mir durch seinen Sohn, der das K.W.G. besuchte, sagen, es ginge Habbe leidlich, er würde genesen, wenn nicht Alterserscheinungen einen Strich durch die Rechnung machten. Überanstrengung trieb in denselben Tagen einen Lindener Probekandidaten, Lührsens, in den freiwilligen Tod. Geistige Defekte waren überhaupt nicht selten. Heynachers vorjüngster Sohn war auch nicht normal, eine Folge von Epilepsie, und starb, als er in die Entwicklungsjahre gelangte; ein Glück für ihn und für die Familie.

Am 1. November 1912 siedelte Obricatis von Stade nach Linden über an die Stelle des zum Prov. Schulrat beförderten Hoffmann, für mich eine Freude, für das Stader Kollegium ein Schlag. Freilich konnte ich nicht begreifen, wie jemand das schmutzige Linden dem sauberen und gesunden Stade vorziehen konnte, gelangte aber später zu der Erkenntnis, dass Frau und Tochter Obricatis sich nach dem großstädtischen Leben sehnten.

458 „Wenn ich der Kaiser wäre!“ von Fryman³ gelangte damals zuerst in meine Hände. Lange hatte mich ein Buch nicht so gefesselt und so meine Zustimmung gefunden. Wenn es doch der Kaiser und der Kronprinz läsen!, war mein stiller Wunsch, dann würde manches, was im Staate faul ist, besser werden. Der politische Horizont umwölkte sich zusehends: Türkei, Griechenland, Bulgarien, Serbien, Österreich, Russland, England - ein Kaleidoskop wechselnder Bilder! Sozialdemokratische Friedenskundgebungen konnten an der Sache nichts ändern, die Londoner Konferenz⁴ auch nicht.

³ Pseudon. v. Heinrich Class (1868-1953), Vorsitzender der Alldeutschen von 1908-1939, rechtsradikal, chauvinistisch, antisemitisch. Übrigens forderte er schon am 28. August 1914 eine „völkische Feldbereinigung“ gegen die Juden und setzte sich damit über den von Wilhelm II. zu Kriegsbeginn verkündeten „Burgfrieden“ hinweg.

⁴ Ende 1912 begonnene Friedenskonferenz der Balkanstaaten in London

Mit Schwager Friedrich [Sandrock] in Reinhausen ging es bergab. Er schrieb, dass er langsam stürbe und die vorangegangenen Schwäger Wippermann, Gustav Scheidemann und Ferdinand Becher beneide, die durch einen schnellen Tod aller Qualen enthoben worden seien. - Vorzüglich glückte das Weihnachtsspiel „Der gestiefelte Kater“, das der Vorschullehrer Wilhelm Bohne mit Schülern der unteren Klassen eingeübt hatte. Auch die begleitenden Gesänge und Orchesterbeiträge fanden verdienten Beifall.

Am Schluss des Jahres 1912 hielt sich Anna einige Tage in Stade auf und kam eigentlich wenig erbaut zurück. Erich ist zu temperamentvoll, meinte sie, Emma zu gleichgültig. Ersterer verlangt eine sogen. moderne Frau und schießt dabei über das Ziel. Er müsste auch an sich die kritische Sonde legen, aber davon ist er weit entfernt. Letztere müsste etwas mehr eigenen Willen entwickeln, obgleich das bei ihres Mannes Gemütsart leichter gesagt als ausgeführt ist. Gegen den stark ausgeprägten Egoismus desselben ist eben schwer anzukämpfen.

459 Mit einem Herzen voll Sorgen traten wir in das Jahr 1913. Ein Verhängnis schwebt über dem Volke, davon waren wir überzeugt. Aber der dem Menschen anhaftende Leichtsinn vertrieb bald die bangen Gedanken. Privatim arbeitete ich an der Neuauflage der Hess'schen Auswahl der Briefe Senecas, amtlich nahm mich die gewöhnliche Tätigkeit voll in Anspruch. Hans Scheidemann schrieb aus Forst i. d. Lausitz, dass er dort als Unterarzt viel lerne, und Schwager Friedrich hatte wieder einmal bessere Zeit, einen Stillstand seines Leidens.

Wer ist Fryman, der Verfasser des Buches „Wenn ich der Kaiser wäre“? Köcher hatte dazu gehört, dass der Abgeordnete Fuhrmann⁵ dahinterstecke. Wir beide fragten uns: Warum hat er so viel für Caprivi und so wenig für Bülow übrig? Die Lösung der Frage ist uns nicht gelungen. Das Buch zog damals immer weitere Kreise, obgleich die jüdisch-orientierte Presse es totzuschweigen suchte.

Erich schrieb aus Stade, dass sie mit dem neuen Direktor Brothage⁶ sehr zufrieden seien. Obricatis hatte in Linden ebenfalls festen Boden unter sich und wurde von Anfang an geschätzt. Die gesellige Zusammenkunft des K.W.G. in den „Vier Jahreszeiten“ machte allen Teilnehmern das größte Vergnügen. Das alte Lustspiel „Monsieur Hercules“ wurde dabei vorzüglich in Szene gesetzt.

Das war am Abend vor Kaisers Geburtstag [27. Januar 1913]. Dieser selbst bescherte uns im K.W.G. eine fesselnde Rede des Kollegen Fuhrmann⁷, die nur zu reich war an nicht salonfähigen Redewendungen. Er sprach dabei von unseren diplomatischen Niederlagen von Marokko, Agadir usw. und gab der Hoffnung Ausdruck, dass England dereinst dafür zur Rechenschaft gezogen werde. Ich betonte bei der Austeilung der zu diesem Zwecke überwiesenen Bücher den großen Ernst der Zeit, der gar bald die Jugend zum Einsatz von Leib und Leben zwingen könnte.

⁵ der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Paul Fuhrmann? Der war allerdings kein Antisemit.

⁶ Im weiteren „Brothage“

⁷ Der antisemitische Oberlehrer Fuhrmann, s. o. §363ff

460 Ein erfreuliches, namentlich in Hannover begrüßtes Ereignis war die Verlobung des Prinzen Ernst August von Cumberland mit der Tochter des Kaisers [am 11. Februar 1913]. Endlich war es zu einer Versöhnung der beiden feindlichen Häuser gekommen. Dass nun Braunschweig den Welfen zurückgegeben würde, war nur eine Frage der Zeit. Als ich mit unserem welfischen Vetter, Pastor August Kranold, diese Versöhnung feierte, tranken wir seine beste Flasche Wein. Am Schluss sagte er, dass er von dieser Sorte noch eine Flasche besitze; diese sei dazu bestimmt, geleert zu werden, wenn das Königreich Hannover wieder erstünde. Ich lächelte und dachte in meinem Herzen, dass wir beide dies wohl nicht erleben würden. Zuerst waren die Welfen ganz starr über diese Wendung, bald aber fanden sie sich hinein und knüpften, wie August Kranolds Äußerung beweist, die ausschweifendsten Hoffnungen daran an.

Der deutsche Zickzackkurs stand jetzt wieder einmal in der Richtung auf England. Der Kaiser hing stets von den augenblicklichen Eindrücken ab. „Was soll aus dem Reiche werden?“, fragten sich die nachdenklichen Patrioten.

Die Bierzeitung der Abiturienten musste in einer Konferenz besprochen werden. Sie enthielt unziemliche, ja stellenweise unflätige Stellen. Die betroffenen Lehrer verlangten mit Recht Bestrafung. Ich schloss den Hauptschuldigen von der Entlassungsfeier aus und nahm Bezug auf die Ausschreitung in der Abschiedsrede. Es ist mit diesen Bierzeitungen ein eigen Ding. Als sie am Ratsgymnasium ganz verboten waren, erschienen sie nach erfolgter Abiturientenentlassung dennoch, und man konnte den hohnlachenden Verfassern nichts anhaben. Am besten ist es, wenn sich ein taktvoller Lehrer der Sache annimmt und sie in die richtigen Wege leitet. In Ilfeld kannte man die Sitte nicht, da konnte sich aber der Witz oder Groll der Schüler am 10. November oder zur Fastnachtsfeier entladen.

Am 26. Februar 1913 sah ich mir zum ersten Male in meinem Leben eine Filmvorstellung an. Es ist etwas Wunderbares mit dieser Erfindung. Ich fühlte meine Augen sehr angegriffen. Die Bewegungen der Bilder machten auf mich denselben Eindruck wie unausgesetztes Tremolieren beim Singen auf das Gehör. Ich merkte namentlich bei schnelleren Bewegungen, dass sie sich aus einer ganzen Reihe von Bildern zusammensetzten. Das Drama selbst, „Der Andere“ von Paul Lindau, war mir langweilig. Den Kinobesitzern war daran gelegen, den Widerstand der Schulleiter gegen diese Erfindung zu überwinden. Bei mir ist es nicht gelungen. Die Schäden, die sie in sich schließt, sind mir stets unendlich größer erschienen als die Belehrung, die sie vermittelt. Oder ist es nur Rückständigkeit des Alters?

461 Der jüngste Scheidemann, Gustav, besuchte uns am 4. März 1913. Er hatte in Göttingen die Reifeprüfung mit gutem Ergebnis bestanden und sollte sich nun Hannover ansehen. Ich führte ihn überall herum, auch nach Herrenhausen, und lud abends seinen alten Lehrer und Freund, den trefflichen Dr. Steinmetz, zu uns. Das war ein fröhlicher Abend. Zwei jugendfrische, idealgesinnte, durch und durch gesunde deutsche Jünglinge, auf die das Vaterland stolz sein konnte, zeigten sich in ihrer offenen, treuherzigen Natürlichkeit, hoffnungsvoll in die Zukunft

blickend. Der Weltkrieg hat sie beide hinweggerafft. Mit tiefster Trauer gedenken Anna und ich dieser Lichtgestalten, die so viel hätten leisten können.

Die Centenarfeier der großen Ereignisse der Freiheitskriege ward allenthalben würdig begangen. Im K.W.G hielt Professor Duncker am 10. März 1913 eine eindrucksvolle Ansprache. Die Schüler hörten mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Mich betrückte an diesem Tage die Todesnachricht, die das Ableben Otto Bajohrs, meines Pat[en]jungen, meldete. Otto war auf die schiefe Ebene gekommen, war als Leutnant entlassen, hatte sich als stud. med. dem Trunk ergeben und dann in Rostock [den] freiwilligen Tod gewählt, ein harter Schlag für die uns so nahe stehenden Eltern. Der alte Bajohr leitete in Rostock die Beisetzung und beglich die Schulden.

462 Als die Versetzungen der Schüler vor sich gegangen waren, stellte sich in den Osterferien 1913 unter den üblichen Beschwerdeführern auch eine Frau Friedenreich bei mir ein, deren Sohn als erster nach Obersekunda gekommen war, und beschwerte sich über den Antisemitismus seiner Mitschüler. Diese hatten jeden der Versetzten mit einem Verse bedacht und den kleinen Friedenreich mit folgendem ausgezeichnet: „F. hat die größte Klappe und ist der kleinste Mann - er ist ein Fortschrittsjude und stänkert jeden an.“ Deshalb sollte ich die Klasse bestrafen. Die Frau gab an, dass der Vers auf einer der Schule unbekannt gebliebenen Versetzungskneipe, an der auch ihr Sohn teilgenommen, gesungen [worden] sei. Als ich ihr begreiflich machte, dass ich mit der Klasse selbstverständlich auch ihren Sohn bestrafen müsse wegen der verbotenen Kneiperei und dass die Stellung ihres Sohnes sich nicht bessern würde, wenn sie auf ihrem Kopfe bestünde, bat sie, die Sache als ganz vertrauliche Mitteilung zu behandeln und nicht zu verfolgen.

Geärgert hatte sie der „Fortschrittsjude“ und das „Anstänkern“. Bald nach Ostern nahm sie den Sohn grollend vom K.W.G. fort, weil er zwar als erster nach Obersekunda versetzt, aber nicht Klassenprimus geworden war. Klassenprimus wurde unter meiner Leitung am K.W.G. immer nur derjenige Schüler, den die Konferenz für den geeignetsten hielt, ohne besondere Berücksichtigung des sonstigen Klassenplatzes, wie wir es in Ilfeld gehalten hatten.

463 In den Ferien war Erich bei uns, er besuchte die hannoversche Philologentagung. Obricatis drang bei dieser Gelegenheit in ihn, sich um das freigewordene Direktorat von Northeim zu bewerben. Erich ging darauf ein. Auch Göttingen war frei geworden. Der mir so sympathische, allgemein geschätzte und verehrte Viertel hatte sein Amt niederlegen müssen, ein Schlaganfall hatte ihn gelähmt. In Northeim stand Erich mit dem Prof. Reich vom Goethegymnasium auf der engeren Wahl. Letzterer erhielt als der Ältere und Erfahrenere den Vorzug. An die Spitze der Göttinger Schule trat ein Schlesier, Miller aus Hirschberg.

Die Zahl der Extraneeer [Externen] beiderlei Geschlechts, die im Griechischen und Lateinischen sich einer Ergänzungsprüfung unterzogen, war in diesem Sommer besonders groß, dementsprechend die Zahl der Durchfallenden. Einzelne bewie-

sen eine klägliche Unwissenheit. Sehr Gutes leistete ein völlig blindes Fräulein Mittelsten-Scheidt.

H. F. Müller berichtete mir über die Feier seines 70. Geburtstages. Sein Sohn Hermann verheiratete sich in Burgsteinfurt mit einem sehr wohlhabender Fräulein Rohlingk. Wir folgten der Einladung zur Hochzeit nicht, weil ich mich wieder mit gichtischen Schmerzen plagte, die namentlich den Hacken am Fuße heimsuchten. Sanitätsrat Lindemann stellte bei der Gelegenheit fest, dass Harnsäureablagerungen nicht vorlägen und dass er auch noch keine Spur von Aderverkalkung bei mir entdecken könne, wohl aber sei es angebracht dass ich wieder einmal ein Bad aufsuche. So viel hatte ich an mir beobachtet, dass schon ein Glas Bier oder eine halbe Flasche Wein abends genügten, um mich stundenlang im Bette wach zu halten. Ich richtete meine Lebensführung dementsprechend ein und beschränkte mich namentlich betr. alkoholische Getränke aufs äußerste. Zunächst kurierte ich meine Füße mit heißen Bädern, ließ mich aber nicht abhalten, in den Pfingstferien ein Wiedersehen mit dem lieben Freunde H. F. Müller in Ilsenburg zu feiern. Unsere Frauen waren dabei.

Hermann Friedrich erschreckte Anna und mich durch seine wachsbleiche Gesichtsfarbe und sichtliche Müdigkeit. Allmählich taute er auf und schwang sich sogar zu der alten Frische auf. Wir sprachen von seinen Sophokles- und Plotin-Studien, von seinen Kindern, von seinem schönen Verhältnis zum Prinzregenten, der nächstens dem Cumberländer den Platz einräumen sollte. Als wir aber uns am Abend trennten, überkam mich doch das bange Gefühl, ob ich den Freund wohl noch einmal sehen würde. Wir reisten erst am Nachmittage des folgenden Tages nach Hannover zurück.

464 Am 17. Mai 1913 traf Emma mit ihren drei Kindern zu längerem Aufenthalte bei uns ein. Erich war zu einer militärischen Dienstleistung nach Oldenburg eingezogen. Hildegard fand sich sofort wieder in die bekannten Verhältnisse, Agnes plapperte viel, Fritzchen hatte sechs Zähne und fing an sich aufzurichten, auf Sprechversuche ließ er sich nicht ein. Wir hatten an den Kindern unsere helle Freude. Heynacher hatte sich bei der kleinen Hildegard als „Max“ vorgestellt. Da fragte sie mich eines Tages: „Opa, warst du mit Max spazieren?“ Agnes erhob einmal abends großes Geschrei; sie war beim Kobolzschießen aus dem Bett gefallen. Als ihre große Puppe durch Unvorsichtigkeit in der Behandlung den Kopf eingebüßt hatte, war sie ganz untröstlich und rief jammernd: „Nun muss ich mein altes schwarzes Bärchen aus Stade wieder holen!“ Dann aber wollte sie die kaputte Puppe verstecken, damit die Mutter sie nicht sähe. Als Erich von Munsterlager einmal herüberkam, wurde er jauchzend von den Mädchen begrüßt, während Fritzchen den Vater nicht wiedererkannte.

Am 16. Juni 1913 wurde allenthalben das [25.] kaiserliche Regierungsjubiläum festlich begangen. Im K.W.G. hielt ich die Rede. Pastor Freytag, der zugegen war, bat sie sich hinterher von mir aus, um sie für seinen Volkskalender zu benutzen. Ich gab sie ihm gern.

Am 20. Juni weilte der Kaiser in Hannover, um an der Einweihung des neuen Rathauses teilzunehmen. Der prächtige Bau war mit Blumen und Fahnen reich geschmückt, vor dem Eingang ein Baldachin aus goldfarbenem Stoff errichtet. Ich hatte mit Emma einen guten Platz dem Hauptportal gegenüber gefunden, von dem aus wir das bunte Treiben schön sehen konnten. Gewaltiges Hurra-Geschrei begrüßte den Kaiser, als er durch die dichtgedrängten Massen fuhr. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren: Wie kann er das nur aushalten? Seit 25 Jahren die Hälfte seines Lebens in fortwährender Feststimmung. Glaubt er denn wirklich, auf diese Weise Land und Leute kennen zu lernen? Ein innerer Zusammenhang zwischen ihm und dem Volke ist nicht vorhanden. Ich und mit mir ungezählte Patrioten ehrten ihn als Oberhaupt des Reiches, als angestammten Monarchen, als Hort des Friedens und wegen seiner oft zu Tage tretenden guten Absichten, schauten aber düster in die Zukunft wegen seiner Unbedachtsamkeit, die man mit einem Euphemismus als Impulsivität bezeichnete, und seiner maßlosen Eitelkeit. „Der Zickzack wird uns noch einmal in schwerste Gefahren bringen.“ Die Zeitverhältnisse wurden trotz aller Festlichkeiten ernster und ernster, und der Versöhnung mit den Welfen wurde wenig Vertrauen entgegengebracht.

465 Am anderen Tage besichtigte S. M. sein Ulanenregiment. Spalier brauchte nicht gestanden zu werden, als er von der Vahrenwalder Heide zurückkehrte. Bei der Besichtigung des neuen Rathauses ist es aufgefallen, dass der Kaiser den durch seine Gestalt nicht zu übersehenden ehemaligen [preußischen Erziehungs]minister [Heinrich Konrad] von Studt auch nicht eines Blickes gewürdigt, wohl aber den jüdischen Theaterintendanten [Ludwig] Barnay angedredet habe.

In Northeim wurde der ältere und weniger tüchtige Reich unserem Erich vorgezogen. Ich reiste mit Beginn der [großen] Ferien nach Salzuflen und fand im Hause Gudewill eine mir sehr zusagende freundliche Aufnahme. Die Anwesenheit des Kollegen Jung vom Goethegymnasium war mir sehr erwünscht. Wir trafen uns oft und tauschten unsere Gedanken aus. Die Bäder und der Brunnen bekamen mir ausgezeichnet, die neuralgischen Schmerzen - so nannte sie der mich behandelnde Dr. Strunk, nicht gichtische - ließen sichtlich nach. Ich unternahm auch größere Gänge in die Umgebung.

Den Krieg im Orient verfolgten wir alle mit Spannung und voller Besorgnis, die Flamme könnte um sich greifen. - Etwa eine Woche nach mir fand sich auch Anna in Salzuflen ein. Emma war nach Erichs Dienstleistung mit den Kindern nach Stade zurückgekehrt. Auch Annas Befinden hob sich sichtlich unter dem Einfluss der heilkräftigen Sohlbäder. Ein uns lieber Besuch war der von Änne Scheidemann, die sich damals bei einer Freundin in Bielefeld aufhielt. Mit den Bewohnern und Pensionären unseres Hauses standen wir in bestem Einvernehmen und hatten so manche anregende Unterhaltung, so dass auch Regentage uns nicht störten. Das benachbarte Vlotho besuchte ich allein, die Externsteine mit Anna gemeinsam. Natürlich ließen wir uns Detmold und das Hermannsdenkmal nicht entgehen. Nach Herford wanderte ich zu Fuß. So verging die Erholungszeit nur zu rasch. Wirklich gestärkt kehrten wir nach Hannover zurück und gehörten fortan zu denen, die Salzuflen empfehlen.

466 Der Krieg im Balkan schien durch die Bukarester Friedenskonferenz ein Ende zu finden, und der Kaiser ließ wieder eine seiner Reden los, diesmal über Germanenverbrüderung. Er meinte es gut, beschwichtigte damit aber nicht die allgemeine Sorge.

Noch liefen die Ferien nicht zu Ende. Es wurde an der Zentralheizung gebaut, und eine Orgel in die Aula gesetzt, die Baurat Heise in ihrem Äußeren der schmucken Aula gut anpasste.

Wir beschlossen, noch einen Ausflug zu unternehmen. Diesmal war der Harz unser Ziel. In dem Beckerschen Gasthof in Drei-Annen-Hohne [Wernigerode], der uns empfohlen war, fanden wir ein uns sehr zusagendes Unterkommen mit bester Verpflegung. Die Wanderungen in den duftenden Tannenwäldern mit den eingestreuten Klippen sind wahrhaft erquickend. Die Aussicht auf den Brocken war klar, die Kälte oben empfindlich.

In Wernigerode suchten wir die wohlgepflegten Gräber des befreundeten Freyerschen Ehepaares und ihrer Tochter Magdalene⁸ auf, in Schierke standen wir lange bei den Feuerstakschen Grabhügeln, gedachten Gustavs und Herminens. Wie lag das alles schon hinter uns! Den Heimweg nahmen wir nicht über Ilfeld, wohl aber machten wir eine Tagestour dahin. Freund Bajohr war trotz seines schweren Fußleidens der alte Optimist. Unsere Gräber [die Becherschen] befanden sich in guter Verfassung, Frau Rasch nahm uns freundlichst auf. Auf dem Netzkater saßen wir mit alten Freunden zusammen, bis uns der Zug wieder nach Drei Annen entführte. Lange konnten wir nicht mehr dort bleiben, aber wir trafen uns doch noch auf der fast wasserlosen Steinernen Renne mit Magdalene Freyer, die uns von den Ihrigen und von Forstmeister Grasshoff erzählte.

Dann ging die Reise weiter nach Blankenburg zu H. F. Müller, dessen Befinden sich wesentlich gehoben hatte. Seine Frau war das Bild von Gesundheit. Clara Lautenschläger war mit ihren drei niedlichen Mädchen von Worms zu Besuch, ihre Schwester Elisabeth seit kurzem mit Rudolf Schimmelpfeng glücklich verheiratet. Wolfgang, gesetzter geworden, stand im philologischen Staatsexamen. Von den nicht anwesenden Kindern lauteten die Nachrichten gut. Es war das Bild einer glücklichen Familie. Mit diesem Eindrucke verließen wir die lieben Freunde.

467 In Hannover waren die Bauarbeiten so weit vollendet, dass wir am 12. August 1913 den Unterricht wieder beginnen konnten. Der Sommerausflug des Kollegiums hatte Wennigsen zum Ziel und schloss in Gehrden ab. Sein Verlauf war harmonisch, wie gewöhnlich. Eine kaiserliche Rede bot Stoff zur Unterhaltung. Ein anderes Thema war die Frage nach der Einheitsstenographie, die nächstens in Hannover auf einer besonderen Tagung erörtert werden sollte. Den Festakt zur Sedan-Feier verlegte ich wieder in die frühesten Vormittagsstunden. Fest-

⁸ die aber noch lebte, s. u.

gäste pflegten sowieso nicht viele zu kommen, und die Schüler freuten sich, wenn sie einen unbesetzten Tag vor sich hatten.

Erschütternd wirkte auf das Kollegium der Tod des Oberlehrers Maßberg in Bückeburg, der sein Probejahr am K.W.G. abgelegt und sich mit der Tochter des Kollegen Schnösel verlobt hatte. Kurz vorher war er noch in unserer Mitte gewesen. Er hatte sich mit Blausäure vergiftet, unter Hinterlassung eines Zettels: „Haltet mich für keinen Feigling! Ich hoffe, eine durch meinen Tod glücklich zu machen.“ Er neigte zur Melancholie und glaubte, dass er nicht zur Ehe geeignet sei.

Pädagogische Studien beschäftigten mich. Im Seminar hatte ich eifrige und lernbegierige Kandidaten. Das Kollegium behandelte unter meiner Leitung die Frage der täglichen Schulandachten, die uns bei dem nun durchzuführenden Kurzstundenunterricht die erste Tageslektion doch sehr beeinträchtigten. Das Ergebnis war trotz des Einspruches von P. B. Schmidt, dass am Anfang und am Schluss der Woche, also nur zweimal, Schulandachten stattfinden sollten. So geschah es. Zugleich trat die schöne, neue Orgel, die zugleich ein Schmuck der Aula ist, zum ersten Male in Tätigkeit.

468 In den Herbstferien 1913 brachte uns Erich gerade auf Großmutterns Geburtstag die kleine Hildegard und reiste nach kurzem Verweilen weiter nach Blankenburg. Als Anna am zweiten Abende den Schnupfen des Kindes mit Öleinreibung lindern wollte, bemerkte dieses: „Was ihr alles macht! Wir in Stade machen gar nichts, wenn wir Schnupfen haben, und er geht doch weg.“ Anna brachte die Enkelin selbst nach Stade. Erich kam über Ilfeld, Erfurt, Eisenach frisch und gestärkt zurück, besuchte während des Aufenthaltes bei mir seinen alten Direktor Obricatis und erzählte mir, dass seine Reise mit der Regulierung einer Erbschaft im Zusammenhang stünde, die seine Mutter gemacht hätte.

Am 18. Oktober 1913 ward die Erinnerung an den Tag von Leipzig mit einem Festaktus begangen. P. B. Schmidt hielt die Festrede. „Er beeinträchtigt die Wirkung seiner Ansprachen leider dadurch, dass er von Anfang an fortissimo redet“, schrieb ich in mein Tagebuch. Abends bewegte sich ein großartiger Fackelzug durch die Straßen Hannovers. Eine Aufführung des Opus 30 des Musikdirektors Klages vom Realgymnasium, veranstaltet von seinen Schülern unter Klages' Leitung in der Aula am Georgsplatze, gab für Anna und mich einen stimmungsvollen Abschluss dieser Centenarfeier. Limans Buch über Wilhelm II.⁹ wurde viel in jenen Tagen gelesen. Es machte auf mich tiefen Eindruck: „Das deutsche Volk muss doch noch kernhaft sein, dass es trotz der Unstetigkeit seiner Regierung so vorangekommen ist.“ - Die Verzichtleistung der Welfen auf Hannover schien auf unsicheren Füßen zu stehen. Ich bezweifelte, dass die Geschichte dereinst diesem Kaiser eine befriedigende Zensur erteilen würde, schon damals.

469 In Hannover erregte ein französischer Kunstflieger, Pégoud, mit seinen waghalsigen Schleifen und Scheinabstürzen großes Aufsehen. Ich sah ihn bei

⁹ Paul Liman, Der Kaiser. Ein Charakterbild W.s II., 1904

einem Spaziergange in der Masch von weitem. Eindrucksvoll war eine Aufführung des Hofmannsthalschen Schauspieles „Jedermann“, bei dem auch Schüler des K.W.G. mitwirkten, im Deutschen Theater. Das Stück ist nach einem mittelalterlichen Ministerium¹⁰ bearbeitet und zeigt die alles ausgleichende Macht des Todes und die Torheit des Klebens am Reichtum.

Unser Neffe Fritz Sandrock feierte in engstem Familienkreise seine Hochzeit mit Olga Buhrfeind in Neuhof, Land Kehdingen, und besuchte uns auf der Hochzeitsreise am 12. November 1913. An demselben Tage kam die Nachricht, dass mein Bruder Theodor von einem schweren Schlaganfall betroffen sei. Er stand im 78. Lebensjahre. Am 25. ist er sanft entschlafen. Am 27. abends traf ich in Görlitz ein und erwies dem Heimgegangenen am 28. die letzte Ehre. Die Parentation ging in der Nikolaikirche vor sich. Diakonus Köhler hielt eine würdige Ansprache, indem er die Stellung des Heimgegangenen als Bruder, Vater, Lehrer etc. in das rechte Licht setzte. Die Beisetzung erfolgte unter unendlichem Regen an der Seite seiner Frau, neben den Gräbern von deren Eltern.

Wieder ein Stück Leben dahin! Ich trauerte aufrichtig um den geschiedenen Bruder, wenn ich ihm auch nie so nahe gekommen war wie meinem jüngeren Bruder Gustav. Das machte der wesentliche Altersunterschied, der sich allerdings mit den Jahren etwas ausglich. Theodor trug stets daran, dass ihn die jüngeren Brüder überholt hatten. Derselbe Gedanke hielt ihn auch ab, dem Sohne unserer Schwester Emma, Hermann Müller, freundlich entgegenzukommen, weil dieser Oberlehrer geworden war, während sein eigener Sohn Fritz es nur zum Buchbinder gebracht hatte. Da sich dieser aber in Genf eine schöne, gesicherte, ehrenvolle Stellung verschafft hatte, so hätte er wohl schließlich gegen den Neffen Hermann mildere Saiten aufziehen können. Freilich, letzterer war auch nicht ohne Schuld. Er ist eckig und stur in seinem Wesen und lässt die anderen an sich herankommen.

Vally war zu schwach, um an der Trauerfeier teilzunehmen. Nach derselben saß ich mit den Angehörigen zusammen. Fritz aus Genf war auch da, desgleichen Burkhardt aus Oldenburg. Letzterer hatte wieder einen Zusammenstoß mit [seinem Direktor] Bormann gehabt, dem er in einem zufällig von diesem aufgefundenen Briefe an den Verstorbenen einen unerfreulichen Charakter beigeschrieben hatte. Der Riss wurde, so gut es ging, beseitigt. Bormann ist ruhig, Burkhardt ein Hitzkopf. - Als wir drei überlebenden Geschwister am letzten Abende zusammen waren, bemerkte die recht gebrechlich gewordene Schwester, dass sie jetzt mit dem Sterben an der Reihe sei. Sie kramte in ihren Sachen und zeigte mir alte Erinnerungsstücke. Es war ein leidvoller Abschied. Ich fuhr über Berlin nach Hannover zurück.

470 Wenige Tage vor der Reise nach Görlitz hatte ich eine interessante Unterredung mit dem ehemaligen Minister v. Studt [s. §465], der Hannover als

¹⁰ die wahrscheinlich philologisch richtige Ursprungsbezeichnung („Ministerium“ als Dienst an Gott) des mittelalterlichen „Mysteriumsspiels“, eines geistlichen Dramas

Wohnsitz gewählt hatte. Er besuchte mich und wollte der Schule Bücher und Karten schenken, da er zum 1. Januar 1914 wieder nach Berlin übersiedle. Wir begrüßten uns als schlesische Landsleute, und er teilte mir im Vertrauen mit, dass das seit der Wiederversöhnung auflebende Treiben der Welfen und die hannoversche Rücksichtslosigkeit die Veranlassung seines neuen Wohnwechsels sei. Sobald man ihm den Nichthannoveraner anmerke, würde er unhöflich behandelt. Neulich habe er einem radelnden Bäckerjungen die vom Winde herabgewehrte Mütze aufgehoben und zugereicht, der Lümmel hätte nicht gedankt. Ein andermal seien ihm die kleinen Mädchen der Sophienschule, als er dort vorübergegangen, nicht vom Bürgersteige aus dem Wege gegangen, sondern hätte ihn ausgelacht, als er es verlangte. Endlich sei ihm durch nichtsnutzige Jungen sein Obstgarten geplündert worden. Als ich bemerkte, solche Sachen passierten überall, wies er es ab. Ich dankte ihm im Namen der Schule für die beabsichtigte Zuwendung. Ich vermute noch heute, dass die Behandlung, die ihm von Seiten des Kaisers bei der [dessen] neulichen Anwesenheit widerfuhr, und zwar in Gegenwart vieler Zeugen, ihn zu dem Entschluss gebracht hat, Hannover wieder zu verlassen.

Ein Probekandidat machte mir in diesem Herbst viel zu schaffen. Er hatte ein minimales Wissen, erteilte den ihm zugewiesenen mathematischen Unterricht miserabel, duftete in der Regel nach Alkohol, war mit einer hübschen, sehr elegant auftretenden Frau verheiratet und lag mir stets in den Ohren, ich möchte ihm Privatunterricht zuwenden, er komme mit seiner Frau und einem Sohn nicht durch, trotz größter Einschränkung. Bei einer Revision des mathematisch-physikalischen Unterrichts durch den Regierungskommissar Poske aus Berlin schnitt er denkbar schlecht ab. Ich gab mir alle Mühe, ihn loszuwerden, unterstützte ihn aus der zu meiner Verfügung stehenden Kasse und erkundigte mich zugleich im Stillen nach seinem Vorleben. Da erfuhr ich wenig erfreuliches durch einen Kriminalkommissar, der einen Sohn auf dem K.W.G. hatte. Leider durfte ich davon amtlich keinen Gebrauch machen. Die Frau war ursprünglich Bar-maid in einer der verrufensten hannoverschen Kneipen gewesen, in der ihr jetziger Mann viel verkehrt habe und schließlich an ihr hängengeblieben sei; aus jener Zeit noch stammten die eleganten Kleider. Er selbst sei ein ausgeprägter Trinker. Dass Notlage vorhanden sei, gab der Kriminalist ohne weiteres zu; desgleichen, dass seit ihrer Verheiratung sittliche Anstöße nicht zur Kenntnis gelangt seien. Ich besprach die Angelegenheit vertraulich mit Heynacher, wir verwarnten den Trinker und behielten das Ehepaar im Auge. Die Frau war wiederholt bei mir, nahm ein durch ihr gewinnendes Äußere und ihre guten Manieren, gewann auch Heynacher für sich, so dass wir den Eindruck hatten, sie habe ihrem früheren Leben völlig entsagt. Was ihre Schulbildung anbetrifft, so konnte sie es mit jeder Frau ihres Standes aufnehmen. Die Überweisung des Mannes an eine anderer hannoversche Schule erfolgte bald. Ich verlor ihn dann aus dem Gesicht. - Was soll man zu solchen Jugenderziehern sagen! Schaden hat er am K.W.G. nicht weiter angerichtet, als dass andere Lehrer nachholen mussten, was die Jungen bei ihm nicht gelernt. Irgendeine Annäherung an diese hat nicht stattgefunden; er ging ihr auch geflissentlich aus dem Wege.

Im Schulgebäude häuften sich im Winter die Überzieherdiebstähle, die ja in den großen Städten trotz aller Vorsicht vorkommen. Endlich gelang es dem unermüdlischen Schulvoigte Kunze, den Dieb zu erwischen. Da hatten wir auf einige Zeit Ruhe.

471 Als ich vom Begräbnis des Bruders zurückgekehrt war, erfüllte die Zaberner Affäre¹¹ ganz Deutschland mit ihrem Widerhall. Ich hatte den Eindruck, dass viel Lärm um nichts gemacht würde, und erfuhr nicht, was für unterirdische Mächte schon damals die Hände im Spiel hatten. Die Sozialdemokraten gebärdeten sich wie toll, Ledebour an der Spitze.

Erich bewarb sich im Dezember 1913 um das ausgeschriebene Direktorat des Herforder Gymnasiums. Graebers Bruder [der bisherige Direktor] war an die Spitze der Latina [in Halle] berufen worden. Erich gelangte auch in die engere Wahl und trat in Herford persönlich mit der Schuldeputation in Verhandlung. Obricatis wie ich glaubten an Erfolg. Da schoss der ältere Mitbewerber den Vogel ab. Bei Erichs religiöser Stellung war es gewiss gut, dass er nicht Graebers Nachfolger wurde.

Als am 19. Dezember Bischof Bertram von Hildesheim gelegentlich der Revision des katholischen Religionsunterrichts mich besuchte, gratulierte ich ihm zur Wahl als Fürstbischof von Breslau. Er sagte, dass er mit innerer Überwindung dem Rufe folge. In Hildesheim kenne er alle Leute seines Sprengels beinahe persönlich, könne ihnen raten, für sie sorgen, und sie hätten Vertrauen zu ihm. Letzteres müsse er sich in Breslau erst zu gewinnen suchen, auf persönliche Beziehungen aber bei der Größe des Sprengels verzichten.

472 Die Weihnachtsferien hatten ihren Höhepunkt in dem Verleben der Festzeit bei den Kindern und Enkeln in Stade. Vor dem Anstecken des Christbaumes besuchte ich mit Erich und Hildegard den liturgischen Gottesdienst in St. Cosmae. Wie erquickend war die Bescherung, wie beweglich die Freude der Kinder! Nachdem sie zu Bett gebracht, saßen wir Alten bis halb zwölf in traulicher Unterhaltung beisammen. Am 1. Feiertage hörten wir eine treffliche Predigt des Senior von Staden in der Willehadi-Kirche. Zu Haus fanden wir viele Briefe. Graeber meldete mir aus Berlin meine Ernennung zum Geh. Studienrat; dieser Titel war neu geschaffen. Eine Menge Freunde und Bekannte, die die Ernennung in der Zeitung gelesen hatten, schickten Glückwünsche. Ich sah den Titel an als das, was er war, als eine Bestätigung meines vorgerückten Alters und als eine feine Mahnung, allmählich an meine Pensionierung zu denken. Dass ich die Titel- und Ordenssucht der wilhelminischen Ära nicht guthieß, habe ich ja wohl schon zum Ausdruck gebracht.

Die Stader Tage verliefen nur zu rasch. Am 3. Feiertage führten Anna und ich unsere Absicht aus, Fritz Sandrock in dem nahen Drochtersen zu besuchen. Wir

¹¹ Unruhen im elsässischen Zabern, die die Innenpolitik des Reiches und die Stellung Wilhelms II. beeinträchtigten

wurden von dem glückstrahlenden jungen Ehepaare vom Bahnhof der Kleinbahn abgeholt und erlebten frohe Stunde in ihrer behaglichen Häuslichkeit. Olga suchte uns den Aufenthalt so schön wie möglich zu gestalten, und Fritz hatte helle Freude, uns alles zu zeigen und seine hübsche, umsichtige Hausfrau zu loben. Wer hätte gedacht, dass er noch vor Ablauf eines Jahres vor den Toren von Reims sein Tagewerk abschließen würde! Quam stultum est aetatem disponere ne crastini quidem dominum ! O quanta dementia est spes longas incohantium!¹²

Ein Abend bei Prof. Stünke, der mit seiner Frau rührend aufmerksam ist, führte uns mit Direktor Brothage und Frau, Stalman und Frau, Scholz und Frau und Direktor Ahrens, Göttingen, zusammen; auch Frau Mummsen-Hamburg, die Schwiegermutter von Hans Scholz, war zugegen. Ein vergnüglicher Punsch rief eine wechselvolle und anregende Unterhaltung hervor. Brothages gefielen uns.

Am 29. Dezember stellten Erich und ich bei einer Wanderung auf dem Friedhofe noch blühende Rosen fest, eine Erscheinung, die nicht jedes ausgehende Jahr zeitigt; auch Pyrus-Sträucher streckten die roten Blüten heraus. Am Nachmittage desselben Tages rollten wir schon wieder im D-Zuge nach Hannover zurück, die fröhlichen Kinder namentlich im Gedächtnis festhaltend: Hildegard anfänglich etwas eifersüchtig, schlank, gutes Gedächtnis; Agnes arglos, vergnügt, rundlich-dick, nie mit der Suppe zu Ende kommend, weshalb sie ihr Vater „Suppenbovke“ titulierte; Fritz zum Eigensinn neigend, aber voll Verständnis für Klapse und mir stets zujauchzend. Erichs Schwester [Liese] hatte die Freude, in Erfurt als Zeichen- und Turnlehrerin gewählt zu werden.

¹² „Wie töricht ist es, für sein Leben zu planen, wo man doch nicht einmal Herr über den morgigen Tag ist! Welcher Wahn ist es, sich weit in die Zukunft reichenden Hoffnungen hinzugeben!“

Hannover, Anfang 1914 bis Kriegsbeginn

473 In das Jahr 1914 traten wir mit geringeren Sorgen ein als in das verwichene Jahr, und doch sollte es den so lange gefürchteten, entsetzlichen Krieg bringen. "To d' eu nikato" [Das Gute aber siege!], schrieb ich über den Eingang. Es kam anders.

Der Besuch des ehemaligen Ilfelder Kollegen Francke, damals Lehrer an der Deckoffizier-Schule in Kiel, prägte sich mir sehr ein; Francke schien in bester Gesundheit zu stehen, starb aber nicht lange darauf und wurde in seiner Heimat Northeim begraben. Dort habe ich manchmal sinnend an seiner letzten Ruhestätte gestanden. Damals brachte er mir Grüße von Kühlewein und Loeber, und wir gedachten gemeinsam der Ilfelder Zeit.

Der Tod des Kollegen Seume bewegte uns tief. Er erkrankte Anfang Dezember 1913 an Herz- und Nierenbeschwerden, hervorgerufen durch Aderverkalkung, so bedenklich, dass wenig Hoffnung blieb. Nun schied er im besten Mannesalter aus dieser Zeitlichkeit. Ich gedachte seiner in besonderer Andacht. Am 6. Januar 1914 geleiteten wir nach einer häuslichen Trauerfeier den Sarg zur Rampe hinter dem Hauptbahnhofe. Die Leiche wurde in Deinste, der Heimat von Seumes Frau, beigesetzt. Diese war ergeben und ruhig; sie hatte dieses frühe Ende des Gatten gehahnt. Mit gleichem Heldenmut nahm sie im Herbst den Tod ihres ältesten Sohnes hin, der in den Kämpfen bei Lüttich fiel. Der verstorbene Seume war ein sehr leidenschaftlicher, zuweilen geradezu rechthaberischer Mann, aber ein durch und durch ehrenwerter Charakter. Sein Herzleiden stammte von einer viele Wochen in Anspruch genommenen Reise durch den Kaukasus, die er mit dem bekannten Politiker Rohrbach zusammen ausgeführt hatte.

Die Abschiedsansprache des Kronprinzen an die Husaren in Langfuhr erregte ebensoviel Aufsehen wie der damals im Gange befindliche Prozess, der sich an die Zabern-Affäre anschloss. Die Worte des Kronprinzen waren unausgereift, ähnlich den Reden seines kaiserlichen Vaters, die er in den ersten Jahren seiner Regierung hielt und die Ferdinand Becher stets so in Harnisch brachten. Dass man in allen solchen Fällen nicht eingreift, ist mir unverständlich. Der monarchische Gedanke ist doch leider nicht so fest eingewurzelt, dass er solche Belastungen ertragen könnte.

474 Der Winter zeitigte herrliche Eisbahn. Es war ein Genuss, dem bewegten Treiben auf der Masch und auf dem Teiche hinter dem Rathause zuzusehen. Abends erhellten Masten mit elektrischer Beleuchtung die weite Fläche und eine Musikbande spielte lustige Weisen. Der Geburtstag des Kaisers ward in der üblichen Art begangen. „Wenn nur das Essen nicht immer damit verquickt wäre“, dachte ich, denn ich hatte stets einige Tage Beschwerden hinterher, so mäßig ich auch zu sein bemüht war.

Der kommandierende General v. Emmich hielt eine kurze, markige Ansprache. Der politische Himmel blieb unwölkt trotz englischer Friedensschalmeien, die unsere Regierung wie gewöhnlich ernst zu nehmen bemüht war. Bei der Abiturientenentlassung am 12. Februar sprach Wagenmann aus Oberprima B sehr gut über Bismarcks Worte: „Wir sind nicht auf der Welt, um zu genießen, sondern um unsere Pflicht zu tun.“ Ich hatte das pindarische „genoi´ hoios essi“ [Werde, der du bist!] gewählt. Wer hätte ahnen können, dass binnen Jahresfrist ein Teil der hoffnungsfreudig in die Welt schauenden Jünglinge schon ihr Tagewerk beschlossen hätte! Prinz Ernst von Meiningen gehörte dazu, ein begabter, schöner, lebenswürdiger Mensch.

Am 18. Februar hielt der joviale Ex-minister v. Podbielski im großen Tivolihofe vor einer stattlichen Zuschauerschar einen Vortrag, der für die auf 1916 angesetzten Olympischen Spiele Stimmung machen sollte.¹ Er schilderte das englische und amerikanische Sportleben und wünschte ihm breiten Eingang in Deutschland. Ein Viertel der Anwesenden waren Offiziere. Der Generalsekretär des Deutschen Sportbundes führte in Lichtbildern das ausländische Sportleben vor. Ich konnte mich aber des Gedankens nicht erwehren: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut;² der einseitige Sport ist undeutsch.“ Nur soviel stand bei mir fest, dass bei uns für die Heranziehung der ärmeren Volksklassen zu Leibesübungen und Spielen noch sehr viel zu tun sei.

Unsere Schwägerin Elise Scheidemann erfreute uns Ende Februar durch einen mehrtägigen Besuch. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie einen kindlichen Schwank ihrer ältesten Enkelin in Ballenhausen: „Du, Mutter, soll ich dir zeigen, wie man auf platt den Himmel anguckt?“ Dann hielt sie den ganzen Oberarm über den Augen an die Stirn. - Die Unstimmigkeit, die sich zwischen Ilse [Elise] und Fritz Sandrock entwickelt hatte, weil sie ein von dem verstorbenen Schwager Gustav dem Neffen Fritz geschenktes Darlehen eingefordert hatte, war im Abflauen.

475 Der sarkastische Kollege Fiehn erzählte bei einer unserer Zusammenkünfte eine hübsche Geschichte, die sich kurz vor Matthias´ Abgange zwischen ihm und diesem zugetragen. Letzterer erklärt Fiehn bei ihrem Zusammentreffen, er habe sich seit Jahren nicht so wohl befunden, er möchte gleich wieder einmal wie in seiner Jugend in die Hosen kacken. Fiehn erwidert: „Ja, ja, jeder kehrt gern zu seinen ersten Idealen zurück.“ Matthias hat gerade kein geistreiches Gesicht geschnitten, aber einige Tage darauf an Fiehn geschrieben, er hätte gern noch über die Ideale mit ihm gesprochen.

Eine Einladung zu Prinz und Prinzessin Friedrich von Meiningen führte mich mit interessanten Persönlichkeiten zusammen. Der Regierungspräsident Graf vom Berg unterhielt die ganze Gesellschaft mit seinen bis an die Grenze des Erlaubten

¹ Sie waren kurz vor Kriegsausbruch nach Berlin vergeben worden, damit die Friedensbereitschaft Deutschlands gestärkt würde (und Berlin hatte angenommen – in Erwartung eines schnellen Sieges?), fielen dann aber aus.

² aus Schillers „Wallenstein“

gehenden Anekdoten. Graf Dürkheim wirkte ebenfalls sehr anregend. Ich unterhielt mich gut mit Prof. Deetjen und zwei Artillieremajoren v. Berg und v. Brakel. Heynacher war ebenfalls geladen. Die Prinzessin erzählte manches vom Weimarschen Hofe, wie ihre Tochter bemüht sei, ihrem Manne, dem Großherzog, das Kettenrauchen etwas abzugewöhnen. Der Abend war im Nu verflogen.

H. F. Müller schrieb mir in den Ostertagen, er habe sich über die intransigenten Welfen im Konservativen Verein scharf ausgesprochen und sich dadurch das Missfallen des jungen Herzogs, dem dies unverzüglich hinterbracht [worden] sei, zugezogen. Dies sei ihm amtlich gemeldet [worden] und habe ihn veranlasst, sofort den Abschied einzureichen; am 1. Oktober werde er in den Ruhestand treten. Auch eine Frucht der Versöhnung von Hohenzollern und Welfen!

Die Delegierten der hannoversche Oberlehrer hatten Anfang April eine Sitzung in Hannover; auch Erich fand sich dazu ein und war damit einverstanden, dass ich Schwertzell um seine Versetzung ans K.W.G. anginge. Mein Versuch erwies sich als vergeblich. Schwertzell meinte, dass Erich doch bald für eine leitende Stelle in Betracht käme und dass es sich nicht lohne, vorher noch zu versetzen, ganz abgesehen davon, dass Stade nach Obricatis' Abgang tüchtige Lehrer nicht entbehren könne.

476 Kollege Duncker hielt bei dieser Tagung einen sehr ansprechenden Vortrag in der Tierärztlichen Hochschule über die Idee der Hybris und der Gerechtigkeit bei Homer und den Tragikern. Ich staunte immer, was der Mann bei seinem schwächlichen Körper alles leistete: Unterricht in den obersten Klassen mit viel Korrekturen, Beteiligung an mehreren Vereinen mit eventuellen Vorträgen, unruhige Häuslichkeit mit oft spärlicher Verpflegung, intensive wissenschaftliche Tätigkeit. Das machte ihm so leicht keiner nach. Er ist eben nicht bloß Idealist im gewöhnlichen Sinne; denn da hört der Idealismus auf, sobald der Egoismus ins Spiel kommt, sondern ein charaktvoller Idealist. Wenn es viele der Art gäbe, wäre es um Deutschland gut bestellt. Eine gewisse Kleinlichkeit und Neigung zu bitterer Beurteilung geht bei ihm mehr und mehr zurück.

Erich fing schon damals an, über ein Magenleiden zu klagen und befragte auch einen Arzt. Der machte jedoch nicht viel daraus.

In der Osterzeit besuchte uns Freund Bajohr. Ich fand ihn alt geworden und redseliger als je. Er merkte nicht, dass er dieselbe Geschichte gern zwei bis dreimal erzählte. Sein Hüftleiden quälte ihn sehr; er brauchte Morphiumeinspritzungen dagegen. Kein gutes Zeichen! Er war zu Besuch bei Prof. Meyer, dem Vater seines Schwiegersohnes, und hatte vornehmlich die Matthäuspassion wieder einmal hören wollen. Eine Parsifalaufführung hatte ihn ebenfalls gelockt. Als es aber dazu kam, war er so hinfällig durch die vielen Eindrücke der Reise geworden, dass er nicht viel davon gehabt hat. Er hat zu lange mit der Pensionierung gewartet, sagte ich mir und beschloss, nicht in denselben Fehler zu verfallen.

Die Gedächtnisfeier der Erstürmung von Düppel am 18. April fiel in den Anfang des neuen Schuljahres. Wir ahnten nicht, wie nahe uns das Verhängnis war. Der Frühling hielt Einzug. Auf einer Versammlung des evangelischen Gemeindekongresses predigte Prof. Lohfs aus Halle über die Splitter-richterei: Fehler sehen ist nicht immer eine Tugend, Fehler bessern ist nicht immer gut: Beides muss im Sinne Jesu geschehen.

477 Über ein Dutzend Prüflinge wollten das sogenannte „Graecum“ ablegen, um so die Gymnasialabituriums-reife bescheinigt zu erhalten. So viele waren es lange nicht gewesen. Ein Viertel fiel durch. Tiefen Eindruck machte auf Heynacher und mich eine Blinde, blond, zart, hilfsbedürftig, ein Fräulein Mittelstentscheid, die ein recht gutes Examen ablegte. - Der Tod des Kreisarztes Dr. Gerlach in Ilfeld, eines alten Schülers, fiel in dieselben Tage, desgleichen die Bekanntschaft mit Direktor Sommerbrodt, der von Lauban nach Hannover verzogen war, um dort im Ruhestand zu leben. Er hatte viele Jahre am K.W.G. unterrichtet, war ein Freund Uhlemanns, des Osnabrücker Direktors. Er gefiel mir. Dass er an fortschreitender Aderverkalkung litt, wusste er damals noch nicht.

Die Schwäche des Schwagers Friedrich [Sandrock] nahm bedenklich zu, hielt ihn aber nicht ab, durch Unzufriedenheit und Leidenschaftlichkeit seine Pflege zu erschweren. - Hildegard, unser ältestes Enkelkind, trat ein in die Reihe der ABC-Schützen und erneute in uns das Bild ihrer Mutter, wie sie in dieser Lage war. Wie mussten wir damals erst die Straßen abmustern, ob die bösen Gänse sich herumtrieben! Vor ihnen hatte das Kind ausgesprochen Angst. Gewöhnlich aber hatten die Gänsehirtinnen schon ihres Amtes gewaltet, und die schnatternde Schar befand sich schon außerhalb des Fleckens.

Als wir den 1. Mai in Niedersachsa-Gehrden feierten, war es bitterkalt. Ich kehrte um 10 Uhr abends mit mehreren Kollegen zurück, hatte zum letzten Male, ohne es zu ahnen, dieser Kollegenvergnügung beigewohnt. - Die Nachricht, dass Wilhelm Sandrock eine ihm zusagende Stellung als Arzt in Egel, Kreis Magdeburg, gefunden habe, erfüllte uns mit teilnehmender Freude. Das Ableben des Vetters Rothfuchs in Münster, der von einem Schlaganfall hinweggerafft wurde, betrückte uns aufrichtig. Ein reich gesegnetes Leben fand seinen Abschluss. Längeres Siechtum ward dem trefflichen Manne durch Gottes Gnade erspart. Er wurde am 8. Mai in Burgsteinfurt beigesetzt, wo sein Sohn Julius Pastor ist.

Die Hälfte des Mai war kühl, regnerig [sic], unfreundlich; umso erfreulicher waren die Sonnentage. „Liebe Mutter, sei so gut, / Schenk mir einen Fingerhut! / Nicht zu groß und nicht zu klein, / Passend für mein Fingerlein!“, sangen niedliche kleine Mädchen in der Eilenriede, als ich eines schönen Tages in ihr lustwandelte.

Georg Schimmelpfeng suchte uns bei der Rückkehr vom Begräbnis auf und erzählte uns näheres von Rothfuchs' Tod. Seine Frau hatte ihn um 7 Uhr am 2. Mai in der Küche am Fußboden liegend gefunden, der Arzt die Überführung ins Krankenhaus veranlasst. Dort ist dem Kranken das Bewusstsein zurückgekehrt, und er

ist des Glaubens gewesen, dass er sich auf einer Dienstreise befinde, obwohl die linke Seite gelähmt war. Am 5. ist er sanft entschlafen. Die Wittwe zog nach Burgsteinfurt und folgte während des Krieges dem Gatten in die Ewigkeit. - Hans Scheidemann befand sich als Schiffsarzt auf dem Wege nach China.

478 Im Oriente gährte es. Man kam aus der Sorge, dass der gefürchtete europäische Krieg bald einsetzen werde, nicht mehr heraus. - Das Treiben der Sozialdemokraten wurde oft unheimlich, ihre Gegnerschaft gegen die bestehende Ordnung immer lauter. Die Spaltung des deutschen Volkes geht deutlich aus dem eingeklebten Zeitungsabschnitte hervor, der sich auf den Stapellauf des [sic] „Bismarck“ am 20. Juni 1914 bezieht. Dass der Kaiser kein Wort der Anerkennung für die Arbeiter fand, ist mir noch heute unbegreiflich und erklärt vieles.

„Da naht es aufwärtstriefend die glatte Bahn, da schleift's und stampft's und stolpert's auf den seifigen Balken, eine lange dunkle Reihe, Hunderte von Männern, im rußigen Arbeitskleid, mühevoll von der Tiefe zu Höhe, von der Arbeit zum Kaiserglanze. Wollen sie ihm huldigen, dem Herrscher? Finstere, fanatische Gesichter sind es, kein Laut kommt über ihre Lippen, sie ballen sich zusammen, sie stehen und warten am Fuße des Kaiserpavillons. Das sind die Männer, die das Werk vollbracht haben, die trotzig ihren Teil an Glanz und Dank verlangen. Der Kaiser schreitet an ihnen vorüber, nach links zu den Senatoren, den Direktoren und Aufsichtsräten der beteiligten Gesellschaften wendet er sich grüßend und dankend. Kein Wort, kein Blick für die gespannt wartende, in dumpfem Schweigen verharrende Schar. Er schreitet vorüber, er verschwindet, und enttäuschte Blicke folgen ihm in Todesschweigen. Und gewiss hätte ein Wink, ein einziges Wort des Dankes genügt, um auf diesen finsternen Gesichtern ein Lächeln zu wecken. Warum lenkt niemand die Aufmerksamkeit des Herrschers auf diese erwartungsvolle Schar, warum schleichen sie erbittert davon? Sind Sie nicht ebensogut Mitarbeiter an dem eben vollendeten großen Werke, so gut wie die Techniker, Kaufleute und Tantiemenschlucker?!

In solchen Augenblicken geht ein Stich durchs Herz des Patrioten. Ein zerrissenes Volk sind wir, in zwei getrennte Welten ist die Germania gespalten, deren Schöpfer soeben geehrt wurde, und in den flackernden Augen liest man die stumme Frage: Ist das auch unser Kaiser?! Behaglich ziehen die Scharen der behäbigen Hamburger wieder durch die gewundenen Verschläge zu den Schiffen, die sie heimführen. Hinter der Polizeikette umrahmt das Bild die Schar der Arbeiter. Und Hamburg, die stolze, die deutsche Stadt ist der Staat, der zuerst und ausschließlich sozialdemokratische Vertreter ins Kreishaus am Königsplatz vor 40 Jahren sandte und heute noch schickt! Das ist der traurige Schlusseindruck des Kaiser- und Bismarcktages.“

Der Wehrbeitrag erhöhte die Spannung. Wichtiger als alle anderen Vorbereitungen wäre die Bildung neuer Armeekorps gewesen, damit die allgemeine Wehrpflicht nicht bloß auf dem Papier gestanden hätte. Bei einer Unterhaltung, die ich in jenen Tagen mit dem Oberst Bronsart v. Schellendorf[f] hatte, sprach sich dieser für Abschaffung des Einjährigendienstes aus³. Ich stimmte ihm freudig bei, weil dadurch eine Bresche in die Berechtigungsmauer geschlagen worden wäre, die die freie Entfaltung der Schulen behindert.

479 In den Pfingstferien besuchten wir die Blankenburger Freunde, fanden sie frischer als im Jahre vorher und verlebte mit ihnen angeregte Tage. H. F. Müller zeigte uns das als Altersheim [Alterswohnsitz] gekaufte Haus und erzählte, wie er hier dem jungen Herzog verklatscht [denunziert] worden sei.

³ d.h. Abschaffung der Privilegierung der Schulabgänger mit Mittlerer Reife, die als „Einjährig-Freiwillige“ nur ein Wehrdienstjahr abzuleisten hatten

Auf der Rückreise sahen wir uns Wernigerode daraufhin an, ob wir wohl die Lust fühlten, nach eingetretener Pensionierung daselbst zu wohnen. Der recht gealterte Forstrat Grasshoff, den wir zu unserer Freude trafen, empfahl uns den Ort und wies auf die hübschen Wohnungsgelegenheiten hin. Ein günstiger Zufall führte uns mit Freund Tüselmann und Frau zusammen, die von Rotesütte nach Burg zurückreisten. Beide waren frisch und wohl. Auch in Harzburg verweilten wir uns und nahmen auf der Waldmühle nach einem erquickenden Spaziergange den Kaffee. Der Ausflug hatte sich gelohnt, Anna kam merklich gestärkt nach Hannover zurück. Dr. Lindemann, der sie behandelte, empfahl für die großen Ferien Aufenthalt in Braunlage.

Die Verleihung des Meiningenschen Komturkreuzes und eine damit verbundene Einladung führte mich am 17. Juni zu den Meiningenschen Herrschaften. Sie teilten mir mit, dass der greise Herzog Georg seinem Ende entgegengehe, erzählten von Prinz Georg und Bernhard. Auch die Äußerung des Letzteren unserem Schuldiener, dem verflommenen Braun, gegenüber: „Wir Meininger sind arme Lundersch“, kam noch einmal zur Sprache. Prinz Bernhard stelle sie in dieser Form in Abrede. Ich entgegnete: „Da hat sie der Schulvoigt in seine Sprache übertragen, also bloß das Niveau erniedrigt.“ Prinz Ernst war auch zugegen. Ich habe ihn und seinen Vater damals zuletzt gesprochen, beide Bilder von Gesundheit und Frische. Wenige Monate danach hatte sich ihr Geschick erfüllt.

Die um Mitte Juni in Hannover veranstaltete landwirtschaftliche Ausstellung war u. a. Gegenstand unserer Unterhaltung. Natürlich stattete ich meinen Dank ab für die verliehene Auszeichnung, die ich bei dieser Gelegenheit angelegt hatte. Dass sich im K.W.G. nur fünf Schüler zur Spalierbildung gemeldet hätten, brachte ich zur Sprache. Die alljährliche Wiederholung desselben Vorgangs ist, das leuchtete ein, die Erklärung der Zurückhaltung.

Am 20. Juli sah ich in der Hohenzollernstraße den Kaiser zum letzten Male Einzug vom Manöver halten, ein erhebendes Schauspiel. Wieviele von den stattlichen Männern, die damals vorbeiritten oder vorbeimarschierten, mögen heute noch leben? Für den Kaiser ist alle Tage Sonntag. „Ob er wohl das deutsche Volk im Werkeltag-kleide kennt?“, schrieb ich an diesem Tage in mein Buch.

480 Nun rückten die großen Ferien näher. Da schlug am 29. Juni wie eine Bombe in unsere Vorfriede die Nachricht ein von der Ermordung des Thronfolgers von Österreich und seiner Gemahlin durch serbische Mordbuben in Serajevo. Das Verhängnis naht. Ich las in jenen Tagen das Buch von Ricarda Huch „Der große Krieg in Deutschland“. Sollten für Deutschland wieder ähnliche Zeiten heraufziehen? Bald aber gewann die Alltäglichkeit wieder die Oberhand.

Anna und Emma traten die Reise in den Harz an, ich fuhr nach Schlesien. Sonntag, den 5. Juli, war ich schon bei guter Zeit in Leipzig und konnte viele Stunden den Besuch der „Bugra“ widmen, einer großartigen Ausstellung des Buch- und Kunstgewerbes, die massenhaft Besucher aus allen Teilen Deutschlands an sich

zog. Wie fand ich Leipzig verändert! Ganz neue Stadtteile; der imposante Zentralbahnhof, der größte Deutschlands; das Bewunderung heischende Völkerschlachtdenkmal, das gerade ein stattliches Luftschiff surrend umkreiste, als ich dort weilte; die sich drängende Menschenmenge. Und nun die Ausstellung selbst! Jede große Nation hatte ihren eigenen Bau, der österreichische war mit Trauertüchern ausgestattet, im französischen machten die aufsichtführenden Beamten unfrohe Gesichter. Eine alte Papiermühle war aufgebaut. Die Entstehung einer Zeitung konnte in allen Einzelheiten verfolgt werden. Das Maschinenwesen war in den kleinsten Teilen zu studieren. Alles lehrreich. An Vergnügungsstätten und Erholungsräumen war kein Mangel, so dass ich bis 7 Uhr abends in dem lebhaften Treiben verweilte.

Obwohl allein, war ich doch unablässig beschäftigt. In Dresden hatte ich eineinhalb Stunden Aufenthalt. Die Straßen waren beflaggt. Der Heimatbund feierte ein großes Fest. Gleich nach Mitternacht lief mein Zug in Görlitz ein. Onkel Gustav nahm mich in Empfang und geleitete mich nach „Stadt Dresden“, wo ich schon wiederholt Unterkunft gefunden hatte. Die liebe Schwester Vally fand ich am andern Morgen etwas wohler wie das letzte Mal., aber doch recht hinfällig, Gustav sah frisch aus.

481 Unser alter Freund, der Sanitätsrat Theodor Müller, fand bei einer Untersuchung geringe gichtische Erscheinungen und empfahl mir Warmbrunn, nicht Oppelsdorf bei Zittau, wohin mich Bormann⁴ dirigieren wollte. Unsere Gräber, auch das frische Theodors, waren in guter Verfassung. Am 7. Juli nahm ich einen Landauer und fuhr mit Vally und Gustav nach Königstein zu einem Besuch der Familie Bormann. Clara empfing uns hochofrenet, ebenso ihre Jungen, die gerade in dem Gartenteiche badeten. Nicht geringer war Vallys Freude an der Ausfahrt und dem herzlichen Empfang. Nur zu schnell verging der schöne Nachmittag, nur die Hitze war groß. Da ballten sich drohende Gewitterwolken zusammen und nötigten uns zum Aufbruch. Glücklicherweise traf wir vor dem Ausbruch des Unwetters wieder in Görlitz ein und saßen wohlgeschützt noch lange traulich zusammen.

Am anderen Tage setzte ich die Reise nach Warmbrunn fort. Als ich dort auf der Wohnungssuche die Straßen durchwanderte, lief mir ein nettes halbwüchsiges Mädchen nach, ob ich nicht das bei ihrer Mutter freie Zimmer mir ansehen wolle. Ich folgte ihr, fand die Mutter auch nett und nahm das gut ausgestattete, zu ebener Erde liegende Zimmer, obgleich es gerade der Haltestelle der elektrischen Bahn von Hirschberg nach dem Kynast zu gegenüber lag, also nicht ganz ruhig zu nennen war. Das störte mich aber nicht. Ich fand in meiner Wirtin, Frau Hauptmann Staberow, eine treffliche Persönlichkeit, mit der sich zu unterhalten mir stets eine Freude war. Sie sorgte mit ihren fröhlichen und fleißigen Töchtern aufs beste für mich und arbeitete Tag und Nacht, um sich anständig durchs Leben schlagen. Sie schriftstellerte für verschiedene Zeitschriften und meinte, ich hätte wohl schon dies und jenes von ihr gelesen. In den Nachtstunden wurde geschrieben, am Tage das Haus besorgt, ein Mädchen hatten sie nicht. „Evchen“, die mich eingefangen

⁴ Ehemann der Nichte Clara, Tochter seines älteren Bruders Theodor

hatte, arbeitete auch fleißig. Die andere, ein Jahr ältere Tochter reiste zu Verwandten nach Pommern. Die Reise war dadurch ermöglicht, dass sie in mir einen Kurgast gefunden hatten. So war ich in meiner Häuslichkeit gut daran, das Mittagessen nahm ich schließlich schräg gegenüber in einem bescheidenen, aber sehr sauberen Gasthofs ein, in dem Pastoren, Diakonissen etc. aßen, und war auch damit gut daran. Frau Staberow hatte ihn mir empfohlen. So lebte ich behaglich und recht billig.

482 In Warmbrunn gefiel es mir wohl. Die mir aus der Schülerzeit bekannte Umgebung hatte für mich große Reize. Da ich gut zu Fuß war und außerdem die elektrische Bahn und die Staatsbahn zur Verfügung hatte, so verging kein Tag, an dem ich nicht die lohnendsten Ausflüge machte. Der Kynast war mehr als einmal das Ziel meiner Wanderungen. In Schreiberhau pilgerte ich von der Josefinenhütte über den Zacken- und Kochelfall talwärts. Hirschberg kam mehrere Male an die Reihe. Dort sah ich meine alte Schülerin Maria Freyer wieder. Sie bewohnte als verwitwete Frau Amtsrichter Schubert eine schöne Vorstadtvilla mit großem anschließenden Obst- und Gemüsegarten. Wir gedachten alter, schöner Zeiten. Stonsdorf mit dem Pudelberg, Hain und der Hainfall, Giersdorf und natürlich der Kurpark und Füllnerpark gehörten zu meinen Tageswanderungen. Körperliche Beschwerden haben sie mir niemals bereitet, obgleich ich einen um den anderen Tag die radioaktiven Bäder des Hoffmannschen Gasthauses benutzte und an den Zwischentagen vor dem Morgenkaffee in dem schönen Badeteiche am Füllnerparke eifrig schwamm. Frau Staberow meinte, das mache mir so leicht kein Kurgast nach. Ich befand mich wohl dabei, hatte guten Appetit und fühlte, dass die gichtischen Erscheinungen sichtlich zurückgingen.

Dr. Ottfried Freyer, der Bruder von Frau Schubert, benutzte ebenfalls die Warmbrunner Heilquellen. Ich lustwandelte mit ihm nicht selten zum Klange der Kurmusik. Natürlich beschäftigte uns wie alle Kurgäste und Warmbrunner Einwohner die serbische Frage und ihre drohende Zuspitzung zu einem Kriege mit unabsehbaren Folgen.

Von Anna und Emma bekam ich gute Nachrichten; sie waren in Braunlage nach ihrem Wunsche untergebracht und wagten von da aus allerhand Ausflüge, z.B. nach dem Brocken und nach Ilfeld. Das Wetter war beständig, nur von einzelnen Gewittern unterbrochen, die die allergrößte Hitze milderten.

483 Am 24. Juli meldete ein Extrablatt das österreichische Ultimatum an Serbien. „Deutschlands Schicksalstunde ist nahe“, rief ich mit Frobenius⁵. In demselben Sinne sprach ich mich gegen Bormanns aus, die mich in den letzten Tagen des Warmbrunner Aufenthaltes besuchten. Die Aufregung nahm fast stündlich zu. - Lebhaften Beifall fand das Jubiläumfest des Warmbrunner Kriegervereines, zu dem sich die sämtlichen Vereine des Hirschberger Tales eingefunden hatten. Fackelzug, Zapfenstreich eröffneten ihn; der Festzug am Sonntage, dem 26 Juli, zeigte die Fülle der Teilnehmer. Ich sah sie mit trüben Ahnungen an mir vorüber mar-

⁵ bekannter deutscher Ethnologe und Kulturtheoretiker

schieren. „Heute rot, morgen tot“⁶, ging mir durch die Seele; aber der Festzug überrante die stille Trauer. Am Nachmittage desselben Tages war ich in Dorf Hain mit Oberlehrer Vilter vom Görlitzer Gymnasium zusammen, einem Verwandten von Clara Bormann, [Bruder] Theodors Tochter. Er hatte dort mit Frau, Kind und Schwiegermutter die Sommerfrische aufgesucht und war überzeugt, dass in kürzester Zeit seine Einberufung zur Fahne eintreffen werde.

484 Ich entschloss mich angesichts der immerfort steigenden Kriegsgefahr zur Heimfahrt und trat sie Montag, den 27. Juli, an. An allen Ecken hallte es wider: „Krieg, Krieg!“ „Wie wird sich Russland verhalten? Davon hängt alles ab.“ In Görlitz wartete Vally ängstlich auf unseren Neffen Hermann Müller, der auf einer Nordlandreise begriffen war und zuletzt aus Trondheim geschrieben hatte. Als ich von ihr Abschied nahm, wurde ich den Gedanken nicht los, dass wir uns zuletzt gesehen hätten. Und so war es auch. Ich habe sie auf dem Totenbette noch einmal betrachten können und ihr die Hand gedrückt.

Weiter ging es über Berlin dem Hannoverlande zu. „Krieg in Sicht!“, so stand es in den Zeitungen, „Krieg in Sicht!“, so lautete das Tagesgespräch. Die Österreicher waren in Serbien eingerückt. Dort war der Wetterwinkel, der Mord von Sarajevo die äußere Veranlassung.

Anna fand ich sichtlich erholt, aber voll Sorge um Erich, eine Sorge, die sie mit dessen Mutter teilte. Erichs Nervosität hatte erschreckend zugenommen. Was sollte daraus werden? Von Ilfeld brachte sie die erschütternde Nachricht mit, dass Ernst Blumenthal, seinem Freunde Otto Bajohr folgend, durch Selbstmord aus dem Leben geschieden sei. Nervosität hätten die einen, hoffnungslose Tuberkelinfektion die anderen als Grund der Tat bezeichnet. - Die politische Lage wurde immer bedrohlicher. Am 31. Juli schrieb die „Post“, in 24 Stunden müsste es sich entscheiden, ob der Weltkrieg losbreche. Die Katastrophe sei nur noch hinzuhalten, aber nicht mehr aufzuhalten.

485 Trotzdem entschlossen wir uns, zu Gustav Wagemanns Hochzeit zu reisen, die auf den 1. August in Herzberg a. Harz angesetzt war. Gustav war eigentlich unter unserer Obhut herangewachsen. Annas liebevolle Behandlung hatte den wilden, ungebärdigen Jungen, mit dem die Stiefmutter nicht fertig werden konnte, und den sie für menschlich minderwertig ansah, auf den rechten Weg gebracht und da erhalten. Nun hatte er ein brillantes Assessorexamen abgelegt und darauf gleich eine Hilfsarbeiterstelle im Justizministerium erhalten. Als Referendar schon verlobte er sich mit der älteren Tochter des Amtsgerichtsrates Lindemann in Herzberg, einem schönen, klugen, häuslichen Mädchen. Wir waren als eine Art Pflegeeltern zur Hochzeit geladen. Die Einladung zu Fritz und Otto Scheidemanns Hochzeit hatte ich seinerzeit abgelehnt, im Grunde weil ich zwischen den hochmütigen und geldprotzenden Agrariern ihrer Verwandtschaft⁷ nicht

⁶ altes Sprichwort in vielen Abwandlungen, erinnernd auch an Wilhelm Hauffs „Reiters Morgen-
gesang“ (nach einem schwäbischen Volkslied): „Morgenrot / Leuchtest mir zum frühen Tod...Ges-
tern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen...“

⁷ den Lüttichs (und Reiches, die Mücke aber kaum so ansehen will) in der Provinz Sachsen

sitzen wollte. Bei Gustav handelte es sich um Beamte und Leute ähnlicher Lebenshaltung wie wir. Da lag die Sache anders.

Am letzten Julitage nachmittags waren wir in dem stillen Harzstädtchen und wurden im Schützenhause mit noch anderen Hochzeitsgästen einquartiert. Unsere Stubbennachbarn waren Rechtsanwalt Dr. Thomann aus Göttingern und Frau nebst Schwiegermutter. Wir fanden uns sofort zusammen und tauschten unsere Sorgen aus. Ich speziell fand großen Gefallen an Dr. Thomann und habe seinen Tod - er fiel im Anfange des Krieges - aufrichtig bedauert. Ein kurzer Besuch auf dem Schlosse, wo das Amtsgericht und die Dienstwohnung der Beamten sich befindet, machte uns mit den außerordentlich sympathischen Hochzeitseltern Lindemann bekannt.

Punkt 7 Uhr abends setzte im großen Saale des Schützenhauses der Polterabend ein. Gegenseitiges Vorstellen, Essen, Tischreden, Musik, Tanz, Vorträge lösten sich ab. Letztere waren z. T. reichlich sentimental, die lustigen in der Minderzahl. Ein Klatschbasen-kouplet und [das Elfenkönigspaar] Oberon und Titania, denen eine Elfe Gustavs und Emmis Streiche berichtete, gefielen mir am besten. Der Senatspräsident Fritz Wagemann, Gustavs Vater, war sehr bedenklich gealtert, Gustavs Stiefmutter und Stiefgeschwister sowie alle geladenen Offiziere fehlten. Das Tanzen der jungen Welt gefiel mir wenig, die langen Schiebetänze⁸ hatten auch bei den oberen Ständen schon Einzug gehalten. Bei den Nicht-tänzern war es bekannt geworden, dass die politische Lage immer ernster geworden sei. Das kam in den Gesprächen zum Ausdruck und drückte die Stimmung.

486 Der 1. August 1914 hielt Einzug mit Sonnenschein und mäßiger Hitze. Wir tranken in dem schattigen Garten unseren Morgenkaffee und streiften dann in dem stillen Städtchen herum. Die Sorgen ließen sich nicht bannen. Auf dem Schlosse gaben wir unsere Hochzeitgeschenke ab und freuten uns der praktischen und geschmackvollen Zurichtung eines Schlosszimmers für das Hochzeitmahl. Unser Gustav hatte sich prächtig entwickelt. Die Braut gefiel uns ausnehmend, die Brauteltern waren Muster von liebenswerten Hochzeitseltern. Zurückgelangt, lassen wir im Schützenhause die eingelaufenen unerfreulichen Depeschen. Um drei Viertel 3 Uhr holte uns ein Wagen in die Kirche. Der größte Teil der Hochzeitsgäste war bereits zur Stelle. Bald kam auch das Brautpaar, Gustav in Uniform als Artillerieoffizier, da er gerade in Wolfenbüttel eine Dienstleistung abmachte. Die Predigt war nach meinem Geschmack zu lang: „Einer trage des anderen Last!“ Offiziere fehlten. Postbeamte und aus der Nachbarschaft aufgetriebene Juristen waren an ihre Stelle getreten.

Um 5 Uhr begann das Hochzeitmahl. Die Speisenfolgenkarte habe ich mir aufbewahrt. Eingetragen sind auf ihr die Namen sämtlicher Tischgäste mit eigener Hand. Die gehaltenen Reden waren eindrucksvoll und gut, wie es bei dem hohen geistigen Stande der Anwesenden nicht anders zu erwarten war. Gerüchte schwirrten durch die Versammlung und brachten einen seltsamen, beängstigenden

⁸ Paartänze „auf Tuchfühlung“

Unterton in die Unterhaltung. Da erhob sich, als der Nachttisch fast zu Ende war, der Hochzeitsvater Lindemann - es mochte halb 8 Uhr sein - und verkündete den lauschenden Gästen, die Depesche sei schon vor einer Stunde eingelaufen: „Die Mobilmachung ist befohlen.“

Die Entscheidungsstunde war gekommen. Wir stimmten die „Wacht am Rhein“ und „Heil dir im Siegerkranz“ an, ein Hoch auf den Kaiser, als den Vertreter deutscher Macht und Herrlichkeit, wurde ausgebracht, und wir trennten uns bewegten Herzens, ohne dem gereichten Kaffee noch zuzusprechen. Der Abendzug entführte den größten Teil der Hochzeitsgäste. Wie manchen von denen frischen jungen Leuten und den stattlichen Männern sahen wir damals zum ersten und letzten Male! Der junge Ehemann musste am Montag wieder in Wolfenbüttel sein, seine eben ihm angetraute Gattin bewies ebenso wie die Brautmutter Kraft und Standhaftigkeit, der Hochzeitsvater herrlichen Patriotismus.

Die Heimfahrt nach Hannover gestaltete sich recht stürmisch. Auf allen Stationen stiegen bereits einberufene Leute in die Abteile, ohne Berücksichtigung der Klassen, teils aufgeregter und gesprächig, teils angetrunken und lärmend. Der Zug verweilte auf jeder Haltestelle und gelangte statt abends um 11 erst in der Nacht um 2 Uhr in Hannover an. Unser Gepäck musste ich fast acht Tage später mir selbst auf dem Güterbahnhof heraussuchen, auf dem sich ungeheure Mengen von Reisegepäck aufgestaut hatten. Wir bekamen es wenigstens wieder.

Hannover, Kriegsausbruch bis Ende 1914

487 Nun war er da, längst geahnt und gefürchtet; aber noch viel schrecklicher, als man je gedacht. Das war etwas anderes als die Kriege von 1866 und 1870, deren Ausbruch ich ja miterlebt hatte. Und doch blickte ich zuversichtlich in die Zukunft. Der Kampf wird lange dauern, wir werden mit Rückschlägen und Niederlagen zu rechnen haben, aber der Sieg wird schließlich doch auf unserer Seite sein. Das waren meine Erwägungen, denen ich oft genug Ausdruck gab. Gar manche gaben sich der trügerischen Hoffnung hin, dass wir mit Frankreich schnell fertig sein würden; dann käme Russland an die Reihe.

Sonntag, der 2. August 1914, war voll besetzt, kaum dass ich die eindringliche Rede des Superintendenten Badenhop in unserer Dreifaltigkeitskirche frei bekam: „Gott sucht die Seele des deutschen Volkes, er sucht die Seele jedes Einzelnen.“ Die Nachrichten überstürzten sich. Von den Kollegen verabschiedeten sich Detlef Bohne, Schimmler und der prächtige Steinmetz. Letzterer fuhr direkt nach Metz. Plass war schon bei seinem Regiment in Hannover eingetreten, das bereits in der folgenden Nacht nach dem Westen abfuhr. Tartarennachrichten über ein Attentat auf den Kronprinzen liefen um. Besser beglaubigt schienen Bombenabwürfe von französischen Fliegern auf Nürnberg.

Die Vorbereitungen der zu erwartenden Notprüfungen nahmen viel Zeit in Anspruch. 18 Externe [Externe] wurde mir am nächsten Tage zugewiesen. Fritz Sandrock brachte Grüße von Emma und Erich. Wie steht mir sein schönes Gesicht mit den seelenvollen blauen Augen noch vor der Seele, als er Lebewohl sagte, um nach Minden weiterzufahren. Wir sollten ihn nicht wiedersehen.

Eine Konferenz der hannoverschen Direktoren, bei der ich den Vorsitz hatte, beriet über die Unterstützung der Landwirte beim Bergen der Ernte. Direktor Bertam übernahm die Zentralstelle und wollte den einzelnen Schulen schreiben, wieviele Schüler und wohin sie dieselben schicken sollten.

Abends nach 10 Uhr war ununterbrochen Schießen vernehmbar. Es sollte einem feindlichen Aeroplan gegolten haben. Kollege Obricatis suchte mich noch spät auf. Er war fest entschlossen, wieder in die Armee einzutreten. Am Dienstag eröffnete ich die Schule, um sofort wegen der in Gang kommenden Prüfungen den Unterricht wieder auszusetzen. Jeder weiß etwas zu erzählen, berichteten die Kollegen. So war es auch. Kammerherr v. d. Decken, der seinen Sohn nach Braunschweig zu den Husaren gebracht hatte und mit der dortigen Mobilisierung nicht zufrieden war, erzählte, dass dort zwei Autos mit französischem Golde abgefasst seien. Auf dem Bahnhofe sollte ein als deutscher Dragoner verkleideter Franzose erschossen sein. Ich selbst sah, wie ein Mann in deutscher Offiziersuniform von Soldaten und einer johlenden Menge gefolgt über den Ernst August-Platz geführt wurde. Überall wurde auf Spione gefahndet, alle Brücken, alle Durchgänge in der Nähe der Bahnen standen unter Bewachung.

488 Erhebend wirkte die Nachricht von der Einmütigkeit des Reichstages, selbst die Sozialdemokraten hatten sich nicht ausgeschlossen. Ich traute ihnen allerdings von Anfang an nicht: „Sie schließen sich an, weil sie müssen; sonst würden die Massen sich lossagen.“ Der Betttag am 5. August 1914 sah die Kirchen so voll wie nie. Der Kaiser hielt eine gehaltvolle Rede. Ich saß in der Arbeit bis über die Ohren und korrigierte bis tief in die Nacht. Am 6. August sah ich den jungen Herzog Ernst-August von Braunschweig unter endlosem Jubel durch riesige Volksmassen mit seinem Auto am Ägidientorplatz fahren. Wie hatten sich die Zeiten geändert!

Die Gerüchte erzählten von heftigen Kämpfen in Belgien und von einem verunglückten Handstreich auf Lüttich; aber am 7. August langte schon die Freudenbotschaft an, dass diese Festung genommen sei und dass unsere 73er und 74er sowie die Goslarer Jäger dabei gewesen seien. Fritz Scheidemann schrieb in stolzer Freude, wir gingen großen Zeiten entgegen, Anna aber trauerte im Herzen, sie dachte an das, was sie 1870 erduldet hatte [als ihr Verlobter fiel].

Landwehrleute hielten im Gymnasium Einzug. Wir vertrugen uns aufs beste. Dazwischen fielen die mündlichen Prüfungen derer, die in das Heer eintreten wollten. Erich war zu seinem Truppenteile geeilt, Emma hatte das Haus voll Einquartierung, zeigte sich aber mutig und getrost. Hermann Müller war glücklich von Norwegen heimgekehrt und stand in Celle bei seinem Regiment, der Verwendung gewärtig.

Erich meldete am 12. August, dass er zur Besetzung von Borkum bestimmt sei. Mein Sekretär und mein Schuldiener verabschiedeten sich. Bald trafen auch die ersten Verlustlisten ein. Schüler vom K.W.G. waren darunter, der nette Wendboerg [?] von den Goslarer Jägern, ein Sohn des verstorbenen Prof. Seume u. a. Erich schrieb, er luge am Leuchtturm in Borkum nach den Engländern aus, alles sei zu ihrem Empfang aufs beste vorbereitet. Hermann Müller war mit seiner Maschinengewehrabteilung nach Eilvese zum Schutz des dortigen Funkturmes [sic] abkommandiert. Schon wurde für die Lazarette gesammelt, die sich bald füllen sollten. Wir stifteten ein Bett und meinen eichenen Lehnstuhl, dazu Tisch, Waschtisch etc. für ein Reservelazarett.

489 Am 16. brach der Kaiser nach dem Westen auf, woraus man den Schluss zog, dass eine große Schlacht in Sicht sei. Gräueltaten der Belgier gingen von Mund zu Mund. Dann hieß es, der Oberst Prinz zu Lippe hätte sich selbst entleibt, als er beim Sturm auf Lüttich erkannt habe, dass durch seine Schuld das gegenseitige Beschießen der 73er und 74er veranlasst worden sei. Direktor Obricatis besuchte uns am 18. bereits in Uniform. Es hatte ihn nicht länger ruhen lassen.

Nun trat auch Japan auf die Seite unserer Feinde. Es wunderte mich nicht, war es doch durch das bekannte Bild „Völker Europas etc.“ des Kaisers [s. §288] gründlich vor den Kopf gestoßen und wollte sich für den Frieden von Schimonoseki rächen. Ich hatte mich geärgert, dass der Berliner Hurrapöbel in den ersten Kriegstagen dem japanischen Gesandten eine Ovation gebracht hatte. Das Abwarten ver-

steht die Masse nicht - der Kaiser unterschied sich darin nicht von ihr. - Die Todesnachrichten wurden zahlreicher. Eberhard v. Fumetti war bei Mülhausen geblieben. Später wurde erzählt, seine eigenen Leute hätten ihn wegen seiner Brutalität erschossen. Der Tod des Prinzen zu Lippe wurde richtiggestellt. Der Sieg über acht französische Korps bei Metz rief großen Jubel hervor. Es gab Hurrapatrioten, die bei jeder Gelegenheit in den Kneipen Vaterlandslieder anstimmten und die Leute brüskierten, die sich nicht ebenso aufgeregten benahmen wie sie selbst.

Weniger gut lauteten die Nachrichten aus dem Osten. Die Russen hatten Insterburg besetzt. Wir dachten an Freund Lüdke. - In den Gesprächen spielten die Kruppschen 42cm-Geschütze eine große Rolle, die sich bei Lüttich glänzend bewährt hatten. Näheres hörten wir dann durch Fritz Scheidemann, der als persönlicher Adjutant des Herzogs Ernst Günther dabei gewesen war, als diese Riesengeschütze zum ersten Male in Tätigkeit traten. Den Wunsch hörte ich wiederholt, man möge mit Frankreich einen leidlichen Frieden schließen und dann alle Kraft auf die Niederwerfung des heimtückischen Englands verwenden.

Mittlerweile trat der in Hannover wohnende Hindenburg an die Spitze der im Osten kämpfenden Truppe. Als bald kamen auch von dort Siegesberichte. Aus unserem Bekanntenkreis fiel in jenen Tagen der Oberst Julius v. Fumetti durch russische Tücke. Er ward erschossen, als er sich den mit weißer Fahne winkenden Feinden näherte. Erich klagte, dass er auf Borkum versauere, während alle seine Freunde in offener Feldschlacht stünden. Am 2. September beim Festaktus [Sedan] stand der Sieg von Tannenberg im Vordergrund. Der Redner P. B. Schmidt führte aus, dass Sedan künftig seine Stelle nicht mehr behalten werde als Nationalfeiertag. Seine Ansprache ist im Jahresbericht des K.W.G. für 1915 abgedruckt.

490 Die Lazarette Hannovers waren inzwischen alle belegt, und oft führte mich die Beisetzung gefallener Schüler auf die verschiedenen Friedhöfe. In Stöcken wurde ein besonderer Ehrenhof für die für das Vaterland Gestorbenen eingerichtet.

Die sich häufenden Siege wurden von vielen Schulen durch weitgehenden Ausfall des Unterrichts gefeiert. Das Prov. Schulkollegium hatte den Leitern freie Hand gegeben. Ich konnte mich zu solch gedankenlosem Bummeln nicht entschließen und setzte höchstens die letzte oder die letzten beiden Unterrichtsstunden aus. „Verum gaudium res severa“¹, suchte ich den Schülern zu Gemüt zu führen. Wenn Tausende unserer Brüder für das Vaterland sterben und Ungezählte mit seelischen oder materiellen Sorgen kämpfen, ziemt es sich nicht, bloß zu genießen. Jeder habe an seinem Teile mit allen Kräften zu arbeiten. Das passte vielen Jungen nicht. Ich erhielt anonyme Briefe, in denen mir mangelnder Patriotismus vorgeworfen wurde. Für bloßes Hurrageschrei und Wortpatriotismus habe ich nie etwas übrig gehabt. Ich ließ mich durch solche Anzapfungen daher nicht beein-

¹ „Wahre Freude ist eine ernste Angelegenheit“

flussen, sondern fuhr fort, meine Auffassung der vaterländischen Pflichten bei jeder Gelegenheit zu vertreten.

Die blutigen Verluste auf unserer Seite wurden stets größer, der Nachschub ins Feld nötiger. So erschien eines Tages auch unser Neffe Hermann Müller mit seinem Burschen bei uns. Das Stillleben in Eilvese war vorüber, den Funkenturm konnte auch Landsturm bewachen. Wohin die Reise gehen sollte, ob nach Osten oder Westen, wusste Hermann nicht. Er nahm Abschied, nachdem er in Hannover seine Feldausrüstung vervollständigt hatte, so gut es ihm seine geringe praktische Begabung gestattete. Er hat in der Folge eine Maschinengewehrabteilung kommandiert, wurde bald Hauptmann und erhielt im Osten eine schwere Beinverletzung, die ihn ein Jahr lang zwang, mit zwei Krücken zu gehen. Jetzt kommt er mit einem Stocke aus, ist mit der Schwester der Frau seines Bruders Karl verheiratet und amtiert als Studienrat an einer Schöneberger Oberrealschule.

Das Gymnasium erhielt im Herbst viel Zuwachs durch Schüler aus dem Osten, die mit ihren Eltern vor den einbrechenden Russen geflüchtet waren. Darunter befanden sich auch die Söhne des Oberforstmeisters Kranold, der zwar seine Versetzung von Marienwerder nach Hildesheim schon in der Tasche hatte, aber bei den Wirren zunächst noch im Osten aushalten musste.

491 Die Lazarette forderten noch Bücher an. Eine Razzia unter meinen Beständen förderte manchen Beitrag zu Tage. Zwei von den direktorialen Kollegen bekamen die Todesnachricht. Jung hatte seinen Sohn vor Namur, Bertram seinen Sohn in einem Seegefechte nördlich von Helgoland verloren. Kein Tag, der nicht ähnliche Nachrichten brachte. Hermann Lattmann, der frische, schöne Jüngling, Ernst von Meiningen, unser lieber Fritz Sandrock und andere fielen in den nächsten Wochen. Das Herz krampfte sich zusammen.

Die Bevölkerung wurde zuweilen gegen die Gefangenen, namentlich wenn es Engländer waren, sehr unangenehm, der Mob regte sich. So erzählte mir am 16. September der Bahnhofsvorsteher Busch, dass er soeben Zeuge gewesen sei, wie ein englischer Offizier dem begleitenden deutschen Unteroffizier 10 Mark, ein Armband mit Kompass und einen Scheck auf London, zahlbar nach dem Kriege, geschenkt habe, weil er ihn in Köln vor dem wütenden Pöbel geschützt, der die Engländer aus dem Zuge hätte herauszerren und lynchen wollen. Unsere deutschen Begleitmannschaften taten aber ihre Pflicht.

Die umgehenden Gerüchte meldeten große Erschöpfung unserer vordringenden Truppen, von ungehörigen Vorfällen im Flottenoffizierskorps Wilhelmshavens, die die Absetzung des Admirals Ingenohl bewirkt hätten, und von allgemeinem Rückzug an der Marne. Der Sohn des Kollegen Köcher hatte bei letzterem den Tod gefunden. Andere fabelten von Überraschungen, die den Engländern zugeacht seien, einem Übersetzen nach ihrer Insel und dergleichen. Unser Neffe Wilhelm Sandrock, der nach Kiel einberufen war, erhielt plötzlich die Weisung, sich nach Konstantinopel zu begeben. Dort wurde er in der Folge als Marinearzt auf die „Goeben“ kommandiert, die sich durch ihr kühnes Entweichen aus dem

englischen Machtbereich einen Namen gemacht hatte. Mit der „Goeben“ ist Wilhelm über ein Jahr auf allerhand Kriegsfahrten gewesen, über die er uns von Zeit zu Zeit berichtete.

Fritz Scheidemann hatte in der Marneschlacht eine schmerzhaft Verwundung der linken Schulter davongetragen und musste für längere Zeit ausspannen, bis sich der Granatsplitter eingekapselt hatte. Er hatte sich gerade in Unterhaltung mit Georg v. Meiningen über das K.W.G. befunden, als das Geschoss über ihnen platzte.

Der Schulhof hatte sich allmählich in einen Exerzierplatz verwandelt, in der Turnhalle wurde Landsturm eingekleidet, ein erhebender, aber auch beweglicher Anblick. Die Schule ging ihren Gang, die Jungen vertrugen sich mit den Soldaten, die in den Schulpausen gewöhnlich auch pausierten, aufs beste.

492 Der Westen forderte unausgesetzt Opfer. Kollege Steinmetz schrieb mir, seine Kompanie hätte außer dem Hauptmann an einem Tage 38 Tote gezählt, er sei nur durch ein Wunder verschont geblieben. Ein großer Teil der dazu geeigneten Schüler trat in die von Oberlehrer Fuhrmann geführte Jugendkompanie, die eifrig auf der Bult übte. Frau Oberst v. Bronsart, geborene Gräfin Hardenberg, zeigte mir den Tod ihres älteren Sohnes an und bemerkte bei dieser Gelegenheit, dass die höheren Offiziere mit einer langen Dauer des Krieges rechneten.

Noch liefen von den Neffen befriedigende Briefe ein. Gustav Scheidemann stand gegen die Russen im Felde, Hermann Müller vor Reims. Einen Einblick in die Lage der geflüchteten Auslandsdeutschen gewährten mir die Schilderungen des Prof. Bocké, der zum Winter dem K.W.G. überwiesen war. Er war Leiter der deutschen Schulen in Riga gewesen und hatte, so wie er war, mit Frau und Töchtern flüchten müssen. Er richtete sich, so gut es ging, in Hannover ein und ließ den Mut nicht sinken, obwohl seine Verluste nicht gering waren.

Anfang Oktober las mir Prof. Schaer einen Brief seines im Osten kämpfenden Veters, des Generals Schaer, vor, der gegen Rennenkampf gefochten hatte und dessen Widerstand nicht genug rühmen konnte, aber hinzufügte, Rennenkampf musste infam [in Unehren] kassiert werden, weil er der in seiner unmittelbaren Nähe sich abspielenden Vernichtung der Schielinskischen Armee tatenlos zusah. Am 2. Oktober hörten wir Genaueres über den Heldentod unseres lieben Fritz Sandrock. Er ist in Bourgogne bei Reims beigesetzt worden und wurde als einer der tapfersten und umsichtigsten Offiziere seines Regiments gerühmt. Sophie Hartert überbrachte den Eltern die Trauernachricht. Zu gleicher Zeit erhielten wir die Kunde von dem bereits vor einigen Wochen eingetretenen Ableben der hochbetagten Josefine Schimmelpfeng in Fulda.

493 Während der Herbstferien hielt ich mich einige Tage bei Emma in Stade auf. Die ganze Strecke bis dorthin stand unter militärischer Bewachung, der Zug war voll besetzt, viele Leute in Trauerkleidern. Ich fand Tochter und Enkel in guter Verfassung und hatte große Freude an den zutraulichen und artigen Kindern. Das Wetter war ausgezeichnet. Vormittags pflegte ich allein, nachmittags mit den

Meinigen auszugehen. Erich fehlte an allen Ecken, schickte aber befriedigende Nachrichten von Borkum. An der Schwinge-Mündung überzeugte ich mich, dass die einst so belebte Elbe fast kein Segel aufwies. In Agathenburg erhielten wir alle zusammen guten Kaffee mit Milch und Zucker, während in Hannover die Beigaben zum Kaffee schon spärlicher wurden. Hildegard machte ihre ersten Lese- und Schreibversuche, Fritz bewies für seine Umgebung viel Interesse, Agnes war sinnig, aber ein kleiner Furchthase.

Am 10. Oktober ward der Fall von Antwerpen in Stade festlich begangen. Die Glocken läuteten, allenthalben wehten die Flaggen. Ich ging mit den Kindern auf die "Insel", die zu einem Freilichtmuseum ausgebaut wurde, und erfreute sie durch Kaffee und Kuchen. Abends war ich mit Emma bei Prof. Stümke, auch Hans Scholz war anwesend. Wir begossen den Sieg mit einem Glase Wein, politisierten und wünschten den Engländern als den Anstiftern dieses Krieges alles Böse.

Am 12. Oktober war ich wieder in Hannover und fand als Hausgast Frau Oberlehrer Pfeffer aus Harzburg vor, die von uns aus ihren mit einer bedenklichen Schädeldwunde in ein hannoversches Lazarett eingelieferten Gatten besuchen und pflegen wollte. Sie war uns durch Frau Kiep-Ballenstedt zugewiesen worden. Wir hatten an dem Besuch viel Freude. Frau Pfeffer war eine gewandte, liebenswürdige, umsichtige Dame von gewinnendem Wesen. Olga, Fritzens Wittwe, besuchte uns auf der Durchreise nach Reinhausen. Sie hatte die Absicht, einen Teil des Winters in einer Pension der Stadt Hannover zu verbringen, wenn sie Friedrich und Marie [Sandrock, die Eltern von Fritz] gesehen hätte.

494 Auf den Spaziergängen mit Frau Heynacher legten wir uns zurecht, was zu Deutschlands Gunsten zu sprechen schien. Wir glaubten an Aufstände im Kaplande und Indien. Wir rechneten auf Ägypten, wir setzten große Hoffnungen auf neu erfundene Kampfmittel. Carl Peters' Aufsätze über die Behandlung der Engländer fanden unseren Beifall. Auf und ab bewegte sich unsere Meinung. In der Regel war sie optimistisch.

Die jüdisch orientierten Zeitungen waren keine Freude für uns. Den Sozis traute ich nicht über den Weg, wenn auch Einzelne an unseren Freitagabenden vernünftige Artikel ihrer Zeitungen lobten. „Diese Brüder warteten nur auf ihre Zeit; dann werden sie wieder ihr wahres Gesicht zeigen“, warnte ich immer wieder.

Drollig wirkte ein Beispiel jüdischer Namensänderung im Sinne des Mimikry. Ein Herr Morris Lafontaine war zu dieser englisch-französischen Aufmachung gelangt durch den deutschen Namen „Moritz Wasserfall“, eigentlich aber hieß er „Mauschel Pinkeles“.²

Die im Felde stehenden Verwandten ließen sich mancherlei nachschicken. Noch gab es alles, namentlich Zigarren und Tabak, zu erträglichen Preisen. Mehrere

² in zahlreichen Varianten bis heute erzählter Witz

Wochen hindurch hatten wir drei Mann Landsturm als Einquartierung. Zwei davon waren nette brave Heidjers, der dritte ein gutmütiger, aber haltloser Säufer. Wir hatte ihnen die Plättstube im Erdgeschoss eingerichtet, von der aus sie gleich auf den Hof gelangen konnten, auf dem sie gedrillt wurden. Ein wohlgelungenes Bild mit unserem Mädchen „Luise“ oben am Fenster hielt die Erinnerung an jene Zeit wach. Schließlich kamen sie als Besatzung nach Celle. Im K.W.G. vermisste ich den tüchtigen Schuldiener Kunze sehr, der ebenfalls in Celle Dienst tat. Nach verschiedenen missglückten Versuchen gelang es mir, seine Versetzung zu einem in Hannover stehenden Truppenteile zu erreichen, so dass ich ihn wenigstens in Notfällen und stets zur Nacht zur Hand hatte.

495 Allgemeine Bestürzung rief der Heldentod des patriotischen Obricatis hervor. Bei Dixmuiden war er schwer verwundet in einen Wassergraben gesunken. Das lange Liegen in der kalten Feuchtigkeit hatte ihn so mitgenommen, dass er etwa 14 Tage darauf im Lazarett starb. In Houthulst ist er beigesetzt worden. Als er ins Feld zog, hatte er in Vorahnung seines Abscheidens über seinen Nachlass bis ins Kleinste verfügt. Ich erhielt seinen letzten Gruß aus Cöln, als er auf dem Wege zum Kriegsschauplatz war. Ein Mann im besten Sinne des Wortes war mit ihm ins Grab gesunken. Frau und Tochter, beide verwöhnt, namentlich die letztere, hatten in der Folgezeit Not, sich in die neuen Verhältnisse zu finden.

Bemerkenswert schien mir eine Äußerung des Prov. Schulrats Oeltjen, die er gelegentlich bei einem gemeinsamen Spaziergang in der Eilenriede tat: Deutschland müsse noch mehr Bundesgenossen suchen; Dänemark zum Beispiel könne gewonnen werden durch Abtretung von Nordschleswig. Damals ahnten wir beide nicht, dass unsere Feinde es uns nehmen und dadurch Dänemark an sich ketten würden.

In der Kriegsliryk zog der Lissauersche Hassgesang gegen England die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Beim ersten Lesen faszinierte er auch mich; je öfter ich ihn aber las, umso mehr verflüchtigte sich der gute Eindruck. Schließlich hörte ich nur noch Phrasengeklingel heraus.³ Unter der Flut von Gedichten⁴ war manches gute.

Der baltische Kollege Bocké hatte schnell im K.W.G. festen Fuß gefasst. Wir mochten ihn alle gern und hatten unsere Freude an seinen treffenden Beurteilungen. Er erhielt schon damals Nachrichten aus dem Balticum, dass es in den Städten des russischen Reiches gähre und eine Revolution im Anmarsch sei. Dass dazu alles in Russland dränge, davon hatte ihn ein dreißigjähriger Aufenthalt im Zarenreich überzeugt.

³ Der Schriftsteller Ernst Lissauer war der Extremfall eines patriotischen deutschen Juden, der sich gegen Ende seines Lebens als tragische Existenz erleben musste, aber immerhin rechtzeitig starb: 1937 (in Wien). Auf ihn geht der Schlachtruf „Gott strafe England“ – er diente sogar als Grußformel! – des deutschen Heeres zurück, dadurch aber auch „to strafe“ als der geläufige englische Ausdruck für „Bombardieren“. – Am „Hassgesang“ störte Mücke offenbar nur das „Phrasengeklingel“, nicht der Hass.

⁴ angeblich ca. 2,5 Millionen Kriegsgedichte im ersten Kriegsjahr!

Umgelernt hatte der Baurat Heise, mit dem ich laufend wegen der Baulichkeiten im K.W.G. zu verhandeln hatte. Als der Krieg ausbrach, kam er händeringend zu mir: Bismarck würde nie den Fehler gemacht haben, in Belgien einzurücken und so den Feinden eine Waffe gegen uns in die Hand zu geben. Das war der Eindruck der Bethmannschen Selbstbeziehung.⁵ Ich bestritt seine Ansicht damals unter Hinweis auf Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen zu Beginn des Siebenjährigen Krieges. Er blieb aber zunächst bei seiner Ansicht. Nun kam er zu mir und bekannte, er habe sich überzeugt, dass Deutschland so handeln müssen, zumal Belgien von Anfang an gegen uns gestanden habe und nur scheinbar neutral gewesen sei.

496 Gar nicht gefiel mir ein Bild, das den Kaiser gesenkten Hauptes vor einem Grabe stehend zeigte, in dem ein Kriegsmann beigesetzt war. Die Unterschrift lautete: „Ich hab´ es nicht gewollt.“ Ich konnte nicht begreifen, dass man so rührseligen Kitsch verbreitete. Die Unterschrift musste wenigstens lauten: „Ich werde dafür eintreten, dass euer Blut nicht umsonst geflossen ist.“ Ebenso wenig konnte ich begreifen und gab dem bei jeder Gelegenheit Ausdruck, dass sich die Regierung nicht entschließen wollte, den Reichstag aufzulösen, der doch gar nicht mehr der damaligen Volksgesinnung entsprach. Entweder Neuwahlen oder ganz selbständige Geschäftsführung, meinetwegen Diktatur, statt der unausstehlichen Schwatzbude, als die man mit Recht den Reichstag bezeichnete. Der Kaiser war eben der großen Zeit nicht gewachsen und konnte sich zu klarer, zielstrebigere Politik nicht entschließen. Die Nachgiebigkeit gegen die Sozis war meiner Ansicht nach das Verkehrteste, was geschehen konnte. Unsere Schlappe bei Reims wurde auf die kaiserliche Strategie zurückgeführt, Moltke müsse nun den Prügelknaben spielen. So bereitete sich allmählich eine abgünstige Stimmung gegen den Kaiser auch in vaterländisch gesinnten Kreisen vor.

Im November verließ uns unsere Hausgenossin, Frau Pfeffer, die immer zwischendurch in Harzburg gewesen war, definitiv. Ihr Gatte war wiederhergestellt, aber nicht mehr kriegsverwendungsfähig wegen der zwar zugeheilten, aber ohne Knochendecke leicht verletzlichen Schädelwunde. Oberlehrer Pfeffer war mir sympathisch. Auch ich hatte ihn während seiner Genesung wiederholt besucht.

Von Schwager Friedrich Sandrock liefen immer bedenklichere Nachrichten ein. Der Tod seines Fritz hatte ihn schwer getroffen. Nun kam noch die Aufregung über seinen zweiten Sohn Adolf hinzu. Dieser hatte sich noch vor dem Kriege heimlich verheiratet und dies erst jetzt, als er vor dem Feinde stehend täglich seinen Tod gewärtigen musste, den Eltern mitgeteilt. Diese waren wie aus den Wolken gefallen und Schwager Friedrich mit Recht entrüstet; aber zu ändern war nichts mehr. Man musste sich in die Tatsache schicken, die bei Adolfs verschlossenem Wesen übrigens nicht allzu verwunderlich war. Und doch brauchte er sich seiner Frau nicht zu schämen. Sie stammte zwar aus sehr bescheidenen Verhält-

⁵ Das berühmte Wort Bethmanns: „Not kennt kein Gebot“, das ihm wütende Kritik einbrachte (obwohl er damit nur indirekt den Kaiser selbst zitierte). In der Kritik gingen meist zwei Aspekte durcheinander: die Opportunität des Einmarsches selbst und die von Bethmanns Formulierung.

nissen - ihr Vater war Eisenbahnportier in Frankfurt a. d. O. -, hatte aber eine gute Schulbildung genossen, war Reisende in einem großen Konfektionsgeschäft in Halle gewesen, wo sie Adolf kennen gelernt hatte, schrieb vortreffliche Briefe und machte, als ich sie nach Adolfs Tode kennen lernte, auch äußerlich einen gewinnenden Eindruck. Damals aber war der Kummer der Eltern Sandrock durchaus gerechtfertigt.

Wilhelm [Sandrock] schrieb ihnen ab und an von den Streifzügen, die die „Göeben“ [unter türkischer Flagge] ins Schwarze Meer unternommen hatte und die durchaus nicht alle glatt verlaufen waren. Ihn hielten sie trotzdem für gesicherter. Aber Friedrichs Zustand verschlimmerte sich zusehends, sein Gemüt war verdüstert, und Marie hatte es mit der Pflege nicht leicht. Am 11. Dezember, unserem 39. Verlobungstage, traf die Nachricht ein, dass er hinüber geschlummert sei. Seine Kräfte waren aufgebraucht.

497 Am gleichen Tage lief die Trauerkunde von der Vernichtung der unter Graf Spees Kommando stehenden vier deutschen Kreuzer am Kap Horn⁶ ein und wirkte wie ein Dämpfer auf die aus dem Osten gemeldeten Siege, die der Frau v. Hindenburg eine wohlverdiente Ovation der Bevölkerung Hannovers eingebracht hatte.

Am 12. Dezember fuhr ich nach Göttingen und in der Dunkelheit mit einem Einspänner nach Reinhausen. Anna war vorausgereist. Ich konnte der Schwägerin [Marie Sandrock] erwünschte Hilfe leisten, die noch lebenden Söhne standen ja vor dem Feinde. Fritz Scheidemann, der als Genesender in Reinhausen auf Urlaub war, trat ebenfalls als Helfer ein, die Beisetzung fand am Sonntage, dem 13. Dezember, statt. Hell leuchtete die Sonne. Der Sarg stand auf der Diele, der Geistliche sprach im Sinne des Heimgegangenen: „Ich werde dich tragen bis ins Alter und bis du grau wirst. Ich werde es tun. Ich werde dich tragen und heben und erretten.“ [nach Jesaja 46.4] Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Ich ging mit Fritz Scheidemann, Sophie Hartert, Änne Scheidemann und Frau Zuckerdirektor⁷ Sickel hinter dem Sarge, dann folgte der Kriegerverein, eine kleine Schar, da alle anderen im Felde standen.

Unterwegs besprach ich mit Fritz einen merkwürdigen Traum des Heimgegangenen, den mir seine Frau am Abende vor dem Begräbnis erzählt hatte. In den Pfingsttagen des Jahres 1914 hatte Friedrich beim Kaffee morgens Marie einen lebhaften Traum oder vielmehr ein Gesicht geschildert, das er in der Nacht gehabt hätte. Er sah sich im Sarge liegend auf der Hausdiele. Kleines Trauergefolge. Er verfolgte aufmerksam den Leichenzug und vermisste unter den Leidtragenden seine drei Söhne. Er wunderte sich über die geringe Kopfzahl des Kriegervereins. Alles dies sahen Fritz und ich nun zur Wirklichkeit geworden. Die dem Veteranen von 1870 zustehende Ehrensalue konnte nur von vier Gewehren abgefeuert werden. Von den Söhnen war keiner zugegen. Das Grab liegt gerade der Sakristei der

⁶ Seeschlacht bei den Falkland-Inseln am 8. Dezember 1914

⁷ Der Verstorbene war in der Zuckerproduktion oder -verwaltung in Nörten-Hardenberg angestellt gewesen (s. §170).

uralten Kirche gegenüber und ist das 8. von der Ecke - Sophie Bruns – ab gerechnet.

Jetzt ruht auch die Gattin dort, und an den Seiten des steinernen Kreuzes sind die Todestage und Namen der beiden gefallenen Söhne mit eingemeißelt. Noch einen Blick in die sonnenbeleuchtete herbstliche Landschaft; dann trat ich mit Fritz und den anderen Leidtragenden den Heimweg an. Zu Haus bei Marie wurde noch mancherlei besprochen. Fritz erzählte von seinen Erlebnissen vor Lüttich und seiner Verwundung. Adolf gelangte wieder in den Mittelpunkt der Unterhaltung durch die Nachricht, dass ihm seine Frau ein Söhnchen geboren habe. Am Montag Nachmittag ging ich zu Fuß von Reinhausen nach Göttingen, sah von der Landstraße aus das große Gefangenenlager, beobachtete die Übungen der neu eingezogenen 82er und war abends wieder in meiner alten Umgebung und Arbeit. Mit Friedrich Sandrock war ein Stück des eigenen Lebens in das Grab gesunken.

498 Im Zuge erzählte ein Verwundeter schreckliche Dinge, die er selbst miterlebt haben wollte, wie gefangene Engländer totgeschlagen worden seien, weil man in ihnen die Schuldigen gefunden zu haben geglaubt hätte, die einem deutschen Ulanen ein großes Hufeisen mit langen Nägeln an der Brust befestigt und einem anderen Verwundeten die Augen ausgestochen hätten. Ein anderer erzählte die unglaublichsten Dinge von dem Schmutz in Polen und der Verwahrlosung der dortigen Juden. Man merkte, wie verrohend der Krieg wirkte.

Nach einigen Tagen kehrte auch Anna von Reinhausen zurück. Als Jahreseinkommen für Marie waren etwa 1.200 Mark ausgerechnet worden. Da hieß es die Groschen zu Rate zu ziehen.

Freund Loeber schrieb mir aus Kiel, dass er nun auch den zweiten Sohn verloren habe, er sei in Polen gefallen. Dort hatte es viele Opfer gekostet. Ein Kollege zeigte in der Schlusskonferenz eine in Flandern angefangene, in Lodz abgeschlossene Postkarte. Von den Offizieren, die mit unterschrieben hatten, waren schon vier nicht mehr am Leben; sie waren in Polen geblieben.

Erich musste in Borkum aushalten, bekam keinen Urlaub. Deshalb reiste ich in der Weihnachtszeit zu Emma nach Stade. Ich traf am 24. bei ihr ein, als sie gerade mit den beiden Mädchen aus dem Christgottesdienst zurückkam. Wir verlebten trotz der ernsten Zeit schöne Tage zusammen, und ich hatte viel Freude an den lieben Kindern. Mit den beiden Mädchen konnte ich täglich spazieren gehen, weil leichter Frost den Boden gefestigt hatte. An einem Abende waren Prof. Stümke's, Scholzens und Freunde alle zu Hause bei Emma, und das neue Buch von [Gustav] Frenssen⁸ „Bismarck“ wurde kritisiert. Meine Ablehnung wurde von jenen geteilt. Am Silvesterabend waren wir zu Prof. H. Schulz eingeladen. Die Großmutter, d. h. Schwiegermutter des Hausherrn, Frau Mummsen aus Hamburg, deren einer

⁸ 1863-1945, Erfolgsautor, der nach 1933 zum uneingeschränkten Propagandagehilfen – bis hin zu Euthanasie und Zuchtwahl – der Nazis wurde

- Tag und Dämmerung einer deutschen Bürgerwelt: Rudolf Mücke, Lebenserinnerungen -
Hannover, Kriegsausbruch bis Ende 1914

Sohn dort Senator, der andere Pastor ist, erzählte von der Begehrlichkeit und Unverschämtheit der Hamburger Frauen, deren Männer im Kriege stünden.

Hannover, 1915 bis September 1916 (Abschied vom Schuldienst)

499 In feierlicher Stimmung begrüßten wir das neu einziehende Jahr 1915. Mit vollem Herzen hörte ich in der Willehadi-Kirche am 1. Januar der Predigt eines Pastor Bruns zu, kam aber nicht zu meinem Rechte. Die dröhnende Stimme und das große Pathos ersetzten nicht die fehlende innere Wärme. Der Neujahrsbrief Erichs meldete, dass seine Magenverhältnisse schon seit einiger Zeit in Unordnung seien, aber sich augenblicklich gebessert hätten. Das Leiden war im Anzuge, das ihn dann jahrelang nicht losließ. Am Nachmittage des 1. Januar waren Emma und ich bei Stümkes zum Kaffee. Ich lernte bei dieser Gelegenheit Obricatis' Nachfolger in Stade, den jovialen, gewandten Dr. Brodthage und seine Frau kennen. Er war sehr von Erich eingenommen.

Auf der Rückfahrt nach Hannover saß ich am 2. Januar wieder mit verwundeten Soldaten zusammen, die mir sehr gefielen. Sie erzählten einfach und ohne Prahlen von ihren Erlebnissen und bezeugten die feste Entschlossenheit zu siegen: Sobald sie geheilt wären, wollten sie wieder an die Front.

Sehr schwarz in die Zukunft blickte Wilhelm Sandrock, die drohenden Gefahren seien furchtbar. Er sah in der Türkei, wie unsichere Bundesbrüder die Türken seien, und zog seines Bruders schnellen Tod in der Feldschlacht dem Versinken mit dem Schiffe vor. Marie, seine Mutter, hielt sich während meiner Stader Reise bei uns in Hannover auf und hatte Wilhelms Briefe mitgebracht.

Anna hatte sich nach der Abreise der Schwester zwei Schützlinge zugelegt, die sie bei ihren Lazarettbesuchen ausfindig gemacht hatte, einen Niedersachswerfer namens Liesegang und ein Langensalza'er, Walter Schöpfel. Die Großmutter des Ersteren war unsere Gemüselieferantin in Ilfeld gewesen. Als die beiden Freunde, die sich gegenseitig bei ihrer gleichzeitigen Verwundung geholfen hatten, eines Tages bei uns zum Kaffee waren, erzählten sie in schlichtester Weise ihre Erlebnisse. Aus ihrer Darstellung ging hervor, wie unbedingt sie ihren Offizieren vertraut hätten und ohne diese ganz hilflos gewesen wären.

Fritz Scheidemann war mittlerweile so weit hergestellt, dass er trotz des in der Schulter steckenden Granatsplitters wieder bei seinem Dragonerregiment in Lüneburg Dienst tun konnte. Auf der Durchreise sprach er bei uns vor und erzählte von der schönen Weihnachtsfeier, die sein jüngster Bruder Gustav mit seiner Kompagnie im fernen Polen gefeiert hätte. - Das voraussichtliche Überschwenken Rumäniens auf Russlands Seite fing an Beunruhigung zu wecken. Ich wollte nicht daran glauben. Leider bewahrheitete es sich. Der alte König Carol, unser Freund, war gestorben, sein Nachfolger ein haltlose Geselle, ganz in der Hand seiner englischen Frau.

500 Mitte Januar erschreckte uns die Nachricht, dass Erich wegen des immer fester einwurzelnden Unterleibsleidens nach Stade beurlaubt sei. Dies traf ihn umso schmerzlicher, als gerade sein Bataillon von Borkum an die flandrische

Front geschickt wurde.¹ Er wollte sich auch wie Fritz, Otto und Gustav Scheidemann das Eiserne Kreuz holen. Nun wurde nichts daraus.

Auf Kaisers Geburtstag, der lediglich in den Schulen festlich begangen wurde, erhielten wir von dem prächtigen Gustav Scheidemann einen eingehenden Brief aus Rawa in Polen. Es ging ihm gut und er blickte zuversichtlich in die Zukunft. Erich musste für viele Wochen ausspannen, Hermann Müller hatte seine leichte Verwundung ausgeheilt und rückte von neuem nach Osten ins Feld.

Allmählich kamen unsere Zeppelin- und Unterseebootangriffe in Gang. Wir setzten große Hoffnungen auf sie. - Bedrückend für mich war die Übersiedlung meines so hoch begabten Paten[sohnes] Georg Meyer in die Heil- und Pflegeanstalt Göttingen, von der mir sein Vetter Georg Buddenberg erzählte: Der Arme bildete sich ein, Stimmen zu hören und als Spion verfolgt zu sein, auch vergiften wolle man ihn; sonst sei er klar in seinem Denken. Der Anfang seines Leidens ging auf das Übermaß im Trinken zurück, dem er sich als Pionieroffizier in Minden hingegen hatte.

Die Verpflegung im Lande fängt allmählich an schwieriger zu werden. Die Jugend wurde ermahnt, mit dem Brote sparsam umzugehen. In den Konditoreien aber fehlte es noch nicht an Torte und Kuchen. Großen Eindruck auf mich machte der Vortrag des Professor Dibelius-Hamburg im vollbesetzten Tivolisaale: „Können wir England besiegen?“ Alle „Für“ und „Wider“ wurden scharfsinnig erörtert. „Die Engländer rechnen auf drei Jahre Krieg und auf ihren größeren Geldbeutel. Geld haben wir auch, dazu ideale [d. h. ideelle], technische und andere Vorzüge, so dass wir der Zukunft getrost entgegensehen können; aber 'Haushalten' und 'Durchhalten' muss unsere Parole sein.“

Die einlaufenden Siegesnachrichten schwellten die Herzen; aber die Sorge um die Neutralität Rumäniens wurde immer ernster. Dazwischen regte sich Friedenssehnsucht und fand in allerhand Geschichten einen Ausdruck. Mit dem Frieden aber hatte es gute Weile, nur die Teuerung nahm zu, und die Totenliste wurde immer länger. Marie v. Hagens Sohn fiel bei einem Vorstoß am Suezkanal als Major in türkischen Diensten. Die zweite Kriegsanleihe kam in Fluss, ich zeichnete 1.500 M, indem ich Papiere verkaufte. Hans Scheidemann hatte [als Schiffsarzt] die Kämpfe in Kiautschau [bei Tsingtau] mitgemacht und schrieb, dass er jetzt wohlbehalten in Peking sei.

501 Im Schuldienst beschäftigte mich während des März die jüdische Beschwerde gegen Oberlehrer Fuhrmann, die ich schon erzählt habe. Zu schaffen machte mir auch die Hitz- und Narrköpfigkeit des Prof. Rose, der über den Strang schlagende Jungen sofort von der Schule verwiesen haben wollte und den Gekränkten spielte, wenn seine Ansicht nicht durchdrang. Ein diebischer Quartaner wurde in aller Stille entfernt.

¹ wo dann, wie erzählt wurde, alle fielen. Mein Großvater wurde durch sein Leiden gerettet.

Von meinen Seminarkandidaten fiel nun schon der zweite, der wackere Müller, Sohn eines Mädchenschuldirektors. Wie freudig zog er um Weihnachten aus! Seine Hoffnung bezog sich auf den Einmarsch in England, an den er fest glaubte; der Hass gegen England war ja besonders groß. Man sah in England, und mit Recht, den Anstifter und die Seele des fürchterlichen Krieges. Deshalb waren die Kämpfe mit den Engländern besonders blutig. Ein alter Schüler, der aus Flandern kommend mich besuchte, erzählte, dass die neben ihnen fechtenden Buren den Engländern keinen Pardon gegeben hätten. Steinmetz schrieb, dass er immer noch in den Argonnen liege und dass die dortigen Kämpfe sehr aufreibend und blutig wären. Unser Wilhelm Graeber fängt an, sich von seiner schweren Verwundung zu erholen. Annas Schützlinge zogen wieder ins Feld.

Dann kam die bittere Kunde von dem Tode unseres lieben Gustav Scheidemann. Wenige Wochen vorher hatte er seiner Mutter auseinandergesetzt, wenn einer von den Söhnen fallen sollte, so treffe es am besten ihn, es sei noch jung und unverheiratet und nütze dem Vaterlande nicht so viel wie die älteren Brüder. Er war vorstürmend an der Spitze der von ihm geführten Kompanie gefallen. In derselben Zeit war sein Freund und Lehrer, Dr. Steinmetz, in den Argonnen, wie es hieß, schwer verwundet worden. Grete Friese, Gustavs Jugendfreundin, die gerade in Hannover einen Ausbildungskursus mitmachte, trauerte mit uns um den sonnigen Helden und gab uns noch mehrere Briefe von ihm zu lesen. Bei Steinmetz handelte es sich um einen schweren Nerven-choc, hervorgerufen durch eine explodierende Granate. Mein Schuldiener Kunze geleitete Ersatz nach Polen und hielt sich längere Zeit in Czernewice auf, einem Sommersitz des russischen Kaisers.

502 Erich besuchte uns auf der Durchreise nach Homburg Ende März, sah wohl aus, klagte aber über fortgesetzte Dysenterie. Seine Zuversicht auf Deutschlands Sieg war nicht allzu groß, er meinte Englands Macht sei unerschöpflich. In Homburg war er in der Folge mehrere Wochen dem Sanatorium eines Dr. Pariser zugeteilt. Er hatte es dort sehr gut und lernte das internationale [?] Judentum, das in der Hauptsache jenes Sanatorium bevölkerte, aus dem Grunde kennen. Die Geldfrage stand jenen Leuten durchaus im Vordergrund. Dr. Pariser fand in Erich einen begeisterten Anhänger; ich glaube, weil er ihm unbedenklich Morphium und dergleichen als Arznei verordnete. Das schafft zwar augenblickliche Linderung, aber die Folgen, die Folgen! Erich trägt noch jetzt (1920) schwer daran.

Bei der Schülerschaft des K.W.G. machten sich Zeichen von beginnender Verwilderung bemerkbar, fehlten doch bei vielen Jungen die Väter und in der Schule selbst so manche tüchtige, gute Disziplin haltende Lehrer. Der Hauptleidende war zunächst der von Wilhelmshaven nach Hannover versetzte Prof. Knoesel, ein biederer, aber sträflich langweiliger Mann. Bald sauste die ganze Tafel unerklärlicherweise (!) herunter, bald hingen alle Klassenbilder schief, dann wieder stand eine halb gefüllte Bierflasche auf dem Katheder und dergleichen Unfug mehr.

Oberlehrer Fuhrmann hatte mit Fräulein v. Hindenburg gesprochen und diese ihm gesagt, dass ihr Vater zuversichtlich dem Ausgang des Krieges entgegen sehe,

aber sehr schlecht auf die Österreicher zu sprechen sei, die wenig leisteten, dafür aber umso anspruchsvoller und hochmütiger seien. Andere berichteten von Zermürbung der Franzosen und sagten baldige Beendigung des Kampfes voraus, zumal Japan auf dem Sprunge stehe, gegen Russland und England vorzugehen. Ach, es sollte alles anders kommen!

Hildegard war in der Osterzeit unser Gast. Anna hatte sie von Stade geholt. Der zoologische Garten und die Elektrische zogen sie besonders wieder an. In ersterem musste ich ihr vor allem die Schlangen zeigen; sie hatte die biblische Geschichte vom Sündenfall zuletzt in der Schule gehabt und erzählte sie auch ganz hübsch. Das Rechnen dagegen war nicht ihre Sache.

Bismarcks wurde an seinem Geburtstage in diesem Jahre mit besonderer Inbrunst gedacht. Exzell. v. Dietlein, die mich an diesem Tage besuchte, bestätigte die Fuhrmannsche Mitteilung über die Unzufriedenheit Hindenburgs mit unseren österreichischen Bundesgenossen. Otto Weddigen, der tapfere Herforder, wurde ebenso allgemein betrauert wie der heldenmütige Graf v. Spee. Fritz Scheidemann, der wiederhergestellt und zum Ausrücken bereit war, legte mir die Sorge für seine Mutter ans Herz, falls er nicht wiederkäme. Freund Lücke verlor seinen Gerhard in Russland. Die Kunde von einem Separatfrieden mit Russland ging Anfang April von Mund zu Mund. Ich traute ihr aber nicht.

503 In der Stadt machte man sich auf lange Kriegsdauer gefasst. Alles mögliche wurde gesammelt, die Aufzucht von Kaninchen und Ziegen gefördert. Bemerkenswert erscheint mir heute noch der Bericht des Oberl. Imstedt, der wegen eines Herzfehlers aus der Front entlassen war. Er meinte, die große Masse der Soldaten hätte doch nur ein sehr allgemeines Verständnis für die Sache, um die es sich handele; die Unsittlichkeit sei groß, Trunkenheit bei Angriffen sowohl bei den Franzosen als auch auf unserer Seite ein stimulus.

Jetzt kam Erichs Kandidatur für einen Direktorposten wieder in Fluss. Sein Befinden war wechselnd, die ihn behandelnden Ärzte stellten vollständige Genesung in Aussicht. So brachte ihn Heynacher für Northeim in Vorschlag, und er gelangte tatsächlich, nachdem er selbst in die Bewerbung eingetreten war, in die engere Wahl.

Am K.W.G. gingen die Jungmänner ordentlich ins Geschirr, so dass einzelne Eltern mit Vorstellungen an mich traten, ich möchte der Überanstrengung ihrer begeisterten Söhne ein Ziel setzen [Ende bereiten]. Oberl. Fuhrmann, der die nach Hindenburg genannte Kompagnie leitete, versprach mir, sein Bestes zu tun. Aus dem Kollegium wurden immer noch Mitglieder zur Waffe eingezogen, so dass ich daran gehen musste, weibliche Hilfskräfte heranzuziehen. Es gelang mir auch, recht tüchtige zu finden, ein Fräulein Brocks und Fräulein Bocké, die Tochter des dem K.W.G. zugeteilten früheren Rigaer Direktors. So waren die Vorklassen versorgt.

Die Schüler veranstalteten allerhand Sammlungen für den Heeresbedarf, namentlich Metall war sehr begehrt. Die aus den Karpathen einlaufenden Siegesnachrichten taten ihre belebende Wirkung, während der Untergang der „Lusitania“ gar manchen zu Besorgnissen veranlasste, dass das schwankende Amerika sich gegen uns erklärte. Ich war von Anfang an über die Scheinneutralität Amerikas und die hemdsärmlichen Noten seines Präsidenten erbittert und meinte, offene Absage wäre besser als versteckte Feindschaft.

Zu dieser Absage schien nun Italien zu drängen, dessen Haltung in letzter Zeit immer zweideutiger wurde. Der „sacro egoismo“ wurde mit gründlichem Erfolge gepredigt; am zweiten Pfingsttage war es so weit. Italien erklärte an Österreich den Krieg. Die allgemeine Stimmung war bald wieder gefasst und ruhig. „Wir werden auch mit diesem achten Feinde fertig werden; aber das edle Blut! Niemand kann es ersetzen.“ Immer wieder neue Todesnachrichten von lieben Schülern. Neue Sorge bereitete die verdächtige Haltung Rumäniens.

504 Der Schuldienst ging ruhig weiter. Die oft sich wiederholenden Prüfungen von Externen oder ins Feld ziehenden Schülern machten mir viel Arbeit. Kollege Steinmetz hatte den Nervenschock überwunden und verabschiedete sich zum zweiten Male vor seinem Ausrücken ins Feld. Das Vertrauen auf unsere Heeresleitung war unbedingt.

Die Verwilderung der Jugend, die sich in Sittenverderbnis zeigte, trat mir kurz vor den großen Ferien in auffälliger Weise entgegen. Es handelte sich um Zusammenkünfte von Primanern mit Töchterenschülerinnen. Ich habe darüber schon berichtet. Die genauere Untersuchung des Falles durch den Justitiar des Prov. Schulkollegiums führte zur Entfernung des einen Schülers, der auf diese Weise erst später zur Ablegung der Reifeprüfung gelangte.

Aus dem Osten wurden von dem Desertieren der slawischen Österreicher die unglaublichsten Dinge erzählt; aber eine Frau v. Dewall, deren Gatte dort ein Regiment führte, bestätigt sie mir als wohlverbürgt. Dazwischen hieß es, der Großherzog von Hessen weile in Petersburg, Russland und Deutschland wollten Frieden schließen. Wenn es doch dazu gekommen wäre! - Kurz vor den großen Ferien betrückte uns der Tod von Gustav Wagemanns Vater, der in der Sommerfrische in Steinbergen durch einen Schlaganfall hinweggerafft worden war, also kaum ein Jahr nach der Hochzeit seines Sohnes. Er war mir damals schon durch seine verfallenen Gesichtszüge aufgefallen.

Wie ich bei Beginn des Krieges vorausgesagt, so geschah es: Die Sozialdemokraten erhoben ihr Haupt immer zuversichtlicher, sie verlangten Frieden auf alle Fälle und den Status quo ante. Dass sie damit unsere Stellung schwächten, war ihnen eben recht. Die Partei stand ihnen obenan.

Im Lande gab es noch Schlagsahne in allen Konditoreien ohne großen Preisaufschlag. Die Not des Krieges hielt sich also noch in bescheidenen Grenzen. Auf eine größere Ferienreise verzichteten wir trotzdem. Ich entschloss mich, mehrere

Male in der Woche auf dem Limmerbrunnen zu baden, und fand, dass dies meine gichtischen Beschwerden günstig beeinflusste. Meine Badezeit war vormittags 7 Uhr, da hatte ich noch freie Wahl in der Benutzung der Zellen. Es war nicht ohne Reiz, das erwachende Leben der Großstadt zu studieren, wenn ich die etwa eine halbe Stunde in Anspruch nehmende Fahrt nach Limmer antrat.

Fahrten in die Umgebung von Hannover, in den Deister, nach Springe, nach Nenndorf, aber auch nach Göttingen unterbrachen die Gleichförmigkeit der Ferien, wenn dieser Ausdruck für eine Zeit passt, in der kein Tag ohne tiefe seelische Eindrücke verlief.

505 In Göttingen fanden wir die Schwägerin Marie [Sandrock] in ihrer neuen Wohnung, Reinholdstr. 12, die durch die rührende Sorgfalt ihrer verwitweten Schwiegertochter Olga geb. Buhrfeind den Umzug von Reinhausen glücklich überstanden hatte und nun ganz wohnlich eingerichtet war. Ich machte ihr einen Überschlag über Einnahme und Ausgabe. - Besuche der Schwägerin Lise Scheidemann und des 81-jährigen Veters Hermann Richter waren selbstverständlich mit dem Aufenthalte in Göttingen verbunden. Auch in Groß Schneen bei Gust-chen v. Uslar wurde vorgesprochen und dabei alter Zeiten gedacht. - Das Gefangenengenlager [in Göttingen] bildete eine kleine Stadt und war voll belegt. Die Säuberung der städtischen Straßen wurde durch Gefangene, meist Franzosen, besorgt.

Ein plötzlicher Entschluss - Anna wollte gern die Jugendstätten besuchen - führte uns nach Marburg, wo wir im „Ritter“ wieder bestens aufgehoben waren. Am 22. Juli nachmittags tranken wir auf Bojers Terrasse unseren Kaffee, genossen den herrlichen Ausblick und sahen Zug auf Zug schwer beladen das Lahntal abwärts fahren mit Heeresgut der Soldaten an die Westgrenze. Nach dem Abendessen war unsere Freundin Frau v. Wille, unser Ziel. Wir fanden sie mit ihren Töchtern Gerda und Mella in gutem Wohlsein und tauschten unsere sorgenvollen Gedanken aus.

Am anderen Tage wanderten wir an der Jägerkaserne, in der Reservisten zum Nachschub ausgebildet wurden, vorbei nach Spiegelst. wo wir ziemlich allein waren und Pfannkuchen mit Schinken als Mittagmahl erhielten, eine nicht zu verachtende Speise in der von Tag zu Tag knapper werdenden Lebensführung. Den Nachmittagskaffee nahmen wir bei der v. Willeschen Familie ein, alter Zeiten gedenkend. „Der Krieg hat schon furchtbar gewütet“, wurde festgestellt, „ganze hessische Adelsfamilien sind ausgestorben.“ Sorgenvoll, aber doch nicht ohne Zuversicht schauten wir in die Zukunft.

Wir streiften auch die Frage meines Wohnsitzes. Das 65. Lebensjahr hatte ich ja schon hinter mir. Die Willeschen Töchter stimmten mit ihrer Mutter überein, die uns dringend empfahl, Marburg zu wählen. Die Wohnungen und die ganze Lebensführung seien billiger als in Hannover und Göttingen, an welche Orte wir dachten. Ich hatte nicht übel Lust, und Anna erst recht. Bestärkt wurde ich durch

die Ausführungen Gertas, mit der ich nach dem Kaffee einen schönen Spaziergang nach Ockershausen und Dreiers Brunnen unternahm.

Die Unterhaltung mit dem geistvollen, tief veranlagten Mädchen stellte mir den Verkehr mit dem Hause Wille, dem sich Anna so innerlich nahe fühlte, als eine besondere Annehmlichkeit Marburgs vor die Seele. Ich ahnte nicht, dass dieses echt deutsche, fromme, fröhliche, tüchtige Menschenkind dem Abschluss ihres Lebens schon näher war, als wir alle dachten.

506 Auf der Rückreise hielten wir uns in Wilhelmshöhe auf, das wieder in seiner vollen Schönheit strahlte. Im Grand Hotel daselbst speisten wir gut und preiswürdig. Dann wählte Anna den Weg über Göttingen, um ihre Schwester noch einmal zu besuchen, während ich nach Carlshafen an der Weser fuhr. Vorher besichtigte ich in Kassel eine sehenswerte Ausstellung für Krankenpflege. Die Stadt prangte im Flaggenschmuck. Der große Sieg am Narew über die Russen hatte 120.000 Gefangene eingebracht, und wir träumten uns der Beendigung des Kampfes wieder näher.

In Carlshafen fand ich mich im Gasthaus Brandes-Müller gut aufgehoben und hatte eine fesselnde Unterhaltung mit einem Hamburger Kaufmann, z. Zt. Feldwebel bei den Überwachungsmannschaften des Holzmindener Gefangenenlagers. Es seien dort einige hundert leichtfertige belgische Weiber untergebracht und der militärische Dienst nicht leicht [!?!]. Am anderen Tage - es war Sonntag, der 25. Juli - verwendete ich den Vormittag zu einer erquickenden Wanderung erst nach Herstelle, dann nach der Krukenburg und fuhr dann um Mittag mit dem Weserdampfbboot stromabwärts bis Hameln, die idyllischen Uferbilder so recht genießend: Viehherden, Gänse, Reiher, Möwen, Regenschauer, Regenbogen, fröhlicher Sonntag, alles wie im Frieden und doch in eine Wolke von Schwermut getaucht. In Hameln war ich seit Freund Tüselmanns Hochzeit nicht mehr gewesen. Ich frischte die alten Bilder der lieblichen Weserstadt wieder auf. Am Montag trieb mich einsetzender Landregen nach Hannover zurück.

Erich war auf der Durchreise nach dem Barnerschen Sanatorium im Braunlage. Dort hoffte er seine noch immer auf schwachen Füßen stehende Gesundheit zu kräftigen. Die Geldmittel zu beschaffen war meine Sache. - Die Bäder in Limmer nahm ich wieder auf und setzte sie noch einige Zeit fort.

Erich schrieb, dass Dr. Barner seine Organe als völlig gesund befunden habe. Dr. Barner war nicht der erste, der dies festgestellt hatte, Erich glaubte es bloß leider nicht. Er musste dies alle Augenblicke von neuem bestätigt hören. Und wenn ihn die geringste Unterleibsbeschwerde traf, so war alle Zuversicht wieder zum Teufel. Das einzige, was ihm zusagte, und dafür mache ich noch heute den Dr. Pariser in Homburg verantwortlich, waren Opiumpräparate. So wurde sein Leiden immer nur scheinbar besser. Bald kam der Augenblick, wo er auch den Braunlager Arzt als Charlatan erkannt zu haben glaubte, weil er ihm nicht das verordnete, was er selbst wünschte. So erwuchs uns allen, die wir Erich schätzten und lieb hatten, schwere Sorge.

507 Eine ganze Reihe alter Schüler mussten in jener Zeit ihr Leben lassen in den ununterbrochenen Kämpfen. Wir warteten ängstlich auf die Niederlage zunächst des russischen Heeres, weil wir hofften, dass dann Nikolaus II. zu einem Separatfrieden mit Deutschland bereit sein würde. Kollege Bocké hoffte sogar auf baldige Rückkehr in das Baltikum. - Die Kaisertochter als Gattin des Braunschweigers beteilige sich mit an der Agitation für die Wiederaufrichtung des Königreiches Hannover, war ein viel verbreitetes Gerücht. - Die Eroberung von Warschau wurde freudig begrüßt. Für Bukarest wurden vom Minister noch Lehrer gesucht, also dachte man noch nicht an den Anschluss Rumäniens an die Entente. - Die Prüfungen von Schülern, die entweder [ins Heer] eintreten wollten oder von der Front kamen, um die Reifeprüfung nachzuholen, hörten nicht auf.

Oberl. Fuhrman hatte mit Frau v. Hindenburg zu sprechen Gelegenheit gehabt; sie hatte ihm versichert, ihr Mann ginge auf das Ganze und würde nicht eher ruhen, als bis Russland erledigt sei. Das würde aber bis in den Spätherbst dauern. - Die gefangenen Russen waren nicht satt zu kriegen, solche Fresser waren sie. Mein Schuldiener Kunze, der aus dem Munsterlager kam, erzählte, dass im Magen eines plötzlich verstorbenen Russen 20 Häringsköpfe gefunden seien, die sich der Unerstättliche aus dem Kehrrecht ausgelesen hätte.

Im August trat in das Lehrerkollegium der sympathische Dr. Wohltmann ein, vorher in Genua, von wo er schließlich geflüchtet war. Er berichtete, dass Deutschland doch viele Freunde in Italien hätte. Diese seien aber zu feige und könnten darum gegen die Französlinge nicht aufkommen. Bocké zeigte mir ein Gesuch der baltischen Deutschen, in dem sie den Kaiser um Annexion ihres ganzen Gebietes an Deutschland baten. Was soll aber Deutschland mit diesen nach Osten ausgreifenden Grenzen ohne Hinterland machen?, so fragte ich mich.

Die russischen Festungen fielen eine nach der anderen unter Hindenburgs Streichen, als ob es irdene Töpfe wären. In Hannover kam es zu einer stürmisch verlaufenden Hindenburgfeier vor dem Theater. Die imposante Stadthalle war mittlerweile auch vollendet und bot Raum für vaterländische Versammlungen und Feiern.

508 Die Lebensmittelpreise stiegen. Die letzten Jahrgänge des Landsturmes wurden einberufen, die Verluste an Menschen waren zu groß. Wer Beine und Arme hatte, musste heran. Es war oft mitleiderweckend zu sehen, was für alte Leute auf dem Schulhof gedrillt wurden. Besonders geübt wurde das Bajonettfechten. - Die dritte Kriegsleihe kam in Gang. Man fing bereits an, die Hilfe der Schulen dabei in Anspruch zu nehmen. Die russischen Niederlagen, die Absetzung des Großfürsten Nikolajewitsch, die Zurücknahme des 7. Korps von Osten nach Westen wirkten belebend. - Der Abgang im Kollegium setzte wieder ein, ich musste mir durch Zusammenlegen der Klassen helfen, da Reklamationen [d. h. Remonstrationen] ja aussichtslos waren.

Zu meinem 66. Geburtstag schrieb mir Bruder Gustav, dass unsere Schwester Vally den Winter nicht überleben werde, sie siehe dahin wie Bruder Theodor und hätte auch keine Lebenslust mehr.

Von einer wunderlichen Verbrüderungsfeier im Hofbräuhaus gegenüber dem neuen Amtsgerichtsgebäude wusste Kollege Koecher zu berichten. Ein Lothringer habe dort erklärt, dass neun Zehntel seiner Landsleute deutsch gesinnt seien, auch die französisch sprechenden Kameraden vom Landsturm; man solle nur Geduld mit ihnen haben, sie seien dankbar für die ihnen zuteil gewordene gute Behandlung.

Zu Annas Geburtstag [1. Oktober 1915] fand sich unsere Tochter mit der kleinen Agnes von Stade ein. Das waren wieder sonnige Tage in der dunkeln, aufgeregten Zeit, in der günstige und abgünstige Nachrichten sich ablösten, wenn auch die ersteren überwogen. Belgrads Einnahme machte besonderen Eindruck, aber die Missstimmung, die gegen den Reichskanzler Bethmann eingesetzt hatte, kam doch nicht zur Ruhe. - Große Teilnahme weckte die schwere Erkrankung des heldenhaften Emmich², der im Oktober 1915 das Klementinen-Haus in Hannover aufsuchen musste. Dann lief die Todesnachricht von Mariens zweitem Sohn Adolf ein. Er war in den furchtbaren flandrischen Kämpfen mit seinen Leuten verschüttet worden und blieb verschollen. Ein Kranold war gegen Senegal-Neger kämpfend nach tapferster Gegenwehr gefallen und anderntags von schwarzen Gefallenen umgeben gefunden worden. - Eine Nachricht nach der anderen bezeugte die Furchtbarkeit der letzten Schlacht in der Champagne.

509 Würdig verlief am 21. Oktober das 500-jährige Hohenzollern-Jubiläum. Kollege Duncker hielt eine gedankenreiche Rede, ich verteilte die eingegangenen Gedenkbücher, darunter die Otto Hintzesche wissenschaftlich tüchtige, aber nicht gerade packende Hohenzollerngeschichte.

Am 26. Oktober hielt uns, d. h. dem K.W.G., in der Aula der holsteinische Dichter E[lllegaard]. Ellerbek³ - sein eigentlicher Name ist Leisner, er stammt aus Kiel - einen Vortrag über seine Erlebnisse in Frankreich an der Front und vorher in Nordamerika und anderen Orten, durchsetzt mit eigenen Gedichten. Er machte auf die Hörer durch seinen zu Tage tretenden glühenden Patriotismus, der freilich etwas überschwänglich war, tiefen Eindruck. Ellerbek war damals ein Freund des Oberl. Fuhrmann, der auch den Vortrag vermittelt hatte. Später kam er mit diesem auseinander. Die leidige Geldfrage entzweite sie. Fuhrmann hatte für ihn gut gesagt [gebürgt], jener ließ ihn in der Patsche sitzen. Das Ellerbek'sche Buch „President Bluff“, auf das beide große Hoffnungen gesetzt hatten, schlug nicht ein. Dieses Buch ist nichts weniger als anziehend zu lesen. Es stößt ab durch den krasen Amerikaner- und Judenhass und die gewagten Situationen, die dem Leser vorgeführt werden. Ellerbek ist bei weitem nicht der geniale Dichter und zweite Goethe, wofür Fuhrmann ihn anfangs hielt.

² General Otto v. Emmich, der Eroberer von Lüttich (7. August 1914); zu seinem Tod s. §510

³ s. §366

Die Schule ging ihren Gang, die Sorgen auch; dass der Frieden bevorstehe, wurde immer wieder gesagt und erwies sich immer wieder als Gerede.

Unser froher Gast, die kleine Agnes, wurde von ihrer Mutter nach Stade zurückgeholt. Dort war Erich wieder in Schultätigkeit, litt aber viel an Unterleibsbeschwerden, so dass an Rückkehr zur Front nicht zu denken war.

Die englische Blockade und der sich in die Länge ziehende Krieg machte sich mehr und mehr geltend. Es sollte noch ganz anders kommen. - Als Muster eines patriotischen, ich könnte auch sagen: strebsamen, Direktors wurde Jungs Nachfolger, der Leiter des Goethegymnasiums „gepriesen“. Er verbat bei Strafe, dass an fleischlosen Tagen ein Schüler ein belegtes Brot mit in das Schulgebäude brächte. Bocké erzählte es, der zum Winter dem Goethegymnasium zugeteilt war, was ihm aufrichtig leid tat.

Alte Schüler, die mich besuchten, schilderten in lebhaften Farben die Mühseligkeiten, die im Osten zu ertragen seien. Später, als sie in Flandern gekämpft hatten, erklärten sie, dass sie lieber vier Monate gegen die Russen als vier Wochen in Flandern stünden. - Am Schluss des Kirchenjahres wurde in einer Andacht der vielen einstigen Schüler des K.W.G. gedacht, die in dem Völkerringen ihr Leben dahingegeben hatte. Kurz vorher hatte der Senator Grote auch den zweiten seiner beiden Söhne verloren.

510 Die Leistungen der Schüler gingen auf allen Klassen zurück. Es war auch kein Wunder: Zu Haus fehlten die Väter, das tägliche Leben war voller Ablenkungen, die tüchtigsten Lehrer standen im Felde, die Zusammenlegung der Klassen verhinderte häufige Inanspruchnahme des einzelnen Schülers, die Nahrungsverhältnisse verschlechterten sich, üble Einwirkungen konnten nicht ferngehalten werden. Dabei war das K.W.G. immer noch besser daran als andere Schulen. Es war keine Freude, die große Schule zu leiten.

Eigentlich gedachte ich mit dem 65. Lebensjahre in den Ruhestand zu treten, weil ich zu oft wahrgenommen hatte, dass ferneres Verbleiben im Amte für dieses selbst wie für den Träger des Amtes schwere Nachteile gehabt hatte. Der Krieg hielt mich anfangs von der Durchführung dieses Entschlusses ab; ich wollte erst seine Beendigung abwarten. Dieser zog sich aber, wie ich freilich befürchtet hatte, sehr in die Länge, und ich vollendete inzwischen mein 66. Lebensjahr.

Zuweilen stiegen Zweifel in mir auf, ob ich in dieser schweren Zeit nicht besser täte, die Leitung einer so großen Schule, wie das K.W.G. es war, einer jüngeren, leistungsfähigeren Kraft abzutreten. Die Bedenken mehrten sich; ich sprach mit den befreundeten Schulräten offenen über meine Pensionierung. Der eine riet ab, der andere riet zu. Ich fasste das Jahr 1916 als Abschluss ins Auge. Es kam recht schnell heran und mit ihm die Niederlage der Engländer vor den Dardanellen im Kampf, der uns ebenfalls nicht wenig in Atem gehalten hatte.

Vorher aber versetzte die Beisetzung des Generals v. Emmich, der einem tiefer sitzenden Leiden erlegen war, die Stadt Hannover in begreifliche Unruhe und gerechte Trauer. Es war ein imposanter Leichenzug, der sich am ersten Weihnachtstage vom neuen Rathause nach dem Engesohder Friedhofe bewegte. Anna und ich sahen ihn auf dem Ägidientorplatze. Die Stadt hat dem Eroberer von Lüttich später ein Ehrendenkmal auf seinem Grabe errichtet.

In denselben Tagen wurde die liebe Schwester Vally von ihren zuletzt recht schweren Leiden erlöst. Ich reiste am 28. Dezember über Berlin nach Görlitz. Am letzten Tage des Jahres ward sie beigesetzt. Have [lebe wohl!] pia anima! Nun waren Gustav und ich die einzig noch überlebenden von den acht Geschwistern, unter denen wir aufgewachsen waren.

511 „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich!“, war das Geleitwort, mit dem Pastor Schmidt in der Görlitzer Petrikerche am 1. Januar 1916 das aufsteigende Jahr begrüßte. Ich stimmte aus vollem Herzen ein und gedachte längst vergangener Zeit in dem stattlichen Gotteshaus.

Gustav schaute trübe in die Zukunft und meinte, seine Zeit sei nun auch bald abgelaufen. Die Freunde und Verwandten, die ich in jenen Tagen sah, waren ebenfalls voller Sorge. Wer war es nicht! Gedrückten Herzens reiste ich am 3. Januar wieder über Berlin nach Hannover zurück. Es war mildes Wetter, die Haselsträucher fingen an zu blühen. Der Krieg tobte weiter. Man drängte, dass die felddienstfähigen Schüler der oberen Klassen sich an der militärischen Ausbildung beteiligten, damit sie sofort verwendet werden könnten, wenn sie das gesetzliche Alter erreicht hätten.

Es gab immer einzelne Jungen, die die freien Nachmittage lieber für sich ausnutzten, als sich von Oberl. Fuhrmann auf der Bult drillen zu lassen. Ich veranlasste ihre Beteiligung, indem ich erklärte, dass rege Beteiligung in den Abgangszeugnissen lobend erwähnt werden solle.

Der bekannte Literat Rohrbach erregte in Hannover lebhaften Widerspruch durch seine Forderung, die er in einem Vortrag aussprach, auf allen Landgewinn im Westen zu verzichten, um dem Frieden näher zu kommen. Man glaubte, er sei von Bethmann ausgeschickt, um für diese Idee Stimmung zu machen. Die Milch- und Butterknappheit wuchs, damit die allgemeine Teuerung; aber vom Preisgeben der Errungenschaften im Westen wollte niemand etwas wissen. - Der Kaiser traf sich mit dem Bulgarenkönige in Nisch. Pomphafte Reden wurden gewechselt. „Schweigen ist Gold!“, schrieb ich in mein Tagebuch; aber billiger wurde das Leben nicht. Dass ein Ei schon 20 Pfg. kostete, erschien uns abnorm; wir ahnten nicht, dass 1,20 M einmal als billiger Preis gelten würde, dass man in Hamburg und Berlin noch einmal 2,50 M für ein Ei zahlen würde.

Wieder besuchte uns der wackere Steinmetz, der 14 Tage Urlaub erhalten hatte. Er sah frisch aus, erzählte, wie der Soldat auch gegen das Entsetzlichste abgestumpft wird. Fritz Scheidemann war auf einige Wochen aus Kurland beurlaubt.

Mit seinem dortigen Dienst war er sehr zufrieden. Er sorgte für die landwirtschaftliche Bestellung und Erschließung des besetzten Gebietes.

512 Eine drollige Geschichte erfuhr ich gelegentlich aus dem kleinstaatlichen Hofleben: Als der Biesterfelder zuerst von Detmold aus in Bückeburg Besuch machte, wurden die üblichen Reden bei Tafel gehalten. Der Detmolder bleibt stecken, holt sein Konzept aus der Tasche, liest es durch und beendet dann seine Rede. Hinterher bemerkt der Bückeburger Hofmarschall zum Detmolder stolz: „Meiner hatte seine Rede besser gelernt; ich habe sie ihm gestern noch einmal abgehört. Merk dir das!“ So der Herr v. d. Decken, der jahrelang in bückeburgischen Diensten gestanden hatte, als er mich am 5. Februar in Sachen seines Sohnes besuchte.

Mein Befinden ließ zu wünschen, so dass ich die Pensionierungsfrage mit Heynacher wiederholt erörterte; zugleich die Frage wegen meines Nachfolgers. Ich schlug Hölk aus Lüneburg vor. - Der Februar verlief sehr milde, die Sträucher blühten; an der Bergstraße im Badischen blühten die Kirsch- und Mandelbäume.

In Northeim war Erich wieder in Frage gekommen, als der bisherige Gymnasialdirektor Reich nach Elberfeld übergang. Er hatte dies meinem Freunde Heynacher zu verdanken, der dem dortigen Bürgermeister in der Besetzungsangelegenheit geraten hatte, auf die alten Bewerber von vor zwei Jahren zurückzugreifen. Da standen Erich und Duncker obenan. Zwischen diesen beiden schwankte in Northeim die Entscheidung. Sie fiel zu Gunsten Erichs aus, weil drei ärztliche Gutachten seine Darmerkrankung als nur vorübergehend, seine sonstige Konstitution als vorzüglich bezeichnet hatten. Ohne Heynachers Rat wäre die Stelle von neuem ausgeschrieben worden, und Erich hätte sich wegen seines Befindens entschieden nicht entschlossen, in die Bewerbung einzutreten. Als man ihn erkoren hatte, nahm er die Berufung mit Freuden an. Sein Befinden hob sich unter dem Eindruck dieser Wendung seines Lebensganges.

In die politische Zukunft aber sah Erich nach wie vor mit größtem Pessimismus: England sei uns vielfach überlegen und scheue vor keinem Mittel zurück, unsere Gegner zusammenzuhalten, neue hinzuzugewinnen und uns zu verleumden. Ich blieb der Optimist; nur müsse das Volk auch wirklich durchhalten. Dass es dies tun würde, galt mir als sicher. Die Kämpfe um Verdun zehrten damals an unseren Kräften und kosteten viel edles Blut.

513 Fast ein halbes Jahr nach Adolf Sandrocks Tode, der erst durch Verschütten herbeigeführt sein sollte, traf die bestimmte Nachricht ein, er sei am 25. September durch Brustschuss getötet. Nun konnte ich endlich die Angelegenheit seiner Wittve und des Söhnchens mit Erfolg in die Hand nehmen. Der Bruder des Gefallenen [Wilhelm] war mittlerweile zum Stabsarzt aufgerückt und wurde von der „Goeben“ nach Mesopotamien geschickt, wo er die Kämpfe um Bagdad in der nächsten Zeit miterlebte. - „Wir müssen im Glück um Leid bitten“, betete der junge Pastor Wiebe am 12. April in der Schlosskirche. Als ich mit Heynacher auf dem Heimwege war, beschäftigte uns diese These, und wir meinten, das wir Leid

gerade genug zu tragen hätten. Erst in 30 Jahren wird man dies einigermaßen richtig beurteilen, war Heynachers Schlusserwägung.

Marie von Ebner-Eschenbachs Ableben ging im Kriegslärm ziemlich unter. Mit ihr starb die bedeutendste Frauenschriftstellerin der Gegenwart; aber sie hatte bereits eine würdige Nachfolgerin gefunden in der Baronin Handel-Mazetti; ferner war Ricarda Huch eine nicht gering anzuschlagende Literatin.

Der Austritt von Tirpitz aus seiner leitenden Stellung erfüllte alle Patrioten mit gerechter Besorgnis. Bocké brachte von Berlin die Nachricht, dass große Niedergeschlagenheit in den Regierungskreisen herrsche ob der Unschlüssigkeit des Kaisers, der sich zu kühnen Entschlüssen nicht aufraffe, sondern ängstlich auf Bethmann und Ballin höre. Der Kronprinz sei tatkräftiger und nicht in der Hand der Juden. Tirpitz erfuhr der Schicksal Bismarcks, den Undank seines kaiserlichen Herren. "Gott bewahre unser teures Vaterland!", schrieb ich trauernden Herzens in mein Tagebuch. - Das K.W.G. gab eine Wohltätigkeitsveranstaltung im Deutschen Theater, die guten Ertrag ergab und Beifall fand. - Das vielgerühmte Buch „Michael“ von Reich fiel mir in die Hände. Es enthält neben vielem schwülstigen Patriotismus eine ganze Anzahl nicht übler Schülerbriefe.

Fuhrmann zeigte mir ein Flugblatt ohne Druckort und Verfasser, auf dem der jüdischen Finanz der furchtbare Weltkrieg in die Schuhe geschoben war.

Eine aufrichtige Freude war mir das Wiedersehen mit meinem Paten[sohn] Rudolf Heynacher, der im März 1916 14 Tage Urlaub erhalten hatte. Nun war er Leutnant bei der Artillerie und hatte im Westen und Osten tapfer mitgestritten. Er sah frisch und gesund aus und blickte hoffnungsfroh in die Zukunft.

514 Mir ging es nicht nach Wunsch. Es war Zeit, dass ich mein Amt niederlegte. Am 29. März 1916 geleitete ich den alten Auricher Kollegen Erbrich zur letzten Ruhe. Er hatte sich Hannover als Aufenthaltsort gewählt und ward nun auf dem Engesohder Friedhof bestattet. So kommt einer nach dem andern an die Reihe. - Die Familie Greis verlor ihren dritten Sohn, alle Drei Schüler des K.W.G. Auch er wurde dem Engesohder Friedhof zugeführt.

Dass im Binnenlande die Nahrungsnot zunahm, wurden unter anderem die Rekruten gewahr. Ein alter Schüler, der Sohn des Pastors Sprenger, der im Munsterlager ausgebildet wurde, erzählte mir von dem Hunger, den sie dort aushalten müssten, und freute sich ins Feld zu kommen. Ein Generalalarm am 31. März veranlasste den Glauben, die Engländer wollten, durch Holland marschierend, in Westfalen oder Hannover einfallen. - Erich und die Seinen hatten bei uns Quartier genommen. Seine Einführung in Northeim war auf den 3. April festgesetzt. Zunächst sollte Emma bei ihm sein, die Kinder nachkommen.

Aus dem Kollegium schied der energische und tüchtige Prof. Koecher aus. Er hatte der Schule seit ihrer Gründung angehört. Ich entließ ihn bewegten Herzens. Tiefen Eindruck machte auf uns Alte das plötzliche Ableben des einstigen

K.W.G.-Kollegen und zu Hannover im Ruhestand lebenden Gymnasialdirektors a. D. Sommerbrodt, der viele Jahre die Laubaner Schule geleitet hatte. Er war vom Schläge gerührt auf der Straße plötzlich tot zusammengebrochen und wurde am 7. April bestattet. Seine Stelle in den Kollegenversammlungen war schnell wieder frei geworden, er hatte die Ruhe kaum ein Jahr genossen.

Ich selbst erhielt den entscheidenden Antrieb zu meinem Pensionierungsgesuche durch einen Brief aus dem Ministerium. Der Geheime Rat Klatt, dem ich bei seiner letzten Schulbesichtigung von meiner Absicht, in den Ruhestand zu treten und nach Göttingen überzusiedeln, erzählt hatte, bot mir die Stelle des Vorsitzenden im Göttinger Wissenschaftlichen Prüfungsamte an; sie solle nicht mehr dem jeweiligen Gymnasialdirektor im Amte daselbst zugeteilt werden, das solle für den ganzen Staat gelten. Viertels Nachfolger in Göttingen, der Direktor Miller, war nach Breslau versetzt. An die Spitze des Göttinger Gymnasiums war, ohne ihn weiter zu befragen, der Ilfelder Direktor Schreiber gestellt. Später hörte ich, dass er durch Eltern entlassener Schüler in Berlin verklagt worden und darum in den neuen Posten verschoben sei.

Mir war diese unerwartete Wendung meines Schicksals eben recht. So hatte ich doch für meine alten Tage etwas zu tun, blieb in Verbindung mit der Wissenschaft und dem jungen Nachwuchs ein Kollege. Ich sagte zu und reichte das Gesuch ein, mich zum Herbst in den Ruhestand zu versetzen.

515 Alles dieses spielte sich ab, als könnte es gar nicht anders sein. In Göttingen fanden wir bald eine uns zusagende Wohnung.

Das Leben daselbst wurde uns anziehend geschildert von Herrn und Frau Prof. Mollwo, die uns ihren Besuch machten. Mollwo, Privatdozent und Prof. der Geschichte an der Göttinger Universität, war dem K.W.G. zur Probe überwiesen, er wolle aus dem akademischen Beruf in den Schuldienst übertreten, weil es mit einer ordentlichen Professur haperte. Mir wie Anna gefiel das Ehepaar ausnehmend, der ernste, ruhige, klare Gatte und die lebhafte, geistvolle, tüchtige Frau, eine Tochter des Prof. der Physik Voigt in Göttingen und Jugendliebe von Wilhelm Sandrock, dessen sie mit großer Wärme gedachte. Wir kamen uns bald näher, und es war mir eine besondere Freude, über Mollwo so berichten zu können, dass er nach Ablauf der Probezeit in den Schuldienst aufgenommen wurde und am K.W.G. blieb. Nicht lange darauf, als der treffliche Koecher das Zeitliche gesegnet hatte, wurde er dessen Nachfolger als Dozent der Geschichte an der Technischen Hochschule zu Hannover.

Die blutigen Kämpfe um Verdun rafften im April auch eine Anzahl lieber, frischer Jungen vom K.W.G. dahin. Erich schrieb befriedigt von seiner neuen Stellung in Northeim. Ich hielt ihn auch für besonders geeignet, an der Spitze einer höheren Schulen zu stehen, und wunderte mich nicht, dass alles glatt und gut ging. Sein Pessimismus, was den Ausgang des Krieges anbetraf, wuchs, zumal wir uns von Amerika eine hemdsärmelige Note nach der anderen einstecken mussten.

Das April-Ultimatum wurde als ein Osterei bezeichnet, das außen stachlig und innen bitter wäre. Ich fasste die Unverschämtheiten Amerikas als ein Zeichen auf, dass es mit unseren Gegnern, speziell England, schlecht stünde, denn Irland regte sich vernehmlich. Leider geriet dort der patriotische Casement in britische Gefangenschaft. Damit war sein Schicksal besiegelt.

516 Wilhelm Sandrock stand in Bagdad den Engländern gegenüber. Von dort traf Anfang Mai die Nachricht von der Capitulation von Kut el Amara ein, eine Schlappe, die wir den Engländern von Herzen gönnten. Nur beschlich mich von Zeit zu Zeit die Sorge, ob wir nicht unsere Streitkräfte zu sehr verzettelten. - Zeppeline über England! Das gefiel uns wohl; aber wir fragten, warum hat man nicht gleich zu Beginn des Krieges dieses Mittel mit aller Schärfe zur Anwendung gebracht? Die Antwort lag in der Unschlüssigkeit des Kaisers, der vor durchgreifenden Maßregeln zurückscheute und immer nur dem Drucke nachgab.

Im Lande regten sich die Pacifisten, die den Frieden um jeden Preis wollten. Dazu kam das Gerücht, der Kaiser sei ganz fertig, leide an Ohrenfluss, bete unausgesetzt und erwarte sein Ende. Ob damit die rücksichtslose Beantwortung unserer letzten Note durch Amerika zusammenhing? Wer konnte es sagen! Die „Post“ nannte sie einen Eselstritt. Der U-Bootkrieg wurde eingeschränkt.

Unsere tägliche Freude waren Agnes und Fritzchen, die Enkelkinder; Hildegard besuchte in Erfurt bei Großmutter Loß die Schule. Emma war bei ihrem Mann in Northeim. Dieser war noch immer nicht „Kv“ = kriegsverwendungsfähig. Sein Magen- und Darmkatarrh hielt in aller Stärke an und wurde mit Opiaten bekämpft.

In Italien machten die Österreicher Fortschritte. Aus Mesopotamien schickte Wilhelm Sandrock einen höchst anziehenden Bericht über seine Entsendung zu einem Wali von Luristan, dem er ärztliche Hilfe gebracht hatte. - Eine hübsche Kindergeschichte! Fritzchen hatte wieder allerhand ausgeübt. Als der Friede wieder hergestellt war, fragte ihn Großmutter: „Weißt du auch, warum ich dir böse war?“ Die Antwort lautete: „Weil du mich haust.“ - Eine andere: Agnes hat alles wie ein kleines Hausmütterchen aufs beste eingerichtet, Fritzchen weigert sich mitzuspielen. Da sagt sie zu ihm: „Sein lieb, Fritzchen, du sollst ja bloß der Vater sein; da hast du nur auf dem Stühlchen da zu sitzen.“

517 Der Anfang des Juni 1916 brachte den großen Seesieg über die Engländer am Skagerrak⁴ und ließ neue Hoffnungen auf Frieden aufkommen. Bethmann fand in einer Rede ansprechende Töne, war aber nicht im Stande, das tiefwurzelnde Misstrauen der Rechtsparteien zu überwinden. Er war eben kein hinreichender Führer, der Kaiser freilich erst recht nicht. Man hatte den Eindruck, als würde er mehr und mehr ausgeschaltet.

⁴ sofern es ein Sieg war, dass die deutsche Hochseeflotte der Vernichtung entging

Dass der arge Deutschenhasser Lord Kitchener mit seinem ganzen Stabe ein Wellengrab gefunden bei einer Überfahrt nach Russland hin, wurde als gerechte Vergeltung angesehen für seine oft bewiesenen Grausamkeiten. Ein Unterseeboot schien das englische Schiff versenkt zu haben. Der Verlust Kitcheners bedeutete für England dasselbe wie für uns der Tod des Generals v. d. Goltz, der mitten in den Kämpfen zwischen Türken und Engländern dem Typhus erlag.

Der Stellungskrieg im Westen zog sich immer mehr in die Länge. Die kämpfenden Krieger mussten auch geistig versorgt werden. Eine Reichs-Buchwoche trat ein. Am K.W.G. brachten wir 2000 Bücher auf, ich selbst steuerte 100 Stück bei.

Verhandlungen mit Russland sollten eingesetzt haben. Wie groß wäre die Freude gewesen, wenn etwas daran gewesen wäre! Aber der Kampf geht weiter. Von alten Ilfelder Schülern fiel in diesen Tagen der Fürst Jost-Christian zu Stolberg-Rossla. Sein Bruder, Prinz Johann, schrieb mir, dass er als ein Held gefallen sei, geliebt von seinen Leuten.

Die großen Ferien näherten sich; ich sah mich nach einem Aufenthaltsorte für meine gichtischen Beschwerden um. Pastor Mühle, Münder a. Deister, empfahl mir sein Städtchen. Ich fuhr auch eines schönen Tages hin, konnte aber der Sache keinen Geschmack abgewinnen. Der Wald zu weit entfernt, die Badegelegenheit aufs äußerste beschränkt. Die Quelle sollte der Nenndorfer nichts nachgeben.

518 Inzwischen war mein Ruhestandsgesuch genehmigt und zum großen Kummer der Hannoveraner ein Auswärtiger zu meinem Amtsnachfolger ernannt, die Provinzler [die aus der Provinz Hannover] hatten das Nachsehen. Mir war der Nachfolger eben recht. Es war der tüchtige Fritz Boesch. Ich machte sofort Stimmung für ihn und betonte, dass man sein zuweilen schroffes Auftreten nicht zu ernst nehmen möge. Im Grunde meine er es gut. Vor allem aber sei er ein gewissenhafter, zuverlässiger und sehr kenntnisreicher Pädagoge.

Verwunderung rief es hervor, dass zu gleicher Zeit Kollege Bocké, der vom K.W.G. ans Goethegymnasium übergegangen war, zum Direktor des kleinen Gymnasiums Friedeberg i. d. Neumark ernannt wurde. Er hatte gute Beziehungen in Berlin und sich in seiner langen baltischen Dienstzeit als eifriger Deutscher bei den Russen nicht beliebt gemacht. Man fand ihn zu alt; tatsächlich war er wenig jünger als ich, und man bemängelte seine Tüchtigkeit als Schulmann. Letzteres geschah zu Unrecht und war der Ausfluss des Urteils von Direktor Ziegler, der am Goethegymnasium Jungs Nachfolger geworden war. Ziegler war Opportunist und konnte die gerade, freimütige Art Bockés in den Tod nicht ausstehen. Aber es war nicht zu ändern. Wer Bocké näher kannte, gönnte ihm die Beförderung. Als er von Hannover fortging, kam es noch zu einer Aussprache zwischen ihm und Ziegler. „Wir wollten uns nicht gegenseitig vor den Schülern anlügen“, sagte Ersterer, „darum bitte ich, von einer öffentlichen Entlassung abzusehen.“ So geschah es

Wieder nahten die großen Ferien. Immer neue Todesnachrichten; Schüler, z.B. der mir so sympathische v. Kauffberg, der eine v. Dietlein, und Lehrer, der kraftvolle,

kluge Degener-Böning, sanken ins Grab, Verduns Umgebung wurde mit Blut gedüngt. - Die fleischlosen Tage in der Woche wurden zahlreicher. Mir war es recht. Superintendent Rasch in Herrenhausen war ganz zur vegetarischen Lebensweise übergegangen, seine Töchter hingen der Mazdaznan-Bewegung an, und alle befanden sich wohl bei dieser Lebensweise.

519 Zu Beginn der Ferienzeit sicherten wir uns die in der Wilhelm-Weberstraße 38 ausgewählte Wohnung; sie entsprach unseren Wünschen, war still und ruhig und nicht weit weg vom Walde. Bei Elise Scheidemann, die uns auf das freundlichste aufnahm, trafen wir Marie Sandrock und Adolfs Wittwe aus Düsseldorf mit dem kleinen, prächtigen Jungen, den sie ihm geboren hatte.

Von den eingelaufenen Nachrichten interessierten uns besonders die ausführlichen Berichte, die Hans [Scheidemann] über die Kämpfe um Kiautschau seiner Mutter eingesandt hatte. Zur Zeit befand er sich in Nanking in günstigen Verhältnissen [als Arzt in leitender Stellung].

Auf der Rückreise von Göttingen wurde natürlich in Northeim Halt gemacht. Die „Sonne“ war unser Absteigequartier, Erichs neues Heim im Bau begriffen. Er zeigte uns die stattliche Schule. Der Umzug wurde besprochen. - Dann wieder Hannover. Mein Austritt aus dem Schuldienste sprach sich herum. - In Ilfeld trat Dr. Wendland an Schreibers Stelle. Es hieß, dass der von Dahlem⁵ kommende neue Direktor die Dahlemer Einrichtungen in Ilfeld einführen solle, nämlich die Zerlegung der großen Gemeinschaft in einzelne Familien. Ich bezweifelte die Möglichkeit der Ausführung dieses Planes - es fehlten die Räume, das Geld, die Lehrer - und habe Recht behalten. Wendland, ein Sohn des ehemaligen Prov. Schulrates, hatte seine Laufbahn in Celle begonnen. Sein schnelles Aufrücken, hieß es, verdanke er der Fürsprache Bethmann Hollwegs, dessen Sohn in Dahlem in der Tutele Wendlands gewesen sei.

In der Mitte der Ferien brachte ich unsere lieben Enkel, die uns über so manche trübe Stunde hinweg geholfen hatten, nach Northeim, wo ihre Eltern bis zur Fertigstellung des Neubaus beim Stadtbaumeister Unterkunft gefunden hatten. Nun war die Familie wieder beisammen. Ich nächtigte auf dem Gesundbrunnen, wo auch der mittlerweile in den Ruhestand getretene ehemalige Auricher Kollege Keuffel mit mehreren Angehörigen wohnte. Dort gefiel es mir nicht übel. Noch war auch von der anderwärts herrschenden Not nichts zu spüren, die Verpflegung war geradezu üppig und entschieden billig.

520 Das freundliche Northeim erschien mir als ein besonders günstig getroffener Wirkungskreis für Erich. Wenn nur sein Leiden mich nicht in die größte Sorge versetzt hätte! Er schlief nachts nur mit narkotischen Mitteln und nahm auch tagsüber dazu Zuflucht, wenn er Leibschmerzen hatte. Leiden zu ertragen war ihm nicht gegeben. Er sah zwar ein, dass sein Körper diese Mittel auf die Dauer nicht aushalten könne; aber seine besten Absichten verflüchtigten sich,

⁵ Offenbar das 1909 gegründete Dahlemer Arndt-Gymnasium

wenn die Schmerzen eintraten oder sich schlaflose Stunden anhaltender einstellten.

Die Sorge um das Vaterland wurde bei ihm durch den Druck der Krankheit nicht wenig vergrößert. Wie gerne wäre er mit hinausgezogen! Nun musste er bei seiner Anlage zum Pessimismus die Wechselfälle des schauderhaften Krieges weit hinter der Front in der Zeitung verfolgen. Das war hart. Zureden meinerseits half nichts. „Was du da sagst, sage ich mir alles selbst und erkenne es als richtig an, aber dann sitze ich immer wieder auf dem alten Fleck.“ Im Grunde verstand er nicht, dass er auch seinen gut gemessenen Anteil an dem allgemeinen Leide zu tragen habe; er meinte, er müsse es besser haben, blickte nie auf die Unzähligen, die sich weit mehr plagen und sorgen mussten, und gab zuweilen lachend zu, er würde ein ganz roter Sozialdemokrat geworden sein, wenn er in den entsprechenden Verhältnissen aufgewachsen wäre.

Ich fürchtete mit Anna, dass ihn Gott noch in eine schwere Leidenschule nehmen werde. Seinen Dienst versah er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Umsicht, wusste mit über- und untergeordneten Stellen gut fertig zu werden und fand schnell in weitesten Kreisen Anerkennung.

Als die Ferien sich dem Ende zuneigten, lief das zweite Kriegsjahr ab; indessen erwiesen sich unsere Hoffnungen, dass auch der Krieg sich dem Ende zuneige, sämtlich als trügerisch. Nun war es Rumänien, auf das wir mit Sorge blickten.

Mein Abschied von Hannover fing an uns zu beschäftigen. Fritz Boesch besichtigte die Wohnung; ich schlug die mir zgedachte Abschiedsfeier mit gemeinsamem Essen aus. Die Zeitverhältnisse gestatteten üppige Mahlzeiten nicht mehr. - Außer mir gedachten auch Kohlrausch und Ohlendorf in den Ruhestand zu treten. Letzterer war schwer leidend und befand sich im Schlussstadium eines Darmkrebses.

521 Nach einigem Hin- und Herverhandeln gab ich ein im letzten Jahre von mir hergestelltes Bild heraus, nach dem eine große Fotografie angefertigt werden sollte zum Aufhängen im Lehrerzimmer. Das war ein Plan, dem ich mich nicht entziehen konnte. Schaer unterzog sich der ganzen Angelegenheit im Auftrage des Kollegiums. - Mancherlei Besucher erfreuten uns noch im letzten Stadium des Hannoverschen Aufenthaltes. Hans Bormann, Claras Sohn aus Görlitz, kam von einem Ausfluge nach dem Harze bei uns vorbei; ich zeigte ihm die Herrlichkeiten der Residenz, die er voll Entzücken genoss.

Änne Scheidemann weilte einige Tage bei uns. Die Stadthalle mit ihrem großstädtischen Getriebe und das neue Rathaus in seiner prächtigen Ausstattung und mit der fesselnden Aussicht vom Turme waren für sie ebenso anziehend wie für den Neffen aus Görlitz. Sie hatte sich zu einem energischen Menschenkinde entwickelt, griff überall zu, wo zu helfen war, und erschien mir als ein Typ der tüchtigen deutschen Mädchen. - H. F. Müller beschloss die Reihe. Er hatte zum letzten Male in Braunschweig geprüft. „Künftig tritt die Göttinger Kommission ein [das neue Wissenschaftliche Prüfungsamt unter Mückes Leitung]“, war der Bescheid, den er

mitbrachte. Mit Heynacher zusammen wanderten wir durch die Masch nach dem Döhrener Turme, gedachten alter, guter Zeiten und verhehlten uns nicht die auf uns lastenden Sorgen.

Die „U-Deutschland“ war glücklich von Amerika zurückgekehrt. Was half uns das bei der notorisch unfreundlichen Gesinnung der Vereinigten Staaten! Vom Tode seines Adolf berichtete er: „Eine explodierende Granate hat ihn plötzlich dahingerafft, er hat während des ganzen Krieges nicht einen Tag Urlaub gehabt.“

Hans Friedrich [Müller] selbst befand sich verhältnismäßig wohl, seine 70 Jahre belasteten ihn nicht sonderlich, und doch drängte er, dass wir uns zum Herbste noch einmal im Harze treffen möchten: „Unser Leben neigt sich wohl dem Ende zu.“

522 Rumäniens Kriegserklärung an Österreich kam nicht unerwartet. Zähne aufeinander! Frau Oberst Hasse, die bei mir war, sagte, ihr Mann rechne auf noch lange dauernden Krieg. Frieden würden die Gegner erst schließen, wenn Deutschland unterlegen sei: „Im Osten sind ganze slawische Verbände von den Österreichern zu den Russen übergegangen; wenn wir es nicht schaffen, die Österreicher schaffen es gewiss nicht.“ - Hindenburg war unsere Hoffnung. Deutschland erklärte auch Rumänien den Krieg. „Wir vertrauen Gott und unserem guten deutschen Schwerte“, schrieb Hans Friedrich, der wohlbehalten wieder in Blankenburg eingetroffen war.

Hindenburg und Ludendorff traten an die Spitze der gesamten Armee. - Der Mangel im Inland wuchs. Jeder Haushalt musste angeben, was er am 1. September 1916 an Fleisch, Fleischkonserven und Eiern besaß. Unser Vorrat war nicht groß. Außer etwa einem Pfund Mettwurst nannten wir noch 20 Eier unser Eigentum. Petroleum ward nicht mehr ausgegeben. Der ausländische Kaffee verschwand, an die Stelle des Zuckers trat Saccharin.

Aus meinem Bekanntenkreise trat einer nach dem anderen in die Zahl der Pessimisten; ich konnte mich nicht dazu entschließen. Gott verlässt keinen, der sich nicht selbst verlässt. Ich setzte meine Hoffnung auf den guten Kern des deutschen Volkes und auf die Unbeugsamkeit der leitenden Stellen. Freilich der Gedanke an die sogenannte Impulsivität des Kaisers, alias Unzuverlässigkeit, fiel zuweilen wie Mehltau auf meine Zuversicht. Bethmanns Stellung galt für erschüttert, und das war ein gutes Zeichen.

Steinmetz schrieb aus den Argonnen: „Unsere Soldaten sind nicht bloß Helden, sondern heldenhafte Märtyrer.“ Dann mussten wir sicher im Inneren des Landes Lebenden doch wohl alles daran setzen, hinter jenen nicht zurückzustehen. Ich predigte dies unausgesetzt den Schülern. In der Großstadt flutete das üppige Leben weiter. Die 5. Kriegsanleihe fand günstigste Aufnahme. Dazwischen wurden Äußerungen des Hochmutes [!] ruchbar. Feldgraue im Hildesheimischen hatten sie getan: „Wenn doch die ganze Ernte verfaulte! Dann müsste Frieden geschlossen werden.“

Die Abschiedsbesuche fingen an. Überall fanden wir gedrückte Stimmung. Im Osten und Westen tobte der Kampf. Todesnachrichten über Todesnachrichten. Oberlehrer Fuhrmann hatte durch unbedachtsame Äußerungen wieder Juden gegen sich aufgebracht. Es war klar, dass sie ihn aufs sorgfältigste beobachteten. Zum Glück für mich erkrankte er nicht unbedenklich, so dass die Angelegenheit erst nach meinem Fortgange zum Austrag gelangte. Sie endete mit seiner Versetzung an das Goethegymnasium, dessen Schüler zu 20% Juden waren. Dort hat er die nötige Vorsicht gelernt.

Ansteigen der Preise: Rindfleisch das Pfund 3 M; ein Ei 0,36 M. Das erschien uns damals ungeheuerlich. Es sollte noch ganz anders kommen. - Mit den lieben Krahnolds waren wir noch einmal ein Stündchen zusammen. Dann kamen die letzten Abschiedsbesuche.

523 Mittwoch, den 20. September 1916, erteilte ich von 8 - 9 meine letzte Unterrichtsstunde in Oberprima. Wir schlossen mit der Charakteristik des Perikles. Einen ihm ähnlichen Staatsmann hat uns das Geschick in unserer furchtbar kritischen Zeit versagt. Als wir ihn hatten, entließ ihn der unbesonnene, eingebildete Kaiser. Seitdem ist es rückwärts gegangen. Das sagte ich zwar nicht so glatt, aber den Schülern werden die mich bewegenden Gedanken nicht entgangen sein. „Athen war unter Perikles nur dem Namen nach Demokratie. Eine wirkliche Demokratie besiegelt den Niedergang eines Volkes. Die sogenannte Gleichheit ist der Tod der Freiheit. Verstand ist immer nur bei wenigen gewesen.“

Am gleichen Tage um halb zwölf ging die Abschiedsfeier in der Aula vor sich. Ich musste mich gewaltig zusammennehmen, als das mir so liebe Lied „In allen meinen Taten [lass ich den Höchsten raten]“ meine letzte Amtstätigkeit einleitete. Die Aula war schön geschmückt. Nach Verlesung des 121. Psalmes knüpfte ich an meine Einführungsrede vor achteinhalb Jahren an, dankte Lehrern und Schülern und befahl die mir lieb gewordene Schule Gottes gnädigem Schutze. Prof. Schaer hielt bewegten Herzens eine kurze Gegenrede. Es war ihm ins Gesicht geschrieben, dass seine Arbeitszeit sich ebenfalls dem Ende zuneigte. Seine Hände zitterten, er litt an Atembeschwerden, Adernverkalkung war bei ihm am Werk. In der sich anschließenden Konferenz wurde das große vom Kollegium gestiftete Bild enthüllt, das nach einer guten Photographie von mir angefertigt war, und dem Wachsmuthschen Ölbilde gegenüber aufgehängt.

Die Verpackung der Möbel ging glatt vonstatten. Zahlreiche Beweise freundlicher Gesinnung begleiteten unser Scheiden. Nach 43 1/2-jähriger Tätigkeit trat ich in den Ruhestand.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan!

Ruhestand in Göttingen (Leiter des Wissenschaftlichen Prüfungsamts 1916-1923)

September 1916 bis Ende 1917

524 Nach kurzem Aufenthalte in Northeim hielten wir gerade an unserem 40. Hochzeitstag [23. September 1916] Einzug in die neue Wohnung auf der Wilhelm-Weberstr. 38. Die umsichtige, tatkräftige Änne Scheidemann leistete uns bei der Einrichtung die wertvollste Hilfe. Unser von Hannover gern mitgekommenes Hausmädchen Marie Claus aus Ahlten bei Hannover erwies sich als ungemein tüchtig.

Da auch Anna und ich die Aufregung der letzten Tage gut überstanden hatten, so waren wir in kurzer Zeit eingerichtet und fühlten uns in den neuen Verhältnissen bald ganz wohl. Den Geburtstag meiner lieben Anna konnten wir am 1. Oktober bereits wieder in alter Weise feiern, ja unsere Gratulanten mit Apfeltorte bewirten. Noch erlaubten die Verhältnisse derartige Genüsse. In Göttingen war auch entschieden noch mehr zu haben als in Hannover. Manchmal traf in der Folgezeit Butter oder Mehl aus Flandern ein, das der gute Otto Scheidemann besorgte, der als Divisionsadjutant im Westen stand.

Die Kämpfe auf allen Fronten ließen uns kaum zur Besinnung kommen. Immer neue Gefallene aus unserem Bekanntenkreise reihten sich den bisherigen an. - Meine Tagesarbeit nahm bald eine bestimmte mir zusagende Gestalt an, der ich bis jetzt treu geblieben bin. Ich trieb Englisch, um diese Lücke auszufüllen, ich studierte Cicero und Seneca, um für Neuauflagen meiner Schulausgaben gewappnet zu sein. Ich beschäftigte mich mit Religion, Griechisch, Deutsch und Pädagogik, um meine Rolle als Examinator in diesen Fächern so ausfüllen zu können, dass die Prüflinge nicht darunter litten; denn nichts ist schlimmer als ein Examinator, der sich ad hoc vorbereitet und vom Examinanden verlangt, was er selbst eben durchgearbeitet hat. Je umfangreicher das Wissen des Prüfenden ist, umso besser ist der Prüfling daran.

Daneben hatte ich auch Zeit, dieses und jenes gute Buch aus anderen Gebieten, namentlich der Belletristik, entweder selbst zu lesen oder Anna vorzulesen. Ich war eigentlich keine Stunde des Tages müßig. Regelmäßige größere oder kleinere Spaziergänge trugen dazu bei, mein körperliches Wohlbefinden auf dem Laufenden zu erhalten. So ließ sich mein Ruhestand ganz gut an, wenn nicht der fürchterliche Druck der Zeitverhältnisse gewesen wäre.

525 Die Besuche bei den Mitgliedern der Wissenschaftlichen Prüfungskommission nahmen mehrere Tage in Anspruch. Ich führte sie allein aus, da an irgendwelchen ausgebreiteren Verkehr unsererseits nicht gedacht wurde, wir außerdem auf das Peinlichste vermieden, auch nur den Anschein zu erwecken, als wollten wir uns an die akademischen Kreise herandrängen. Dagegen gingen Anna

und ich gemeinsam zu Schreibers und Bünsows. Ersterer versicherte, er wisse noch immer nicht, warum man ihn von Ilfeld nach Göttingen versetzt habe, gern sei er nicht gegangen; letzterer stand noch in tiefstem Leid über den Verlust eines Sohnes und das spurlose Verschwinden eines Schwiegersohnes, der auch verschollen geblieben ist. Den alten Ilfelder Kollegen Petersen, den wir gleichfalls gemeinsam aufsuchten, fanden wir völlig erblindet, aber in bester Obhut seiner hübschen und fürsorglichen Gattin. Der einzige Sohn war gefallen, das heranwachsende Töchterlein der Trost und Augapfel der Eltern.

Als die Gegenbesuche einsetzten, waren die auftauchenden Friedensaussichten Gegenstand der Unterhaltung. Russland war zusammengebrochen, Rumänien erlitt das Schicksal Serbiens, im Westen freilich stand der Kampf. Dass [Philipp] Scheidemann, der Cassler Sozialdemokrat, offen für einen Frieden mit dem status quo ante eintrat, erschien uns allen unangebrachtes Geschwätz, das nur dazu diene, unsere Siegeshoffnungen herabzustimmen und den Gegnern Mut zu machen.

Bald setzten die Prüfungen ein. Es war für mich fesselnd, die verschiedenen Examinatoren in ihrer besonderen Art kennen zu lernen, obwohl es ganz ordentlich anstrengt, stundenlang zuhören zu müssen. Wenn ich dann selbst ans Examinieren kam, so war es eine Anspannung. Ich prüfte in Religion und Deutsch, um festzustellen, ob der Examinand den Anforderungen der Allgemeinbildung entspreche. Die Ergebnisse waren in der Regel erfreulich, zuweilen aber auch niederschmetternd. Der Fall kam vor, dass ein Examinand keinen einzigen Psalm, nicht einmal einen Spruch aus den Psalmen nennen konnte und selbst in den bekanntesten Kirchenliedern keinen Bescheid wusste. Dann war von Bestehen der Prüfung nicht die Rede, selbst bei solchen, die sich mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt eingefunden hatten.

Dass auf die Kriegsteilnehmer sonst gebührende Rücksicht genommen wurde, verstand sich von selbst. Die Examinatoren waren durchgehends nachsichtig und legten mehr Wert auf das gesunde Urteil als auf mechanisch angeleertes Wissen. Bei vielen der Examinatoren merkte man aber, dass ihnen die pädagogische Schulung abging. Sonst würden sie nicht so oft die Antworten der Prüflinge wiederholt oder weitläufige Ausführungen eingemischt haben. Letztere waren den Examinanden keine geringe Hilfe.

526 Die Prüfungen fanden im Gymnasialgebäude statt. Der „Stille Ochse“, das alte theologische Stiftsgebäude, mit seinen dunklen, wenig gesunden Räumen war schon seit Jahren ausgeschaltet worden und diente nur noch als Archiv für die vielen eingelieferten Prüfungsarbeiten und die Examensverhandlungen. Der schon über 25 Jahre im Dienste der Prüfungskommission stehende bejahrte Gymnasiallehrer Eberwien leistete mir als Sekretär die wertvollste Hilfe. Bote war der alte, fast blinde Fraatz, der, wie mir [der Germanist Edward] Schroeder erzählte, in jüngeren Jahren sogar Novellen veröffentlicht und so Aufnahme in das Schriftstellerlexikon gefunden hatte.

Nach der Revolution änderte sich manches. Kurz vorher war der Titel „Prüfungsamt“ eingeführt und die Überführung des Archivs in die Räume des Gymnasiums bewerkstelligt worden. Der theologische Konvikt, der „Stille Ochse“, wurde ganz mit Studenten belegt. Die Prüfung in Religion und Deutsch für allgemeine Bildung kam in Wegfall; für mich blieb außer dem Vorsitz nur die praktische Pädagogik als Prüfungsfach übrig. Als der Krieg vorüber war, setzte eine Hochflut von Prüfungen ein. Die Kriegsteilnehmer hatten den sehnlichen Wunsch, ihre Studienzeit zum Abschluss zu bringen.

527 In unserem Leben spielte der Verkehr mit Scheidemanns und Marie Sandrock eine wichtige Rolle. Zu ihnen trat Mathilde Richter, die am besten von der alten Zeit und Annas Eltern bescheid wusste. Ab und an besuchten wir Exzellenz Planck¹, die Tante von Luise Kranold und Patin von Gustav Wagemann. Ich freute mich jedes Mal, mit der feinsinnigen, würdigen alten Dame in ein Gespräch einzutreten.

Mit Schreibers kamen wir ab und an zusammen und tauschten dann Ilfelder Erfahrungen aus; ihr ältester Sohn, der 1917 ins Feld rückte, ist auch nicht mehr zurückgekehrt. Von pensionierten Amtsgenossen, die ich zuweilen sah, sind Roesner-Northeim, Dieck-Verden, Ahrens-Göttingen zu nennen. Unser Hausnachbar war der alte General v. Wülfingen auf der einen Seite, dem seine Tochter den Haushalt führte. Seine beiden verstorbenen Frauen, zwei Schwestern, waren Jugendbekannte von Anna gewesen. So bahnte sich ein Besuchsverhältnis zwischen uns an, das, denke ich, beiden Teilen Freude gemacht hat. Gegenwart und Vergangenheit, äußere und innere politische Verhältnisse, Sorgen der Nahrung und die persönliche Sicherheit wurden eingehend erörtert. Das andere Nachbarhaus gehörte dem Corps der Westfalen, war lange Zeit verödet, bis endlich zu unserer Freude die grün-weiß-schwarzen Mützen und Bänder wieder auf dem Plane erschienen. Das Singen an den Kneiptagen hat uns niemals gestört. Gegenüber meinem Studierzimmer hausten die Lüneburger in eigenem Heim. Auch ihnen können wir nur Gutes nachsagen.

Über uns wohnte der Besitzer der akademischen Buchhandlung, Reber, ein Württemberger, ausgesprochener Alldeutscher. Wir wären mit ihm vielleicht in nähere Beziehung getreten, wenn uns nicht seine als Hausfrau gewiss sehr tüchtige, aber im Umgang für uns anfangs weniger genießbare Gattin abgeschreckt hätte. So blieb es bei gelegentlichem gegenseitigen Sichaushelfen. Rebers einziger Sohn war im Beginn des Krieges gefallen, die Tochter heiratete den in Reinhausen ansässigen Rechtsanwalt Ackermann. Von den im Erdgeschoss aufeinander folgenden Familien Predeck, v. Stutterheim und Beutin, sind wir nur mit der letzteren in engere Verbindung gelangt.

528 Frau Beutin, die Wittwe eines im Kriege gefallenen Oberförsters, war die Tochter des bekannten Herausgebers englischer Texte, Lehrbücher und Grammatiken Dubislav, in Charlottenburg. Sie war mit ihren beiden Knaben Heinz und

¹ offenbar die Witwe des Göttinger Juristen Gottlieb Planck (1824-1910, „Vater des BGB“)

Kurt - ihre blinde Tochter war in einer Anstalt untergebracht - nach Göttingen gezogen, um hier namentlich philosophische und historische Vorlesungen zu besuchen. Ihre Ausbildung stand mit ihrer Begabung auf gleicher Höhe; außer Englisch, Französisch und Italienisch hatte sie bei ihrem Vater Latein und Griechisch gelernt. Im Mittelpunkt ihrer geistigen Tätigkeit stand jedoch die Philosophie. Sie trug sich mit dem Plane, später unter die Schriftstellerinnen zu gehen. Sonette, die sie mir zu lesen gab, bewiesen, dass sie nicht bloß die Form durchaus beherrschte, sondern auch über geistige Tiefe verfügte.

Die Erfahrungen des Weltkrieges hatten sie im Gegensatz zu Vater und Bruder zu einer ausgesprochenen Pazifistin gemacht. Sie wurde Anhängerin des Philosophen [Leonhard] Nelson, der sich wegen seines ausgesprochenen Defaitismus keines besonderen Rufes erfreute, aber jedenfalls ein scharfer Denker und höchst anregender Universitätslehrer war.² Als ich ihn kennen lernte, wandelte sich meine Abneigung in ausgesprochene Achtung. Durch ihn gelangte Frau Beutin zu der Auffassung, dass sich erst auf dem Wege organischer Entwicklung eine Edeldaristokratie herausbilden müsse, deren Bester würde die Staatsleitung zu führen haben, d. h., wie ich ihr mit dürren Worten sagte: Freie Bahn dem Tüchtigen, und Nelson als der Tüchtigste an die Spitze des Ganzen! Denn die Hausfrauentätigkeit lag ihr weniger, doch ließ sie es nie an Sorge für ihre sehr begabten Jungen fehlen. Ferner Stehende haben sie wohl oft hart beurteilt. Wir gewannen die offene, gutartige, vertrauende, durchaus zuverlässige Frau bei genauerer Kenntnis ihrer Eigenschaften immer lieber.

529 Neue Bekanntschaften anzuknüpfen habe ich vermieden. Ich lehnte es ab, mich einem Abendschoppen anzuschließen oder in die Union [?]³ einzutreten. Dem Alkohol in jeglicher Gestalt hatte ich schon beinahe entsagt, in rauchgeschwängerten Räumen zu sitzen vertrug ich nicht, mein eigenes Rauchen ging immer mehr zurück und hörte, als die Preise unerschwinglich wurden, fast gänzlich auf

Dagegen verging kein Tag, an dem ich nicht einen Spaziergang von ein bis zwei Stunden unternahm. An die Stelle der kalten Douchen, die ich gewissenhaft jeden Morgen seit mehr als 30 Jahren über mich hatte ergehen lassen, traten Abreibungen des ganzen Körpers, während ich in einer Schale mit lauwarmem Wasser stand, um nicht kalte Füße zu bekommen. An die Abreibungen schlossen sich, wie in allen früheren Jahren, gymnastische Übungen, das sogenannte „Müllern“. So hielt ich meinen körperlichen Stand durchschnittlich auf gleicher Höhe. Anna folgte, soweit es anging, meinem Beispiele. Die Arbeit im Hause nahm sie gründlich in Anspruch. Dem ist es zuzuschreiben, dass auch sie körperlich nicht mehr zurückging, als es eben das zunehmende Alter mit sich brachte, obwohl die Verpflegungsschwierigkeiten wuchsen. Wenn wir nach des Tages Arbeit abends trau-

² Leonhard Nelson (1882-1927) hatte 1917 den Internationalen Jugendbund gegründet und 1918-/19 der USPD an gehört. Er war übrigens Urenkel des Mathematikers Peter Gustav Lejeune Dirichlet und Rebecca Mendelssohn Bartholdys, der jüngeren Schwester von Fanny und Felix M. B.

³ Die „Akademieunion“, mit der Göttinger Akademie der Wissenschaften als einer von acht deutschen Mitglied-Akademien?

lich zusammen saßen, so las ich gerne vor, musste es aber immer von Zeit zu Zeit unterbrechen, weil meine Stimmbänder zu schwach waren.

530 Am 5. November 1916 brachten die Zeitungen die Nachricht: „Polen wird ein Königreich.“ Ich schrieb in mein Tagebuch: Ich fürchte, dass wir uns damit ins eigene Fleisch schneiden. Die ganze Idee romantischer Zauber! Ähnlich urteilten die gut deutschen Zeitungen.

In aufrichtige Trauer versetzte mich der Heldentod eines trefflichen Iffelder Schülers. Nachdem er viermal seine schweren Verwundungen ausgeheilt, aber schließlich ein verkürztes Bein davongetragen hatte, ließ er sich als Flieger ausbilden, vorher war er Kavallerist gewesen. Fritz Vollers war ein fröhlicher, tapferer, begabter Mann von hohem Idealismus; eine besonders schöne Baritonstimme zeichnete ihn außerdem aus, die von Bajohr in Ifeld vorzüglich ausgebildet worden war. Ehre seinem Andenken!

Wilhelm Sandrock hatte mittlerweile seine Mission bei Bagdad auch erfüllt und befand sich auf der Rückreise über Konstantinopel nach Kiel. Sein Urteil über die Türken war recht ungünstig; er glaubte nicht, dass wir in jenen Gegenden auf Erfolge rechnen dürften.

Mitten in die Hin- und Wiederreden über die polnische Frage fiel der Tod des hochbegabten (!) österreichischen Kaisers Franz Joseph, der treu zu Deutschland hielt. Sein Nachfolger, Kaiser Karl, machte auf den Bildern einen unbedeutenden Eindruck, seiner bigotten ganz in den Händen der Jesuiten stehenden Frau wurde nichts Gutes zugetraut. Der Verrat der tschechischen Regimenter, die mit fliegenden Fahnen zu den Russen übergegangen waren, zeigte, wie unsicher die ganze österreichische Freundschaft war. Und doch befand sich Deutschland ganz im Schlepptau des Wiener Hofes. Kaiser und Kanzler konnten sich zu einer entschiedenen Politik nicht aufraffen. Rumänien fing an zu erliegen.

531 Der Schmachtriemen musste enger gezogen werden. Milch gab es nicht oder höchstens hinten herum, Butter für die Person wöchentlich 40 g, das Gänsefleisch stieg auf 7 M das Pfund, und das alles war erst der Anfang. In Northeim waren die Verpflegungsverhältnisse besser als in Göttingen. Wir fuhren ab und an hinüber; auch Emma und die Kinder besuchten uns zuweilen.

Die fettarme Nahrung hatte bei vielen Leuten Beschwerden im Gefolge. So gingen der Frau Direktor Boesch in Hannover die Haare aus, wie mir ihr Mann erzählte, als ich am 1. November 1916 noch einmal in Hannover war. Ich hatte auf der Kommunalständischen Bank noch manches zu erledigen und sah mich bei der Gelegenheit im K.W.G. um, wo ich freudig begrüßt wurde. Einen Abend verbrachte ich in den Vier Jahreszeiten mit Fiehn, Bertram, Heynacher, Ziegler und anderen. Ersterer hatte Mühe etwas zu sehen, der Altersstar plagte ihn, Bertram war schon sehr magenkrank. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Sein Krebsleiden führte den Tod herbei. Ziegler war sehr dahinter [her], als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission auch einmal von mir einberufen zu werden, um

in diesem Amt tätig zu sein. Ich erklärte ihm aber, dass wir bei dem Stande der Dinge alles in Göttingen allein erledigen könnten.

532 Dorthin zurückgekehrt, traf ich Wilhelm Sandrock bei seiner Mutter; er war auf dem Rückwege von Konstantinopel nach Kiel und wiederholte seine abfälligen Bemerkungen über die Türken. Man könne dort unten die Deutschen in den Tod nicht leiden, weil sie keinen Sinn für Bestechungen hätten und durch ihre Ordnungsliebe lästig fielen. Auf der Heimreise hatte er in Syrien einen höchst interessanten, längere Zeit dauernden Fall eines Meteores beobachtet, worüber er der Göttinger Sternwarte Mitteilung machte. Von großem Interesse waren uns auch die Bilder, die er mitgebracht hatte.

Bethmann und der Kaiser streckten im Dezember die Friedenshand aus. Wir bezweifelten, dass die Gegner sie ergreifen würden, meinten vielmehr, dass sie darin ein Zeichen unserer Schwäche sehen müssten. Und so war es auch. Ich für mein Teil war allerdings so von unserem Endsieg überzeugt, dass ich von diesem Standpunkte aus jedes Entgegenkommen für schädlich ansah. Denselben Standpunkt vertrat Prof. Edward Schroeder, der im Dezember aus der Front zurückgekehrt war und wieder Vorlesungen hielt. Zwei Söhne von ihm lagen auf den Schlachtfeldern. Er erzählte in einem sehr fesselnden Vortrage von seinen Eindrücken in Nordfrankreich, insbesondere in Lille, wo er längere Zeit gelegen hatte, von Arbeitern und Bürgern, Hoch oder Niedrig, reichen und armen Leuten. Schlussergebnis: Alle Deutschen hätten den Eindruck, dass wir den Franzosen kulturell entschieden überlegen seien, Bauern, Arbeiter, Industrielle, Gelehrte.

Selbst die Sozialdemokraten begriffen, wie viel besser in Deutschland für den sogenannten Vierten Stand gesorgt sei und dass in Deutschland die Gleichheit vor dem Gesetz nicht so auf dem Papier stünde wie in Frankreich. Die Bevölkerung Lilles speziell sei kirchlich und royal gesinnt, leicht zu regieren und noch immer voller Optimismus über den Ausgang des Krieges. Dieser Optimismus wurde wesentlich durch das deutsche Friedensangebot gestärkt. Dass es trotz der Ablehnung unserer Anerbietungen mit den Gegnern nicht glänzend stand, glaubte ich daraus zu schließen, dass der englandfreundliche Wilson wieder auf dem Plane erschien und Vorschläge machte. Der U-Bootkrieg fing an, seine Wirkungen zu äußern.

533 Die Weihnachtstage 1916 verlebten wir bei den Kindern in Northeim, eine kleine Idylle mitten in der brandenden, brausenden Gegenwart. Leider war Emma recht angegriffen, auch Erich fühlte sich nicht wohl ohne Schlafmittel abends und ohne Opiate bei jeder Mahlzeit, die Kinder lieb und anhänglich. –

Vor Ablauf des Jahres wieder in Göttingen, wo uns der Besuch des Kollegen Kluge aus Lingen eine rechte Freude war. Er war aus dem militärischen Dienst wieder in den der Schule zurückgetreten. Das war gut bei seinen Jahren und bei seiner Disposition für Schlagfluss, dem er auch im folgenden Jahre unterlag. Bei seinem Besuch war er frisch und bester Laune und erzählte in alter jovialer Weise; nur

brach die Wehmut durch, als er von seinem gefallenem prächtigen Sohn und der Gefangenschaft seines einzigen noch überlebenden erzählte.

Zum Bezirkskommando in Göttingen gehörte seit einigen Wochen Annas einstiger Patenjunge, der jüngste Schimmelpfeng, der während des Feldzuges Major geworden war. Er hatte trotz recht schwerer Verwundungen, die ihn zeitweise mit zwei Stöcken zu gehen zwangen, seinen guten Humor behalten und versah sein recht arbeitsreiches Amt, so gut es ihm die periodisch wiederkehrenden Schmerzen erlaubten. Er blickte wie ich trotz der schweren Zeiten hoffnungsfreudig in die Zukunft und stimmte mit mir überein, dass die Berliner „Betfrau“, wie man Bethmann spottend nannte, bald abgewirtschaftet haben möchte. Unsere Aussichten stünden besser, wenn der vom Kaiser verabschiedete Tirpitz die Innen- und Außenpolitik Deutschlands lenkte. Hindenburg, Mackensen, Falckenhayn und die anderen großen Generäle hätten doch mit unserem unvergleichlichen Heere eine für Deutschland günstige Lage geschaffen.

534 Mit heißen Wünschen für einen deutschen Frieden traten wir in das Jahr 1917. Die Ablehnung unseres törichten Friedensangebotes bildete die Einleitung. - Wilhelm Sandrock ging tatsächlich nach Kiel zurück. - Unser Nachschub für das Feld machte keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Lahme und Krüppel waren unter der „Schipperkompagnie“, die mit Militärmusik am 5. Januar 1917 zum Bahnhofs geleitet wurde. Ein französischer Gefangener, der den Zug beobachtete, zog ein merkwürdig spöttisches Gesicht. - Diebstähle wurden in größerer Zahl gemeldet. Immer handelte es sich um Lebensmittel. Zur Belebung der Zuversicht veranstaltete der Alldeutsche Verband Göttingens am 15. Februar eine stark besuchte Versammlung, in der Prof. Badmeister einen eindrucksvollen Vortrag hielt über die Frage: „Wie können wir England besiegen?“

Die Hochzeit unseres Neffen Hermann Müller am 24. Januar wurde von uns willkommen geheißen. Es war Zeit, dass er das Junggesellenleben aufgab. Seine Verwundung war so weit gebessert, dass er im Innendienst verwendet werden konnte. - Dagegen war bei Erich an militärische Leistungen nicht zu denken. Wir fassten für ihn das Saathoffsche Sanatorium Stillbachhaus in Oberstdorf ins Auge, ob er dort vielleicht von dem unheilvollen Genuss der Opiate abgebracht werden könnte.

Am Abend des 31. Januar 1917 hatte ich der Einladung des Prorektors v. Hippel Folge geleistet. Etwa 40 Personen hatten sich eingefunden, zum größten Teil Universitätsprofessoren; ich verdankte die Einladung zu diesem Spitzenabend - früher war es ein galantes Essen - meiner Eigenschaft als Direktor der Prüfungskommission. Es gab Wein, Torte, Zigarren, die Unterhaltung war lebhaft. Ihren Mittelpunkt bildete die uns alle aufregende vom Gastgeber vorgelesene eben angelangte Depesche, wonach am 1. Februar der uneingeschränkte U-Bootkrieg gegen England begonnen werden sollte. Ein amerikanischer anwesender Professor, Hall, bemerkte, die unmittelbare Folge des deutschen Vorgehens würde der Abbruch der diplomatischen Beziehungen seitens des Präsidenten Wilson sein, an Krieg zwischen Deutschland und Amerika glaube er nicht. Leider war nicht bloß das

Erstere, sondern auch das Letztere die Folge. Würdelos war das Benehmen der deutschen Staatsmänner gegen den amerikanischen Gesandten Gerhard, den die Alldeutschen mit Recht als verkappten englischen Spion ansahen.

535 Der Februar brachte starke Kälte, die bei der Kohlennot umso empfindlicher war. Vielerorten zersprangen die Rohre der Zentralheizung. Wir waren dankbar, dass wir über zwei eiserne Öfen in unserer Wohnung verfügten. Deshalb konnte uns auch Hildegard für einige Tage besuchen. In Northeim hatte man die Schule aussetzen müssen.

Dass das Kind in W. Buschs „Frommer Helene“ so gut bescheid wusste, war uns gar nicht lieb und veranlasste uns, in Emma zu dringen, das von Erich gekaufte Busch-Album wegzuschließen. Es geschah, weil unsere Gründe stichhaltig waren.

Der März ließ 1917 uns wieder hoffen, obwohl die Engländer in Arabien Fortschritte aufzuweisen hatten: Der U-bootkrieg bewährte sich. Hätte man ihn doch früher begonnen! Prof. Morsbach hielt einen beifällig aufgenommenen Vortrag über England und dessen Verlogenheiten⁴, in dem er die Forderung aufstellte, dass Belgien im deutschen Machtbereich bleiben müsse. - Am 8. März starb Graf Zeppelin; ganz Deutschland trauerte um den großen Mann, und doch ist es ein großes Glück für ihn gewesen, dass er den Zusammenbruch nicht miterlebt hat. Sein Antrag zu Anfang des Krieges, mit seinen Luftschiffen England, spez. London, heimzusuchen, als man dort auf die Abwehr noch nicht eingerichtet war, wurde ihm seinerzeit vom Kaiser abgeschlagen. Es war eine von den vielen verkehrten Maßregeln S. M., der stets noch auf Einlenken Englands hoffte und darum ein zu scharfes Vorgehen ablehnte.

In Russland hatten die Niederlagen die Revolution herbeigeführt, die nach Bocké's Äußerung seit 10 Jahren schon in der Luft lag. Der schwache [russ.] Kaiser zeigte sich den Verhältnissen in keiner Weise gewachsen und dankte ab. Offenbar hatte die Entente die ganze Sache eingefädelt, weil das kaiserliche Russland drauf und dran war, mit Deutschland Frieden zu schließen.

536 Am 20. März 1917 musste sich Erich wieder einmal in Göttingen ärztlich untersuchen lassen. Wir erschrakten, als wir ihn sahen. Dazu Schüttelfrost und Fiebererscheinungen. Ich geleitete ihn selbst nach Northeim zurück. Er raffte sich so gewaltig zusammen, das er sein Heim noch glücklich erreichte. Der herbeigerufene Arzt stellte Lungen- und Rippenfellentzündung fest. Das war ein Schlag! Wie sollte er ihn überwinden mit seinem durch Opiate geschwächten Körper! Nun kamen wochenlange Krankheit, verbunden mit Trübsinn, Beängstigungen, Todesgedanken, es ging auf und nieder; Emma hatte schwere Zeit, Erich war kein gediger Kranker, das lag gar nicht in seiner Natur. Zuweilen war er ganz teilnahmslos und lächelte höchstens, wenn er die Stimmen der Kinder hörte.

⁴ zu lesen viell. auch als „Verlogenheiten“

In diesen Tagen fiel mir zum ersten Male auf, dass der kleine Fritz weder schnell laufen, noch vergnügt springen konnte. Obwohl er gut genährt aussah und auch seine Stimmung nichts zu wünschen ließ, so lag doch ein Schatten über seinem Befinden. Wir vermuteten eine Schwäche des Rückgrates. Ich nahm ihn mit zu uns nach Göttingen, um Emma etwas zu entlasten. Er fand sich schnell in die kinderlose Umgebung und blieb von Heimweh verschont. An seine Stelle trat in Northeim Erichs Mutter, die Emma in der Pflege unterstützte und sie gegen die zuweilen ungerechten Vorwürfe ihres leider oft auch gemütskranken Mannes in Schutz nahm. Seine Lungenkrankheit hatte zum Glück den Verlauf, den sie bei jüngeren Leuten zu haben pflegt. Auf Erichs inständige Bitten mussten ihm freilich die Opiate zunächst gelassen werden; der Arzt setzte in dieser Beziehung seine Hoffnungen auf das Saathoffsche Sanatorium, das Erich nach eingetretener Genesung aufsuchen sollte. Als er so weit hergestellt war, dass er reisen konnte, begab er sich dorthin und erholte sich zusehends, bis auf die Abhängigkeit von Beruhigungs- und Schlafmitteln, so dass wir aus der Sorge nicht herauskamen.

Sein Fritzchen blieb bis nach Ostern bei uns und hatte helle Freude, als wir ihn am ersten Ostertage mit nach Ballenhausen nahmen. Ich hatte einen Zweispänner gemietet und auch Elise Scheidemann zum Mitfahren veranlasst. Das war ein friedlicher, froher Tag in trüber Zeit.

537 Fritz Scheidemann hatte Urlaub, um die Frühjahrsbestellung zu besorgen, und befand sich in bester Laune; die Seinigen waren frisch und gesund und voll Freude, dass sie den Vater wiederhatten. Seine Tätigkeit in den baltischen Provinzen befriedigte ihn ungemein. Ich bekam den Eindruck, dass er der rechte Mann auf dem rechten Platze wäre. Auf dem Heimwege loderten überall die Osterfeuer. Ob sie wohl im nächsten Jahre Frieden verkündeten?

Die Kriegserklärung Amerikas nahm uns besonders in Anspruch, sowie die Verbeugungen des Kaisers vor der Demokratie. Wir meinten, dass dieses Nachgeben und Sichfügen von den Demokraten ebenso gelohnt werden würde wie von Amerika, dem man ja auch in unwürdiger Weise nachgelaufen war.

Ganz anders urteilte Kollege Duncker über den Kaiser: Er sei ein genialer Mann mit weit ausschauenden Plänen; seit 25 Jahren habe er auf die heutige Zeit hingearbeitet. Die Gewinnung von Helgoland sei nicht Ausführung einer romantischen Idee gewesen, sondern höchste Staatsweisheit usw. Er überzeugte mich nicht. Das Frymansche Buch „Wenn ich der Kaiser wäre!“ bestärkte mich in meiner Ansicht. Duncker weilte in den Osterferien bei seiner Mutter in Göttingen und überwand den Misserfolg von Ratzeburg. Dort hatte er mit P. B. Schmidt obenan auf der Liste der Direktorenkandidaten gestanden; Ersterer war gewählt worden. Seine Wahl wurde trotz Einspruches des Schleswigschen Prov. Schulkollegiums von Berlin bestätigt.

In große Betrübnis versetzte uns der Tod des Kollegen Putsche; er war zuletzt Hauptmann bei der Artillerie, ein ganzer Mann, ein tapferer Held. - die 6. Kriegsanleihe hatte noch besser Erfolg als ihre Vorgängerinnen. Das Volk glaubte noch

an den Sieg, aber die Teuerung aller Bedarfsgegenstände nahm zu. Ein Stückchen Toilettenseife kostete 3,50 M, und das Ende der Steigerung war nicht abzusehen. Diese Aussichten lösten Missstimmung aus. Diebstahl und Übervorteilung fingen an überhand zu nehmen. Sogar mit Aufständen wurde gerechnet. Erich, den ich vor seiner Abreise nach Oberbayern noch einmal aufsuchte, meinte, unsere Soldaten würden ebensowenig wie die russischen auf das Volk feuern, wenn es zu inneren Kämpfen käme.

538 Im Westen hielten die opferreichen, blutigen Kämpfe an. Die Aufrichtung Polens erwies sich immer mehr als ein Fehler. Die Aufhebung des Jesuitengesetzes wurde vom evangelischen Bunde beklagt. Die Angriffe auf Bethmann häuften sich. Das Vertrauen auf Österreich wankte. Das Wort „Friede“ war in aller Munde. Die Glocken, die ihn einläuten sollten, wurden freilich arg dezimiert. Was entbehrlich war, musste abgegeben werden, um in die Munitionsfabriken zu wandern. Die Sozialdemokraten Cohn, Scheidemann und Konsorten schürten unermüdlich, und niemand wehrte ihnen.

Was ich bei Beginn des Krieges vorausgesehen hatte, trat nun ein. Als der Aufschwung der ganzen Nation verrauscht war und die Regierung sich dauernd unfähig erwies, die Geister aufzupeitschen [!], regten sich die Mächte der Tiefe, und die sozialistischen Führer gewannen ihren alten Einfluss auf die Volksmassen wieder. Aber der Kaiser gab nach und immer wieder nach. Graf Du Moulin Eckart sagte richtig: „Wenn der König uns nicht hilft, dann helfen wir ihm!“ Ja, wenn es geschehen wäre! Im Stillen fiel hier und da die Äußerung: Wäre es nicht das Beste, wenn der ganz aus der Fassung gekommene, zu entschiedenem Entschließen unfähige Kaiser abdankte? Andere redeten von Diktatur. Diese wäre mir wohl recht gewesen, wenn sich der rechte Mann gefunden hätte.

In Italien war die 10. Isonzo-Schlacht im Gange, ohne dass Cadorna Fortschritte verzeichnen konnte. Es war Anna und mir doch interessant, dass wir diesen General und seine Familie einst in Degenbalm kennen gelernt hatten [s. §402]. In Frankreich wechselten nach Joffres Abberufung die Oberbefehlshaber. In Russland sah es trübe aus. Das Zünglein der Waage schlug zu Gunsten Deutschlands aus.

539 Während Erichs Aufenthalt in Oberstdorf, wo sein Befinden wechselte zwischen Depression und Wohlbefinden, waren wir Großeltern ab und an in Northeim. Wir studierten dabei die Charaktere und die Entwicklung unserer Enkel. Ich durchstreifte teils allein, teils mit den Kindern die schöne Umgebung. An der Erziehung derselben arbeiteten wir mit Fleiß, wenn sie es uns auch nicht gern dankten. Einmal meinte Fritzchen: „Großmutter kann wieder abreisen, Großvater mag hier bleiben.“

Tief betrückte uns der Tod des herrlichen Steinmetz. Er war nach tapferer Gegenwehr schwer verwundet in französische Gefangenschaft geraten und da den Wunden erlegen. Aus den Argonnen ist er kaum herausgekommen. - Unerwartet starb mein alter Universitätsbekannter Adolf Matthias beim Besuch seines Sohnes in

Düsseldorf, eine Leuchte auf dem Gebiete der praktischen Pädagogik. - Ich plagte mich längere Zeit mit Heiserkeit, sie wollte nicht weichen. Um Anna zu beruhigen, suchte ich den Spezialisten Prof. Lange auf. Dieser stellte fest, dass die Stimmbänder erschlafft seien, das sei bei meinem langjährigen Schulmeisterberuf und jetzigem Alter kein Wunder, ich brauchte mir keine Gedanken zu machen.

Erich kam recht erholt aus seinem Sanatorium zurück. Bei einer Besprechung teilte er meine Meinung, dass das deutsche Volk aufatmen würde, wenn plötzlich der Kronprinz ans Ruder käme, da ja an einen Diktator doch nicht zu denken sei. - Im Inneren trafen aus vielen Städten bedenkliche Nachrichten ein: Pöbelhaufen hatten in Stettin, Hannover, Braunschweig und anderen Orten Lebensmittelgeschäfte geplündert. Krankheiten flammten hier und da auf, namentlich Typhus und Ruhr. Der Sommer war sehr heiß, Darmkatarrhe an der Tagesordnung.

Während in den Städten die Verpflegung immer dürftiger wurde, reichte sie auf dem Lande gut aus. Unsere Schwägerin Marie Sandroock ging deshalb für einige Zeit in die Jüttesche Pension in Bremke. Dort war man für ein Kostgeld von 7 M täglich noch sehr gut aufgehoben. Wir besuchten sie daselbst. Bremke ist herrlich gelegen. So fiel es Anna nicht schwer, mich zu überreden, ebenfalls für einige Zeit mich in dem freundlichen Gasthause von Jütte auffüttern zu lassen. Am 11. Juli 1917 bezog ich ein behagliches Stübchen zu ebener Erde in dem Nebenhouse des Anwesens. Marie v. Hagen, geborene Strüver, Annas Jugendfreundin, mit ihrer Tochter waren Hausgenossen. Marie Sandroock war schon wieder in Göttingen. Durch Marie v. Hagen wurde ich schnell mit den übrigen Gästen bekannt, Prof. Armbronn aus Göttingen, einer Pastorenfamilie aus Lübeck u. a. Wir unterhielten uns aufs beste und waren mit der Verpflegung zufrieden. Ich streifte die Umgebung ab, die nähere und weitere, z. B. die Gleichen, den Escheberg, Pfungstblich.

540 Aber die Freude dauerte nicht lange. In der Nacht vom 13./14. ging es mir schon nicht gut, ich schleppte mich aber am 15. noch einmal in den Wald und wollte mich durch Bewegung und Sonnenschein kurieren. Es gelang nicht. Der Appetit setzte ganz aus, Diarrhoe und Erbrechen stellten sich ein. Ich ließ mich, da auch der Sonntag keine Besserung brachte, trotz Opiums und Haferschleimes, am Montag nach Göttingen zurückfahren. Anna erschrak nicht wenig. Der zu Rate gezogene Arzt stellte einen Ruhranfall fest. Pulverisierte Kohle und Tee, einschließlich Arznei, schlugen aber vorzüglich an. Das Fieber hörte auf. Nach einer Woche war der Anfall überwunden. Der treffliche Arzt, Dr. Francke, stellte seine Besuche ein.

Während meiner Erkrankung war der Reichskanzler Bethmann durch Michaelis ersetzt worden. Die Reichstagsmehrheit erließ eine törichte Friedensresolution. Die Gerüchte verstummten, dass in Berlin beinahe Revolution ausgebrochen wäre. Im Osten scheiterte die Offensive Brussilows. Russland befand sich in schlimmster Lage, die kaiserliche Familie so gut wie gefangen. Als das vierte Kriegsjahr anbrach, zog Erzberger die Aufmerksamkeit auf sich. Er wollte durch den Papst Deutschland zu einem Verzichtfrieden bestimmen. War jener „Hans auf allen Gassen“ schon verdächtig, so noch mehr die hinter ihm stehenden Ultramon-

tanen. Dazu waren die Umtriebe der verräterischen Tschechen bekannt. Ich hoffte, dass der gutbeleumdete Michaelis die uns zuträgliche Politik finden würde. Der große Walliser Lügner Lloyd-George nahm freilich den Mund sehr voll und sprach von dem Siege Englands.

Von den Enkeln war Agnes im August einige Zeit bei uns. Als ich sie zurückbrachte, besprach ich mit Erich die Lage; er sah sehr pessimistisch in die Zukunft. Viel trug dazu wohl auch sein körperliches Befinden bei. Er befand sich völlig im Banne der Narkotika, litt an Kopfweh und von Zeit zu Zeit argen Depressionen. Die Erziehung der Kinder beschäftigte uns eingehend, besonders Hildegards, die neben vielen reizenden Eigenschaften über ein tüchtiges Maß an Eitelkeit und Ich-sucht verfügte.

„Wenn doch Michaelis den ganzen Reichstag zum Teufel jagte!“, so lautete unser Herzenswunsch, damit der sogenannten Parlamentarisierung ein Ziel gesetzt würde und statt der „Berliner Schwatzbude“ ein fester Wille die Regierung in die Hand bekäme. Die Friedenssehnsucht des Reichstages schadete uns, so viel war doch jedem klar, der sehen wollte.

541 In Hannover verstarb Ende August plötzlich der wackere Prof. Koehler. Er hatte von seinem Ruhestande nicht viel gehabt. Ich bewahre ihm ein treues Andenken. Er stand mir während meines hannoverschen Direktorates mit Rat und Tat zur Seite. Er war ein gewandter Redner und wissenschaftlich sehr tüchtig, wie seine „Geschichte von Braunschweig-Lüneburg“ beweist. Sein Misstrauen gegen einen vom Papst inaugurierten Frieden stand hinter dem meinigen nicht zurück. Bald stellte sich auch heraus, dass England, der spiritus rector unserer Feinde, nichts davon wissen wollte. Damit war die Sache erledigt. - Kollege Bocké schrieb aus Friedberg i. d. Neumark einen freudigen Brief, als Anfang September Riga endlich in unsere Hände gefallen war. Nun konnte er darauf rechnen, dort wieder nach seinem Hab und Gut nachzusehen, das er 1914 über Hals und Kopf im Stich gelassen hatte.

Von Northeim aus besuchte ich im September 1917 mit Emma zusammen unser liebes Ilfeld auf und frischte dort längst hinter uns liegende schöne Tage wieder auf. In Sachswerfen holte uns Frau Prof. Meyer, geborene Mariechen Bajohr, ab. In herrlichem Sonnenschein wanderten wir durch die Felder dem Flecken zu. Der Erste, der uns begegnete, war der Klosterdiener Ziegenbein mit seiner Frau. Aus der Unterhaltung mit ihm citiere ich den einen Satz: „Wenn die Schüler früher das Essen erhalten hätten, das sie jetzt bis auf den letzten Löffel aufessen, so würden sie es uns ins Gesicht geschleudert haben.“ Das bringt der Krieg fertig.

Im Kloster suchte ich Schreibers Nachfolger Wendland auf, einen stattlichen Mann von gewinnendem Wesen. Er wie seine gewandte Gattin bewillkommneten mich aufs freundlichste. Als eifriger Turner hatte Wendland meine unter Schreiber zurückgetretene Stiftung wieder zu Ehren gebracht. Mittags waren wir zu Tisch bei den gastfreien Paul Meyers, wo auch Emma aufgenommen war, während ich in der „Linde“ wohnte. Die Unterhaltung war sehr lebhaft. Meyer bewies

sich als begeisterten Anhänger des verflissenen Bethmann, Gegner von Tirpitz, dem er gar nichts zutraute, und ausgesprochenen Pessimisten. Von dem neuen Direktor Wendland und seiner Frau und war er nicht sehr erbaut, er warf ihnen Günstlingswirtschaft vor, jedenfalls Bevorzugung derjenigen Schüler, die sich ihnen anzuschmiegen wussten.

542 Nach dem Kaffee war ich mit Emma an unseren Gräbern in leidvollem Gedenken. Dann gingen wir über den Burgberg und schließlich zum Eichberge; da sahen wir in der Weidentalswiese einen Mann mit zwei Stöcken dahinwanken und schließlich auf einer Bank ausruhen. Es war Freund Bajohr, ein mitleiderweckender Anblick. Wir eilten hin. Die Freude des Wiedersehens war groß. Der Ärmste kam von Dr. Blumenthal, der ihm zur Linderung der unerträglichen Schmerzen wie fast alltäglich eine tüchtige Morphiumeinspritzung gemacht hatte. Ich führte ihn, da er kaum gehen konnte, nach Haus. Frau Bajohr empfing uns in alter Güte und berichtete uns gleich aus dem eben eingelaufenen Briefe ihres verwundeten Sohnes Hans, Hauptmanns bei einem badischen Regimente, dass er glücklich von Lemberg in Berlin angekommen sei und dort aufs beste gepflegt werde. Den Abend verbrachten wir bei den prächtigen Meyers in angeregter Unterhaltung. Die beiden Söhne und das niedliche Töchterlein waren zutraulich und natürlich.

In der „Linde“ hatte ich gutes Unterkommen und entsprechende Verpflegung gefunden. Der andere Morgen gehörte Ifeld und dem Tale bis hinauf zum Netzkafer. Ich unterhielt mich mit dem Klosterdiener, wurde ein Stück Weges vom Amtsgerichtsrat Dunkelberg begleitet und über die augenblickliche Lage des Kreises Ifeld aufgeklärt. Besuche bei Frau Dr. Gerlach, Frau Rasch und Bajohr füllten dann die Zeit bis Mittag aus; Letzterer lud zu einem Glase Wein nach dem Abendessen ein. Nachmittags wanderte ich mit Emmchen und Mariechen über den Hohnstein nach Neustadt, ihrer Kinderjahre gedenkend. Der Wald war entzückend schön. In Neustadt beim Kaffee wurde ich von einem Unbekannten - so schien es mir - Herrn angeredet. Es war Kollege Gebensleben, den die schmale Kost der Kriegszeit abgemagert hatte.

Abends wartete unser noch eine große Freude. Dora Schimmelpfeng, die mich hatte vorübergehen sehen - sie war bei einer Freundin zu Besuch - hatte an H. F. Müller telegraphiert. Dieser war schleunigst von Blankenburg herübergeeilt. Wir feierten bei den gastfreien Bajohrs noch einmal einen Ifelder Abend aus alter Zeit. Außer Müller, Dora und uns waren noch Meyers und Frau Rasch anwesend. Bajohr vergaß zeitweise seine peinigenden Schmerzen, es wurden Gesundheitien ausgebracht, wir alle kamen für einige Stunden über die Not der Gegenwart. Im Stillen sagten wir uns, dass dies die letzte frohe Zusammenkunft sein dürfte. H. F. Müller war sichtlich gealtert und angegriffen, Bajohr schwer krank, ich den Siebzigern bedenklich nahe gekommen. Und so ist es auch gewesen.

543 Ich teilte in der „Linde“ mein Zimmer mit dem lieben Freunde. Der nächste Morgen, ein herrlicher Herbsttag, erlaubte uns, den Kaffee in der Gartenlaube einzunehmen mit dem Ausblick auf den Herzberg, eine schöne, erinne-

rungsreiche Stunde. H. F. Müller sah matt aus den Augen, sein rechter Arm war nicht recht gebrauchsfähig, sein Geist aber war frisch. Ich staunte, wie tief er sich wieder in Plotin eingearbeitet hatte und was für neue Probleme ihn beschäftigten. Die Verlobung seines Wolfgang mit seiner Jugendliebe, seines Schwiegersohnes Rudolf Schimmelpfengs Haushalt und Leben, die Verhältnisse seines anderen Schwiegersohnes, des Direktors Lautenschläger in Worms, u. a. kamen zur Sprache. Dann besuchten wir zusammen unsere Gräber, das Kloster, den Gänseschnebel und nachmittags die „Einnahme“, woselbst wir mit den uns bekannten Ifelder Familien gemeinsam Kaffee tranken. Den Abend brachten wir beiden alten Freunde allein in herrlichster Unterhaltung in der „Linde“ zu.

Superintendent Cohrs hielt am folgenden Tage, es war ein Sonntag, eine treffliche Predigt von der rechten Dankbarkeit anlässlich des Falles von Riga. Mittags brachte die Lindewirtin trotz der Kriegszeit ein gutes Essen auf den Tisch, sogar Vanilleeis, und die Flasche Niersteiner für fünf Mark war nicht übel. Ich erwähne dies, weil in den nächsten Jahren die Preise unheimlich emporschnellten, so dass man für 3,50 M, den Preis unseres damaligen Mittagessens, eben noch eine Zigarre erhielt.

Nachmittags schlossen wir uns der Familie Paul Meyer und unserem Emmchen an und tranken nach einer erquickenden Wanderung über die Ochsenwiese unseren Kaffee auf den Braunsteinhäusern. H. F. Müller war ganz entzückt, alles noch einmal zu sehen, er sprach es aus, dass er hier zum letzten Male sei. Die Unterhaltung bewegte sich viel auf dem Gebiete der Politik. P. Meyer blieb der unverbesserliche Pessimist: „England siegt zum mindesten politisch, wenn wir Deutschen auch militärisch die Oberhand behalten sollten. Bethmann war ein genialer Politiker. Tirpitz ist ein solcher Bramarbas!, die Aufrichtung Polens lediglich das Werk Hindenburgs und Ludendorffs.“ In diesen Gedankengängen bewegten sich seine Ausführungen, so dass ich Mühe hatte, die Geduld zu bewahren. Leider hat ihm der Ausgang des Krieges in Bezug auf England Recht gegeben. Der Pessimist ist in seinen Voraussagungen stets besser daran als der Optimist. Gehen Sie nicht in Erfüllung, dann grämt er sich nicht, und die anderen haben sie vergessen oder freuen sich, dass sie richtig gesehen haben. Bewahrheiten sie sich, so kann er sich in die Brust werfen: „Hab´ ich es nicht gleich gesagt?“

544 Ein freundlicher, behaglicher Abend im gastfreien Meyerschen Hause schloss den Tag. Am anderen Morgen stieg ich noch einmal mit dem lieben H. Friedrich zum Herzberg empor. Wie idyllisch lag das Kloster zu unseren Füßen, wie ernst grüßte der Kyffhäuser aus der Goldenen Au! Dr. Blumenthal feierte den 80. Geburtstag. Wir gratulierten. Eine Tochter von ihm war durch den Krieg Wittwe geworden und wohnte bei den Eltern, sein Sohn Paul stand als Arzt im Felde und sollte sein Nachfolger werden. Die Abschiedsstunde kam. Freund Bajohr litt sichtlich. H. F. Müller reiste um 4 nachmittags nach Blankenburg zurück, ich wanderte mit Emma und ihrer Freundin nebst ihrem ältesten Sohn wieder durch die Felder nach Sachswerfen, dort trennten wir uns.

Zum Abendessen fanden wir den Tisch bei Erich [in Northeim] gedeckt. Ihm selbst ging es nicht gut. Depressionen hatten ihm stark zugesetzt. Der Gedanke an ein vorzeitiges Ableben fing an, sich zu einer fixen Idee zu verdichten. Dann folgten wieder bessere Tage. Die Gefangennahme seines Freundes Schübeler durch die Franzosen beunruhigte ihn jedoch.

In Göttingen fand ich die Nachricht vor, dass von Georg Schimmelpfengs beiden im Felde stehenden Söhnen der jüngere beim Sturm auf Riga eine bedenkliche Wunde davongetragen habe. Glücklicherweise erwies sie sich schließlich nicht als gefährlich.

545 Sehr beschäftigte mich die Gründung der Vaterlandspartei. Kollege Dierk leitete sie in Göttingen in die Wege. An meinem Geburtstage wurde eine Ortsgruppe gegründet. Ich hatte schon vorher den Aufruf mit unterzeichnet. Geh. Konsistorialrat Prof. Mirbt⁵ trat an die Spitze. Sein Weckruf sollte durchs Volk gehen und die müde werdenden Glieder zu neuem Widerstande stählen. Seit meiner Übersiedelung von Hannover hatte ich mich als Mitglied des Alldeutschen Verbandes einschreiben lassen, weil ich - und ich bin es jetzt noch - der Überzeugung war, dass ein gutes Ende des fürchterlichen Krieges nur zu erzielen sei, wenn innere und äußere Politik nach den Grundsätzen des Verbandes geführt würden. In Hannover war ich nicht beigetreten, weil einzelne mir bekannte Mitglieder des Verbandes, z.B. Fuhrmann, zu exzentrisch und unüberlegt waren. Je mehr ich aber die Ausführungen des trefflichen [Heinrich] Class⁶ kennen lernte, umso mehr überzeugten sie mich. An den Sitzungen der Göttinger Ortsgruppe des Verbandes habe ich mich nicht beteiligt, weil dabei Biertrinken und Rauchen nicht zu vermeiden war, was ich beides nicht vertrug.

Die Gründung der Vaterlandspartei erwies sich als ein Schlag ins Wasser. Die Angriffe auf sie hagelten nur so. Sozialisten, Centrum, Pazifisten, Juden wollten ja insgesamt nur ihre Parteisuppe kochen. Ein Sieg Deutschlands durchkreuzte ihre Pläne. Der jüdische Professor der Jurisprudenz in Göttingen, Hatschek, äußerte öffentlich, es käme gar nicht so sehr darauf an, dass Deutschland die Oberhand behielte, als vielmehr darauf, dass die Regierung, wie sie jetzt sei, beseitigt würde. Mein bisher zurückhaltender Antisemitismus wurde durch solche Erfahrungen bestärkt. Die von Theodor Fritsche⁷ im „Hammer“⁸ vertretenen Ansichten erhielten meine Zustimmung. Trotz alles Überschwangs, der zuweilen hervortrat, imponierte mir die kraftvolle Art, mit der er für seine Ideen eintrat. Der Kampf gegen den Kapitalismus, Parlamentarismus, Demokratie und andere [krankhafte] Auswüchse eines gesunden Volkslebens zeugte von bester deutscher Gesinnung.

⁵ Der Kirchenhistoriker und Missionswissenschaftler Carl Mirbt (1860-1929)

⁶ s. §458

⁷ Theodor Fritsch (1852-1933), militanter Antisemit, jahrzehntelang politisch und publizistisch tätig. Der u. a. 1911 von ihm gegründete „Reichshammerbund“ war Vorläufer des „Germanenordens“ und der „Thule-Gesellschaft“. (Nietzsche bezeichnete übrigens ihn und seine Gesinnungsgenossen als „Gesindel“.)

⁸ Die Zeitschrift „Der Hammer – Blätter für deutschen Sinn“ erschien von 1902-1940 im von Theodor Fritsch gegründeten „Hammer-Verlag“.

Dass die Juden nur den ihrer Kopffzahl entsprechenden Anteil an der Leitung des deutschen Volkes haben dürften, war eine Überzeugung, die mich längst vor der Begründung der Deutschnationalen Partei beherrschte.

Statt der freikonservativen „Post“⁹ war die „Deutsche Zeitung“¹⁰ mein Lieblingsblatt geworden. Sie schoss zwar auch zuweilen über das Ziel, hielt aber das deutsche Banner furchtlos hoch. Der neue Reichskanzler Michaelis erwies sich als ephemere Größe.

546 Wilhelm Sandrock, der bei seiner Mutter zu Besuch war, kolportierte Äußerungen von Hindenburg, im November würde England erledigt sein, und ernste Worte, an Erzberger und Scheidemann gerichtet, er würde sie aufs rücksichtsloseste behandeln, wenn sie sich unterfingen, die Arbeiter aufzuwiegeln. Leider war die Aufwiegelung schon in vollem Gange.

Tante Marie [Sandrock] bezog zum Herbst eine sehr freundliche und ihr zusage Wohnung im Alten Stegemühlenweg statt der unzulänglichen Behausung in der Reinholdstr. Sie hatte auch längere Zeit Besuch von Fritzens Wittwe Olga, die in kindlichster Weise für sie sorgte, eine große Hilfe bei der immer mehr zunehmenden Lebensmittelknappheit. Es war der berüchtigte „Steckrübenwinter“. Auch wir aßen dreimal in der Woche aus der Volksküche, in der Hoch und Niedrig gemeinsam speiste. Die Kohlennot ward größer. Wir konnten die Zentralheizung nicht mehr im Gange erhalten. Wie uns erging es ungezählten anderen. Die Familien saßen alle in einer Stube zusammengedrängt beieinander.

Eine bedenkliche Nachricht brachte uns Ende Oktober 1917 Bertha v. Uslar. Die Stimmung gegen den Kronprinzen sei im Wachsen; er lebe, als ob es keinen Krieg gebe, im Überfluss, und selbst die holde Weiblichkeit fehle nicht. - Annas Jugendfreundin, Gustchen v. Uslar, schloss in diesen Tagen ihr gesegnetes, arbeitsreiches Leben.

Siege über die Italiener leiteten das 400-jährige Jubiläum der Reformation ein; aber für uns Evangelische war es eine bittere Pille, dass der Kaiser in Hertling einen strammen Centrumsmann als Nachfolger von Michaelis gewählt hatte. An der eindrucksvollen Universitätsfeier nahm ich selbstverständlich teil. Geheimrat Mirbt sprach sehr gut über die Entwicklung des Einheitsgedankens im Protestantismus. Eine besondere Freude war es für Anna und mich, dass bei dieser Gelegenheit auch Pastor Freytag in Ilfeld honoris causa zum Doctor theologiae ausgerufen wurde. - Unserer Tochter Geburtstag [29. Oktober] hatten wir sehr harmonisch in Northeim mitgefeiert.

547 Ein Nachklang des Reformationsfestes war ein von Prof. Voigt am 4. November veranstaltetes Bachkonzert in der Universitätskirche. Bemerkenswert erschien mir ein Aufsatz in der Vossischen Zeitung, der eine Militärdiktatur Hin-

⁹ „Die Post“ war die traditionelle Zeitung der Freikonservativen Partei des Kaiserreichs, die 1910 auf die alldeutsche Linie einschwenkte

¹⁰ Organ des Alldeutschen Verbandes

denburg-Ludendorff für erwünschter bezeichnete als eine absolute Herrschaft Hertlings. Ach, wäre es doch zu dieser Diktatur gekommen! Unendliches Leid wäre unserem Vaterlande erspart geblieben.

Die russische Proletarierrevolution, die damals reißende Fortschritte machte, wurde von mir und vielen anderen nur als ein Schlag für [d. h. gegen] England angesehen. Wir ahnten nicht, welche Fülle von Unheil sich daraus auch für uns entwickeln sollte. Die Rede des Kieler Prorektors Harms „Die Gegner und wir im Spiegel der Kriegslage“ erhöhte allenthalben den Mut. Ich ließ mir eine Reihe von Exemplaren durch Wilhelm Sandrock schicken und verteilte sie. In der Kaiserhalle hielt [der Kolonialwissenschaftler] Prof. [Ernst Albert] Fabarius einen die Zuversicht stärkenden Vortrag über den U-Bootkrieg; nur Sozialdemokraten erhoben gegen seine Ausführungen Widerspruch. Ich teilte seine Ansicht, dass der U-Bootkrieg viel früher hätte einsetzen müssen. Die Kaiserhalle selbst war ungeheizt und schlecht beleuchtet. Es fehlte eben an Kohle. Die Ernährung der Massen wurde schwieriger, Murren machte sich allenthalben vernehmbar. Die parteiischen Bestrebungen der Sozialdemokraten grenzten an Hochverrat.

Zu der Sorge um das Vaterland gesellte sich bei uns die Sorge um Erich, der mehr und mehr dem Genuss der Schlaf- und Betäubungsmittel anheim fiel. Er bannte damit die nach den Mahlzeiten auftretenden Unterleibsbeschwerden, den mangelnden Schlaf und die ihn heimsuchenden Angstzustände. Obgleich er sich bewusst war, dass das schließliche Ergebnis schlimm sein müsse, konnte er doch von diesen Sorgenlösern nicht lassen.

Otto und Fritz Scheidemann waren wieder einmal auf Urlaub und berichteten wenig erbauliche Dinge von den österreichischen Bundesgenossen. Aus dem Baltikum trafen Lebensmittel ein, die Fritz besorgt hatte, und hoben für einige Zeit unseren standard of live [sic]. Am 1. Dezember 1917 hielt der [Keltologe] Prof. Kuno Meyer einen höchst lehrreichen Vortrag über Irland, die Irländer und ihr Verhältnis zu England. Wir erfuhren, wie auch dort der Kaiser nachgegeben habe, so dass das bereits begonnene Anlaufen Irlands durch unsere Dampfer wieder rückgängig gemacht worden sei. Casements Tod infolge amerikanischen Verrates u. a. kam mit zur Sprache.

548 Duncker besuchte uns vor Weihnachten und erzählte von dem Tode des tapferen Oberrealschuldirektors Haynel aus Linden, der seinen Wunden in der Heimat erlegen war. Meine Nachfolger Boesch würde mehr und mehr anerkannt, nachdem man seine Art, sich zu geben, besser verstünde. Tief betübte uns das Ableben Konrad Schneiders, der am 12. Dezember als ein Opfer der Ernährungsschwierigkeiten in Stettin starb. Ein gelehrter Jurist ging mit ihm dem Vaterlande verloren. In unserem Hause segnete Frau v. Stutterheim die Zeitlichkeit, Gatte und Sohn waren ihr vorangegangenen, beide für das Vaterland gefallen.

Die „Deutsche Zeitung“ behauptete, wir hätten im September dicht vor einem Elendsfrieden gestanden. Ein Kand. Klein schrieb mir aus Flandern, dass die Stimmung der gemeinen Soldaten recht schlecht sei und dass Selbstsucht vieler

Offiziere die Unzufriedenheit verstärkte. Der sogenannte Scheidemann-Frieden wurde viel besprochen. Wir Alldutschen konnten solche Gedankengänge einfach nicht verstehen; sie erschienen uns als Vaterlandsverrat.

Vor Ablauf des Jahres besuchte uns der greise Pastor Freytag, der sich bei der theologischen Fakultät für den verliehenen Doktorhut bedankte. Er erzählte von Bajohrs 50-jährigem Ilfelder Jubiläum und dem bemitleidenswerten Zustande, in dem sich unser alter Freund befände. - Das Weihnachtsfest erlebten wir bei den Kindern in Northeim, schöne, trauliche Tage. Bei Erich wechselten gute und schlechte Stunden; oft war er anregend und umgänglich wie in seinen besten Tagen, dann wieder niedergeschlagen und fassungslos. Das Versprechen, sich die Opiate abzugewöhnen, hat er mehr als einmal gegeben. Aus eigener Kraft war er nicht im Stande, es zu erfüllen.

In Brest-Litowsk wurde mit den Russen verhandelt, der unglückliche russische Kaiser war nach Sibirien abgeschoben.

Göttingen, 1918

549 Das Jahr 1918 hielt Einzug. So kümmerlich die Ernährungsverhältnisse auch waren, so riesengroß die Zahl der Toten, so hielten wir Patrioten doch fest an der Hoffnung auf einen deutschen Frieden. Hindenburg verhieß den Endsieg uns, falls wir durchhielten. „Nicht Pessimismus, nicht schwächlicher Optimismus sondern fester Wille und tatkräftiges Handeln ist im neuen Jahre für gute Protestanten und Deutsche die Losung“, predigte Pastor Ködderitz am Neujahrstage der horchenden Gemeinde in der Johanniskirche. Die guten Protestanten und vaterlandsliebenden Deutschen waren leider in der Minderzahl. Da halfen auch nicht so fesselnde Ansprachen, wie sie der Landrat Rogge-Potsdam im Namen der Vaterlandspartei in der Kaiserhalle hielt.

Otto Scheidemann schrieb aus dem Westen, dass hinter der Front mächtig gedrillt würde, Fritz aus dem Nordosten sehr zuversichtlich und Frieden in Aussicht stellend. - Am 3. Januar 1918 beschloss Annas Kusine Betti Rothfuchs mit 81 Jahren ihr gesegnetes Leben in Burgsteinfurt bei ihrem Sohne.

Kollege Duncker, der uns wieder einmal besuchte, bedauerte Bethmanns Rücktritt und beurteilte die politische Lage ähnlich wie Paul Meyer. Morsbach, Seelhorst, Mirbt agitierten in einer von der Vaterlandspartei berufenen Versammlung für einen „deutschen Frieden“, spez. Rückerstattung der Kolonien, wobei gegen die Beteiligung der Farbigen in Europa protestiert wurde. Das Schlussergebnis war eine Depesche an den Kaiser. Von Erzberger wurde kolportiert, er sei beim Kronprinzen gewesen und habe ihm gedroht, dass er nicht auf den Thron kommen werde, wenn nicht die demokratische Richtung in Deutschland weiter eingehalten würde. Irgendwelcher [jedweder] Schneid fehlte in den oberen Regionen. Die allgemeine Auflösung der Ordnung in Russland schien lähmend zu wirken.

Erich, den ich bei einem Besuche in Northeim wieder etwas wohler traf, urteilte höchst pessimistisch. - Die Sozialdemokraten zeigten immer stärker drohende Haltung, in Wien war es sogar zu einem Generalstreik gekommen. Ich betonte an Kaisers Geburtstag: „Herr, gib ihm ein weises Herz und königliche Gedanken!“, weil ihm beide Eigenschaften fehlten. Wer ahnte, dass es die letzte Feier dieser Art war? - Die gelehrter Rede, die der Physiologe¹ in der Universitätsaula hielt, ist wohl nur von einem kleinen Teil der Zuhörer verstanden worden. „Unsere Feinde setzen jetzt alle ihre Hoffnungen auf einen deutschen Bürgerkrieg“, schrieb ich am 29. Januar in mein Tagebuch, indem ich die schwächliche Haltung der Regierung gegenüber den sich merklich machenden Streikbewegungen beklagte. Festes Zufassen wäre am Platze gewesen und Ludendorff als Diktator. - Der wakkere hannoversche Kollege Mackensen wurde in diesem Monate abberufen.

¹ Name fehlt, viell. der zuvor erwähnte [Prof. Conrad v.] Seelhorst, Pflanzenbauwissenschaftler (und als solcher „Physiologe“) in Göttingen

550 Die unzureichende Ernährung machte sich bei den jüngsten und bei den ältesten Menschenkindern besonders bemerklich. Steckrüben in Hülle und Fülle, Brot und Fett spärlich zugemessen, Fleisch nur andeutungsweise. Dazu Kohlenmangel. Zum Glück hatten wir einen milden Winter. Eine Rolle Zwirn, die ehemals 30 Pfg. kostete, wurde mit 6 M bezahlt; sie sollte in den nächsten beiden Jahren auf 20 M steigen. Überall machte sich der Wucher breit, die Preise stiegen von Woche zu Woche.

Von Hans Scheidemann, der in China interniert war, trafen günstige Nachrichten ein. Es gelang unseren Feinden nicht, die chinesische Bevölkerung gegen uns aufzuwiegeln. Umso mehr glückte es den Sozis, ihre in Russland zum Siege gelangte bolschewistische Gesinnung unter den Massen bei uns zu verbreiten, wie eine von dem Sozialdemokraten Brey in Göttingen abgehaltene Versammlung zeigte. H. F. Müller war voller Ingrimm gegen unsere Staatslenker in dem Briefe, in dem er mir die Verheiratung seines Wolfgangs anzeigte. Hinter dem Frieden mit Russland vermutete ich von vornherein allerhand Tücken, hoffte aber, dass eine hohe Regierung dem Juden Trotzki nicht allzu großes Vertrauen schenken werde. Die Rede des Kaisers in Homburg war alles andere als anfeuernd und markig, Ludendorff wurde darin gar nicht erwähnt. Eine Hetze gegen den genialen Mann war im Gange. Die Hungersnot nahm zu; sie sollte allerdings unsere Feinde ebenfalls heimsuchen, hieß es. In Göttingen wurden über hundert Berliner Sozi eingekleidet und dem stramm konservativen Prof. [Hugo] Willrich zur Ausbildung überwiesen.²

Im Februar betrückte uns der Tod der charaktervollen, hoch beanlagten, in vollstem Sinne liebenswürdigen Gerta v. Wille, der wertvollen Stütze ihrer leidenden Mutter. Die Grippe zog durchs Land. Der Herzog von Mecklenburg-Strelitz starb in dem gleichen Monat; man hörte, er sei freiwillig aus dem Leben geschieden. „Der Kaiser ist der großen Zeit nicht gewachsen“, bemerkte ich am 26. Februar in mein Tagebuch nach einer lauwarmen Rede des Reichskanzlers v. Hertling. Der Reichskanzler-Schelm Erzberger hielt Hetzreden im Reichstage.

551 Otto Scheidemann war voll Bewunderung über die vorzüglichen Vorbereitungen Ludendorffs und meinte, der nächste deutsche Schlag auf den Feind müsse vernichtend für diesen sein. Bocké schrieb mir, nach dem Zerfall Russlands sei Österreich zur Aufteilung reif, Hilfe hätten wir doch nur wenig von ihm gehabt.

Die Stimmrechtsfrage wurde auf einmal akut, als ob wir in der Zeit höchster Not nichts Besseres zu verhandeln gehabt hätten. Dass erst der Sieg zu erringen sei, ehe die Fragen der inneren Politik an die Reihe kämen, war der Mehrheit des Volkes nicht einzuwämmern. Die Parteihäupter in erster Linie dachten nur an ihre Par-

² Was für eine Ausbildung? Wahrscheinlich zur Reserve für die Front, und zwar durch eine einschlägige Persönlichkeit: Der Althistoriker Hugo Willrich (1867-1950), Kriegsteilnehmer von 1918, war nach Verwundung an die Universität zurückgekehrt, wo er 1917 (endlich) ordentlicher Honorarprofessor geworden war. Er war strammer Deutschnationaler und Antisemit, Göttinger Mitgründer der dortigen Ortsgruppe des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes.

teiiinteressen. Die Nationalliberalen befürworteten das allgemeine, gleiche Wahlrecht auch für Preußen und verließen z. T. unter Stresemanns Anführung den Alldeutschen Verband, weil dieser aus seinem Antisemitismus kein Hehl machte, auch in der Stimmrechtsfrage anderer Meinung war.

Ich hätte mich für das allgemeine Wahlrecht nur in dem Falle erwärmt, dass das wahlberechtigende Alter mit dem 30. Lebensjahre begonnen hätte. Tatsächlich gibt diese „demokratische“ Einrichtung den Unverständigen eine Überlegenheit, die zum Schaden ausschlagen muss, weil demagogische Hetzer die Masse viel leichter zu beeinflussen vermögen als besonnene Staatsmänner. Alles dies geschah aus Angst vor der Sozialdemokratie, mit der der Kaiser bei seinem Regierungsantritt allein fertigzuwerden sich vermaß. Die Lieblinge des Kaisers erwiesen sich als höchst unzuverlässige Staatsbürger, obenan der [ehem. deutsche Botschafter in London] Fürst Lichnowski, dessen Denkschrift [Meine Londoner Mission 1914-18] nur dem Feinde von Nutzen war. Es war kein Geheimnis, dass nur diejenigen Botschafter sich halten konnten, die allein das berichteten, was man in Berlin hören wollte.

552 Ende März atmete noch einmal alles auf, und Flaggen schmückten die Häuser. Es war der letzte große Sieg, den der geniale Ludendorff erfocht. Wir hofften, dass bei unseren Gegnern die Sache ins Rutschen gekommen sei - so lautete eine Hindenburgsche Redewendung.

Die Todesnachrichten füllten wieder die Spalten der Zeitungen; die Beschießung von Paris durch ein Geschütz von 120 km Tragweite erregte das größte Aufsehen. „Deutsches Volk, in tausend Jahren kommt dir solch ein Frühling nicht.“ Und doch sollte ein Frost alle Blüten vernichten und auf die hohe Freude der jähste Sturz folgen. Unser lieber Freund H. F. Müller verlor auch seinen zweiten Sohn Wolfgang, den jungen Ehemann; ein Kopfschuss hatte ihn hingestreckt, als er seiner Kompanie voranstürmte. „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden“, schrieb der tiefgebeugte Vater an uns.

Acht Tage später meldete mir Heynacher den Tod seines Rudolf, meines Patenjungens. Er war am 31. März gefallen, als er freiwillig die Führung einer Offizierspatrouille übernommen hatte. Rudolf war der begabteste der 10 Geschwister, hatte bereits juristische Preisaufgaben gelöst, das erste Examen hinter sich und trug sich mit dem Gedanken, sich in Göttingen als Privatdozent zu habilitieren. Nun lag er in französischer Erde.

Zu diesen Trauerbotschaften trat bei uns die immer stärker wachsende Sorge um Erich. Der fortgesetzte Gebrauch der Schlafmittel und Beruhigungsarzneien führte zu dem befürchteten Zusammenbruch. Ich fand ihn völlig aufgelöst. „Helft mir, ich will alles über mich ergehen lassen.“ Die Misshandlung des Körpers rächte sich. Erich gab zu, dass er durch die übermäßige Anwendung der Schlafmittel großes Unrecht getan, und war einverstanden, in das Eichelbergische Sanatorium nach Hedemünden behufs einer Radikalkur zu gehen. Geheimrat Prof. Schultz in

Göttingen, an den ich mich gewandt hatte, vermittelte die Unterbringung. Am 24. April begann seine Kur in Hedemünden.

Vorträge von [dem Pour le Mérite-Träger] General Eduard v. Liebert und [dem deutschnationalen] Germanisten] Prof. [Gustav] Roethe über England, die baltischen Provinzen und die Zeitlage machten auf mich tiefen Eindruck. Leider aber stand die große Masse jeder solchen Beeinflussung fern und lediglich unter dem Drucke der Nahrungsnot. "Wo ich was zu fressen habe, da ist mein Vaterland", hatte ein Arbeiter in der gefüllten „Elektrischen“ in Hannover gerufen. Eine solche Äußerung zeugte von dem geistigen Tiefstande der Menge und gab zu den schwersten Befürchtungen Anlass.

553 So ging der April 1918 zu Ende. Der Vorstoß im Westen hatte leider keinen nachhaltigen Erfolg. Die Sorge stieg wieder in meinem Herzen, obwohl ich die Hoffnung nicht fallen ließ. Die angeschlossenen Verse Wildenbruchs [Zeitungsausschnitt] gingen mir im Kopfe herum:

Wildenbruch als Prophet³

*Ein Wettergewölk kommt langsam und schwer
Aus Schluchten und Tiefen des Wasgenwalds her.
Sturmvoegel flattern darunter her,
Es steigt und es wächst und den Himmel umkrallt 's.
Auf den Flügeln der Nacht so rollt es herbei,
Es schreitet und wandelt und stürmt seinen Lauf.
Die Lüfte zerreißt ein gellender Schrei:
„Deutschland, wach´ auf!
Deutschland, wach´ auf, es naht die Not,
An deine Tore pochet der Tod!“*

*Der Himmel lodert in roter Glut,
Viel tausend Sterne am Himmel stehn,
Ein jeder Stern ist ein Auge voll Wut,
Viel tausend Augen herniedersehn.
Sie lauern stumm, wie der Zeiger rückt,
Wie der Glockenhammer sich hebt zum Schlag,
Dass er künde die Stunde, die sie entzückt,
Deutschlands Sterbestunde und letzten Tag.
Von hüben nach drüben und rings im Kreise,
Da wird gesonnen, da wird beraten,
Der wird gesponnen an blutigen Taten. -
Wo ist der Helfer dem deutschen Land,
Sucht um und umher: - Niemand! Niemand!*

554 Längere Zeit hielt ich mich bei Emma auf und beobachtete die Fortschritte der Kinder. Die Art zu gehen bei Fritz bereitete mir ernste Sorge. Der arme Junge litt offensichtlich an einem organischen Fehler.

Am 15. Mai besuchte ich Erich in dem Eichelbergschen Sanatorium zu Hedemünden, fand ihn erholt, der Darmkatarrh war fast überwunden, seine Stimmung

³ Der Schriftsteller Ernst v. Wildenbruch war 1909 gestorben

aber sehr hypochondrisch. Der joviale und energische Professor war mit den Fortschritten zufrieden, wünschte jedoch, dass Erich härter gegen sich selbst werden müsse, er sei zu weichlich. Diesem selbst ging die Genesung nicht schnell genug, er sehnte sich aus der Einsamkeit in seine Tätigkeit zurück.

Die Northeimer freuten sich der guten Nachrichten, die ich mitbrachte. So konnten wir uns auch an dem schönen Frühlinge laben, der um vier Wochen früher Einzug gehalten hatte als in anderen Jahren. Die Spaziergänge allein oder mit den Kindern in die Umgebung Northeims, in den Fachberg, das Sultmer Holz, den Wieter waren erquickend. Freude machten mir auch die Zusammenkünfte mit den Kollegen Rösener und Keuffel, die sich auf dem „Brunnen“ vor Anker gelegt hatten. Letzterer war schon sehr hinfällig. Dass er den in den letzten Wochen heimgegangenen Kollegen Öhlmann und Kluge bald folgen werde, stand zu erwarten.

Am 26. Mai begann ein langwieriges Armleiden meiner Tochter. Ein Abszess am linken Ellenbogengelenk wurde aufgeschnitten und wollte nicht in Heilung übergehen. Später stellte sich heraus, dass das Leiden tuberkulöser Natur war und Roentgenbestrahlung erfordere. Eine neue Sorge gesellte sich zu den vorhandenen. Ich berichtete Erich davon bei einem zweiten Besuch in Hedemünden. Sein Befinden hatte sich weiter gehoben, er klagte aber beweglich über seine Schlaflosigkeit, während Prof. Eichelberg mir versicherte, es sei gar nicht so schlimm, er habe wiederholt in der Nacht an Erichs Lager gestanden, ohne dass dieser es bei seinem tiefen Schläfe bemerkt hätte.

Die Preise stiegen andauernd; ein Pfund Schinken wurde mit 16 M, ein Ei mit 1 M bezahlt. Das 30-jährige Regierungsjubiläum des Kaisers zeitigte u. a. auch einen Gedankenaustausch zwischen ihm und Hindenburg, aus dem hervorging, dass der Kaiser endlich die Unversöhnlichkeit Englands klar erkannt und der plutokratischen Richtung abgesagt habe. Wenn er sich nur dazu hätte entschließen können, Ludendorff zum Diktator zu ernennen! Dann hätte noch alles gut gehen können.

555 Für die preußischen Philologen erschien im Juni die längst erwartete neue Prüfungsordnung. Sie wurde keineswegs überall günstig beurteilt. Die alte blieb bis auf weiteres daneben fortbestehen. Das wissenschaftliche Prüfungsamt verlor in demselben Monate an dem Geh. Konsistorialrate Prof. D. Kühl ein besonders tüchtiges Mitglied. Kühl hatte sich durch seine aufopfernde Tätigkeit im Dienst der Verwundetenfürsorge das Leiden zugezogen, dass ihm den Tod brachte.

Mit Ende des Juni kehrte Erich zu den Seinen zurück und hatte nun noch die großen Ferien zur Erholung vor sich.

Die ersten Gerüchte von der Ermordung des russischen Zaren drangen damals zu uns. In der Folgezeit wiederholten sie sich in Zwischenräumen, bis endlich die entsetzliche Gewissheit eintraf, die sicherlich auf unseren Kaiser den tiefsten Eindruck gemacht hat. Überall wühlten die Engländer gegen uns, namentlich in Österreich, dessen Kaiser sich als durchaus unsicherer Kantonist entpuppte.

Scheidemann und Ledebour hielten empörende Reden im Reichstage. Die Regierung konnte sich aber nicht dazu aufraffen, diese Schwatzbude zu schließen. wenn wenigstens die Redezeit für jeden Auftretenden ein für alle Mal festgelegt worden wäre! Die Ermordung des deutschen Gesandten v. Mirbach in Moskau warf ein grelles Licht auf die russischen Verhältnisse.

In unseren Bekanntenkreis griff auch der Tod: Frau Pastorin Freytag in Ilfeld starb nach langem Leiden, der Sanitätsrat Julius Kranold verunglückte in Garmisch, wo er Erholung suchte.

Wenig Eindruck machte der Tod des Sultans. In der Türkei erlahmte der Widerstand sowieso ganz offensichtlich. Verrat spielte an der Westfront und den Italienern gegenüber eine immer verderblichere Rolle. Wir Alldeutschen sehnten uns nach einer festen Hand, damit im Innern wenigstens die Zuversicht wieder gestärkt würde. Die deutschen Armeen im Westen gingen langsam zurück, das war ein bedenkliches Zeichen; aber „Hindenburg wird wohl seine Gründe haben“, sagte ich mir. Er sprach von Atempausen, die zwischen den Kämpfen eintreten müssten.

556 Das vierte Kriegsjahr⁴ ging zu Ende. Deutschlands Lage fing an bedenklich zu werden. Aus unserem Bekanntenkreise verstarb der Artillerieoberst Otto v. Fumetti; aus dem Felde zurückgekehrt, entleibte er sich mit einem auf dem Tische liegenden Revolver. Er wurde in Wolfenbüttel an der Seite seiner Frau beigesetzt, seine Schwester Clara nahm sich in Schwerin der hinterbliebenen Kinder an.

Die kaiserliche Ansprache an das Volk, die zum 1. August veröffentlicht wurde, fand treffende und ermutigende Worte, die Volksmasse erwies sich empfänglich. Ludendorff schätzte die Verluste des Feindes, die ihm unser strategischer Rückzug gekostet hätte, auf 300.000 Mann, von unseren Verlusten schwieg er, ebenso von den ungeheuren Hilfsmitteln der Gegner dank der amerikanischen Hilfe. Viele alte Schüler und Kandidaten vom K.W.G. hatten in den letzten Wochen den Tod gefunden. Alldeutsche und Alljuden standen sich gegenüber in einem Prozesse, den die Frankfurter Zeitung gegen Houston Chamberlain angestrengt hatte.

Kluges Nachfolger in Lingen wurde zu unserer großen Freude Paul Meyer-Ilfeld. Er war, seitdem die Söhne herangewachsen, in der Beurteilung der Schüler wesentlich ruhiger und sachlicher geworden. Schade, dass sein Vater, der alte „Krähmeyer“, wie ihn Fiehn nannte, dies nicht mehr erlebte!

Im August machte sich die Verhetzung der Leute an den Fronten sehr bemerkbar. Der Bruder unseres Hausmädchens, der in der Ukraine stand, sollte uns Öl von dort besorgen. Er schrieb, seiner Schwester wolle er den Gefallen tun, nicht aber den Vornehme, denn diese verlängerten nur den Krieg und müssten durch Hunger

⁴ gerechnet Aug. 1914 – Aug. 1918

zum Nachgeben gezwungen werden. Wie er, so dächten alle seine Kameraden; sie seien Leser der Vossischen Zeitung. Ich hatte derartige Gedanken darin noch nie gefunden. Ähnlichen Anschauungen huldigte aber auch der Bräutigam unseres Mädchens, der an der Westfront stand. Dort folgte ein Ansturm nach dem anderen, und wir gingen langsam zurück.

Trotzdem hoffte Otto Scheidemann, der für einige Tage auf Urlaub bei seiner Mutter weilte, auf einen plötzlich eintretenden, erträglichen Frieden. Das Hamstern, Paschen [Schmuggeln] und Wuchern wurde von Woche zu Woche unheimlicher. Es gab keine Hausfrau, die sich dessen nicht schuldig machte. Eine innere Unruhe verzehrte die patriotisch Gesinnten. Was bereitete sich vor? Der Kaiser hielt sich in Wilhelmshöhe auf, die Kaiserin war krank.

557 Ende des Monats reiste ich mit Anna für einige Tage nach Ilfeld, um einmal aus Göttingen herauszukommen und wieder einmal die alten Freunde zu sehen. Die „Tanne“ war unsere Herberge, nicht gerade sehr sauber; dafür war der Wirt, Fritz Schulze, sehr entgegenkommend. Vorher hielten wir uns in Nordhausen auf und suchten vergeblich Herrn v. Willes Grab; die Kirchhofmauer, an der es ursprünglich lag, war weiter hinausgerückt. Raschs und Bajohrs waren unsere Hauptziele, dazu die 96-jährige Frau P. Meyer und ihre Schwestern auf dem Steinberg.

Im Kloster war Diphtherie. Der Superintendent Kohrs [Cohrs] litt unter dem plötzlichen Hinscheiden seines Sohnes Adalbert. Dieser hatte einen Nervenchoch aus dem Felde mitgebracht, war längere Zeit in ärztlicher Behandlung gewesen und hatte mit einem Freunde, einem Grafen Uexküll, den Versuch gemacht, nach Holland zu entweichen. Beide hatten sich mit ihren Armeerevolvern erschossen, als sie festgenommen werden sollten. Beide Offiziere waren nervös so überreizt, dass ihnen der Versuch nicht angerechnet wurde; sie wurden mit allen Ehren beigesetzt.⁵ Das war der Zusammenbruch einzelner Leute, der des Staates sollte bald folgen.

Bei Frau Rasch verlebten wir schöne Stunden. Ihr Sohn Johannes, Pastor in Niedersachswerfen, kam auch herbei und stellte uns seine Kinder vor. Bajohr litt an ununterbrochenen Hüftschmerzen, sah aber im Gesicht wohl aus. Unsere Gräber waren in guter Ordnung. Mit Amtsgerichtsrat Dunkelberg ging ich wohl eine Stunde spazieren und erfuhr Ilfeldensia: Der Landrat v. Quadt ist ein peinlich gewissenhafter Mann, der sich und anderen viel Last und Arbeit macht. Die Leute nennen ihn „Herr v. Dörrgemüse“, weil er Extra-Brotkarten nur an solche abgibt, die auch dies wenig beliebte Nahrungsmittel abnehmen. Trotz lauterster Gesinnung kann er es doch niemandem recht machen. Mit Paul Meyer hatte ich natürlich auch eine Unterredung. Er wird seine Sache in Lingen schon machen, war für mich das Ergebnis. Als wir zum Bahnhof gingen, winkte uns der alte Freund Bajohr oben vom Fenster. Es war sein letzter Gruß.

⁵ Über die Hintergründe des tragische Selbstmords von Bernhard v. Uxkull und Adalbert Cohrs im Juli 1918, beide zum George-Kreis gehörig, ist jetzt nachzulesen in Thomas Karlaufs George-Biographie (2007).

558 Im September nahm der deutsche Rückzug seinen Fortgang, der Druck auf unsere Gemüter stieg, der Triumphruf der Feinde wurde zuversichtlicher. Wir setzten alle Hoffnung auf Hindenburg, der mit eindringlichen Worten das deutsche Volk zum Ausharren zu ermutigen suchte. Kriegspsychose wurde vielfach beobachtet. Der ehemalige Iffelder Kollege Prof. Holstein in Norden musste sein Amt niederlegen, weil er zu wiederholten Malen seinen Schülern Butterbrote, Bleistifte, Messer und andere Kleinigkeiten entwendet hatte. Pension erhielt er. Heynacher hatte von dem Berliner Geheimrat Reinhardt gehört, der Kaiser sei mit seiner Kraft auch zu Ende und so gut wie ausgeschaltet. Alle Welt hoffte auf plötzlichen Frieden: Die Gegner wüssten einfach, dass sie uns doch nicht unterkriegen könnten.

Am 7. September meldete uns Wilhelm Sandrock, der von Brügge nach Kiel zurückberufen war, seine Verlobung mit Gertrud Goldschmidt, Tochter eines jüdischen Hamburger Bankiers. Sie hatte durch ihre Umsicht und Tüchtigkeit als Krankenschwester seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und schließlich seine Liebe gefunden. Ihre Mutter war die Tochter eines christlichen deutschen Malers, sie selbst evangelisch getauft und erzogen. Der jüdische Einschlag war zwar nicht nach unserem Geschmack; wir freuten uns aber mit unserer Schwägerin Marie, dass ihr noch überlebender Sohn sich zur Ehe entschlossen hatte. - In der Nacht vom 7./8. endete schmerz- und kampflos das Leben Bajohrs. Er hatte zu rechter Zeit das Dasein verlassen.

Immer dunklere Wolken ballten sich am deutschen Himmel zusammen. Es hieß, Hertling sei amtsmüde, Erzberger und Scheidemann seien für Ministerposten aussersehen. Hatte denn der Kaiser allen Schneid verloren?

Am Mittwoch, dem 11. September, weilte ich mit Emma in Ifeld, dem heimgegangenen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Alle seine Kinder waren zur Stelle, außer mir von alten Freunden noch H. F. Müller und Tüselmann, von alten Schülern Ferber, Rudolf Schimmelpfeng, Hillebrand, Bauermeister. Der Direktor Schreiber hatte sich eingefunden, v. Doetinchem, viele Nordhäuser Freunde, sehr viele Forstbeamte. Die Parentation hatte Cohrs; er traf den rechten Ton. Die ganze Klosterschule und das gesamte Lehrerkollegium war beteiligt, ganz Ifeld auf den Beinen. Es war eine Beisetzung, an der der selige Bajohr seine Freude gehabt hätte. Leider regnete es auf das ausgiebigste. H. F. Müller ging darum nach dem Begräbnis nicht mit zu Wendland, der die alten Lehrer und die Vertreter der alten Schüler zu einer Tasse Kaffee eingeladen hatte; aber ich saß mit ihm und Tüselmann vor unserer Abreise noch eine halbe Stunde in der „Linde“ zusammen. Wir versprachen uns, im nächsten Sommer wieder in Ifeld zusammenzutreffen, nicht ahnend, dass dies unsere letzte Zusammenkunft war. Als der nächste Sommer ins Land zog, war Deutschland erledigt, durch Deutsche die Deutschen besiegt, und die beiden alten Freunde hatten ihr Tagewerk abgeschlossen.

559 Die, wie sich später herausstellte, durch Agenten gesteigerte Unzufriedenheit im Volke nahm deutlichere Formen an. Auf Tramm, den hannoverschen

Stadtdirektor, wurde ein Attentat unternommen; selbst gegen Hindenburg wurde dort Stimmung gemacht. Durchfahrende Heerzüge enthielten meuternde Soldaten. In Altenbeken, in Kreiensen hatten sich böse Szenen abgespielt, wie Erich aus sicherer Quelle erfuhr. Wer noch Waffen tragen konnte, wurde nach dem Westen geschickt. „Es wäre unsagbar traurig,“ schrieb ich am 21. September in mein Tagebuch, „wenn die betörten Massen ihren Willen durchsetzten und wir nach so vielen Ruhmestaten doch noch unterlägen.“ Das Berliner Tageblatt setzte den Alldeutschen mächtig zu, weil diese Widerstand bis zum letzten predigten. Noch hätte uns eine Diktatur Ludendorff helfen können. Die Weltlage gestaltete sich für uns immer trostloser.

Zu meinem Geburtstage war Emma herübergekommen; ich erhielt Glückwünsche von allen Seiten, weil man glaubte, es sei der 70.; aber man irrte sich um ein Jahr. Tante Marie [Sandrock] sprach sich bei ihrem Besuche bei uns recht bitter über Wilhelm aus, dass er eine Jüdin in die Familie gebracht habe. Als sie später die künftige Schwiegertochter kennen lernte, wurde sie milder gestimmt. - Es war für mich ein unruhiger Tag, das nächste Lebensjahr sollte noch unruhiger werden.

Die Sorge um Emmchens Arm und Erichs Befinden ging Hand in Hand mit der wachsenden Sorge um das Vaterland, in dem Gesellen wie Erzberger und Scheidemann eine Rolle spielen durften, während der Kaiser untätig zusah. Bulgarien fiel ab; anfangs ward es bestritten; dann legte Hertling sein Amt nieder. „Wenn doch der Reichstag zum Teufel gejagt würde!“, war mein wenig christlicher Wunsch. Doch der Zug nach links wollte nicht aufhören.

Erich erfreute am 1. Oktober Anna ganz besonders, indem er mit den drei Enkelkindern der Großmutter zum Geburtstage gratulierte. Er sah die Weltlage total pessimistisch an; ich hielt noch immer an der Hoffnung fest.

560 Patriotische Hannoveraner, darunter Hornemann [?], richteten eine Eingabe an den Kaiser, er möchte eine Diktatur einsetzen; sie erhielten eine nichtssagende Antwort. Wenn es ihm geht wie seinem russischen Vetter, so darf er sich nicht wundern, bemerkte ich dazu. Hindenburg sieht sehr niedergedrückt aus, erzählte Prof. Schroeder, dessen Schwiegersohn, ein Major, den großen Heerführer gesehen hatte. „Ja, wenn wir mehr Soldaten hätten“, sollte er zu einem General geäußert haben. - Dann erschien der Prinz v. Baden als Reichskanzler auf der Bildfläche, Scheidemann Unterstaatssekretär. Das besagte alles. Der Kaiser ist der Lage nicht gewachsen, war das A und O meiner Gedankengänge.

Und im täglichen Leben? Unredlichkeit, Schieberei, Hamstern. Unser Hausmädchen Marie Klaus berichtete die Äußerung einer Freundin, die in einem Gasthofe diente, sie hätte jetzt in ihrer Küchenschürze mehr Fett, als bei ihrer früheren Herrschaft die ganze Woche auf den Tisch käme. Ein Universitätsprofessor musste sich vor dem Senat verantworten, weil er in einem Eisenbahnabteil zu Urlaubern geäußert hatte, wir würden längst Frieden haben, wenn die Alldeutschen und Kriegsgewinnler nicht wären. Er wurde an die Front geschickt, aber bald in der

Etappe verwendet, wo er seine Hetze fortsetzen konnte. „Willi, koof dich ´nen Zilinder“, schrieben freche Berliner Lümmel an die Litfaßsäulen.

Erich nahm wieder seine Zuflucht zu Schlaf- und Beruhigungsmitteln, um sich aufrecht zu erhalten in der gährenden Zeit. „Ich bin so ab, dass ich mich um die Kinder gar nicht kümmern kann“, erklärte er uns. Er dachte an die Heilanstalt des Dr. Pariser in Homburg; ich verabscheute diesen Arzt, weil er die Opiate als ungefährlich bezeichnet hatte. Ich hatte Eichelbergs Sanatorium und die Rase-mühle im Sinne. Noch hielt sich Erich aufrecht.

Am 10. Oktober verlangte Wilson die Räumung der besetzten Gebiete. Die alljüdischen Blätter, der Vorwärts und das Berliner Tageblatt, waren eitel Freude, und Kollege Rösener, bei dem ich mein Leid klagte, stimmte mir bei: „Wenn den Juden wohl ist, dann wehe dem Wirtsvolke, bei dem sie hausen!“

561 Wie sicher die Engländer mit dem Frieden rechneten, zeigte folgende Tatsache, die mir Prof. [Max] Pohlenz an demselben Tage erzählte: Aus seinem Bekanntenkreise hat ein in englischen Diensten stehender Fabrikingenieur schon im Juni 1914 von seinem Prinzipale den Rat erhalten, sich seinen Pass ausstellen zu lassen. Als er dies nicht beachtet, wird er Anfang Juli dringender daran gemahnt. Er befolgt den Rat und kommt rechtzeitig nach Deutschland zurück. Derselbe trifft im Sommer 1918 mit seinem ehemaligen Brotherrn in der Schweiz zusammen. Da fordert dieser ihn auf, sich zum 1. Januar 1919 zum Wiedereintritt bereit zu machen, dann sei der Friede wieder da.

Die Voraussicht der Engländer bewies sich in beiden Fällen als richtig. So sicher war die goldene Internationale [das internationale Finanzkapital] also ihrer Sache. Schröders Schwiegersohn schrieb, dass Ludendorff über die Zermürbung unseres Heeres geklagt und geäußert habe: „Hätte ich 200.000 Soldaten mit der Leistungsfähigkeit und dem Enthusiasmus von 1914, so wäre der Krieg sofort gewonnen.“

Carl Peters war im Sommer seiner Aderverkalkung erlegen. Ich hörte aus sicherer Quelle, dass er zuletzt Tobsuchtsanfälle bekommen habe, wenn ihn ungünstige Nachrichten vom Stande der deutschen Sache zu Ohren gekommen seien. - Die Engländer waren mittlerweile bis Aleppo vorgedrungen; es ging im Südosten schnell bergab, so wie es Wilhelm Sandrock vorausgesehen hatte, der schon im Sommer in Kiel äußerte: „Wenn ich Zivilist in Damascus wäre, so würde ich Anfang September meine Koffer zur Abreise packen.“ Damals hätte man ungläubig gelächelt; jetzt standen die Engländer schon ein ganzes Stück nördlich dieser Stadt.

Ich fing an, mich schlaflos in der Nacht herumzuwerfen. Was soll aus Deutschland werden? Kein Staatsmann an der Spitze, der Kaiser ohne Willen. Die Wilsonschen 14 Artikel sollten die Grundlage eines Friedens werden. Schuft Wilson arbiter mundi [Schiedsrichter der Welt] - zum Lachen, wenn es nicht zum Heulen wäre. Leimruten für die dummen Deutschen. Aber dann sagte ich mir: Deutschland hat schon viele Krisen überstanden. Noch stehen unsere Heere auf feind-

lichem Boden. Ohne Not werden wir unsere Sicherungen nicht aufgeben. Der Friede wird freilich anders ausfallen, als wir Alldeutschen ursprünglich hofften.

Max von Baden schwenkte immer mehr nach links. [Heinrich] Class forderte in Danzig zum Widerstand gegen die Reichsleitung auf. Wenn doch ein Sturm wie 1914 zum zweiten Male das deutsche Volk in seinen Tiefen aufgewühlt hätte!

562 Kollege Duncker, den ich in diesen Tagen sprach, hielt zwar die Alldeutschen für wohlmeinende, kurzsichtige, aufbrausende Philister - er dachte an Fuhrmann und stand auf Hans Delbrücks Standpunkt, d. h. er war „konservativer Sozialdemokrat“ - glaubte aber ebenfalls nicht, dass wir ohne Garantien den besetzten feindlichen Boden aufgeben würden. Aus seinem Direktorat in Eberswalde, wo er wieder auf der engeren Wahl stand, war nichts geworden.

Unsere Marie erhielt von ihrem Bräutigam aus der Westfront einen Brief: Die Soldaten seien außer sich über die niedergeschlagenen Stimmung im Lande, sie könnten den Ansturm noch sehr gut aushalten. Erich, der von Northeim herüber kam, war tief niedergebeugt; ich gab trotz unseres Friedensgewinsels die Hoffnung nicht auf. Er hatte die Äußerung eines Landsturmmannes gehört, ihm sei es gleich, ob sie englisch oder französisch würden, in Hannover hätten sie ja alles dies schon in den letzten 100 Jahren durchgemacht: englisch, französisch, hannoversch, preußisch; jetzt ginge es wieder von vorn an. Solches Lumpengesindel wagte es, seine Meinung öffentlich zu äußern.

Die Stimmung im Lande litt auch unter dem Umsichgreifen der Grippe. Es wurde ferner bekannt, dass sich ganze Regimenter gefangen gegeben hätten. Am 19. Oktober vereinigte die Universitätsaula eine tiefernte Versammlung. [Der Theologe Prof. Arthur] Titius hielt eine packende Ansprache: Vertrauen, Einigkeit, Treue tun not. Reitzenstein sprach zu gelehrt, v. Hippel kurz und knapp, der Rektor, v. Reichenbach, forderte auf, allenthalben die Zuversicht zu stärken, noch stehe der Feind nicht im Lande, noch sei die Front nicht durchgebrochen.

563 Besser als sie alle sprach aber Pastor Ködderitz in der Sonntagspredigt vom 20. Oktober im Anschluss an Psalm 143: Geiz, Selbstsucht, Streitleust der Einzelnen wie der Parteien und die Schuld der Regierung, die uns so lange im Dunkeln gelassen, hätten den augenblicklichen seelischen Zusammenbruch herbeigeführt. Noch sei es nicht zu spät. Jeder müsse freilich das Seine tun, um wenigstens die Ehre zu retten. Er malte aus, was uns die Angelsachsen zgedacht hätten: eine schlechte Dachkammer für teuersten Preis in ihrem Welthause, Verklavung und Verelendung.

Ich las in Tolstois Tagebuch II. Bd. 1895/99, S. 215 den mir einleuchtenden Satz: „Wenn einträte, was Marx prophezeit hat, so würde es doch nur dazu kommen, dass der Despotismus aus den Händen der einen in die der anderen übergeht, aus den Händen der Kapitalisten in die der Arbeiterführer.“

In Göttingen veranlasste der seuchenartige Charakter der Grippe die Schließung der Schulen. Fritz Scheidemann, der auf Urlaub zu Haus war, erzählte von der antideutschen Stimmung der Letten infolge unserer verkehrten Behandlung und von der bitteren Stimmung der Offiziere über die Schlechtigkeit und Energielosigkeit des Kaisers. Sein großer Ahn Friedrich II. hätte an der Spitze des deutschen Volkes stehen müssen. - Polen, Dänen, Welfen erhoben das Haupt, ohne dass man entgegentrat. Prinz Max redete schwächlich; mein Mann war Graf Westarp.⁶ - Die Unteroffizierschüler in Northeim mussten am 21. Oktober ein meuterndes Bataillon entwaffnen, das schon in Nordhausen auf der Fahrt von Osten nach Westen mit zwecklosen Schüssen Unfug gestiftet hatte. - Ludendorffs Drängen auf Waffenstillstand zeigte, dass wir am Ende waren. Bei Wilsons Antwort hätte man vor Scham in die Erde sinken mögen. Der Kaiser – eine Null. Bismarcks Deutschland im Sterben.

Prof. Eduard Schröder pries seine beiden gefallenen Söhne glücklich, dass sie dies nicht zu erleben brauchten, Prof. Morsbach meinte, wir müssten in Wilsons sauren Apfel beißen, die Gegner seien uns an Menschen, Geschützen, Tanks, Munition zu ungeheuer überlegen.

564 Ich gab trotz alledem die Hoffnung nicht auf. Ich dachte an Friedrichs des Großen Ode, die in jenen Tagen in der Vossischen stand und die auf meine Anregung in der Göttinger Zeitung abgedruckt wurde.⁷

*Friedrich der Große: „Ode an die Deutschen“
März 1760*

*Trotz dem Schicksal in das Auge!
Und ist keine Rettung mehr,
Lasst uns doch die Ehre retten!
Und die Götter, die gerechten,
Des entweihten Friedens Rächer,
Werden uns zur Seite fechten.*

*Vorwärts, lasst die Zügel schießen,
Sturmgeschwader, meine raschen!
Unsre Feinde sollen 's büßen,
Und ihr treulos Blut soll fließen,
Alle Schmach uns abzuwaschen.*

*Seht die vielen Völker alle,
Die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelfhafter Ehrsucht
Völlig den Verstand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden!*

Treffet sie mit dem Wetterschlage

⁶ Kuno Graf von Westarp (1864-1945), von 1913-18 Vorsitzender der Deutschkonservativen Partei im Reichstag, Wortführer der Kriegszielpolitik, 1918 Mitgründer der DNVP

⁷ Wirklich eine Dichtung Friedrichs II.? Doch wohl ein Produkt friderizianischer Propaganda (wie man heute sagen würde), eher noch des späteren Preußen-Kults. Die komische Banalität des letzten Verses mag dabei auf „Volksdichtung“ deuten.

*Eures Zornes, eurer Liebe,
Dass die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen,
Diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern
Türm' ein bleibend Ehrenmal.*

*Rings von Blut und Tod umgeben,
Denkt in eurem Rachefest,
Dass in diesem harten Leben
Ohne Kampf und Fährnis eben
Sich kein Ruhm gewinnen lässt.*

Er verzweifelte selbst in der bittersten Not nicht. Aber der Kaiser? Schon hieß es, er habe abgedankt, und die Arbeiter rechneten aus, wie viel billiger ein republikanischer Präsident dem Lande zu stehen komme. Die Tore! Eine Republik billiger? Das gehörte auch zu dem Speck, mit dem man die dummen deutschen Mäuse fing. Noch wäre es Zeit gewesen, den Reichstag zum Teufel zu jagen und einen Diktator - Ludendorff - einzusetzen.

565 Am 26. Oktober berichtete unser Mädchen, sie sei von einem Studenten angeredet worden: „Ist Wilhelm endlich abgesetzt?“ Als sie verneinte, hätte er fortgefahren: „Na, lange wird es nicht mehr dauern.“ – „Solche Leute wollen Studenten sein?“; fügte das brave Mädchen hinzu. Ein alter Ilfelder, Hauptmann Gellinek, der in S.W.-Afrika gegen die Engländer gefochten hatte und nun freigegeben war, blickte wie ich zuversichtlich in die Zukunft: Frankreich und England seien auch am Ende ihrer Kraft angelangt, fügte aber auch hinzu, der Kaiser sei völlig zusammengebrochen und lebe in steter Angst vor einem Aufstande der Sozi, die ihn erschießen wollten. Ein Gardeoffizier aus der kaiserlichen Umgebung hätte es ihm erzählt.

Lille war aufgegeben, Antwerpen desgleichen, Ludendorffs Abschiedsgesuch wurde genehmigt. Es lag mir wie ein Alb auf der Brust. Ein Ausbruch der allgemeinen Volksleidenschaft wurde von einzelnen erhofft; ein mutiger Kaiser hätte ihn vielleicht in die Wege geleitet. Nun brach Österreich zusammen, der verräterische Karl flüchtete; in Budapest und in Prag wurde die Republik ausgerufen.

Im Inlande griff die Grippe immer mehr um sich. In Süddeutschland ließen sich auch Stimmen hören, die die Abdankung Wilhelms II. forderten. „Wenn er sich doch entschließen könnte, an der Spitze seiner Garde den Heldentod zu sterben! Das würde versöhnen und zugleich für die ganze Nation aufpeitschend wirken,“ schrieb ich am 6. November in mein Heft. In Kiel wehte die rote Flagge. Der 82-jährige Generalleutnant Ahlborn in Goslar nahm sich ob der Schmach unter Bismarcks Bilde das Leben. Das Unheil ging unerbittlich seinen Weg. Die Deutschen wurden durch die Deutschen besiegt. Die Verblendung der Massen war zu groß. Der Feind triumphierte. Von den großen Städten wurde eine nach der anderen eine Beute der Aufständischen, überall rief man die Republik aus und hisste die rote Fahne.

Ein willensstarker Monarch hätte alle Getreuen zum Kampfe aufgerufen. Ich bin heute noch der Überzeugung, dass damals die Mehrheit der Bevölkerung zum Kaiser stand. Die Frontruppen wollten von der Revolution nichts wissen, wie mir nachmals Dutzende von Mitkämpfern bezeugt haben. Die Balten waren in tiefster Trauer über Deutschlands Zusammenbruch.

566 So kam Sonnabend, der 9. November, heran, einer der unseligsten Tage in der deutschen Geschichte: „Der Kaiser hat abgedankt, der Kronprinz auf die Thronfolge verzichtet“, flog es durch die Gaue, eine Soldaten- und Arbeiterregierung wurde nachmittags in Göttingen gebildet, auf Plünderung Todesstrafe gesetzt. Eine Handvoll Matrosen, aus Hannover kommend, setzte die Republik ein. Niemand verwehrte es, alle waren wie betäubt.

Waffenstillstand - Republik

Ich ging herum, als hätte ich einen schweren Schlag auf den Kopf erhalten, in dumpfer Resignation. An Schlaf nachts war nicht zu denken, Erich litt ebenso. Die deutschen Fürsten flüchteten oder dankten ab. Kein einziger wagte zu kämpfen. Die an militärischen Gehorsam gewöhnten Offiziere warteten vergebens auf die Aufforderung sich zu wehren. Stattdessen wurde aller Widerstand von Berlin aus untersagt.

Ich grübelte nach den Gründen dieses unerhörten Zusammenbruch und fand folgendes: Die innere und äußere Politik Wilhelms II., der die Zeichen der Zeit nicht verstand und zu eigensinnig war, sich beraten zu lassen; seine Haltlosigkeit in der Stunde der Entscheidung. 14 Tage vorher hatte er noch den Kruppschen Arbeitern gepredigt, sie müssten in der Stunde der Not treu aushalten, er würde es ebenfalls tun. Als er sein Wort halten soll, fährt er nach Holland in Sicherheit. Wort und Tat standen ja so oft bei ihm in schreiendem Widerspruch. Ferner hatte der Krieg fürchterlich aufgeräumt und die Besten verschlungen. Zwischen Front und Leitung war Entfremdung eingeschlichen, in der Heimat infolge der Not und Entbehrung Unzufriedenheit ausgebrochen. Bolschewismus hatte Einzug gehalten, die Verhetzung der Massen durch revolutionäre, vielfach jüdische Agenten hatte günstigsten Boden gefunden, die Bundesgenossen hatten z. T. Verrat geübt und waren dann abgefallen. Die gutgesinnten Teile der Nation hatten sich allenthalben widerstandslos gefügt. Was Wunder, dass die an technischen Mitteln und Kopfbzahl uns vielfach überlegenen Feinde bei der Skrupellosigkeit, mit der sie auch Lüge und Verleumdung verwendeten, schließlich die Oberhand behielten!

567 Fochs wüste Bedingungen wurden angenommen, in Berlin Ebert zum Kanzler ausgerufen. Die Angaben von Meuterei auf der englischen Flotte wurden von den Verständigen mit Achselzucken aufgenommen; dasselbe galt von den Nachrichten, die über Regierungsumsturz in Frankreich umliefen. Sie waren offensichtlich von den Revolutionären verbreitet, um ihre eigene Stellung zu festigen.

In Göttingen verliefen diese Tage im ganzen ruhig. Man sah nur wenige Leute mit roten Kokarden, den Offizieren wurde kein Leid zugefügt. Nur auf dem Rathause wehte die rote Flagge; sonst war nirgends in der Stadt eine zu sehen. Ich habe wenigstens keine entdecken können. Ein Kandidat aus Gotha erzählte mir, dass man dort mit dem Liede „Deutschland über alles“ vor das herzogliche Schloss gezogen sei und Serenissimus endlich entthront habe.

Gustav schrieb von Görlitz, dass dort der Umsturz auch friedlich verlaufen sei. So war es an der Mehrzahl der Orte. Der Beamtenapparat arbeitete weiter, als wäre nichts geschehen. In Hannover trat der Sozialdemokrat Leinert an die Stelle des Stadtdirektors Tramm. Der 84-jährige Prof. Ehlers, der schon die tolle Zeit von 1848 erlebt hatte, meinte, dass wir wohl 30 Jahre nötig hätten, um uns von diesen äußeren und inneren Niederlagen zu erholen; ich glaubte, dass wir dazu viel längerer Zeit bedürften. - Die Welfen erließen einen Wahlauf Ruf, man möge das alte Hannover wiederherstellen. „Guillaume le timide“ war ein Wort, das man oft zu hören bekam.

Am 20. November besuchte ich mit Anna eine in die Jacobikirche berufene Versammlung. Prof. Titius hielt eine einleuchtende und eindringliche Ansprache über die Stellung der evangelischen Kirche gegenüber den neuen Verhältnissen; die Gründung des Volksbundes für evangelisches kirchliches Leben war das Ergebnis, Volkskirche anstelle der bisherigen Pastorenkirche die Losung.

568 Die Grippe nahm erschreckenden Umfang an. Die mangelhafte, nun schon Monate umfassende Ernährung hatte viele dafür besonders empfänglich gemacht. Fritz Sandrocks Witwe Olga verlor ihre beiden einzigen Brüder, als diese nach Beendigung der Kämpfe in die Heimat reisten, an der tückischen Krankheit und war nun auf einmal eine reiche Erbin geworden. Änne Scheidemann, die mit größter Aufopferung als Schwester die Grippekranken gepflegt hatte, erlag der Seuche in wenigen Tagen am 25. November. Wir betraueten das tapfere, energische, stets hilfsbereite Mädchen aufrichtig, hatte sie doch auch uns jederzeit Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit gegeben. Mit uns trauerten alle, die die Heimgegangene näher kennen gelernt hatte. Sie wurde in Ballenhausen an der Seite ihres Vaters am 29. November beigesetzt. Wir warteten mit der Beerdigung auf die Heimkehr ihres Bruders Fritz aus Riga; diese verzögerte sich jedoch. Der alte Kollege Kohlrausch in Hannover verlor seinen Sohn Ernst Victor, der den ganzen Krieg heil überstanden und bei der Rückkehr in Hannover die Angriffe des Pöbels auf die Offiziere erduldet hatte, ebenfalls an der Grippe.

569 Ich grübelte und grübelte, wie Deutschland wohl aus seiner Not herauskommen könnte, und spann mich schließlich in den Gedanken ein, dass wir mit England zusammengehen müssten. Das sei das sicherste Mittel, um der nach Frieden lechzenden Welt dauernde Beruhigung zu verschaffen. England solle die Seegewalt, Deutschland die Landgewalt übernehmen, als Anfang neuer „United States of Europe“. Ganz Europa eine geschlossene Einheit das Ziel. Dann würde Amerika und Japan zur Seite geschoben, und das ränkesüchtige Frankreich müsste wohl oder übel Ruhe halten. Eine Verbrüderung aller Kulturstaaten sei eine Fata

Morgana, der Völkerbund, von dem so viel gehalten wurde, nur ein Lockmittel für die Dummen. Zwei leistungsfähige Völker auf Tod und Leben, Gedeih und Verderb miteinander verbunden - freilich dürfe es keine „societas leonina“⁸ sein - nützten der Welt mehr als alle Wilsonschen Fabeleien. Mit einem Ruck hatte Deutschland seiner bunten Fürstenherrschaft ein Ziel gesetzt⁹; ein gemeinsamer Fürst für England und Deutschland, gemeinsame Zölle, Münzen usw. mit ihnen und später mit allen europäischen Staaten erschien mir erstrebenswert. Ob sich aus der Zahl der verschwundenen Fürstenhäuser das hoch verdiente Zollernhaus an die Spitze stellen könnte, erschien mir zweifelhaft. Wilhelm II. hatte zu schlecht abgeschnitten, und dem Kronprinzen wurde nichts Gutes nachgesagt.

Je mehr ich mich mit dieser Frage beschäftigte, umso mehr schien ihre Beantwortung in meinem Sinne auch den englischen Belangen zu entsprechen. Ich arbeitete schließlich eine kleine Denkschrift aus und schickte sie an Hindenburg, der den Empfang freundlich bestätigte.¹⁰ Jetzt kommt mir der ganze Schritt lächerlich vor. Wie kann ein Mann, der von hoher Politik keine Ahnung hat, sich unterfangen, Ratschläge zu geben?, d. h. Ratschläge sollten es nicht sein, sondern nur unmaßgebliche Gedankengänge. Ich glaubte trotz der herrschenden Erbitterung gegen England, dass eine vernünftige Politik das handgreiflich Gute doch auch verfolgen müsse. Von dem Reichspräsidenten Sattlermeister Ebert und seinen Leuten war nichts Vernünftiges zu erhoffen. So viel wie sie glaube ich auch heute noch von Politik zu verstehen.

570 Vorwürfe wegen Unmenschlichkeit konnten wir nicht mehr gegen England, wegen Treulosigkeit gegen Italien erheben; beide Eigenschaften hatten die Deutschen ebenfalls bewiesen. Und wie oft in der Weltgeschichte haben sich die bittersten Feinde schließlich zusammengefunden!

Der Winter war für uns alte Leute nicht leicht zu tragen. Es fehlte an Kohlen, das elektrische Licht setzte oft aus, das Gas wurde spärlich zugemessen, die Fettknappheit hörte nicht auf, und die Preise zogen immer mehr an. Die Roten trieben es an einzelnen Orten recht toll, namentlich von Braunschweig wurden erbauliche Geschichten erzählt; dort stand ein Schneider Merges an der Spitze. In Berlin predigte die blutige Rosa [Luxemburg] gegen die „Bluthunde Hindenburgs“. Man konnte glauben, dass ähnliche Zeiten, wie sie Münster unter den Wiedertäufern erlebt hatte, wieder heraufzogen. In Göttingen wurden Vorträge in Menge gehalten, um das Einleben in die neue Zeit vorzubereiten; am eifrigsten waren die Demokraten. Für Anna und mich war die Lektüre des Buches „Sonnenkind“ von [Margarete] Nicolaus ein wahres Labsal in dieser traurigen Zeit, lenkte es doch immer für einige Stunden die Gedanken ab.

⁸ etwa: „Löwenkartell“

⁹ auch hier: „ein Ende bereitet“

¹⁰ Das den Eingang bestätigende Schreiben des Chefs des Generalstabes des Feldheeres aus dem Großen Hauptquartier vom 9. Dezember 1918, „gez. Im Auftrag und in Vertretung, v. Stülpnagel“, fand sich zwischen den Blättern des Manuskripts.

Prof. Leist machte aus Schwermut über die Schmach des Vaterlandes am 4. Dezember seinem Leben ein Ende, indem er sich vor die Räder einer Lokomotive warf. Die grausame Hinmordung der ganzen Zarenfamilie bestätigte sich. Die Truppen kehrten allmählich von der Front zurück, die Göttinger 82er wiesen den roten Lappen zurück, als man sie beim Einzuge damit empfangen wollte. Die Mehrzahl der Heimkehrer versicherte, dass die Front ausgehalten hätte, die Etappe sei davongelaufen, die Heimat hätte die Flinte ins Korn geworfen. Kollege Bocké schrieb mir aus Friedeberg einen verzweiflungsvollen Brief, in dem er Wilhelms II. Handeln aufs bitterste verurteilte. „Ich möcht´ am liebsten sterben, dann wär's auf einmal still“, war der Grundton meiner Stimmung. Die Gefallenen, die diese Schmach nicht zu erleben brauchten, waren glücklich zu preisen.

571 Dann aber trat mir Senecas Wort: „Etiam post malam segetem serendum est“¹¹ wieder vor die Seele und Deutschlands wechselvolle Schicksale. Arbeiten und nicht verzweifeln! Wer weiß, was Gott mit unserem Vaterlande noch Großes vor hat, dass er es so tief sinken ließ! - Die immer wieder auftauchenden Gerüchte über Uneinigkeit unter den Ententebrüdern erwiesen sich jedesmal als falsch, ebenso die über den Einzug der Franzosen in Berlin, über Selbstmord Wilhelms II. Ich erwähne sie nur, um zu zeigen, wie unruhevoll die Gemüter waren.

Unsere häuslichen Sorgen blieben die alten. Der Arm unserer Tochter wollte nicht heilen, Erich hielt sich nur durch seine Arzneimittel aufrecht, ein Zusammenbruch bei ihm war unvermeidlich. - In Göttingen gelang es dem rührigen Prof. Henkel, später Gymnasialdirektor in Aurich, viele Mitglieder für die neu entstandene deutsch-nationale Partei zu gewinnen; ich schloss mich ihr ebenfalls an. Diese machte auch Front gegen die sich überall hervordrängenden Juden, lehnte die Sozialdemokratie ab und stellte das monarchisch-konstitutionelle Prinzip obenan. Früher hätte der Byzantinismus nach oben eine unheilvolle Rolle gespielt, jetzt sei der Byzantinismus nach unten an die Stelle getreten. Henkel hatte den Burenkrieg mitgemacht und den ganzen Weltkrieg heil überstanden.

Am 21. Dezember hielten die Deutschnationalen eine recht wirkungsvolle Volksversammlung im Bürgerpark ab; leider war der erwartete Pfarrer Traube aus Dortmund nicht gekommen, die Eisenbahn hielt die Fahrpläne nicht mehr inne, aber der reformierte Pfarrer Nießen machte seine Sache auch gut. Ob wir aber so bald das Schauspiel erleben würden, das er als bevorstehend ausmalte, dass Slawen und Italiener, Engländer und Amerikaner sich bekämpften, erschien mir doch recht problematisch. Dass Deutsch-Nationale und Deutsche Volkspartei nicht zusammengingen, bedauerte ich von Anfang an. Offenbar bildete die Judenfrage das Haupthindernis. Die Masse des Volkes lebte gedankenlos dahin und fand sich in die neuen Verhältnisse; Seiner Majestät Ersatz Ebert blickte optimistisch in die Zukunft. Bolschewisten im Innern und an der Ostgrenze, Polen übermütiger als je, Franzosen hass- und racheerfüllt, Engländer und Amerikaner von berechnender

¹¹ „Auch nach schlecht aufgegangener Saat (d.h. Missernte) muss wieder ausgesät werden“

Grausamkeit, die schwächlichen Neutralen gleichgültig - das war die Signatur der Zeit.

Das Weihnachtsfest kam. Die Reisen wurden erschwert. Jeder musste sich die Genehmigung des tagenden Arbeiterrates einholen. Wir blieben in Göttingen. Stille, traurige Festtage bis auf einige Stunden, die wir unten bei Frau Beutin im Kreise froher Kinder verlebten. Meinem Bruder Gustav in Görlitz ging es leidlich. Die dort interniert gewesenen Griechen waren über die böhmische Grenze in die Heimat abmarschiert. Ein Pfund Gänsefleisch kostete auch dort 10 M, ein Pfund Wurst 17,00 usw. Dabei die Teuerung weiter im Steigen.

1919 bis Frühjahr 1920 **(vorläufiger Abschluss der Aufzeichnungen)**

572 „Mutvoll ins neue Jahr“, so predigte Superintendent Stisser in der Albanikirche am 1. Januar 1919, und man konnte meinen, das Ende sei nahe. Feinde ringsum und im Innern der Bürgerkrieg, die Massen gebärdeten sich wie Irrsinnige, die Hefe des Volkes kam an die Oberfläche.

[Mein Neffe] Hermann Müller war noch glücklich aus Posen herausgekommen, fand aber anfangs in Schöneberg-Berlin keine Wohnung; er trat im Januar seinen alten Dienst an seiner Oberrealschule wieder an. Die Universität füllte sich mit den heimgekehrten Studenten.

Wir nahmen auf Veranlassung von Fritz Scheidemann den ihm sehr am Herzen liegenden Leutnant [Paul] Leverkühn¹ aus Lübeck auf, der seine juristischen Studien fortsetzen wollte, und haben es wahrlich nicht bereut. Er war uns ein lieber Hausgenosse, der sich in alles mit freundlichem Verständnis fand. Patriotisch durch und durch, hochintelligent, von feinem politischen Verständnis, gewinnend in seinen Formen, redegewandt, umsichtig hatte er alle Eigenschaften, die einen Menschen befähigen, andere zu leiten. So kam es, dass er in der nationalen Studentenschaft bald eine Rolle spielte und durch seine Reden und Aufsätze in bestem Sinne aufklärend wirkte. Anna und ich waren darin einig, dass dieser bedeutende Mann dem Vaterlande noch große Dienste leisten würde. Zunächst arbeitete er mit großem Fleiß, um das Referendarexamen und den juristischen Doktor zu bestehen. Jede Unterhaltung mit ihm war anregend und erfreulich. Wenn die elektrische Leitung versagte und wir bei stinkendem Karbidlicht zusammensaßen, da bot sich viel Gelegenheit zum Gedankenaustausch. Wir hofften auf Wiederherstellung der Ordnung bei uns, wenn das bolschewistische Feuer in den Ententeländern ausbräche. Dort schwelte es auch im Stillen. Den Alldeutschen warf er das zu große Festhalten an der Theorie vor, Ludendorff sei zu barsch und zu gewaltsam aufgetreten. Dadurch habe Deutschland namentlich im Osten viel Sympathien eingebüßt.

573 Im Januar 1919 war ich wieder einmal in Norheim und erschrak über die Fortschritte, die Erichs Nervosität gemacht hatte, sowie über Emmas Befinden. Die Kinder waren lieb und anhänglich, sangen mir vor und deklamierten [!] ihre Weihnachtslieder. Erich versuchte, weil er endlich erkannte, was ihm drohe, sich die Beruhigungsmittel abzugewöhnen, aber die Angstzustände stellten sich immer häufiger ein.

Ich reiste mit neuen Sorgen ab und wurde in Göttingen von Anna mit der Trauerbotschaft empfangen, dass ihre nach Neu-Bethlehem gebrachte Schwester Marie

¹ 1893-1960, Rechtsanwalt mit bemerkenswerter politischer Biographie, u. a. Diplomat, mit wechselnden, auch geheimdienstlichen, internationalen Aufträgen, 1953 bis zu seinem Tode für die CDU im Bundestag, 1958-59 auch Mitglied des Europaparlaments

Sandrock hoffnungslos daniederliege. Weihnachten hatte sie sich noch des Besuchs ihres vor der Verheiratung stehenden Sohnes Wilhelm erfreut und die neue, zutrauliche, intelligente Schwiegertochter lieb gewonnen. Wilhelm erkannte schon damals, dass die Aderverkalkung bei ihr weit fortgeschritten sei. Jetzt kam das Ende. Die Herzerkrankung versagte, furchtbare Beklemmungen traten ein, sie schrie stundenlang wie meine Schwester Vally in den letzten Tagen. Am Freitag, dem 17. Januar, erlöste sie der Tod von ihren Qualen. Anna hielt bei ihr aus wie bei ihrer Schwester Hermine und litt schwer darunter, zusehen zu müssen, ohne wirksam helfen zu können. Für Marie war die Anwesenheit der geliebten Schwester ein großer Trost, da ihr Sohn sich nicht am Sterbebett einfand; er kam auch nicht zur Beerdigung. Die Reisen waren erschwert, die Zahl seiner Patienten zu groß, neue revolutionäre Erhebungen standen bevor - und seine Kindesliebe war stets geringer gewesen als die seiner Brüder. So lag auch die ganze Sorge um Marias Beerdigung auf unseren Schultern. Sophie Hartert, Friedrich Sandrocks Schwester, teilte sich mit uns darein. Die Verstorbene wurde in Reinhausen neben ihrem 1914 heimgegangenem Gatten beigesetzt.

Anna hatte nun auch ihre letzte Schwester verloren, um die sie sich ihre Lebtag, meist ohne Grund, viel Sorge gemacht hatte. Jene hatte nämlich die Angewohnheit, eigentlich nur dann Briefe zu schreiben, wenn ein Druck auf ihr lastete, so dass wir uns in der Regel ein ganz falsches Bild von ihren Verhältnissen machten. In der Zeit, wo wir uns in Göttingen oft sahen, hörten wir von den vielen schönen, der Erzählerin unvergesslichen Tagen, die sie mit ihrem Gatten und den drei wohlgeratenen Söhnen durchlebt hatte.

574 Durch das Ableben von Tante Marie waren die blutigen Tagesereignisse bei uns in den Hintergrund getreten, die Kämpfe in Berlin, der Tod Liebknechts und der Rosa Luxemburg, sowie die Vorbereitungen zu den Wahlen. Am 19. Januar 1919 fanden diese statt. Zum ersten Male traten Männlein und Weiblein vom 20. Lebensjahre ab an die Wahlurne, meiner Meinung nach eine durchaus verderbliche Staatseinrichtung. Aber: Hoch die Demokratie - dieses Ideal des Spießbürgers!

In Russland herrschte der Terror der zur Herrschaft gelangten Bolschewisten, die ihre Fangarme auch nach Deutschland ausstreckten. Wir Deutschen wurden in Atem gehalten durch die Drohungen der Franzosen und das Verlangen der Ententebrüder nach Auslieferung des Kaisers. Berta v. Uslar, die in Wiesbaden als Hausdame untergekommen war, schrieb von dem dortigen Leben, das ganz unter dem Einfluss der französischen Besatzung stand. Dort herrschte wenigstens stramme Ordnung, und die Spartakisten verhielten sich ruhig. An seinem 60. Geburtstag befand sich Wilhelm II. in Amerongen. In Deutschland wurde allerorten seiner gedacht, namentlich die Schuljugend ließ es sich nicht nehmen, durch schwarz-weißrote Schleifen ihrer Gesinnung Ausdruck zu geben.

In Ilfeld brannte am selbigen Tage das große Netzkater-Gasthaus bis auf die Grundmauern nieder. Wie viele Erinnerungen der Klosterschüler knüpften sich an diese Stätte! - Die Anhänger des Nordhäuser Juden Cohn hetzten auch in den be-

nachbarten Harzorten nach Kräften, so dass die staats erhaltenen Kräfte einen schweren Stand hatten. In Göttingen wurde zunächst ohne Erfolg die Entfernung der roten Fahne vom Rathause versucht. Die Universität war überfüllt von den aus dem Felde heimgekehrten Studenten, und die Prüfungen nahmen mich gründlich in Anspruch.

Die Veröffentlichung eines Briefes Wilhelms II. an Franz Joseph aus dem Jahre 1890 über Bismarcks Entlassung verstärkte wieder einmal den Groll über jene einsichtslose Handlung des eigensinnigen und von Selbstüberhebung erfüllten Regenten. Damals schon legte er den Grundstein zu seiner Entfernung.

575 Unsere Lektüre, die gewöhnlich die letzten Abendstunden ausfüllte, war das fesselnde Buch von Mereschkowski „Lionardo da Vinci“, das uns Frau Beutin geliehen hatte. Die Politik ekelte mich an, je größer die Rolle war, die der Erzgauner Erzberger spielte. Völlige Mittelmäßigkeiten waren an die Spitze des deutschen Volkes gelangt und lenkten seine Geschicke. In den westlichen Staaten regten sich auch die Arbeiter; aber gefährlich konnten sie den Regierungen nicht werden, weil tatkräftige Leute an der Spitze standen, die der Ruhm des Sieges umstrahlte. Bei uns Sr. Maj. Ersatz, Papa Ebert, Reichspräsident - das besagte alles, und Erzberger führte die Friedensverhandlungen. Der bayerische Revolutionär, der Jude Eisner, fiel durch den Grafen Arco-Valley, und München durchlebte schlimme Tage. „Via crucis via salutis“², las ich auf Lagardes Grabstätte, es war mir ein Trostwort für Deutschlands Zukunft. Die Koalition zwischen Demokraten, Sozi und Zentrum versprach nicht viel Gutes. Generalstreik wurde in vielen Städten zum Teil mit Erfolg durchgeführt. Eine Wahnsinnswele schien die ganze Welt heimzusuchen. Und für Deutschland kein Retter!

Dass es in Berlin höchst unruhig sei, bewiesen die ausbleibenden Zeitungen. In Göttingen kam ein Umzug von etwa 5.000 Personen zustande, um gerechtere Verteilung der Lebensmittel zu erzielen. Bei der Revolution in Kiel spielte, wie mir ein alter Schüler erzählte, der sie dort miterlebte, englisches Geld eine wesentliche Rolle. Beträge von 1.200 Pfund und mehr sind in den Händen einzelner Matrosen gewesen. - Nun strömten die entlassenen Soldaten in die civilen Berufe zurück. Otto Scheidemann wollte Landwirtschaft studieren; er war dazu ausersehen, das Roedigersche Gut in Schafsee zu übernehmen. Am Gymnasium waren auf einmal 18 Studienassessoren und Studienreferendare zu beschäftigen, und die Arbeit des Prüfungsamtes nahm ungemein zu. Trotzdem hatte ich Zeit, das Thomas Mannsche Buch „Betrachtungen eines Unpolitischen“ zu lesen, keine leichte Lektüre, aber sehr anregend, wenn auch oft zum Widerspruch herausfordernd.

576 Wilhelm Sandrock weilte im März in Göttingen mit seiner jungen Frau und löste den Haushalt seiner verstorbenen Mutter auf. Die Witwe seines gefallenen Bruders Adolf erhielt in dem vom Feinde besetzten Düsseldorf keinen Ausreisepass. Wilhelm hatte sich entschlossen, in Egelsteden zu bleiben, wo er sehr gute Praxis gefunden hatte. Seine Bemühungen, nach Hannover an das Henriette-

² „Der Weg des Kreuzes ist der Weg des Heils“

ten-Stift zu gelangen, hatten keinen Erfolg gehabt. Die Spartacus-Gefahr war in Egegn natürlich auch sehr groß, wie überall in Mitteldeutschland. Freikorps wurden gebildet, in die natürlich die Studenten zuerst eintraten.

Unser Leverkühn spielte bei den Beratungen der Studentenschaft eine wichtige Rolle und bekämpfte die um sich greifende Gesinnung, dass gegen Spartacus nichts zu machen sei. Otto entschloss sich, vor dem Beginn des Studiums praktisch zu arbeiten, und fand eine ihm zusagende Stelle bei Herrn Wätgen auf dem Gute Siebeneichen zwischen Löwenberg und Lähn in Schlesien. Interessant war mir seine Mitteilung, dass am 9. November 1918 sein Divisionär [General bei seiner Division, s. u.] entschlossen gewesen sei, nach Deutschland zurückzukehren und die sozialdemokratische Regierung zu stürzen; er sei seiner Truppen sicher gewesen. Die Nachbargeneräle seien aber nicht darauf eingegangen, weil sie ihre Verbände nicht mehr fest in der Hand gehabt hätten.

Die Abneigung der Letten gegen die Deutschen erklärte sich nach Wilhelm Sandrock daraus, dass man sie zu brutal behandelt habe. Er erzählte wenig erbauliche Dinge von dem Auftreten des Admirals Ludolf v. Usler, der auch deutsche Soldaten einfach abkommandiert habe, um das von ihm gekaufte kurländische Gut zu bestellen. Die deutsche Verwaltung habe ihm einmal recht eigenmächtig bei sich eingestellte Autos abgenommen; die Letten seien von ihm ärger bedrückt worden als von den Russen. Ob alle diese Vorwürfe auf Tatsachen beruhten, konnte Wilhelm nicht behaupten. Man sah aber aus den Beschuldigungen, was sich alles gegen Deutschland zusammengebraut hatte.

577 Leverkühn siedelte mit Ablauf des Vierteljahres nach Königsberg i. Pr. über, um dort militärischen Dienst gegen den Bolschewismus zu leisten. Ich bekam damals die [Paul] Graf von Honsbroech'sche Schrift: „Wilhelms II. Abdankung und Flucht“, in die Hände und hatte davon das Gefühl, dass sie Steine hinter dem Gestürzten herwarf, musste aber leider die darin erhobenen Vorwürfe bestätigen; ich hatte sie ja oft selbst schon ebenso im Stillen oder Vertrauten gegenüber erhoben und mehr als einmal befürchtet, dass Wilhelm II. im entscheidenden Augenblicke versagen würde. Manches war mir neu, z.B. dass Graf Waldersee ihn schon als Feigling bezeichnet hätte. Ich fürchte, der unglückliche Herrscher ist nie ganz normal gewesen, und die Nachricht ist richtig, dass sein Vater Friedrich III. dies schon erkannt hätte.

Das deutsche Volk muss nun ausbaden, was seine Lenker seit Bismarcks unfreiwilligem Ausscheiden gefehlt hatten. Im Lande stiegen die Preise für die Lebensbedürfnisse unausgesetzt, dem entsprach das immer weiter um sich greifende Streikfieber und die Abnahme der allgemeinen Sittlichkeit. Die Zahl der Geschlechtskrankheiten nahm zu, eine unvernünftige Tanzwut ergriff die jüngeren Lebensalter, Diebstähle, Einbrüche, Morde rissen nicht ab. In unserer Nachbarschaft wurde aus mehreren Häusern das Silberzeug geraubt, ohne dass man den Tätern auf die Spur kam. Am unverschämtesten wurde gegen das Staatseigentum vorgegangen in den Gefangenenlagern, Werkstätten, auf der Eisenbahn.

Auf dem Gebiete der Schule traten die „entschiedenen Reformer“ hervor; in Hannover stand der Direktor des Goethegymnasiums, Ziegler, an der Spitze, der plötzlich sein demokratisches Herz entdeckt hatte. Diese Reformer bekämpften in erster Linie das humanistische Gymnasium und wollten Liebkinder in der neuen Staatsform werden. In der ganzen Welt gährte und brodelte es, die Freundschaft Wilsons mit denen Ententebrüdern ging aber allmählich in die Brüche. Nur nutzte es dem armen Deutschland nicht.

578 Am 1. April bezog Erich, von Emma geleitet, zum zweiten Male das Sanatorium des Dr. Eichelberg in Hedemünden. Er hatte selbst den dringenden Wunsch, der Beruhigungsmittel entwöhnt zu werden, und wir setzten große Hoffnungen auf diese Kur, zumal Eichelberg zuversichtlich volle Genesung verhieß. Es war der Anfang einer schweren Leidenszeit für alle Teile. Trauerfälle traten hinzu, die uns tief bekümmerten. H. F. Müller wurde kurz vor seinem 75. Geburtstage von einer Lungenentzündung hinweggerafft, mitten aus aufbauender Tätigkeit heraus. Er war unser bester und treuester Freund. Freud und Leid ist ihm während seines reich gesegneten Lebens in Fülle zuteil geworden! Wie vielen ist er Trost und Hilfe gewesen! Have, pia anima!³ Gegen Ende des Jahres schrieb ich für ihn den Nekrolog, der im letzten Hefte des Jahrgangs 1919 des „Humanistischen Gymnasiums“ abgedruckt ist. Infolge starker Erkältung musste ich darauf verzichten, seiner Beisetzung in Blankenburg am Harz beizuwohnen.

Am zweiten Ostertage folgte ihm Tüselmann, der Direktor des Eisleber Gymnasiums. Wir drei hatten uns bei Bajohrs Begräbnis verabredet, uns im Laufe des Jahres in Ilfeld zu treffen. Es wurde einsamer um mich. Mit den alten Freunden sank die gute alte Zeit unwiederbringlich ins Grab. Die junge Generation meinte freilich, dass selbst wir Alten noch den neuen Aufstieg Deutschlands erleben würden. Wenigstens schrieb mir in diesem Sinne Otto Kiep, der alte Ilfelder, der mit in Versailles bei den Friedensverhandlungen gewesen war und im Auswärtigen Amt diente. Die Weltgeschichte ginge mit Siebenmeilenstiefeln; bei unseren Feinden würde die Weltrevolution sich auswirken, wenn wir sie bereits überwunden hätten. Das britische Weltreich krachte auch in allen Fugen. Ähnlich sprach sich Hauptmann Gellinek, ebenfalls alter Ilfelder, aus. Er hatte in Südwest gegen England gefochten und war mit seinem obersten Kommandeur [Wilhelm II.] gar nicht zufrieden. Dieser hätte ebenso wie Lettow-Vorbeck sich wehren und sich schließlich mit ihm [England] verbünden müssen; dann hätten wir die afrikanischen Kolonien gerettet. Gellinek wanderte schließlich nach Mexico aus; aus seinem ursprünglichen Plane, sich in Südwest anzusiedeln, war ja nichts geworden.

579 Dass Frankreich einen gründlichen Knacks weg hatte, war niemandem verborgen. Um so hochmütiger gebärdete er sich, und je weniger es durch eigene Kraft gesiegt hatte, um so mehr spielte es sich als Sieger auf. Wie hätte es 1871 die ganze Welt mit Geschrei erfüllt, wenn es nach viereinhalbjährigem Widerstand einer Koalition von zehn und mehr Gegnern erlegen wäre! Es bildete sich doch damals schon ein, wenigstens moralisch gesiegt zu haben, weil Deutschland,

³ „Lebe wohl, fromme Seele“

sein einziger Gegner, etwas stärker war als Frankreich. Prof. Morsbach, mit dem ich die englische Politik besprach, glaubte nicht an die Zermürbung des Weltreiches so bald; kommen werde sie freilich. - Die bolschewistischen Arbeiter trieben es in München, Dresden, Halle so, dass einem angst und bange werden konnte. Aus eigener Tatkraft wurde die schlaaffe republikanische Regierung mit diesen Elementen nicht fertig. Noske war der einzige, der Hosen anhatte, und die energischen Leute von rechts unterstützten ihn. Dafür wurden sie „Noske-Hunde“ tituliert.

In den Ostertagen waren wir Großeltern in Northeim, und das war nötig. Emma ging es gar nicht gut, sie litt zeitweise an Schüttelfrost, veranlasst durch die nicht heilende Wunde am linken Ellbogen, die sich später als tuberkulose-infiziert erwies, und die Nachrichten aus Hedemünden lauteten ebenfalls nicht ermutigend. Erich verlangte von uns noch Schlafmittel, da die ihm im Sanatorium bewilligten keine Ruhe gewährten, Ein Zeichen, dass sein Leiden statt im Abnehmen im Zunehmen begriffen war.

Nach dem Feste sprach alle Welt von dem bevorstehenden Frieden. Viele hofften, dass ein Gewaltfrieden keinen deutschen Unterzeichner finden würde: Schlimmer als es schon sei, könne es nicht werden. Wenn nur nicht der Erzlump Erzberger Deutschlands Geschicke geleitet hätte! Das war die schlimmste Schmach, die uns angetan wurde. - Von meinen Bekannten starben im April außer H. F. Müller und Tüselmann noch die Direktoren Dierk-Verden und Jacobi-Hildesheim. Ersterer hatte hier in Göttingen die Vaterlandspartei ins Leben gerufen, mit letzterem, der in Hannover im Ruhestand lebte, bin ich oft dort zusammengetroffen. Beide waren sehr tüchtig in ihrem Berufe und hochpatriotische Männer.

580 Der 1. Mai verregnete, die Roten kehrten ziemlich missmutig vom Rohns zurück, wo sie den Weltfeiertag (!) festlich begangen hatten. Die Zahl der zu Prüfenden nahm unheimlich zu. Diejenigen, die den ganzen Weltkrieg mitgefochten hatten, wollten endlich in feste Stellung gelangen. Dieser Zudrang hielt das ganze Jahr hindurch an. Die klassische Antwort eines Verbiesterten möchte ich nicht mit Stillschweigen übergehen: „Was ist ein Syllogismus?“ – „Der konträre Gegensatz von Nominalismus.“ Im allgemeinen waren aber die Leistungen erheblich besser, als anfangs gefürchtet wurde. - Ich füge eine niedliche Kindergeschichte bei: Hilde und Agnes dringen in ihre Großmutter, sie möchte doch noch ein kleines Kind kriegen, sie wünschten es so sehr. Als das unter Hinweis auf das vorgerückte Alter von Großmutter abgelehnt wird, weisen beide auf Sara, Abrahams Frau, hin, die ihm noch mit 90 Jahren einen Sohn geboren hatte.

In Göttingen prüften Kommissionen die Wohnungen, ob noch Studierende einzulegen seien, deren Zahl ganz ungewöhnlich groß war. Dies veranlasste uns, Georg Schimmelpfengs (aus Hildesheim) Sohn, Georg jun., aufzunehmen. Er war uns ein ganzes Jahr hindurch ein lieber Hausgenosse, der sich in die Ordnung vorzüglich fand. Dann wurde er zu seiner großen Freude im Forstdienste angenommen und ging als Forstbeflissener nach Sieber bei Herzberg i. H. Das einzige, was wir an ihm auszusetzen hatten, war seine große Schweigsamkeit.

Von belletristischer Lektüre fesselte mich die „Indienfahrt“ von Waldemar Bonsels; man fühlt ordentlich die schwüle, exotische Atmosphäre, die der Schriftsteller schildert.

Der Mordfriede, den die Entente vorschrieb, rief allgemeines Entsetzen hervor. Der Ruf, man solle nicht unterzeichnen, wurde immer lauter. Die Bedingungen seien nur ein Bluff. Lic. Schuster aus Hannover kritisierte sie in einem stark besuchten Vortrag im Stadtpark unter stürmischem Beifall und forderte Ablehnung. Ablehnung, ganz recht. Nur war unsere Macht durch die herrliche Republik zertrümmert. Unsere Hoffnung stützte sich auf die noch im Schoße der Zukunft liegende Uneinigkeit der Gegner und eine geschickte Diplomatie; sie erwies sich aber als trügerisch.

Scheidemann-Kassel rief emphatisch, die Hand müsse verdorren, die diese Bedingungen unterzeichnete, und der ewig lächelnde Bierphilister aus Buttenhausen [Matthias Erzberger] übernahm das Amt. Es war zum Verzweifeln. Mancher redete davon, wir müssten mit den Bolschewiken in Russland paktieren und gemeinsam der Entente zu Leibe gehen. Das hieß den Teufel durch Beelzebub vertreiben.

581 Der Mai lockte mich zu größeren Gängen; ich brachte es trotz meines 70. Jahres doch dahin, nach Ballenhausen zu Fuß und zurück zu gehen, vier Stunden ohne Aufenthalt, da ich dort niemand zu Haus traf. Ein andermal wanderte ich von Reinhausen über Diemarden, Kerstlingeröder Feld nach Göttingen zurück. Ich begleitete Olga, die Wittwe von Fritz Sandrock, die sich bald darauf mit dem Hauptmann Theodor Baring verlobte. Die Gräber in Reinhausen waren in guter Ordnung, die Wanderung durch den grünen, blumengeschmückten Wald überaus schön.

Das empfand ich auch bei dem Besuch Erichs in Hedemünden, als ich den Weg von Dransfeld über Meensen und dann durch den Wald wählte. Prof. Eichelberg stellte volle Genesung seines Patienten in Aussicht, ohne sich auf Bestimmung eines Zeitpunktes einzulassen. Erich selbst war voller Hoffnung und bezeichnete selbst sein Leiden als eine Läuterungszeit: Von nun an wolle er ernstlich an die Bekämpfung seines Egoismus gehen. Das waren gesunde Reflexionen. Leider hielten sie nicht lange vor. Neue Depressionen kamen über ihn. Sie fielen zusammen mit der Zunahme von Emmas Erkrankung. Erich verließ plötzlich Hedemünden und brach bei uns fassungslos zusammen.

Mit seiner Zustimmung suchten wir gemeinsam den Göttinger Psychiater Geheimrat Schultze auf. Dieser riet, den offenbar Schwerkranken nach Hedemünden zurück oder nach Ilten zu bringen. Gegen beides sträubte er sich mit aller Macht. Da der Zustand fortgesetzte Obhut erforderte, wir diese aber nicht schaffen konnten, so geleitete [seine Schwester] Lieschen Loß, die schnell von Northeim herüberkam, ihren Bruder in die Heil- und Pflegeanstalt hier. Dort brachte dann mein Schwiegersohn eine Reihe von Wochen zu, die er später als eine Art Hölle be-

zeichnete. Gute und böse Tage wechselten; aber es ging doch aufwärts. Ich habe heute die Überzeugung, dass damals der Tiefpunkt des Leidens eingetreten war und dass die Beugung des Eigenwillens, die Erich dort über sich ergehen lassen musste, segensreich für ihn gewesen ist. Er grollte freilich und konnte es anfangs nicht verzeihen, dass man ihn dorthin gebracht habe. Unseren Einwand, wir hätten ja alles mit seiner Zustimmung getan, suchte er damit zu widerlegen, wir hätten uns um seine Ansichten gar nicht kümmern sollen. Von der Heilanstalt siedelte er in das Sanatorium Rasemühle über, was ihm aber gar nicht gefiel, und von da nach Erfurt zu seiner Mutter. Die dortigen Ärzte konnten sich leicht den Ruhm zuschreiben, ihn kuriert zu haben; denn nun ging es in der Tat besser, und Ende November übernahm er wieder sein Amt in Northeim. Sein Urlaub hatte sich freilich auf bald zehn Monate ausgedehnt.

582 Während er auf der Heilanstalt untergebracht war, unterzog sich seine Frau einer Armoperation des kranken Gelenks und musste zu diesem Zweck längere Zeit erst in der Klinik, dann bei uns verweilen. Eine Berufsschwester leitete währenddessen den Haushalt in Northeim.

Eine dritte Sorge lastete noch auf uns: Der Göttinger Kinderarzt Prof. Goepfert stellte bei dem achtjährigen Fritz, der nie ordentlich laufen wollte und stets sehr schwerfällig im Gehen war, Muskelschwund in den Oberschenkeln fest. Wie sich die Krankheit weiter entwickeln würde, müssten wir abwarten, zunächst sei gar nichts zu machen. Natürlich kosteten alle diese Erkrankungen viel Geld. Was wir uns im Laufe der Jahre erspart hatten, wurde nun gehörig in Anspruch genommen. Wir Großeltern hielten uns abwechselnd für Tage in Northeim auf.

Im Laufe des Sommers erweiterte sich mein Bekanntenkreis. Verschiedene Mitglieder des Prüfungsamtes kehrten in ihre Stellungen zurück. Ich nenne aus ihrer Zahl nur den liebenswürdigen, bedeutenden Brandt, dessen Deutsche Geschichte ich gerade las. Er nahm unter den Leitern der Deutschen Volkspartei eine einflussreiche Stellung ein. Gelegentlich einer längeren Unterhaltung verhehlte ich ihm nicht, dass der Hochmut einzelner seiner Berufsgenossen doch etwas zu weit ginge. [Der Mathematiker David] Hilbert z.B. hatte es nicht für nötig gehalten, mir einen Gegenbesuch zu machen, und Simon ein Jahr damit gewartet. Ich sei allerdings weit davon entfernt, mich in die Professorenkreise einzudrängen. Er hörte mich nachdenklich an und äußerte dann, dem Prof. Hilbert dürfe man dies nicht anrechnen, der sei zwar höchst gelehrt, aber auch ebenso wunderlich. Simon war mittlerweile schon verstorben; bei ihm lag auch wohl Vergesslichkeit vor; aber es blieben noch andere übrig. Brandt selbst machte mir sofort Besuch.

Eine andere Bekanntschaft erstreckte sich auf den General Bock v. Wülffing und seine Tochter, unsere Hausnachbarn. Ich habe darüber schon mich ausgelassen. Es war uns immer eine große Freude, mit dem alten Herrn und seiner Tochter bei einer Tasse Thee die Zeit- und Stadtereignisse zu besprechen. Er war ein eifriger Leser der Kölnischen Zeitung, während ich den Kurier [?] und die Deutsche Zeitung hielt. Die Versenkung der deutschen Flotte bei Scapa Flow fand unseren vollen Beifall; das war doch wieder eine Mannestat.

583 Umso erschütternder wirkte die Unterzeichnung des Mordfriedens. In Kassel hatte die Teuerung – ein Ei = 2,50 M - Unruhen veranlasst, in Göttingen kam es, Gott sei Dank, nicht dazu. Am 6. Juli allenthalben Trauergottesdienste und Trauergeläut anlässlich des Versailler Friedens. „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“⁴, sprach ich dem Großen Kurfürsten nach.⁵ Beim Spaziergang setzte ich den Enkeln in Northeim die Bedeutung des Lätens auseinander.

Nun begannen seitens der Entente die Beunruhigungen des deutschen Volkes betr. die Auslieferung Wilhelms II. und der sogenannten Kriegsverbrecher, d. h. unserer großen Heerführer. Dass bei der Entente selbst die eigentlichen Verbrecher seien, das übersahen die lügnerischen Heuchler geflissentlich.

Der Umschwung der Dinge wurde besonders von den Juden freudig begrüßt; die Folge aber war das Anwachsen der sowieso vorhandenen antisemitischen Strömung. Ein Vortrag, den ein diese Richtung vertretender Redner, Roth, in Göttingen hielt über die geheimen Fäden des Weltkrieges, erntete brausenden Beifall von den etwa 1.500 Anwesenden. Es wurde dabei der Ausspruch eines Juden zitiert, der kurz vorher in der Philharmonie zu Berlin vor etwa 2.000 Juden getan worden war: „Jedes Juden Herz sei mit Stolz erfüllt, dass sie endlich nicht bloß Freiheit, sondern Herrschaft errungen hätten.“ Das Vorhandensein einer solchen Herrschaft wurde unwiderleglich nachgewiesen. Von Erichs Schwester Lieschen Loß hörte ich, dass die Judengegnerschaft auch in Arbeiterkreisen um sich griffe. Dasselbe wurde mir von anderer Seite bestätigt.

Albert Schimmelpfeng, Landgerichtsrat in Naumburg, der in dieser Bewegung sehr tätig war, erlag am 30. Juli einem Schlaganfall. Flugblätter von philosemitischer Seite wurden von der Gegenseite prompt beantwortet. Die Meister'sche Beleuchtung der ganzen Frage in „Judas Schuldbuch“ deckte das Streben der Juden nach unbedingter Herrschaft ganz klar auf und trug nicht wenig dazu bei, den Antisemitismus zu fördern.⁶ Die Ausschreitungen, wie sie die Juden unter Bela Kun in Ungarn sich hatten zuschulden kommen lassen, wirkten mit. Der Sturz dieser bolschewistischen Herrschaft wurde allgemein begrüßt. Die Ungarn gingen ganz radikal gegen die zahlreichen Juden vor, die in ihren Grenzen wohnten, und strebten offen nach Wiederaufrichtung der Monarchie.

584 Dieselben Bestrebungen zeigten sich auch in Russland. Wie mir Fritz Scheidemann erzählte, unterstützten viele Deutsche sie, in der Hoffnung, dass wie vor 100 Jahren Deutsche und Russen vereint die alte Ordnung wieder aufrichten würden, d. h. Polen beseitigen, Frankreich zurückdrängen und England in Indien. Die sogenannten weißen Armeen wurden jedoch von Lenin und Trotzki geschlagen, Ruhe ist bis heute noch nicht in Russland eingekehrt. Das arme Land wird vom Bolschewismus noch viel schlimmer heimgesucht als Deutschland.

⁴ „Möge aus unseren Gebeinen ein Rächer erstehen“ (Vergil, Aeneis)

⁵ so angeblich bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages von St. Germain-en-Laye 1679

⁶ Wilhelm Meister, eines der Pseudonyme von Paul Bang (1879-1945), seit 1928 für die DNVP im Reichstag (und bis zum Ende der Naziherrschaft!). Sein Buch fand große Verbreitung.

Die Verhandlungen über die Freigebung unserer Gefangenen seitens Frankreich gingen hin und her und hielten die Gemüter in Spannung und Sorge. Dazwischen fiel auch wohl einmal eine heitere Episode wie das Badehosenbild unserer Reichsgewaltigen Ebert und Noske. Gährung allenthalben in der Welt, selbst in der Schweiz. Das mochte wohl der Grund sein, warum unser Gegenüber, Prof. Hilbert, den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Bern ausschlug. Die Erwartungen, dass es unter unseren Gegnern bald zum Bruch kommen würde, erwiesen sich nach wie vor als trügerisch. Noch hielt sie die gemeinsame Gegnerschaft gegen Deutschland zusammen, aber Wilsons Einfluss zerschmolz wie Schnee an der Sonne. Die Amerikaner fingen an einzusehen, dass England sie nur für das eigene Interesse ausgebeutet habe; der eitle Wilson war Englands Werkzeug.

Im September kam endlich die Rückkehr der Gefangenen in Fluss. Mehrere Tausend lagen nacheinander im Göttinger Durchgangslager. Aus dem Balticum kehrten die Deutschen zurück. Am Rhein Versuche, eine besondere Republik unter französischem Protektorat aufzurichten. Rede eines katholischen Paters in der Rochuskapelle bei Bingen, in der der Zusammenbruch des protestantischen Kaisertums gepriesen wurde. Ein Tag nach dem andern kummervoll für jeden, der ein Herz für Deutschland hatte. Ich arbeitete an H. F. Müllers Nekrolog. Wie glücklich war er, diesem Jammerthale entrückt zu sein!

Kollege Bocké schrieb mir einen herzbewegenden Brief über die Scheußlichkeiten, die die Bolschewisten in Riga verübt hätten. Viele seiner Freunde und Bekannten hätten das Leben lassen müssen. Auch Herr Leverkühn, der von Königsberg nach Göttingen zurückgekehrt war, hatte im Balticum liebe Freunde verloren.

Bei uns trieben die Schieber und Wucherer weiter ihr schamloses Wesen, und die verschiedenen Parteien bekämpften sich nach alter deutscher Gewohnheit.

585 So zog [am 23. September 1919] mein 70. Geburtstag herauf. Ich verlebte ihn nicht „auf die Postille gebückt“, sondern in ziemlicher Rüstigkeit, aber „zur Seite des wärmenden Ofens“⁷. Da das Heizmaterial nicht ausreichte, um die Zentralheizung anzustecken, und auch von Tag zu Tag teurer wurde, so hatten wir uns einen eisernen Ofen für mein Arbeitszimmer angeschafft. Sein prasselndes Feuer war uns hochwillkommen. Erfreut wurde ich durch eine Fülle von Glückwünschen. Alte und jüngere ehemalige Schüler gedachten meiner. Mancher war mir recht wehmütig, so der Brief des auf dem Sterbelager mit dem Tode ringenden Prinzen Johann v. Stolberg, der mit einem bösen Lungenschuss in St. Blasien lag und wenige Wochen später starb.

Voller Dank schloss ich meine liebe Ehefrau in die Arme, feierten wir doch [am selben Tage] auch unsern 43. Hochzeitstag. Wird uns Gott den 50. bescheren? Von Northeim und Erfurt – dort sah Erich seiner Genesung entgegen - lauteten die

⁷ aus Wilhelm Raabes unvollendeter Erzählung „Altershausen“ von 1911

Nachrichten leidlich. Mittags brach die Sonne durch die Wolken. Mochte doch auch dem tief gebeugten Vaterlande wieder die Sonne des Glückes und Friedens scheinen! Das war mein Wunsch, mit dem ich in das neue Lebensjahr eintrat, nun unweigerlich im Greisenalter stehend.

586 Hier⁸ schließe ich vorläufig - oder definitiv? - diese Lebensbeschreibung ab. Fortsetzung folgt, wenn wieder ein Jahrzehnt hinter mir liegt. In dieser aufreibenden Zeit werde ich dasselbe wahrscheinlich nicht durchleben. Meine Hoffnungen, mit denen ich diese lange Niederschrift eröffnete, haben sich, Gott sei's geklagt, nicht erfüllt. Deutschland ist nach Leistungen, die einzig in der Weltgeschichte dastehen, elendig zusammengebrochen, zusammengebrochen durch eigene Schuld. Das Volk weigerte sich, länger durchzuhalten, gab den heuchlerischen Lockungen eines Wilson und offenbaren Lügen von Volksverderbern Gehör und ließ den Hochverrat widerstandslos über sich ergehen.

Der Kaiser war in keiner Weise der Größe der von ihm zu lösenden Aufgaben gewachsen, hatte immer nur geredet, nicht tatkräftig gehandelt, und verließ in der Stunde der Entscheidung, statt ruhmvoll kämpfend entweder zu siegen oder zu sterben, den ihm, wie er selbst so oft betonte, von Gott anvertrauten Posten. Mit ihm war die ganze Fürstenschaft erledigt, keiner aus ihr versuchte auch nur Widerstand. Unter den Generalen und Staatsmännern, so tüchtige Leute auch unter ihnen waren, fand sich keiner, der das schleifende Staatsruder ergriff und Gleichgesinnte aufrief. So kam die Regierung an die Leute der Revolution, ausgeprägten Mittelmäßigkeiten ohne Verständnis für ihr Amt oder bis in die Fußspitzen hinein selbstüchtig. Die Namen Philipp Scheidemann, Erzberger besagen alles. Seiner Majestät Ersatz, Ebert, mochte wohl ein guter, trunkfester Parteimann sein, als Reichsoberhaupt aber ist er ein Hohn auf Deutschlands ehemalige Bedeutung. Noske schien eine energische Natur zu sein, hat er aber doch viel von einem Bramarbas an sich.

Zum 6. Juni 1920 sind Neuwahlen angesetzt. Das ist wenigstens ein günstiges Ergebnis des Kapp-Putsches. Werden diese Wahlen wohl einen merklichen Zug nach rechts bringen? Werden sie dem Übergewicht der Juden ein Ziel [Ende] setzen? Werden sie einem Staatsmann den Weg bahnen? Werden sie zu einer Revision des Schmachfriedens von Versailles die Vorstufe sein? Wieviel Hoffnungen knüpfen sich an sie! Werden diese Hoffnungen so eitel sein wie die, mit denen ich einst in die Abfassung der vorliegenden Lebensschicksale⁹ eintrat? Gott allein weiß es. Ihm befehle ich das am Boden liegende Vaterland.

⁸ d. h. mit seinem Bericht über seinen 70. Geburtstag am 23. September 1919. Aus dem letzten Absatz des Paragraphen geht dabei hervor, dass Mücke diese Passagen erst nach dem Kapp-Putsch von Mitte März 1920 verfasste.

⁹ etwas unklar, gemeint wohl: „...der hier dargestellten Schicksalsfügungen“

Göttingen, 3 Resumees (Frühjahr bis Ende Juli 1920)

[1.] Das Wissenschaftliche Prüfungsamt

587 Die Zahl der Mitglieder belief sich zuweilen bis auf 60. Jedes Jahr wurde die Liste neu zusammengestellt. Der Vorsitzende reichte seine Vorschläge ein, in denen für die ausgeschiedenen Herren neue genannt wurden. Diese Liste wurde stets genehmigt, in der kaiserlosen Zeit aber zuweilen wesentlich vermehrt durch Leute, die der Regierung genehm waren oder sich direkt an sie gewendet hatten.

Meine rechte Hand, ohne die ich die oft verwickelten Geschäfte nicht reibungslos hätte erledigen können, war der in meinem Alter stehende Gymnasiallehrer Eberwien, der 1920 schon 30 Jahre die Sekretariatsgeschäfte besorgte. Er schrieb die Zeugnisse, berechnete nach den vorgeschriebenen Bedingungen die jedem Examinator zustehenden Gebühren, holte die Wünsche derselben ein betr. Ansetzung der Prüfungszeiten, setzte die häuslichen Arbeiten der Examinanden in Gang, überwachte die Klausurarbeiten, mahnte die Säumigen, besorgte die Statistik, kurz, war einer der wichtigsten Faktoren des ganzen Amtes. Er wurde auch als solcher von allen Mitgliedern anerkannt und respektiert.

Ich setzte die Prüfungsausschüsse zusammen, wobei ich, soweit es ging, gern die Wünsche der Kandidaten berücksichtigte. Die Sprechstunde mittwochs von 12 bis 1 im Gymnasium war in der Regel gut besucht. Die Prüfungen nahmen gewöhnlich die drei Tage Mittwoch, Donnerstag und Freitag in Anspruch und fanden in der Zeit nach dem Kriege dreimal monatlich statt, so dass ich genugsam dienstlich beschäftigt war. Ich war nämlich an den Prüfungstagen von 3 bis 7 Uhr nachmittags im Gymnasium, hörte zu, beriet mit den Examinatoren, verkündete die Ergebnisse, fertigte die abschließenden Protokolle aus und die Vorschläge für das Gesamturteil.

Solange die alte Prüfungsordnung galt, prüfte ich in Religion und Deutsch für die allgemeine Bildung; die neue Prüfungsordnung beseitigte diese Fächer. Da hatte ich nur in praktischer Pädagogik zu examinieren. Es kam aber selten vor, dass sich Prüflinge für dieses Fach fanden. Wie mir ging es noch gar manchem Mitglied des Prüfungsamtes. Astronomie, einzelne Teile der angewandten Mathematik, Kunstgeschichte, Archäologie, Italienisch, vergleichende Sprachwissenschaft waren z.B. Fächer, die nur selten für die Staatsprüfung gewählt wurden.

588 Das älteste Mitglied des Prüfungsamtes war der ehrwürdige Geheimrat Ehlers. Trotz seiner 84 Jahre frisch und regsam, wusste er die Prüflinge richtig anzufassen und alles Mögliche aus ihnen herauszuholen. Sein Fach war die Zoologie. Gleich nach ihm kam der Geograph Wagner, Bruder des berühmten Berliner Professors. Er freute sich lebhaft, wenn seine Examinanden ihre Sache gut machten. Die Anforderungen, die er stellte, waren nicht gering und konnten

nur bei gutem Zahlen- und Ortsgedächtnis befriedigt werden. Max Lehmann war der älteste Vertreter der Geschichtswissenschaft, ein feiner Gelehrtenkopf. Er pflegte sich den Gang der Fragen auf Zettel zu notieren, um auch Spezialwünsche der Kandidaten berücksichtigen zu können, und hielt diesen Zettel von Zeit zu Zeit dicht vor seine kurzsichtigen Augen. Trotz seines Alters brachte er es fertig, wenn es sein musste, drei Stunden hintereinander ohne Pause in gleicher Frische zu examinieren. Ihm zuzuhören war mir stets ein Genuss.

Über 70 Jahre zählte auch Professor Stimming, zu dem sich die Neusprachler im Französischen drängten, ein freundlicher Herr. Wer in seinem Seminar fleißig gearbeitet hatte, war sicher, dass er in der Prüfung die gewünschte Lehrbefähigung zugesprochen erhielt. Dasselbe galt von [Georg] Busolts Schülern. Seine „Kollegs“, er war ein Ostpreuße, mussten gut verarbeitet sein, dann hatte der Kandidat aber auch die besten Aussichten auf Erfolg. Noch im 70. Jahre musste sich Busolt einer Amputation des linken Beines oberhalb des Knies unterziehen. Nur so konnte er vor den Folgen einer bereits eingetretenen Thrombose bewahrt werden. Da zeigte sich aber seine zähe ostpreußische Natur. In unglaublich kurzer Zeit war er wieder so weit hergestellt, dass er mit Krücken in seinem Garten herumhumpelte. Der Zusammenbruch ging ihm sichtbar nahe.

Max Lehmann war Demokrat. Der alte Ehlers, ein guter Hannoveraner, meinte, dass Deutschland in etwa 30 Jahren den Schlag verwunden haben würde. Zu den älteren Herren gehörte auch Prof. theol. Bonwetsch, ein Balte. Freundlich, gütig, von peinlichster Gewissenhaftigkeit, erbat er sich in zweifelhaften Fällen einen Tag Bedenkzeit, um ja dem Kandidaten in der Feststellung des Urteils kein Unrecht zu tun.

589 In meinem Alter war der Physiker Prof. Voigt, ein trefflicher Gelehrter, humaner Examinator, obwohl hohe Anforderungen stellend, und einer der ersten Bachkenner. Er stand an der Spitze der Göttinger Musikverständigen und hat aus eigenen Mitteln viel zur Förderung des Kunstlebens beigetragen. Für Arme und Notleidende hatte er stets eine offene Hand, vermied es aber zugleich, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Sein Leipziger Landsmann, der Philosoph Elias Müller, hatte wie er den 70er Krieg mitgekämpft. Die Studenten hörten ihn gern und wünschten von ihm geprüft zu werden. Praktische Psychologie war sein Lieblingsfach. Der etwas schwerhörige Botaniker Berthold musste oft examinieren, bis nach Beendigung des Krieges sein von den Engländern in Ostafrika gefangener Kollege Peters wieder in Göttingen eintraf. Beide Herren waren gute Examinatoren. Vertreter der reinen und angewandten Mathematik waren eine ganze Reihe in Tätigkeit. Der bedeutendste von ihnen, Hilbert, legte keinen Wert darauf, zum Prüfen herangezogen zu werden, und Karatheodori, ein höflicher und entgegenkommender Grieche, ging nach einiger Zeit nach Berlin über.

So fiel die Hauptlast des Prüfens in reiner Mathematik auf Professor Landau, einen klugen, geschickt prüfenden jüdischen Gelehrten. Er gehörte als Schwiegersohn des Salvarsan-Erfinders Ehrlich zu den reichsten Leuten Göttingens. Die angewandte Mathematik wurde von Runge, Hartmann, Bernstein, Ambronn, u. a.

vertreten. In der Physik spielte neben Voigt sein Schüler Debye, ein lebenswürdiger Holländer, eine große Rolle. Er ging zum Leidwesen der Göttinger Studierenden an die Züricher Hochschule über, verstand kein Wort Latein oder Griechisch, wie mir Landau erzählte. Die Chemie hatte ihre Hauptvertreter in Windaus und Kötz, beide mir sehr sympathisch und geschickt im Prüfen. Ein jovialer Herr war Prof. Morsbach, der Anglizist. Seine Kandidaten wussten meist gut bescheid, liebten sich aber gern listig von ihm noch belehren, wodurch die festgesetzte Prüfungszeit verkürzt wurde.

590 Elegant examinierte Prof. [Carl] Mirbt¹. Ohne gute Kenntnisse war bei ihm nichts zu holen. Nicht vergessen darf ich den gewinnenden, geistvollen Brandi, der nach dem Kriege auf dem Plan erschien und vorzüglich seines Amtes waltete. Auch Prof. Stein bewies sich als humaner Beurteiler der Kriegsteilnehmer. Von den Germanisten war [Edward] Schroeder gefürchtet, weil er bei versagenden Antworten leicht ungeduldig wurde. Bevorzugt wurde der nachsichtigere Weißenfels, der das Hauptgewicht auf gute Kenntnis der Literaturgeschichte legte, während Schroeder die grammatische Entwicklung des Deutschen und der verwandten Idiome bevorzugte.

Jüngere Mitglieder des Prüfungsamtes waren Suchier für Französisch - er verlangte mehr als Stimmgang und war darum weniger gewünscht - Roeder für Englisch, der sehr ruhig und sachlich prüfte. Letzterer, Oberlehrer an der Oberrealschule, lehnte einen Ruf als Ordinarius nach Dorpat ab. Die Verhältnisse waren dort zu wenig geordnet und sicher. Oberlehrer Goetting vom Gymnasium wurde zum Prüfen in der Physik von mir oft herangezogen, weil er seine Sache ganz trefflich verstand.

Über die Philosophen wäre ich beinahe weggekommen. Nur [der Psychologe] Elias Müller ist erwähnt. Neben ihm stand längere Zeit der Süddeutsche Maier, der durch seine Sokratesforschungen einen Namen hatte. Er gefiel mir in seiner frischen Art sehr und behandelte die Kandidaten stets sachgemäß. Ich sah ihn ungern ausscheiden, als er sich entschloss, einer Berufung an die Heidelberger Universität Folge zu leisten. Sein Nachfolger wurde Prof. [Georg] Misch, der von Marburg kam. Er war im Examinieren noch geschickter als Maier, frisch, guter Laune, gewinnend, Eigenschaften, die schnell beliebt machen.

Der Geheime Bergrat Prof. Mügge, der die Mineralogie vertrat, wurde anfangs oft mit mir verwechselt, zumal er wie ich in der Wilhelm-Weber-Straße wohnte. Er wurde z. B. gefragt, wie er dazu käme, die Leitung des Prüfungsamtes zu übernehmen und dergl., und erhielt längere Zeit Briefe und Besuche, die mir galten, so dass seine etwas leidenschaftliche Frau oft ungehalten war. Mit ihm selbst war gut auszukommen.

591 Studierende aller Altersstufen, Männlein und Weiblein, lernte ich genugsam kennen und tat manchen Einblick in ihre Denkweise sowie in ihre gesell-

¹ s. §545

schaftlichen und sonstigen Verhältnisse. In den Jahren nach dem Kriege stieg die Anzahl der jährlich anzusetzenden Vollprüfungen auf 200, wozu noch die Ergänzungs- und Erweiterungsprüfungen traten. Die Kandidaten pflegten in vollem Schmuck ihrer Kriegsauszeichnungen zu erscheinen. Manchem hat sein Eisernes Kreuz I. Klasse zu milderer Beurteilung verholfen. Und das war billig [gerecht]. Viele hatten schon 1914 ihre Studien vollendet und ihre Meldungen eingereicht und gelangten erst 1919/20 in die Prüfung. Gemeiniglich wurde mehr Wert auf richtiges, gesundes Urteil gelegt als auf abfragbares Wissen. Nicht wenige bestanden das Examen gut, ja mit Auszeichnung; sie hatten im Schützengraben, in den Lazaretten, in der Etappe fleißig gearbeitet. Noch mehr galt dies von denen, die aus der Gefangenschaft zurückkehrten. In der Regel hatten sie Gelegenheit gefunden, ihre wissenschaftliche Ausbildung zu vervollkommen. Da habe ich manchen interessanten Bericht gehört.

Die Zahl der Damen war eine Zeit lang beträchtlich, und wunderbarerweise fehlte es unter ihnen nicht an solchen, die die Mathematik und die Naturwissenschaften gewählt und mit bestem Erfolge studiert hatten. Später überwogen wieder die Herren bei weitem. Die Erfahrung habe ich oft gemacht, dass Kandidatinnen ihre Studien sofort an den Nagel hingen, sogar die Prüfung abbrachen, wenn sie sich verlobten. Das natürliche, weibliche Empfinden behält doch schließlich die Oberhand.

Die Prüfungsangst war bei einzelnen, namentlich Damen, groß. Ich musste dann nach Kräften Mut zusprechen. Auch völlig Ungeeignete oder Verbummelte machten einen Versuch. Anliegen der verschiedensten Art, besonders betreffend die Zusammensetzung des Prüfungsausschusses oder die Bestimmung des Termines wurden mir vorgetragen. Ich berücksichtigte sie gern, wenn es sich machen ließ. Das Verhältnis, das sich allmählich herausbildete, war gesund und für alle Teile befriedigend. Klagen und Einsprüche gehörten zu den großen Seltenheiten.

[2.] Schulerinnerungen

592 Soweit sie sich auf die eigene Jugendzeit beziehen, habe ich das Wichtigste schon verzeichnet.

Ich beginne also mit dem Probejahr in Hamm. Von den Schülern der unteren Klassen, auf denen ich unterrichtete, stehen nur noch wenige lebendig in meinem Gedächtnis; an erster Stelle der lebhafteste, geweckte, hochbegabte Wilhelm Heraeus, der Stolz seines Vaters, jetzt Oberlehrer in Hanau, korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, bedeutender Lateiner wie einst sein Vater. Als Quartaner wusste er schon genau Bescheid in der Bibliothek seines Vaters, der ihn z. B. in der Pause nach der nahen Wohnung schickte, um den „Martialis“ zu holen, über dessen Epigramme wir uns gerade unterhielten.

Das Gymnasialgebäude befand sich in einem kläglichen Zustande und besaß weder ein Direktorzimmer noch eine Aufenthaltsstätte für die Lehrer. Größere Schulakte spielten sich in dem zu diesem Zwecke gemieteten Saale eines benachbarten Gesellschaftshauses ab. Die Amtswohnung des Direktors befand sich in einem uralten Haus in der Nähe der ehemaligen Stadtmauer. Der Direktor Freytag zeigte mir eines Tages schön geschnitzte Bolzen, die er auf dem Boden dieses Hauses gefunden hatte und die seiner Meinung nach noch aus der Zeit der Soester Fehde [1444-49] stammten. Unmöglich war es gewiss nicht.

Wie kleinbürgerlich es noch zuzuging, mag folgender Vorfall beweisen. Der Kollege Bindel kam eines Tages auf dem Wege von der Schule über den Schweinemarkt. Die Preise der Ferkel erschienen ihm billig. Flugs erstand er sich eins der leckeren Tierchen, nahm das zappelnde unter den Arm und brachte es hochofrennt seiner Gattin mit. Ich nahm am Schmause tags darauf teil und habe den Vorgang von Bindel selbst erzählen gehört.

Sehr fördernd waren für mich die Spaziergänge mit dem Philosophen Überhorst, der sich später in Göttingen habilitierte und als ordentlicher Professor der Innsbrucker Universität um die Jahrhundertwende starb. Der Euripidesforscher Bibliothekar Prinz gehörte wiederholt zu den Teilnehmern unserer mit einem Kaffeeskat abschließenden kleinen Ausflüge.

Der von der Schule entfernte Obersekundaner Rintelen war längere Zeit mein Privatschüler, ein höflicher, bescheidener Mensch, der sich hatte hinreißen lassen, einen mit ihm verfeindeten Schüler arg zu misshandeln. Um nicht erkannt zu werden, hatte er sich ver mummt, war aber doch durch den übergeworfenen alten Mantel seines Vaters als Täter festgestellt worden. Sein Vater, der Appellationsgerichtsrat Rintelen, ist bekannt als eine Stütze der damaligen Zentrumspar tei. Ich habe öfter mit ihm verhandelt und schätzte ihn wegen seiner natürlichen, nichts beschönigende Auffassung der in Rede stehenden Missetat seines Sohnes, der sich übrigens zu einem tüchtigen Manne entwickelte.

593 Die Hammenser Lehrzeit verfloss nur zu rasch. Ich schied nicht leichten Herzens von den mir lieb gewordenen Kollegen und bin mit einzelnen von ihnen bis an ihr Lebensende in Verbindung geblieben. Das Zeugnis über mein Probejahr, das damals den Kandidaten selbst eingehändigt wurde, fiel zu meiner Zufriedenheit aus. Das mit Wismar eingegangene Verhältnis löste sich ohne Schwierigkeit.

Ostern 1874 trat ich in den Dienst in Ilfeld ein. Wie lebhaft stehen mir die damaligen Alumnus vor Augen! Man sah sich täglich, an den Inspektionstagen sogar in den Betten oder im Anziehen bzw. im Ausziehen begriffen, von früh halb sechs bis abends halb elf. Das Neue und Ungewohnte prägt sich besonders ein. Mein Arbeitsfeld beschränkte sich im ersten Jahr auf die beiden Tertia. Die Obertertia zählte 24 Schüler, die Untertertia 16; einzelne Stunden waren kombiniert. Deutsch, Griechisch, Geschichte und Geographie waren meine Fächer, zu denen dann die Mathematik trat. In der Obertertia zeichneten sich Georg Schimmelpfeng, jetzt (1920) [Gymnasial-]Professor in Hildesheim, Adolf Scholz, Superintendent in Harzburg, Otto Beuermann, als Arzt verstorben, Alexander v. Keudell, Landrat in Eschwege, Otto Gumprecht, Konsul in China, aus und hoben den gesamten Standpunkt [das Niveau] der Klasse.

Die damals halbjährigen, mit Klassenzensuren verbundenen Versetzungen trugen dazu bei, zu besonderem Fleiß anzuspornen. In der Untertertia stand Hans Scholz an der Spitze, aber auch Henning v. Roeder und Albert v. Borries gehörten zu den Besten. Ersterer ist z. Zt. Oberlehrer und Prof. in Stade, v. Roeder starb um 1903 als Major der Gardeartillerie, v. Borries trat als Hauptmann 1903 wegen eines Fußleidens in den Ruhestand. Letzterer steckte voll übermütigen Humors und burlesken Scherzen, Eigenschaften, die, je älter er wurde, umso mehr hervortraten. Die Mehrzahl der damaligen Tertianer gelangte zur Reifeprüfung.

594 Ein Ausbund von Ungezogenheit und dabei doch bestrickend liebenswürdig war Otto Gumprecht. Schließlich erreichte ihn sein Geschick in den oberen Klassen, er wurde von der Schule verwiesen, brachte es aber doch fertig, noch in Nordhausen, als ihn der begleitende Lehrer bereits in den Zug gebracht hatte, zu entweichen und früher als dieser wieder in Ilfeld zu sein, um noch einigen Unfug zu verüben. Ihm kam Johannes Benzler nahe, der auch sein Schicksal teilte. Beide bewahrten aber dem Kloster eine rührende Anhänglichkeit. Benzler starb als Arzt in Sterkrade; von seinen Söhnen legten zwei unter meinem Direktorat die Reifeprüfung ab. Gumprecht bewährte sich in Auslandsdiensten. Recht kränklich war Prinz Heinrich XXVIII. Reuß, die Schüler nannten ihn darum den „Jammerprinzen“; ich habe dem bescheidenen, fleißigen Schüler längere Zeit Privatunterricht erteilt. Er lebte zuletzt als Gutsbesitzer auf Stonsdorf in der Nähe von Warmbrunn in Schlesien.

Klosterprimus war bei meinem Eintritt in Ilfeld Eduard Hacrius, ein charaktvoller, sympathischer Jüngling, der seine Stelle trefflich ausfüllte. Die Prima zählte viele hochbegabte Schüler, die auf den guten Ruf der Schule bedacht waren. Die

von Carl Peters erzählten Rüpeleien und Streiche, die ich schon beleuchtet habe, sind viel harmloser gewesen, als es ihm beliebt, sie darzustellen. Seine lebhafteste Phantasie hat ihn zu Verschiebungen der Ereignisse sowie der Parteilichkeiten verführt, von den Übertreibungen gar nicht zu reden.

Wie eingehend und erfolgreich der klassische Unterricht betrieben wurde, beweist die Tatsache, dass der Kollege Schüssler es wagen konnte, die Captivei des Plautus in lateinischer Sprache aufführen zu lassen. Das war am 21. Februar 1875. Die zuschauenden Damen hielten die deutsche Übersetzung in der Hand. Das Kgl. Schauspielhaus in Hannover hatte die Kostüme geliehen. Das Spiel fand allgemeinen Beifall; die Verse kamen tadellos zur Geltung. Freilich hat Schüssler ein volles halbes Jahr zur Vorbereitung gebraucht. Aber unsere Schüler leisteten auch Tüchtiges in der fremden Sprache. Jahrelang wurden gar nicht üble lateinische Gedichte geliefert, und die [lateinischen] Aufsätze der Mehrzahl konnten sich wohl sehen lassen.

Mit manchem auch der damals nicht von mir unterrichteten Schüler bin ich in der ganzen Folgezeit in Berührung geblieben. Ich nenne den wackeren Hermann Denicke, der zuletzt Forstmeister im Deister bei Hannover war, Max Rudolph, der fast alljährlich Ilfeld aufsuchte und zu Anfang des großen Krieges als Oberst starb, meine beiden Famuli v. Gansauge und Fritz Krüger, die allzeit ihre freundliche Gesinnung bewiesen, Rudolf Leo, später Stadtrat in Berlin, Heinz Ukert, zuletzt Regierungspräsident in Schleswig, dessen Sohn unter meinem Direktorat die Reifeprüfung bestand, Otto Müller, Prof. in Bückeburg und Schwager vom Kollegen Georg Meyer, Paul Roth, Rechtsanwalt und Stadtrat in Görlitz, Otto Reiche, den Bruder meiner Schwägerin in Ballenhausen, Adolf Menge, Bürgermeister von Wilhelmsburg bei Hamburg, Clemens Barleb, Sohn des alten Amtrates, Amtsgerichtsrat in Peine, die Söhne des Ilfelder Landrates von Fumetti usw.

595 Andere standen mir ferner, so der Anhänger von Carl Peters Rudolf v. d. Schulenburg, der es bis zum Oberpräsidenten von Brandenburg brachte, und Carl Zühlke, der als Begleiter des Dr. Peters von den Massais in Ostafrika ermordet wurde. Nicht vergessen darf ich den Ostpreußen Carl Ferber, Bajohrs treuesten Famulus, dessen organisatorische Fähigkeiten ihn im großen Kriege zum Vortragenden Rat im Kriegsministerium erhoben. Er war schon lange als Hauptmann im Ruhestande, trat bei Ausbruch des Krieges wieder ein, wurde in Flandern verwundet und arbeitete eine Denkschrift aus über zweckmäßige Beschäftigung der Verwundeten und Ausgestaltung der Lazarette. Diese fand solchen Beifall, dass man ihn sofort nach Berlin berief. Auf seinen Inspektionsreisen hat er mich auch in Göttingen aufgesucht und mir seinen Lebensgang erzählt, in welchem auch eine missglückte Bewerbung um den Ilfelder Bürgermeisterposten eine Rolle spielte. Zuletzt sah ich ihn auf Bajohrs Begräbnis.

Nach der Versetzung des Kollegen Heynacher an das Norder Gymnasium übernahm ich die Aufsicht der Fleckenpensionen. Die eine hatte der Konrektor Hahmann, die andere Oberamtmann Meyer, ersterer hinter der „Linde“, letzterer auf dem Steinberge wohnend. Von den so mir zugeteilten Schülern sind mir die Ge-

brüder v. Bodenhausen vom Arnstein in guter Erinnerung. Der älteste Bruder, Arthur, hatte eine hübsche dichterische Beanlagung, die ihn zu humoristischen oder satirischen Ausarbeitungen veranlasste. Er begründete mit v. Borries, v. Eckardstein u. a. einen Dichterclub. Ein Band ihrer Gedichte, der mir in die Hände kam, enthielt Ansprechendes genug. Er fiel als Generalmajor zu Beginn des großen Krieges im Elsass. Sympathische Jungen waren die Gebrüder Schultz aus Leipzig, einer dortigen alten Senatorenfamilie entstammend.

Auch Thilenius, jetzt Professor an der Hamburger Universität und Direktor des Ethnographischen Museums daselbst, gehörte zu der Pension auf dem Steinberge, die später ganz ins Kloster überging. Dieser arbeitete von Untertertia an schon für seinen künftigen Beruf, bevorzugte die Naturwissenschaften und die neuen Sprachen. Beim Abgang von der Schule besaß er auf beiden Gebieten bereits einen stattlichen Schatz von Kenntnissen, beherrschte auch die polnische Sprache, die er von seiner Mutter erlernt hatte.

596 Der jetzige 2. Bürgermeister von Leipzig, Fritz Roth, gehörte zu den begabtesten und leistungsfähigsten Schülern der nächsten Generation. Er hielt sich in allen Klassen zu den Ersten, ohne irgendwie zu den sogenannten Strebern zu gehören. Diese waren überhaupt in Ilfeld eine seltene Erscheinung. Selbst wer die Anlage dazu hatte, verbarg seine Bemühungen und zog es vor, in der Nacht gelegentlich zu arbeiten, statt am Tage durch übergroßen Fleiß Neckereien auf sich zu ziehen. Eine ähnliche, nur leidenschaftlichere Natur hatte Weniger, z. Zt. Pastor an der Markuskirche in Hannover. Seine Leistungen waren vortrefflich; in den oberen Klassen legte er sich auf mancherlei Allotria, durchlebte auch eine recht stürmische Studentenzeit, ehe er sich durchgerungen hatte.

Verweilen muss ich bei dem frühzeitig zu Grunde gegangenen Grafen v. Kleist, der bei Prof. Freyer und dann beim Direktor in Pension war. Ich erteilte ihm gleich nach seinem Eintritt in die Klosterschule Privatunterricht, bis die vorhandenen Lücken ausgefüllt waren. Später bedurfte er solche Krücken nicht mehr. Der begabte Schüler wurde das Opfer der völlig verkehrten Erziehung seiner Mutter, einer russischen Fürstin und Hofdame der Kaiserin von Österreich. Er verfügte stets über Geld in Fülle, obgleich dies der Schulordnung zuwiderlief, und hat bei den Revisionen Hundertmarkscheine lieber verbrannt als sie in die Hand seines Tutors fallen lassen. Solche Elemente sind für die Aufrechterhaltung der Zucht in Alumnaten sehr störend, und es bleibt nichts anderes übrig, als sie schließlich abzustößen. So erging es auch dem besagten Kleist. Er bestand schließlich die Reifeprüfung auf einem märkischen Gymnasium, ging aber frühzeitig, nachdem er sich die Offizierslaufbahn verdorben und einen Teil seines Vermögens vergeudet hatte, an den Folgen seines ausschweifende Lebens zu Grunde. Und welche Dienste hätte der hoch begabte Mensch seinem Volke und der menschlichen Gesellschaft leisten können!

597 Sehr sympathisch waren die Gebrüder v. Nostitz-Wallwitz, Söhne des sächsischen Gesandten in Berlin, gleich beliebt bei ihren Mitschülern wie bei den Lehrern und meist an der Spitze ihrer Klassen stehend. Von den verschiedenen

Graf von Schwerin, die die Schule besuchten, gefiel mir am besten Graf Ulrich, später deutscher Gesandter in Luxemburg, ein willensstarker, begabter, feinsinniger Mensch. Ein anderer Graf Schwerin, der ebenfalls durch Geistes- und Charaktergaben ausgezeichnet war, fand durch ein Jagdunlück frühzeitigen Tod.

Durch Bechers Vermittlung kam sein ehemaliger Privatschüler Hans Graf Bismarck-Bohlen auf die Klosterschule. Dieser konnte sein feudales Wesen am wenigsten unterdrücken. In seinem Betragen war er tadellos, seine Leistungen standen über dem Durchschnitt. Becher ärgerte sich, als er Prov. Schulrat in Berlin war, darüber, dass ihn sein ehemaliger Zögling, um den er sich wahrlich redlich bemüht hatte, einmal auf dem Bahnhofe in Spandau verleugnete, eigentlich ignorierte. Bismarck befand sich in Hofgesellschaft, Becher kehrte im Jagdanzuge nach Berlin zurück. Dieser Graf Bismarck war bis zum Zusammenbruch Hofmarschall bei der Kaiserin.

Nette, aber nicht besonders begabte Jungen waren die Oberschlesier v. Thiele-Winkler. Ihr Vater suchte sie dadurch frühzeitig an die Verwaltung ihres riesigen Vermögens zu gewöhnen, dass er ihnen die zu ihrer Ausbildung bestimmten Gelder, sobald sie geistig einigermaßen reif waren, in die Hände gab und sie über die Verwendung allvierteljährlich Rechenschaft ablegen ließ. Allerdings waren sie bei ihrer Geldfülle Stammgäste beim Bäcker Oels. Schimmelpfeng rühmte die Bescheidenheit der Thieles namentlich im Essen, wusste aber nicht, dass sie fast regelmäßig nach Tisch zu diesem Bäcker gingen und Braten, Konfekt und anderes dort speisten. Ich habe es auch [erst] lange nach ihrem Fortgange von der Schule erfahren.

598 Meiner Tutel gehörten die Brüder Graf v. Hagen aus Möckern bei Burg an, brave, charaktervolle, liebenswürdige Jungen, denen leider die alten Sprachen gar nicht lagen. Deshalb haben sie auch nicht die ganze Schule durchgemacht. Weit über dem Durchschnitt begabt war Leonhard v. Möllendorff, Enkel des Generals v. Blumenthal, ebenfalls in meiner Pflegschaft. Er entging mit knapper Not einem frühzeitigen Tode. Er hatte abends vor dem Schlafengehen mit einer Benzinlampe hantiert und sich über den ganzen Körper Brandwunden zugezogen. Die Schmerzen ertrug er mit großer Standhaftigkeit, seine Mutter durfte erst benachrichtigt werden, als er auf dem Wege zu voller Genesung war.

In bestem Andenken stehen bei mir zwei aus Ems stammende Alumnen, Döring und Lang, liebenswürdige, gewissenhafte und sehr begabte Schüler, beide ihrerzeit Klosterprimi. Ersterer starb als Nachfolger seines Vaters, wie dieser Landarzt in Ems, letzteren habe ich aus den Augen verloren, als er im Osten Amtsrichter war. Hugo Lang gehörte seinerzeit zu der Partei Vietinghoff-Wyneken, die, aus den Neutralen hervorgegangen, in heftigster Fehde mit den Parteien lag. Sie wollten die Übermacht der Parteien brechen und eine neue Klosterordnung aufstellen. Aus jener Zeit stammen die Ideen des jetzt viel genannten und mit Recht angegriffenen Dr. Wyneken, der auch ein Schriftstück darauf bezüglich an Schimmelpfeng einreichte. Ich habe es während meines Direktorates in den Händen gehabt. Es muss sich noch bei den Ilfelder Schulakten befinden.

Es ging in jenen Tagen oft recht leidenschaftlich unter den „Bengels“ zu, manchmal gerieten sie sich in die Haare, zuweilen sprachen die feindlichen Brüder wochenlang nicht miteinander. Das „Habitar fratres in unum“², das täglich vor dem Mittagmahle gesungen wurde, stand dazu in seltsamem Widerspruch, „bonum et iucundum“ war es oft nicht. Die Leidenschaftlichkeit der beiden Häupter Vietinghoff und Wyneken, deren Bestrebungen meine volle Billigung fanden, verdarb die guten Ansätze. Die Geschicklichkeit ihrer Gegner, die den Direktor Schimmelpfeng gewonnen hatten, wirkte in gleichem Sinne. Zudem hatte letzterer eine Abneigung gegen Vietinghoff, dem er okkultistische und bündische Schriften³ konfisziert hatte, und gegen Wyneken, den er für einen angehenden Atheisten hielt. V. Vietinghoff starb als Referendar in einer Nervenheilanstalt, Wyneken spielt als angeblicher Reformator des Jugendunterrichts und der Erziehung noch eine Rolle. Die Republik ist ganz nach seinem Geschmack.

599 Doch ich muss wieder zurückgreifen. Von denen, die sich in den Folgejahren um den Zusammenhang ehemaliger Iffelder die größte Mühe gaben, ist obenan zu nennen Otto Hillebrand. Er fehlte wie sein alter Genosse Benzler so leicht auf keiner Zusammenkunft in der Schule und scheute weder Geld noch Zeit, um der alten Schule förderlich zu sein, obgleich auch er nicht freiwillig von ihr schied. Im großen Kriege verlor er seine beiden einzigen Söhne.

Mit ihm gleichaltrig war der hochbegabte Max Bartel, der Sohn des Hausinspektors, der als Oberstabsarzt starb. Sein früher Tod war meiner Ansicht nach eine Folge des ausschweifenden Lebens, das er während seines langen Aufenthaltes in Berlin geführt hatte; wenigstens hat er mir mancherlei darüber selbst erzählt. Solchem Leben ist wohl auch der kurze Lebensgang Max Wehrenpfennigs zuzuschreiben, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, aber schon als Knabe einen nicht auszurottenden Hang zu Unordnung und Unsauberkeit bewies, der ihn dem Spott der Kameraden aussetzte. Sein Vater, der bekannte Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, hat um ihn viel Sorge gehabt.

Eine offene Frohnatur war Rudolf v. Buttlar; er fand den Tod als Oberst im großen Kriege. Drei Brüder Tappen, Söhne des Goslarer Bürgermeisters, der nachher Vortragender Rat im Kultusministerium war, hatten es mir besonders angetan. Sie waren gut begabt, leicht lenksam, dabei echte fröhliche Jungen von großer Anhänglichkeit und angesehen bei Mitschülern und Lehrern. Diese Anhänglichkeit bewies mir auch Otto Gerloff, den ich gegen ungerechte Beurteilung in Schutz genommen hatte. Er widmete mir seine medizinische Doktordissertation.

Etwa einer halbes Dutzend Grafen Hardenberg besuchten nacheinander die Klosterschule. Der begabteste von ihnen war Graf Kuno. Er hat schon als Schüler Gedichte und Dramen losgelassen und hatte die Gabe zu unterhalten und zu arran-

² Psalm 133,1: Ecce, quam bonum et iucundum est, habitare fratres in unum (siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträglich beieinander wohnen)

³ d. h. der Bündischen Jugend, der unter dieser Bezeichnung nach dem 1. Weltkrieg fortlebenden Jugendbewegung

gieren in hohem Maße. Sein älterer Bruder Karl, der Majoratsherr, war eine sinnige, treuherzige Natur. In der Schule schritt er nur langsam fort. Ich habe ihm längere Zeit Privatunterricht erteilt.

600 Wie die Hardenberge, so traten auch die Heinemänner gleich in einem halben Dutzend auf, Söhne eines Arztes in Eschwege und alle vorzüglich begabt, fast alle von hessischer Ursprünglichkeit. Drei Brüder Vahlbruch, Söhne des Alfelder Superintendenten, gehörten zu meiner Tutel und machten mir durch ihre Leistungen wie durch ihr Verhalten Freude. Der mittelste, Heinrich, der während des Krieges als Apotheker in Caracas-Venezuela starb, bewies sich sehr anhänglich, schrieb mir alljährlich und versäumte nie, wenn er wieder einmal in Deutschland war, mich zu besuchen. Er war ein wortkarger, verschlossener, goldtreuer Niedersachse, starb unvermählt.

Ernst und Hans Rasch, die Söhne unseres Freundes, des Amtsgerichtsrates Rasch, lagen mir, obwohl sie Externe waren, mit Recht am Herzen, nicht als ob sie meiner Hilfe bedurft hätten - beide waren sehr begabt -, sondern wegen ihrer trefflichen Charaktereigenschaften. Der ältere, Ernst, ist z. Zt. Kammergerichtsrat in Berlin, der jüngere, Johannes, Pastor in Niedersachswerfen. Er schrieb mir unlängst u. a., dass er den obdachlosen Bildhauer Nisse, den Schöpfer des Göttinger Gänseliesel-Brunnens, in seinem Hause aufgenommen habe.

Sehr tüchtige Schüler waren fast alle Söhne meines Vorgängers Schimmelpfeng, zwei davon zu allerhand Ausschreitungen bereit, die aber dem Vater verborgen blieben. Ich habe sie später aus dem Munde ehemaliger Mitschüler gehört. Mit den Söhnen der Kollegen habe ich die verschiedensten Erfahrungen gemacht. Der treffliche Freyer vertrug es nicht, über seine Jungen Ungünstiges zu hören. Selbst seine Frau verhehlte ihm manches, weil er sich zu sehr darüber aufregte. Und doch sind sie günstig eingeschlagen. Vorzüglich begabt und auf das sorgfältigste erzogen wurden die Boesch'schen Söhne; ihre Mutter war eine gescheite, willensstarke Frau. So sind sie alle beizeiten in Amt und Würden gelangt; der älteste, Fritz, ist mein Nachfolger in der Leitung des K.W.G. in Hannover geworden.

Den beiden Söhnen des Kollegen Meyer gereichte die Nachsicht der Eltern zum Schaden. Beide ergriffen zuerst den militärischen Beruf, nachdem sie die Reifeprüfung abgelegt, beide mussten wegen Schuldenmachens und unsoliden Lebens den Dienst quittieren. Der ältere hat sich als Zahnarzt dann besetzt [niedergelassen], der hochbegabte jüngere Bruder seinen Lebensgang im Irrenhause abgeschlossen. Geistige Störung setzte auch dem Fortschreiten des einzigen Sohnes von Kühlewein ein Ziel. Er ergriff den Beruf eines Kunstmalers und zerrüttete in München seine Gesundheit.

Bajohrs Söhne wurden nicht streng genug angefasst. So ging der eine zu Grunde. Die Trunksucht war sein Verderben. Er musste als Offizier den Dienst quittieren und endete als Student der Medizin durch Selbstmord. Der andere wurde als Hauptmann eines badischen Regiments schwer verwundet und hat den Beruf eines Landwirts ergriffen. Er ist durch die Klippen der Jugend gut hindurchgekommen

und ein ernster, tüchtiger Mann geworden. Damit will ich das Kapitel der Kollegensöhne schließen.

601 Sehr gut eingeschlagen sind die sechs Söhne des Ilfelder Landrates v. Fumetti, trotzdem sie sich sehr großer Freiheit erfreuten. Einer starb als Landgerichtsrat, zwei als Oberste im Weltkriege, einer befindet sich als Oberstleutnant im Ruhestande, einer hatte eine wichtige Stellung in der Ostmarkbesiedlung, der jüngste fiel als Hauptmann im Beginn des Krieges. Aus dem Ende der achtziger und aus den neunziger Jahren sind die verschiedenen v. Asseborn zu nennen, aus Schloss Neindorf. Namentlich der älteste von ihnen, Max, zeichnete sich durch die Gabe zu leiten aus, verbunden mit natürlichem, gewinnenden Wesen. Er hat sich als Landrat das allgemeine Vertrauen seines Kreises erworben.

Ein Liebling von mir war Fritz Frh. von Werthern-Wiehe, charaktervoll, treuherzig, fleißig. Er starb frühzeitig infolge eines Unglücksfalles bei den Husaren in Langfuhr, nachdem er bereits das ihm zugefallene Majorat angetreten hatte. Ich nahm an der Beisetzung in Wiehe teil und überzeugte mich, wie der Heimgegangene sich der allgemeinen Zuneigung erfreute. Ein früher Tod raffte auch die Brüder Adolf und Friedrich-Wilhelm Schimmelpfeng dahin, die Söhne des ehemals kurhessischen Kabinettsrates, die zu uns in engsten Beziehungen gestanden hatten. Der eine starb als Student in Jena, der andere als angehender Arzt und Dr. med. infolge Kenterns des Bootes und eingetretenen Stimmritzenkrampfes bei einer Kahnfahrt in der Nähe von Berlin.

Unser Neffe Fritz Sandrock hat uns viel Freude gemacht; er fiel zu Anfang des Weltkrieges und ruht in der Nähe von Reims. Finster und verschlossen war der hoch begabte Kurt Uhde aus Eisleben, der als Klosterprimus abging. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Tüchtige Leute waren die Walbaums, von denen der jüngste, Karl, jetzt ein hoch angesehener Rechtsanwalt in Göttingen ist. [nachträglich hinzugesetzt:] Er ist im Weltkriege gefallen.

Werner Hueck aus Lüdenscheid stand uns sehr nahe. Besonders begabt, hoch musikalisch, voll feinen Taktes, charakterfest füllte er die Stelle eines Primus omnium [„Gesamtprimus“] im Anfang meines Direktorates vorzüglich aus und hat mich auf das wertvollste unterstützt. Der drei Gebrüder Trommsdorf aus Eisleben gedenke ich gern. Ein sehr eitler, selbstgefälliger Bursche war dagegen Werner Schnart; er bewies sich auch undankbar und hinterließ weder bei Lehrern noch bei Schülern ein freundliches Andenken. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ein einigermaßen guter Pastor geworden ist.

Aus meiner Tutel sind als mir angenehme Alumnen zu nennen Fritz Bendemann, die Brüder v. Oldershausen, Emmerich, v. Boxberg, die Brüder v. Wenden. Als Direktor habe ich wohl einen Famulus gehabt, verzichtete aber auf eine Tutel, weil ich von Schimmelpfeng her wusste, wie oft der Vorwurf erhoben wurde, er habe seine Direktorstellung zu sehr ausgenutzt, wenn es sich um die Versetzung seiner Pensionäre oder Tutanden handelte.

602 Über die zehn Jahre meines Ifelder Direktorates habe ich mich ausführlich geäußert. Ehe ich die Nachlese halte, noch einiges über die Auricher Schüler! Dass sie mir gefielen, sprach ich schon aus. Es gab zwar einige widerborstige Primaner, und die Neigung zum Trinken war vorhanden; aber es war doch selten nötig, streng einzuschreiten. Gearbeitet wurde fleißig, und die einzelnen Schülervereine beachteten die vorgeschriebenen Gesetze. Unter den Schülern habe ich die verschiedenen van Sendens in gutem Gedächtnis, feinsinnige, tüchtige Menschen; ihnen schloss sich ein Reimers an, dessen Eltern am Markte wohnten. Die Lehrersöhne zählten zu den Besten in den Klassen: ein Keuffel, ein Deiter, mehrere Stendel. Von letzteren ist einer jetzt Parlamentarier. Naturgemäß sind meine nur auf zwei Jahre sich erstreckenden Erinnerungen nicht tief eingedrungen; ich habe Mühe, sie mir zurückzurufen. Nur so viel weiß ich, dass ich die Jungen gern hatte und sie auch an mir hingen. Dies hat mir wenigstens ihr Verhalten bei meinem Scheiden gezeigt.

Ich wende mich wieder zu Ifeld zurück. Außer unserem Gustav Wagemann folgte mir auch der lange Clemens Hering an die Klosterschule, dessen Vater von dem Seminar in Aurich an das in Northeim versetzt war. Hering brachte sich seine eigene Bettstatt mit, da die in Ifeld vorhandenen für seine Größe nicht ausreichten. Er fand sich leicht in die Alumnatsverhältnisse und studierte nach glücklich bestandener Prüfung Philologie; jetzt ist er Oberlehrer in Einbeck. Sehr gut schlug aus jener Generation ein Graf Fritz-Ulrich von Bismarck-Bohlen ein, ein Neffe des schon genannten Grafen Hans. Er war nicht bloß trefflich begabt, sondern auch eine durch und durch feine, vornehme Natur. Als Klassenprimus füllte er seinen Platz tadellos aus, voller Verständnis für die ihm zugefallenen Aufgaben. Er heiratete eine von den vielen Töchtern des ostfriesischen Fürsten v. Knyphausen und wurde so der Schwager Max v. Asseburgs.

Ein etwas wunderlicher Heiliger war der unbeschreiblich gutmütige und kindlich fromme Gerhard Fender. Er lief zu jedem Begräbnis, hatte stets Bonbons für die Kinder in den Taschen, half, wo er konnte, besaß ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis, so dass er angehörte Predigten fast wörtlich wiederholen konnte, nahm den Schabernack seiner Mitschüler nie übel, arbeitete sein Pensum gewissenhaft, ohne sich stören zu lassen, war aber ganz außer sich, als Gott sein inniges Gebiet nicht erhört hatte und er doch durch die Reifeprüfung fiel. Ich hatte Mühe, ihm den Kopf zurechtzusetzen, aber es gelang. Das nächste Mal hatte er besseren Erfolg. Als Student wollte er in Ifeld predigen. Ich veranlasste den Pastor Freytag, dies abzulehnen, weil die Alumnen den angehenden Prediger im Triumph durch die Korridore getragen und schließlich auf den höchsten Schrank gesetzt hatten. Er erreichte es, dass ihm in Wiegersdorf die Kanzel freigegeben wurde zu einer Predigt von halb elf bis zwölf. Natürlich strömten die „Bengels“ hin. Er hätte seine Sache doch ganz gut gemacht, wurde mir gemeldet. Jetzt ist er in einem thüringischen Dorfe Pastor.

603 Wie Fender, so stammten auch die beiden Brüder Simon aus Eisleben, die durch ihre Charaktereigenschaften und Leistungen die Klosterprimus-Stellung erreichten. Die Geschwister Kiep habe ich schon eingehend gewürdigt, jeder Bru-

der vom anderen unterschieden und jeder tüchtig in seiner Art. Wilhelm Böcker aus Lüdenscheid reihe ich ihnen an. Die vier prinzlichen Brüder zu Stolberg-Ross-la fanden sich ohne Schwierigkeiten in die Alumnatsordnung, bis auf den Ältesten, Jost-Christian, der vorzeitig die Schule verlassen musste, aber ihr treue Anhänglichkeit bewahrte. Der begabteste von ihnen war Prinz Hans; er starb bald nach Friedensschluss infolge eines Brustleidens in St. Blasien; im Tode vorausgegangen war ihm Jost-Christian, der als Rittmeister gegen die Russen fiel. Christoph, der jetzige Fürst, wusste bei Klosteraufführungen Damenrollen vorzüglich zu spielen. Hubertus Gellinek wetteiferte darin mit ihm; er sah als Minna v. Barnhelm vorzüglich aus. Er focht als Hauptmann in Südwest, geriet in englische Gefangenschaft und ist jetzt Pflanzer in Mexico.

Ein treuer, anhänglicher und sehr begabte Schüler war Otto Thilenius, ein Vetter des Hamburger Professors. Er fiel als Arzt in der zweiten Hälfte des Krieges. In derselben Zeit ereilte auch den Freund unseres Hans Scheidemann, den wackeren Wilhelm Hammer aus Büchel, im ärztlichen Berufe die tödliche Kugel. Hans und der eben genannte Hammer hielten im Kloster fest zusammen und hatten sich durch ihre mit Treuherzigkeit gepaarte Kraft, durch ihre Zuverlässigkeit und Gutmütigkeit unter den „Bengels“ eine gerechte Stellung gesichert, obgleich sie in ihren Leistungen nicht zu den Obersten gehörten und sich auch keiner der Parteien angeschlossen hatten. Beide waren Freunde der Musik, und Hans stand auch dem Musikdirektor Bajohr sehr nahe. In unserer Familie ging er fast täglich aus und ein und hielt sich wohl noch mehr als sein Vetter Fritz Sandrock zu uns.

Eduard Baring, ein echter Niedersachse von festem Charakter, aus seiner religiösen Richtung nie ein Hehl machend, von den Kameraden „der Papst“ genannt, vorzüglich in seinen Schulleistungen, leitete lange den Schülersangverein, sicher in seinen musikalischen Kenntnissen und ausgestattet mit einem guten Bariton. Sein Kummer war seine geringe Körpergröße gegenüber der ungewöhnlichen Körperlänge seines Vaters, der Pastor in Gronau war, und seines Oheims, zu meiner Zeit Generalsuperintendent von Ostfriesland. Beide Brüder waren sich so ähnlich, dass sie oft verwechselt wurden. Eduard Baring ist z. Zeit Pastor an der Marienkirche in Göttingen und hat sich, wie er es verdient, in hohem Maße die Zuneigung seiner großen Gemeinde erworben, wie sich namentlich bei seiner schweren Erkrankung 1919 zeigte.

604 Otto Heinze, jetzt am Seminar in Northeim, war mir als Klosterprimus eine zuverlässige Stütze und bewies allezeit treue Anhänglichkeit. Nicht vergessen darf ich Wilhelm Schmidt aus Rothenschirmbach, der mit ungewöhnlicher Körperkraft eine kindliche Gutherzigkeit vereinte. Obwohl ziemlich taub, so dass er dem Unterricht nur mit Mühe folgen konnte, durchlief er die Schule ohne größere Schwierigkeiten. Trotz der mangelnden Gehörschärfe war er sehr musikalisch und füllte seine Stelle als Geigenspieler im Orchesterverein zur Zufriedenheit aus. Handfertigkeit und künstlerische Begabung vereinigten sich bei ihm. Er schnitzte mit dem Taschenmesser die schönsten Skulpturen und fertigte zwei Geigen, an denen nichts auszusetzen war. Er widmete sich dem Baufache und wurde für Entwürfe zu Schiffsbauten herangezogen.

Es lässt sich nicht durchführen, dass ich alle aufzähle, die in einer oder der anderen Weise sich auszeichneten oder sich besonders zu mir gezogen fühlten. Ich greife einige heraus, die mir gerade einfallen: die Brüder v. Erdmannsdorff aus Chemnitz, Gustav Adolf Seelig, obwohl er uns viel Not machte, Graf Paul Vitzthum, die Gebrüder Loschke aus Greußen, Ernst Müller aus Auleben, die Gebrüder Benzler aus Sterkrade, Diehl aus Moskau, Helmut v. Polenz, Sohn des bekannten Dichters, die Gebrüder Bode usw. usw.

Ich schließe mit Rudolf Lotz aus Münster, einem eigentümlichen, aber sehr begabten Knaben, der als Schüler in Münster bei einer Kahnfahrt ertrunken ist. Sein Vater hatte zu Adolf Schimmelpfeng, dem Kabinettsrat, Beziehungen und legte seinen Jungen namentlich meiner Frau ans Herz. So ist dieser oft bei uns gewesen, und wir bekamen einen Blick in sein wunderbar gestaltetes, phantastisches, poetisch gerichtetes Seelenleben. Der Vater war mir nicht sonderlich sympathisch und verzog den Jungen ganz offensichtlich. Unser Freund Konrad Schneider hatte nicht viel Erbauliches über ihn gehört; als Landrat von Laer muss er sich hinsichtlich seines Ehrenwortes nicht einwandfrei gehalten haben. Er wurde darum in der Regierung zu Münster untergebracht.

605 Als ich Iffeld verlassen hatte, blieben die Beziehungen, die ich in 32 Jahren angeknüpft hatte, bestehen. Mit den nachkommenden Generationen erloschen sie natürlich. Anfangs mochte ich die alten Stätten gar nicht wiedersehen; es griff mich an. Später kam ich ins Gleichgewicht. Dass mir mein Nachfolger Schreiber mit der Mücke-Stiftung Schwierigkeiten bereitete, habe ich erwähnt, ebenso Prof. Lattmanns wenig rühmlichen Übertritt in den Ruhestand. In Hannover suchten mich die alten Iffelder oft auf, und das freute mich nicht wenig; machte ich doch die Beobachtung, dass die große Mehrzahl anderer Schüler nicht allzu große Anhänglichkeit an die von ihnen besuchten Schulen besitzt.

Alumnatsverhältnisse bedingen eben ein viel engeres Zusammenhalten, Einleben, Gewöhnen als offene Schulen; die Eindrücke sind tiefer und dauerhafter. Wenn auch die verübten Schülerstreiche ein Bindemittel sind, so haften doch auch die erhaltenen Wohltaten in den empfänglichen Gemütern. „Ich verspreche, mit Gottes Hilfe, fleißig und gehorsam, gottesfürchtig und dankbar zu sein“ - dieses beim Eintritt getane Gelöbnis klingt doch immer wieder nach in den Herzen.

606 Ich konnte aber auch über die Schüler des K. W. Gymnasiums in Hannover wahrlich nicht klagen. Obgleich es mir oft nicht leicht fiel, [mir] die Jungen auch nur dem Namen nach alle einzuprägen, so stellte sich doch bald ein gesundes Vertrauensverhältnis ein. Als vorzügliche und ebenso wohlerzogene Schüler habe ich die Söhne des Klosterkammerpräsidenten Rotzoll im Gedächtnis. Rath, Henkes, Gerstberger haben sich mir eingepägt, Middeldorf, v. Heinz, die Gebrüder Fiebelkorn und Kohlrausch, Bischoff, Keutel, Schlange, Magunna, Dyes, Frucht,

Schumburg, Porger u. a. „Wer nennt die Völker, kennt die Namen?“⁴ Es ist ein Unrecht, so große Schulgemeinden zu gründen, in denen der Direktor wie ein kommandierender General über allem steht, ohne sich liebevoll mit dem Einzelnen beschäftigen zu können. Der Staat spart zwar daran, aber an gemütlichen Werten geht ungemein viel verloren.

Ein Glück für mich waren die Gehilfen, die mir das Schreibwerk abnahmen. Erst stand mir der jetzige Nienburger Direktor Freytag zur Seite, dann Wilhelm Bohne, Vorschullehrer, schließlich sehr geschäftskundige Sekretäre aus dem Prov. Schulkollegium. So entstand ein gut eingerichtetes Archiv. Mein Vorgänger Wachsmuth hatte es völlig ungeordnet zurückgelassen, so dass ich bei meinem Amtsantritt am K.W.G. ebenso wie seinerzeit in Ilfeld ein Archiv eigentlich erst anlegen musste. In Aurich hatte Heynacher bereits Ordnung geschafft; weder Draeger noch Ferdinand Becher hatten sich mit solchen Quisquilien abgegeben.

Von den Schülervereinen zeichnete sich am K.W.G. der Turnverein aus. Er war sehr wählerisch in der Aufnahme der Mitglieder, Kohlrausch der Schutzgeist. So konnten sich die Leistungen wohl sehen lassen.

⁴ wohl ungenau zitiert aus Schillers „Kranichen des Ibykus“: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen...“

[3.] Allerhand [aktuelle] Betrachtungen [1920]

607 Unsere Lebenshaltung wird immer ärmlicher. Das Wort vom Zermalmen des Mittelstandes hat seine Richtigkeit. Ich sehe mit Sorge der Zukunft entgegen. Meine Pension beläuft sich auf 6.500 M, dazu kommen Teuerungszuschuss 2.400 M, das Prüfungsamt bringt 1.200 M, die jährlichen Zinsen belaufen sich auf 2.800 M, also eine Summe nach oben abgerundet [von] 13.000 M Einnahme. Für die Wohnung zahle ich vorläufig noch 1.500; die Steuern muss ich auf mindestens 1.000 berechnen, Hausrat 4-5.000; Feuerung und Licht 1.000, Zahlung an die Northeimer 2.500, Schuster und Schneider, billig gerechnet, 500, Hausmädchen 800, Wittwenkassen ect. 100. Das macht zusammen 11.400; bleiben 1.600 für alle sonstigen Auslagen.

Zeitungsgeld allein über 120 M; nun soll man für die Partei seinen Beitrag zahlen, will milde Stiftungen nicht vernachlässigen, Tischler, Barbier, Schuster, Klempner, Maler, Arzt, Apotheke, Post: Für alles müssen Posten eingesetzt werden. Und dabei sinkt der Wert des Geldes rapid. Zigarren, Alkohol, Reisen sind schon längst vom Konto gestrichen. Unsere Lebenshaltung ist denkbar bescheiden. Aber es bleibt uns nichts anderes übrig, als ein Stück nach dem andern vom Hausrat zu verkaufen. Und wir müssen Gott danken, dass es uns nicht noch schlechter geht. Die Arbeiter haben ein Höchstmaß von Einkommen erstritten. Dafür brechen jetzt die Betriebe zusammen. Dann ist es mit den hohen Löhnen vorbei, und der Hunger grinst in die Fenster hinein. Was steht uns noch alles bevor!

In Österreich ist es noch schlimmer. Und wie mag es in dem bolschewistischen Russland aussehen? In Ungarn hat die Reaktion gesiegt und die Roten zu Boden geworfen. Wird dort die Gesundung anheben? Ehe nicht bei unseren Feinden die Erkenntnis durchbricht, dass ein zerrüttetes Deutschland den Ruin Europas bedeutet, ehe nicht eine europäische Solidarität als nötig begriffen wird, kommt die Welt aus dem überall herrschenden Elende nicht heraus.

608 Z. Zt. sinkt der Geldwert ununterbrochen weiter, oder, was dasselbe ist, die Teuerung nimmt zu. Dadurch werden überall Unruhen ausgelöst, wie die Aufstände in Osnabrück, Münster, Bremen und anderen Städten zeigen. Der Weizen der Roten blüht; sie sprechen und schreiben ganz unverblümt von neuem Generalstreik, Diktatur des Proletariates und veranstalten militärische Übungen. Die Mehrheitssozialisten sehen mit verschränkten Armen zu. Der alte Reichstag hat mit Papier alle an ihn herangetragenen - nicht herangetretenen - Forderungen der begehrlichen Masse erfüllt, und nun ersticken wir in der ungedeckten Papierflut. Ein Staatsbankrott erscheint mir unausbleiblich. Und kein Retter in dieser Not.

Wahrlich, diejenigen sind glücklich zu preisen, die beizeiten aus diesem Jammerthal abgerufen worden sind. Anna drängt, dass wir noch mehr Haushaltsgegenstände veräußern; aber ich wehre ab. Wenn die Gehaltszahlungen ausbleiben, die Zin-

sen gesperrt sind, müssen wir doch etwas als Tauschmittel übrig behalten, um nicht zu verhungern.

Neulich erzählte uns Pastor Johann Rasch aus Niedersachswerfen davon, dass im vergangenen Jahre Jung und Alt in den am Harz gelegenen Dörfern sich auf den Wald gestürzt und Holz geräubert habe, geradeso, wie es aus dem Umsturzjahre 1848 berichtet ist. Die Forstbeamten hätten klugerweise nicht eingegriffen; sonst wäre es zum regelrechten Bürgerkriege gekommen. Ganze Forstbestände sähen jetzt übel aus.

Interessant war mir, dass der Schöpfer des Göttinger Gänseliesel-Brunnens, Nisse, jetzt in seinem [Rasch's] Hause Unterkunft gefunden hat. Als echte sorglose Künstlernatur hat er in Sachswerfen in den Tag hinein gelebt, obwohl er mit dem Sturz des Hofes in Berlin die von dort erhaltenen Aufträge verloren hatte. Da wird er aus seiner Wohnung im Bahnhofs der Querbahn herausgesetzt, weil die Hausfrau dort der Entbindung entgegenseht und kein Mädchen zur Hilfe hat. In dieser Notlage ist das Pfarrhaus helfend eingesprungen. Pastor Rasch sagte, dass der Künstler, der übrigens im Krieg ein Bein verloren hat, zu keinem rechten Schaffen Lust habe. Er bringe nur allerhand Kleinigkeiten fertig, die allerdings ganz allerliebste seien. Wie lange noch seine Subsistenzmittel vorhielten, ließe sich nicht sagen.

609 Hans Scheidemann ist rührend in seiner Fürsorge für die Verwandten in Deutschland. Er hat gehört von der zunehmenden Not, schickte unlängst Kleiderstoffe, Konfektion, Schuhzeug, Leder u. a., wovon auf mich ein Paar Stiefel fielen, Londoner Fabrikat, das auf dem nicht kleinen Umwege über China an mich gelangte. Ferner hat er seinen Bruder Fritz beauftragt, Tante Mathilde Richter und uns mit Lebensmitteln zu unterstützen. So schwer es uns fällt, diese Hilfe anzunehmen, so müssen wir doch sehr dankbar dafür sein. Wir kommen schlechterdings mit den uns zur Verfügung stehenden Geldern nicht aus.

Von großem Interesse sind allen Verwandten die Briefe aus China. Hans hat es dort sehr gut getroffen, die Gunst chinesischer Fürsten und Kaufleute erlangt und erfreut sich eines ungewöhnlich hohen Einkommens. Vorerst hat er sich auf fünf Jahre verpflichtet, leitet ein großes Sanatorium an der Mündung des Yangtsekiang, über sieben Bahnstunden von Nanking, wo ihm auch ein Wohnhaus gebaut ist, und hat freie auswärtige Praxis, zu deren Ausübung er sich ein Auto angeschafft hat. Die Deutschen, schreibt er, werden allen anderen Weißen von den Chinesen vorgezogen, nicht bloß wegen ihrer besseren Ausbildung und größeren Zuverlässigkeit, sondern jetzt auch, weil nicht hinter jedem drohend ein Konsul steht, um sich in die chinesischen Angelegenheiten einzumischen. Im Grunde ist jeder Weiße für die Chinesen ein Gegenstand der Abneigung.

Hans' Brotherr ist ein angesehener reicher Kaufmann, den er mit Krupp vergleicht. Er besitzt Bergwerke, Schiffe, Eisenbahnen, Fabriken jeder Art und riesige Baumwollkulturen. Hans hat während seiner Internierung in Nanking durch glückliche Kuren die Gunst dieses Herrn sowie des Gouverneurs der Provinz ge-

wonnen und ist jetzt der gesuchteste Arzt in den höchsten Kreisen. Er schrieb ganz launig, wie er die an Urinverhaltung leidende, dem Tode nahe Frau eines Würdenträgers schnell geheilt hat: „Erst jagte ich die einheimischen Priester und Ärzte weg, die mit Weihrauch und Beschwörungen die kranke Frau kurieren wollten, dann katheterisierte ich die Blase, die Genesung trat sichtlich ein.“

Hoffentlich schlägt sein Glück nicht zu schnell um. Ich will ihn warnen, dass er seine Ersparnisse beizeiten sicher angelegt, damit er nicht schließlich wie ein Schwamm ausgedrückt und auf die Seite geworfen wird. Ihm unterstehen fünf chinesische in Japan und Amerika ausgebildete Ärzte. Von seinen vier Boys können drei Deutsch sprechen. Einen hat er von Kiautschau⁵ mitgebracht. Das Sanatorium ist mit allen denkbaren Einrichtungen versehen, die z. T. aus deutschen Bergwerken und Krankenhäusern bei der Auflösung angekauft worden sind. Jetzt sind die von Hans sehnlich erwarteten deutschen medizinischen Bücher und Zeitschriften für ihn unterwegs.

Das Unglück der Gefangenschaft⁶ und sich anschließenden Internierung in China ist in diesem Falle sein Glück geworden. Gott schütze den braven Jungen und lasse ihn wirken zu Deutschlands Segen! Er hält auch Vorlesungen an einer chinesischen Ärzteschule und stellte fest, dass die deutsche Sprache von der Mehrzahl der Schüler verstanden wird.

610 „Das Heer macht den Kaiser“, hat der Kirchenvater Hieronymus schon um 400 gesagt. So bemerkte es Geheimrat Brandt in seiner Rede über „Erbrecht und Wahlrecht“, die er am 26. Juli 1920 bei der Universitätsfeier hielt. Als unser Kaiser Wilhelm am Herrn zu zweifeln anfing, war es mit ihm vorbei. Hätte er tapfer ausgehalten, die Armee zum letzten verzweifelten Widerstande aufgefordert und von jedem Führer Aushalten auf dem Posten gefordert, selbst mit leuchtendem Beispiel vorangehend, so säße er jetzt noch auf dem Throne. Wir hätten zwar den Krieg nicht gewonnen, aber die Schmach von Versailles wäre uns erspart geblieben.

Die Armee existiert nicht mehr. Die an ihre Stelle getretene Reichswehr ist eine gebrechliche Stütze. Jedenfalls wird sie nie imstande sein, einen Kaiser einzusetzen; denn in ihr sind alle politischen Schattierungen vertreten, sie ist eine reine Söldnertruppe. Wie wird sich die Zukunft gestalten? Wird Russland den Bolschewismus überwinden? Mit uns zur alten Freundschaft zurückkehren? Polen zertrümmern? Zur Aufrichtung eines Großdeutschland behilflich sein? Denn dass Frankreich vernünftig wird und mit Deutschland gemeinsam die englischen auch ihm angeschmiedeten Ketten zerbricht, scheint mir bei der Gemütsart der Franzosen ausgeschlossen. Ohne Zerfall der Entente ist an eine Wiederaufrichtung Deutschlands nicht zu denken. Dieser Zerfall wird immer und immer wieder vorausgesagt.

⁵ ehem. deutsches Pachtgebiet um die Bucht von K. (Jiaozhou) im Süden von Shandong, mit Hauptort Tsingtau (Qingdao)

⁶ als Schiffsarzt vor Tsingtau (Qingdao) 1917

Mittlerweile geht die innere Auflösung unseres armen Vaterlandes aber sichtlich weiter. Wann wird der Retter erscheinen? Wer wird das Wort finden, das die auseinanderstrebenden Elemente von neuem zusammenbindet? Der zerfressende Egoismus ist grenzenlos. Die äußerste Linke rüstet zu einer neuen Revolution, um die Diktatur des Proletariates auszurufen und uns Zustände zu beschern, wie sie jetzt in Russland herrschen. Ich hoffe auf eine Diktatur von rechts. Wenn nicht mit eisernem Besen der Wust und Unrat ausgefegt wird, der sich jetzt bergehoch in Deutschland angesammelt hat, ist an eine Genesung nicht zu denken. Der Durchschnittsdeutsche ist politisch völlig beschränkt, denkt nur an den folgenden Tag, die Zukunft des Volkes ist ihm gleichgültig. Wenn er aber vor ein hartes „Muss“ gestellt wird, fügt er sich.

611 Die Reichsschulkonferenz 1920 ist abgelaufen wie das Hornberger Schießen. Was kann man auch von mehr als 600 Teilnehmern, die wohl zusammengerufen, aber nicht berufen waren, mehr verlangen! Die meisten beteten ihr Sprüchlein her, was wir alle kannten. Die Sachverständigen waren in der Minderheit. Den Volksschullehrern ist es Hauptsache, mit den akademisch Gebildeten völlig gleichgestellt zu werden. Wenn die Gerichtssekretäre Gleichstellung mit den Räten und Richtern, die Heilgehilfen Gleichstellung mit den Ärzten, die Küster Gleichstellung mit den Pastoren verlangten, so käme das ungefähr auf dasselbe heraus. Ein akademisch gebildeter ehemaliger Volksschullehrer, der die Reifeprüfung nachgeholt hatte, war bisher keine Seltenheit; er trat damit aus dem bisherigen Kreise aus. Wenn aber jeder Lehrer ohne weiteres die Universität besuchen soll, wo will das Dorf dann seine Schulmeister herkriegern? Die Hochschullehrer wehren sich mit Hand und Fuß gegen den neuen Zufluss, der sie zwingen würde, das Niveau ihrer Vorlesungen wieder um einige Zoll niedriger zu legen. Es brodeln und gähren überall in der Welt, nicht zum wenigsten im deutschen Vaterlande. Der gute bekömmliche Wein lässt jedoch auf sich warten, der aus der Gärung hervorgehen soll.

Mich beunruhigt, solange ich denken kann, die Tatsache, dass gewisse Gehirnverletzungen die Tätigkeit des Geistes beschränken, ja sie bis auf einen kleinen Bruchteil ganz aufheben können. Liegt nicht der Schluss nahe, dass das Aufhören der Hirnfunktionen das Aufhören des Geistes bedingt? Ist wirklich der Menschengeist so wertvoll, dass es sich verlohnt, ihn in der zur Zeit des Sterbens vorhandenen Einheit zu erhalten? Millionen von Geistern sind es sicher nicht, wie die schaudervolle Gegenwart beweist. Die Stoiker nahmen nur für die hervorragenden Geister und auch für diese und für eine, freilich lange, Zeit bewusste Fortexistenz an. Was ist aber lange Zeit gegenüber der Ewigkeit? Vieles spricht dafür, dass das menschliche Leben dem Aufkommen eines Meteors vergleichbar ist. Aus dem Nichts in das Nichts - ein kurzer Lichtschein! Und doch vergeht nichts, was einmal da ist. Die Materie ist ewig, der Geist ist es auch. Freilich in welcher Gestalt?

Solche Erwägungen sind fürchterlich niederschlagend. Nur Glaube trägt über diese Abgründe. Ich halte am Christusglauben fest, obgleich ich Kritik übe und nicht alles so hinnehme, wie es die Kirche lehrt. Einreißen ist leichter als Aufbauen. Ich habe nicht das Zeug, Neues und Besseres an die Stelle des Alten zu setzen, und

hüte mich, denen den kindlichen Glauben zu erschüttern, die ihn in sich aufgenommen haben. - Das Problem des Leidens hat auch noch keine restlose Auflö-
sung erhalten; aber das schöne Wort: „Sieh! Darum musste Christus leiden, damit
du könntest selig sein“⁷, senkt doch tiefen Frieden in das unruhige Herz. Das
Wesen und die Bedeutung des Opfers und des Opfertodes lässt sich nicht ganz
erschöpfen.

612 So viel steht fest, dass der deutsche Niedergang mit der Verständnis-
losigkeit für diese Frage in engem Zusammenhange steht. Der Egoismus ist rie-
sengroß und allbeherrschend. Es ist, als ob wir mit offenen Augen einem Abgrun-
de zustrebten. Opfer an Hab und Gut, an Bequemlichkeit und Ruhe zu bringen, ist
der Durchschnittsphilister außerstande. Neulich schrieb Feldmarschall v. Macken-
sen an Prof. Busolt - ich habe den Brief selbst in der Hand gehabt -, er müsse nun
dem bisher gehegten Optimismus entsagen; selbst die sogenannten besseren Stän-
de seien dem Egoismus unheilbar verfallen. Ein Napoleon würde sich bei uns
nicht finden, und wenn er erstände, würde er keinen opferwilligen Anhang haben.
Das sind grauenvolle Aussichten für die Zukunft unseres armen Vaterlandes.

Und trotz alledem bleibt es dabei: Etiam post malam segetem serendum est⁸. Ar-
beiten und nicht verzweifeln! Ja, wenn man die Arbeitslust, die bei vielen, vielen
so arg danieder liegt, erst wieder gehoben hätte! Sind denn unsere durch Lug und
Trug und rohste Übermacht zum Sieg gelangten Feinde moralisch höher stehend
als wir? Ich bezweifle es. Die Art, wie sie den Sieg ausnutzen, zeigt, wes Geistes
Kinder sie sind. Das letzte Wort ist noch nicht geredet. Die Füße derer, die sie
hinaustragen stehen schon vor der Tür.⁹ „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen
aber trefflich fein. Was mit Langmut er versäumt, holt mit Schärfe er wieder
ein“¹⁰. Jetzt zerreibt uns die Not, das Leid, die Schmach. Wollte Gott, dass wir
dadurch geläutert würden! Dann käme für uns neuer Aufstieg. Aber wieviel
Schmutz muss erst ausgefegt, wieviele katilinarische Existenzen müssen
ausgemerzt werden, ehe die Besserung einsetzen kann.

Vielleicht müssen wir noch tiefer ins Elend hinuntersteigen, ehe die Massen zur
Besinnung kommen. Solche Not, wie sie in vielen Teilen Russlands oder in Wien
und den größeren Städten Österreichs herrscht, kennt Deutschland noch nicht. Da-
her die protzig auftretende Genusssucht. Wie würde sich das ganze Volk heben,
wenn zunächst nur auf einige Monate alle dem Alkohol und dem Tabak entsagten!
Die Aufhebung des Achtstundentages, Einführung eines allgemeinen Streikverbo-
tes und Forderung der Tarifarbeit für ebenso lange Zeit würde die Gesundung
auch dem blödesten Auge klar machen. Aber Vernunft ist stets bei wenigen nur
gewesen.

613 Die genussüchtige, blinde Masse schwärmt für die Massenherrschaft,
also die des Unverstandes, und ahnt nicht, dass sie selbst nur ein Werkzeug ist in

⁷ Christian Fürchtegott Gellert

⁸ Seneca, s.o. §571

⁹ Apostelgeschichte 5.5

¹⁰ frei nach Logau

den Händen gewissenloser Demagogen, dass sie nur nachbetet, was diese in ihrer Gewissenlosigkeit ihr einsprechen. Die Geschichte lehrt dies in ungezählten Beispielen; aber ihr warnender Ruf bleibt ungehört gleich der Stimme der Cassandra. Natürlich handelt es sich in ihr [d. h. der Massenherrschaft] nicht um einen in sich selbst zurückkehrenden Kreislauf. Es muss nicht jedes Mal aus Demokratie eine Ochlokratie [Pöbelherrschaft] und aus dieser eine Tyrannis werden. Der Variationen gibt es mancherlei. So viel steht aber fest, dass Demokratien und Ochlokratien ebensowenig von Dauer sind wie Tyrannenherrschaften: Sie haben alle drei zusammen zu verdächtige Ähnlichkeiten. Nur eine richtige Synthese gewährleistet einen gesunde Entwicklung und verspricht Dauerhaftigkeit.

Und das bleibt und wird bleiben: Nur Männer machen die Geschichte. Nur große Männer können ein Volk emporheben. Wird unser Volk einen solchen Mann hervorbringen? Lebt er etwa schon? Wie Goethe lebte, als der große Friedrich über den Niedergang und Tiefstand der deutschen Poesie klagte? Oder steht dem deutschen Volke das Schicksal der Griechen bevor? Die, im römischen Weltreiche zerstreut, ihre Kultur in alle, auch die entlegensten Glieder dieses Reiches trugen? – So zermartern wir Alten, die den Aufstieg der Bismarckschen Ära erlebt haben, unsere armen Gehirne. Werden wir den Anbruch besserer Tage noch erleben? Eingestellt auf eine lange Dauer der Niedergangszeit haben wir uns.

614 Nun ist die zweite Station des deutschen Leidensweges herangekommen. In Spa¹¹ sollen uns neue Ketten angelegt werden. Stinnes¹² hat mannhaft gesprochen, und der Sozialdemokrat [Otto] Hué hat ihm sekundiert. Was wird daraus werden? Im Osten sind die Russen siegreich gegen die nichtsnutzigen Polen. Wird das dem Bolschewismus zugute kommen und eine nationale Regierung an ihre Stelle treten? Wird Deutschlands Lage dadurch erträglicher werden? Die Zukunft ist dunkel wie nie, und jeden Augenblick kann ein Blitz aus der furchtbaren Gewitterwolke zerstörend niederfahren. An Frieden, dauernden Völkerfrieden, ist so bald nicht zu denken.

Und wie entmutigend ist ein Blick auf die sittlichen Anschauungen der breiten Massen! Dass ein Dieb es wagt, auf den ehrwürdigen Hindenburg zu schießen [Mitte Juli 1920], zeigt unseren Tiefstand. Die Erkenntnis, dass dieser z. T. der jüdischen Zersetzung zuzuschreiben ist, wächst. Ich sage: „zum Teil“; die Gutgesinnten haben ihre Pflichten schmäählich versäumt, sind nicht unter das Volk gegangen, sondern haben die Hetzer und Verführer frei schalten lassen. Jetzt wird uns die Gegenrechnung präsentiert. Die „Roten“ sprechen ganz offen davon, dass sie den Bürgerkrieg entfachen würden, sobald die Bolschewisten nach der Niederwerfung Polens an unseren Grenzen stünden, d. h. dass in etwa zwei Monaten auch bei uns die bolschewistische Diktatur aufgerichtet werden würde.

Foch meint, dass nur die Besiegten die Bolschewisten zu fürchten hätten. Die Zukunft dürfte ihm unrecht geben. Fällt Deutschland dieser Seuche anheim, dann

¹¹ bei den Friedens- und Reparationsverhandlungen im belgischen Spa

¹² Hugo Stinnes, im Juli 1920 in die deutsche Delegation aufgenommen

springt sie auch auf Frankreich über. Das Gebaren der Franzosen allein macht sie schon empfänglich für jeden einfallenden Funken. Selten hat sich wohl ein Volk dem Rausch des Sieges, den es nicht einmal aus eigener Kraft erfochten hat, so maßlos und cynisch hingeeben. Dabei liebäugeln unsere Roten ganz offen mit ihnen. Es fehlt eben jede Spur wirklichen Nationalgefühls bei diesem Teile unseres Volkes.

615 Die Erfolge der Russen gegen Polen und die Versicherungen ihrerseits, dass sie nicht daran dächten, in Deutschland einzufallen, dessen Hilfe sie zum Aufbau dringend bedürften, die Sorge der Franzosen, die Nachgiebigkeit der Engländer gegen die Bolschewisten und manche andere Anzeichen deuten darauf hin, dass das Glücksrad wieder im Schwunge ist, diesmal zu unseren Gunsten. Ein tüchtiger Staatsmann könnte mancherlei wieder ins Lot bringen. Die Engländer haben in ihrem Egoismus den rechten Zeitpunkt verpasst. Hätten sie sofort mit uns, den Unterliegenden, gemeinsame Sache gemacht ohne Hintergedanken, so würde die Welt den Frieden wiedergewonnen haben ohne Völkerbund und wie die Phrasen lauten; ihre Weltstellung hätte sich befestigt, ihre Kolonien wären gesichert. Jetzt beginnt für sie die Not. Frankreich weiß auch nicht, wo aus und ein vor Schulden und innerer Zerfahrenheit. Italien windet sich in inneren Kämpfen und steht vor einem Kriege mit Jugoslawien, so heißt ja wohl das neu entstandene Reich, mit Pasic's, des Verbrechers, Sohn¹³ an der Spitze.

Die deutsche Hoffnung ruht jetzt auf einem Bündnis mit Russland, einem Russland, das Polen zu Boden geschlagen hat und den Bolschewismus überwindet. Die Gegnerschaft gegen die jüdischen Gewalthaber in Moskau wächst, volkstümliche Heerführer ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, die große Masse sieht Leute an der Spitze der Armee, die Siege zu erfechten verstehen und alle Parteien zu vereinigen wissen. Das sind Aussichten! Werden Sie sich erfüllen? Oder werden wir auch durch den roten Sumpf waten müssen?

Erich hält dies für unausbleiblich. Ehe wir nicht das Elend bis auf die Neige gekostet haben, werde ein Retter nicht erstehen. Deshalb sagt er z. B. zu seinem sozialdemokratischen Hausmeister, der 14.000 M Gehalt nebst freier Wohnung und Beleuchtung nebst Heizung beansprucht und nach einer Senatorstelle liebäugelt: „Immer mehr, immer mehr! Das ist noch lange nicht genug, was ihre Brüder fordert!“ Als ihn der Angeredete verblüfft anguckt, fährt Erich fort: „Je mehr ihr verlangt, umso eher kommt der Zusammenbruch. Dann werdet ihr sehen, was ihr angerichtet habt, wenn ihr froh seid, nur das tägliche Brot zu erhalten.“ Das ist grimmer Humor; aber er macht Eindruck auf die Leute.

Dieser Tage traf ich einen Kandidaten, alten Schüler vom K.W.G. Er meinte, trotz aller angedrohten Strafen werde er seine Waffe, die ihn durch den Feldzug treu begleitet hätte, nicht abgeben. Wie er, so denken ungezählte andere. Die Regieresaufforderung, alle Waffen abzuliefern, wird ein Schlag ins Wasser sein. Üb-

¹³Nikola Pasic (Name wohl „Pascha-sohn“), 1845-1926, war serbischer Ministerpräsident zur Zeit des Attentats von Sarajewo 1914, daher „Verbrecher“. Da er 1920 schon 75 Jahre alt war, meinte Mücke bzw. seine Quelle vielleicht, es müsse sich um den Sohn handeln.

rigens meinte er, dass er noch vor Ablauf eines Jahres wieder Uniform tragen werde; ein Bürgerkrieg sei unausbleiblich bei dem Hetzen der roten Agitatoren und dem zu erwartenden Versuche der in Polen siegreichen Bolschewisten, auch in Deutschland die Räterepublik aufzurichten.

Tagebuch 1920 - 1929

Göttingen, August bis Ende 1920

616 Die politische Lage ist zum 1. August 1920 nicht weniger gespannt als am 1. August 1914. Wir liegen freilich am Boden. Englands Sorgen sind aber auch nicht klein.

Als ich heute Nacht durch die Abreise unseres bisherigen Hausgenossen Dr. Krebs aus dem Schlafe gescheucht wurde, quälte ich mich gerade mit einem lebhaften Traume. Wir befanden uns auf einem Ruderboote auf offener See, das soeben mit uns von dem stattlichen Schiffe abgekommen war, das uns bisher an Bord gehabt hatte. Um das Boot schwammen Haifische und drohten es mit ihren Schwänzen zu zertrümmern. Vor uns lag eine Nebelwand, auf die wir zusteuerten. Ein anschauliches Bild unserer Lage; der Traum wahrscheinlich veranlasst durch Gespräche, die ich gestern mit Fritz Scheidemann führte, und durch die Tatsache, dass der scheidende Herr Krebs eine zehntägige Segelfahrt auf der Ostsee vorhat.

Fritz brachte einen kleinen Koffer mit Familienpapieren, die er bei uns sicherer verwahrt glaubt als in Ballenhausen: „Wer weiß, ob man mir nicht das Haus über dem Kopfe ansteckt; ich bin als Wortführer der Landwirte bei den Roten zu übel angeschrieben.“ Er sieht wenig hoffnungsvoll in die Zukunft. Die Spartakisten sind angriffslustig und verfolgen rücksichtslos ihre Ziele. Die Rechtsparteien sind uneinig, egoistisch, kurzsichtig. Jeder hat eine Heidenangst vor dem Heldentode. Fritz meinte, in 14 Tagen könne der Bürgerkrieg schon im Gange sein, wenn nicht ein wirklicher Staatsmann ein Abkommen mit den Roten zustande bringt. Entgegenkommen müsse man ihnen auf jeden Fall. Das sei stets seine Ansicht gewesen. „Wenn die Russen durch Deutschland hindurch gegen Frankreich vorgehen, dann bin ich mit dabei. Haben wir die Räteregierung, so sollen die Franzosen auch nicht darum [herum]kommen.“ Dass wir durch die rote Flut durch müssen, ehe an Aufbau zu denken ist, ist die Überzeugung Tausender in Deutschland.

Die politischen Verhältnisse sind verworrener denn je. Bald heißt es, England wolle sich mit Deutschland aussöhnen, weil die Freundschaft mit Frankreich in die Brüche gehe, bald wieder, dass England und Frankreich gemeinsam gegen den Bolschewismus vorgehen und Polen helfen wollten. Die Russen stehen dicht vor Warschau, im Süden aber ist General Wrangel, Gegner der Bolschewiki, im Vordringen. Rumänien liegt auf der Lauer, Ungarn lässt sich von Frankreich mobilisieren. Deutschland muss neutral bleiben, das ist das Einzige, was wir tun können. Die Jugoslawen und Tschechoslowaken wollen von einem Kampfe gegen Russland nichts wissen. Was wird sich entwickeln?

617 Eine Ruhegehaltsaufbesserung ist mir zuteil geworden, so dass ich in diesem Jahr das Kapital vielleicht nicht anzugreifen brauche, das ja ohnedies durch das Reichsnotopfer ordentlich geschmälert werden wird. Nächstens soll der weiteren Ausgabe von Papiergeld gesteuert werden. Dann fängt die rückgängige

Bewegung in den Gehältern wieder an. Die Lebensmittel sind im Preise etwas zurückgegangen, ein Ei kostet aber noch immer 1,50 M, ein Pfund Fleisch 9 M, ein Pfund Margarine 11,50 M usw. Den Zentner Holz, ins Haus gebracht, habe ich mit 14 M, den Zentner Grude-Koks¹ mit 19 M bezahlt. An eine Erholungsreise ist nicht zu denken. Was wir dazu hätten verwenden können, erhalten die Northeimer. Und Anna hätte es doch auch so nötig. Der Mädchenlohn ist von 30 jetzt auf 80,- M monatlich bei uns gestiegen.

In den Vereinigten Staaten ist die Aufklärung des Volkes über den Weltkrieg im Gange. Ein Schriftsteller namens Viereck sagt den Franzosen Wahrheiten, die sie [sich] nicht hinter den Spiegel stecken werden. Ihr Kunstgebilde „Polen“, zu dem die unfähige deutsche Politik den Grund legte, zerfällt in diesen Tagen in Trümmer. England und Frankreich sehen sorgenvoll zu. Beiden Ländern sind die Hände gebunden durch die Drohung ihrer Sozialisten, sofort in den Generalstreik einzutreten, wenn man den Polen militärische Hilfe sende. In Deutschland sind an verschiedenen Orten Güterzüge nach dem Osten angehalten worden, in denen man Munition oder Waffen für die Polen vermutete. Es ist vergeblich, Mutmaßungen darüber anzustellen, wie sich wohl die Verhältnisse weiter entwickeln. Ludendorff hat geäußert, wir müssten erst durch das rote Elend hindurch, ehe die Besserung eintreten könnte. Zunächst wird Polen bolschewistisch werden, dann wird Böhmen und Österreich folgen. Und wir? Wird Ludendorff Recht behalten? Gott gebe dass er zu pessimistisch sieht!

618 Die Judenfrage spitzt sich mehr und mehr zu. Ich bin ein Gegner der sinn- und kopflosen Judenhetze und beurteile den einzelnen Juden jederzeit nach seinem persönlichen Werte. Insofern aber bin ich überzeugter Antisemit, dass ich die Judenherrschaft gebrochen sehen möchte. Wie unendlich viel wurde vor Jahrzehnten von Katholiken und Protestanten von der Parität geredet und darum gestritten, dass nicht in einer Behörde zu viel oder zu wenig von der anderen Konfession säßen! Von der Parität zwischen Deutschen bzw. Christen und Juden ist nie die Rede gewesen.

Der Gedanke der Deutsch-Nationalen, den Juden nur entsprechend ihrer Kopfzahl Anteil an der Leitung des deutschen Volkes zu gewähren, entspricht ganz meinen Anschauungen. Parität bis in die Prozentzahlen der Handarbeiter und Tagelöhner hinein! Freilich wäre eine plötzliche Durchführung dieses Gedankens eine Härte. Darum ist meine Ansicht: zunächst in allen Berufen, in denen die Juden unverhältnismäßig überwiegen, numerus clausus, bis naturgemäße Änderung hergestellt ist! Damit könnten alle Teile zufrieden sein. Wir Deutschen gewiss. Aber die Juden? Niemand gibt gerne eine beherrschende Stellung auf. Jetzt müssen wir jedoch alle umlernen, warum nicht auch die semitischen Staatsgenossen?

Viele von ihnen sehen einen Umschwung voraus. Um sich oben zu erhalten, haben sie die Leitung der bolschewistischen Volksteile in die Hand genommen und suchen auf diese Weise ihre Machtstellung zu behaupten. Ich glaube nur, dass

¹ koksartige Rückstände von der Braunkohle-Verschwelung

dann der Gegenschlag umso fürchterlicher ausfallen wird. Wenn erst die betörten Massen einsehen, dass ihre Führer und Verführer die gemachten Versprechungen nicht halten können, werden diese es entgelten müssen. In Russland ist diese Erkenntnis schon auf dem Wege. Aber „quem deus perdere vult, eum dementat“². Die einsichtsvollen Juden begreifen, was sich vorbereitet. Jene jüdischen Leiter der revolutionären Bewegungen begreifen es nicht oder hoffen, im entscheidenden Augenblick sich in Sicherheit bringen zu können. Wie viel Unheil wird noch hereinbrechen, ehe die Gesundung anfängt!

619 Eine mildere Einschätzung des Bolschewismus ist auf dem Wege. Das Göttinger Tageblatt enthält einen Aufsatz von Ungern-Sternberg, die Gräuelnachrichten aus Russland seien z. T. übertrieben. In den ehemals deutschen, zu Polen geschlagenen Ortschaften, die jetzt von den Russen besetzt sind, treten die Bolschewisten durchaus gesittet auf: „Man wünsche ein Zusammengehen mit uns und denke nicht daran, die deutsche Neutralität zu verletzen.“ Will man die dummen deutschen Mäuse mit solchem Speck ködern, oder bereitet sich wirklich eine neue Gruppierung der Mächte vor?

Nichts wäre ja dem wirklich Deutschgesinnten lieber, als wenn die französische Herrlichkeit ebenso jämmerlich zerplatzte wie die polnische Seifenblase. Der Zusammenschluss von Deutschland und Russland wird hier wohl nötig sein, wenn der Schandfrieden von Versailles und sein Nachtrag von Spa revidiert werden sollen.

Warschau ist mittlerweile von den Russen genommen, die Franzosen haben das Nachsehen, und die Engländer machen gute Miene zum bösen Spiele. Viele hoffen, dass die Revision des Versailler Friedens nun nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Wenn es doch dazu käme! Dazu gehören Staatsmänner. Hat diese unser armes Vaterland oder wird weiter gewurstelt von einem Tage zum anderen? Deutschland ein führerloses Fahrzeug auf dem Ozean der Weltpolitik, ein Spiel des Windes und der Wellen? Jetzt, wo die Ehrentage von 1870/71 in Halbhundert-Wiederkehr sich jähren, sind solche Erwägungen doppelt schmerzlich und niederdrückend.

Die Times-Meldung von der Eroberung Warschaus³ war eine Ente. Noch wird erbittert gestritten; aber das scheint sicher zu sein, dass die Engländer den Sieg der Russen, die Franzosen den der Polen wünschen. Die Sympathien der Deutschen stehen wohl meist bei den Russen, aber die Eigenmächtigkeit der Eisenbahn in der Behandlung der Transporte, um das Einbringen von Kriegsmaterial nach Polen zu verhindern, überschreitet doch jedes Maß und beweist, wie wenig die Staatsautorität noch gilt.

In der Stadt Hannover leidet die Gesamtheit unter dem Druck einer Minderzahl streikender Straßenbahner. Die Bürgerschaft kann sich nicht aufraffen, geschlos-

² „Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand“ (aus einem antiken Kommentar zu Sophokles' Antigone)

³ Schlacht von Warschau, 13.-25. August 1920

sen gegen diesen unberechtigten Druck einzuschreiten. Die Feigheit des Bürgertums hat ja auch ganz allein sein Unterliegen und das Gelingen der Revolution herbeigeführt.

620 Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass unsere Neigung zu den Russen uns ja nicht zu weit führe. Ein bolschewistisches Russland wird auch Deutschland nach Überwältigung Polens bolschewistisch machen. Das wäre das Ende vom Liede und würde Deutschland noch hoffnungsloser und tiefer hinabdrücken. Wir müssen neutral bleiben, aber solange die bolschewistische Gefahr besteht, an England heranrücken, das uns allein gegen die bodenlose französische Gemeinheit schützen und unseren Aufbau fördern kann. Wenn wir die englischen Interessen auf dem Festlande zu vertreten entschlossen sind - es ist ein ekelhafter Gedanke -, haben wir die günstigsten Aussichten für die nächste Zukunft. Augenblicklich werden polnische Siege gemeldet. Dementsprechend sind die französischen Zeitungen wieder frech und übermütig. Die Spannung zwischen Frankreich und England ist aber noch nicht beseitigt.

Die Zusammenkunft Lloyd Georges mit Giolitti fällt zusammen mit Niederlagen der Bolschewisten und hat beide Staatsmänner sofort wieder an die Seite Frankreichs geführt. Die Polen gehen in Oberschlesien immer rücksichtsloser vor, bis der nächste Vorstoß Russlands sie wieder zur Vernunft bringen wird. Was wohl unsere Staatsmänner tun werden?

Otto Kiep ist jetzt Legationsrat im Haag unter dem Gesandten Rosen. Er rechnet darauf, dass sich in England ein Umschwung zu Gunsten Deutschlands vorbereitet. Denn man ist des hysterischen Wesens der unzuverlässigen und eingebildeten Franzosen satt und will nun Deutschland wieder etwas aufatmen lassen, um jene bescheidener zu machen. Dazu kommt, dass sich Englands Schwierigkeiten häufen - in Irland, im Orient, speziell in Indien und Persien. Darauf ist auch wohl der Schritt zurückzuführen - falls er wirklich getan ist -, dem Pharaonenlande die Selbständigkeit zurückzugeben. Man muss die dort stehenden Truppen anderweitig verwenden und wird wohl Mittel genug haben, die proklamierte Selbständigkeit zu einer bloß scheinbaren zu machen. Die Mohamedaner machen den stolzen Engländern freilich das Leben reichlich sauer.

621 Gestern Abend war im großen Saale des Stadtparkes von den vereinigten völkischen Gruppen Göttingens ein „deutscher Abend“ veranstaltet zum Gedächtnis der 50. Wiederkehr des Sedan-Tages [2. September 1870], ein Protest gegen das Verbot des Kultusministers Haenisch, des Tages in den Schulen zu gedenken. Ich habe der Feier mit Anna beigewohnt. Der stattliche Raum war bis auf den letzten Platz gefüllt, kein Stuhl unbesetzt, sehr viele mussten stehen. Die Festfolge war, wie das beigefügte Programm beweist, gut ausgedacht. Der Zweck der erhebenden Feier ist erreicht worden. Die zahlreich anwesende junge Generation ist in dem Wunsch, oder besser gesagt: in dem Vorsatze, von neuem bestärkt worden, hinter den Vätern nicht zurückzustehen und am Wiederaufbau eines mächtigen Reiches unter monarchischer Spitze mitzuarbeiten. Ein neues Sedan wird und muss folgen.

So begeistert die junge Generation in diesem Gedanken war, so wehmütig stimmte mich die Erinnerung an die erste Feier auf dem Görlitzer Obermarkte vor 50 Jahren, der so manche eindrucksvolle sonstige Feier folgte. Wie oft habe ich selbst bei dieser Gelegenheit das Wort ergriffen, der großen Vergangenheit gedacht, vor Überhebung gewarnt und zur Nachfolge angespornt!

In vielen Beziehungen vermochte sich freilich das Geschlecht von 1914 den Vätern würdig an die Seite zu stellen. Keine Nation macht uns das nach, vier und ein halbes Jahr der halben Welt siegreich Widerstand zu leisten. „Sooft Deutschland einig war, behielt es die Oberhand“, führte Professor Oertmann in seiner Ansprache aus. Aber die Uneinigkeit und tückischer Verrat war unser Verderben. Die Sozialdemokratische Partei mag noch so viel Wortschwall darüber erheben, der Dolchstoß in den Rücken des deutschen Heeres bleibt an ihr haften. Hagen durchbohrte den edlen Siegfried meuchlerisch, als er sich dessen nicht versah. Dass es so kam, ist aber auch die Schuld der bürgerlichen Parteien, die die Arbeitermassen gleichmütig der jahrelangen Verhetzung volksfremder Elemente überlassen haben und sich nicht entschließen konnten, beizeiten die kapitalistischen Interessen dem allgemeinen Wohle unterzuordnen. Nicht gering ist auch die Schuld der Regierung, die auf der einen Seite bürokratisch und verletzend und auf der anderen Seite wieder zu schwach und nachgiebig war.

Eine schwere Schuld trifft den Kaiser, der im entscheidenden Momente in verkehrter Sorge um das Wohl Deutschlands die Flinte ins Korn warf und so einen wohlorganisierten und glanzvollen Widerstand gegen die Mächte des Umsturzes unmöglich machte. Mit ihnen fiel der Zusammenhalt der Gutgesinnten dahin. Der nationale Gedanke der Deutschen war nicht stark genug, Ersatz zu bieten und das ganze Volk im Widerstande beharren zu lassen, wie er die Franzosen nach der Niederlage von Sedan erfüllte.

622 Der zweite Redner des Abends, Rechtsanwalt Walbaum, war meines Erachtens der Lage weniger gewachsen als Oertmann, obwohl es ihm an Beifall nicht fehlte. Er war zu weitschweifig und redete zuviel vom Hass gegen Frankreich und England. „Nicht davon reden, aber stets daran denken, was wir erduldeten“, dieser fruchtbare Gedanke Gambettas ist unserem Nachwuchs einzuimpfen. Das Aufpeitschen führt die gedankenlose Masse nur zu Ausschreitungen, die unserer guten Sache schaden. „Unsere Armee muss wiedererstehen“, das muss ebenfalls ununterbrochen in das Volk geschleudert werden.

Schön ist es, dass der nationale Gedanke lebt und auf dem Wege ist, auch bei den Arbeitern wieder Wurzel zu fassen. Ein tüchtiger Staatsmann könnte Wunder wirken. Solange wir diesen nicht haben, muss der Einzelne seine Pflicht tun und die anderen dazu anhalten, auch zuerst die Pflicht zu tun. Jeder aber muss Vorsicht walten lassen. Schlagworte sind zu meiden. Der Feind von heute kann morgen unser Bundesgenosse sein. Deutschlands Aufbau steht obenan. Auch die Russen, auf die jetzt so viele ihre Hoffnung setzen, waren unsere grimmen Feinde. Warum sollten sich die Engländer nicht wieder auf unserer Seite stellen? Freilich, wie wir

mit den hektischen, hochmütigen Franzosen übereinkommen sollen, ist mir ein Rätsel. Vertrugen sich aber nicht einst nach halbjahrhundertlangem entsetzlichen Kampfe die Sachsen mit dem Franken Karl? Nichts ist ausgeschlossen.

Herr Kultusminister Haenisch hat mit seinem Sedan-Erlass ein heiteres Nachspiel erlebt. Die hannoverschen Schüler haben Protest dagegen eingelegt. Der Text folgt (Zeitungsausschnitt):

(Überschrift): *Die hannoverschen Schüler protestieren.*

Die Schüler der höheren Lehranstalten Hannovers haben sich zu einer Zentrale zusammengeschlossen. Wir werden vom Ausschuss um Aufnahme folgenden Schreibens gebeten, welches dem Kultusministerium in Berlin übermittelt ist:

„Mit Befremden haben die Schüler der höheren Lehranstalten Hannovers Kenntnis genommen von der Verfügung des Herrn Kultusministers betreffend die Untersagung der Sedan-Feier. Da sich die Schüler durch Inhalt und Form dieses Erlasses in den ihnen zustehenden Freiheiten und Rechten verletzt fühlen, glauben sie ihre Missbilligung darüber zum Ausdruck bringen zu müssen mit dem Hinweis auf den Erlass vom 21. April d. J., in welchem den Schülern freie Meinungsäußerungen 'in Fragen der Schule und des Lebens' zugestanden sind. -

*Die Schüler der höheren Lehranstalten Hannovers: Bismarckschule,
Kaiser-Wilhelms-Gymnasium, Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium, Leibnizschule,
Humboldtschule, Realschule,
Realgymnasium, Ratsgymnasium“*

Erich Loß freute sich nicht wenig und legte die Nachricht im Lehrerzimmer aus. Anderntags war sie verschwunden. Er vermutete, dass das einzige sozialdemokratische Mitglied des Kollegiums, Elementarlehrer Hoffmann, sie beigesteckt habe. Nach Erichs Vermutung sammelt dieser Ehrenmann Material gegen seinen Direktor, dessen nationale Gesinnung ihm ein Dorn im Auge ist.

623 Während unseres Verweilens in Northeim vom 4 bis 9. September 1920 besprach ich mit Erich auch die Northeimer Schulverhältnisse und stimmte ihm bei in seinem Plane, Seminar und Gymnasium zusammenzulegen und in der Hauptsache ein Realgymnasium oder eine Oberrealschule aufzubauen, mit klassischen Gymnasialklassen an der Seite für solche Schüler, die diesen Lehrgang bevorzugen. Das jetzige der Stadt gehörige Seminargebäude könnte dann zur Einrichtung eines Lyceums statt der bisherigen Töcherschule benutzt werden. Ich bin überzeugt, dass eine derartige Einrichtung den Interessen des betriebsamen Northeim besser entspricht als das jetzige humanistische Gymnasium. Auch die ganze Umgegend hätte Nutzen von derartigen Schulen.

Es war für mich eine große Freude zu sehen, mit welchem Eifer Erich sein Projekt ins Auge gefasst hat. Er ist beinahe ganz und gar der alte wieder. Die ab und an sich einstellenden Depressionen bekämpft er mit Erfolg und ohne viel Wesens davon zu machen.

Meine elfjährige Tischnachbarin Agnes plauderte, als sie sich von ihrer Erkältung erholt hatte - während der Krankheit war sie muldrig und still - auf das anmutigste und naivste: „Weißt du, Großvater! Wenn ich aus der Schule bin, dann geh ich wie Mutter ein Jahr lang in eine Pension, am liebsten nach der Schweiz. Dann er-

hole ich mich ein halbes Jahr zu Haus. Dann gehe ich zum Tanz und suche mir einen Mann aus. Ich tanze auch mit den großen Primanern. Meine Puppen behalte ich alle für meine Kinder. Nur die rote verkaufe ich. „Ach du!“, fiel ihr die 13-jährige Hildegard ins Wort, „Vater will von der Schweiz nichts wissen. Jetzt sind die Pensionen dort furchtbar teuer.“ Gegen die übrigen Gedankengänge schien sie nichts einzuwenden zu haben.

Agnes erzählte ausführlich von dem Leben auf dem Hartmannschen Bauernhofe in Schnedinghausen, wo sie 14 Tage gastfrei und liebevoll aufgenommen gewesen ist. Sie besitzt scharfe Beobachtungsgabe und ein drolliges mimisches Talent. Bei der Schilderung der Familienmitglieder versäumte sie nicht, auch deren Gesichtszüge beim Lesen und ihre ganze sonstige Art, sich zu geben, zu kopieren. Jedenfalls hat sie sich aber die Herzen gewonnen und ist riesig verzogen und verfüttert worden.

So ein Calenbergischer⁴ Bauer kennt die Not der Zeit nicht und lebt ganz noch so aus dem Vollen wie vor dem Kriege. Die Familie Loß hat durch das Verhältnis zu diesem Hause viele Vorteile. Sie bekommen Eier, Brot, Hühner und anderes zu civilen Preisen, während das Wuchern allerorten im Gange ist; Emma bezahlt z. B. für ein Ei nur 0,60 M, während die Kaufleute 1,50 DM nehmen, die Großstädter sogar bis 2 Mark für das Stück bezahlen müssen.

624 „Vater, alle Menschen haben ein Handwerk, nur der Pastor ein Mundwerk“, diesen Schnack aus der Jugendzeit von Tante Hermine erzählte mir Anna in den letzten Tagen, als wir alter Zeiten gedachten.

Dass die Polen jetzt im Vorteile über die Russen sind - freilich wie lange? -, hat die gute Folge für uns, dass die Spartakisten stiller geworden sind. Auch drängt die Wahrheit über das Bolschewistenregiment immer mehr in die breiten Volksmassen. Rote aus Russland heimgekehrte Genossen sind von ihrer Vorliebe für die Dritte Internationale gründlich geheilt und fühlen sich nicht verpflichtet, ihre Erfahrungen für sich zu behalten

Schwere Zeiten sind im Anzuge. In China leiden 30 Millionen an einer entsetzlichen Hungersnot, in ganz Russland steht sie vor der Tür. Es heißt, dass schon das Saatgetreide des nächsten Frühjahres verzehrt wird. Die Ernte in Deutschland soll auch nur mittelmäßig sein. Die Schieber und Wucherer treiben ihr Wesen ungescheuter denn je, und die Preise gehen nicht zurück. Wie kann es auch anders sein, wenn die Großstädter den Bauern in die Häuser rücken und die unsinnigsten Gelder bieten, um nur alles Mögliche zusammenzukaufen! Den Bauern soll man suchen, der solchen Verlockungen widersteht. Und dann wird über deren Habsucht gewettert!

Über die Litteraten finde ich einen Ausspruch des alten Goethe citiert: „Das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig, und sie möchten es gerne aus der Welt schaffen,

⁴ „Calenberger Land“: die Landschaft zwischen Hannover und Deister

damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten.“ Was er von gewissen Menschen sagt, die in der Litteratur handwerkern, passt aufs Haar auf jene unabhängigen Genossen, die Hindenburg und Ludendorff aus der Welt schaffen wollten, damit sie ungestört ihr Wesen treiben können.

625 Rechtsanwalt Walbaum sprach in einem Vortrage, durch den er für den Eintritt in den Alldeutschen Verband wirken wollte, die Ansicht aus, nur ein Diktator könne uns aus der jämmerlichen Notlage ziehen, in der wir uns befänden. Wir müssten bereit sein, diesem „verbesserten Kapp“⁵ dann weite Kreise des deutschen Volkes zuzuführen und in diesem Sinne die Arbeiter zu gewinnen bemüht sein.

Direktor Schreiber [vom Göttinger Gymnasium], mit dem ich diesen Gedanken erörterte, meinte, eine solche Persönlichkeit werde sich nie finden, das deutsche Volk würde sich eine solche auch gar nicht gefallen lassen. Arbeit und immer wieder Arbeit allein könne uns helfen. Spätere Generationen würden den Nutzen davon haben und auch wieder große Männer hervorbringen, die uns zu neuer Höhe führen. Schreiber erklärte sich, soviel ihm auch an Walbaums Ausführungen gefallen habe, als Gegner der Alldeutschen Bewegung. Er schrieb ihr die Verlängerung des Krieges zu, eine Folge zu weit gehender Annexionsabsichten, und meinte, unsere Gegner hätten wohl in dieser Hinsicht den Mund aufreißen dürfen, weil die Nationen hinter ihnen gestanden hätte. Hinter den Alldeutschen hätte aber die Nation nicht gestanden, darum hätten sie sich bescheiden müssen.

Seine Anschauungen sind die des patriotischen Philisters. Durch solche Gesinnungen wird Deutschland schwerlich aus seiner Erniedrigung gehoben werden. Was wäre nach Jena aus uns geworden, wenn nicht unablässig die Abschüttlung des Jochs das Ziel der Besten gewesen wäre! Arbeiten und wieder arbeiten ist freilich bitter nötig, ebenso sehr aber auch die Bearbeitung der Massen in völkischem Sinne, damit sie am Tage der Befreiung nicht versagen. Wann dieser kommt, ist ganz ungewiss.

Jean Paul (Bd. 33, S. 14, Ausgabe 1827, Berlin, Reimer) sagt: „Der Unendliche allein weiß es, wozu Europa jetzt reif ist, und ob ihm ein Säemann jetzt fehle oder komme; die Völker mit aller ihrer Weltgeschichte gleichen den Epileptischen, welche, sooft sie auch ihren Zufall [Anfall] schon erlitten haben, doch niemals vorher sehen, wann er sie wieder hinwirft. Aber ebenso oft gleichen sie Gelähmten, welche unter einem Gewitter so lange zitterten, bis sie es traf; und dann hatte der Blitz sie hergestellt.“

626 Bereit sein ist alles. Mit aller zur Verfügung stehenden Kraft für den deutschen Gedanken eintreten und die große Zeit der Auferstehung vorbereiten, das müsste jeden wahrhaft deutschen Mannes erste Pflicht sein. Was Jean Paul vor mehr als hundert Jahren über die damaligen nicht weniger wie heute verworrenen Verhältnisse sagte, gilt heute wieder genauso. Ob der ultor Germaniae [Rä-

⁵ Mitte Februar 1920 hatte der „Kapp-Putsch“ stattgefunden

cher Germaniens] schon am Werke ist, ob er überhaupt schon geboren ist, der Unendliche allein weiß es. Ob der verlotterte Teil unseres Volkes zur Besinnung kommen, ob wir die Not, den Jammer und das Elend noch ganz anders schmecken müssen, ehe diese Besinnung eintritt, Gott allein weiß es. Ich fürchte aber, wir müssen noch durch viel Trübsal hindurch, ehe der tanzende⁶ und verlotterte Teil der Nation erwacht.

Neu war mir in Walbaums Vortrag, der nur leider durch Breite und Weitschweifigkeit in seiner Wirksamkeit beeinträchtigt wurde, die Feststellung, dass seinerzeit, in der Marokko-Krise, der Alldeutsche Verband aus Loyalität das ganze Odium des Umfalls der Regierung stillschweigend auf seine Schultern genommen habe. Noch zu bemerken ist, dass Walbaum sich ganz entschieden dagegen verwahrte, dass er oder der Alldeutsche Verband irgendeinen Putsch vorbereite oder beabsichtige.

Die Gegnerschaft gegen die jüdische Herrschaft in Deutschland wurde wiederholt stark betont. Ich bin ebenfalls der Überzeugung, dass sie gebrochen werden muss, wenn es besser werden soll, und dass dazu noch viel Aufklärung der Volksmassen nötig ist.

627 Die gährende Zeit wirft wundersame Blasen. Da hat am 25. September 1920 hier ein Herr Mariarty⁷, eine Art Prophet, einen vielbesuchten Vortrag gehalten, in dem er Gefürchtetes, Wahrscheinliches und Phantastisches zu einem bunten Ganzen vereinigte und auf die nie fehlenden Abergläubischen einen tiefen Eindruck gemacht hat. Er hat für die allernächsten Jahre vorausgesagt: innere Kämpfe, Seuchen, großes Sterben, dann Kampf zwischen Amerika und Japan, Deutschland an der Seite Russlands mit Frankreich; Amerika und Deutschland würden als Sieger hervorgehen. Dann folgt das Phantastische: England versinkt durch ein Erdbeben, ein neuer Erdteil steigt empor, eine neue Wärmeperiode für die Erde setzt ein, ein unbekanntes Polarvolk tritt auf; flüssige Elektrizität verbessert die Daseinsbedingungen. Ein zweiter Christus erscheint usw. - Ich schreibe dies nur nieder, um diesen Zug im Bilde der Gegenwart festzuhalten.

Der Nervenarzt Quæet-Faslem⁸ hat recht, wenn er unser ganzes Volk als stark nervös erkrankt bezeichnet. Darum der Wechsel der Gefühle und Affekte, die Unstetigkeit, die Vergnügungssucht, die Arbeitsunlust. Wann wird die Gesundung sichtbar werden? Vorläufig sind erste Ansätze dazu bemerkbar. Seine Ratschläge, den Willen zu stärken, laufen im Grunde darauf hinaus, dass der Wille als solcher erst in den Dienst kleinerer und allmählich größer werdender Aufgaben gestellt wird. Mut, Ausdauer, Wahrhaftigkeit, Furchtlosigkeit, Entsagung setzen den Willen voraus, Sport, Spiel, Wandern gleichfalls. Überall muss der Ansatz zum Willen benutzt werden, um ihn selbst zu heben, zu wecken, zu fördern, damit der

⁶ d.h. der von Mücke beklagten Tanzwut hingeebene

⁷ von Mücke als Fußnote nachgetragen: „Pseudonym eines pensionierten Majors“

⁸ von der Nervenheilanstalt Rasemühle bei Göttingen; Mücke hörte einen oder mehrere Vorträge von ihm, wie aus der Inhaltsangabe in einem kurzen Zeitungsbericht hervorgeht, den er hier eingeklebt hat.

schwankende, unstete Wille zu einem festen, den ganzen Menschen beherrschenden werde, aus dem schlechten ein guter Wille hervorgehe. Fichtes Reden an die deutsche Nation sind viel gepriesen, aber in der Zeit, wo alles auf die darin gepredigten Grundsätze ankam, vom deutschen Volke in seiner Mehrzahl unbefolgt geblieben.

628 Wie wird jetzt trotz des Zusammenbruches noch vielerorten ein Kindergeburtstag gefeiert! Hildegard kaufte hier einen kleinen Rahmen für 3 M - das ist der mindeste Satz für eine Gabe - um ihn ihrer Freundin in Sudheim, wohin sie mit zahlreichen anderen Kindern geladen ist, als Angebinde zu verehren. Im Mittelpunkt der Feier steht eine Schokolade mit viel Backwerk und Kuchen verschiedenster Art. Diese Feiern wiederholen sich in fortgesetzter Folge in den Northeimer Töchterschulkreisen das ganze Jahr. Da wir Hilde zu ihrem Geburtstage mit nach hier nahmen, so folgt die offizielle Feier, zu der 12 Kinder geladen sind, acht Tage später. Die Töchterschülerinnen können es sich gar nicht anders denken, und keine Familie wagt sich aufzulehnen. Bei zwei Mädchen macht dies ca. 24 auswärtige Einladungen à 3 M = 72 M. Wie ganz anders wurden wir erzogen! Eine Schachtel Bleisoldaten zu 50 Pfg., ein Kuchen für 25 Pfg., einige Äpfel, dazu als Hauptposten ein Paar Strümpfe, das war alles, was auf unserem Geburtstagstische prangte; Einladungen anderer Kinder zu anderen Kindern gab es nicht - und wir waren auch zufrieden und dankbar. In Zeiten der Geldknappheit kam es auch vor, dass ein Geburtstag ganz vergessen wurde, wie es mir einmal ging. Und ich sagte nichts, weil ich wusste, dass Schmalhans Küchenmeister war. Hinterher belobte mich meine Mutter und machte ihr Vergessen wieder gut.

In ländlichen Kreisen merkt man von der herrschenden Not nichts. Ich kann begreifen, dass viele Stadtleute mit Neid auf die glücklicheren Bauern schauen. Die kleine Agnes geht mit Vorliebe nach Schnedinghausen zu der Familie Hartmann. Dort interessiert sie nicht nur das Landleben, sondern noch mehr die reichliche und gute Verpflegung: Milch, Schinken- und Wurstbrote, Eierkuchen, Schokolade, deftiges Mittag- und Abendessen. Sie hat sich durch ihr zutrauliches und gewecktes Wesen die Liebe der biedereren Landleute erworben, die nur ein Kind, einen Sohn, haben. Hildegard meinte, ihre Schwester Agnes ginge am liebsten zu Hartmanns, lieber als zu den Großeltern. Es ist begreiflich. In jedem Menschen steckt ja etwas von dem, was jener grobe Arbeitsmann in Hannover aussprach: „Wo ich was zu fressen habe, da ist mein Vaterland.“ Ein naives Kind macht aus seinen geheimsten Gedanken kein Hehl.

629 Die hier angeschlossene Vision ist ein Seitenstück zu der so genannten Hamerlingschen⁹ Prophezeiung aus dem Anfang des Weltkrieges [Zeitungsausschnitt]:

⁹ der österr. Schriftsteller Robert Hamerling (1830-89), mit umfangreichem Werk; sein Name taucht übrigens u. a. in Zusammenhang mit Literatur auf, die Hitler beeinflusst haben soll.

„ - Eine prophetische Vision -

Der Newyork American veröffentlicht die ihm von seinem Berliner Korrespondenten v. Wiegand übermittelte Abschrift einer aus den ersten Augusttagen 1914 stammenden Aufzeichnung des Herrn Guido v. Gillhausen, gefallen als Major im 3. Garderegiment zu Fuß im Sommer 1918. Diese Aufzeichnung wurde von dem Bruder des Verstorbenen bei Ordnung seines Nachlasses, in Briefumschlag versiegelt, aufgefunden. Nach einer Randbemerkung ist diese Niederschrift seinerzeit vom Verfasser dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übersandt worden. Der Prinz hat sie aber erst im Herbst 1915 geöffnet, gelesen und hat sie dem Verfasser wieder zugestellt. Die Aufzeichnung hat folgenden Wortlaut:

'Berlin SO 26, den 3. August 1914. Was ich am 3. August 1914 gegen 2 Uhr sah: Wie wird der Krieg verlaufen?

Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht gegen nur einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich, das ich gestoßen, getreten und vergewaltigt sehe von England, eben dieses England auf als unser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, doch scheinen es auch Weiße zu sein, die uns dort zu vernichten streben. Zwischen beiden Erdteilen erblicke ich eine unklare Gestalt, die uns auch zu schaffen macht, ohne dass ich wüsste, wer es sein könnte (Spanien?). Italien aber eilt, mit England, Russland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt: Ich begreife es nicht, aber es bleibt. Russland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft (ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln), und Roosevelt schien doch unser Freund?!

Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen, und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausführung von Nordamerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unsrer Feinde sitzt es fest und regiert brutal und egoistisch, und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme. Ist es möglich? Deutschland kommt in furchtbare Lage, und 1918 wird es am schlimmsten. Und 1920 erst scheint der Krieg zu Ende oder nur Waffenstillstand. Es sieht so aus! Ob der Kaiser das Jahr 1921 noch erlebt? Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen, während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in nichts zerrann.

Mir scheint, als ob England in Ägypten und Indien den Todesstoß erhält. Dort sehe ich Bewegung wie im Ameisenhaufen. Deutschland geht furchtbar aus dem Krieg hervor und an die 30 Jahre braucht's zur Erholung. Russland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft - Gott sei mit uns!

Gez. Guido von Gillhausen, Hauptmann und Chef der sechsten Komp. 3. Garde-regt. z. F.

Versiegelt Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übergeben. '-

Der Inhalt dieser Aufzeichnung ist in hohen Offizierskreisen der Armee schon seit längerem bekannt gewesen, der [Text sel]ber aber nur im engsten Kreise verbreitet.“

630 Pseudo-Hamerling glaubte neue Tage des Glanzes für Österreich zu schauen, als die Sache gut zu gehen schien. Pseudo-Gillhausen sieht den Kaisermantel zerstieben. Seine Weissagung wird wohlweislich nach dem Zusammenbruch veröffentlicht. Solche vaticinia post eventum¹⁰ hat es zu allen Zeiten gegeben. Um ihre Glaubhaftigkeit zu erhärten, werden sie mit ganz bestimmten Namen in Zusammenhang gebracht und womöglich fest datiert.

¹⁰ „Prophezeiungen im Nachhinein“

Die Zukunft, nicht bloß die fernere, liegt grau in grau vor uns. Im Innern Parteikämpfe. Die Sozialdemokraten streiten sich, ob sie sich der Dritten Internationale anschließen sollen, wie sie der Moskauer Bolschewismus predigt. Die Kommunisten unter ihnen schwärmen für dieselbe, obgleich Parteigenossen, die in Russland waren, ungeschminkt die dortigen Zustände in ihrer Trostlosigkeit geschildert haben. Ihnen gelten die Ablehnungen der in Deutschland herumreisenden Bolschewistenapostel und deren Schönfärbereien höher als die Berichte deutscher Selbstschauer. Sozialdemokraten und Demokraten sind erbitterte Gegner der Rechtsparteien, das Zentrum laviert und sucht die römische Suppe zu kochen. Bürgerkämpfe sind noch immer nicht ausgeschlossen, ja wahrscheinlich, weil immer mehr Betriebe eingestellt, immer mehr Arbeiter auf die Straße gesetzt werden, nachdem sie eben die höchsten Löhne erklommen hatten.

Dazu die unheimliche Teuerung. Die Läden enthalten fast alles wieder wie vor dem Kriege; aber nur der Reiche kann es ersteinen: Ein Ei kostet 2 M, ein Pfund Schweinefleisch 20, ein Brot 4, eine elektrische Batterie, die einst 75 Pfg. kostete, kommt jetzt 4,50 M, und in diesem Tone geht es weiter. Dabei sieht man die Zigarettenschnösel auf allen Straßen herumlaufen, 14-17jährige Jungen; die Zigarette kostet 30 - 50 Pfg., und Arbeiter mit der Zigarre im Munde begegnen einem auf Schritt und Tritt. Dazu langt das Geld; auch zum Bier, obwohl ein Glas Göttinger 1,50 M, ein Glas Echtes 2,50 M zu stehen kommt. Nur die Tanzvergnügen reißen nicht ab. Schlimm sind wir Pensionäre und die kleinen Rentner daran. Ich denke an meinen Bruder Gustav, der früher mit 2.500 M [im Jahr] gut auskam und jetzt darben muss.

Und wie steht es mit der äußeren Politik? Der Krieg hat trotz des Scheinfriedens von Versailles noch keinen Tag geruht. Im Osten wird bald hier, bald da Waffenstillstand oder Friede geschlossen, ohne dass die Bedingungen immer gehalten werden. Polen, Litauen, Russland, Ukraine, Südrussland liegen sich weiter in den Haaren. In Russland scheint sich eine Erhebung gegen die Judenregierung vorzubereiten; diese antwortet mit wüstem Terror. In Italien bereitet sich die rote Seuche aus, in England der Arbeiterstreik, und Irland lässt sich nicht beruhigen. Die Dominions wollen größere Selbständigkeit, Indien, Ägypten, Arabien die Freiheit. Frankreich rüstet sich zur Besetzung des Ruhrbeckens; kurz, wohin man sieht, Unruhe, Kampf, Hinterlist. Jeder ruhig verlaufende Tag muss als Gewinn gebucht werden. Jeden Augenblick kann der Sturm wieder losbrechen; Gott beschützte unser armes, tief gesunkenes Vaterland! – 17. Oktober 1920

631 Wie groß die Not der kleinen Rentner ist, davon kann auch mein Bruder Gustav ein Lied singen. Sein Jahreseinkommen beläuft sich auf 3.900 M. Er hat jetzt den Ausweg gefunden, dass er die Hinterräume seiner Wohnung einschließlich der Küche an sein bisheriges Dienstmädchen, die bei ihm seit sieben Jahren dient und sich nächstens verheiratet, abgibt, ihr das Inventar verkauft und sich gegen einen bestimmten Entgelt von ihr beköstigen lässt; ihr Mann sei ein ordentlicher, stiller Mensch, mit dem gut auszukommen sei. Von Ostern an gedenkt sich Gustav in einer Rentenanstalt einzukaufen, fürchtet freilich, dass diese An-

stalten in den allgemeinen Staatsbankrott, der vor der Tür steht, mit hineingezogen werden. Die Anziehung der Steuerschraube wird zwar immer ungeheuerlicher, reicht aber nicht aus, um die riesigen Defizits des Staatshaushaltes zu decken. Jetzt erhöhen die Hausbesitzer die Mieten. Da helfen auch die geschlossenen Verträge nichts.

In welcher Ruhe und Behaglichkeit befindet sich unser Neffe Hans Scheidemann in China! Er sorgt in rührender Weise für seine verarmten Verwandten, hat die Zinsen seines hier ruhenden Vermögens zur Unterstützung derselben bestimmt. Sein Bruder Fritz hat uns zu wiederholten Malen in Hansens Auftrag mit allerhand Zuschüssen versorgt: Honig, Milch, Schokolade, Kaffee u. a. Jetzt hat Hans für Anna ein seidenes Kleid und für mich einen Winteranzug in Aussicht gestellt. Leider wird unterwegs in Deutschland schamlos gestohlen, so dass uns vielleicht nur die Freude über den guten Willen unseres lieben Hans bleibt. Neulich war eine Kiste von ihm zwar wohlbehalten in Hamburg angekommen, hat sich aber nicht in Göttingen eingestellt. Eisenbahndiebe sind in letzter Zeit zu Dutzenden gefasst. Es treten aber immer neue an ihre Stelle.

632 „Gut, dass ich 1850 und nicht 1900 geboren bin!“, sagte heute (27. Oktober 1920) [der Professor d. Psychologie] Elias Müller, als ich nach der Prüfung mit ihm über die Lage und dann über Prof. Nohls neulichen Vortrag über die Volkshochschulen sprach. Deutschland ist völlig wehrlos geworden durch eigene Schuld und der untertänige Diener seiner Feinde, durch die es sich schwächlich hinter das Licht führen ließ. Jetzt erstrebt Frankreich die Oberherrschaft auf dem Kontinent und schädigt aus Furcht vor Vergeltung uns, wo es nur kann. Wenn uns nicht der zu erwartende Zwist zwischen England und Frankreich hilft, ist unsere Lage verzweifelt.

Die Aufgaben der heranwachsenden Generation sind riesengroß. Die Rede [Reichskanzler Konstantin] Fehrenbachs im Reichstage beleuchtet die Gegenwart mit hellem Licht und findet auch wieder einige männliche Töne dem Auslande gegenüber. - Gern sähe ich, wenn die jetzt ausgebrochenen inneren Schwierigkeiten Englands sich auf Frankreich und Belgien verpflanzten - Italien steckt schon mitten darin - und wir ihrer Herr würden bei uns.

Von der Hochschulbewegung für das Volk hält Elias Müller nicht viel, gradeso wie ich. Die Masse steht ihr kühl gegenüber, hat gar kein Verlangen nach Vorträgen. Es sind die Leute des Mittelstandes, aus dem Handwerk und die kleinen Beamten, die die billige Gelegenheit, sich zu fördern, benutzen. Die Agitatoren und Demagogen verfügen schon über genug Halbbildung, die sie in freventlicher Weise zur Aufhetzung verwenden. Schiller muss wieder unter das Volk gebracht werden, die patriotischen Dichter und Schriftsteller, gute Lesekost statt der nur auf Sinnenkitzel gerichteten Lektüre. Hier ist der Hebel anzusetzen. Die Hermannsburger religiös orientierten Volkshochschulkurse haben eine Zukunft. Auch die Rechtsparteien müssen ihre Volksredner aussenden, um allmählich die seit 30 Jahren ungestört betriebene sozialdemokratische Verführung des deutschen Vol-

kes gutzumachen. Das geht nicht mit einem Male, kann aber allein den allgemeinen Standpunkt heben.

633 Kindererziehung: Wenn Hans die Grete schlägt, läuft sie zu ihrer Mutter: „Der Hans schlägt mich immer.“ In den seltensten Fällen wird gefragt: „Wie oft hat er dich geschlagen?“ In der Regel genügt ein einziger Schlag des bösen Hans zu der Verallgemeinerung. Dieser Fall ist typisch. In jedem Menschen steckt dieser Zug. Welche Rolle er im politischen Leben spielt, können wir unausgesetzt wahrnehmen. Worum drehen sich denn so viele Auseinandersetzungen in den großen Schwatzbuden, Parlamente genannt? Was setzen unserer Volksredner den lauschenden Massen vor? Ein einzelner Fall oder wenige, oft recht mangelhaft gestützte Fälle werden vorgetragen und daraus die kühnsten Folgerungen gezogen, und die Menge lässt sich betören, der Warner wird nicht gehört.

Die Redner selbst sind sich nicht immer dessen bewusst, dass sie mit unrechten Mitteln arbeiten und zum mindesten gegen die Gesetze der Logik verstoßen, haben sie es doch von Kindheit an nicht anders geübt. Mancher Demagoge aber bedient sich mit vollem Vorbedacht dieses uralten Mittels, um die Einsichtslosen, und das ist stets die große Mehrzahl, einzufangen. Was von den Volksvertretungen gilt, deren Mitglieder doch zum Teil urteilsfähige Leute sind, gilt von allen Lebensverhältnissen. Die Mehrzahl der Menschen ist außer Stande, auf die Verallgemeinerung zu verzichten oder sich ihrer suggestiven Einwirkung zu entziehen. Hier heißt es *principiis obsta* [wehre den Anfängen]! Sobald das Kind zu denken anfängt, soll es auf das Unrichtige des Verallgemeinerns einzelner Fälle hingewiesen werden.

Warum sind die Deutschen so unbeholfen im Reden? Warum diese Scheu, öffentlich aufzutreten? Gerade die tiefer angelegten Naturen leiden darunter, die Seichbeutel und Fante [eitlen Gecken] reden darauf los. Gewiss, der Deutsche ist schwerfälliger als der Romane und Slawe. Deshalb muss schon frühzeitig dem entgegengearbeitet werden. Ich weiß von Familien, in denen bei festlichen Gelegenheiten, Geburtstagen und dergleichen die Kinder von früh an genötigt werden, mit ein paar wohlgesetzten Worten des Tages zu gedenken oder ihren Dank auszusprechen. So wurde der Scheu entgegengearbeitet.

Die Vorstufe dazu ist, dass das Tischgebet bald von diesem, bald von jenem Kinde gesprochen wird, aber ordentlich artikuliert und mit richtiger Betonung. Wie unverständlich murmeln es die Kinder gewöhnlich herunter! Lautes Vorlesen, sinngemäß, mit genauer Aussprache auch der Endsilben kann nicht früh genug geübt werden. Erzählen des Inhaltes oder zusammenhängender Bericht über Erlebtes gehört hierher. Erst ist es die Mutter, die die Kleinen ermuntert, aus sich herauszugehen, und ihre Sprechversuche unterstützt und hebt, später der Vater oder liebende Verwandte.

634 Von größter Wichtigkeit ist das Vorbild der Eltern. Wie man nie leiden wird, dass das Kind mit vom Essen gefüllten Munde spricht, so wird man sich selbst davor hüten und in Gegenwart der Kinder sich bemühen, langsam, deutlich

und artikuliert zu sprechen, selbstverständlich ohne jegliche Ziererei und Unnatürlichkeit. Nichts ist unerträglicher als einer, der maniert spricht, mit Phrasen um sich wirft, politische Redewendungen einflücht. Man merkt die Absicht und wird verstimmt.

Leider wird auf allen diesen Gebieten bei uns Deutschen unendlich viel versäumt, so dass bei der angeborenen Schüchternheit eben nicht mehr herauskommt, als wir täglich erleben. Ich rede beileibe nicht der Schwätzerei das Wort. Gott behüte uns davor. Mir liegt nur daran, dass der ernste, charaktervolle Deutsche nicht schweigend dabeisteht, wenn der Maulheld die Leute betört. Dazu muss schon in der Jugend der Grund gelegt werden; jetzt mehr denn je, wo die urteilslose Masse im Banne rabulistischer [wild daherredender] Gaukler steht.

Gewöhnt die Kinder nicht an inhaltloses Reden! An vorschnelles Aburteilen, an gedankenloses Nachsprechen. Das geschieht vor allem dadurch, dass ihr euch selbst und namentlich in ihrer Gegenwart davor hütet. Bei dem allmählichen Heranwachsen der Kinder werden die Eltern gar nicht gewahr, was für aufmerksame Zuhörer diese werden, wie sie, scheinbar mit Spielen beschäftigt, kein Wort von dem verlieren, was in ihrer Gegenwart gesprochen wird. „Nicht wahr? Die Frau Stadtbaumeister ist eine alberne Person?“, sagte meine kleine Begleiterin [Enkelin Agnes], als wir der Dame beim Spaziergehen begegneten. „Woher weißt du das?“ - Verlegenes Stillschweigen, dann: „Vater hat es doch gesagt.“ Wie oft werden in Gegenwart der Kinder, namentlich bei Tisch, Urteile gefällt, die der augenblickliche Unmut hervorruft und die recht bedenkliche Wirkungen auslösen!

635 Dieser Tage redete mich ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen in der Wendenstraße an: „Onkel, willst du mir nicht meinen Kreisel in Gang bringen?“, indem es mir vertrauensvoll die Peitsche und den Kreisel einhändigte. Ich versuchte mein Glück, aber der Spintop¹¹ drehte sich nicht. Ein vorbeigehender Junge, von mir angerufen, half dem Kinde. Wir Alten werden ungeschickter als die Jugend. Der greise General v. Bock sagte seufzend acht Tage vor seinem Ableben zu mir: „Wir sinken in die Zustände des ersten Lebensalters zurück. Ich fühle mich am wohlsten, wenn ich im Bette liege. Leider beschmutze ich mich auch wie ein Kind.“ Traurige Zukunft, die einem noch bevorsteht.

Die leidige Tagesgeschichte flutet aber unablässig weiter, ein trübsinniger Anblick. Die Gegensätze spitzen sich immer mehr zu. Die Schwarzseher mehren sich, und ich fürchte, sie werden Recht behalten. Der angefangene Winter bringt uns, ich fürchte, den Bürgerkrieg. Die Polen haben ihre Bataillone einexerziert. Die Orgesch-Leute¹² wollen jeden Putsch verhindern. Die Sendboten der Bolschewisten reisen im Lande herum. Wenn nur die Ententeländer mehr heimgesucht würden! Aber in England scheint es zu einer Einigung gekommen zu sein, freilich nicht zum Vorteil der noch herrschenden Parteien. In Frankreich wächst die Un-

¹¹ richtiger wohl: „spinning top“

¹² die republikfeindlichen Selbstschutzverbände der „Organisation Georg Escherich“, s. auch Ende §635

ruhe trotz Fochs Regiment, und [der Schriftsteller und Politiker] Henri Barbusse¹³ bezeichnet mit flammenden Worten den Frieden von Versailles als ein Schandinstrument. In Belgien murren die Arbeiter. Italien ist von inneren Kämpfen heimgesucht, Polen hat zwar an einigen Punkten gesiegt, ist aber innerlich so zerrüttet, dass diese Seifeblase über kurz oder lang platzen muss. Tschechoslowakien und Jugoslawien sind ebensolche Eintagsfliegen wie Polen. In Russland suchen sich die jüdischen Machthaber aus allen Kräften zu halten, Wrangel ist zurückgeschlagen. In Amerika ist Wilsons Herrschaft im Absterben, dort wird Revision des Versailler Friedens kategorisch gefordert. Wohin man blickt, Unruhe. Die ganze Menschheit ist von Fieberanfällen geplagt. Woher der Retter? glücklich, wer diesen Zeiten entrückt ist!

Von 1789 bis 1815 dauerte es ein Vierteljahrhundert, ehe der erregte Kontinent sich beruhigte. Wir haben erst sechs Jahre hinter uns und stehen noch mitten in der Revolution, im Kriege, im Elend, im Unfrieden, in der Zerrüttung göttlicher und menschlicher Ordnung. Alles Gemeine und Ruchlose ist unten vom Boden an die Oberfläche gelangt. Kein Tag vergeht, dass nicht Scheußliches gemeldet wird. Was wird uns alles noch beschieden sein? Die für den Spätherbst vorausgesagte neue Revolution scheint allerdings vorläufig verschoben zu sein. Man redet vom Frühjahr. Die Streiks in Berlin und anderwärts sehen aus wie Vorübungen dazu. Die Regierung ist ihnen gegenüber auffällig schlapp, während die Escherich-Organisationen rücksichtslos bekämpft werden.

636 Erich war am 13. November 1920 einige Stunden bei uns. Er hatte beim Schneider zu tun und wollte uns wieder einmal von Angesicht zu Angesicht sprechen. Gott sei Dank, dass er wieder so weit hergestellt ist! Die Eindrücke, die wir gewannen, sind die allerbesten. Erich ist so frisch, geistig gewandt, klar urteilend wie in seinen besten Tagen und füllt sein Amt sicherlich vorzüglich aus. Er ist eine geborene Herrschernatur, hat sich, wo es Not tut, in der Gewalt und ist so seinen Gegnern überlegen. In die Zukunft blickt er, wie es seine Art ist, mit geringer Zuversicht. Er meint, dass sich der nächste rote Sturm gegen die wucherischen Landwirte richten wird, deren Gebahren ja auch viel leichter in die Augen fällt als das der Geldwucherer und Börsianer.

Wir sprachen auch eingehend über die Kinder. Hildegard, im besten Wachstum, hat riesigen Appetit, ist eine ausgesprochene Leserratte, etwas oberflächlich; Agnes isst sehr wenig, ist vielleicht von dem wiederholten Aufenthalt in Schnedinghausen verwöhnt, arbeitet mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; Fritz ist regsamer gewordenen, kommt in der Schule besser fort und ist in seiner oberen Körperhälfte normal und wohlgebaut, er beobachtet scharf und überrascht zuweilen durch treffende Bemerkungen. Frl. Cornelia Perizonius ist seit ihrer Verlobung mit ihrem Vetter Klebsch für das Haus nur noch halb zu gebrauchen, so lieb sie allen sonst auch ist. Erich muss überall die Augen offen halten und nach allem sehen, tut dies auch gründlich. Das ist eben der beste Beweis für seine eingetretene Genesung, dass er nicht mehr sich selbst in den Mittelpunkt seines Denkens stellt.

¹³ Politiker und Schriftsteller

Emmchen erholt sich in Erfurt vorzüglich. Mutter Agnes und Schwägerin Liese sorgen rührend für sie.

Erich fürchtet nur, dass ihr, wenn sie wieder in Northeim ist, ihr Arm die alte Not bereitet, weil sie sich nicht schont und nicht versteht, andere zur Arbeit anzuhalten; sie sieht diese fast wie Besuch an, für den sie zu sorgen hat, statt umgekehrt. Erich fügte hinzu, seine Mutter sei von ganz ähnlicher Art. Anna war von unserem Zusammensein mit ihm so froh erregt, dass sie sofort einen neuen Brief an Emmchen nach Erfurt schrieb, obwohl sie am Morgen schon einen abgesandt hatte.

637 Der ehemalige Oberpastor v. Batocki warnt meines Erachtens mit Recht vor der vorzeitigen Verwendung der Körnerfrüchte, die doch nur Schiebern und Wucherern zugute komme; im nächsten Sommer würden wir mehrere Monate bitteren Mangel leiden und dann böse Unruhen erleben. Ich habe es auch nicht begriffen, dass man den Brauereien so viel Gerste freigegeben hat, dass sie jetzt wieder 8% Bier ausstoßen¹⁴; wir waren so gut im Zuge mit der Einschränkung des Alkoholgenusses. In der Bekämpfung des Schieber- und Wuchertums geht Bayern mit gutem Beispiel voran. Wenn doch die Reichsregierung sich auch dazu entschließen könnte, diesem Gesindel zu Leibe zu gehen!

Am 24. November 1920. Die gestrige Abendzeitung (Tageblatt) brachte einen kleinen Aufsatz des Volkswirtes Nüse über eine Erfindung, die, wenn sie sich bewährt, einen epochemachenden Umschwung in der Lebenshaltung hervorrufen muss. Ein Herr v. Unruh will neue Energiequellen entdeckt haben, beruhend auf dem Zerfall der Atome in Elektronen, Licht und Wärme. [Diese] könn[t]en dann unabhängig von der Kohle für einen minimalen Betrag jedermann zugänglich gemacht werden und Deutschland aus seiner jetzigen jämmerlichen Lage sich herausarbeiten. Freilich fügt Nüse hinzu: wir sollten uns nicht überschwänglichen Hoffnungen hingeben, es seien noch viele Vorarbeiten notwendig, um die vorliegende Erfindung nutzbar zu machen. Das wichtigste aber sei, dass ein Anfang vorliege.

Dass neue Wege gefunden werden müssten, um Licht und Wärme billig zu beschaffen, ist ein Gedanke, mit dem ich mich seit Jahren herumtrage. Mit ihm Hand in Hand geht der andere betreffend die Synthese des Erdöls. Wenn es möglich ist, solches Öl auf künstlichem Wege herzustellen, dann ist die Nahrungsmittelnot auch mit einem Schlage wesentlich gehoben. Die Alten werden solche Fortschritte nicht mehr erleben; aber kommen müssen sie, wenn das Menschengeschlecht noch einige Generationen hindurch die Erde bewohnen soll.

638 Beschämend ist das Treiben im Reichstage, wo die Roten in gemeinsamer Weise gegen das gestürzte, freilich durch Wilhelms II. Schuld gestürzte Haus der Hohenzollern hetzen. Angehörige des Hauses sollen Millionenwerte ins Ausland verschoben haben, um sie der Besteuerung zu entziehen. Prof. Dr. Kahle und

¹⁴ gemeint „8%-Bier“, d. h. mit 8% Alkohol, oder nur 8% der Vorkriegsmenge?

Graf Westarp sind mit Erfolg für die Angegriffenen eingetreten. Philipp Scheidemann hat sich wieder einmal in seiner ganzen Nichtshaftigkeit gezeigt.

Am 29. November 1920 hielt der Oberst a. D. Nicolai¹⁵ im Reichshof vor einer zahlreich versammelten Zuhörerschaft einen Vortrag über die Gründe unse-res Zusammenbruches. Nicolai ist Chef des Nachrichtendienstes im Großen Generalstabe während des Krieges gewesen und hat in dieser Zeit mit Moltke, Falkenhayn und Hindenburg-Ludendorff in täglichen Beziehungen gestanden. Seine Ausführungen waren in hohem Grade anziehend und belehrend.

Schon vor dem Kriege haben unsere Gegner ihren gemeinsamen Angriff gegen Deutschland vorbereitet. Nachdem Eduard VII. den Ring um Deutschland fest geschmiedet hatte, mehrten sich die Landesverratsprozesse, die das Reichsgericht in Leipzig zu erledigen hatte und bei denen es sich zumeist um verräterische Deutsche handelte. Noch größer wurde die Zahl in den ersten Kriegsjahren, und wieder stehen deutsche Verräter obenan. Nicolai machte einen Unterschied zwischen Spionen und Landesverrätern. Unser den Ersteren sind oft hochstehende, vaterlandsliebende, kühne Persönlichkeiten, die Letzteren seien verächtliche Subjekte. Und der Generalstab habe sich mit dem Gedanken getragen, eine Änderung in der Gesetzgebung herbeizuführen, um die Landesverräter ebenso büßen zu lassen wie die Spione.

Weder der Kaiser noch Bethmann hat im Juli 1914 an den Krieg geglaubt. Nicolai hat sich mit den Seinen im Harz befunden, als er am 25. Juli nach Berlin citiert wurde. Dort erkannte er die Größe der Gefahr, ließ aber die Seinen erst am 30. in die Heimat reisen. Moltke erscheint ihm zu weich, Falkenhayn zu misstrauisch, Hindenburg-Ludendorff als die geborenen Führer, namentlich der Letztere als der genialste Mann der Gegenwart. Nach Bethmann-Hollwegs Sturz habe man sich überall nach einem Kanzler umgesehen, statt erst eine Persönlichkeit zu wählen und dann Bethmann zu stürzen. Nicht anders ist es bei Michaelis' und Hertlings Abgange gewesen.

639 Wenn doch damals Hindenburg-Ludendorff die Gesamtstaatsleitung übernommen hätten! So viel wie unsere jetzigen Politiker verstanden sie zum mindesten von der Politik; aber sie besaßen das Vertrauen des Volkes und den festen Entschluss, was sie als richtig erkannt hatten, unbedingt durchzusetzen! Aber freilich, sie wollten von der Politik nichts wissen. Nicolai wies nach, wie haltlos die Vorwürfe seien, die gegen den Großen Generalstab erhoben würden, er habe sich in die Politik gemischt. Die größten Verderber des deutschen Volkes seien Erzberger und Scheidemann gewesen mit ihren Friedensresolutionen.

Noch im Juli 1918 zweifelten unsere Gegner daran, uns niederringen zu können. Nicolai las die Beweise vor. Am 8. August war unser Angriffsplan wahrscheinlich verraten. Da war die Zermürbung in der Heimat so weit gediehen, dass von 1.000

¹⁵ Walter Nicolai (1873-1947), Chef des deutschen Nachrichtendienstes während des 1. WK, danach ohne Anstellung und Einfluss, 1945 in die SU verschleppt

nachgeschickten Reserven nur 100 an der Front eintrafen. Ludendorff sprach erst dann von Waffenstillstand, als er sich von der Verhetzung der Massen durch die Verführer überzeugt hatte. Die tüchtigen, zuverlässigen Leute standen an der Front, wenn auch in abgekämpften Divisionen, aber furchterweckend für die Feinde. Der Zusammenbruch ist allein auf das Versagen in der Heimat zurückzuführen, die Oberste Heeresleitung trifft keine Schuld.

Nicolai ist von der „Deutschen Zeitung“ bezichtigt worden, am Zusammenbruch wesentlich mitbeteiligt zu sein. Er wies nach, dass er sich in dieser Beziehung gleich schuldig machte wie Hindenburg und Ludendorff. Letzteren schilderte er eingehend und bezeichnete ihn als den größten Mann der Gegenwart, womit er allgemeine Zustimmung hervorrief. Diese von mir stets gehegte Ansicht gewinnt auch beim Volke immer mehr Boden.

Neulich berichtete der Demokrat Herr v. Gerlach in der „Welt am Montag“ [– so der Redner Nicolai –], dass in einem Vorortszuge ein Arbeiter, ohne Widerspruch zu finden, seinen Genossen verkündet hätte, wenn es nun einmal einen Diktator geben müsste und er zu wählen hätte zwischen Lenin und Ludendorff, so würde er unzweifelhaft Ludendorff bevorzugen. - Wir haben keine Armee mehr, keine Staatsmänner, werden von dem rachsüchtigen Frankreich aufs eifersüchtigste überwacht, aber der deutsche Geist lebt noch in Tausenden. Jetzt muss er darauf hinarbeiten, die Einigkeit im Volke wiederherzustellen. Eigentlich sind die Deutschen unüberwindlich. Der Aufstieg wird einsetzen, sobald der August-Geist von 1914 wieder das ganze Volk erfüllt. Ich muss davon absehen, die Fälle von neuen Tatsachen hier niederzuschreiben, die der geistvolle Redner vorzutragen wusste.

640 Im Reichstage bezeichnete ein Sozialdemokrat die Summe von 19.000 M, die ein Elektrizitätsarbeiter jährlich bezieht, als Hungerlohn. Was soll ich sagen, dessen Einnahmen sich jetzt auf 14.000 M belaufen? Mein Antrag, mich unter die Neupensionäre einzureihen unter Berücksichtigung der mir obliegenden Arbeit, ist abgelehnt worden. Nun will ich zusehen, ob mein Bericht über die unzulängliche Vergütung für die Prüfungstätigkeit Erfolg hat. Ein Blatt vor den Mund hatte ich nicht genommen und den derzeitigen Rector Magnificus D. Mirbt als Kronzeugen genannt. Es ist traurig, dass man bei den zerrütteten Staatsfinanzen doch solche Ansprüche stellt. Aber „gutes Kind sagt nichts, gutes Kind kriegt auch nichts“ gilt, wenn je, [dann] in diesem Falle.

Wir verkaufen ein Stück nach dem andern, um äußerlich von unserem Herabsinken nichts merken zu lassen. Wir erhöhen unserem Abmieter den Zimmerpreis entsprechend der gesteigerten Wohnungsmiete. Wäsche, Kleider, Stiefel, werden weiter geflickt, um Neuanschaffungen zu sparen. Die Lebensbedürfnisse werden beschränkt, wo es nur geht. Wir blicken voll Sorge in die Zukunft. Kümmerlicher als uns geht es Bruder Gustav. Er schlägt sich durch und klagt nicht, ebensowenig wie wir und tausend andere. Das sind die Segnungen der Revolution. Der Mittelstand wird zermalmt. Einzelne Arbeiterklassen haben sich wohl gehoben, so weit das bei den immer noch steigenden Preisen gesagt werden kann; aber die große Masse leidet Not wie wir, und nur die Parteibonzen leben satt und behaglich. All-

mählich, ganz allmählich bereitet sich ein Umschwung vor. Die Rechtsparteien gewinnen an Boden. 6. Dezember 1920

641 Der österreichische General v. Krauss sprach am 7. Dezember 1920 über den Zusammenschluss Deutschlands und Österreichs, der im November 1918 hätte bewerkstelligt werden können und der jetzt herbeigeführt werden müsse, trotz aller Gegenbemühungen der Entente. An einen Überblick über die Entstehung Österreichs und das Wesen dieses Staatsgebildes knüpfte er den Nachweis, dass durch das Ausscheiden Deutsch-Österreichs aus dem deutschen Staatsverbande im Jahre 1866 der Zerfall der Monarchie beschleunigt worden sei. Der Rückhalt an Deutschland habe gefehlt, und die Deutschen in Österreich, der Kern und Zusammenhalt des Ganzen, seien der slawisch-romanisch-ungarischen Übermacht gegenüber zu schwach gewesen.

Er charakterisierte die einzelnen Nationen des österreichisch-ungarischen Staates und die einzelnen Parteien desselben sowie die Parteien des jetzigen Deutsch-Österreichs. Von letzteren wollen die Sozialdemokraten und Nationalen, auch die Bauernschaft, den Anschluss an Deutschland, dagegen seien die Klerikalen, wahrscheinlich auf Weisung Roms, die Juden und die Tschechen, während die ehemaligen Zugehörigen des Reiches: Ungarn, Slowaken, Kroaten, Italiener, den Anschluss wünschten. Der Plan der Entente sei ein sogenanntes Groß-Österreich, bestehend aus Polen, Rumänien, Ungarn, Ukraine, Böhmen und den deutsch-österreichischen Provinzen, um Deutschland von jeder Verbindung mit dem Osten abzuschließen. Dieses Groß-Österreich werde aber kaum zu begründen sein oder, wenn begründet, schnell wieder zerfallen. Die Bestandteile dieses Konglomerates seien zu verschiedenartig, und es fehle eine hineingewachsene Herrscherfamilie, die durch ihre Persönlichkeiten das Ganze zusammenhalte.

Soviel war mir klar, dass hier sehr viele Probleme zu lösen vorliegen. Wir müssen aber, darin stimmte ich dem Sprecher zu, daran festhalten, die Deutsch-Österreicher wieder dem Reiche zuzuführen. Das ist der Anfang der Gesundung und ist nur möglich, wenn das allgemeine Nationalgefühl wieder erstarkt. Ermutigend ist, dass im Auslande die Riesenleistung Deutschlands während des Weltkrieges immer mehr Anerkennung findet. Deutsche Waren, deutsche Kaufleute, deutsche Techniker, Ingenieure, Chemiker werden überall dringend begehrt.

642 Die Zeitungen bringen Ausschnitte aus dem 3. Bande von Bismarcks Erinnerungen. Das Ausland ist in ihrem Besitz, uns Deutschen werden sie vorenthalten. Die Legende ist zerstört, dass Bismarck bestimmt habe, diesen Band erst nach Wilhelms II. Tode zu veröffentlichen; er sollte vielmehr gleich nach Bismarcks Ableben erscheinen. Seine Söhne und Enkel haben dies aus Rücksicht auf den Kaiser verhindert. Und wahrlich, Wilhelm erscheint wieder um mehrere Zonen tiefer im Schatten als bisher schon. Es ist erschütternd, mit welcher Sicherheit der große Staatsmann die Zukunft beurteilte, die unter dieses Kaisers Regierung dem Deutschen Reiche, ja ganz Europa bevorstand. „Die Katastrophe wird kommen, und je später sie kommt, umso fürchterlicher wird sie sein.“

Bismarcks Beurteilung des jungen eitlen Monarchen stimmt genau mit dem Bilde überein, das ich mir immer von ihm gemacht habe. Wilhelm II. wollte oft Gutes, hatte aber nie die Kraft, mit gutem Beispiel voranzugehen. Wenn er die Massen gewinnen wollte, so musste er unter sie treten und nach dem Vorgange Friedrich Wilhelms I. leben. Einfachheit, Schlichtheit, Meiden alles unnützen Redens, eiserne Konsequenz und Selbstzucht hätte sein Versprechen: „Ich führe Deutschland herrlichen Zeiten entgegen“, in Erfüllung gehen lassen. Bismarck, der ihn aus nächster Nähe gesehen, erkannte in dem Unglückskaiser alle Fehler seiner großen Ahnen vereinigt. Worte, Worte und Versagen, wenn sie in Taten umgesetzt werden sollten - das war ein Hauptkennzeichen seines ganz in Eitelkeit aufgegangenen Charakters.

Ich weiß, dass ich hart über meinen ehemaligen Landesherrn urteile; aber ich bin mir bewusst, der Wahrheit nahe zu kommen. Und höher als er steht mir das deutsche Volk, das durch ihn, freilich auch durch seine, des Volkes, eigene Schuld von seiner Höhe herabgestürzt ist. Das Benehmen großer Teile des Volkes angesichts der Niederlage, die Würdelosigkeit, Sittenlosigkeit, Selbstsucht, Genussgier, Gemeinheit, die sich allenthalben breit macht, beweist, dass der Sturz nicht unverdient gekommen ist. Wilhelm II. trägt aber an alledem einen guten Teil Schuld. Er lebte verständnislos in den Tag hinein und dachte nicht daran, wie schon gesagt, mit gutem Vorbilde voranzugehen. Mitschuldige sind natürlich auch wir, die wir uns zu den besseren Volkselementen rechnen, weil wir nicht unter die Massen gestiegen sind, sie nicht belehrt haben, sondern wie sie ödestem Materialismus gefrönt haben.

Göttingen, 1921

643 1920 liegt hinter uns, ein zweites Jahr deutscher Knechtschaft, Schmach und Schande. Es geht noch immer bergab. Wir werden von Tag zu Tag ohnmächtiger, unsere Feinde in demselben Maße tyrannischer und gemeiner. Die Mehrzahl der Deutschen hat noch gar keine Empfindung dafür, in welcher jammervollen Lage wir uns befinden, sonst könnten die Vergnügungsstätten nicht so gefüllt sein. Der Geldwert sinkt noch immer, die Gehaltserhöhungen der Beamten stehen in schreiendem Missverhältnis zu dem Preise der Lebensbedürfnisse. Was soll werden, wenn der Zusammenbruch doch noch kommt? Vor den Toren lauert der Krieg, innerhalb wird er ausbrechen, wenn der äußere Feind anstürmt. Die ganze Welt ist aus dem Stande der Unruhe, der nun schon so lange anhält, nicht herausgekommen und wartet auf neue Schrecknisse. Wann werden sie kommen, wie und woher werden sie kommen?

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für“ [Psalm 90]. Er allein vermag uns zu helfen. Er wird uns aber nur helfen, wenn wir es an uns selbst nicht fehlen lassen. Das ist es aber, wozu sich Deutschland noch nicht aufrafft. Ob uns in unserer Not unverhoffte Hilfe kommt, steht dahin. Verlassen dürfen wir uns nicht darauf. In Deutsch-Österreich sollen unermessliche Guano-Lager in unterirdischen Höhlen entdeckt sein. Von Deutschland wird gemunkelt, dass neue Wärme- und Kraftquellen vor ihrer Entwicklung und Ausbeutung stünden. Die Kunst, Diamanten künstlich herzustellen, habe ungeahnte Fortschritte gemacht. Diese Hilfen sind wohl ebenso unsicher wie unsere Erwartungen auf große Unruhen und soziale Umwälzungen in den Ententeländern. Wenn durch solche irrlichternden Gedanken nicht bei gar manchen die Tatkraft beeinträchtigt wird! Auf diese kommt es doch allein an, wenn wir aus dem Sumpfe herauswollen.

644 Neulich bei Frau Groneweg hörten wir, dass die hiesigen Geistlichen in Sorge seien über das Vordringen des Katholizismus. Die Jesuiten seien mit dieser Mission betraut. Ich sehe die Sache nicht für so gefährlich an. Der Übertritt des Dr. med Redepenning, Enkel des Kirchenrates, zur katholischen Kirche hat viel Staub aufgewirbelt und wird von katholischer Seite fleißig ausgebeutet, weil Redepenning ein besonders gläubiger Lutheraner war und sich viel darauf zugute tat. Wohlweislich schweigt die katholische Kirche aber von ihren wahrlich nicht geringen Verlusten, und es ist nicht Sache der Protestanten, von ihrem Zuwachs viel Wesens zu machen. Aus meiner Erinnerung kenne ich als ehemalige Katholiken: Adrian und Wilde, alte Lehrer von mir, Pastor Gehrke, der uns traute, Prof. Wagner in Ilfeld, P. B. Schmidt in Hannover und die Kandidaten, die während meiner Leitung des K.W.G. die katholische Kirche verließen. Das sind Namen und Personen, die mir ohne Mühe ins Gedächtnis kommen.

Ich glaube nicht recht, dass die Revolution ausschlaggebende Änderungen im Verhältnis der Kopfzahl beider Konfessionen bewirkt hat und noch bewirken wird, so groß auch die Gährung ist, die sich der meisten Leute bemächtigt hat. Sehr übel vermerkt wird in protestantischen Kreisen die Haltung der katholischen

Kirche in der Mischehenfrage, dass Ehen, die nicht von einem katholischen Priester eingesegnet sind, in den Augen der katholischen Kirche nur Konkubinate seien.

645 Januar 1921. [Der Altphilologe] Prof. [Max] Pohlenz erzählte mir vor einigen Tagen auf einem Spaziergange, dass jetzt zwischen den neu eintretenden Studienreferendaren und Assessoren einerseits und den bereits eingereichten Assessoren andererseits erhebliche Meinungsunterschiede entstanden seien. Die Letzteren wünschten Beibehaltung des alten Aufrückens lediglich nach dem Datum der Listeneintragung, Erstere Berücksichtigung der Tüchtigkeit sowohl hinsichtlich des Zeugnisses als auch nach der praktischen Befähigung. Der in Aussicht gestellte Numerus clausus für Oberlehrer hat dazu den Anstoß gegeben. Die Universitätslehrer wollen, und meines Erachtens mit Recht, die Tüchtigkeit ausschlaggebend wissen. Pohlenz hat einen dafür eintretenden kleinen Aufsatz der Täglichen Rundschau zugeschickt, die ihn aber mit Abschwächungen abgedruckt hat.

Die Philologen in Amt und Würden sind gegen die Neuerer, die doch nichts weiter wollen als Wiederherstellung der alten Ordnung. Ein Mittelweg dürfte sich empfehlen. Pohlenz meinte, den Städten müsste das Recht bleiben, für die von ihnen unterhaltenen Schulen sich die geeigneten Persönlichkeiten frei aus der Zahl der Kandidaten und ohne Rücksicht auf den Numerus clausus zu wählen.

Allen Professoren über 65 Jahre ist der Blaue Brief zugegangen. Sie müssen zum 1. April in den Ruhestand treten, dürfen dann aber weiter lesen, indem sie zu den freien Berufen gerechnet werden. Prof. Max Lehmann wollte daraufhin wissen, ob er weiter dem Prüfungsamte zugehören werde. Ich erklärte ihm, dass ich die alte Liste unverkürzt in Berlin einreichen würde, freilich nicht wüsste, was Herr Haenisch damit anzufangen willens sei. M. Lehmann meinte, dass Haenisch sich um die Universitäten überhaupt nicht kümmern sollte. Ich erzählte ihm von meinen Bemühungen, die Bezüge der Examinatoren zu erhöhen, die noch ganz auf dem Stande vor dem Kriege sich befinden. Ein gemeinsames Vorgehen aller Universitäten, wie es [Rektor] Mirbt beabsichtigt, erschien ihm aussichtsvoll.

Es heißt, dass die Franzosen ganze Batterien weittragender Geschütze unweit des Kanals aufgestellt hätten, mit denen sie ohne Mühe London in Grund und Boden schießen, jedenfalls aber unter Zuhilfenahme von Unterseebooten die Landung eines Heeres in England bewerkstelligen könnten, ohne dass England es zu hindern im Stande sei. Ist dies wahr, so wird auch die englisch-französische Freundschaft über kurz oder lang in die Brüche gehen. Was dann? Amerika tritt dem Völkerbunde nicht bei, Argentinien hat den Austritt erklärt, andere Staaten werden folgen. So löst sich auch diese Spottgeburt wieder auf. Der ganze Bund sollte ja nur dazu dienen, den Ententebrüdern das erräuberte Gut zu sichern.

646 18. Januar 1921 [50. Jahrestag der Kaiserproklamation in Versailles]. Sturm, Barometer gefallen, Regen bei 44° Réaumur. Die Glocken läuten. Es ist 12 Uhr. Vor einer halben Stunde kehrte ich aus der Stadt zurück, wo ich den Zug

ansah, der einen großen Lorbeerkranz zum Kriegerdenkmal geleitete, um ihn dort niederzulegen. Es konnten wohl an die 2.000 Studierende seien, die still hinter den Fahnen folgten. Viele nicht-farbenragende Studenten hatten es vorgezogen zu warten, um erst im letzten Augenblick sich anzuschließen und so Zutritt zur Johanniskirche zu erhalten, wo der Rektor Mirbt die Gedächtnisrede hielt. Ein herzbewegender Anblick für mich alten Mann, der ich den Ehrentag vor 50 Jahren erlebt und nie und nimmer geglaubt habe, dass das stolz aufgerichtete Reich nach einem halben Jahrhundert so schwer geschädigt am Boden liegen würde, ein Spielball übermütiger Feinde, innerlich zerrissen und uneins. Wenn uns Gott nicht hilft wie vor 100 Jahren, als er Napoleons Macht in Russland zerschellen ließ, sehe ich keinen Ausweg in unserer Not. Wehrlos, ehrlos. Die Reichsfeinde arbeiten ununterbrochen mit der Entente daran, jeden Gedanken an Wiederaufrichtung zu ersticken. Umso mehr müssen wir Vaterländischen daran festhalten, die Gemüter zu schärfen und vorzubereiten für den Schicksalstag, der neuen Aufstieg verheißt.

Gut hat dies mein Nachfolger [in Hannover] Fritz Boesch verstanden, der mir seine Gedächtnisrede zum Andenken an die gefallenen Zweihundertfünfzig vom K.W.G. gestern zukommen ließ. Die deutschen Helden des Weltkrieges haben mehr geleistet als jene 300 Spartaner, die das bekannte Distichon preist, sie rufen aber wie jene den Nachfahren zu: „Folgt unserem Beispiele!“ - Könnte ich doch die Erhebung, auf die ich hoffe, noch erleben! So bleibt es dabei, Umschau zu halten, wo sich Spalten in der Einigkeit unserer Gegner auftun, und jeden Schritt zu begrüßen, der die deutsche Einigkeit befestigt und ihre Gegner ohnmächtig macht.

Ich kam durch und durch nass nach Haus, hätte ohne schwere Erkältung den Gottesdienst in der Johanniskirche nicht mitfeiern können und will zusehen, ob ich heute Abend an der Feier der Rechtsparteien mich beteiligen kann.

647 Auch dies mussten Anna und ich uns versagen, weil Regengüsse und Wind nicht nachließen. Dafür war unsere Hausgenossin, Frau Oberförster Beutin, nach dem Abendessen bei uns. In angeregtester Unterhaltung vergingen die Stunden. Sie ist ausgesprochene Sozialistin und Pazifistin. Ich bekämpfe ihre Ansichten mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln. Sie gibt zu, dass meine Argumente viel für sich haben, lässt sich aber nicht von ihrer Kriegsgegnerschaft abbringen: Wenn Deutschland auf jede Gegenwehr ein für alle Mal verzichte, würde kein Volk es wagen, über uns herzufallen. Reiner Glaube! Ihre beiden Jungen sind durchaus kriegerische Naturen, namentlich Kurt, ihr Vater und Bruder sind Deutschnationale, aber ihre philosophische Überzeugung ist unerschütterlich, obwohl sie mit Prof. Nelson [s. §528] keine guten Erfahrungen gemacht hat. „Ich bin Sozialaristokratin“; ganz schön, aber die große Masse hat für solche Idealität kein Verständnis.

Neu war mir eine Anekdote von Nelson und [Prof. Georg] Misch¹. Letzterer macht ersterem nach seiner Versetzung hierher einen Antrittsbesuch, und Nelson,

¹ Lebensphilosoph, Dilthey-Schüler

der ihm zufällig selbst die Korridortüre öffnet, kann sich nicht verleugnen lassen. Er unterhält sich etwa 20 Minuten freundlich mit dem neuen Spezialkollegen. Misch verabschiedet sich mit dem Gefühl, dass sie sich wohl vertragen würden, erhält aber am nächsten Tages von Nelson einen Brief: Nelson wundere sich, dass Misch bei seinem philosophischen Standpunkte ihm überhaupt einen Besuch gemacht habe, und erkläre, dass er keinen Gegenbesuch abstaten werde, weil von Verkehr nicht die Rede sein könne. Die Nelsonianer sind eine Sekte für sich. Das [allerdings] versteht ihr Herr und Meister, sie zur Arbeit anzuhalten und an schärfstes Denken zu gewöhnen.

Frau Mollwo hat ihrer Mutter² in sehr anschaulicher Weise die Feier des 18. Januar im K.W.G. geschildert. Wir haben den Brief gelesen. In strömendem Regen legt die brave Frau den Weg von Waldhausen in die Leonhardstraße zurück. Die Straßen stehen unter Wasser, unter dem Wasser Eis. Patschnass kommt sie im K.W.G. an, begibt sich ins Untergeschoss, um sich an der Zentralheizung zu trocknen. Da wird sie Zeuge der Quäkerspeisung. Zur Feier des Tages Chokoladensuppe. Um 10 kommen die kleinen Schüler der Unterklassen und der Vorschule. Sie sind z. T. dürftig gekleidet, die Unterernährung steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Zwei Lehrer ordnen die Aufstellung an langen Tafeln. Der Hausmeister Kunze füllt die Gefäße und Gemäße der Kleinen, jeder hat ein anderes. Dann trinken sie leuchtenden Auges den gespendeten Trank. „Passen Sie auf, jetzt geht gleich das Klappern und Kratzen an“, sagt Kunze zu Frau Mollwo. Und richtig! Als der Trank genossen ist, löffelt und kratzt sich jedes Kind den letzten Rest aus seinem Töpfchen. Ein rührender, herzzerschneidender Anblick. Könnten doch die gnädigen Spender sehen, welche Freude sie den hungrigen Kleinen bereiten!

So denkend, steigt Frau Mollwo zur Aula hinauf, wo die Feier die ganze Schule vereinigt. Detleff Bohne hält die Rede; sie ist nicht nach Frau Mollwos Geschmack. Umso größere Stücke hält sie von dem Redner persönlich. Am Schluss der Feier teilt der Direktor einige Bücher als Prämien aus. Groß ist die Freude von Frau Mollwo, als auch ihr Lutz diese Auszeichnung empfängt und durch die Reihen der Schüler zum Podium schreitet, wo der austeilende Direktor steht.

648 „Unser Leben währet 70 Jahr“ - Anna und ich haben diese Zeitspanne schon überschritten und beschäftigen uns oft mit unserem Abscheiden. In letzter Zeit hat Hiltys „sub specie aeternitatis“³ unsere Lektüre gebildet; dazu trat von G[ustav Theodor] Fechner „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode“. Beide enthalten viel Anregendes und Tröstliches und bieten doch keine Gewissheit. Nur der Glaube kann die sonst unausfüllbare Kluft überbrücken, nur er kann helfen. Wir gehen getrost der dunklen Zukunft entgegen. Anna sorgt sich nur, dass ihre Empfindlichkeit gegen körperliche Leiden ihr noch viel Anfechtungen bereiten könne. Beide halten wir uns an P[aul] Flemings Worte: „Es kann mir nichts geschehen, als was er hat versehen und was mir selig ist: ich nehm' es, wie er's giebet; was ihm von mir beliebt, dasselbe hab' auch ich erkiest.“

² der Frau von Prof. Voigt, s. §654

³ „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit“

Wir haben uns gegenseitig zugesagt, unser Begräbnis ganz still auszurichten. Erst nach erfolgter Beisetzung soll eine Zeitungsnachricht unsere Bekannten davon in Kenntnis setzen. Wenn es sich irgend einrichten lässt, so möchten wir in Ballenhausen unsere letzte Ruhestätte finden.⁴ Sonst habe ich gebeten, falls ich auf einer Reise abgerufen werde, mich dort begraben zu lassen, wo mich der Tod ereilt. So ist der von mir so hoch bewunderte Ifelder Kollege Prof. Wagner in Innsbruck beigesetzt worden. Die Erde ist überall Gottes, und wer fragt in 100 Jahren noch nach unseren Grabstätten! Deshalb ist der einfachste Gedenkstein gerade gut genug, um unseren Ruheplatz zu finden, solange er noch für jemanden Interesse hat.

649 Spenglers „Untergang des Abendlandes“ wurde in der heutigen (27. Januar 1921) Prüfung von [Max] Pohlentz und [Hugo] Willrich arg mitgenommen. Spenglers Behauptungen über verschiedene wichtige Seiten der alten Geschichte erweisen sich als völlig den Tatsachen widersprechend und aller Wissenschaftlichkeit ins Gesicht schlagend, z.B. sein Urteil über die griechische Kolonisation, über die Glaubwürdigkeit der antiken Historiker, zum Beispiel des Thukydides u. a. Willrich meinte, es würde ihm übel, wenn er Spenglers seichtes Geschwätz lese. Hoffentlich gelange ich auch noch an das Buch. Staub hat es viel aufgewirbelt. Zum Kaufen von Büchern reichen uns armen Leuten vom Mittelstande schon längst nicht mehr die Mittel.

Empörung und tiefste Beschämung muss jeden Deutschen erfüllen, der heute am 1. Februar 1921 die Forderungen liest, die die Staatsmänner der Entente an Deutschland stellen. Ein Schrei des Entsetzens müsste die Antwort sein. Was man von uns verlangt, können und werden wir nicht leisten, niemals. Die Mehrzahl der Deutschen begreift noch immer nicht die Folgen des Schmachtfriedens von Versailles, zu denen wir uns haben zwingen lassen und der als Voraussetzung den Satz hat: „Deutschland allein hat den Weltkrieg verschuldet.“

Lloyd-George hat neulich öffentlich geäußert, dass die Staatsmänner Europas in diesen Krieg gestolpert seien, und damit Deutschland entlastet. Außerdem wissen die Kundigen in den feindlichen Ländern ebensogut wie wir, dass Deutschland gar nicht daran dachte, einen Krieg zu entfesseln, sondern nur das Eine im Auge hatte, geschützt zu sein, wenn der von Frankreichs Revanchelust, Englands Konkurrenzneid und Russlands Imperialismus uns bedrohende Angriff einsetzte. Hätte Wilhelm II. einen Funken von Friedrichs d. Gr. Genie geerbt, so hätte er wiederholt vorher die günstigen Augenblicke benutzt, um bald über diesen, bald über jenen der Gegner herzufallen. Dass ein Friedrich d. Gr. auch mit ihrer Koalition fertig geworden sein würde, gilt mir für ausgemacht bei den Ruhmestaten, die das deutsche Heer in vier Jahren vollbracht hat.

Im Laufe der letzten Woche hat es sich in allen Teilen Deutschlands geregelt. Überall heftigster Widerspruch gegen die Entente-Forderungen. Hier in Göttingen wurde in einer von Tausenden besuchten Volksversammlung vor dem Rathaus ein

⁴ wie auch geschehen. Die Gräber blieben bis Mitte der 60er Jahre erhalten.

von Rektor Tecklenburg nach vorangegangener packender Ansprache verlesener Beschluss angenommen - alle hoben die Hand -, dass die Reichsregierung das Ansinnen der Entente rundweg ablehnen und sich auf keine Unterhandlungen einlassen solle. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende (7. Februar 1921). Aber die Reichsregierung schweigt sich aus und zahlt.

650 Unser Hausgenosse stud. jur. Lengsfeld-Hamburg ist ein lieber, freundlicher, begabter junger Mann von etwa 20 Jahren, sehr wohlhabend und doch bescheiden, kennt aber die unsagbare Not unserer Zeit offenbar nicht oder hat keine Augen dafür. Er ist im Vollen aufgewachsen und lebt auch hier im Vollen. Von Ausschweifungen hält er sich fern, Musik und Kunst erfüllen ihn. Er traktiert [bewirtet mit Essen und Trinken] gern gleichgesinnte Freunde, denkt aber nicht daran, seinen Leib zu stählen und widerstandsfähig zu machen. Wie gut würde ihm der Einjahresdienst im Heere getan haben! Von seiner Art gibt es noch viele allerorten. Diese sind es, die ungeachtet des Ernstes der Zeit lustig und unbekümmert in den Tag hinein leben und so Ärgernis geben.

Neulich hat das Karnevalstreiben bis zum Morgen die Weenderstraße lärmend erfüllt. Ganze Gruppen Betrunkener haben sich da herumgetrieben. Und in den Großstädten Armut und Elend, Unterernährung, Krankheiten, gährende Unzufriedenheit. Die Kommunisten arbeiten ohne Unterlass daran, diese Elemente zu neuer Revolution aufzustacheln.

Der Kultusminister Haenisch hielt sich einige Tage in Göttingen auf, ein großer, ziemlich beliebter Mann mit Brille, sprachgewandt, aber nicht reich an Gedanken. Es wird ihm mit Recht vorgeworfen, dass er ein doppeltes Gesicht zur Schau getragen, dass er anders vor der Studentenschaft und den Professoren, anders in der sozialdemokratischen Versammlung gesprochen habe, um Eindruck zu machen. Mit ihm war der Ex-minister Wessel anwesend, beide offenbar nur, um die sozialdemokratische Wahlbewegung in Fluss zu bringen. Es ist wohl anzunehmen, dass bei den nächsten Wahlen der Zug nach rechts gradeso wie bei den letzten Reichstagswahlen sich deutlich bemerkbar macht. Die Demokraten und sonstigen Linksparteien bezeichnen zwar den „Dolchstoß in den Rücken unserer Front“ als alberne Legende, aber die breiten Massen kommen doch mehr und mehr dahinter, dass unsere völlige Niederlage doch allein durch die Revolution besiegelt sei. Ohne sie wären wir mit einem blauen Auge davongekommen. Jetzt müssen wir den Kelch bis zur Neige trinken, wenn Gott uns nicht hilft.

Die Spannung zwischen Amerika und England, die z. Zt. eingetreten ist, schafft uns vielleicht etwas Luft. Unermüdlich wird in Deutschland daran gearbeitet, die Ententelüge von der Schuld Deutschlands am Weltkriege zu entlarven. In Bremen wird in acht Sprachen eine Verteidigungsschrift ausgearbeitet. Hindenburg und Ludendorff erhoffen neuen Aufstieg. In Bremen ist beiden jüngst auch eine großartige Ovation bereitet worden gelegentlich des Stapellaufs eines Schiffes. In Amerika kommt allmählich die Wahrheit über die Versenkung der Lusitania zu ihrem Rechte. Man fängt an einzugestehen, dass man sich im Weltkriege auf die falsche Seite gestellt hat.

651 Pastor Fauck suchte mich für die „Königspartei“ zu gewinnen, die seit einiger Zeit ins Leben gerufen ist. Ich lehnte ab unter Hinweis darauf, dass ich Mitglied der Deutsch-nationalen Volkspartei und des Alldeutschen Verbandes sei, die beide ja Wiederherstellung der Monarchie erstrebten, und dass ich bei meinem Einkommen nicht noch mehr Ausgaben machen dürfe. Ich will nur [auf]zählen: Außer jenen beiden bin ich Mitglied des Gymnasialvereins, des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, des Evangelischen Bundes, [des] Gustav-Adolf-Vereins, des Universitätsbundes, des Göttinger Historischen Vereins; für Anna: Ev. Frauenbund, Freundinnen-Verein. Und unsere Einnahmen sind so knapp, dass wir bald dieses, bald jenes Stück des Hausrats verkaufen, um das schon so zusammengeschmolzene Kapital nicht weiter anzugreifen. Die Zinsen davon kommen ja gänzlich den Norheimern zugute.

Endlich will ich zu Faucks Aufforderung nicht verschweigen, dass ich die Hohenzollern zwar gern als deutsche Kaiser wiedersähe, dass ich aber der Wiederaufrichtung der zahlreichen deutschen Thronchen nicht freundlich gegenüberstehe. Wenn wir in Preußen aber eine Königspartei bilden, so dürfen wir den Meinigern eine Herzogspartei usw. nicht verübeln. Gott bewahre uns vor einer Neubelebung der deutschen Kleinstaaterei. Dass Preußen als Ganzes erhalten bleibe, ist etwas anderes; aber Baden und Württemberg könnten getrost zusammengeworfen und der thüringischen Kleinstaaterei ein Ende gemacht werden. Das ist wenigstens eine der sonst zu zählenden [d. h. wenigen] guten Folgen der Revolution. Was vergangen, kehrt nicht wieder; aber die deutschen Fürsten sind nicht leuchtend niedergegangen. Das deutsche Volk will monarchische Verfassung, wenigstens ist das der Wunsch der Mehrzahl; aber schwerlich sehnt sich die Mehrzahl nach der alten Zersplitterung. Die ehemaligen regierenden Häuser können wie die früheren Mediatisierten⁵ eine ehrenvolle Stellung einnehmen und durch tüchtige Leistungen dem Vaterlande nützen.

Was werden die Wahlen gebracht haben, die gestern, am 20. Februar 1921 im Reiche stattfanden? Wie wird sich die neue Regierung der Entente gegenüber stellen? Wann wird Amerika sich deutlich erklären? Werden die Bolschewisten bald gegen Polen und Rumänien vordringen? Und die Oberschlesische Frage? Und was sonst noch alles. Die ganze Luft ist mit Elektrizität geladen, der Blitz kann bald hier, bald da herniederzucken. Gott helfe!

Die Sozialdemokraten haben am Abend vor den Wahlen hier in Göttingen einen Umzug gemacht, in dem ein Kamel eine Rolle spielte und ein Hund, am eingeklemmten Schwanz eine schwarz-weiß-rote Schleife tragend. Das Tageblatt spotete darüber: Der Mann aus Syrerland (der Jude) führe das Kamel (die Sozialdemokratie) am Halfterbande nach sich. Der Zug nach rechts wird wohl nicht aufzuhalten sein. Die Deutsch-Hannoveraner⁶ sind wieder etwas zurückgegangen, trotzdem sie mit dem Zentrum verbündet waren.

⁵ wie z.B. jene Reichsfürsten, die 1803 ihre Reichsunmittelbarkeit verloren hatten

⁶ Befürworter der Herauslösung Hannovers aus Preußen, s. §667, 716

652 Am Montag, dem 21. Februar 1921, war Erich einige Stunden bei uns, anfangs gedrückter Stimmung, dann auftauend. Hergeführt hatte ihn die Unterbringung von Agnes auf dem hiesigen Lyceum, die er ins Auge gefasst hat. Seit einem Jahre trägt er sich, wie er sagte, mit diesem Gedanken. Emma wusste neu-lich so gut wie nichts davon. Agnes hat ihn mit großer Wärme aufgegriffen. Das liebe Kind soll gut bei uns behütet sein.

Charakteristisch für Erich war nur die ganze Art, wie er die Sache einleitete. Dass wir beide, Anna und ich, über 70 Jahre alt sind, dass erstere die Hauptarbeit übernehmen muss - und es auch gern tut, solange die Kräfte reichen -, dieser Gedanke war ihm gar nicht gekommen. Er stellte seinen Entschluss lediglich so hin, dass er uns eine Freude mache, uns einen Gefallen erweise, indem er solchen Sonnenschein in unser Haus bringe. „Meine Mutter und Schwester nehmen Agnes mit offenen Armen auf.“ Dass diese es leichter hätten als Anna, denn Erichs Schwester Liese ist noch nicht 30 Jahre, und so würde ein gut Teil Mühe von den Schultern der Mutter Loß genommen sein - auch dieser Gedanke ward nicht berührt. Erich meinte nur: „Liese kann dem Kind nicht genug bieten und ist jetzt in den Jahren, wo ihr anderes durch den Kopf geht“.

Im Grunde wird er wohl die ganze Erziehung in Erfurt als für weniger geeignet für Agnes halten. Auf eine unsere Aufgabe betreffende Besprechung ließ er sich nicht ein, brauchte es auch nicht, da er das Kind in guten Händen weiß. Seine Art, allein zu sprechen und Gegenreden zu überhören oder gar nicht aufkommen zu lassen, die Anna so oft vor den Kopf gestoßen hat, zeigte sich auch mir gegenüber. Dass für ihn große Vorteile [daraus] erwachsen, weiß er wohl, sagt es aber nicht: Entlastung seines Haushaltes, beste Unterbringung des Kindes, größte Nähe desselben. „Wenn ihr sie nicht nehmt, so muss ich Agnes in einer Pension unterbringen. Das wird 4–5.000 M kosten.“ Da liegt im Hintergrund der Gedanke: „Natürlich müsst ihr diese aufbringen; da kommt euch die Sache noch teurer.“

Ich schreibe dies nieder, nicht weil wir Agnes aufzunehmen auch nur einen Augenblick Bedenken trügen, sondern um zu zeigen, wie Erich so eine Sache anfängt. Er wird von uns gegangen sein mit der Überzeugung, dass er die „Alten“ gut eingewickelt habe, und bedenkt nicht, dass wir nur darum zurückhalten, um ihn nicht aufzuregen. Er ist noch nicht völlig gesund, und es steht zu befürchten, dass ein Ausbruch, wie bei seinem Bruder Paul der Mutter gegenüber, so bei Erich uns gegenüber unser Verhältnis auf längere Zeit trübe[n würde]; dann hätte Emma schwer zu tragen. Das muss unbedingt vermieden werden. Deshalb schweigen wir, auch dann, wenn es uns drängt, Einwände zu machen.

653 Dass Erichs Art in der Behebung von amtlichen Schwierigkeiten größte Vorteile hat, liegt auf der Hand. Ich befestige jederzeit meine Beobachtung, dass Erich seine Schule auf das Allerbeste leitet und dass er ein hervorragender Pädagoge ist. Die Erziehung seiner Kinder liegt ihm am Herzen und ist ihm bisher wohl gelungen. Emmas Art, ihre Licht- und Schattenseiten, kennt er genau, wie er sich auch unverhohlen darüber ausspricht. Leicht hat er es nicht, Sorgen in Fülle.

Aber er hat es doch unendlich besser als Millionen andere in unserer entsetzlichen Zeit. Das ist ein Gedanke, dem näherzutreten er stets von sich weist. Meine Unterstützung setzt er auf 2.000 M an, während sie 1.200 beträgt, wie er weiß.

Ich ging gleich am anderen Tage hier zum Direktor des Lyceums, Heinrich. Dieser erklärte sich bereit, das Kind jetzt in die 5. Klasse aufzunehmen, fügte aber hinzu, geeigneter sei ein Schulwechsel beim Eintritt in die 4. Klasse. Der Stein ist ins Rollen gekommen. Wir freuen uns auf Agnes und werden aufs beste für sie sorgen. Dass Emma es leichter bekommt, die noch immer recht angegriffen ist, erhöht unsere Bereitwilligkeit.

Erich redete mehrere Male davon, dass seine Einnahmen 23.000 M jetzt betragen. Da hat er natürlich die Wohnung nicht berechnet und vom Gesamteinkommen die Steuern schon abgezogen. Wenn ich von meinen Einnahmen sprechen wollte, trat sein Überhören ein oder doppelte Hervorhebung seiner Lage. Es ist bedauerlich, dass die Not der Zeit die Wohnungs- und Magenfrage so in den Vordergrund rückt. Ich bezweifle, dass es in dieser Beziehung zu meinen Lebzeiten noch einmal besser werden wird. Jetzt erst sehen wir ein, wie gut wir es hatten.

654 Anna hat jetzt zu meiner Freude in der verwitweten Frau Prof. Voigt eine in vielen Punkten mit ihr übereinstimmende Seele gefunden. Sie verstehen sich gegenseitig und erörtern die sie bewegenden Fragen. Zeitlichkeit und Ewigkeit beschäftigt sie, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Frau Mollwo, geb. Voigt, ist das Verbindungsglied zwischen ihrer Mutter und Anna gewesen und hat durch ihre Anhänglichkeit an Anna und ihre Verehrung für sie die alten Damen zueinander geführt. Jakob Schimmelpfengs Heldentod vor Sedan und Prof. Voigts Teilnahme am ganzen 70er Feldzuge haben auch zur gegenseitigen Annäherung beigetragen

Am engsten ist Annas Verkehr mit der guten Mathilde Richter, ihrer 83-jährigen Kousine, von der eine Quelle des Friedens auf alle die übergeht, die mit ihr zu tun haben. Angreifend ist der Umgang mit unserer gütigen Schwägerin Elise Scheidemann, weil ihr Hörvermögen sich eigentlich von Woche zu Woche verschlechtert und man nicht nur mit lautester Stimme zu ihr sprechen muss, sondern auch stets zu befürchten hat, dass sie den Sprecher missverstanden hat. Von Zeit zu Zeit besuchen wir, bald zusammen, bald einzeln die betagte Frau Planck, Exzellenz,⁷ die seit Jahr und Tag das Haus nicht mehr verlassen kann und sich nur auf Krücken fortbewegt. Die Unterhaltung mit der feinsinnigen Frau ist immer anregend.

Gern verkehrt Anna auch mit Frau Jacobs, der Wittwe eines Gutsbesitzers, und Frau Geheimrat Duncker, der Mutter des jetzigen Direktors in Neustrelitz. Letztere ist eine Frau von ungemeiner Selbstlosigkeit und ungeheurer Willenskraft gegenüber ihrem gebrechlichen Körper. Am vergangenen 1. Weihnachtstag, als sie in Bremen bei einem ihrer Söhne zu Besuch weilte, ließ sie sich das linke Auge ausnehmen, um das rechte zu retten. Infolge der Gicht kann sie nur mühsam ge-

⁷ Offenbar Witwe des Göttinger Juristen Gottlieb Planck (1824-1907), Onkel von Max Planck

hen, humpelt aber täglich ihre Besorgungswege. - Endlich nenne ich noch Frau Groneweg, die Wittve des einstigen Pächters von Ballenhausen. Sie ist eine unterrichtete Frau mit vielen Interessen, ehemalige Lehrerin; man unterhält sich gut mit ihr. Leider ist sie etwas empfindlich, so dass man eine gewisse Vorsicht im Umgange beobachten muss.

Von ferner stehenden Bekannten Annas ist die in Alt-Bethlehem untergebrachte, fast taube und blinde Rosalie Schmidt zu nennen, die trotz ihrer 89 Jahre noch gern eine Einladung annimmt, ferner Cäcilie Meyer, die infolge eines Falles den Lehnstuhl hütet und sich freut, wenn Anna mit ihr von alten Zeiten plaudert. Gelegentlich werden angesprochen oder besucht Frau Superintendent Duntze, Marie v. Hagen, mit deren Schwester Helene Anna näher steht, die aber in Groß-Schneen wohnt, Schwester Gehrke, die Tochter des ehemaligen Groß-Schneener Pastors, u. a. mehr, die Schwestern Wittma[nn] nicht zu vergessen.

655 8. März 1921. Die Verhandlungen in London sind gestern abgebrochen. Düsseldorf und Solingen stehen vor der Besetzung durch die Entente. So musste es kommen. Besser der Bruch mit unseren schuftigen Gegnern als Unterwerfung ohne Ende! Wunderbarer Weise bringen die Zeitungen zugleich neue Beweise für Englands Schuld am Ausbruch des Weltkrieges. Gerade jetzt hatte Lloyd-George wieder die alleinige Schuld Deutschlands in alle Welt hinausposaunt, trotzdem jeder klar denkende Engländer oder Franzose sich sagen musste, die Weigerung, die französische und englischen Geheimarchive für diesen Punkt zu öffnen, beweise allein schon hinlänglich den Anteil dieser Regierungen; denn wüssten sie sich frei von Schuld, so hätten sie schon längst diesen Schritt getan, um das hochverräterische Schuldbekentnis der deutschen Sozialisten zu stützen.

Lloyd-George erklärte laut vor aller Welt, auch auf Deutschlands Schuld baue sich der Schandfrieden von Versailles auf. Wird er bei den erdrückenden Beweisen von Englands Schuld für Änderung jenes Friedens zu haben sein? England habe, so heißt es, 140 Millionen geboten für Nichtveröffentlichung der jetzt an den Tag gekommenen Dokumente. Mag es wahr sein oder nicht - in Amerika wächst die Zahl der Gegner des Versailler Friedens. England möchte darum jetzt zwischen Japan und Amerika den Krieg ausbrechen sehen. Ich hoffe, dass diese Mächte ihm nicht den Gefallen tun.

In Russland lehnt man sich allenthalben gegen die Bolschewisten auf. Progrome stehen bevor, gegen die die zaristischen Verfolgungen der Juden nichts bedeuten, und die Ostjuden verlassen in Scharen Russlands unsicheren Boden. Wie werden sich die Dinge in Polen gestalten? Die Unruhen in Irland, Ägypten, Arabien, Indien dauern in aller Stärke fort. Englands Lage bleibt gefährdet. - Tirpitz sprach sich in den „Grenzboten“⁸ dahin aus, dass die Weltgeschichte jetzt mit Windeseile fortschreite und dass deshalb auch für Deutschland ein Umschwung zum Besseren schnell eintreten könne. Ja, könne! Verlassen dürfen wir uns nicht darauf.

⁸ Zeitschrift für Politik u. Literatur

656 Als Zeichen der Zeit folgendes Erlebnis. Fällt da gestern ein Kandidat glatt durch. Er hatte nur bei Mirbt in Religion die zweite Stufe erzielt, bei Max Lehmann in Geschichte und bei Weißenfels im Deutschen keine Fakultas zugesprochen erhalten. Er war ein armer, gedrückter Mensch. Zwei Jahre in französischer Gefangenschaft hatte er kein Buch anrühren können und die niedrigsten Dienste, wie Latrinenreinigen, Wegekehren etc. verrichten müssen. Kein Wunder, dass er etwas stumpfsinnig geworden war. Er wusste auch blutwenig. Umlaut, Ablaut, verschiedene Konjugationen, die Lautverschiebung, alles war ihm schleierhaft; von Uhlands „Sängers Fluch“, Bürgers „Leonore“ konnte er nicht den Inhalt angeben usw. Als ich ihm sein Urteil verkündete, äußerte er, sein jüngst ebenso durchgefallener Freund Kn. hätte geäußert: „Nach solchen Erfahrungen müsste man ja gleich zu den Kommunisten übergehen.“ Als ich ihn fragte, ob er auch so dächte, wollte er es von sich weisen, hielt es aber doch für eine große Härte, dass man die Kriegsteilnehmer nicht mehr berücksichtige. Alles hat seine Grenze. Die reine Unfähigkeit darf doch nicht durch ein staatliches Zeugnis gekrönt werden. Übrigens gab er auch zu, dass sein Freund die erwähnte Äußerung nur im Unmut getan hätte.

657 Sorgen, Sorgen! Wie wird sich Emmas Armleiden gestalten? Was wird aus dem armen Fritz werden? Welches Schicksal steht dem deutschen Volke bevor? usw., usw. Jüngst stand ich unterhalb des Borheck-Pavillons. Die Sonne neigte sich dem Untergang zu. Nebel und Rauch erfüllten die Landschaft. Von den Göttinger Türmen tauchte bald dieser, bald jener auf, und es sah aus, als ob ein großer Brand die ganze Stadt heimsuche. Meine Phantasie malte sich hier und da zuckende Flammen aus, die aus den einzelnen Schwaden hervorleuchteten. So mag es zu Zeiten während des Dreißigjährigen Krieges ausgesehen haben. Gehen wir ähnlichen Ereignissen entgegen? Nachdem Deutschlands, des Friedehalters, Macht gebrochen ist, wird nicht eine Ära des Friedens über die Welt kommen, wie die hirnlosen Pazifisten träumen, sondern der Kampf wird ununterbrochen weitergehen, der 1914 ausbrach und nur vorläufig von uns ferngeblieben ist, um an anderen Orten umso leidenschaftlicher geführt zu werden.

Sobald sich die Franzosen überzeugt haben, dass Deutschland alle seine Waffen abgeliefert hat, werden sie wie zu Ludwigs XIV. Zeiten sengend und brennend unser schönes Land verheeren, und die Polen werden ihnen helfen, wenn denen nicht mittlerweile die Russen über den Hals gekommen sind. Auch die Tschechen lauern. Man will Deutschland aufteilen, wie seinerzeit Polen aufgeteilt wurde. Ich hoffe zuversichtlich, dass der gute Kern unseres Volkes wieder die Führung in die Hand nimmt und dass aus dem wirren Chaos, das uns umgibt, durch deutsche Umsicht und Gewissenhaftigkeit Ruhe und Ordnung von neuem geboren werden.

658 29. März 1921 (dritter Ostertag) - Nun liegt das Osterfest 1921 hinter uns. So trübe es sich gestaltete, so schön war es doch für Anna und mich. Blühende Bäume, grünende Sträucher und Saaten, Blumenschmuck in allen Gärten, Himmelschlüsselgirlanden um den Kirchenaltar, jublierende Vogelstimmen, Sonnenschein, allerdings oft mit kalten Windstößen und Regenschauern durchsetzt, geputztes Volk, Ostereier suchende Kinder - die Zahl der Eier war freilich meist sehr

beschränkt - alles dazu angetan, festliche Stimmung zu wecken. Anna und ich haben auch in solcher Stimmung die Festtage durchlebt, den zweiten mit Fritz Scheidemann und den Seinen zusammen in dem lieben Ballenhausen - und doch barg sich im Untergrunde des Herzens bei uns Alten nagende Sorge, die sofort wieder hochkommt, wenn die Festtage vorüber sind.

Der Versuch der Kommunisten, die Siegestsäule in Berlin in die Luft zu sprengen, ist zwar gescheitert; die Vernichtung dieses Denkmals sollte für ganz Deutschland das Zeichen sein, jetzt beginne die Herrschaft der Moskauer Internationale. Daraus wird nun wohl nichts werden; aber Bürgerkrieg und Aufruhr ist doch an vielen Orten ausgebrochen. In Eisleben, Hettstädt, Mansfeld, Schraplau und anderen Orten Thüringens ist blutig gekämpft worden, und die räubernden Horden haben böse gehaust. In vielen großen Städten sind Unruhen ausgebrochen und erst teilweise erstickt. Unsere Göttinger Reichswehr ist nach Thüringen gerufen, in Eisleben haben Württemberger Ruhe geschaffen. Völlige Klarheit ist noch nicht zu erlangen.

659 Eben als ich Vorstehendes geschrieben, tritt Otto Scheidemann bei uns ein. Er ist gestern, so wie er war, aus Schafsee geflüchtet; das benachbarte Schraplau ist nach Abzug der Reichswehr gänzlich wieder in die Hand der kommunistischen Bergleute gelangt. Ein Schraplauer Einwohner hatte Otto heimlich benachrichtigt, dass am andern Tage Schafsee an die Reihe käme. Ein Mann, der sich für den berüchtigten Voigtländer Max Hölz ausgibt, hat sich an die Spitze gestellt. In Plakaten ist zur Niederbrennung der Häuser und Abschlichten der Bürger aufgefordert worden, falls Widerstand geleistet oder nicht alle Waffen abgeliefert würden. Otto als ehemaliger Offizier steht in Verdacht, der Reichswehr oder Sipo [Sicherheitspolizei] Nachrichten über die Truppenbewegungen der Roten zugehen zu lassen. Da hat er auf Drängen seines Inspektors diesem die Leitung übergeben und zunächst Schafsee verlassen, nachdem die Seinen schon seit dem Grünen Donnerstag in Halle sicher untergebracht sind. Unterwegs hat ihn der Gedanke beschäftigt, ob es nicht das beste sei, Schafsee ganz aufzugeben, nachdem nun zum dritten Male ein Wiederaufbau des heruntergewirtschafteten Gutes in Frage gestellt ist.

Er war tief bewegt und musste einige Male mit den Thränen kämpfen. Heute, so meinte er, fiel die Entscheidung. Von allen Seiten seien Militärzüge herangerollt, die Aufständischen seien umzingelt, und es würde ihnen übel ergehen. Im übrigen teilte er seines Bruders Ansicht, dass die Kommunisten in Deutschland keine Aussichten hätten. Ganze Teile der Arbeiterwelt zögen sich von ihnen zurück, machten nicht mehr mit, die ausgehobenen Rekruten der Roten desertierten in Scharen. Der sagemuwobene Hölz sei eine in stets neuer Gestalt auftretende Person oder, was wahrscheinlicher ist, eine ganze Reihe von Leuten hätten sich diesen Namen angeeignet, um tieferen Eindruck zu machen. Die blöde Masse verehrt den skru-

pellosen Draufgänger und schwört auf ihn. Es ist eine Art Psychose, die herumspukt und so viele aus dem armen deutschen Volke gepackt hat.⁹

660 Otto Scheidemanns Missgeschick hat sich schnell gewendet. Er erhielt gestern, am 30. März 1921, von seinem Inspektor die Nachricht, dass Schafsee unversehrt geblieben sei. Der Räuberhauptmann Hölz ist von Schraplau auf einem anderen Wege nach Querfurt gefahren, hat dort geplündert und ist dann verschwunden. Allerorten brechen die kommunistischen Aufstände zusammen, nachdem sie heillosen Schaden angerichtet. Wie groß dieser in Schafsee ist, darüber haben wir noch nichts erfahren. Die Nachrichten von dort besagen (3. April), dass sie sich noch immer gefährdet fühlen, da bewaffnete Banden die Provinz durchstreifen. Ein sehr anschauliches Bild von ihrem Treiben entwarf am 1. April in einer Versammlung, die der Alldeutsche Verband veranstaltete, der Chefarzt Dr. Evers aus Eisleben. Ihm ist das Haus teils mit Dynamit gesprengt, teils niedergebrannt worden. Er hat sich die empörendste Behandlung gefallen lassen müssen, ist als Geisel bis nach Sangerhausen mitgeschleppt worden und dort im Kampfes-trubel glücklich entronnen.

Bald scheint es, als ob die Engländer ähnliches durchzumachen hätten wie wir. Arbeitslosigkeit und Streiks reißen nicht ab. Und nun treten die Grubenarbeiter, Transportarbeiter und Eisenbahner geschlossen auf den Plan. Je größer aber Englands Schwierigkeiten sind, umso rücksichtslose treten die Franzosen auf. Jetzt müssen die sogenannten „Sanktionen“ erhalten, um uns zu bedrücken. Amerika scheint auf Frankreichs Seite zu treten. Unsere Regierung ist ratlos und machtlos.

661 Erich ist seines Bruders Oskar Bruder: Hat er Geld, so ist er freundlich und liebenswürdig. Mangelt es daran, so wird er ungemütlich, barsch, mit sich und der Welt zerfallen. Dann geht es „hart auf hart“, wie er zu sagen pflegt. Er hat Emmchen darauf hingewiesen, dass sein Freund Schübler - drei Personen - mit 33.000 M nicht auskomme, er müsse mit 23.000 plus 2.000 haushalten; aber dass ich und Anna mit 14.000 auskommen müssen, das gilt ihm als selbstverständlich. Ich soll die noch verbliebenen 50.000 M Kapital für ihn und die Seinen hergeben. Ob für Anna, ob für Emmchen, ob für seine Kinder ein Notgroschen übrig bleibt, das ist ihm Hecuba [egal]. Wenn ich bisher nach seinem Recepte gelebt hätte, wäre das bisschen Vermögen längst verputzt. Für das, was ich hergab, habe ich nie einen Heller Zinsen erhalten. Dabei ist das Kapital naturgemäß stets kleiner geworden und meine Zuschüsse für Emmchen größer. Das bedenkt er nicht. Ebenso wenig kalkuliert er mit der Erwägung, dass eines Tages unser Vermögen gänzlich verschwunden sein könnte und er dann auf eigenen Füßen stehen müsste. „Solange etwas da ist, muss es verbraucht werden“, ist sein Grundsatz. Das nennt er großzügig.

⁹ Max Hölz (1889-1933), Kommunist mit anarchistischen Einschlag, kam nach den „Märzkämpfen“ in Mitteldeutschland wegen eines ihm zu Unrecht angelasteten Mordes 1921 ins Zuchthaus und erst 1928 auf Intervention bekannter Persönlichkeiten des deutschen Kulturlebens wieder frei. Er emigrierte in die Sowjetunion und kam dort unter ungeklärten Umständen ums Leben.

Die Auslagen für Emmchens Krankheit - ich habe sie zum größten Teil bestritten - rechnet er ihr vor; die Auslagen für seine Krankheit - das Vielfache der ersteren Summe, wovon ich den Löwenanteil zu tragen hatte - kommen nicht in Betracht, geradeso wie er mir einst die 12 M vorrechnete, die mein Besuch in Hedemünden gekostet hatte, während er die hunderte von Mark, die ich zu seiner Herstellung gegeben hatte, gar nicht in Betracht zog. Es geht doch nichts über eine egozentrische Lebensauffassung. Epiktet sagt: opou gar an to ego kai to emon, ekei ananke repein to soon: ei en sarki, ekei to kyriouon einai, ei en proairesei, ekei einai, ei en tois ektos, ekei.¹⁰

Und wenn ich ihm etwas geschickt habe, so ignoriert er es. Was ist da zu tun? Das Erbteil seines sehr egoistischen Vaters lebt in ihm, der sein, seiner Frau Vermögen und wer weiß wieviel Zusammengeborgtes verspekulierte, und wenn nichts da war, brutal sein konnte. Erich kämpft gegen diese Veranlagung; aber, wie es zu geschehen pflegt, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. - Wenn er nur erst einsehen möchte, dass meine Zurückhaltung in der Geldfrage doch nur den Seinen in letzter Linie zugute käme! Ich leiste mir wahrhaftig wenig genug, und Anna ist stets nur auf das Wohl der Ihrigen bedacht. Wir kämpfen wenigstens gegen den Egoismus und lassen ihn nicht Anderen gegenüber so rücksichtslos aus.

662 11. April 1921. Der Generalstreik in England hat bedenkliche Formen angenommen. Ich bin begierig, wie die dortigen Staatsmänner damit werden fertigwerden. Ob sie eine Formel finden, die den inneren Frieden gewährleistet? Günstiger für Deutschland wäre es, wenn Frankreich in diese Schwierigkeiten verwickelt würde. Aber was nicht ist, kann noch kommen. Schon spukt es auch dort. Vielleicht liegt darin der Grund, dass man dort mehr als sonst mit dem Säbel rasselt und Verschärfung der Sanktionen androht. Man sieht sich nach einem Ventil um, damit die innere Unruhe nach außen abgeleitet werde. Russland wird mit Recht als Sphinx bezeichnet. Niemand weiß, was sich dort zusammenbraut. Steht die Bolschewistenherrschaft vor dem Zusammenbruch oder bereitet sie neue Angriffe vor? Der Widerruf der deutschen alleinigen Schuld am Weltkriege ist auf dem Wege, auch anderwärts gehört zu werden.

20. April 1921. England hat die Formel, wie es scheint, gefunden; der Generalstreik ist zusammengebrochen, die Schwierigkeiten damit freilich noch lange nicht behoben. Bei uns tagen die Sondergerichte über die gefangenen Kommunisten. Der Räuberhauptmann Hölz ist endlich auch gefasst. Die Rechtsparteien raffen sich auf. Die Beisetzung der Kaiserin bewies, wie stark die Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus noch ist. In Österreich ist die Neigung zu Karl [VI.] dem Verräter dagegen sehr abgeschwächt. Das zeigt sich daran, dass der Anschlussgedanke bei den Deutsch-Österreichern nicht zur Ruhe kommt und dass Karls Versuch, in Ungarn Fuß zu fassen, misslungen ist und er auf der Durchreise durch Deutsch-Österreich keineswegs viel Sympathien gefunden hat. Im Gegenteil.

¹⁰ Übersetzung etwa: „Wo immer das 'Ich' und 'das Meine' (liegen, gesehen werden), dorthin tendiert mit Notwendigkeit auch die Heilssuche - wenn im Fleischlichen, dann liegt dort das Maßgebliche, wenn im eigenen Willen, dann dort, wenn in den außerhalb liegenden (?) Dingen, dann dort.“

Mein Bruder Gustav schreibt aus Görlitz, dass die gierigen Tschechen damit anfangen, Ansprüche auf die Oberlausitz zu erheben, weil dieselbe früher einmal zu Böhmen gehört hat; man spreche von Einmarsch der Tschechoslowaken in Zittau und in Görlitz. Was wird sich noch alles zusammenbrauen? Sicherlich stehen wir noch mitten in der kriegerischen Bewegung, die die ganze Welt erfüllt, und ein neuer Weltkrieg zwischen Amerika und Japan oder England steht vielleicht schon dicht vor der Tür.

663 7. Mai 1921. Es ist zum Verzweifeln! Frankreich hat bei den Ententebrüdern seinen Willen durchgesetzt. Ein Ultimatum, das unsere Zustimmung zu unerfüllbaren Bedingungen fordert, ist gestellt. Ich kann nicht glauben, dass sich eine Regierung findet, die es unterschreibt. Fehrenbach-Simons¹¹ sind zurückgetreten. Wer wird Ihr Nachfolger werden? Die Besetzung des Ruhrgebietes steht vor der Tür. In Oberschlesien wilde Kämpfe mit den außer Rand und Band geratenen Polen, die der Unterstützung Frankreichs gewiss sind. Der fanatische Korfanty Urheber der ganzen Bewegung. Amerika scheinbar teilnahmslos. Unser Volk zerspalten und zerklüftet. Wann wird der Retter kommen? Millionen spähen nach ihm aus.

Das Ultimatum ist von der Mehrheit des Reichstages angenommen und damit eine Galgenfrist gewonnen. Frankreichs Gier bleibt, Polens Wahnwitz ebenfalls. Nur ein Wunder kann uns retten, eine Umgruppierung der Gegner, wie sie Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege in Zeiten der höchsten Not erlebte.

21. Mai 1921. Bei unserer Nachbarin, Fräulein v. Bock, ist die frühere Abmieterin, Fräulein Helmut, die im Winter das Oberlehrerexamen bestand, eingetroffen, hochgradig nervös, um nach der [Heilanstalt] Rasemühle überzusiedeln. Sie erzählt nur von sich und lässt andere gar nicht zu Wort kommen. Es sind dies genau dieselben Symptome der Erkrankung, wie wir sie an Erich beobachtet haben. Ich freute mich bei unserem Pfingstbesuche, wie sichtlich seine Genesung fortgeschritten war. Er urteilte unbefangen und hörte auch wohl zu, obwohl die Neigung, allein zu reden, noch nicht verschwunden ist. Größere Wanderungen greifen ihn zwar an, aber er kann sie doch wagen. Im Hintergrunde zittert freilich noch die Besorgnis, dass die früheren Zustände wiederkehren. Begreifen kann er immer noch nicht, dass ich mit Rücksicht auf Anna, Emmchen und seine Kinder mit unseren paar Groschen zurückhalte. „Der Staat nimmt sie dir ja doch, und meine Kinder müssen später selbst für sich sorgen!“ Er bedenkt nicht, dass, wenn ich diese Grundsätze hätte, jetzt schon längst nichts mehr übrig wäre zur Verfügung - oder dass ich, von ihnen geleitet, mich hüten würde, einen Heller für ihn und die Seinen herzugeben. Das sind Antinomien, wie man sie täglich erlebt, Ausflüsse des naiven Egoismus, in den sein vorher krankhafter Egoismus sich abgeschwächt hat.

Die Weltkrankheit, die soviel Unglück über die Menschheit gebracht und noch immer ihren seuchenartigen Charakter nicht verloren hat, ist der sich überschla-

¹¹ Reichskanzler Konstantin Fehrenbach und sein Außenminister Walter Simons

gende und selbstvernichtende Egoismus. Jeder verlangt Rechte, keiner kennt bindende Pflichten. Der Reiche wird beneidet, der Arme will an seine Stelle treten, nicht um dann dem noch Ärmeren zu helfen, sondern ihn auszunutzen. Russland ist daran zu Grunde gegangen, wir stehen am Rande des Abgrundes, unsere Feinde werden nachfolgen. Es wird nicht eher erträglich, als bis die Weltseuche schärfer geworden ist. Die Krankheit als solche wird weiter bestehen, wie Cholera, Tuberkulose, Scharlach u. a.

664 Die Ernennung des Gesandten im Haag, [Friedrich] Rosen¹², zum Außenminister macht viel von sich reden. Ich hatte in Ilfeld Beziehungen zu ihm, als er seinen Sohn der Schule zuführte und ich diesen zunächst bei Prof. Gebensleben unterbrachte. Damals war Herr Rosen Gesandter in Marokko. Dass er jüdischer Herkunft war, wussten wir; aber sein Vater war schon getauft. In Hannover erzählte mir Kollege Fiehn von ihm eine charakteristische Geschichte. Schon als Rosen Ende der 80er Jahre Probekandidat in Hannover war, kümmerte er sich wenig um das Korrigieren seiner Hefte, hatte er doch mit Privatunterricht genug zu tun. Da wird eines Tages Schulrevision angesagt, am anderen Morgen sollen alle Hefte zur Einsicht für den Schulrat ausgelegt sein. Dass Rosen mit dem Korrigieren sehr im Rückstande stehe, ist den Kollegen bekannt. Da trifft Fiehn am Abend vor dem Revisionstage den Kandidaten Rosen, wie er sorglos auf der Georgstraße flaniert. „Nun, Rosen, Sie lustwandeln hier und sitzen nicht zu Haus hinter Ihren Heften?“. Rosen lachend: „Das ist alles in Ordnung; ich habe mir ein paar Studenten geordert, die für zwei Mark die Stunde den ganzen Krempel aufkorrigieren.“ Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. Hoffentlich weiß Rosen Deutschlands Interessen ebensogut wahrzunehmen wie die eigenen. Er ist übrigens ein riesiges Sprachtalent und hat diesem Umstande seine glückliche Laufbahn mit zu verdanken. Im Haag war Otto Kiep bei ihm Legationsrat. Er wird wohl mit ins Auswärtige Amt übersiedeln. (26. Mai 1921)

665 2. Juni 1921. Gestern geleiteten Erich und Emma ihren bresthafte Fritz hierher. Das Jüngelchen war frisch und fröhlich, bis auf sein Unvermögen zu gehen. Er ahnt nicht, welche schwere Zukunft vor ihm liegt. Hoffentlich bringt ihm die heutige Operation durch Prof. Stich die Möglichkeit, wenigstens einigermaßen zu gehen. Erich befand sich in unbehaglichster Stimmung. War es das Schicksal seines Kindes? War es ein Aufflackern seiner Depressionen? War es der Gedanke an die Aufbringung der nötigen Gelder? Vielleicht alles zusammen.

Wie gut war es, dass ich bisher seinen Versuchen, seine Lebensversicherung (zugunsten Emmas) zu belasten, Widerstand entgegengesetzt hatte! Etwa fünfmal haben sie sich wiederholt. Hätte ich nachgegeben, so wäre jetzt auf die Versicherung kein Heller mehr aufzunehmen gewesen. Nun gab ich sie heraus. Erich wird etwa 1.200 M zu 3% darauf erheben können und die Arzt- und Klinikabrechnung davon bestreiten. Ich dränge mich nicht zum Einspringen. Meine Einnahmen sind etwa um 9.000 Mark geringer als die der Northeimer, dazu habe ich Agnes übernommen. Ich kann durch Hergabe des gesparten Kapitals meine Einnahme nicht

¹² s. §339

noch mehr schmälern - oder tue es nur, wenn die äußerste Not dazu zwingt. Mir würde Erich keine Zinsen zahlen. Indem er es dem Versicherer gegenüber muss, wird er sich klar, dass es leichter ist, Schulden zu machen als Kapital zu sammeln, und das zu letzterem größte Selbstzucht und Zukunftssorge gehört. So trefflich er auch sonst geartet ist, die Gegenwart materiell auszunutzen, liegt ihm doch stets zumeist am Herzen. –

Fritzchen ist an beiden Beinen operiert, beide sind gestreckt und liegen im Gipsverband. Hoffentlich bringt ihm dieses Verfahren einige Erleichterung im Gehen. Schmerzen leidet er nicht.

666 Meine Einnahme hat sich gehoben. Ich bin unter die Neupensionäre aufgenommen und erhalte die Beträge vom 1. April 1920 an nachbezahlt, kann also für Fritz einspringen. Die Hergabe der Versicherung wäre also nicht nötig gewesen. Was wird Erich damit anfangen? (6. Juni 1921)

Vielleicht können wir jetzt ja einmal einen bekannten Studenten einladen. Bisher langte es beim besten Willen nicht dazu. Was übrig war, bekamen die Northeimer. Anna fürchtet freilich, wenn ihr Befinden sich nicht bessert, so müssen wir eine Stütze annehmen. Dann geht das Plus der Einnahme wieder drauf. Die Tatsache lässt sich auch nicht aus der Welt schaffen, dass unsere Einnahmen zwar jetzt etwa verdreifacht sind, dass aber die Ausgaben für die täglichen Lebensbedürfnisse um das Zehn- bis Zwanzigfache gestiegen sind: ein Brot 4,10, ein Pfund Butter 22, ein Liter Milch 2,40, ein Kopf Salat 1 M, ein Pfund Thee 32 M, ein Glas Bier 2 M, Mädchenlohn mit Steuer etc. 1.300, ein Zentner Kohlen 20 M, ein Pfund Zucker 3,80. Der Mittelstand muss daran glauben.

667 7. Juni 1921. Der Herr v. Campe hat im Landtage eine eindrucksvolle Rede gegen die Deutsch-Hannoveraner gehalten, deren Eigenbröteleien nahe an Hochverrat grenzen; sie betonen, gute Deutsche zu sein, und setzen doch alle ihre Hoffnungen auf die Entente. Diese soll ihnen ein vergrößertes Niedersachsen aufbauen helfen, in dem der Feindesbund womöglich gleich Hannover besetzt, um eine sogenannte unbeeinflusste Abstimmung zu erzielen. Diese wird nämlich von unseren Partikularisten für die nächste Zeit schon gefordert. V. Campe hat Recht, dass, wenn erst Hannover seinen Willen hat, dann auch Schleswig-Holstein usw. kommen und dasselbe fordern werden. Nichts aber sei speziell den Franzosen erwünschter, als wenn Deutschland wieder in eine größere Zahl selbständiger Staaten zerfiele. Jetzt reden die Deutsch-Hannoveraner von einem Freistaat Niedersachsen, im Hintergrunde aber steht bei ihnen die Wiedereinsetzung des Welfenhauses. Wer wird uns aus unserer Not befreien?

Empörend ist das Verhalten der Polen gegen die Deutschen, nicht bloß in Oberschlesien, sondern auch in Posen und Westpreußen. Die niedere Kultur kämpft neiderfüllt gegen die höhere. Es ist dasselbe Schauspiel wie im Westen. Jeder Deutsche, der auf französischem Boden stand, kam mit dem Gefühl zurück, dass wir jenen kulturell überlegen seien. In den Franzosen dagegen lebt das Gefühl der Inferiorität; deshalb nennen Sie uns Boches, Hunnen, Barbaren und können sich

nicht genug tun, uns zu beschimpfen. Die stille Angst vor unserer trotz des verlorenen Krieges unbestrittenen Überlegenheit vergrößert den Hass.

Der ganze Weltkrieg ist ja nur ein Kampf der niederen gegen die höheren Mächte. Vorläufig haben die Ersteren gesiegt. Aber sie können sich des Sieges nicht freuen. Die Stunde kommt, da das Blatt sich wenden wird. Die romanischen Schweizer sind auch noch vollständig blind gegen die wahren Verhältnisse; sonst hätten die kalvinischen Kirchenhäupter in Genf nicht so unchristliche Entgegnungen loslassen können auf deutschfreundliche Anfragen.

Der uns übermittelten Liste der Kriegsverbrecher haben wir eine Gegenliste gegenüber herausgegeben, die jene völlig in Schatten stellt und von neuem beweist, wie sehr wir unseren Gegnern kulturell überlegen sind. Die namhaft gemachten französischen Offiziere, die sich gegen unsere Gefangenen vergangen haben, haben sich schleunigst aus dem deutschen Machtbereich entfernt. Die an unseren Gefangenen von Engländern, namentlich aber von Franzosen und Rumänen begangenen Verbrechen sind himmelschreiend. Auch die Russen haben sich barbarisch benommen.

Der Prozess gegen den Banditen Hölz zieht z. Zt. die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Was bringen die Kommunisten alles fertig! Die oberschlesischen Wirren kommen z. T. auch auf ihre Rechnung. Der Gesundungsprozess ist noch nicht im Gange. Dass die Roten ihre Absicht, ganz Europa zu rebellieren, noch nicht aufgegeben haben, ist klar, Hölz stand sicher im Solde der russischen Revolution. In Frankreich und England rühren sie sich. Jeder Tag kann Überraschungen bringen.

668 Letzthin behandelte ich auf einem Spaziergange mit Emmchen, wie oft, die Frage der Kindererziehung und speziell die gute Gewohnheit des Sichbedankens. Immer von neuem müssen Agnes und Fritz daran erinnert werden. Ein Wort gab das andere. Ich bemerkte, dass es auch Erich ungemein schwer falle, ein Wort des Dankes sagen. Er hat [z. B.] mit keiner Silbe erwähnt, dass er die auf seinen Wunsch ihm zugestellten Gelegenheitsreden von mir erhalten habe oder ob sie ihm von Nutzen gewesen seien; ebenso wenig hat er ein Wort geäußert über die sechs Bändchen Naumannscher Betrachtungen, die ich ihm schenkte. Alles, was wir für ihn und die Seinen tun, gilt ihm als selbstverständlich und nicht der Erwähnung wert.

Emmchen gab zu, dass ihm das Danksagen sehr schwer falle, dass er den Dank aber nichtsdestoweniger empfinde. Mit ihm über das zu sprechen, was wir leisten, sei außerordentlich schwierig. Er beschuldige sie, dass sie es mit ihren Eltern halte, und wenn er merkte, dass er nichts mehr auf ihre Argumente erwidern könne, rief er ihr zu: „Schweig!“, und sie täte dies, um seine wachsende Aufregung zu schonen. Das sind noch Nachklänge seiner Krankheit. Dazu gehört, dass er sich schwer in die Lage anderer versetzen kann, wenn es sich um den eigenen Vorteil handelt. Emmchen weiß, dass die Übernahme von Agnes für uns alte Leute eine Aufgabe ist, die allerhand Verzicht unsererseits erfordert, Erich sieht darin nur eine Freude, die er uns bereitet. Seiner Mutter enthält er diese Freude vor. Und

doch, meint Anna, könne dieser Wechsel notwendig werden, wenn ihr körperliches Befinden sich weiter verschlechtert.

Soviel ich übersehen kann, würde Agnes bei ihrer Begabung und der nötigen Aufsicht zu Haus auch in Northeim ausreichend gefördert worden sein, um dann in Göttingen die abschließende Prüfung zu bestehen. In diesen Tagen wenigstens bestand ein Fräulein Marta Meyer, Tochter eines Pastors in der Nähe von Hardegsen, ihre Oberlehrerprüfung mit dem Prädikat „gut“, die ebenfalls die ganze Northeimer Töchterschule absolviert hatte. Wenn es sich nicht um Emmchens Entlastung gehandelt hätte, würde ich auch dem Weggeben des Kindes aus dem Elternhause größeren Widerstand entgegengesetzt haben. Bei Erich sprach auch die eigene Entlastung ein gewichtiges Wort mit.

669 Prof. Max Lehmann erzählte mir, dass ein Patjunge von ihm, Sohn eines Berliner Universitätsprofessors, jetzt in einem Bergwerke arbeite, um sich das Geld zu verdienen zur Fortsetzung seines Studiums in Heidelberg. Der Vater hätte ihm erklärt, er habe nur die Mittel, ihn im Heimathause durchzufüttern und dabei in Berlin weiter studieren zu lassen.

Professor Suchier berichtete, dass in Marburg zwei studentische Vereinigungen versucht hätten, einen Bund gegen das Zigarettenrauchen zu begründen, durch das Unsummen deutschen Geldes ins Ausland gehen, [von] der Beeinträchtigungen der Gesundheit ganz zu schweigen. Ihr Anschreiben sei von der Mehrzahl der Korporationen gar nicht beantwortet, andere hätten glatt abgelehnt, wieder andere zurück geschrieben, sie wollten dem Gedanken nähertreten, glaubten aber nicht an Erfolg. Wenn sich die Studentenschaft einem so vernünftigen Gedanken gegenüber so ablehnend verhält, wie kann man da von den Arbeitern Selbstzucht verlangen! Armes Deutschland!

Andere Studierende dagegen eilen nach Oberschlesien zum Grenzschutze, so zwei Eberhard, Vettern, der eine aus Ilfeld, der andere aus Sprottau. Bei mir war ein cand. Luerssen, der eben seine Oberlehrerprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, und äußerte dieselbe Absicht.

Zu dem Marburger lobenswerten Vorgehen gegen das Zigarettenrauchen tritt ein neuer Protest daselbst gegen die Ausschreitungen bei den sogenannten Fässchenparties. Die kneipenden Korporationen fühlten sich nicht entblödet, halb erwachsene, schulpflichtige Kinder betrunken zu machen. „Es sind Verbindungen“, schreibt die Frankfurter Zeitung, „die sich besonders national gebärden.“ Der erwähnte Protest war von Vereinen aller Richtungen unterzeichnet, von den Deutsch-Nationalen bis zu den Kommunisten hinunter.

Tragikomisch war am 1. Juli ein Ereignis, das sich vor dem Gymnasium abspielte. Zog da die Burschenschaft Neo-brunsvigia in mehreren bekränzten und fahnengeschmückten Möbelwagen, auf denen maskierte und verkleidete Leute saßen, mit lautem Hallo vor die Schule, um einen Kommilitonen, der sein Staatsexamen abzuschließen gedachte, feierlich einzuholen. Delegierte in vollem Wuchs fragten

bei mir an, ob der Betreffende nicht bald fertig sei. Er hatte an den Tagen vorher die Philosophie erledigt, Englisch mit „gut“ und Deutsch mit „genügend“ 1. Stufe erreicht und saß nun bei Suchier im Französischen. Ich ging, da es schon über die Zeit war, in die Prüfung und überzeugte mich, dass der Examinand, Jacob hieß er, in der französischen Literaturgeschichte grenzenlos unwissend war. Suchier sagte, in der Phonetik sei die Unwissenheit gleich groß gewesen. Es blieb nichts übrig, als dem Kandidaten die Fakultas im Französischen zu versagen. Sein Examen war demnach noch nicht erledigt. Er legte sich aufs Bitten - ohne Erfolg, und seine Bundesbrüder fuhren ihn von dannen mit einer Art Trauergesang, aber mehr als vergnügt.

Dass dem Kandidaten kein Unrecht geschehen sei, wurde mir und Suchier umso klarer, als uns Eberwien erzählte, derselbe habe bei der Klausur zu täuschen versucht; das mitgebrachte Lexikon sei ihm aber nach Beginn der Ausarbeitung abgenommen worden. - Störend war es für die Besucher der „Alkestis“ des Euripides, die im Schulhof aufgeführt worden war, dass sie in ihrer weihevollen Stimmung beim Fortgang auf die johlenden Studenten stießen.

670 Die Schändlichkeiten, die sich die Polen in dem armen Oberschlesien zuschulden kommen lassen, erinnern an die Gräueltaten des Dreißigjährigen Krieges. Die Franzosen stehen mit verschränkten Armen dabei; sie klagen mittlerweile unsere Offiziere des Mordes an Gefangenen an und hatten doch selbst das ruchlose Institut der *Nettoyeurs* eingeführt. Die Kriegsverbrechen der Ententebrüder sind himmelschreiend, die verhältnismäßig wenig Verbrechen auf Seiten der Deutschen werden in allen Erdteilen ausposaunt, die eigenen verschwiegen. Wann wird der Tag kommen, an dem die Lügengespinnste zerrissen sind, die zu unserer Niederlage am meisten beigetragen haben! Wir wären darin schon weiter, wenn nicht auf Seiten der Deutschen die Zahl der Verräter so unheimlich groß wäre. So ist es aber zu allen Zeiten gewesen. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten: Flavus – Arminius [das feindliche Brüderpaar], Segestes [der verräterische Stammesoberer] – Arminius, letzterer ermordet, und so durch die ganze Geschichte. Jahrhundertlang buhlten deutsche Fürsten um die Gunst des Auslandes, jetzt ganze Volksteile. Der Beifall der Franzosen oder Bolschewisten steht unseren Kommunisten höher als das Wohl des Vaterlandes. Trotz alledem bin ich felsenfest überzeugt, dass der gute Kern Deutschlands nicht totzukriegen ist. Der Aufstieg wird wieder kommen.

671 Der 6. Juli war ein Festtag erster Ordnung für Göttingen. Hindenburg hier. Das sagt alles. Die Straßen, durch die er fahren musste, in schönstem Flaggenschmuck. Die Bevölkerung in froher Stimmung. Die Schulen, Vereine, Korporationen bildeten Spalier. Militärischer Empfang. Die alten Offiziere in Uniform. Begrüßung durch [Bürgermeister] Calsow im Rathaus. Um 2 Uhr Universitätsfeier. Der Saal bis auf den letzten Platz besetzt, schön geschmückt mit Schwarzweißrot und Blumen. Die Feier nahm den gewöhnlichen Verlauf, nur dass der Sieger von Tannenberg im Mittelpunkt stand, der, vom Rector Magnificus geleitet, den für ihn bestimmten Ehrenplatz innehatte. Sein ehernes Standbild, d. h. Büste,

stand als Gegenstück von Bismarcks Büste bereits an der bestimmten Stelle. Dr. O[skar]. Hagen¹³ empfing den Zug mit weihevoller Musik.

Mirbt¹⁴ war der richtige Mann für diese Feier, die er mit einer eindrucksvollen Rede in das rechte Licht zu stellen wusste, so dass sie einen Markstein bilden wird in der Geschichte der Georgia Augusta. Gedankenreich, kurz, scharf geprägt waren die Sätze, die er mit klarer Stimme und in schöner Sprache den Zuhörern ins Herz hinein festigte. Hoffnungsvoll schaute er in die Zukunft im Hinblick auf das Un-geheure, das Deutschland der halben Welt als Feinden gegenüber geleistet hatte. Männer wie Bismarck und Hindenburg würden die künftigen Generationen an ihre Pflicht erinnern. Sursum corda [empor die Herzen]! Deutschland über alles!

Hindenburg dankte für den Empfang und die Ehrungen – er war auch zum Ehrenmitglied der Göttinger Universität ernannt worden - und gab der Überzeugung Ausdruck, dass es wieder aufwärts gehen würde. Er schloss mit dem Wunsche, dass der Geist von 1914 mit seiner Liebe zu Kaiser und Reich wieder lebendig werden und die Herzen der Deutschen erfüllen möge.

Von der Universität fuhr Hindenburg zu Mirbt, wo zu Mittag gespeist wurde. Das Haus an der Wilhelm-Weberstraße war von Menschen umlagert. Ein Mädchenchor vom Lyceum sang Lieder, die Mengen stimmte „Ich hab´ mich ergeben“ an, Hindenburg sprach mit diesem und jenem, trug ein Göttinger Patkind ... auf dem Arme, zeigte sich grüßend auf dem Balkon, kurz, versäumte nichts, um die stürmischen Liebesbeweise des Publikums, so weit es ihm möglich war, zu befriedigen.

Klein-Agnes hat ihn wiederholt gesehen, im Spalier und als er zum Oberbürgermeister Calsow fuhr. Ich habe ihn in der Aula sorgfältig betrachtet. Er glich genau seinem Bilde auf der Darstellung mit Ludendorff zusammen. Als er redete, bewegte sich kein Muskel seines Antlitzes. Abends ist er noch anderthalb Stunden auf dem Kommers der Studentenschaft im Stadtpark gewesen und hat durch seine Ansprache stürmischsten Beifall geweckt. Nach 9 Uhr fuhr sein Zug vom Bahnhof ab. Hunderte von Menschen, die die Sperre durchbrochen hatten, standen längs der Schienen. – In Bovenden, wo Halt gemacht wurde, hatten sich, wie mir Eberwien erzählte, ebenfalls Schaaren von Begrüßenden eingefunden, was umso bemerkenswerter ist, als Bovenden unter seinen Tabaksarbeitern nicht wenig Sozialdemokraten zählt. Da hat sich Hindenburg an die Leute gewandt und ihnen zugerufen, sie möchten den Göttingern noch einmal seinen Dank aussprechen, einen so schönen Tag hätte er lange nicht erlebt. - Als Eberwien dies anderen Tages bei der Prüfung Mirbt erzählte, freute sich dieser nicht wenig, wie er auch unsere Glückwünsche über die glänzend verlaufene und nach jeder Beziehung gelungene Festfeier gern entgegennahm.

¹³ Initiator der Göttinger Händel-Festspiele, s. §673

¹⁴ s. §545

672 Maximilian Harden hat es richtig fertiggebracht, den Verurteilten Hölz mit einer Märtyrergloriole zu umgeben. Es geht doch nichts über eine rabulistische Dialektik. Den Polen gegenüber, so behauptet er, hätten sich die Deutschen nicht geringere Scheußlichkeiten zu schulden kommen lassen, als diese an uns.

Prof. [Ulrich] Kahrstedt¹⁵ hielt am 11. Juli 1921 einen höchst fesselnden Vortrag über außenpolitische Probleme. Leider sprach er so schnell, dass man nur mit Mühe folgen konnte. Der Gegensatz zwischen England und Amerika vertieft sich. Letzteres schließt sich mit Frankreich zusammen und lässt es nach Belieben in Deutschland schalten. England wollte uns helfen, ist aber durch Rathenaus Vertrag [zur Regelung der Reparationen] mit [dem französischen Wiederaufbauminister Louis] Loucheur, der in Wiesbaden zu Stande kam, davon abgekommen, lässt jetzt ebenfalls den Franzosen in Oberschlesien freie Hand. Mit Japan bleibt es in Freundschaft, um seine Herrschaft in Indien nicht noch mehr zu gefährden. - In Russland entwickelt sich Lenin zu einem neuen Despoten à la Attila, Tschingis-Chan bzw. Napoleon. Noch ist Russlands Hand aussätzig - das Liebäugeln mit dem Nationalbolschewismus hätte uns ins Verderben gestürzt - wir dürfen sie erst ergreifen, wenn sie durch Lenin gesundet ist. Wir sind ja selbst zu sehr krank, um uns von dem russischen Aussatz anstecken lassen zu können. Im Osten drohen England schwere Gefahren, obgleich es ihm gelungen ist, Frankreich dort fast ganz auszuschalten. Die Balkanisierung Europas ist nicht aufzuhalten. Wir werden eine Festigung der Verhältnisse kaum oder wahrscheinlich nicht erleben. So viel über den Vertrag!

673 Die Absicht, Göttingen zu einem Mittelpunkt neuen musikalischen Lebens zu machen, ist auf dem besten Wege sich zu erfüllen. Dr. Oskar Hagen gibt sich die redlichste Mühe. Fand schon im vergangenen Jahre die Wiederbelebung der Händelschen „Rodelinde“ Anklang, so ist dieser jetzt mit „Otto und Theophano“ zu einem mächtigen Akkorde angeschwollen. Es kann freilich keinen größeren Gegensatz geben als die rauschende, aufregende Musik Richard Wagners und die feine, beruhigende Händels mit ihren herrlichen Melodien. Hagen will versuchen, in Süddeutschland und in der Schweiz für die Wiedererweckung Händels Stimmung zu machen.

674 Erich hatte unter mehreren Arbeitern, die sich angeboten hatten, in den Feierstunden sein Holz kleinzumachen, denjenigen gewählt, der 20 M gefordert hatte. Als es ans Bezahlen kam, wollte ihm Erich, weil der Mann viel Zeit damit zugebracht, 60 M zahlen. Da verlangte der Unverschämte 120 M, die ihm natürlich verweigert werden. Er droht und schimpft, Erich erklärt, er werde einen Sachverständigen als Schiedsmann anrufen. Jener geht fluchend ab. Erich trägt den Sachverhalt dem sozialdemokratischen Stadtverordneten Fengler vor. Dieser nimmt sich der Sache an und schätzt, dass 60 M gute Bezahlung für die Leistung des Arbeiters sei, er möge ihn nur zu ihm schicken. Als der Mann mit einem frag-

¹⁵ Ulrich Kahrstedt (1888-1962), Althistoriker, seit 1916 DNVP, ab 1933 Schlüsselfigur der nationalsozialistischen Hochschulpolitik in Göttingen, 1946 wegen seiner braunen Belastung durch die britische Militärverwaltung entlassen, aber schon einen Monat später wieder in sein Amt eingesetzt, das er dann bis zu seiner Emeritierung 1952 inne hatte.

würdigen Begleiter wieder zu Erich kommt und diesen als Sachverständigen vorstellt, ist er erstaunt, dass Erich seinen Obmann Fengler in die Sache gezogen hat, murmelt erregt davon, dass sie Fengler gar nichts angehe, begibt sich aber zu ihm. Er trifft ihn vor dem Hauptzelte einer großen sozialdemokratischen Veranstaltung auf der Schützenwiese und wird von ihm in Gegenwart vieler Leute wegen seiner Unverschämtheit gründlich heruntergerissen. Kleinlaut kehrt er zu Erich zurück und gibt sich zufrieden. Fengler hat zu Erich gesagt, er möge sich nur an ihn wenden, wenn er Hilfe nötig habe, er verfüge stets über Beschäftigungslose, die gerne Arbeit annehmen.

675 Fritz Scheidemann las mir, als ich am 16. Juli bei ihm war, einen Brief von einem baltischen Universitätsprofessor vor, bei dem er seinerzeit in Riga gastfreundlich aufgenommen war und viel verkehrt hatte. Jener bestätigte den Empfang einer besonderen Sorte Saaterbsen und schilderte seine Lage. Von seinem großen Besitztum sind ihm 200 Morgen gelassen, Wohnhaus, Ställe, Park, Versuchsanlage - er war Professor der Landwirtschaft - alles in Grund und Boden zerstört, seine Frau durch die Misshandlungen in sibirischer Gefangenschaft gezwungen, auf Stöcke gestützt mühsam zu gehen, er selbst 65 Jahre, um ihn herum feindliche Letten auf seinem ehemaligen Besitze. „Wir Balten lassen doch den Mut nicht sinken und bauen wieder auf. Ich ziehe bei Tagesgrauen mit den Ochsen auf das Feld und pflüge. Meine Frau kniet im Garten und pflanzt.“

Und er war russische Exzellenz, hoch angesehen bei Hofe und geachtet in der Wissenschaft. Die Balten bauen wieder auf. Wen sie am grimmigsten hassen? Das sind die verräterischen und heimtückischen Letten. Fritz hat solche Briefe und Schicksale im Kreise der hiesigen Landwirte mitgeteilt, um dem Wuchersinn zu steuern und zu zeigen, was ihnen blüht, wenn die Bolschewisten ans Ruder gelangen.

676 Da habe ich mir seit 1915 zum ersten Male einen Anzug bauen lassen. Den Stoff dazu hat Hans geschenkt. Preis: 470 M. Das ist billig. Auslassen und Aufbügeln von Rock und Weste, die mit der dazugehörigen Hose seinerzeit 75 M kosteten, wurde mit 50 M berechnet.

Mein Ruhegehalt hat sich verdreifacht. Die Lebensbedürfnisse sind im Preise um das Zehn- bis Zwanzigfache teurer geworden. Was sollen kinderreiche Familien anfangen? Nun steht neuer Brotaufschlag vor der Tür. Das Brot, was bisher 4,10 M (1.900 gr.) kostete, soll vom 15. August an 7 bis 9 Mark kosten. Die Arbeiter drohen mit Lohnstreiken. Und wir armen Beamten?

In allen Teilen Europas gährt es. Russland steht vor einer furchtbaren Hungersnot, Frankreich hetzt die Polen auf und stellt weitere Sanktionen in Aussicht usw., usw., die Deutschen denken nicht an Einigkeit, sondern beharren in ödem Parteigezänk. Viele verraten die heimatliche Sache. Wie wird es enden?

677 Heinrich Schmidt-Frankenbergr ist in Münden zum Direktor des städtischen Gymnasiums gewählt. Mein Brief in seiner Sache an Direktor Buchholz,

seinen Vorgänger, wird ihm dabei genützt haben. Ich beglückwünschte ihn aufrichtig zu seinem Erfolge, habe ich ihn doch in bestem Angedenken von seiner Einarbeitung in den Lehrerberuf (1908) an. Er war schon damals ein tüchtiger Pädagoge, dazu gewandt im Verkehr und angenehm in den Formen. Fritz Boesch, der am 24. Juli 1921 bei uns war, hatte ein weniger günstiges Urteil über ihn, kannte ihn allerdings nicht persönlich; er sei ein Streber, politisch nicht zuverlässig, mache seinem Direktor Francke in Osnabrück viel zu schaffen und dergl. Ich finde darin nur den Klatsch solcher, die ihm seinen Erfolg nicht gönnen, und lasse mich nicht dadurch beirren.

Sehr ungünstig urteilte Boesch auch über meinen alten Schulvoigt Kunze am K.W.G. Er trüge den Mantel ganz nach dem Winde, sei im Grunde Sozialdemokrat, hetze die anderen Schuldiener Hannovers auf und könne den Mund nicht voll bekommen. Sein Einkommen übersteige das der Oberlehrer, da seine Tochter als Tippfräulein und sein Sohn als ausgebildeter Schlosser noch viel Geld ins Haus bringen. Er wolle nur eine Art Hausinspektor und zweiter Direktor sein, selbst aber nicht mehr die Hand rühren. An diesen Aussetzungen scheint mehr Wahrheit zu sein, da sie sich hier auf Boeschs eigene Wahrnehmungen stützen. Außerdem decken sie sich z. T. mit Beobachtungen, die Erich an seinem Schuldiener Bodenburg gemacht hat, dem er es wiederholt ins Gesicht gesagt hat, er sei ein waschechter Sozi.

678 Was sich in Oberschlesien abspielt? Hunderte von patriotischen jungen Leuten sind in Mittelschlesien untergebracht und werden dort, falls sie noch nicht gedient haben, unauffällig ausgebildet. Wenn der in der Luft schwebende Krieg mit Polen ausbricht, so ist sofort eine Armee bereit, um dies Gesindel, das übrigens namenlos feig sein soll, wieder über die Grenze zurückzuwerfen. Polen mag im eigenen Fette schmoren, seine Herrlichkeit wird nicht lange dauern. Die Finanzen sind trostlos, die Unzufriedenheit im eigenen Lande wächst, die Russen drohen. Wie lange werden noch die Franzosen bereit sein, in dieses Danaidenfass ihre Milliarden zu werfen?

Direktor Duncker erzählte mir, dass seine Primaner jetzt vor allem die Romantiker liebten und obenan Heinrich v. Kleist. Dann kämen die Dichter der Freiheitskriege. Die jetzige mecklenburgische Jugend fange an, die kleinliche Kirchturmpolitik ihrer Landsleute über Bord zu werfen und sehe in einem neu erstarkten Preußen die einzige Rettung für Deutschland. Die Engherzigkeit der meisten Mecklenburger, Nationale bis hinab zu den Roten, sei grenzenlos. Um so mehr ist der neue Geist der Jugend zu begrüßen.¹⁶

679 Unser Fritschen ist für sechs Wochen in der Baadeschen Privatklinik, Hannover Sedanstr. 60, untergebracht. Er wird massiert und soll dann im Geh-

¹⁶ An dieser Stelle eingeklebt ist ein (nicht weiter bemerkenswerter) Zeitungsartikel, wohl aus dem Göttinger Tageblatt, über ein kürzlich erschienenenes prophetisches Buch von Otto Dickel: „Die Auferstehung des Abendlandes“, gegen Spengler gerichtet. (Der Blut-und-Boden-Phantast Dickel stieß schon 1921 zu Hitlers Nationalsozialisten, überwarf sich dann aber mit ihnen durch die Gründung eines Konkurrenzunternehmens, der „Deutschen Werkgemeinschaft“.)

stuhl, später an Krücken von neuem das Gehen erlernen. Baades Urteil über Fritzchens Leiden deckt sich mit dem Göppertschen. Er will versuchen, was sich tun lässt. Sichere Heilung kann er nicht in Aussicht stellen. Die Kur wird etwa 4.000 M kosten, und Baade ist bereit, sich auf Ratenzahlungen einzulassen. Erich ist in Blankenburg bei seinen Verwandten gewesen, um Geld aufzubringen. Alles zu zahlen bin ich außer Stande, zumal ich die Sorge für Agnes fast allein auf mir habe. Bei dem schlechten Stande der Wertpapiere würde der Verkauf eines entsprechenden Betrages zu verlustreich sei. Das Einkommen der Northeimer ist auch wesentlich höher denn das unsere.

Wir zehren noch immer von unserem dreitägigen Ausflug nach Marburg. Er hat Anna wunderbar aufgefrischt und die alten Erinnerungen belebt. Das ist für mich eine herzliche Freude. Das Grab von Gerta v. Wille fanden wir nach langem Suchen auf dem neuen Friedhof. Es ist das dritte nach der Ruhestätte des Gymnasialdirektors Fuhr. Beim Wandern auf dem Friedhofe fanden wir manchen bekannten Namen. Anna entdeckte auch die Gräber von mehreren ihrer Jugendfreundinnen. Marburg stand noch im Zeichen der Stiftungs- und Abschiedskommerse. Überall wehten bunte Fahnen. Unser Unterkommen im Philipphause konnte nicht besser und behaglicher sein. Zu Mittag und Abend speisten wir nebenan im „Haspel“, für die jetzigen Teuerungsverhältnisse sehr preiswert für je fünf Mark (heute 20 M für Personen).

Der Sonntag brachte einen schönen Gottesdienst in der herrlichen Elisabethkirche. Natürlich waren wir auch oben beim Schlosse. Einen gemütlichen Abend verlebten wir bei Amtsgerichtsrat Grottes. Frau Theo, geborene Bajohr, ist das liebe, freundliche Geschöpf geblieben, das es immer war. Sie hat es nicht leicht, sah sehr mitgenommen aus, lässt aber den Kopf nicht hängen. Ihre nächste Freude sollte ein längerer Aufenthalt in Ilfeld bei ihrer Mutter sein. Auf dem Rückwege hielten wir uns einige Stunden in dem eleganten Kassel auf, wo man in den Hauptstraßen von der Not der Zeit nichts merkt.

Jetzt stehen wir im Zeichen der Mädchensuche. Unsere völlig unzureichende „Emma aus Adelebsen“ mussten wir am 15. August entlassen. Anna hat die ganze Haushaltssorge auf sich, bei 70 Jahren keine leichte Aufgabe. Noch geht es. Reichere Leute schnappen die besten Mädchen weg. Die heranziehende Teuerung wird das Durchfüttern eines Hausmädchens nicht erleichtern, zumal wenn sie wie die verfllossene Emma Duntemann zu den Fressern gehört. Das Gute siegt!

680 Hildegard¹⁷ zu Agnes: „Du glaubst nicht, wie oft ich mich nach Großmutter sehne.“ Agnes: „Da kannst du verstehen, wie sehr ich mich nach dir sehne.“ – [Agnes zu Anna]: „Du bist eigentlich gar keine Großmutter!“ – „Warum nicht?“ – „Eine Großmutter hat eine dicke Jacke an und sitzt immer hinter dem Ofen.“

¹⁷ Hildegard Loß in Northeim, Agnes L. bei den Großeltern in Göttingen

Zwei schöne Tage liegen hinter mir. Ich war am 6. und 7. September bei den Northeimern. Emmchen sah schmal aus, befand sich aber ihrer Aussage nach sehr wohl. Erich war frisch, anregend, tätig. Er möchte seine Schule nach jeder Richtung hin heben und findet Widerstand an der Bequemlichkeit der Mehrzahl der Lehrer sowie an der Langsamkeit der meisten Schüler, die zwar gutartig und willig sind, aber zum großen Teil der schwerfällig denkenden Kalenbergischen Bauernschaft entstammen. Erich wäre meines Erachtens der gegebene Leiter des Göttinger Gymnasiums. Er würde Leben hineinbringen und den Universitätsprofessoren seinen Mann stehen. Schreiber, der jetzige Direktor, ist ein braver, wohlmeinender Mann, aber den Verhältnissen nicht gewachsen und dazu mit einer guten Portion Eigensinn ausgestattet.

Wir ergingen uns auch in politischen Gesprächen und waren einig, dass die Masse des Volkes sich des Ernstes unserer Lage gar nicht bewusst ist und den Kelch des Leidens noch lange nicht genug gekostet hat. Erich fürchtet einen vorübergehenden Sieg der roten Richtung; dann erst würde der ersehnte Diktator und Retter erstehen.

Hildegard hütete während meines Aufenthalts das Bett. Sie litt an Kopfweh und Appetitlosigkeit. Als ich wegreste, war ihr Angegriffensein überwunden. Die Nachrichten über den kleinen Fritz bewegten sich in der alten Richtung: Es muss abgewartet werden, ob sein Leiden zum Stillstand kommt. Wir drei genossen die herbstlich sonnigen Tage und ihre erquickende Luft mit dankbaren Herzen. Zu Haus konnte ich Anna doch ganz erträgliche Kunde bringen.

681 Ludendorff hat in einer Unterredung mit einem Berichterstatter des „Matin“ klar und deutlich erklärt, dass Deutschland in den nächsten Jahren und darüber hinaus außer Stande sei, einen Revanchekrieg vorzubereiten, geschweige denn zu führen. Hoffentlich macht dies in Frankreich Eindruck und nimmt den dortigen Militaristen den Wind aus den Segeln. Wenn dazu eine Revolution die kapitalistische Oligarchie wegfegte, so könnte das für unser gegenseitiges Verhältnis nur von Vorteil sei. Dann würde auch Elsass-Lothringen seine Selbständigkeit wiedergewinnen. Ja dann, ja dann... Man baut Luftschlösser und steht sofort wieder vor dem alten Elend.

Jetzt scheint es, als ob eine Koalition von der deutschen Volkspartei bis zu den Mehrheitssozialisten zu Stande kommen sollte, eine Stärkung für die recht schwächliche Republik. Freilich, die Monarchie hat z. Zt. auch keine Aussichten. Wen soll man zum Herrscher ausrufen! Der Abgang der Fürsten von ihren Posten war zu kläglich. Wenn Frankreich und Deutschland sich einigten und Ludendorff zum gemeinsamen Kaiser ausriefen, Polen ausschalteten und die verlorenen deutschen Gebiete, auch Österreichs, samt diesem dem großen Reiche hinzufügten - das wäre der Anfang einer langen Friedenssära!

Aber so vernünftig sind die Franzosen nun und nimmer nicht. Der offene und latente Krieg wird noch manches Jahr anhalten, bis Europa zu Grunde gerichtet ist. Mit England zu rechnen, fange ich an aufzugeben. Dort wachsen die inneren und

äußeren Schwierigkeiten, damit zugleich Englands Abhängigkeit von Frankreich; sollen doch die Franzosen im Stande sein, mit ihren weittragenden Geschützen London ohne Mühe zusammenzuschießen. Die Franzosen sehen hinter Ludendorffs Äußerungen die äußerste Verschlagenheit und Tücke, sie vermuten dahinter die geschickte Verschleierung eines baldigen Revanchekrieges, vor dem sie sichtlich Angst haben.

682 Der diesmalige Besuch von Hildegard (1.-3. Oktober) wird bei ihr wohl einige peinliche Erinnerungen hinterlassen. Anna trägt gerade ihr Wohl so auf dem Herzen und wünscht, dass sie zu einem tüchtigen Menschenkinde heranwachse. Da gab es vielerlei zu erörtern, was Hilde nicht gerne hörte: ihr Verkehr in Northeim, dass vorzeitige Flirten daselbst, die Tanzstunde, die Konfirmation, die weitere Ausbildung. Wir Großeltern sähen am liebsten, dass sie die Tanzstunde vorläufig ganz lässt, um nicht in die Schülerliebeleien zu geraten. Dass Hildegard den größten Wert darauf legt, welchen Eindruck sie auf andere macht, geht daraus hervor, dass sie sofort rot wird, wenn sie Menschen begegnet, die sie scharf ansehen oder von denen sie sich fixiert glaubt. Anna glaubt auch Hildegards Augenaufschlag oft für affektiert ansehen zu müssen und hat auch das aussetzen gehabt.

Dass das Kind etwas eitel ist, darf man nicht so hoch anschlagen. Hildegard legte den goldenen Ring sogleich ab, den ihr ihre Mutter unverständlicherweise gegeben hatte. Alles, was ihr gesagt wurde, bewegte sie in ihrem Herzen. Sie ist sinniger und gutherziger wie Agnes z. Zt. ist. Bei letzterer sind alle Gedanken aufs Lernen gerichtet. Wir bemühen uns, dem Kinde es fest einzuprägen, dass in der heutigen Zeit nur derjenige sich in der Welt behaupten kann, der etwas Tüchtiges gelernt hat. Törichte Schullieben und mittelmäßiger Fleiß sind, wenn je, so heutigen Tages nicht angebracht. Hildegard muss viel angestrongter arbeiten, wenn sie dasselbe wie Agnes leisten will.

683 Die Wellen, die Erzbergers Ermordung hervorgerufen hatte, beruhigen sich allmählich. Die Täter sind bekannt, aber entkommen. Es waren keine Mitglieder der Deutschnationalen Partei. Das schadet aber nichts [?] ¹⁸. Das beklagenswerte Ereignis - nicht als ob ich Erzberger darum ein Tüttelchen anders einschätzte - kam den Linksparteien doch zu gelegen, um es nicht zum eigenen Nutzen auszuschlachten und zu hetzen. Ich zweifle, ob der kleine Mann überall gewusst hat, wer Erzberger war; aber die Volksseele musste zum Kochen gebracht werden. Dass jüngst ein Attentat auf den Volksparteiler Stegemann versucht wurde, lässt den Ultramontanen Wirth kalt; aber Erzbergers sogenannte Verdienste wurden ins hellste Licht gestellt, er selbst als Märtyrer gefeiert, vor allem aber vor Rechtsputschern gewarnt, an die niemand im Ernst glaubt. Dass die Roten ihren „Hölz“ feiern und seine Begnadigung fordern, gehört auf dasselbe Blatt des durch Demagogenkünste getriebenen Volksbewusstseins.

¹⁸ d. h. es schade den Deutschnationalen nichts, dass man ihnen den Mord anlaste?

Wieder eine neue Unruhe! Was wird aus Oberschlesien? Der Hohe Rat will es teilen. Wirth droht für diesen Fall mit seinem Rücktritt. Ich würde ihm keine Träne nachweinen. Aber der Bürgerkrieg steht vor der Tür. Die Habgier der Bauern, die die Kartoffeln nur zu Wucherpreisen hergeben wollen, trägt dazu bei, die Volksmassen aufzupeitschen. Die Landwirte von der Denkart Fritz Scheidemanns sind in der Minderzahl und dringen nicht durch. Die Preise bleiben im Steigen, die Valuta im Fallen. Wir Beamten, Ruhegehaltsempfänger und kleinen Rentner sind am übelsten dran. Eine neue Revolution wird prophezeit, die sich diesmal freilich auch auf Amerika, England und Frankreich ausdehnen soll.

684 Jedesmal, wenn ich in Norheim war, kam ich jetzt mit guter Zuversicht zurück. Erich ist frisch, umsichtig, arbeitsfreudig, überwindet die zeitweise auftretenden Depressionen durch seine Willenskraft. Er hat es nicht leicht. Das Schicksal unseres Fritz lastet schwer auf uns allen und nicht zum wenigsten auf Erich. Emmchen ist herzensgut und voll besten Willens, aber in vielen Stücken unfähig, Erich zu verstehen. Die Kinder hören schon jetzt nicht immer auf sie. Agnes, die energischste, lernt bei uns wenigstens das Gehorchen. Um Hildegard macht sich Anna viel Sorgen. Ich rechne auf den guten Kern, der in ihnen steckt und der sie abhält, ihrer von ihnen herzlich geliebten Mutter Kummer zu machen. - Die Kur Fritzens hat in den letzten sechs Wochen mehr als 5.000 M gekostet und doch nichts geholfen. Erich hat Geld bei den Blankenburger Verwandten aufgenommen. Ich helfe nach Kräften.

685 Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Das ist die Signatur der Zeit. Das Schicksal Oberschlesiens wird ja wohl auf Teilung hinauslaufen. England macht zwar noch allerhand Einwände; darauf ist nichts zu geben. Was kann sich aber aus der neuen Vergewaltigung Deutschlands entwickeln? Wenn wir uns dagegen stemmen, kann die Entente in die Brüche gehen; gebrechlich genug ist sie schon. Und was bereitet sich alles vor? In Amerika ein Riesenstreik der Eisenbahner und 6 Millionen Arbeitsloser. In England beläuft sich die Zahl der Arbeitslosen auf 2 Millionen. In Frankreich wühlen die Roten und wächst die Unzufriedenheit der Elsass-Lothringer. In Italien hören die Unruhen nicht auf. Bei uns rühren sich auch die Bolschewisten; aber ich hoffe, dass sie kein Glück haben; das Beispiel Russlands ist doch auch für die Arbeitermassen nicht verlockend. Im Berliner Stadtparlament ist die rote Übermacht gebrochen. Aber sicherer Boden für günstige Entwicklung ist nirgends. Wenn uns nicht Gott hilft durch irgendein politisches Ereignis, wie er Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Kriege wiederholt half, so geht es zunächst noch weiter mit Deutschland bergab. Die Zahl der Leichtsinigen, Selbstsüchtigen, Unverständigen ist noch immer viel zu groß. Unsere Valuta sinkt noch weiter. Der Dollar = 150 M.

Oberschlesien wird geteilt. Das Ministerium Wirth wird hoffentlich die längste Zeit am Ruder gewesen sein. Dass der dumme deutsche Michel nicht begreift, dass diejenige Politik stets zu unserem Schaden ist, die von den Franzosen gelobt wird! Nun ist der verräterische Karl [VI.] wieder auf österreichischem Boden, natürlich mit Frankreichs Unterstützung, das mit allen Mitteln den Zusammen-

schluss aller deutschen Stämme hindern will. Sein [Karls] nächstes Ziel wird die Festsetzung in Ungarn sein. Von dort wird er versuchen, in Wien Fuß zu fassen.

686 Die Karliade in Ungarn hat nicht lange gedauert. Die Rechnung stimmte nicht. England hatte zeitig vorgebaut; so wurde Frankreichs Plan zu Wasser. Die französischen Diplomaten [gerierten sich] natürlich, als sei dieser Ausgang ganz nach ihrem Wunsche. Im Orient wird der Kampf zwischen den feindlichen Brüdern offener geführt.

Bei uns ist Wirth nun doch wieder ans Ruder gelangt. In Preußen kam die „große Koalition“ zu Stande zwischen Deutscher Volkspartei, Centrum, Demokraten und Sozi. Gymnasialdirektor Boelitz-Soest, ein Deutscher Volksparteiler, ist Kultusminister geworden. Vielleicht kommt nun auch die Frage mit den Prüfungsämtern in Fluss. Ich habe dem Prof. D. Schuster in Hannover, Mitglied des Abgeordnetenhauses, das ganze Material und meine Vorschläge geschickt. Dieser hat versprochen, die unerträglichen Zustände zu beseitigen zu versuchen. [Es bekommen:] Vorsitzender 1.200 M, Bote 2.000, Sekretär 2.000 - so die Gehaltssätze in Göttingen. Und die Bezahlung der Arbeit eines Professors noch nicht annähernd gleich der eines Handarbeiters!

In Washington tagt jetzt eine Weltkonferenz, natürlich ohne Russland und Deutschland. Dort werden große Worte gesprochen von Abrüstung, Weltfrieden, Selbstbestimmung der Völker etc. - alles Unfug - und doch werden die Auguren alle ernste Gesichter machen. Keiner von denen dort Zusammensitzenden traut dem anderen, jeder ist bedacht, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, und rüstet munter drauflos. Ein zweiter, noch fürchterlicherer Weltkrieg bereitet sich vor. Wenn wir doch dann als Tertii gaudentes [lachende Dritte] zusehen könnten! - Und die deutschen Michel streiten sich unentwegt weiter, anstatt zu begreifen, dass nur geschlossene Front und Einmütigkeit uns aus unserer elenden Lage heraushelfen können. Die Partei obenan!

687 Am 19. November nahm ich in Northeim an der Feier zum Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen Corvinianer¹⁹ teil; sie wird mir unvergesslich bleiben. Die Lieder und Deklamationen waren der Bedeutung der Feier entsprechend ausgewählt und namentlich die Deklamationen wirkungsvoll vorgetragen. Vortrefflich war Erichs Ansprache.²⁰ Die Hörer waren ergriffen und konnten sich dem Eindrucke nicht entziehen, dass der Redner seiner Aufgabe nicht besser hätte gerecht werden können. Erich bewies, dass er ganz wieder auf der alten Höhe stand. „O Herr, mach uns frei!“, war der Schluss des erhebenden Aktus, soweit er sich in der Aula abspielte. Wer hätte die Worte nicht aufs tiefste bewegt mitgesungen!

Die Enthüllung des Denkmals im Vorgarten des Gymnasiums bildete den zweiten Teil der festlichen Veranstaltung. Architekt Frankenberg übergab den schlichten,

¹⁹ Schüler des Gymnasium Corvinianum

²⁰ Text in „Mein Großvater Erich Loß“

ragenden Gedenkstein, der die Namen der Gefallenen trägt. Erich übernahm ihn mit Dank und dem Gelöbnis, ihn in Ehren halten zu wollen.

Von vielen Seiten wurde der Wunsch ausgesprochen, dass Erich seine Rede drucken lassen möge. Ich freue mich mit ihm seines Erfolges. Er hat sich wahrhaftig keine Mühe verdrießen lassen, die ganze Sache in Gang zu bringen und zu einem guten Ende zu führen.

688 Der Direktor der Franckeschen Stiftungen, Nebe, schrieb an mich, ob wir in Göttingen die Geschichtsprüfung von zwei Examinatoren vornehmen ließen. In der gleichen Sache hatte kurz vorher das Prüfungsamt Münster angefragt. Ich habe geantwortet, dass ich dieser Frage noch nicht nähergetreten sei. An Nebe habe ich auch die Gründe geschrieben, die mich gegen die Teilung der Prüfung sein ließen: Es schadet den alten Historikern [Althistorikern] nicht, wenn sie sich auch mit Mittelalter und Neuzeit beschäftigen, ebenso wenig schadet es den neueren Historikern, wenn sie sich in der alten Geschichte auf dem Laufenden erhalten. Die Beurteilung der Kandidaten gestaltet sich aber bei der Prüfung durch ei-nen Examinator nicht bloß einheitlicher, sondern auch wohlwollender. Nebe war vorher Direktor des Joachimsthaler Gymnasiums und der Lüneburger Schule. Von jener Zeit her kenne ich ihn.

Pastor Lohmann hielt seit anderthalb Wochen Erweckungsansprachen und Predigten. Am 1. Dezember hatte ich endlich Zeit ihn anzuhören. Er sprach in der Albanikirche vor einer nicht sehr großen Zuhörerschaft, die zum überwiegenden Teil aus Frauen bestand, über Römer 5.1. In seiner Art erinnerte er mich etwas an Titius. „Die Friedlosigkeit unserer Zeit, auch bei sogenannten Frommen, ist nur zu heilen durch unbedingte Hingabe an Jesus Christus und Ernstnehmen seiner Forderungen. Wer sich dazu entschließt, der bekommt Freudigkeit und Zuversicht.“ Das sind ja keine neue Gedanken; aber die innere Wärme und Überzeugung, mit der sie vorgetragen und ausgebaut wurden, machten sie eindrucksvoll. - ich für mein Teil besitze nicht so viel religiöse Wärme, um mich zu den Erweckten zählen zu können und ihnen anzuschließen.

689 „Moratorium“ für Deutschland: So lautet jetzt das Schlagwort, das die Zeitungen beschäftigt. Wir können die Bedingungen des Versailler Schandfriedens und der verschiedenen Ultimatus [sic] nicht erfüllen: also eine Pause. In zwei, drei Jahren kann mancherlei passieren. Die Einsicht, dass Deutschland Opfer einer Verschwörungssippe geworden ist, greift mehr und mehr um sich, und die Einmütigkeit unserer Feinde wird auf immer stärkere Proben gestellt. Möge es uns helfen!

Die Versammlung der Deutschnationalen Partei Göttingens am Sonntag dem 4. Dezember 1921, nachmittags von 4 bis 7, wird mir in bestem Gedächtnis bleiben. Sie wird beitragen, die Mitglieder in ihren Anschauungen zu festigen und die Hoffnung auf neuen Aufstieg zu beleben. Pfarrer Nießmann zeigte, wie der nationale Gedanke auch bei den Arbeitern wieder aus dem Schlammmeere der Revo-

lution aufzutauchen beginne. Sie fangen an zu erkennen, wie sie von ihren Führern betrogen sind, und sich von ihnen abzuwenden.

Hauptmann Schmidt-Hannover, der geborene Volksredner, entwarf ein wenig erfreuliches Bild der kaleidoskopisch wechselnden politischen Außenwelt. England fängt an, Frankreich zu fürchten, und würde längst schon eingeschwenkt haben zu unseren Gunsten - natürlich aus egoistischen Motiven - wenn es nicht direkt unter den französischen weittragenden Geschützen läge und sofortiger Heimsuchung durch französische Fluggeschwader und Unterseeboote ausgesetzt wäre. Wenn England nicht so viel auswärtige Sorgen hätte, so würde es längst gegen Frankreich entschiedener aufgetreten sein; unsere Bedrückung hätte abgenommen.

Machtlos, wie wir sind, bedeuten wir nur einen Stein auf dem großen Schachbrette der Weltpolitik. Unsere Regierung ist nicht imstande, die wenigen Trümpfe, die sie hat, zu gebrauchen. Lendenlahme Proteste und Entschließungen, weiter leistet sie nichts. Neulich hat Josef Wirth, Erzbergers würdiger Nachfolger, vor einem Parterre von Entente-Diplomaten im Reichstage gesagt, er habe nur nachgegeben aus Besorgnis vor den angedrohten Repressionen. Die Ententebrüder müssten Esel sein, wenn sie nicht begriffen, dass sie durch solche Drohungen an Deutschland alles erreichen könnten. Vielen Deutschen sei noch nicht klar, dass das, was die Feinde bei uns wünschten, allemal zu unserem Schaden sei, und dass nur die Nichtbefolgung ihrer Wünsche uns helfen könne. Eine schwache Demokratie, internationale Geldwirtschaft, Zersplitterung des Reiches in ein Staatenbündel, Reichskanzler Wirth, Judenherrschaft, Entmilitarisierung usw. liegt im Interesse unserer Feinde, die einem Imperialismus und Militarismus huldigen, gegen den der vielbekämpfte deutsche ein Kind sei.

Die Republik hat uns unser herrliches Heer, dass dem deutschen Volke so angepasst war wie dem Krebs die Schale, zertrümmert. Als Ende November 1918 intakte Divisionen in Berlin eingezogen und der an der Spitze einziehende Oberst den Präsidenten Ebert beschwor, das Heer intakt zu lassen, es sei das einzige was wir noch in die Waagschale werfen könnten, hat ihm Eberts rechte Hand, ein Jude, geantwortet: „Herr Oberst, jetzt muss auch die Armee ihren Golgatha-Weg antreten.“ Der Oberst: „Auf Golgatha folgt Ostern und Auferstehung; die wird es für uns geben; wenn aber Ihr Golgatha kommt, wird es keine Auferstehung geben.“

Wir bilden jetzt eine deutsche Irredenta, die das Ziel verfolgt, alle Deutschen in einem einigen, großen Deutschland unter monarchischer Leitung zusammenzuschließen. Mit den Sozialdemokraten nie ein Bündnis - sie sind international -, wohl aber mit den deutschen Arbeitern, die der Internationale valet gesagt haben. Jeder muss sich künftig entscheiden, ob er deutsch oder undeutsch sein wolle. Es muss schließlich nur zwei große Parteien noch geben. In diesem Sinne redete Hauptmann Schmidt anderthalb Stunden, und wir hörten zu mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Dr. Quaet-Faslem behandelte dann die innere Politik, schilderte das Zustandekommen der jetzigen preußischen Regierung, entwarf ein Bild ihrer Minister und legte schließlich Zeugnis ab von seiner eigenen Tätigkeit im Abgeordnetenhaus. Was er sagte, fand allgemeinen Beifall.

690 Der Briefwechsel zwischen Hindenburg und Kaiser Wilhelm [II.], den gestern der Hannoversche Kurier brachte - er stammt aus dem Frühjahr gelegentlich der Erkrankung von Frau v. Hindenburg - wird viel dazu beitragen, die auf dem Marsch befindliche Einsicht über Deutschlands Schuldlosigkeit am Weltkriege zu stärken und damit dem Schandfrieden von Versailles wieder eine oder vielmehr die wichtigste Stütze zu entziehen. Der Kaiser weist seine Schuldlosigkeit - an der überhaupt kein Einsichtiger gezweifelt hat - überzeugend nach. Er ist auf das Drängen seiner Umgebung nach Holland geflüchtet und um Deutschland vor dem Bürgerkriege zu bewahren sowie vor der Schande zu behüten, seinen Kaiser auszuliefern - alles bekannt. Trotzdem missbillige ich für mein Teil diesen Entschluss aufs entschiedenste. Verkehrt war er durch und durch, wie der Kaiser jetzt selbst einsieht. Herrischer Kampf und lieber Tod als schimpfliches Leben! So musste der Wahlspruch eines Nachkommen des großen Friedrich lauten. Damit hätten wir zwar die Niederlage nicht abgewendet, ständen aber anders vor der Welt da als jetzt.

Augenblicklich stehen die Ochsener wieder einmal vor dem Berge. Der Erfüllungskanzler Wirth, der ehemalige Oberlehrer, muss eingestehen, dass Deutschland zahlungsunfähig sei. Die Engländer haben sich darauf vorbereitet. Was werden die Franzosen tun? Wird es Zwistigkeiten zwischen den Ententebrüdern geben? Werden die Franzosen im Saargebiet einrücken und werden dies die Engländer gestatten? Wie wird sich Amerika verhalten, wo die Schwierigkeiten der Arbeitslosigkeit noch immer sehr groß sind?

Ich stelle mit Genugtuung fest, dass [der Alldeutschen-Vorsitzende] Heinrich Class genau wie ich über den Brief des Kaisers an Hindenburg urteilt. Er citiert dabei eine Stelle aus einem Briefe Bismarcks an den jungen Prinzen Wilhelm, die dieser sich hätte fest einprägen müssen. - aber wer weiß, wozu die Demütigung Deutschlands im Weltenplane dienen soll? Dass jetzt eine Fülle von Gemeinheit, Unrat, Niederträchtigkeit bei uns an den Tag kommt, zeigt, dass ein Sieg dem deutschen Volke eben so schlecht bekommen sein würde wie jetzt der Sieg unseren Feinden. Vielleicht gewinnt in der Zeit der Not doch der bessere Teil des deutschen Volkes wieder die Oberhand und die gebildeten Schichten holen nach, was sie in der Zeit des Aufstieges, d. h. der äußerlichen Zunahme des Wohlstandes, versäumt haben, nämlich Fühlung zu suchen mit den handarbeitenden Massen. Diese begreifen noch immer nicht, dass nur ein Zusammenhalten aller Teile eines Volkes das Ganze sichern und emporheben kann.

691 Zu meinen Prüfungserlebnissen gehört auch folgendes:
Ein Kandidat, Adrian vom K.W.G. in Hannover, hatte bei der Unterhaltung mit [Prof.] Nohl gelegentlich seines Besuches bei diesem eine so krasse Unwissenheit in der Philosophie bewiesen, dass mir Nohl vor Beginn der mündlichen Prüfung

sagte, der Kandidat könne unmöglich die philosophische Hausarbeit allein gemacht haben. Ich wohnte der ganzen Prüfung bei und fand dies bestätigt. Der Kandidat war nicht imstande, über seine Hausarbeit und deren Gedankengang sich zu äußern. Er führte dies darauf zurück, sie liege schon zu lange hinter ihm, und es sei etwas anderes, mit den dabeiliegenden Hilfsmitteln und Quellen etwas auszuarbeiten als aus dem Kopfe darüber zu sprechen; und doch rechtfertigte er seine vielen ohne Quellenangabe gemachten Citate aus Ranke, dessen Ideen über Notwendigkeit und Freiheit er mit denen von Stuart Mill zu vergleichen gehabt hatte, damit, er habe sie vom historischen Seminar her noch im Kopfe behalten und sie in Ranke gar nicht mehr aufgesucht.

Ich ließ ihn sofort eine dreistündige Klausur daraufhin über diese festsitzenden Gedankenreihen schreiben. Diese fiel aber ebenso erbärmlich aus wie die mündliche Prüfung. Nohl und ich bestellten ihn darauf zu einer neuen Prüfung in Philosophie mit vorausgehender Klausur nach Ablauf von drei Wochen, und ich sagte dem Kandidaten, dass wir das Recht hätten, ihn wegen nachgewiesener Unselbstständigkeit schlank zurückzuweisen und ihm seine Laufbahn völlig zu unterbinden. Das jagte dem sehr zuversichtlichen Manne einen großen Schrecken ein, umso mehr als er die Fachprüfung bereits bestanden hatte. Nach drei Wochen erschien er wieder auf dem Plane und wurde nach Anfertigung einer Klausurarbeit „Stuart Mills Gedanken über Notwendigkeit und Freiheit“ - die Arbeit war recht ungeschickt und nur notdürftig befriedigend - einer neuen mündlichen Prüfung unterzogen, die auch mäßig genug ausfiel. Als ich den Kandidaten von neuem ins Gebet nahm, gestand er uns, dass ihm die Philosophie gar nicht liege und dass er seine Hausarbeit zwar allein gemacht, dann aber durch einen Philosophenfreund habe durchsehen lassen, wodurch die Arbeit freilich ein ganz anderes Gesicht gewonnen habe. „Warum haben Sie uns nicht ihr eigenes Elaborat eingereicht? Warum haben Sie uns so große Mühe gemacht? Warum haben Sie Ihre eigene Existenz so leichtsinnig gefährdet?“ Der Kandidat war völlig geknickt und gestand, er habe drei fürchterliche Wochen hinter sich. Nach längerer Beratung beschlossen Nohl und ich, den Sünder, der den ganzen Krieg mitgemacht und die Fachprüfung bestanden hatte, nicht an der Philosophie scheitern zu lassen. So erhielt er denn noch ein Zeugnis. Ich legte ihm ans Herz, dass ihm diese Erfahrung für sein ganzes Leben eine Warnung sein müsse.

692 Wenn die Franzosen nicht in einer von Hass und Furcht erfüllten grenzenlosen Psychose steckten, so würden sie die Gelegenheit, die sich ihnen jetzt bietet, nicht versäumen auszunutzen. Ihre Freundschaft mit England geht in die Brüche. Nun müssten sie die Großmütigen sein, was sie so oft von Deutschland verlangten, d. h. sie müssten jetzt ihre Besatzungen aus Deutschland zurückziehen, Elsass-Lothringen selbst - aber völlig frei - entscheiden lassen, wem es zugehören will, Deutschland ein Schutz- und Trutzbündnis anbieten, Zollunion, gemeinsame Währung etc. in die Wege leiten und Deutschland im Osten wieder zu seinen alten Grenzen sowie zur Vereinigung mit Deutsch-Österreich verhelfen. Das wäre der Anfang zu den vereinigten Staaten Europas; denn die anderen würden sich bald anschließen. Frankreichs Macht würde gefestigt, seine Schuldenlast durch die Gemeinsamkeit mit Deutschland abgeschüttelt, Englands Vorherrschaft

beseitigt, dem Jahrhunderte alten Hass zwischen Franzosen und Deutschen ein Ziel gesetzt; denn wenn ein Volk, so sind jederzeit die Deutschen bereit, friedlich zu leben und alte Unbill zu vergessen. Doch das sind schöne Träume. Unvernunft regiert die Welt. 29. Dezember 1921

Göttingen, 1922

693 Nun ist das Jahr 1922 ins Land gezogen. Die Masse der Deutschen hofft, dass jetzt ein neuer Aufstieg einsetzt, ja es fehlt nicht an Prophezeiungen und Berechnungen, dass dieser Aufstieg anfangen müsse. Wahrscheinlich meint man: Tiefer geht's nimmer“, tiefer als unter der Führung des Erzberger-Ablegers Wirth könne Deutschland nicht sinken. Ich wünsche von Herzen, das diese Optimisten Recht behalten. Einzelne Anzeichen besserer Gesinnung der Masse der Bevölkerung zeigen sich ja. Überall, wo Wahlen vorgenommen werden, steigt die Stimmenzahl der Rechtsparteien. Aber noch immer macht sich die Selbstsucht des krassesten Materialismus breit. Die Teuerung wächst, weil die Mehrzahl der in bessere Lebenshaltung aufgestiegenen Arbeiter nur genießen und sich nicht einschränken wollen. Die Kinos und Tanzböden sind nach wie vor gefüllt, die Schieber und Wucherer schlemmen schamlos. Der Mittelstand bleibt in seiner bedrückten Lage. Neue Teuerung stellt in Aussicht auch der ehrenwerte Wirth. Der muss es ja wissen.

Die Konferenz von Cannes ist, wie es scheint, ohne Ergebnis geblieben, wenn man nicht nur Briands Ersatz durch Poincaré als solches bezeichnet. Für Deutschland wird nichts Gutes dabei herauskommen. Der Gegensatz zwischen England und Frankreich tritt stärker zu Tage. Zunahme des Optimismus. Zwei Studenten wurden in der Sprechstunde vorstellig mit der Bitte, nicht jüdischen Professoren zur Prüfung überwiesen zu werden. Ich versprach Berücksichtigung.

694 Sittenverwilderung:

23. Januar 1922. In diesen Tagen gelangte ein Aufsehen erregender Kriminalprozess in Görlitz zum Abschluss. Eine geschiedene Gräfin Schlieffen, die in Schönberg bei Görlitz sich angekauft hatte, ist durch das Geständnis ihres Sohnes Hans-Heinrich¹ überführt worden, mit ihm gemeinsam die Ermordung des Majorats Herrn Martin Ernst zu Schlieffenberg angestiftet zu haben. Besagter Martin Ernst war ebenso wie der verstorbene Gatte der geschiedenen Anstifterin Alumnus in Ilfeld; ersterer hat längere Zeit von mir Privatunterricht erhalten. Ich kenne ihn als einen nicht gerade besonders begabten, aber außerordentlich gutartigen Menschen mit Anlage zu Humor. Er war seinerzeit in Ilfeld bei allen gern gesehen, ich habe ihn auch später noch gelegentlich getroffen. Es tut mir aufrichtig leid, dass er auf seine alten Tage solche Erfahrungen mit seinen Familienangehörigen hat machen müssen.

Der Tod des Papstes Benedikt XV. hat viele Lobhymnen auf ihn ausgelöst. Ich bezweifle, dass die Geschichte diese dereinst wird aufrechterhalten. Ich habe ihn im Verdacht, im Zusammenwirken mit Erzberger an dem Sturze des protestantischen Kaisertums mitgearbeitet zu haben, um an seine Stelle ein katholisches Kaisertum zu setzen mit dem verräterischen und wortbrüchigen Karl von Österreich

¹ so korrigiert von meiner Mutter, Mücke hatte „Siegfried“ geschrieben

und seiner bigotten, aber tatkräftigen Gattin Zita von Bourbon an der Spitze. Ich habe schon manchmal instinktiv das Richtige getroffen.

Am 18. Januar hat [der Historiker Prof. Karl] Brandi einen außerordentlich eindrucksvollen und überzeugenden Vortrag über die Schuldlosigkeit Deutschlands am Weltkriege zur Feier der Reichsgründung gehalten (vgl. Anlage [fehlt]). Ich wünschte, er würde gedruckt, in viele Sprachen übersetzt und jedem Teilnehmer der demnächstigen Konferenz in Genua in einem Exemplar eingehändigt. Die Lügen des notorischen Kriegshetzers Poincaré sind zu unverschämt, als dass wir sie länger unwidersprochen hinnehmen dürften.

695 Examensblüten: „Sokrates schied freiwillig aus dem Leben; er vergiftete sich bei einem Gastmahl. - Plato unterhält sich in seinen Dialogen mit dem Leser.“ - Frage: „Wenn Sie Virgil im Unterricht interpretieren sollen, welches Buch werden Sie da zu Ihrer Vorbereitung besonders zur Hand nehmen?“ – Antwort: „Schwabs Sagen des Altertums“.

Anthroposophie, Theosophie, Mystizismus, Monismus, Steiner u. a. beschäftigen die Gegenwart. Uns Alten fehlt der Sinn für solche Fragen. Glück und Unglück wechseln bei Völkern ebenso wie bei Familien und bei Einzelnen, verschuldet und unverschuldet. Bereit sein ist alles. Wenn das deutsche Volk das Elend, das über es verhängt ist, in richtiger Weise trägt, d. h. als eine Prüfung ansieht, die bestanden sein muss, wenn ein neuer Aufstieg folgen soll, so ist es auf rechtem Wege. Noch aber hat er sich selbst nicht gefunden. Es zucken die Leidenschaften, einer beschuldigt den anderen, keiner klopft an die eigene Brust oder doch nur erst ganz wenige. Wenn der Retter erscheint, muss er ein Volk finden, das hinter ihm steht, sonst ist er ein Prediger in der Wüste.

696 Was ich im Juni 1921 über die Teuerung schrieb, ist jetzt schon weit übertroffen, und die alte Sorge ums tägliche Brot zieht wieder ein. Der Brotpreis soll von 7,20 auf 13 M erhöht werden, ein Pfund Butter kostet 36 M, Margarine 25, ein kleines Markenbrötchen 0,25, jedes Stück Weißgebäck 0,50, ein Glas Bier 4, ein einfacher Brief 2, eine Postkarte 1,25, Eisenbahnfahrkarten entsprechend. Ein Dollar = 201 M. Wir gehen im Fallen der Valuta immer hinter Österreich her.
- 1. Februar 1922

5. Februar 1922. Starke Kälte. Schneehindernisse. Eisenbahnerstreik. Alles trifft unerfreulich zusammen. Die Nachrichten, die nur spärlich einlaufen, widersprechen sich, lauteten aber meist unbefriedigend. Seit drei Tagen fehlen die Zeitungen. Welche neuen ungeheuren Kosten für das verarmte Deutschland! Aber Vernunft kehrt nicht ein. Die roheste Selbstsucht herrscht. Die Franzosen verfolgen offen ihr Ziel, Deutschland wieder in den Zustand vor 1866 zurückzusetzen. Hebbel hat Recht (Bd. 8, S. 200, Krumm):

*Eins, hofft' ich, sollt' euch einig machen:
Der offen aufgesperrte Rachen
Des Ungeheuers, das euch droht,
Doch nein, ihr wollt euch erst vertragen,*

*Wenn ihr schon steckt in seinem Magen,
Doch seid ihr dann zerquetscht und tot.*

Mitte Februar 1922. Eine neue Teuerungswelle zieht über unser armes Land. Der Centner Kohlen ist auf über 50 M gestiegen, 1.900 g Brot sollen jetzt 11,70 M kosten, ein kleines Weißbrötchen, von denen man einst 4 für 10 Pfg. bekam, kostet jetzt 0,50 M (mit Marken 0,40), 1 Pfund Margarine 29 M, Butter 50 M, Kaffee über 60 M usw. usw. Dass da die Unruhen im Lande nicht abreißen, ist verständlich. Die kleinen Rentner sind zu Bettlern herabgesunken, und mit uns Ruhegehaltsempfängern geht es reißen bergab. Der Staat hat kein Geld.

Ich erhielt erst in diesen Tagen wieder eine so gut wie abschlägige Antwort vom Minister, als ich darum bat, das Missverhältnis in den Bezügen des Prüfungsamtes auszugleichen. Ich erhalte 1.200 M, der Sekretär 2.000 M, der Bote 2.400 M Vergütung das Jahr. Das einzige, was mir bewilligt wurde, sind 10 M von der Einzahlung jedes Prüflings vom ersten Tage dieses Jahres an, was bei dem Rückgang der Prüfungen jährlich vielleicht 500 M ausmachen wird. Eben traf ein Brief meines Bruders ein, der fast verzweifelt in die dunkle Zukunft blickt. Wie soll das noch enden?

697 Prüfungserlebnisse: Ein Kandidat wird von Elias Müller gefragt: „Was ist Empirismus?“ Antwort: „Wenn man dem Herrscher nach dem Munde spricht.“ Der kundige Thebaner², der kein Griechisch verstand, hatte an „Empore“ gedacht und von da einen Gedankensprung nach Byzanz gemacht und war so auf Byzantinismus angelangt.

Ein Fräulein Duckstein-Hannover hatte bei Prof. Darmstädter eine sehr gute Arbeit über die Welfenlegion³ geschrieben unter Benutzung noch unbekannter Akten aus dem Geheimen Staatsarchiv. Prof. Willrich, der mit den Welfen in ständigem Streit liegt, hatte die Arbeit auch gelesen und war von den Ergebnissen sehr angehen. Da sei doch noch gar vieles Belastende für die Welfen zu Tage gebracht, er freue sich, dass Darmstädter auch solche Themen bearbeiten lasse, und würde gern sehen, wann die Arbeit gedruckt würde. Vorher könne er natürlich von den darin nachgewiesenen Tatsachen keinen Gebrauch machen. Frä. Duckstein, die von ihm in diesem Sinne angesprochen war, hatte dies Darmstädter mitgeteilt, bei dem sie mit dem Thema den „Doktor“ erwerben wollte. Am 17. Februar war Darmstädter deshalb bei mir voll Besorgnis, dass Willrich von den erworbenen Kenntnissen Gebrauch machen könnte, ehe die Verwaltung des Geheimen Staatsarchives die Erlaubnis zur Veröffentlichung gegeben hätte; ich möchte Willrich, mit dem er selbst gar nicht stehe, dies mitteilen. Seinem Wunsch entsprechend hatte ich mit Willrich eine kurze Unterredung in der Angelegenheit. Willrich lachte und sagte: „Er kann unbesorgt sein. Bestellen Sie Herrn Prof. Darmstädter meine gehorsamste Empfehlung: Ich wusste genau, was der literarische Anstand fordere.“

² im alten Athen „Provinztölpel“

³ 1867 gegründete Freischar aus der besiegten hannoverschen Armee

698 Die wachsende Teuerung bringt es mit sich, dass alle Welt sich mit Vorräten eindeckt. Kleider, Stoffe, Schuhe, Hemden, Nahrungsmittel jeder Art werden zusammengekauft. Wo soll das hinaus? Dass so die Preise von Tag zu Tag höher werden müssen, liegt auf der Hand. Die Arbeiter helfen sich z. T. durch Streiks, es ist die Schraube ohne Ende; z. T. verelenden sie, und dies Schicksal teilen die kleinen Rentner, Ruhegehaltsempfänger und viele Beamte. Schließlich muss der Augenblick kommen, in dem der überheizte Kessel explodiert. Wir gehen schwersten Zeiten entgegen, wenn nicht unvorhergesehene Hilfe kommt. Diese liegt aber in weiter Ferne, da sich Pontius und Pilatus wieder vertragen, d. h. Lloyd-George und Poincaré, natürlich auf Kosten Deutschlands. England gibt immer klein bei, weil in Irland der Kampf wieder entbrannt ist und der Orient in glimmendem Aufruhr steht.

Am 27. Februar erhielt auch ich eine Nachzahlung auf mein Ruhegehalt: 6.700 M. Wir eilen mit Riesenschritten österreichischen Zuständen entgegen. Die Notenspresse ist in vollster Tätigkeit, der Dollar 220 M wert. Lebensmittel und Haushaltsgegenstände, Hemden und Kleidungsstücke werden angeschafft, d. h. sollen angeschafft werden. Anna war vergeblich in mehreren Läden: Unterhosen, Hemden etc. sind ausverkauft. Es ist in den letzten Tagen ein ordentlicher Ansturm gewesen. Alle Welt hat eingekauft. Hoffentlich folgt auf die Hausse im Sommer eine gründliche Baisse, damit man das Fehlende nachholen kann. Lebensmittel besorgt uns der gute Fritz Scheidemann, soweit sie sein Gut hervorbringt. Er meint, vor der neuen Ernte werde es eine große Teuerung geben.

699 Als ich am 1. März Frau Planck zum Geburtstage gratulierte, traf ich ihren Neffen, Prof. Hölscher-Marburg⁴. In der Unterhaltung hob er den großen Optimismus hervor, der in unseren Industriekreisen, aber auch unter seinen Bekannten in Marburg verbreitet sei. Neue Erfindungen würden uns herausreißen. Das neue Eisen könne wochenlang im Wasser liegen, ohne zu rosten, und zerbrechliches Glas vertrage die größten Anstöße und Hitzegrade. Besonders aber sei man im Flugwesen fortgeschritten; das werde sich alsbald zeigen, wenn dies wieder frei sei, was im Sommer eintreten werde. - Ja, ja, wir hoffen und harren, und unsere Feinde suchen uns die letzten Tropfen Blutes abzuzapfen.

Oberpräsident [von Hannover, Gustav] Noske hat dieser Tage - Anfang März - baldige schwere Zeiten in Aussicht gestellt. Otto Scheidemann schreibt, dass man in seiner Gegend für Mitte März einen neuen Putsch erwarte, aber darauf vorbereitet sei. Der Dollar ist auf 240 M gestiegen, die Teuerung wächst noch immer. Fritz Scheidemann meint, es würde überhaupt nicht wieder billiger werden. So folgen wir dem Vorgange des unglücklichen Deutsch-Österreichs.

Ich habe in der kaiserlichen Zeit zweimal vor den Schülern über Goethes Worte gesprochen: „Die Herzen dem Regenten zu erhalten, ist jedes Wohlgesinnten erste Pflicht. Denn wenn er stürzt, wankt das gemeine Wesen, und wenn er fällt, mit

⁴ wahrscheinlich der Theologe Gustav Hölscher, Vater eines meiner akademischen Lehrer, des Altphilologen Uwo H., und Großvater des Heidelberger Archäologen Tonio Hölscher (geb. 1940)

ihm sinkt alles hin“⁵. Ich wusste, wie sehr der Kaiser seine Popularität vergeudete, ich sah das Unheil heraufziehen. Ich trat für ihn ein, so viel und so gut ich es vor meinem Gewissen verantworten konnte. Freilich, seinen Undank gegen Bismarck habe ich ihm nie verziehen. Aber so schlimm, wie es gekommen ist, hatte ich mir die Folgen seines Regiments doch nicht gedacht. Er, der auf Berater in der Regel recht wenig gegeben hat, schiebt neuerdings den Entschluss zur Flucht nach Holland auf seine Ratgeber. Das ist kläglich. Von königlicher, herrischer [d. h. herrscherlicher] Gesinnung ist da nichts zu spüren. Und welche Einbuße hat der monarchische Gedanke dadurch in Deutschland erlitten! Ich halte trotzdem an diesem Gedanken fest, aber nicht an Wilhelm II.

700 12. März 1922. Amerika verlangt die Goldmilliarde. Große Bestürzung bei den Ententebrüdern, insbesondere bei Frankreich. Bei uns rüsten sich - es ist ja Frühjahr - die Roten zu neuen Unruhen. Otto Scheidemann hat seine Wertsachen bereits in Sicherheit und über die Unterbringung der Seinigen Verfügungen getroffen. Gott gebe, dass die Befürchtungen grundlos sind!

Der Dollar ist gleich 260 M; die Teuerung wächst noch immer. Ein dunkler Rockanzug für mich soll 3.200 DM kosten. Fritz Scheidemann rät, ich solle ihn für diesen Preis erstehen, zwei Jahre lang würde das Ansteigen der Preise noch andauern. Er kümmert sich wieder in liebevollster Weise um die Verwandten. „Erstens tu´ ich es gern und zweitens, was soll ich zusammenraffen, was schließlich der Staat einstreicht?“ Er stellt uns Mehl, Zucker, Hülsenfrüchte, Graupen, Gries etc. in Aussicht, soviel wir brauchen, wir müssten uns bis zur nächsten Ernte versorgen. Er hat für seine Mutter und uns ein Schwein schlachten lassen und berechnet nur seine Auslagen. Er will uns wieder Brennholz anfahren lassen, das er von Waaker Bauern gegen Stroh eintauscht. Kurz, er sorgt, wo er kann, in uneigennütziger Weise so für uns, so für die öffentlichen Interessen. Deshalb hat ihn auch die Abteilung des Landbundes „Hildesheim“ zum Vorsitzenden gewählt. Das Haus ist bei ihm stets voll Gäste, die seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, Verwandte und Bekannte. Und seine treffliche Frau steht ihm in dieser gemeinnützigen Fürsorge verständnisvoll zur Seite und weiß ihn zu erheitern, wenn der Arbeit manchmal zu viel wird. Seine beiden Mädchen sind mit derselben wohlwollenden Gesinnung erfüllt und greifen zu, wo es zu helfen gibt. Gott segne ihn!

701 In England reden die Zeitungen davon, dass die Popularität des Kronprinzen beim deutschen Volke im Zunehmen begriffen sei, so dass man auf Unerwartetes gefasst sein müsse. Der Film „Fridericus rex“ wirke für die Hohenzollern. Wie wäre es, wenn das Volk bei der in Aussicht stehenden Reichspräsidentenwahl den Kronprinzen wählte! Ich würde es mit Freuden begrüßen als ersten Schritt zur Wiederaufrichtung der Monarchie. Und die Deutsch-Österreicher? - Englands Sorgen sind neuerdings auch im Zunehmen: Irland, Südafrika, Ägypten, Indien und die Arbeiterfrage im Innern. Umso mehr kann sich Frankreich herausnehmen. Wie es aber auch wird, plectuntur Achivi⁶, und die sind wir.

⁵ aus der „Natürlichen Tochter“

⁶ „geprügelt werden die Achäer“, s. §394

Ich muss wieder ein Loblied auf den wackeren Fritz und seine verständnisvolle Marianne anstimmen. Beide machen von dem ihnen jetzt zuströmenden Segen den besten Gebrauch und in der ihnen eigenen taktvollen Weise. Auf ihn und Werners [in Weende] Anregung haben sich einige 20 Gutsfrauen zusammengetan und senden allmonatlich reiche Gaben von allerhand Lebensmitteln hier in Göttingen an zwei Stellen, von denen aus verschämte Arme unterstützt werden, ohne die Namen der Geber zu wissen. Frau v. d. Schulenburg ist die eine Stelle. –

Ohne dass Herr Leverkühn-Lübeck es ahnt, hat auch diesem Fritz einen namhaften Dienst geleistet. Nachdem Brandi die Leverkusensche Dissertation als für den Druck sehr geeignet bezeichnet hatte, Leverkühn hat aber die Mittel nicht dazu, so setzte sich Fritz mit Brandi in Verbindung und bewog ihn, an Leverkühn zu schreiben, es sei ein Fonds vorhanden, aus dem der größte Teil der Druckkosten bestritten werden könnte. Der Fonds-spender ist Fritz. Ferner hat er sich mit Herrn Thiel, dem ostasiatischen Vertreter von Stinnes, in Verbindung gesetzt, um Leverkühn im Auslande unterzubringen, damit Lev. später von Stinnes aus in den deutschen Auslandsdienst übertreten kann.

Dieser hat, wie gesagt, keine Ahnung von dem, was Fritz für ihn tut. Der armen Mathilde Richter u. a. hilft er durch seine Mutter, der er auf diese Weise auch die Freude zu geben verschafft. Und wie oft und wieviel hat er uns schon zugewendet! Man spürt jedes Mal, welche Freude es ihm bereitet zu helfen und wie ängstlich er bemüht ist, im Hintergrunde zu bleiben, damit seine Gaben nicht als ein Almosen drückend empfunden werden. Wenn es doch viele solche Charaktere im deutschen Vaterlande gäbe! Dann wären wir weiter.

702 Sonntag, der 19. März 1922. Versammlung der Deutschnationalen Partei. Quaet-Faslem beleuchtete gut und verständlich die außenpolitische und die innere Lage. Pfarrer Nießmann gab eine Übersicht über die Entwicklung des Göttinger Ablegers. Dann hat Major Dinklage geredet. Ich hörte ihn nicht, weil ich zum Bahnhof eilte, wo Hildegard nach Northeim zurückfuhr. Zwei Ausführungen regten mich zum Widerspruch an. Ich hätte ihn auch geltend gemacht, wenn ich an der Diskussion teilgenommen hätte, die sich an Dinklages Rede anknüpfen sollte.

Quaet-Faslem redete von einem Umfall der Deutsch-völkischen Minister v. Richter und Boelitz in der Lichterfelder Schulsache. Die Relegierung von fast 50 Oberprimanern hat böses Blut gemacht. Es ist unpädagogisch in der Behandlung verfahren worden. Aber der Kultusminister hat nach altpreußischem Rezept verfahren. Ich wollte an die Auflösung der Ilfelder Schule im Jahre 1867 erinnern, wo Wiese seinerzeit ebensowenig die Psyche der hannoverschen Schüler in Betracht gezogen hat, wie jetzt B. die Psyche der preußischen Offizierssöhne.

Der zweite Anstoß von mir bezog sich auf ein Gleichnis Nießmanns, durch das er die Deutsche Volkspartei und ihr Zusammengehen mit den Sozialdemokraten beleuchtete: „Der deutsche Staatskarren ist in den tiefsten Dreck geraten. Die

Deutsch-Völkischen steigen in den Dreck hinab, um ihn herauszukriegen, wir Deutsch-Nationalen wollen ihn ohne Verschmutzung durch den Dreck aus seiner Notlage befreien.“ Ich meine, wer helfen will, darf sich auch vor dem Hinabsteigen in den Dreck und vor der Verschmutzung durch solche Hilfe nicht scheuen. - Sonst hatten die von mir angehörten Ausführungen meinen uneingeschränkten Beifall.

703 20. März 1922. Recht befriedigt und erfrischt kehrte ich nach zweitägigen Besuch von Northeim zurück. Beiden, Erich und Emma, hat das Impfen gut getan, ja sie mit neuem Lebensmut erfüllt. Erich war trotz vieler Arbeit und manchem Ärger in guter Stimmung. Nur der arme Fritz macht keine Fortschritte, er konnte nicht mehr selbständig auf seinen Stuhl klettern. Sonst ist er wohlgelaunt, sieht gut aus, hat Appetit. Das Rechnen ist seine schwächste Seite. Nach zwei Minuten hat er die Lust verloren; dann rät er nur.

Erich erzählte von den Zuständen im besetzten Gebiete, wie sie ihm sein Bruder Paul, der ja in Kalk bei Köln Ingenieur ist, geschildert hat. Der Hass gegen die schwarzen und weißen Franzosen kann kaum noch größer werden; sie wagen einzeln nicht auf weitere Entfernungen auszugehen. Alle paar Tage werden im Rhein die Leichen von Franzosen gefunden. Es wird totgeschwiegen. - Neulich wird ein Kesselschmied, der mit seiner Braut spazieren geht, von zwei Tommies belästigt. Da fremde Soldaten nicht in der Nähe sind, ergreift der deutsche die Strolche am Nacken, stößt sie mit den Köpfen aneinander, dass sie bluten und ohnmächtig werden, und wirft sie dann unter dem Gelächter der Zuschauer in den Chausseegraben. Später hat sie der Krankenwagen abgeholt

29. März 1922. Prof. Jachmann hat den Ruf nach Greifswald angenommen. Prof. Pohlenz meinte, die dritte altphilologische Professur hier würde nun wohl eingehen. Bei den etwa 25 Studierenden der alten Sprachen sind in der Tat drei ordentliche Professoren und zwei Privatdozenten etwas reichlich. Er hat auch neulich einen Artikel über die Prüfungsämter und ihre Vergütung für die Hochschulnachrichten geschrieben, der nächstens erscheint.

Die Teuerung wächst. Das ist das Klagelied, das jeder Beamte beim Zusammenreffen mit den anderen anstimmt. Dollarkurs 321. Das kommt von Wirths Erfüllungspolitik und von Rathenaus Geschwätz, das schließlich doch nur darauf hinausläuft, den Kindern Israel die Taschen zu füllen und sie der erstrebten Welt Herrschaft näher zu bringen. Ein Brot: 12,45 M (1900 g), ein Ei: 3.60 M.

704 Die Weltepidemie des Bolschewismus, die eine Ausartung des Morbus democraticus ist, fängt an, mildere Formen anzunehmen, nachdem ihr in Russland ungezählte Millionen zum Opfer gefallen sind. Deshalb möchte ich glauben, dass der Kommunismus in Deutschland nicht, auch zeitweise nicht, zur Herrschaft gelangt. Russlands Schicksal macht doch auch manchen Arbeiter stutzig; aber es bleibt mir ein Rätsel, wie ein in der Mehrheit monarchisch gesinntes Volk sich so von Demagogen betören lässt wie das unsrige. Verstand ist eben immer nur bei wenigen gewesen.

Genua steht vor der Tür. Hoffnungen darauf zu setzen, ist verfehlt. Der russische Jude wird Recht behalten, der den Ausspruch tat: „Genua, eine große Menagerie, wo sie sich gegenseitig auf die Füße trampeln.“ Unser Kanzler Wirth wird sich pflaumenweich zeigen. Wo soll bei ihm Rückgrat herkommen? Und wir armen Deutschen müssen immer tiefer in den Sumpf der Schande und des Unglücks hinabsteigen. Ein Dollar gleich 325 M.

Ein großes Fragezeichen. Genua ist im Gange. Die Deutschen haben zur Überraschung der anderen Mächte auch einmal ein separates Abkommen getroffen, und zwar mit Russland, das die anderen allein ausbeuten wollte. Darob große Verstimmung. Ist der Versailler Schandfrieden diesmal von den Deutschen verletzt? Dass er von den anderen unbedenklich verletzt werden kann, ist selbstverständlich. Und wie werden sich Rathenau und Wirth gegenüber der ausgespielten Entrüstung der anderen verhalten? - 19. April 1922.

Ein liniertes dünnes Schreibheft, das einst 0,15 M kostete, muss jetzt mit 3 Mark bezahlt werden, ein Pfund Schweinefleisch = 40 M, ein Ei 3,40, in den Großstädten 5. Die arme Landwirtschaft! - Fritz Scheidemann lässt in seinem Hause eine Menge Handwerker allerhand Verschönerungen und Verbesserungen vornehmen, um nur das zufließende Geld angemessen unterzubringen. Sein Nachbar Spötter hat jüngst Elise Scheidemann auseinandergesetzt, dass die Preise der Lebensmittel, gegen die Erstehungskosten gerechnet, noch viel zu niedrig seien. Er ist der Typus des raffgierigen Bauern, der die Entrüstung der Städter mit Recht herausfordert; ein 50g-Brötchen, davon man einst vier Stücke für 10 Pfennig erhielt, wird gegen Brotmarken zu 0,45 M verabfolgt. Billig [gerecht] denkende Landwirte suchen allenthalben die Not zu lindern. Fritz Scheidemann steht dabei obenan.

In Göttingen fehlt es trotz Abnahme der Studierenden an Wohnungen für diese, weil viele einzelne Stuben zusammengelegt sind zu Wohnungen für junge Ehepaare. Es fällt auf, dass die Zahl der kinderlosen Ehen zunimmt. Wir folgen im Sturmschritt dem Vorbilde der Franzosen. Wo soll aber auch der Mittelstand die Gelder auftreiben, die zur Erziehung von Kindern nötig sind! Er kann ja selbst sich nur mit Mühe über Wasser halten. Schulen wie Ilfeld gehen zurück, weil die Mehrzahl der Eltern die geforderten Gelder nicht zahlen kann. Im Biebersteiner Landerziehungsheim werden jetzt schon 25.000 M für das Jahr verlangt. Nur ganz reiche Leute und Ausländer können diese Summe aufbringen. In unser Haus ist eine Studentin eingezogen, die in München kein Heim finden konnte: „Wir vermieten nur an Ausländer, die Einheimischen zahlen zu wenig.“ Wie in München, so soll es auch in Hamburg sein.

705 Reichsbote [?] Lambach [?] hielt am 27. April im Reichshof einen fesselnden Vortrag über den werdenden „ständischen Staat“. Regierung und Parlament würden immer unbedeutender, weil ihnen die Macht fehlt; eine zuverlässige militärische Macht und eine tüchtige Beamtenschaft sind nicht mehr vorhanden. Landwirtschaft, Industrie, Gewerkschaften sind bereits deutlich wahrnehmbare Stände, die, ohne sich um die politischen Parteien zu kümmern, die eigenen

Interessen vertreten - und durchsetzen; andere Stände schließen sich zusammen und streben auch empor.

Das Notdach der Weimarer Verfassung ist ihnen allen eben recht, weil es ihrem Aufwachsen kein Hindernis in den Weg legt. Das sind Tatsachen. Ob sie zum Segen Deutschlands gereichen werden, muss die Zukunft erweisen. Zu hoffen ist es; denn sonst würde die Sozialdemokratische Partei nicht mit solchem Eifer die neue sich anbahnende Entwicklung bekämpfen. Der Redner wies an Beispielen nach, wie die sozialdemokratische marxistisch-verkalkte Partei alles Selbständige sich untertänig zu machen suche.

Zum Schluss erinnerte er an die kaiserlose, schreckliche Zeit nach Konradins Hinrichtung. In dieser Zeit hätte das deutsche Bürgertum aus sich heraus eine Menge neuer Reiser und Blüten getrieben, Dome gebaut, Bruderschaften begründet, die Hanse zu mächtiger Entfaltung gebracht und das Deutschtum weit nach Osten vorgeschoben. Jetzt gleichen wir einem großen Sandhaufen, mit dem selbst ein Bismarck nichts würde anfangen können. Erst müssen neue Pfeiler gebaut sein. Wenn diese sich oben zusammenschließen, dann erst ist die Zeit gekommen, den Kaiserthron wieder aufzurichten; aber ohne Blut und Eisen, ohne harten Kampf werden wir dies Ziel nicht erreichen.

706 Das Endergebnis der Genueser Konferenz scheint die Isolierung Frankreichs zu sein. Poincaré rasselt mit dem Säbel, Frankreich droht mit Sanktionen. Was wird der letzte Schluss sein? Neuer Krieg? Erhebung Deutschlands? Im Grunde sind es nur die Großkapitalisten der Welt, darunter jene 300, die sich nach Rathenau alle kennen, die sich darum streiten, wer die größte Beute davontragen soll. In allen Legationen Juden zuhauf, für die ja Weltrevolutionen ein gefundenes Fressen sind.

Genua hat Fiasko gemacht, Lloyd-George wieder nach Kräften gelogen, Poincaré kann das Säbelrasseln nicht lassen, unsere Regierung besteht aus Nullen. Trotzdem geht ein frischer Geist durch die Reihen der Wohlgesinnten. Die Regimentsappelle beweisen dies unwiderleglich. Otto Scheidemann schrieb von dem mächtigen Eindruck, den ihm dieser Appell in Dessau hinterlassen habe. Die Königsulanen in Hannover hatten über 2.000 alte Teilnehmer zusammengebracht. Unter den Arbeitern finden sich immer mehr, die erkennen, dass ihre Führer ihnen eitel Dunst vorgemacht haben. Die Wahrheit über Deutschlands Unschuld am Weltkrieg breitet sich auch bei den Neutralen und ehemaligen Feinden immer mehr aus. Der Zeitpunkt rückt näher, wo der Schandfrieden von Versailles revidiert werden muss.

707 7. Juni 1922. Mit jedem Unglück geht auch Glück einher. Anna hat beim Abstieg vom Boden auf der Treppe beide Knöchel des linken Fußes gebrochen. Wie leicht hätte es der Oberschenkel oder gar das Genick sein können! Nun muss sie eine lange Geduldszeit durchmachen. Brüche heilen bei alten Leuten nicht schnell. Auf acht Tage Aufenthalt in „Mariahilf“ vom 16. bis 24. Mai sind Wochen häuslichen Lagerns gefolgt. Neuer Aufenthalt in „Mariahilf“ steht bevor.

Ich bin durch ihre Pflege auch nicht wenig in Anspruch genommen, widme mich aber ihr umso lieber, als das sonstige Befinden ganz normal ist. Gott gebe, dass sie die Gehfähigkeit wiedererlangt! - Um ein Kleines hätte Anna am 9. Juni auch noch den Unterarm gebrochen; sie hatte sich zuviel zugemutet und glitt aus. Gott hat sie gnädig davor bewahrt. Nun ist sie sehr vorsichtig geworden.

Ein aufgebauschtes Attentat gegen Philipp Scheidemann wird von den Sozis ausgenutzt, um das erlahmende Interesse der Arbeiter neu zu beleben. Der Erzberger-Mordprozess gegen v. Killinger⁷ ergibt auch nicht die gewünschten Handhabe, um gegen die Reaktion vorzugehen. Das Kronprinzenbuch wird allenthalben eifrigst gelesen. Die Stellung dazu ist geteilt. Die Alldutschen bedauern die Veröffentlichung. - Die Bankgewaltigen beraten, wie sie die europäischen Verhältnisse wieder auf die Beine bringen können. Ohne Revision des Friedens von Versailles wird es unmöglich sein. In Russland geht etwas vor. Ist Lenin wirklich krank? Die Deutschen meinen mit Volksentschließungen die Politik beeinflussen zu können. Unsere Regierung macht sich nichts daraus, die feindlichen erst recht nichts.

708 Nun ist ein wirklicher politischer Mord [an Rathenau] auf das Attentat gefolgt. Die Aufregung ist groß, die Äußerungen im Reichstag sind von empörender Unwürdigkeit. Die Tat ist feig und niederträchtig und trägt nur dazu bei, die Unruhe im Reiche zu mehren und uns zu schwächen. Die Linksparteien schreien: „Die Republik ist in Gefahr“, und beschuldigen die Deutsch-Nationalen, weil Helfferich Tages zuvor eine die alte Zeit verherrlichende, die jetzige Regierung anklagende, weithin Eindruck hervorrufende Rede gehalten hat. Ich frage: cui bono [wem zum Nutzen]?, und komme auf den Verdacht, dass hinter der Tat entweder Kommunisten oder Franzosen stehen, die den Bürgerkrieg entfesseln wollen, um im Trüben zu fischen. Es wird hervorgehoben, dass die Täter feldgraue Uniformen anhatten, um die Rechtsparteien zu verdächtigen und Offiziere als Mörder hinzustellen. Wenn doch der feige Mord aufgeklärt würde! 26. Juni 1922.

Das am 26. nachmittags ausgegebene Göttinger Tageblatt entwickelte Ansichten, die mit der meinigen übereinstimmten. Cui bono? Natürlich nur den Linksparteien, die den Fall gründlich ausschlachten. Dort sind die Anstifter des Mordes zu suchen. Das Tageblatt denkt an die russischen Bolschewisten. Eine Million Belohnung ist für die Entdeckung der Mordbuben ausgesetzt. „Der Feind steht rechts“, hat der politisch unreife Kanzler erklärt.

Am 26. Juni. Brandi sprach in seiner Rede am 26. Juni (vom 12. Januar [?]) über „deutsche Politik“ den mir sehr einleuchtenden Gedanken aus, dass man uns deshalb so ungeheure Lasten auferlegt habe, weil Deutschland Ungeheures vollbracht habe und man darum meine, es könne auch Ungeheures an Reparationen leisten.

709 Nun sind doch rechtsstehende radikale Elemente die Mörder. Die Verblendung ist unglaublich, die Sittenverwilderung abscheulich. Die Rechtsparteien wenden sich aus tiefster Überzeugung von den Tätern ab und wären nie auch

⁷ nein: Heinrich Tillessen

nur auf den Gedanken gekommen, sie zu verherrlichen und später an ihre Spitze zu stellen, wie die Wiener Sozi mit [des Ministerpräsidenten Karl] Graf [v.] Stürgkhs Mörder [Friedrich] Adler getan haben. Zunächst rast der See und will Opfer haben [nach Schillers „Tell“]: 200 Verhaftungen, Zeitungsbeschlagnahmen, Ausnahmegesetze usw. Für Rathenau ist sogar eine Gedenkfeier in den Schulen angeordnet worden.

Man macht mit Recht darauf aufmerksam, dass so viel Wesens mit dem beklagenswerten Opfer nicht gemacht worden wäre, wenn es sich nicht um einen Juden handelte. Die Judenheit will ihre riesige Macht beweisen. Bei Erzberger dachte man nicht daran, und doch gehören die beiden Ermordeten in denselben Topf. - Viele fürchten, wir gehen nächstens schon der lange gefürchteten Katastrophe entgegen, dem Bürgerkriege. Heute (4. Juli 1922) soll ein Generalstreik zum Schutze der Republik stattfinden. Lächerlich! Wo wir jede Stunde Arbeit nötig haben und der Dollar über 400 steht. Viele Arbeiter sind gegen diesen Streik. [Der Zentrumsolitiker Adam] Stegerwald fordert seine Anhänger zur Nichtbeachtung der Streikparole auf. Es wird sicher zeigen, ob die demagogischen Hetzer die Massen noch in der Hand haben. Die Einsicht, dass der bisher eingeschlagene Weg verkehrt war, greift doch bei vielen Arbeitern Platz; sie wollen nicht mehr bloße Werkzeuge für die Dickfütterung ihrer bisherigen Führer sein.

710 Am 1. Juli nahm ich an der Denkmalseinweihung zu Ehren der etwa 150 gefallenen ehemaligen Ifelder Schüler teil. Es war eine würdige, ernste Feier. Der Klosterprimus gab am besten dem allgemeinen Grundgedanken Ausdruck: „Jeder an seinen Platz! Bataillon an die Front.“ So hatte ein gefallener Ifelder geschrieben so muss es gehalten werden, wenn Deutschland neu erstehen soll. Viele alte Schüler beteiligten sich, die mich mit warmer Teilnahme begrüßten. Wir alle gedachten der gefallenen Helden in wehmütiger Dankbarkeit.

Ich hörte eine gar nicht unwahrscheinliche Erklärung der Mordtaten der Ultras von rechts, die doch nur der Linken zustatten kommen. In Oberschlesien haben sich seinerzeit innerhalb der Brigade Ehrhardt Rächergruppen gebildet, um die von den Polen verübten Mordtaten zu vergelten, geheime, nur sich selbst bekannte Vereinigungen, die in dunklen Nächten tief in das polnische Gebiet eindringen und übel berüchtigte Polen, die auf ihrer schwarzen Liste standen, hinrichteten. Die Mitglieder dieser Gruppen bestanden aus Desperados oder aus einseitig verbohrt Leuten, die die Folgen ihres Handelns nicht überlegten, die sich für die Entwurzelung ihres Daseins an denen rächen wollten, die sie für Hauptschuldige hielten, denen das eigene wie jedes andere Menschenleben nichts galt. Als in Polen ihre Tätigkeit zu Ende war, verlegten sie sich auf die Beseitigung solcher Personen, die ihrer Ansicht nach an Deutschlands Elend schuld waren.

Morbus democraticus, Morbus bolschewisticus, Morbus internecivus [der Selbstzerfleischung] - drei Epidemien, die jetzt in noch unverminderter Kraft die europäisch-asiatische Welt heimsuchen. Ungeheurer Sturz unserer Valuta ist auf die Ausnutzung des Rathenaumordes durch die Linksparteien gefolgt. Was Bismarck einst von der Aufrichtung des Reiches sagte, gilt auch von der Wiedergesundung

und Befreiung Deutschlands: Nur Blut und Eisen wird sie fertig bringen. Wann kommt der Tag der Befreiung?

711 Die Händel-Aufführungen verlaufen in diesem Jahr ebenso eindrucksvoll wie im vergangenen. Zu „Otto und Theophano“ ist jetzt „Julius Cäsar“ getreten. Hörer und Gäste strömen aus allen Teilen Deutschlands hierher. Dr. O[skar]. Hagen hat sich ein unbestreitbares Verdienst erworben mit der Ausgrabung dieser lieblichen Musik. Der im Hintergrund stehende Mann ist aber Brandi. Ihm ist ein Gutteil von Göttingens jetziger Bedeutung zuzuschreiben. Er hat auch den Universitätsbund geschaffen, der sich in der ganzen Provinz bemerklich macht und hier die vielfachsten Anregungen bietet! Orestie-Aufführung, Vorträge, Konzerte. Ihm ist die schwedisch-deutsche Studentenvereinigung zuzuschreiben. Er wirkt politisch beruhigend. Er weiß die Landwirte für das Studentenheim zu gewinnen usw. usw. Die erste Anregung für die Stiftung des Universitätsbundes ging ja von Simon aus, der leider sehr bald starb. Ohne Brandis Energie wäre der Bund nie zur Blüte gelangt.

712 Ein Brot 15 M, ein Ei 6, ein Pfund Margarine 56, ein kleines Markenbrötchen 0,55, ein Pfund Zucker 20, ein Glas Bier 8, eine Tasse Kaffee 3-5 M, Mädchenlohn monatlich 200 M ohne Steuer etc., ein Centner Grudekoks 83; ein Centner Briketts 100, ein Liter Milch 10 Mark. Und es heißt, in Kürze würden sich diese Preise verdoppeln. Einmal Besohlen der Stiefel 100 M, bloße Absätze 36, ein Pfund Mangold 6 M, ein Kopf Kohlrabi 3 M. Dabei schlemmen die Wucherer und Schieber, leider auch manche Landwirte.

Der Botaniker Geheimrat Prof. Peter besuchte mich in Prüfungsangelegenheiten. Hinterher kam ich auf seinen Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika zu sprechen. Er erzählte mir vieles, das mich höchlichst fesselte. Dass er nicht im Weltkriege gleich allen anderen Deutschen in Ägypten interniert wurde, sondern in Dares-Salam [sic] bleiben und weiter arbeiten durfte, hat er dem Wohlwollen des 2. dortigen englischen Beamten Wilson zu verdanken gehabt, eines gewaltigen Trinkers - als ihn Peter zum letzten Male vor der Abreise sprach, hatte er vormittags 11 Uhr schon das 17. Glas Whisky im Leibe -, dabei gutmütigen Wesens und großer Bewunderer der deutschen Wissenschaft. Er habe diese Zuneigung zu Deutschland von seinem Vater ererbt, der in Halle seinen Dokortitel erworben habe und bei der 200. Jahrfeier der Universität dort sehr ausgezeichnet worden sei. Er hat dafür gesorgt, dass Peter den größten Teil seiner Sammlungen mitnehmen können. Noch aber liegen 200 Packen in Dares-Salam, und Peter stand im Begriff, an den einzigen dort noch weilenden Deutschen zu schreiben und ihn für die Erhaltung dieser wissenschaftlichen Werte zu gewinnen.

Ich stellte fest, dass dieser Deutsche niemand anders sei als mein alter Iffelder Schüler Gustav Adolf Seelig und trug Peter Grüße an ihn auf. Dass Seelig in Ostafrika weile, hatte mir sein Bruder Christian auf der letzten Iffelder Feier mitgeteilt. Peter sagte mir, dass kein Deutscher Ostafrika betreten dürfe und Seelig vermutlich als Schweizer oder Balte dort eingeführt sei. Ich vermute letzteres, da er in Riga geboren und seine Mutter eine Baltin ist. Peter erzählte mir auch, dass

Seelig, seines Zeichens Ingenieur, z. Zt. in Dares-Salam das Leben friste mit Haltung eines Fleischergeschäftes.

Als besonders tröstlich für uns Deutsche bezeichnete es Peter, dass die Engländer alles in Deutsch-Ost verkommen ließen, Tanga sei wüst, Dares-Salam auf dem Wege dahin. Wenn die Engländer an dauernden Besitz glaubten, würden sie längst die Kulturarbeit wieder aufgenommen haben. Hoffentlich ist diese Schlussfolgerung richtig.

713 Wilhelm Sandrock war auf der Durchreise nach Frankfurt einen Tag bei uns, frisch, hoffnungsfroh, unternehmend. Er hat die Brücken in Egelu abgebrochen, seine dortige Praxis verkauft; die Seinen folgen ihm, sobald er in Frankfurt ein Heim hat. Er gedenkt sich dort ein Haus zu kaufen. Veranlassung zu seinem Entschluss hat der Onkel seiner Frau gegeben, der eine feste und sichere Praxis in Frankfurt hat und Wilhelm an seiner Seite wünschte. Er hat ihm in seinem sehr guten Krankenhause 20 Betten für Patienten und Benutzung der Operationssäle etc. gesichert. Wilhelm hat bereits eine Operation in Frankfurt ausgeführt. Hier borgte er sich von seinem Freund Dr. Gazow [?] dessen Rad, besuchte die Gräber in Reinhausen und Fritz Scheidemann und kam sehr befriedigt von dort zurück. - Für Emmchen, die bei uns war, verschrieb er eine bessere Heilsalbe, und Anna empfahl er größte Schonung des kranken Beines, damit sich keine Sehnenentzündung einstelle. Seines Neffen Adolf in Düsseldorf hat er mit keiner Silbe gedacht. Das war am 8. und 9. Juli.

Hauptmann Gellinek besucht uns am 19. Juli. Er weilt, von Mexico zurückgekehrt, zwei Monate hier und geht dann nach Guatemala. Er erzählte spannend von seinem Leben in Mexico, den vielen kleinen Revolutionen und der großen Vaterlandsliebe der Leute dort. Otto v. Erdmann hatte als Legationsrat seinen Pass unterschrieben. Die Deutschen in Mittelamerika weisen die schwarz-rot-goldene Flagge mit Entrüstung zurück, halten fest an Schwarzweißrot. - Die Judenfrage beschäftigt auch dort alle Welt. Der „Hammer“⁸ stellt eine gefährliche Erhebung gegen die Juden, mit Russland beginnend, in Aussicht.

Sein glühender Wunsch war, noch einmal den Franzosen das Fell zu gerben, die so unaussprechlich gemein den Sieg, den sie wahrhaftig nicht errungen haben, ausnützen. Denselben Wunsch hegte Walter Ritter, der Verlobte von Ilse Suabedissen, ein Theologe, der auch den Krieg mitgemacht hat. -

Die Rathenaumörder haben sich durch Selbstentlebung der Verhaftung entzogen. Sie sind auch Opfer unserer unglücklichen Zeitverhältnisse, hatten den moralischen Halt verloren, glaubten eine patriotische Tat zu begehen und haben unberechenbaren Schaden verursacht. Das Hauptmotiv ihrer verbrecherischen Handlung vermute ich in dem Umstande, dass sie einen Juden nicht als Leiter der deutschen Geschicke vertragen konnten.

⁸ die Zeitschrift des erwähnten von Mücke so geschätzten völkischen Antisemiten Theodor Fritsch

714 Der Konflikt zwischen dem Reich und Bayern bereitet Sorge und wird von Frankreich hinterlistig geschürt. Bayern will die Notgesetze zum Schutze der Republik nicht unbesehen hinnehmen. Darob Sturm auf der ganzen linken Seite, und doch sind es nicht die Rechtsparteien, die Gewalttaten in solchem Umfange begehen wie die Kommunisten. Die Mörder Erzbergers und Rathenaus stehen als solche ganz außerhalb der Partei[en]. Kein vernünftig Denkender billigt die Freveltaten.

Dr. Pflughöft, unser Hausarzt, sagte neulich, als Anna betr. ihre drohende Sehnenentzündung bemerkte, ein schneller Tod sei ihr eben recht, dass jetzt eine wahre Sterbensmanie herrsche. Wohin ihn auch sein Beruf führe, in allen Ständen fände er ältere Leute, die möglichst auf der Stelle zu sterben wünschten. Wer kann auch Freude haben an diesen elenden Zuständen! Wenn nur die heranwachsende Jugend mit allem Fleiße danach ringen wollte, für Deutschland ein würdiges Dasein zu schaffen! Stattdessen zunehmende Trunksucht, Völlerei, Ausschweifungen. - Die Teuerung wächst mit dem steigenden Dollar, der jetzt auf 510 geklettert ist. Ein Ei = 6,50 M, ein Pfund bessere Wurst 100, ein Pfund Gurken 15 M. Die Streikbewegungen finden immer neue Nahrung.

Es ist empörend, wie jetzt in den Rathäusern, in denen die Roten überwiegen, alle Erinnerungen an unsere größte Zeit beseitigt werden. Kaiser Wilhelm I, Bismarck, Moltke müssen weichen. Lessing hat recht: Nichts zieht unausbleiblicher den Verderb nach sich als Wohltaten, für die kein Dank zu groß wäre. Juli 1922

Nun ist der Dollar auf 750 M geklettert, die Preise steigen beängstigend, Österreichs Schicksal steht in drohender Nähe. Wir können die Reparationszahlungen nicht mehr zahlen. Die für den Sommer befürchteten Unruhen werden jetzt mit aller Macht einsetzen. Jetzt sind acht Jahre seit dem Ausbruch des Weltkrieges verflossen, und er ist noch immer im Gange. Solange Frankreich die erste Geige spielt, wird die Welt nicht zum Frieden gelangen. 3. August.

Dollar = 900 M. Wann wird Frankreich Vernunft annehmen? Die Roten sehen bei uns ihre Saat reifen; und doch haben sie in Russland abgewirtschaftet. Ludendorff sieht das Heil für uns und der Welt nur in einträchtigem Zusammenwirken von England, Frankreich und Deutschland. Poincaré zeigt Spuren von Wahnsinn - so jüngst die Zeitungen. In Italien gehen die Fascisten erfolgreich gegen den roten Terror vor. Wenn sich in Deutschland doch auch so eine energische Ordnungsmacht bildete! Ansätze wären vorhanden. Ein Liter Milch 17,10 M.

715 Das Kronprinzen-Buch hält Anna und mich in seinem Bann und wird, denke ich, ihm selbst die Rückkehr nach der Heimat vorbereiten. Durch diese Lektüre kommen wir über die traurigen Tagesbetrachtungen hinweg, die die steigende Teuerung wachruft. Dollar = 1.040 M, ein Pfund Margarine 110, ein Brot 30, ein Brötchen 1 Mark, und in diesem Tempo weiter. Die Regierung erklärt, sie könne die Wünsche der Beamten auf Teuerungszulage nicht erfüllen. Und die armen Rentner? Wer über eine Million verfügt, muss schon am Hungertuche nagen bei ca. 40.000 M Zinsen.

In diesen Augusttagen geht die schändliche Mordtat eines Frh. v. Gagern, die er in der ersten Hälfte des Krieges an seinem Herbergsherren, bei dem er einquartiert war, verübte, durch alle Zeitungen. Die Belgier haben ihn in contumaciam [wegen Abwesenheit] zum Tode verurteilt. Er selbst lebt, nachdem er von unserem Militärgericht zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, später aber begnadigt war, im Ausland. Leider ist in die schmutzige Sache auch der verstorbene Prinz Hans v. Stolberg verwickelt gewesen. Wie ich ihn kenne, ist er ahnungslos hineingestolpert und wird schwer daran gelitten haben. Ich verweise auf den beigelegten Zeitungsausschnitt [der Göttinger Zeitung vom 13.(?) August].

Das Kronprinzen-Buch heute zu Ende gelesen (20. August); es hinterlässt einen tiefen Eindruck.⁹ Ein tragisches Geschick ist über die Hohenzollern hereingebrochen. Mein Urteil über Wilhelm II. ist bestärkt worden; er war in keiner Weise der schweren Aufgabe gewachsen. Hatte er sich doch zeitlebens mehr bemüht zu reden als zu handeln. Ein Aufrufen noch in der letzten Stunde, wie es der Kronprinz und Schulenburg wollten, ein Appell an die deutsche Treue, an den geschworenen Eid, über den ein Gröner spöttelte, Todesverachtung allen Gefahren gegenüber statt Bedachtsein auf die eigene Sicherheit hätten den verfahrenen Karren aus dem Sumpfe gebracht und einen ehrenvollen Frieden herbeigeführt.

Gewundert habe ich mich über die Passivität Hindenburgs. Ihm stand freilich ein Gröner statt Ludendorffs an der Seite. Nicht gefallen hat mir das Abladen der Verantwortung für das kaiserliche Handeln auf die damaligen Ratgeber, als ob der Kaiser nicht immer nur solchen Ratgebern gefolgt wäre, die ihm rieten, was er selbst wünschte. Wäre er nur seinerzeit Bismarck gefolgt, statt an der Sozialdemokratie zu kapitulieren! Hindenburgs Verhalten suche ich mir damit zu erklären, dass er erkannte, mit dem haltlosen Schatten eines an sich selbst verzweifelnden Mannes sei doch nichts anzufangen, also fort damit! Wilhelm II. war ein das Beste wollender, aber eitler und trotz aller Frömmigkeit innerlich ungefestigter Mann. Solche sind in der Stunde der Entscheidung die gefährlichsten Regenten. Das Kronprinzen-Buch ist vielleicht der Weg, ihm die Rückkehr in die Heimat vorzubereiten. Die jetzigen Machthaber werden sich freilich hüten, ihn ins Land zu lassen. Dollar 1.240 M.

716 Unser deutsches Elend offenbart sich auch darin, dass jetzt die Zerschlagung Preußens ganz offen betrieben wird. Hier in Hannover veranstaltet die Deutsch-Hannoversche Partei allenthalben Heimatfeste unter dem Vorwande, es handle sich um ganz unpolitische Veranstaltungen, in der Tat aber, um die Losreibung der Provinz von Preußen herbeizuführen und eine neue Welfenherrschaft aufzurichten.

Unsere republikanische Regierung hat es höllisch mit der Angst, wie ihre ad hoc erlassenen Schutzgesetze beweisen, die der hiesige Prof. v. Hippel gründlich unter

⁹ „Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm“, Berlin 1922. - Mückes junger Freund Leverkühn dachte anders darüber, s. §721

die Lupe genommen hat. Heute (25. August), acht Tage post festum, ist das Tageblatt auf 14 Tage verboten worden wegen des beigelegten Artikels „Dollarkurs über 1.000“. Was da gesagt ist, ist Punkt für Punkt richtig, aber Herr Wirth ist schwer beleidigt. „Wer die Wahrheit kennt und saget sie frei - der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei“, so sang man früher; jetzt werden die Zügel ganz anders angezogen. Aber es soll nichts schaden - umso früher wirtschaftet das jetzige Regiment ab. Bayern macht nicht mit. Deshalb wird es von den Linksparteien tödlich gehasst. Dort ist Hindenburg jetzt enthusiastisch gefeiert worden.

Prof. Max Lehmann, den ich unlängst traf, beklagte es, dass er nicht mehr Mitglied des Prüfungsamtes sei. Der rege Verkehr mit den Studenten sei doch jetzt unterbunden. Im Verlaufe des Gespräches sagte er, dass er z. Zt. an seinem Nekrolog schreibe und dabei warm für das Gymnasium eintrete. Ich gewann ihn bei dieser Gelegenheit als Mitglied des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, den wir im Frühjahr gründeten.

717 Erich ist ein geschickter, umsichtiger Schulleiter. Die Art, wie er mit einem sozialdemokratischen Vater und Abgeordneten, Querfurt, fertig geworden ist, hat mir sehr gefallen. Der Alte ist bei Erich vorstellig geworden, seit der [Northeimer] „Brunnen“-Affäre würde sein Junge - nebenbei Quartaner und ein nettes Kerlchen - in der Klasse und von den Lehrern schlecht behandelt; jetzt sei er zu Unrecht mit Arrest bestraft. Erich hat dem Alten das Verkehrte seiner Ansicht auseinandergesetzt: Erstens sei der Junge ein allgemein beliebtes Bürschchen, zweitens wüssten die Lehrer, dass hinter ihm sein sehr misstrauischer Vater stünde. Wenn ihm der dem Sohne erteilte Arrest ungerecht erschiene, möge er sich beim Prov. Schulkollegium beschweren. Der Arrest sei ordnungsgemäß verhängt. Dann hat S. Exz. den Kleinen vorgenommen, und dieser hat ohne weiteres zugestanden, dass er wiederholt faul gewesen sei und im Arreste die nicht gelern-ten Seligpreisungen nachlernen werde. Erich will auf meinen Rat die ganzen Verhandlungen mit dem Vater und den vorliegenden Fall zu Protokoll nehmen, um sie für den Fall bereit zu haben, wenn der Alte wirklich einmal Beschwerde erhebt.

Neulich ist ein geborener Northeimer, jetzt Arzt in Chicago, bei ihm gewesen und hat in der Unterhaltung von der Ausbeutung auch der Deutsch-Amerikaner in München, Oberammergau etc. gesprochen. Da hat ihm Erich den Star gestochen über die Verarmung Deutschlands und unsere Auspovertung durch die Valutagewinner, unter denen die Amerikaner obenan stehen.

718 Der alte Fraatz, Bote unseres Prüfungsamtes, erzählte mir, dass er jüngst in Weimar gewesen und dort auch einen 81-jährigen mit ihm verwandten Schuhmachermeister besucht habe. Dieser hat ihm erklärt, es sei jetzt von der sozialdemokratischen Partei abgegangen. „Sie mögen meinerwegen die Bilder von Ebert und Scheidemann aufhängen. Dass sie aber die von unserem Großherzog und die Kaiserbilder wegnehmen, das ist ein großes Unrecht.“ „Und eine große Undankbarkeit dazu“, fügte ich bei, und Fraatz gab mir Recht. Er hat auch festgestellt, dass der Zug nach rechts unaufhaltsam wächst.

In demselben Sinne äußerte sich Wilhelm Sandrock, als er auf der Übersiedlung nach Frankfurt uns mit Weib und Kind einen kurzen Besuch machte. Jüngst habe er mit bayerischen ehemaligen Offizieren im Eisenbahnabteile so wegwerfende Urteile über die jetzige Regierung gehört, mit lauter Stimme gefällt. Und die bayerischen Offiziere hätten eine kräftige Sprache, [so] dass sie beim Aussteigen in Frankfurt gefürchtet hätten, sie würden sämtlich aufgrund der famosen Schutzgesetze verhaftet werden. Es sei nicht erfolgt, alle Wageninsassen seien ihrer Meinung gewesen.

Beim Einpacken der Möbel hat er in Egelsteden ein längeres Gespräch mit einem ganz roten Packer gehabt, dem er nachgewiesen hat, dass die Last der Steuern durchaus nicht auf den Schultern der Arbeiter allein liegt, und es sei nötig, dass alle Deutschen einig seien, unser Feind stehe im Westen. Da hat der Mann die Fäuste geballt: Ja, wenn es gegen die verfluchten Franzosen ginge, da bliebe keiner zurück, und wenn sie keine anderen Waffen hätten, so nähmen sie Dreschflegel. „Von der Ausbildung auserlesener sozialdemokratischer Jünglinge auf Universitäten zu künftigen höheren Beamten im sozialdemokratischen Sinne“, hat er gesagt, „wollen wir nichts wissen. Die fallen dann doch regelmäßig ab und sind dann viel hochmütiger und dabei noch unwissender als die alten Beamten der monarchischen Zeit.“ Das stimmt zu dem Betragen und den Leistungen [Philipp] Scheidemanns in Kassel. Leute wie der hiesige Redakteur des „Volkswillens“, Schiller, ein bissiger Sozi, sind trotzdem die Devotion und Hingabe selbst dem gewaltigen Philipp gegenüber, der sie kaum beachtet.

719 Krome, der hiesige Museumsdirektor, legte uns in der gestrigen Sitzung der Brandt'schen Litterarischen Gesellschaft ein hübsches Bild von Jacob Grimm vor, wie er in dem Auditorium Alleestraße, jetzt Rittmüllers Pianofortehandlung, eine Vorlesung hält. Sein Bruder Ludwig Grimm hat es 1830 gemalt, am 28. Mai.

Der Betrieb des Geschichtsunterrichts beschäftigte uns – [1.]planetarisch, [2.]von Deutschland ausgehend und es in der Mitte behaltend und [3.] international (Reformen): diese drei Arten schälte Dr. Baustaedt heraus. Auf dem Heimwege erzählte Brandt von dem Niederdeutschen Tage in Bremen und von Noske. Er hält letzteren für einen einsichtsvollen und tüchtigen Menschen.

Unsere Regierung scheint an eine Schwenkung zu Frankreich zu denken. Von dort wird auch abgeblasen. Sind es nur verderbliche Sirenenklänge? In Kleinasien haben Frankreichs Schützlinge, die Kemalisten, einen selbständigen Sieg über Englands Schützlinge, die Griechen, davongetragen. In Mesopotamien, Palästina und Syrien rühren sich Englands Feinde. In Indien will keine Ruhe einkehren, ebenso wenig in Irland. Die Franzosen fühlen, dass der Kampf mit England vor der Tür steht und wollen sich beizeiten den Rücken decken. England hat uns bisher so wenig gegen Frankreich geschützt - man denke an den polnischen Korridor, an Oberschlesien etc. -, dass es uns nicht verdacht werden kann, wenn wir uns auf eigene Hand mit Frankreich vertragen. Hätten wir kluge Staatsmänner, so ließe sich

Deutschlands verzweifelte Lage mit Hilfe der politischen Konstellation wohl bessern. Stinnes scheint auf eigene Hand an der Besserung zu arbeiten.

720 Heute (1. September) traf ich einen alten Schüler vom K.W.G., der den Krieg mitgemacht hat und nächstens hier sein Rigorosum abgelegt. Er sah elend aus. Im Laufe der Unterhaltung sagte er mir, dass er seit vielen Wochen nur Kunsthonig zum Brote esse, weil ihm Margarine zu teuer sei. Die 20-jährigen ungelerten Arbeiter kauften sich, wie er wiederholt festgestellt habe, wirkliche Butter, das Pfund 300 M und dazu für 300 M Schweizer Käse. Er brannte darauf, dass der Tanz mit den Franzosen bald losgehe, gefangene Franzosen würde man dann wohl nur wenige in Deutschland zu sehen bekommen. Die Arbeiter seien mit gleichem Hass gegen dieselben erfüllt.

Der nebenstehende Artikel aus den Leipziger Neuesten Nachrichten¹⁰ ist offenbar von jemandem in die Zeitung gebracht, der nicht nur den Prinzen Hans [zu Stolberg] angreifen will, sondern wahrscheinlich den Ilfelder Denkmalsausschuss und seinen Vorsitzenden Hillebrand. Ich vermute, dass dahinter der Schwager des Konsistorialrates Cohrs steckt, der in Leipzig wohnt und alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, dass [der bereits erwähnte Selbstmörder] Adalbert Cohrs auf das Ilfelder Denkmal kommen sollte. Es wurde damals abgeschlagen, weil letzterer mit seinem Freunde Üxküll freiwillig in den Tod ging, als er beim Versuch, nach Holland zu entkommen, an der Grenze verhaftet wurde und befürchten musste, als Deserteur schmachvollen Tod zu erleiden. Dieser Schwager hat auch den Leipziger Professor für Nervenheilkunde, Hueck, in dieser Sache befragt, und H. hat Psychose angenommen.

Ich habe mich entschlossen, auf den obigen Artikel hin eine Ehrenrettung des Prinzen Hans zu versuchen. Anbei meine Entgegnung!¹¹ Mittlerweile höre ich, dass Konsistorialrat Cohrs in den Ilfelder Blätter sich gegen eine Äußerung Hillebrands in der Rede am 1. Juli gewandt hat, wonach schon das Konzil von Arles Deserteure von den kirchlichen Ehren ausgeschlossen habe. Cohrs leidet sehr unter dem Streit, der sich an das Ende seines Sohnes angeschlossen hat, und verlässt deswegen am 1. Oktober Ilfeld, um die Superintendentur in Willingen zu übernehmen. Dass das Verhalten des Prinzen in der Gagernschen Angelegenheit nicht einwandfrei gewesen ist, wird sich wohl nicht bestreiten lassen. Einer gemeinen Handlungsweise aber war er, wie ich immer betonen muss, unfähig.

Hans Schimmelpfeng, der uns neulich besuchte, hat merkwürdigerweise von der ganzen Gagern-Stolbergschen Angelegenheit nichts in den Zeitungen gelesen. Dagegen hat die Nordhäuser Zeitung wiederholt Notizen darüber gebracht. Diese will aber den Stolbergern etwas am Zeuge flicken.

721 Dem kommenden Winter blickt alles mit banger Sorge entgegen. Sinken der Valuta. Teuerung. Kartoffeln- und Kohlenfrage. Die Arbeiter drohen, aufs

¹⁰ hier weggelassen, weil die bereits erwähnte Kriminalgeschichte (§715), obwohl in vieler Hinsicht interessant, in diesem Zusammenhang keine Bedeutung hat

¹¹ Ebenfalls weggelassen

Land zu ziehen und sich die Lebensmittel zu holen, wenn die Bauern habgierig blieben. Zwischen England und Frankreich gehen die offenen und versteckten Kämpfe munter weiter. Ein neuer Krieg scheint bevorzustehen. Eigentlich ist ja der 1912 im Orient begonnene, dann im Westen fortgeführte, dann wieder nach dem Orient verlegte Krieg noch immer im Gange. Z. Zt. sind Englands Schützlinge, die Griechen, böse von Kemal geschlagen. Ob dieser Konstantinopel besetzt, wird von Frankreich abhängen. - 21. September 1922.

Die Sozi, Nr. 1 und Nr. 2 [SPD und USPD], vereinigen sich, Nr. 3, die Kommunisten, halten sich abseits und wettern. Widerlich und beschämend ist der Kampf gegen die alten Farben schwarz-weiß-rot. Ich bin überzeugt, dass eine Volksabstimmung den Sieg für sie bringen würde. Die [Neu-]Verlobung des Kaisers wird viel besprochen. Ich begreife nicht, dass man sich darüber aufregt. Friedrich Wilhelm III. hat nach Luisens Tode auch wieder geheiratet.

Mit Dr. Leverkühn, der jetzt in Berlin im Auswärtigen Amte beschäftigt ist, hatte ich eine längere Unterhaltung bei meinem Besuch in Ballenhausen am 22. September 1922. Er beurteilte das Buch des Kronprinzen sehr ungünstig und zweifelte, dass die Hohenzollern wieder ans Ruder gelangen. In Bayern sind die Aussichten für Wiederaufrichtung der Monarchie am besten. Österreich würde sich an Bayern anschließen, das Verhältnis der Protestanten und Katholiken dann im Reiche 1 : 1 werden und die Wittelsbacher die Kaiserkrone erhalten. Dieses Herrscherhaus sei aber noch viel verbrauchter als die Hohenzollern. Ein katholisches Kaisertum! Ob da nicht doch die Republik für Deutschland vorzuziehen sei. Leverkühn glaubte, dass Rathenau wohl im Stande gewesen wäre, uns aus der jetzigen prekären Lage herauszuziehen. Er sei früher Gegner von Rathenau gewesen, hätte aber jetzt die Überzeugung gewonnen, dass Rathenau es gut gemeint hätte und eine überragende Persönlichkeit gewesen sei.

Andere urteilen anders. Im „Hammer“ wird an dem internationalen Juden Rathenau nicht viel Gutes gelassen. Jetzt ist der Prozess im Gange gegen diejenigen, die beschuldigt sind, seine Ermordung unterstützt zu haben. Viele von den Angeklagten oder vielmehr Verhafteten, mussten ohne weiteres freigegeben werden, da ihnen nichts nachzuweisen war. Die demokratischen Zeitungen sind in ihren Berichten über den Prozess sehr vorsichtig, wenn es sich um die Beurteilung Rathenaus durch die Angeklagten handelt.

722 Im Orient schwelt der Krieg. Ich bin begierig, wie sich die Engländer verhalten werden, gegen die, wie es scheint, der ganze Islam aufsteht. Den Franzosen, die die Türken unterstützt haben, wird bei dem wachsenden Selbstgefühl der Mahomedaner auch nicht wohl zu Mute sein, da von ihnen ebenfalls Millionen von Anhängern Muhameds unterjocht sind. Unsere Regierung scheint bei den wachsenden Unstimmigkeiten zwischen Frankreich und England allmählich den Mut zu finden, offen gegen die „Schuldflüge“ aufzutreten, auf die sich der Vertrag von Versailles stützt. - 7. Oktober 1922.

Die Einigung der feindlichen Ententebrüder scheint wieder auf Kosten Deutschlands geplant zu sein, wenn nicht Kemal Pascha alles durcheinander wirft. Es wird jetzt auch dem Dümmersten bei uns klar, welcher Wahnsinn unsere Entwaffnung, unsere Selbstentmannung war. Dennoch bestreiten die Demokraten aller Schattierungen den „Dolchstoß von hinten“ und stellen ihn als Legende hin. Sie verstehen eben unter diesem Dolchstoß etwas ganz anderes als die Rechtsparteien. Zusammenbruch ist für erstere das Versagen [d. h. die Nichterreichbarkeit] des Sieges. Wir hätten den Krieg auch ohne Revolution verloren. Die Rechtsparteien geben das bis zu einem gewissen Grade zu, betonen aber mit Recht, dass ohne die Revolution und die damit zusammenhängende Entwaffnung - das ist der Dolchstoß - Deutschland doch nicht einen so katastrophalen Zusammenbruch erlebt hätte. Um letzteren Punkt gehen die Linksparteien schamhaft herum, um nicht den Ast abzusägen, auf dem sie sitzen; sie meinen, ein Dolchstoß war gar nicht nötig, das morsche Gebäude sei von selbst zusammengebrochen. Und an die Spitze gelangten: Ebert, Noske, Rathenau, Philipp Scheidemann e tutti quanti. Es ist zum Heulen!

Der Rathenau-Prozess hat den zu erwartenden Ausgang genommen. Die an dem Morde Beteiligten sitzen schon in den Zuchthäusern. Es sind zum Teil unreife und schiffbrüchige Naturen, Opfer der gährenden Zeit, voller Wahnträume. Missfallen hat mir der Brief der Mutter Rathenaus an Frau Techow, die Mutter des Hauptangeklagten. Es ist richtige „jüdische Schmuserei“¹² [dieser Frau], die sich auf ihr Unglück auch noch etwas zugute tut, als ob der Krieg nicht viele, viele Mütter unendlich mal mehr unglücklich gemacht hätte als die Mutter Rathenaus, der im Kriege sicher hinter der Front saß, es sich gut gehen ließ und Millionen verdiente. Und wie viel Bessere hat der Krieg verschlungen als den Juden Rathenau, der als die Blüte der irdischen Menschheit hingestellt wird! Bei Licht gesehen schillert sein Bild in tausend Farben. Für jeden scharf geschliffenen Ausspruch enthalten seine Schriften einen ebenso pointierten Satz, der gerade das Gegenteil von dem ersteren sagt. Rathenau ist in seinem Wesen nicht allzu sehr verschieden von dem berüchtigten [Maximilian] Harden.

Mit ausgesuchter Berechnung wird jetzt der Juden-Gegner in Amerika, „Ford“, als der reichste Mann der Welt hingestellt. Die Aufmerksamkeit soll von den weltbeherrschenden Juden abgelenkt werden. Wie lange sie wohl in Russland an der Spitze bleiben? Dort fängt es, wenn auch sehr langsam, an zu tagen.

723 Die Kommunisten erheben wieder ihr Haupt, wie der blutige Sonntag, der 15. Oktober, in Berlin zeigt. Dort wollten sie eine nationale Versammlung sprengen. Bei dem entstehenden Kampfe hat es drei Tote und 160 Verwundete gegeben. Der Winter kann noch gut werden.

Frau von Werthern-Wiehe ist vor einiger Zeit im 75. Lebensjahre in Wiehe gestorben, nachdem sie sich kurz vorher einer Staaroperation unterzogen hatte. Sie

¹² von jiddisch Schmu'es = Geschwätz. – Zum Wortlaut des Briefes und zur Bewertung von Mückes Kommentar s. die Einführung. - Einer der am Attentat Beteiligten, Ernst von Salomon, trat später u. a. als Drehbuchautor des Nazi-Kolonial-films „Carl Peters“ von 1941 hervor, dessen Titelheld in Mückes Aufzeichnungen immer wieder vorkommt.

war eine Frau von seltener Willensstärke und Umsicht, im Umgange nicht immer leicht zu ertragen. Gustav Schimmelpfeng ging ihr aus dem Wege, sobald er sie in Ilfeld von weitem sah. Dort wohnte sie einige Jahre, um die Erziehung ihrer beiden Jungen selbst zu übernehmen. Sie hat das durch ihren Mann heruntergebrachte Majorat in Wiehe wieder in die Höhe gearbeitet.

Zwei deutsche Geistliche aus der Diaspora hielten am 25. Oktober in der Johankirche gelegentlich der Gustav-Adolf-Vereins-Versammlung packende Ansprachen, in denen sie aus eigener Anschauung die Schicksale der evangelischen Deutschen in der Dobrudscha und in Holland während und nach dem Kriege schilderten. Furchtbar haben die Rumänen gewütet, haarsträubend die Bolschewiken. Wir Deutschen im Reich wissen gar nicht, wie gut wir es gehabt haben und noch haben: Was sind alle unsere Leiden gegenüber den Schrecknissen und Grausamkeiten, die über unsere armen Volks- und Glaubensgenossen gekommen sind!

Und was kann noch alles über uns hereinbrechen, wenn die unselige Zersplitterung anhält! Der von allen guten Geistern verlassene Kanzler Wirth hat das verbrecherische Wort geprägt: „Der Feind steht rechts“. Er steht am Rheine, er steht auf der äußersten Linken, die uns alle Schrecken der Bolschewikenherrschaft bereiten will und die man in den meisten Fällen mit Samthandschuhen anfasst.

Die Linksparteien verlegen sich aufs Hetzen, seitdem den Agrariern für das Umlagegetreide der vierfache Preis bewilligt ist. Sie sehen geflissentlich daran vorbei, dass die Kriegsgesellschaften¹³ alles verteuern und dass die Valuta dank der Erfüllungspolitik von Tag zu Tag sinkt. Dollar = 4.500 M. - Dass die Arbeiter in Mengen zu den Rechtsparteien übergehen, macht die Stimmung der Sozi nicht rosiger. Der Erfolg der Faschisten in Italien unter Führung des auch mir unsympathischen Mussolini beunruhigt sie in demselben Grade, als er die Völkischen ermutigt und hoffen lässt. Darin aber sind alle Parteien einig, dass wir einem schweren Winter entgegengehen. Im Osten ist augenblicklich Ruhe. Was aber dahinter schlummert, wer weiß es? Und was werden die englischen Wahlen bringen? [Andrew] Bonar Law, Lloyd-Georges Nachfolger, ist ja nur ein Verlegenheitsminister. 2. November 1922

724 Man verliert das Gefühl für das ununterbrochene Steigen der Preise und fügt sich fatalistisch. Was vor einem Jahr unvernünftig teuer erschien, kommt einem jetzt märchenhaft billig vor. Die Sozi rüsten sich, den verruchten 9. November festlich zu begehen; sie haben kein Gefühl dafür, in welche Schande und Not ihre Führer das deutsche Volk durch ihren schnöden Hochverrat gebracht haben. Überall Abstumpfung, Fortschreiten des Elends. Nirgends Männer, an denen das Volk sich aufrichten könnte. Ebert als Spitze des Reiches besagt alles. - 4. November 1922.

Der 9. November ist ohne Streiks verlaufen; in Göttingen feierte nur das „Volksblatt“ den Hochverrat von 1918 durch Aushang der schwarz-rot-goldenen Fahne,

¹³ während des 1. WK kriegswirtschaftliche Steuerungsinstrumente

sonst hat ihn keiner öffentlich anerkannt. Wir prüften stramm von 3 bis 7 Uhr abends. Von halb neun an nahm ich teil an der Brandi'schen Gesellschaft für Geschichte.

Dollar 8.000, 1 Pfund Kaffee erster Sorte 1.300, 1 Pfund Margarine 750 usw. Die Papierfabrik des Reiches speit täglich Milliarden Scheingeld aus. Wann wird das Ende da sein? Hinterher hört man, dass die roten Brüder auf ein Stirnrunzeln der Reparationskommission den Generalstreik für den 9. November in letzter Stunde abgesagt hätten.

In der Luther-Feier des Evangelischen Bundes vom 12. November wurde die dem Protestantismus seitens der katholischen Kirche drohende Gefahr hell beleuchtet. Das einzige evangelische Gymnasium in Köln hat einen katholischen Direktor erhalten. Reichspräsident und Reichskanzler sind Katholiken, die Jesuiten dringen überall vor, nur die Hälfte des Reichstages besteht aus Protestanten, obwohl Protestanten zwei Drittel der Bevölkerung bilden. Und viele Protestanten bewundern den entschlossen vorgehenden Katholizismus, stehen selbst aber untätig zur Seite. Die Ansprache des Prof. [Emanuel] Hirsch über Luthers Kirchenideal hob unsere Überlegenheit über die alte Kirche deutlich hervor. Wir haben eine Freiwilligkeitskirche und eine Gemeindekirche.

England wartet, wie sich die Dinge in Deutschland entwickeln. Danach wird es seine Politik Frankreich gegenüber gestalten. Dort geht der Franken [Franc] auch rapide zurück, und wie lange Poincaré sein freches Lügen noch wird durchführen können, erscheint zweifelhaft. Die Verstöße gegen den Versailler Schandfrieden mehren sich. Wenn wir statt der Statisten doch wirkliche Politiker an der Spitze des Reiches hätten! Ob es Cuno¹⁴ schafft?

725 Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei machte den Sozialschattierungen, den Demokraten und Juden großes Kopfzerbrechen und viel Sorge. Die hässlichsten Angriffe gegen diese neue aussichtsreiche Bekämpfung aller undeutsch Gesinnten haben eingesetzt, und auch kleinliche Chikanen hageln nur so. Ich glaube, dass alles dies nur zum Erstarren der neuen Partei beitragen und vielen Arbeitern die Augen öffnen wird. Hand- und Kopfarbeiter sollten vereint kämpfen gegen Schieber- und Wuchertum, gegen die schwatzhaften Partebonzen und gegen die internationale, undeutsche Gesinnung. Die jüngste Versammlung hier ist noch in letzter Stunde verboten worden, obgleich sie drei Wochen vorher schon angesagt und von der Polizei genehmigt war. Die Einladungen dazu trugen den Vermerk: „Juden ist der Eintritt nicht gestattet“. Das hat man wohl als Vorwand zu dem Verbote benutzt. 21. November 1922. - In Berlin Gründung einer Großdeutschen Arbeiterpartei¹⁵.

Wie die Not steigt. Jüngst veranstaltete Prof. Kötz unter Benutzung verfügbarer Gelder mit seinen Hörern einen Ausflug, um ihnen chemische Einrichtungen an

¹⁴ Wilhelm Cuno, parteilos, Reichskanzler von November 1922 bis August 1923

¹⁵ Die Mücke etwas weiter unten als „Ableger der Nationalsozialisten“ bezeichnet

einzelnen Fabriken vorzuführen. Beitrag des Einzelnen außerdem 6 M. Mehrere Hörer schließen sich aus. Kötz forscht, warum. Sie haben selbst diese 6 M nicht entbehren können. - Eine Majorstochter zieht ihre eingereichte Examensanmeldung zurück. Prof. Schröder fragt, warum sie es getan. Sie hat keine Mittel mehr gehabt, um hier zu leben. Schröder hat ihr aus einer schwedischen Spende einen Betrag zukommen lassen. Jetzt holt sie die Erlaubnis ein, ihre Prüfung von neuem aufzunehmen – Prof. Reitzenstein hat vom Auslande 20.000 M erhalten, um solchen Unterstützung zukommen zu lassen, die im Examen stehen, damit sie in dieser Zeit nahrhafter essen können. - In der vergangenen Woche haben sechs Rentner durch Selbstmord ihr Leben beendet. Auf der Dresdner Bank sagte mir der 2. Vorsteher, dass das Barvermögen der Rentner immer mehr zusammenschmelze. Eine Dame habe ihm Tags zuvor gesagt: „Teilen Sie mir beizeiten mit, wann meine Mittel zu Ende sind, damit ich mich dann aufhänge.“ Die Diebstähle nehmen überhand. Vor wenigen Tagen ist bei Prof. Jensen und v. Hippel eingebrochen: Tafelsilber und Teppiche wurden entwendet. Die Diebe scheinen ein Auto als Transportmittel gehabt zu haben. - Liter Milch = 100 M.

726 Stud. Clemens-Blankenburg und stud. jur. Dunkelberg-Ilfeld waren am 10. Dezember bei uns zum Kaffee. Wir hatten unsere Freude an den beiden sympathischen Menschen. Ersterer ist Sohn eines verstorbenen Schumachermeisters in Blankenburg und studiert hier im 9. Semester Geschichte und Latein, arbeitet z. Zt. an seiner Dissertation „Entwicklung des Schumachergewerbes vom Mittelalter bis in die neue Zeit“, brachte uns Grüße und Briefe von Blankenburg. Trotz seiner Verwachsenheit ist er eifriges Mitglied des „Jugendbundes“¹⁶ und hofft, dass das Verbot nächstens zurückgenommen werden muss. Er berichtete von einer Versammlung des Großdeutschen Arbeiterverbandes – Ablegers der Nationalsozialisten -, der er Tags zuvor beigewohnt hatte. Wir besprachen die Ziele. – Dunkelberg erzählte von Ilfeld, dass Cohrs eine recht schwere Stellung hat und erst zu Ostern von Ilfeld fort kann. Frau Direktor Wendland äußert bei jeder Gelegenheit, dass sie des Aufenthaltes in Ilfeld gründlich überdrüssig sei.

Die völkischen Parteien haben sich zusammengeschlossen und bilden unter Wulle, Reventlow, Graefe den äußersten rechten Flügel noch vor den Deutschnationalen, von denen sie sich abgezweigt haben. Die Nationalsozialisten greifen zum Schrecken der Sozi um sich. Es scheint sich etwas vorzubereiten. Wann werden wir mit den Anklagen gegen die Gräuel der Entente herausrücken? Sobald von dort neue Übergriffe gemeldet werden, heißt es von vielen Seiten: „Schreibt es auf!“ Der Tag wird kommen, wo wir unsere Rechnungen präsentieren werden. Könnte ich ihn doch noch erleben! Vorläufig geht es noch abwärts. Wir sind glücklich auch beim Pferdefleisch (ein Pfund 200 M) angekommen, wenn unsere einmalige Wochen-fleischmahlzeit etwas reichlicher ausfallen soll. Der Dollar fällt etwas, Optimisten glauben, der Höhepunkt unseres materialen Elends, d. h. des Tiefpunktes, sei überwunden. So halten sich die Ansichten die Waage. - 24. Dezember 1922.

¹⁶ offenbar die am 13. Mai 1922 im Münchner Bürgerbräukeller von Adolf Lenk gegründete Vorläuferorganisation der Hitlerjugend

727 Das trostlose Jahr 1922 neigt sich dem Ende zu. Der erhoffte Zwist zwischen den Ententebrüdern lässt noch immer auf sich warten, so toll es Poincaré auch treiben mag. Aber in Amerika greift die Überzeugung doch um sich, dass Deutschland den Weltkrieg nicht gewollt hat, dass unsere Gegner uns vielmehr schändlich verleumdet haben.

In diesen Tagen hat Fritz einen sehr gewandt geschriebenen Brief an eine Kousine in Amerika geschickt, der berechnet ist, dort abgedruckt zu werden. Unter Berufung auf die unlängst veröffentlichten Tagebücher des Generalstabschefs des Jahres 1914, v. Moltke, weist er nach, dass der Kaiser im Juli 1914 an einen allgemeinen Krieg gar nicht gedacht habe, geschweige denn darauf vorbereitet gewesen ist. Hauptsache war, der Kousine die Unterstützung der guten Mathilde zu danken, der sie 5 Dollars = 30.000 M geschickt hatte. Auch wir erfreuten uns mancher willkommenen Gabe. Fritz und Hans Scheidemann versorgten uns reichlich mit Holz, Mehl, Zucker, Gries, Butter, Äpfeln, Kakao, Thee. Otto Kiep, jetzt bei der Gesandtschaft in Washington, bedachte uns via Hoboken - Bremen mit Mehl, Zucker, kondensierter Milch, Kakao, Thee. Unsere gute Marie Wullkop-Hannover ließ es sich nicht nehmen, einen großen Stollen, ein Brot, Plätzchen und Chokolade zu schicken, so dass wir geradezu gerührt waren.

Mein Ruhegehalt ist auch erhöht worden. Ich habe davon die Summe abgezweigt, die zu meinem Begräbnis nötig ist, damit die liebe Anna nicht in Verlegenheit gerät, wenn ich plötzlich abscheide. Alt genug bin ich, [so] dass dies schnell einmal eintreten kann. An Frau Kiep habe ich einen langen Brief aufgesetzt, in dem ich unter Hinblick auf ihre Söhne der Hoffnung Ausdruck gegeben habe, dass das Vaterland sich doch wieder aufrichten wird.

Eine Gesinnungslumperei hat mich dieser Tage betrübt. Direktor Wülker von der Sophienschule in Hannover, der 1906 unter meiner Ägide in Ifeld evangelischer Hilfslehrer war, wurde von der national gesinnten Lehrerschaft Hannovers wegen seines politischen Umschwungs, zu dem es sich öffentlich bekennt, an den Pranger gestellt.¹⁷ Wie sich wohl Wülkers Schwiegervater Kohlrausch zu dem Verhalten des Schwiegersohnes stellt? Der ehemalige evangelische Hilfslehrer Östreich unter mir in Ifeld ist unter die wildesten Reformer gegangen. Dr. Wyneken, alter Ifelder, sitzt wegen sexueller Verfehlungen im Gefängnis: Alles gehört zum Facit der Revolutionszeit. Nirgends hat wohl eine Revolution so wenig innere Berechtigung gehabt als bei uns. Nur die Haltlosigkeit des Kaisers und der führenden Schichten hat sie gelingen lassen.

¹⁷ 1933 bemühte er sich, so viele jüdische Schülerinnen auf der Sophienschule – der Schule mit dem höchsten jüdischen Schüleranteil in Hannover – zu halten, wie möglich.

Göttingen, 1923

728 Die Erwartung, dass der ersehnte Aufstieg kommt, ja vielleicht schon eingesetzt hat, ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes verbreitet. Möge sie in Erfüllung gehen!

Erich war am 6. Januar hier in Göttingen, um für seinen philologischen Verein, der im Aussterben begriffen ist, tätig zu sein. Ich hatte wieder meine helle Freude an seiner Umsicht, Energie und klarem Urteile. Er überwindet immer mehr den angeborenen Egoismus, tritt für ideale Bestrebungen in die Schranken und versteht die Leute zu behandeln bald mit Freundlichkeit und Humor, bald mit festem, recht deutlich werdenden Zugreifen.

Dichtung und Wahrheit, alle Glorie und Wirklichkeit verbinden sich in den Evangelien zu einem einheitlichen, in wundervollen Farben prangenden Bilde, an dem jeder seine Freude haben kann - der Religiöse, durch alle Schattierungen hindurch, bis zum nüchternen Rationalisten. Nur soll nicht der eine dem anderen seine Auffassung als die allein richtige aufdrängen wollen. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ gilt auch von unserer Stellung zu den heiligen Schriften. Meine Stellung zum Glaubensbekenntnisse ist dementsprechend; auch in ihm steht vieles, was nur allegorisch aufzufassen ist.

729 10. Januar 1923. Was wird der heutige Tag bringen? Die Franzosen wollen das Ruhrgebiet und Frankfurt a. M. besetzen, Amerika und England stehen im Hintergrunde. In welcher Form sie eingreifen, ist ganz unsicher. [Reichskanzler Wilhelm] Cuno hat eine große Rede an das deutsche Volk, alias an alle Nationen der Welt, vorbereitet, die heute vom Stapel gehen soll. Wird sie Erfolg haben? Auch dem dümmsten Deutschen muss es allmählich klar geworden sein, was für eine Riesengemeinheit und Riesendummheit die Revolution vom 9. November 1918 gewesen ist. Trotzdem fahren die Kommunisten fort, ihr ekliges Spiel zu treiben. Halle a. d. Saale ist ein Beispiel. Zum Glück sind die vier roten Burschen, die das Kaiserdenkmal dort z. T. zerstörten, gefasst, und der sozialistische Polizeipräsident hat sich durch würdeloses Betragen unmöglich gemacht.

Wir gehen betäubt herum. Die Franzosen haben Essen besetzt. Die Ententebrüder schauen mit verschränkten Armen zu. In der deutschnationalen Versammlung im Reichshof (13. Januar, nachmittags von halb fünf bis sieben) sprachen Seelhorst, Quaet-Faslem und Nießmann sehr ernst, eindringlich und überzeugend. - Wer weiß, ob in vier Wochen die Franzosen nicht auch Göttingen besetzt haben! Wenn nur nicht die im Innersten empörten Bergleute des Ruhrgebietes Torheiten begehen! Nicht bloß, dass sie die Franzosen zu blutiger Vergeltung reizen, was diese ja wünschen, sondern dass sie die Zechen unter Wasser setzen. Wir müssen uns Mann für Mann hinter die jetzige Vertrauen erweckende Regierung stellen. Sie ist die erste, die sich seit 1918 zu Taten aufgeschwungen hat: Abberufung der Gesandten in Paris und Brüssel, lauter Protest gegen Frankreichs Vertrauensbruch,

Versailler Frieden gilt nicht mehr u. a. Die Not wird ins Riesenhafte wachsen. Wie wir sie tragen, wird zeigen, ob Erneuerungskräfte im Volke vorhanden sind.

Unsere Feinde wurden besprochen. Frankreich ist von dem Willen, uns zu vernichten, erfüllt. Vielleicht geht es Poincaré so wie Napoleon, als er auf dem Gipfel der Macht zu stehen wähnte. England lässt den Dingen auf dem Festlande ihren Lauf; ihm sind die Hände gebunden: Arbeitslosigkeit, Irland, Orient, Ägypten, Indien etc. Italien ist durch und durch unzuverlässig. Was in Russland vorgeht, wissen wir nicht. Dort kann Lenin morgen Zar sein. Dann können wir mit Russland zusammengehen, das die Waffen nicht weggeworfen hat wie das dumme Deutschland, und wo 5 Millionen Streiter leicht aufgebracht werden können. Die Opferwilligkeit, Zähigkeit und Vaterlandsliebe der so oft totgesagten Türkei sollte uns ein Vorbild sein. Jeder an seinem Teil soll mit opferfreudiger Bereitwilligkeit seinen Platz ausfüllen, der Stunde wartend, wo der Retter erscheint, der ein Volk finden muss, das alles wagt und duldet.

Ebert und Noske kamen trotz ihrer zur Schau getragenen Biederkeit schlecht weg; sie haben die Allüren angenommen, die sie in monarchischer Zeit nicht genug tadeln und verurteilen konnten. Ebert hat seinerzeit mitten im Kriege einen Munitionsarbeiterstreik angezettelt, ein Verhalten, was man nur als Hochverrat brandmarken konnte. Noske und Philipp Scheidemann sind nicht besser, die Deutschnationalen hätten sich nie auf Techtelmechtel mit den Leuten des Umsturzes eingelassen. Die jüdisch-marxistische und die christliche Weltanschauung bleiben unvereinbar.

Mit den Welfen verbindet uns viel; aber die Loslösung Hannovers wäre der Anfang von Preußens Zertrümmerung, Zerschlagen des Rückgrates Deutschlands. Von Amerika, das ich bald vergessen hätte, ist nicht viel zu hoffen; ihm müssen wir einhämmern, dass es schwere Schuld auf sich geladen hat, indem es sich der Entente anschloss. Noch ist überall die Wirkung vieljähriger englischer Lügen zu spüren. Die Wahrheit bricht sich nur ganz allmählich Bahn.

730 Hilka, Professor für Französisch, klagte heute halb komisch, halb tragisch: „Ich fege jetzt die Stuben auf, mache Feuer, reiche meiner Frau den Säugling ins Bett, füttere die Jungen und schicke sie angezogen zur Schule - und muss dabei noch wissenschaftlich arbeiten. Wir haben kein Mädchen.“ - Und Prof. der Chemie Windaus, ein gebürtiger Berliner, vorher in Innsbruck, erzählte mir: „Ich habe mein ganzes ererbtes Barvermögen in österreichische Kriegsanleihen angelegt. Als ich in diesem Herbst von meiner Bank in Wien Rechnungsablage wünschte, erhielt ich sie, musste aber zu den mir zustehenden 6.000 Kronen Zinsen - das Kapital betrug 120.000 Goldkronen - noch 5.000 M [hin]zubezahlen, da die Verwaltung des Geldes, Besteuerung und Postgebühren so viel verschlungen hatten. Ich habe darum auf weitere Rechnungsablagen verzichtet.“

Geheimrat Schröder war erfreut, als ich ihm je ein Exemplar des „Parzival“ und „Iwein“ zur Verfügung stellte: „Ich schenke sie armen Studenten. Bücher können sich diese ja nicht mehr kaufen. Wolfram von Eschenbach kostet jetzt über 8.000

M.“ Wahrlich, die Not ist übergroß, sie wächst noch immer. Ein Markenbrot kostet jetzt 500 M, das ehemals für 1 M zu kaufen war, ein Ei 90 M, ein Pfund Rindfleisch 900 M; wir haben schon Pferdefleisch erstanden (das Pfund = 500 M), der Zugang zu den Fleischbänken dafür ist aber so groß, dass noch selten etwas zu bekommen ist.

731 Seit der Besetzung des Ruhrgebietes durch die weißen und farbigen Neger spitzen sich die Verhältnisse immer sichtlicher zu. Die Katastrophe kann jeden Tag hereinbrechen. Die Einheitsfront ist dank der Verblendung Poincarés bei uns so ziemlich hergestellt. Nur die bolschewistischen Roten gehen ihre eigenen Wege. Der Widerstand der Westfalen ist hartnäckig und hoffentlich durchhaltend bis zum bittersten Ende. Die Regierung Cuno bezeugt Umsicht, Festigkeit und Verständnis der Volksseele. So gehen wir hoffentlich, wenn auch zunächst nicht besseren, so doch erfreulicheren Zeiten entgegen. - 25. Januar 1923.

Der Februar ist mit Sturm und Regen ins Land gezogen, die Not wächst noch immer: Dollar = 50.000, ein Markenbrot 600, ein Pfund Margarine 3.000, ein Ei 100 M. Der Staat gibt Zuschüsse, aber sie verrinnen wie der Regen im Sande. Nun wird für die wackeren Westfalen gesammelt. Wie gern beteiligt man sich an der Spende, und wie gern gäbe man reichlicher; denn was sind 1.000 M! Die Franzosen treten immer brutaler auf. Sie wollen offenbar, dass sich die Bevölkerung erhebt. Gott allein weiß, was noch droht. Aber der frische Wind weht noch immer durch das deutsche Land. Die Sozialdemokratie fühlt den Schwund an Mitgliedern. Umso eifriger arbeitet sie mit den jüdisch-demokratischen Blättern in Flau machen. Die Freundschaft zwischen England und Frankreich ist endgültig vorbei. Bald gehen die Gewehre von selbst los.

732 Was Hitler schreibt, hat Hand und Fuß und gibt den Arbeitern zu denken. Seiner Anhänger werden immer mehr. Umso mehr benutzen seine Gegner auch unlautere Mittel, um ihm zu schaden. Jetzt wird ihm vorgeworfen, er empfangen von Frankreich Propagandagelder. Ja, sogar die jüdischen Bolschewiken sollen ihm, dem ausgesprochenen Antisemiten, Gelder zukommen lassen. Es ist nichts so dumm, es wird der blöden Menge aufgetischt.

Die Franzosen sind auch in das Badische eingefallen. Die Regierung Cuno protestiert. Der Zorn der Bevölkerung wächst. Der Gedanke einer „sizilianischen Vesper“ wird unter die Arbeiter geschleudert. Unter diesen gibt es Leute, die meinen, dass die Franzosen ausreißen werden, auch wenn wir uns ohne moderne Waffen gegen sie erheben. Streiks der Lothringer, Ausblasen der dortigen Hochöfen, Sinken auch des Franken [Franc] sind für uns günstige Zeichen. Dollar = 33.000, Liter Milch 350, ein Ei 120 bis 150 M.

Prof. Kahrstedt klärte mich heute über Calais auf, dessen Freigabe durch England in keiner Zeitung gestanden hat. Gerade in diesen Tagen hat [wurde] Kahrstedt durch einen ehemaligen schottischen Offizier, der mit dem letzten englischen Schiff Calais verlassen hat, [zu streichen: ihm] erzählt, dass dies im November 1921 gewesen sei und dass sich die Engländer weidlich geärgert hätten, weil man

in Calais ihren Abzug mit einer allgemeinen Illumination der Stadt gefeiert habe. Englands jetzige Passivität Frankreich gegenüber habe seinen Grund darin, dass ein großer Teil der englischen Küste, ja auch die Themsemündung und London unter dem Feuer der französischen Geschütze liege. Dazu träten Frankreichs U-Boote und Luftschiffe. So müsse England jetzt einsehen, welchen Fehler es begangen habe, Frankreich so übermächtig werden zu lassen.

733 Am 15. Februar abends im Auditorium Maximum Vortrag des Pastors Dörries-Hannover über „zeitgemäßes Christentum“. Der hochgewachsene, ernste, stämmige, vollbärtige, ergraute Mann machte einen tiefen Eindruck auf die zahlreich versammelte Zuhörerschaft. Einer verglich seine Ausführungen mit den gewaltigen Reden Schleiermachers und Fichtes vor 110 Jahren. Das war freilich zu hoch gegriffen. Der beigegefügte Zeitungsausschnitt enthält den Gedankengang seiner Ansprache.¹

Die Professoren klagen über die zunehmenden Schiebereien, unter denen die Seminarbibliotheken leiden. Nohl hat das Fehlen von 150 philosophischen Büchern festgestellt, die z. Zt. einen Wert von 3 Millionen darstellen. Aus seinem Arbeitszimmer ist ihm der ganze Rousseau entwendet. Gestohlen haben kann ihn nur ein Student; auch bei den anderen Diebstählen handelt es sich nur um Studenten. Prof. Kötz klagte, dass der reine Alkohol seiner chemischen Laboratorien Abnehmer finde. Vor einiger Zeit sei eine Studentin überführt worden, nach und nach 15 l Alkohol entwendet zu haben. Sie hat sich dafür Lebensmittel eingetauscht. Wie sind wir doch heruntergekommen!

Die sogenannte Einheitsfront steht auf dem geduldigen Papier. Die Roten hetzen unentwegt weiter und arbeiten Frankreich in die Hände. Nun heißt es, dass Russland gegen Deutschland rüste, um der Weltrevolution zum Siege zu verhelfen. Vielleicht ist es nur eine französische Finte, um uns mürbe zu machen. Die Ruhrangelegenheit ist für die Franzosen brenzlich geworden, so schändlich sie sich auch betragen.- 24. Februar 1923.

734 Wann wird die deutsche Geduld zu Ende sein? Das ist eine Frage, die Millionen deutsche Herzen bewegt. Die an dem Zusammenbruch Schuldigen, Sozi, Demokraten und Pazifisten, rufen: „Tapfer ausharren, passiven Widerstand leisten bis zum äußersten, der Welt beweisen, dass Recht vor Macht geht!“, unsere Wehrlosigkeit sei nicht im Stande, sich der französischen Übermacht entgegenzuwerfen usw. Die Patrioten erinnern an Preußens Widerstand dem allgewaltigen Korsen gegenüber vor 110 Jahren: Der Wille werde uns stark machen. Ich bin selbstverständlich auch dieser Ansicht und sehe der kommenden Erhebung hoffnungsvoll entgegen. Vorbereitet wird der unvermeidliche Kampf im Stillen. Man hört bald von hier, bald von da, dass die Jugend einexerziert werde, dass man im Osten Preußens auf das Signal harre, dass Bayern sich kampfbereit mache. Und den Franzosen wird es trotz ihres Übermutes schwül; sie suchen Tschechen

¹ hier fortgelassen. Es geht um eine vom Evangelium gewollte wahre Volkskirche. Diese muss die Einzelnen über alle – naturgegebenen – Unterschiede (vor allem zw. Hand- und Kopfarbeitern) in gemeinsamer, opferfreudiger Arbeit für das Volksganze verbinden.

und Polen gegen uns mobil zu machen. Im Hintergrunde aber steht Russland, um die Polen und Rumänen zu züchtigen und die kleinen baltischen Staatengebilde wieder einzuheimsen.

Geht es los, so ist der Weltkrieg wieder im Gange. Denn England, Amerika und Italien werden auch nicht müßig zusehen. „Ich gehöre zu den ersten, die ins Feld ziehen, wenn es losgeht“, hat Erich schon wiederholt gesagt. Und das ist sein heiliger Ernst. Mariechen Meyers beide Söhne, Studenten von 19 und 21 Jahren, sind auch zum Schlagen bereit und voll Zuversicht; ihr Vater, der sonst so pessimistisch war, sieht zuversichtlich in die Zukunft. Möge sich unser aller heißester Wunsch erfüllen: Deutschland wieder frei sein, die geraubten Gebiete wieder zurückgewinnen und den Hochverrätern der verdiente Lohn zuteil geworden sein. - 7. März 1923.

735 Fritz Scheidemann ist voll Zuversicht aus Berlin zurückgekehrt, wo er als Delegierter der hannoverschen Landwirte zu tun hatte: Die Männer, mit denen er gesprochen, darunter Helfferich, haben Vertrauen zu dem Kabinett Cuno, der nationale Gedanke ist im Zunehmen. Je toller es die Franzosen im Ruhrgebiet treiben, um so mehr schweißen sie die Deutschen zusammen. Der Versuch, uns eine Kriegserklärung abzapressen, wird scheitern. Wenn Sie aber tiefer ins Land vorrücken, werden sie Widerstand finden. England rüstet, wie es scheint, seine Luftstreitkräfte mit aller Macht. Noch fehlt es ihm an Kraft, einen neuen Krieg zu wagen. Italien und die östlichen Vasallen Frankreichs fangen an zu überlegen, ob das französische Abenteuer glücken wird. Die verständigen Leute in Deutschland sehen den neuen Kampf sich nahen. Die alten Kämpfer sind bereit, wieder in die Front zu treten.

Gestern Abend hielt Prof. Kahrstedt den letzten seiner belehrenden Vorträge dieses Semesters über die augenblickliche politische Lage. Der große Saal des Studentenheims war bis auf den letzten Platz besetzt. Leider sprach Kahrstedt wieder viel zu schnell. Der Streit zwischen dem die Hegemonie Europas anstrebendem Frankreich und dem immer bedenklicher zurückgedrängten England geht still, aber mit aller Schärfe seinen Gang. Deutschland muss zuwarten, was dabei für es herauskommt. England befindet sich in der gefährlichsten Lage seiner vielhundertjährigen Geschichte. Seine Politik ist durch und durch innerlich unwahr: Die Regierung gibt den in sie drängenden Parlamentsmitgliedern recht, dass die Franzosen nicht bloß den Versailler Frieden, sondern auch das Rheinlandabkommen verletzt haben, und erklärt in demselben Atemzuge, dass es Frankreichs Freund sei und nicht daran denke, die Entente aufzulösen. Zu beachten aber auch sei, dass England rüste, dass es eine Vervierfachung seiner Luftflotte beschlossen habe und auf diesem Gebiete bald die Übermacht Frankreichs wettgemacht habe. Es verhandelt mit Italien, mit Amerika, mit Japan. Im Orient habe es zum großen Ärger Frankreichs seine Flotte von Smyrna und dem Bosphorus zurückgezogen und so mit Angora [Ankara] Frieden bekommen.

In Amerika geht es mit der Franzosenbegeisterung nicht vorwärts, nachdem man eingesehen hat, dass Frankreich absolut nicht abrüsten will. Amerika fordert das

vorgestreckte Geld von Frankreich zurück. Russland hat erkannt, dass es durch eine Kette von Staaten, von der Ostsee bis ans Schwarze Meer reichend, Staaten, die ganz im Fahrwasser Frankreichs schwimmen, von Deutschland abgetrennt werden soll, und stärkt darum Frankreich den Rücken. Italien liebäugelt mit England. So wird dem übergewaltigen Frankreich allmählich eine Stütze nach der anderen unterminiert. Die Ruhrfrage lässt die Engländer kalt, sie ist nur ein Ast an den hochstrebenden Bäumen Frankreichs. England will die Wurzel des Baumes angreifen und so den Baum zu Fall bringen usw. usw. - 16. März 1923

736 Die Zeitungen schreiben, dass Englands Luftgeschwader Tag und Nacht abwehrbereit und keiner Mobilmachung bedürftig auf der Wacht an der Ostküste liegen. Gegen wen? Angriff droht nur von Frankreich und Belgien her. Frankreich möchte in der Ruhrfrage zurückgehen und steckt Fühler heraus. Hoffentlich verlangt Cuno, ehe er diese beachtet, Räumung der besetzten Gebiete und Schadenersatz.

Rosarote Plakate in allen Straßen, z. T. durch die Polizei entfernt, bezeichnen den preußischen Innenminister Severing als Landesverräter und fordern zum Schutze des Vaterlandes auf. Severings Vorgehen gegen die Deutschvölkischen unter gleichzeitiger zarter Schonung der Kommunisten muss allerdings den schärfsten Widerspruch wecken. Erstere wollen die Regierung im Kampfe für das Ruhrgebiet stärken, Letztere treten ihr in den Weg, halten es mit den Franzosen oder besorgen die Geschäfte des bolschewistischen Russlands. Ein Putsch der Roten ist auch für dieses Frühjahr geplant, und Severing schaut ihm mit verschränkten Armen zu, weil ihm die roten Brüder sympathisch sind. Quando veniet liberator? [wann wird der Befreier kommen] (31. März 23)

Am ersten Ostertage hörte ich in der Jacobikirche eine packende, zeitgemäße Predigt des Lic. Weidemann über Psalm 89.20. Wenn doch der Held, der uns hülfe, bald erweckt würde und das Volk hinter ihm stünde! Denn ohne ein ihm willig folgendes Volk könnte er sein Werk nicht vollenden. Noch stehen zu viele Arbeiter im Banne der Phrase, wie sie ihnen von den Parteisekretären vorgebetet wird; denn bei jenen steht die Existenz auf dem Spiele, wenn die Arbeiter hellhörig werden.

In freundlichster Erinnerung leben bei Anna und mir die letzten Aufenthaltstage in Northeim, in deren Mitte Hildegards Konfirmation lag. Wir begleiten das liebe Kind mit den innigsten Wünschen in die dunkle Zukunft, von deren Ernst es noch keine Ahnung hat. Hoffentlich überwindet Hilde ihre Oberflächlichkeit, die sie so sehr an äußeren Dingen haften lässt. Sie wusste auf dem Heimwege von der Kirche schon ihren Konfirmationspruch nicht mehr und entschuldigte dies damit, dass es den Mitkonfirmanden ebenso gehe; als ob dies ein Grund für sie wäre, deren Oberflächlichkeit zu teilen.

Anna ist die Reise gut bekommen. Erichs Aufmerksamkeit, sie durch einen Wagen vom Bahnhof abholen zu lassen, war ihr sichtlich lieb. Emmchen hatte auch wieder alles getan, um uns den Aufenthalt angenehm und behaglich zu machen.

Fritz freute sich, die Großmutter wiederzusehen, Agnes genoss die Freiheit des Elternhauses.

737 Das Blutbad unter den Kruppschen Arbeitern am Karsonnabend beschäftigte nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Welt. Die Lügen der Franzosen, uns als die Anstifter hinzustellen, brandmarken sich selbst. Empörend ist das Verhalten der Kommunisten. Quo usque tandem abutentur patientia nostra?² Man knirscht mit den Zähnen und ist ohnmächtig. In Mitteldeutschland scheint der gefürchtete Aufstand der Roten ausgeschaltet zu sein. Otto Scheidemann, der Frau, Kinder und Schwiegermutter vor Wochen aus Schafsee nach Süddeutschland in Sicherheit gebracht hatte, lässt sie in diesen Tagen zurückkommen. Er hat seinerzeit durch den Bandenführer Hölz zu erleben gehabt, wie diese Leute hausen und Andersdenkende behandeln. - 7. April 1923

Stud. Sprenger, der mich am 11. April besuchte, erzählte von der Zunahme der Bolschewisten in der Umgegend Hannovers. Die Agitatoren seien reichlich mit Geld versehen, das ihnen, wie es hieße, durch die Franzosen zugesteckt würde. Damit stimmt überein, was Agnes gestern auf der Fahrt von Northeim im Abteil 4. Klasse von einem Mann hat vortragen hören, der sich als Sozialdemokrat, aber guter Deutscher bekannt hätte. Ihm sei ein Trupp junger Bengels von 16 - 18 Jahren begegnet, von der Plesse kommend, die gute Lieder gesungen hätten. Da habe er sie aufgefordert „Hoch, Deutschland“ zu rufen; aber auf das Geheiß des Führers, eines langen Schlakses, hätte die Bande „Nieder, Deutschland“ geschrien. Ferner habe der patriotische Sozialdemokrat erzählt, dass Agitatoren bei den Arbeitern herumzögen und predigten, das System wäre unhaltbar, das System müsse beseitigt werden. „Die Hörer stimmten unter lautem Beifall zu.“ Als er jedoch gefragt habe: „Was ist denn ein System?“, hätten weder der Redner noch einer der Zuhörer eine Antwort geben können. Das nennt sich Demokratie! - 12. April 1923

Mein alter Iffelder Primus Werner Hueck, jetzt Prof. der Medizin an der Leipziger Universität und Direktor des pathologisch-anatomischen Institutes, war drei Tage unser lieber Gast. Er nahm teil an einem Philosophenkongress, der hier vom 16. - 18. April tagte, verließ uns aber schon am 17. abends, um seinen Geburtstag im Kreise seiner Familie zu feiern. Er ist noch ganz der alte, sympathische, treue Mensch, der er als Schüler war. Wir ließen die Ifelder Vergangenheit wieder an uns vorüberziehen. Er vervollständigte noch manche Seiten meiner Erfahrungen oder bestätigte sie, berichtete über seinen Lebensgang und nahm herzlichen Anteil an unserem Ergehen und an Emmchens Schicksalen.

Natürlich war die unerträgliche Gegenwart ein ausgiebiger Stoff. Hueck kam auf Umwegen aus seiner Heimat Lüdenscheid und hatte geschickt die Franzosenkontrolle zu vermeiden gewusst. Er bestätigte die gemeine Gewaltherrschaft, die die Franzosen ausüben, gehörte aber auch wie ich zu denen, die vor einem vorzeitigen Ausbruch der deutschen Volksleidenschaft warnen. Die äußerste Rechte hätte am liebsten gleich in den ersten Wochen der Ruhrbesetzung losgeschlagen und klagt,

² „Wie lange noch werden sie unsere Geduld missbrauchen?“ (nach Ciceros Rede gegen Catilina)

dass der richtige Moment versäumt sei. Schon seien die Sozi wieder an der Arbeit und zermürbten den deutschen Widerstandswillen. Wer hat nun Recht? Hueck war wie ich der Überzeugung, dass wir durch die Feigheit Wilhelms II. in unsere entsetzliche Lage geraten seien, aber auch das deutsche Bürgertum, keiner von uns ausgenommen, hätte Feigheit bewiesen; sonst würde die verhältnismäßig kleine Schar der Umstürzler ihr Ziel nicht erreicht haben. Den Männern in der kaiserlichen Umgebung fehlte es an Civilcourage. Verhängnisvoll war für uns auch die Rolle der Juden.

738 Zwei eindrucksvolle Feiern folgten dicht aufeinander: Am 15. April 1923 waren es 500 Jahre, dass die Albanikirche steht. Im Hauptgottesdienst hörte ich die Predigt des Superintendenten Stisser, der Treue um Treue forderte; die Beglückwünschung schenkte ich mir, da ich von meinem Platze auf der Empore weder etwas sehen noch hören konnte. Am 16. nahm ich mit Anna an der Theatervorstellung teil, die in einer Anzahl von Bildern aus der Geschichte der Kirche diese Geschichte lebendig erstehen ließ. Am 18. April weihte das Gymnasium mit einem Gedächtnisakt um 10 Uhr das Willrichsche packende Gemälde und die darunter befindliche Ehrentafel zur Erinnerung an die im Weltkrieg gefallenen ehemaligen Schüler in würdigster Weise ein. Die Rede des Haupt sprechers, Studienrat Werker, war ergreifend. Ich geleitete Elise Scheidemann und bedauerte, dass Anna nicht mitgekonnt hatte. An der musikalischen Fortsetzung dieser Feier nachmittags 5 Uhr hat sie jedoch teilgenommen. Die J. S. Bachsche Musik wurde aufs beste zum Vortrag gebracht.

Ich habe bei beiden Gelegenheiten auch der 50 Jahre gedacht, die seit meiner Promotion und meinem Eintritt in den Staatsdienst am 19. bzw. 1. April verflossen waren: „Bis hierher hat mich Gott gebracht.“ Zu meiner Genugtuung sind beide Tage unbeachtet vorübergegangen. Der einzige, der mir zur 50-jährigen Doktorwürde gratulierte, war Bruder Gustav, der gerade in diesen Tagen einen Abdruck meines Doktordiplomes in der Hand gehabt hat.

739 Gestern besuchte mich Gottfried Keutel, ein alter anhänglicher Schüler vom K.W.G., der nach Pfingsten eine Erweiterungsprüfung im Französischen ablegen will. Er hat in Leer seine Vorbereitungszeit vollendet und muss sich nun als Studienassessor eine Stellung suchen. Er ist zunächst in dem Landerziehungsheim bei Holzminden untergekommen und sprach mit heller Begeisterung vom dortigen Betriebe. Geistige und körperliche Arbeit wechselnd, freisinnige religiöse Beeinflussung, engste Freundschaft zwischen Lehrern und Schülern, ein großzügiger Direktor, der den Lehrern innerhalb des vorgeschriebenen Pensums völlige Bewegungsfreiheit lässt, überall Vertrauen und gegenseitige Unterstützung, Gesundheit, ein Leib und Seele: Das seien die Ideale, die dort verfolgt würden und sich mit den seinen deckten.

Er bekannte sich als Sozialdemokrat; freilich, politisch betätigte er sich gar nicht. Für die staatlichen Schulen hielt er sich für ungeeignet. Mit den jetzigen Lehrern könne er nicht zusammenarbeiten als unbedingter Reformier. Im Herbst gedenkt er, in die Fürsorgepflege in Hamburg einzutreten, die sich auf die strafentlassene

Jugend im Alter von 14 bis 16 Jahren erstreckt. Wenn er sich als geeignet bewährt, steht ihm eine Lebensstellung in Aussicht. Er weiß, dass ich deutsch-national bin und dass zwischen meiner und der sozialdemokratischen Anschauung eine tiefe Kluft befestigt [?] ist, meinte aber, dass ich stets auch den Standpunkt anderer leidenschaftslos geprüft und gewürdigt habe.

Ich hielt nicht zurück und sagte ihm, dass er nach einigen Jahren wahrscheinlich ganz anders urteilen werde. Die Landerziehungsheime seien eine schöne Einrichtung, erforderten aber eine Auslese von selbstlosen, idealen, geschickten Lehrern und Erziehern, deren es immer nur wenige gebe. Außerdem würden sie stets nur für gut situierte Leute, nämlich für die von ihm bekämpften Kapitalisten, Gegenstand der Beachtung sein; diese hätten das viele Geld, das die Landerziehungsheime fordern müssten, um sich über Wasser zu halten. Ähnliche Gedanken hätte ich schon vor 20 Jahren gegen Wyneken geäußert, wenn er mich von Ilsenburg aus aufgesucht habe. Wie wenige Frauen gebe es endlich, die die körperlichen und geistigen Fähigkeiten besäßen, wenn mit einem Landerziehungsheimslehrer verheiratet, diesem helfend zur Seite zu stehen? - 26. April 1923

740 Nun stehen wir im Mai. Das Cuno'sche Anerbieten ist von Frankreich -Belgien rund abgelehnt. Die viehische Behandlung der Ruhrbevölkerung dauert fort. Ob sich die Regierung aufrafft, den Vertrag von Versailles, den Frankreich in so vielen Fällen gebrochen hat, als nicht mehr bestehend zu erklären und mit der Schuldlüge aufzuräumen?

Am 16. besuchten uns Gustav und Klara Bormann auf der Durchreise nach Oldenburg-Juist; sie nächtigten in Gebhards Hotel und waren von halb 5 bis nach 10 Uhr abends bei uns. Der Besuch war uns eine große Freude. Anna lernte bei dieser Gelegenheit Gustav Bormann zuerst kennen. Er hat ihr in seiner freundlichen, ruhigen und besonnenen Art sehr gefallen. Der Einschlag ins Künstlerische bei ihm war ganz nach Annas Geschmack, ebenso seine Lust am Reisen und seine Kenntnisse so vieler Länder und schönster Gegenden. Klara hat sich zu einer verständigen und tüchtigen Hausfrau entwickelt. Die drei Söhne sind selbständig. Gustav Bormann befindet sich als Direktor der Görlitzer Filiale der Dresdner Bank mit 80 Angestellten in denkbar günstigen Verhältnissen, wie Klaras Schmuck und beider Kleidung bewiesen. Politisch wird er wohl Demokrat sein. Deutschlands Zukunft beurteilte er sehr pessimistisch.

Die „Deutsche Zeitung“ erklärt, unsere Schicksalsstunde hätte nun wirklich geschlagen und sei im Verrinnen. Nur offener Widerstand gegen das sadistische, verbrecherische Frankreich könne zur Freiheit führen. Wenn wir uns nicht dazu ermannten, so wäre Sklaverei, völkischer Untergang unserer Los.

741 Wie sich die Verhältnisse ändern! Unser Mädchen, Linna Behrens, die Tochter eines wohlhabenden Bauern aus Bühle, fing am 1. Mai vorigen Jahres mit 150 M Monatslohn an und erhält jetzt 6.000, und das ist wenig. 10.000 – 15.000 M sind sonst der Monatslohn, den wir auch bald geben müssen. Linna ist ein braves, treues, arbeitsames Wesen, äußerst wortkarg, gern bei uns und würde auch

bleiben, wenn die Eltern sie nicht aufs Land zurückforderten. Mit Kleidern, Wäsche, Schuhwerk etc. ist sie aufs beste versehen; ihre Verpflegung erleichtert sie uns ungemein: Wir essen Margarine und Graubrot; sie lebt von richtiger Butter und verfügt über das beste Weißbrot, das sie stets von den Eltern bekommt. Die ihr zugeteilte Margarine nimmt sie, wie Agnes gesehen hat, an das Mittagessen.

Sie sieht ein, dass wir ihr reichlich von allem geben, was wir haben, und wir beneiden sie nicht um ihre bessere Nahrung. So kommen wir miteinander gut aus. Das hat sie eingesehen, dass die Landbevölkerung besser daran ist als die Stadtleute. Sie will aber doch lieber in der Stadt sein, weil ihr die Landarbeit zu schwer fällt: Sie ist nicht träge, [aber] ihr Körper ist größeren Anstrengungen nicht gewachsen. Die Not um Mädchen ist jetzt groß, weil alle aufs Land zu den Ihrigen gerufen werden oder in den Badeorten viel verdienen können. Wie es mit uns im Juni werden wird, wenn uns Linna verlässt, wissen die Götter.

Die Verurteilung Krupps und seiner Direktoren, als ob sie und nicht die schurkischen Franzosen das Essener Blutbad am Karsonnabend verschuldet hätten, schreit zum Himmel. Die Vermutung wird wohl richtig sein, dass die Franzosen, die sich immer unsicherer im Ruhrgebiete fühlen, diese Männer als Geiseln benutzen wollten, wenn der Sturm losbricht. Die „Deutsche Zeitung“ meint, dass sich die ganze Hohlheit der französischen Herrlichkeit offenbaren würde, sobald wir es zum Äußersten kommen ließen. Wann wird der Tag anbrechen, an dem sich Deutschland wieder auf sich selbst besinnt!

Werner Hueck schickte die ihm von Anna geliehene Biografie „Königs“ [?] zurück. Der begleitende Brief ist ein beredter Ausdruck seines tief angelegten, herrlichen Charakters. „Nicht Heere, sondern Charaktere brauchen wir“, sagte in der Zeit schwerster Not einst die Königin Luise. Das Wort ist wie zugeschnitten auf unsere Zeit. Charaktere! Dann kommen die Heere von selbst, und die Franzosen fliegen aus dem Lande, beladen mit der Verachtung nicht bloß des deutschen Volkes sondern der Richtigdenkenden aller Länder. Hätte Deutschland gesiegt, so wäre Europa längst wieder in Ruhe; aber wer kann wissen was unser Herrgott mit den Deutschen noch vorhat. Diese Orgien von Selbstsucht, Gaunerei, Unzucht, Raffgier und wie die Gemeinheit sonst genannt wird, die sich jetzt täglich in allen Ländern abspielen, müssen sich endlich erschöpfen, die besseren Elemente aus der feigen Zurückhaltung heraus, zum Widerstande und endlich zum Siege treiben. Soll denn Spengler mit seiner düsteren Ansicht vom Untergang des Abendlandes Recht behalten? - 26. Mai 1923

742 Die Roten im Ruhrgebiet treiben es arg. Sie sind darauf aus, eine Rätereigierung zu errichten, und werden dabei von den Franzosen unterstützt, die doch im eigenen Lande nichts so sehr fürchten als den Bolschewismus. Immer die alte Politik. Einst unterstützten die katholischen Franzosen, die im eigenen Lande die Protestanten verfolgten, die deutschen Protestanten auf alle Weise, nur um dem Reiche zu schaden; damals glückte es ihnen. Ob sie mit dem Bolschewismus wohl Seide spinnen? Der Patriot Schlageter ist in Paris zum Tode verurteilt und erschossen worden, ein Justizmord, wie er nicht schmähhlicher sein kann. Pessi-

mismus macht sich allenthalben breit: Man fürchtet, die Arbeiter im Ruhrgebiet, des französischen Druckes satt, würden die Regierung Cuno zur Nachgiebigkeit oder zur Abdankung zwingen. Die Überzeugung dringt allgemach bei den Massen durch, dass es eine hanebüchene Dummheit war, 1918 ohne weiteres die Waffen niederzulegen. Die Engländer haben ihre Verblendung auch eingesehen, anstelle Deutschlands die eitlen, nichtsnutzigen Franzosen zur ausschlaggebenden Nation des europäischen Kontinents werden zu lassen. Dollar = 60.000 M.

Mit Geheimrat Brandi hatte ich am 31. Mai ein lehrreiche Unterhaltung im Anschluss an seinen am Abend vorher gehaltenen außerordentlich fesselnden Vortrag über das humanistische Gymnasium und die Schulpolitik der Gegenwart. Er hatte das Kultusministerium scharf angegriffen, meinte aber, dass dies hoffentlich nicht als Gegnerschaft gegen Boelitz ausgelegt werden würde, den er sehr hoch schätzte, der das Beste wolle, aber gegen die Hinterlassenschaft Haenisch-Hoffmann sich durchzusetzen die größte Mühe habe.

Er ging die einzelnen Dezernenten im Kultusministerium durch und wies bei der Mehrzahl ihre Unzulänglichkeit nach: kein festes Ziel, kein fester Wille. Die kleinen Staaten wie Hamburg, Thüringen etc. würden sich sonst hüten, Seitensprünge zu wagen (ironisch): „Warum hat man nicht die Seminarien für die Volksschullehrer beibehalten und in ‘philosophische Gymnasien’ umgetauft? Diese sogenannten Deutschen Gymnasien sind außerstande, eine für die Universität ausreichende Vorbildung zu geben. Ein Geschichtslehrer, der kein Griechisch kann, soll von den humanistischen Gymnasien fern bleiben, taugt überhaupt nicht zu einem ordentlichen Geschichtslehrer.“ Über den Unsinn der vierjährigen Grundschule, die die Rücksicht auf begabtere Kinder nicht kennt, sei kein Wort zu verlieren.

743 Pastor Bode hielt am 6. Juni 1923 einen wuchtigen und hinreißenden Vortrag über den deutschen Charakter und die deutsche Not. 1918 stand der Dollar bei 5, jetzt bei 72.000 M. Damals sagte die Welt, dass ein Volk, das 3/4 des Erdkreises vier Jahre lang von seinen Grenzen ferngehalten habe, die Kraft besitze, sich bald wieder aufzurichten. Jetzt verachte sie uns und halte uns für unfähig zum Aufstieg. Dann schilderte er den deutschen Charakter in seinen Licht- und Schattenseiten. Luther, Friedrich der Große und Bismarck sind die Vertreter der Ersteren; die Vertreter der Letzteren seien in Massen um uns her zu sehen. Die deutsche Not im In- und Auslande schilderte er so packend, dass man ingrimmig die Zähne aufeinander biss. Hier gibt es kein Verzeihen, sondern nur Vergeltung.

Der evangelische Pastor rief es laut aus, dass die unzähligen Schandtaten der Franzosen Rache heischten, aber nicht das Schreien nach dem Retter, nicht das untätige Warten werde uns helfen, sondern allein unausgesetzte Arbeit eines jeden an sich selbst, die Heranbildung sittlicher Charaktere. Die studentischen Verbindungen müssten Keimzellen, jede ordentliche Familie eine solche werden, aus denen das neue Deutschland erstehen werde.

Lichtblicke konnte er nur wenige geben: Unruhen in Belgien, wachsende Schwierigkeiten in Frankreich, Feindschaft der Vasallen Frankreichs untereinander, z. B. Polens und der Tschechoslowakei, Abfall der Türken von Frankreich. Dass dieses in fortgesetzter Angst vor uns noch [immer] lebe, sei mit den Händen zu greifen. Umso mehr sei es darauf bedacht, Deutschland völlig zu vernichten. „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern“, mit diesem Rütli-Schwur schloss die gewaltige Rede.

744 Der Dollar = 86.000 M; wir marschieren gleich hinter Russland und befinden uns in einem Jahr vielleicht in gleicher Lage mit ihm. Wenn eine feste Hand alle Börsenjuden bei uns festsetzte und erklärte: „Ihr kommt erst wieder frei, wenn der Dollar den Kurs von 1918 erreicht hat“, so würde m. E. die Valuta- und Devisenfrage mit einem Schlage gelöst sein. Das deutsche Gold lagert in den Kellergewölben von Wall Street und zumeist als Besitz der dortigen Juden, die mit ihren Stammesgenossen hier die engsten Beziehungen pflegen. Ein ordentlicher Druck auf die deutschen Börsenjuden würde jenen in New York die Taschen öffnen und den verdammten Börsenmännern, die uns immer gründlicher auspowern, ein Ende bereiten. - 12. Juni 1923

Mein Gesuch, mich mit Ende des Sommers des Vorsitzes im Wissenschaftlichen Prüfungsamt zu entbinden, ist bei Eberwien, um es zu mundieren [ins Reine zu schreiben]. Ich habe bei dieser Gelegenheit auch darauf hingewiesen, dass, wie jetzt die Sachen bald stehen würden, große Schwierigkeiten im Anzug seien: Die unzulängliche Vergütung verhindere, dass zuverlässige Leute die Boten- und Sekretariatsdienste übernehmen.

Meine Zusammenstellung über die Beträge, die seit 1918 für Botendienst, Sekretariatsgeschäfte und Vorsitz jährlich gezahlt worden sind, öffnet den Herren am grünen Tisch vielleicht die Augen:

	1918	1919	1920	1921	1922	¼1923
Bote	460	828	2.000	2.400	11.922	34.516
Sekr.	800	828	3.300	3.000	3.500	13.250
Vors.	1.000	1.000	1.200	1.200	1.200	21.800

[Dazu kamen f. d. Vorsitzenden 1921 360 und 1922 1.350 M als Entgelt für 36 bzw. 135 Prüfungen à 10 M.]

Wenn ich den Vorsitz nicht als Ehrenamt angesehen hätte, würde ich ihn schon längst niedergelegt haben. Sooft ich im Unmut über die jämmerliche Behandlung der ganzen Sache nahe daran war, Schluss machen, bestimmten mich die Professoren, mit denen ich sprach, jedes Mal zum Bleiben. Diesmal habe ich ernst gemacht, weil ich des unausgesetzten Drängens aus Berlin, den Botendienst billiger besorgen zu lassen, während mir dies doch bei einem Dollarstande von 100.000 nicht möglich ist, müde bin. Dass die Bezahlung für die Arbeit des Vorsitzenden geradezu ein Hohn ist, beweisen die obigen Zahlen. - 16. Juni 1923

745 Wie weit haben wir es doch in der glorreichen Republik gebracht! -

In den Straßen sind vielerorten an den Häusern kleine Zettel angeklebt: „Denkt an Schlageter!“. Die Empörung über die fluchwürdige Ermordung dieses aufrechten deutschen Mannes, der durch die Missgriffe unserer Polizei in die Hände der Franzosen fiel, ist ja allgemein; ich fürchte aber, dass sie bald wieder versiegen wird, trotzdem die Feinde täglich neue Schandtaten begehen. Jetzt ist der Ingenieur Goerges wegen angeblicher Sabotage zum Tode verurteilt. Erst wenn man daran geht, dem Deutschen das Fell über die Ohren zu ziehen, kommt der Held zu Tage. Und so weit ist es hierzulande - weit vom Schuss - noch lange nicht.

Die Börse treibt mit dem armen deutschen Volke ein schändliches Spiel: Erst steht der Dollar [bei] 170.000 und am folgenden Tage [bei] 127.000. Meine Gedanken von der Schutzhaft aller Börsen-, Bank-, und Finanzgewaltigen, die irgendwie Einfluss auf diese abscheulichen Kniffe haben, würde, zur Ausführung gebracht, den bösen Spuk bald bannen. Im Innern ist der Kampf um Severing im Gange, der die Schuld am Tode Schlageters den extremen Rechtsleuten in die Schuhe schieben will. Die Vorwürfe, dass er die Roten als törichte Kinder, die Rechtsleute als Staatsverbrecher behandelt, vermag er nicht zu entkräften.

Prof. Kahrstedt sprach sich vor dicht gedrängter Zuhörerschar heute wieder einmal über die politische Lage aus und kam zu keinem erfreulichen Resultat. Frankreichs Lage hat sich freilich verschlechtert, die unserige aber auch. Die deutschen Arbeiter an der Ruhr haben es, ohne dies zu beabsichtigen, erreicht, dass Italien von Frankreich abgesprungen ist und sich an England angeschlossen hat; aber ebenso haben die sozialdemokratischen Führer durch ihr Liebäugeln mit den Bolschewisten es fertig gebracht, dass sich England von uns zurückgezogen hat. England ist mit der Einkreisung Frankreichs beschäftigt. Dieses lässt sich das aber nicht so willenlos gefallen, wie sich seinerzeit Deutschland die Einkreisung gefallen ließ. England schwankt noch, ob es sich zuerst gegen die Vernegerung Europas³ oder gegen seine Bolschewisierung wenden soll und ob es dabei auch Deutschland als Stein im Brette benutzen kann.

So stehen jetzt die Dinge; sie können sich bald entscheiden oder noch länger hinziehen. England rüstet eifrig und ist seit März ein gut Stück weiter damit gekommen; aber auch Frankreich rüstet. Jetzt wird Amerika von England zu gewinnen gesucht. Im Orient hat sich die Lage zu Ungunsten Frankreichs weiter verschoben. Dass wir nichts bedeuten im Rat der Weltmächte, ist unsere Schuld und ganz allein unsere Schuld. Ehe nicht die Deutschen im Innern geschlossen und einig sind, dürfen sie auf Weltgeltung nicht rechnen.

Der Abfall Italiens von Frankreich, den die Ruhrarbeiter verursachten, ist die Folge der Enttäuschung Italiens [das gehofft hatte], im Bunde mit Frankreich seinen Reparationsanteil von Deutschland zu erhalten. Als das Ruhrabenteuer kein Geld einbrachte, zog sich Italien von Frankreich zurück.

³ Durch die schwarzen Truppen aus F.s afrikanischen Kolonien?

746 (26. Juni 1923) Der [preußische] Landtagsabgeordnete Schlange⁴ von der Deutschnationalen Partei setzte uns in einer gut besuchten Versammlung auseinander, dass es z. Zt. für das deutsche Volk nur zwei Wege gebe: Der eine, die Kapitulation vor Frankreich, den die Linksparteien wünschten, würde vorübergehende Erleichterung, aber Versklavung unserer Brüder und das Ende Deutschlands einleiten; es sei [dies] ein zweiter Erzberger-Waffenstillstand im Walde von Compiègne mit [nach]folgendem Frieden von Versailles, nur viel verhängnisvoller; der zweite Weg führe vielleicht auch nicht zum Ziel, sei leidensreich und dornig. Der bestünde in der unentwegten Fortsetzung des passiven Widerstandes und der Warnung an Frankreich, nicht den aktiven herauszufordern, der bei einem 60-Millionen-Volk für Frankreich keine Leichtigkeit sein werde. Besser in Ehren zu fallen, als in Schanden zu leben.

Wenn wir uns wehrten, werde England nicht müßig zur Seite stehen, das jetzt fieberhaft rüste, um nachzuholen, was es seit vier Jahren versäumt habe; es sehe ein, dass es eine törichte Politik getrieben habe, als es Frankreich so übermächtig werden ließ. Wenn wir uns selbst nicht helfen, rührt sich keine Hand für uns. Jeder Staat hat sein eigenes Wohl zuerst im Auge.

Gelegentlich der Diskussion teilte ein Nationalsozialist, der die Deutschnationalen heftig angriff, mit, dass die Hitlerpartei in Bayern rapide Fortschritte mache, jetzt auch ganz Franken, Nürnberg einbegriffen, in der Hand habe und an die Tore der thüringischen roten Republik klopfe.

Schlange betonte, dass seine Partei, obwohl sie ganz monarchistisch eingestellt sei, die jetzige Staatsform unbedingt unterstützte, wenn es gelte, den äußeren oder inneren Feind zu bekämpfen, und dass sie Cuno für einen tüchtigen Kanzler halte, wenn er auch schon so weit den Franzosen entgegengekommen sei.

747 Endlich ist der Sommer eingezogen (4. Juli 1923), der Ofen braucht nicht mehr heizfertig zu sein, die Wärmesteine sind weggestellt. Bleibt es schön, so kann auch das Land die lange Regenzeit überwinden, und es gibt noch eine leidliche Ernte.

Emmchen, deren Arm neulich von Prof. Stich ausgekratzt ist, fängt an, sich zu erholen. Das neue Mädchen, Frida Kaiser aus Reinhausen, gewöhnt sich gut ein, so dass Anna allmählich eine Hilfe an ihr hat. Agnes ist seit drei Tagen in Norderney und kommt Ende Juli befriedigt und gekräftigt, wie wir hoffen, zurück. Erich befindet sich wohl, desgleichen Hilde; mit Fritz ist es das alte Leid. Erich will in diesem Jahre nicht mehr mit ihm zum Kinderarzt Prof. Göppert; er vermag doch nicht zu helfen.

Scheinbar hilflos und verfahren sind auch Deutschlands Belange. Die Regierung Cuno verfolgt Ziele, die zu billigen sind; die Sozi aller Schattierungen sind aber

⁴ Hans Schlange-Schöninggen (1886-1960), 1924-33 für die DNVP im Reichstag, nach 1945 Mitbegründer der CDU, 1949-50 im Bundestag, 1953-55 Botschafter in London

darauf aus, sie zu stürzen. Die Franzosen gebärden sich immer sinnloser, bald muss der Bogen brechen. Ob dann England schon so weit gerüstet ist, dass es, wenn wir zum letzten Mittel gegen Frankreich greifen, auch seinerseits Frankreich angreift, nicht aus Zuneigung zu uns, sondern um den verhassten und viel gefährlicheren Kontinentalgewaltigen zu vernichten, das weiß kein Mensch. Dass es diese Absicht hat, ist auch den Franzosen nicht verborgen. Daher das beiderseitige Wettrüsten. Ein neuer Weltkrieg scheint in Vorbereitung zu sein. In Russland regt sich der Bauernstand und ein Teil der Armen gegen die jüdischen Machthaber, in Rumänien, Bulgarien, Serbien gährt es, Polen und die Tschechoslowakei rüsten. Alles sieht der Zukunft gespannt und misstrauisch entgegen. Und die Deutschen - bleiben uneinig, lassen die Brüder am Rhein und an der Ruhr schändlich misshandeln und genießen die kurze Friedensspanne, die uns noch beschieden ist. Dollar = 160.000 M, Markenbrot 2.640, [Brot] ohne Marken 13.000 M.

748 Landtagsabgeordneter Schlange hat neulich zu optimistisch über Deutschland geurteilt hinsichtlich unseres Nachwuchses. Der Geburtenüberschuss ist bei uns in Geburtenrückgang umgeschlagen. Berlin steht jetzt hinter Paris zurück. Wir sind geradeso wie die Franzosen ein absterbendes Volk geworden. Die großartigen Leistungen im Weltkriege sind vielleicht das letzte Aufblühen deutscher Kraft; ein verzweifelter Gedanke. Dollar = 195.000.

Prof. Willrich hielt einen fesselnden Vortrag über die Papyri und das Alte Testament in der Brandi'schen Gesellschaft. Ich wünschte, dass er ihn noch einmal vor größerem Publikum im Auditorium Maximum hielte. Als ich heute mit Brandi darüber sprach, war dieser derselben Ansicht.

Gespräch mit einem vertriebenen Elsässer, der von dem wachsenden Unmut und Groll gegen die Franzosen erzählte. Schreiben dürfte niemand darüber; seine Nachrichten seien ihm mündlich zuteil geworden. Er wollte jetzt, durch Stresemanns Haltung veranlasst, aus der Deutschen Volkspartei austreten und sich der Arbeiter- und Mittelstandspartei anschließen. Er war ausgesprochener Antisemit und wies voll Zustimmung auf einen Aufsatz [Ferdinand] Roderich[-]Stoltheims⁵ im „Hammer“ hin: „Der heimliche Kaiser“ vom 15. Mai 1923, Nr. 502. - 12. Juli 1923.

Als charakteristisch für unsere Zeit brachte die Deutsche Zeitung unter „Modern“ die Nachricht, dass die Kinder in Berlin mit Tausendmarkscheinen spielten, weil sonst nichts damit anzufangen sei. Auch unsere „Frida“ schiebt sie achtlos beiseite. Erst mit dem Tausendmarkschein fängt die Jugend an zu rechnen. Ich ergänze das Bild: Vorige Woche, als ich in einer der unteren Klassen, in der Staatsprüfung abgehalten wurde, auf einer Schulbank sitzend zuhörte, entdeckte ich, dass Teile von zerrissenen Fünfmarscheinchen als Deckel von Tintenfassern benutzt waren statt der fehlenden Blechdeckel. Eine Stahlfeder kostet ja schon 50 M, ein Bogen Konzeptpapier 90 M, ein Pfund Margarine 30.000 M; 1.900 M kostet ein Brot, markenfrees Brot 24.000 usw. Österreich und Polen sind überholt; wir folgen den

⁵ eines der Pseudonyme des „Hammer“-Herausgebers Theodor Fritsch

Russen auf dem Fuße. - Nach vierzehntägiger Hitze setzte endlich Regen ein. - 16. Juli 1923.

749 Erich weilte einige Tage bei uns, um die Angelegenheiten seines philologischen Vereins zu ordnen, die ihm übertragen sind, und eine Anzahl von Vorlesungen anzuhören. Er hat durchaus gute Eindrücke mitgenommen. Die studierende Jugend mag sich gratulieren, dass sie so tüchtige und anregende Lehrer hat, die auch in gewandter Sprache ihren gut disponierten Vortrag halten. Besonders hervor hob er Brandt, Hermann, Pohlenz. Nur der zweite Vertreter der lateinischen Sprachwissenschaft, Baehrens, hat ihm nicht gefallen: Er ringt mit der deutschen Sprache, was ja für ihn als Holländer nicht gerade befremdlich ist, und tischt viel unnützen Gelehrtenkram auf. Den besten Eindruck hat auch Thiersch bis ins kleinste vorbereitete Vorlesung hinterlassen. Müller hat Erich voll Stolz seine schönen archäologischen Sammlungen gezeigt, hält sie sonst aber in sorgfältigster Hut. Sie kommen daher nur einer Minderheit zugute.

Ein plattdeutscher Gottesdienst, für Göttingen ein Ereignis, versammelte am 22. Juli 1923 zahlreiche Zuhörerschaft in der Universitätskirche. Ich konnte gut folgen, da der Prediger, Pastor Mildenberg-Lübeck, klar, nicht zu schnell und recht deutlich sprach. Er verstand es, den Text vom Verlorenen Sohne in Bezug auf die Bedeutung von Heimat und ewiger Heimat den Hörern ans Herz zu legen, und bewies, dass das Niederdeutsche noch wie in Luthers Zeit auch zur Kirchensprache wohl geeignet ist.

Der Dollar ist auf bald 450.000 M gestiegen. Wer hätte das für möglich gehalten! Frankreich soll dahinter stecken. Ich suche die amerikanischen Juden dahinter. Die Teuerung löst überall Aufstände der niedrigsten Schichten aus, die sich den Kommunisten an die Rockschoße hängen. In Breslau hat es Tote gegeben, ist Milliarden Schaden angerichtet, in Frankfurt a. M. ist der Staatsanwalt Haas bestialisch ermordet, der Schaden ebenfalls groß, allenthalben gährt es, und Severings Erlass, der alle Antifaschisten-Versammlungen verbietet, wird von der roten Presse mit Hohnlachen beantwortet. Für nächsten Sonntag erwartet man neue Ausschreitungen des Mobs. Die Franzosen wüten ärger als je am Rhein und an der Ruhr.

Und in solcher Zeit wagt es der Göttinger Licentiat Piper, französische Theologen einzuladen, um hier Pazifistenreden zu halten und sich mit deutschen Theologen anzufreunden. Die beiden französischen Studenten sind von einer Abordnung deutscher Studenten aus Pipers Wohnung abgeholt, zum Bahnhof geleitet und abgeschoben worden: „Sie möchten wiederkehren, wenn Frankreich das deutsche Gebiet verlassen hätte.“ Gegen Piper ist der Senat eingeschritten. Und doch hat sich ein Teil der theologischen Studenten in einseitiger Auffassung der Bergpredigt hinter Piper gestellt. Diese Leute denken nicht daran, dass man zuerst dem unter die Mörder Gefallenen zu Hilfe kommen soll. - 26. Juli [?] 1923. - Die Bäcker und Fleischer nehmen Scheine unter 100 M nicht mehr an.

750 Gestern, am 2. August 1923, war der Dollarstand 100.000, und ein Pfund Margarine kostete 120.000 M, ein Pfund Rindfleisch 125.000. Die Roten schreien: „Weg mit der Regierung Cuno“, als ob nicht Wirth-Rathenau und die Revolutionshelden das heutige Elend eingeleitet hätten. Die Völkischen wollen alsbaldiges Losschlagen. Die Hungerkrawalle sind z. T. das Werk der Roten, z. T. ein Ausfluss der Not, die den Bolschewisten die Saat zur Reife bringen soll. Wir stehen mitten in der Katastrophe. Ob schon in ihrem tiefsten Punkte, wer kann das sagen? Der Blick in die Zukunft zeigt undurchdringliches Dunkel. Und doch vermag ich nicht aufhören zu hoffen. Gott führt uns durch das dunkle Tal, er weiß, was er mit uns vorhat. „Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf´ mit Macht herein.“

Der Tod des [US-]Präsidenten Harding kompliziert die Weltlage; aber das Ende jeder Betrachtung ist doch immer der Satz: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ Der heute hier festlich begangene Regimentstag der 82er wird hoffentlich in vielen die Zuversicht stärken, dass der Tag der Befreiung kommt und kommen muss, ja vielleicht schon näher ist, als wir meinen. - 4. August 1923

Jetzt verfügt man über Millionen wie einst über Tausende Mark und ist doch ein ganz armer Schlucker; denn die Millionen sind elendes Papiergeld, und das Ersparte ist man losgeworden. Was Wunder, dass der Aufruhr sich regt! Der Minister hat vom 1. Juli ab die Bezüge der wissenschaftlichen Prüfungsämter erhöht. So erhalte ich für 19 Prüfungen 152.000 M, der Bote aber für seine stundenweise berechnete Laufarbeit in einem Monat über 200.000 M, d. h. soviel wie jetzt ein Pfund Margarine kostet, ich noch nicht so viel, als zwei Pfund Zwieback (à 80.000 M) kosten. Deutschlands Schulden belaufen sich auf 22 Billionen M, die Einnahmen des Juni betragen 155 Milliarden, die Ausgaben 7.800 Milliarden. Ein Kaufmann säße längst im Gefängnis.

Herr Kreismedizinalrat Meyers, unser Nachbar, mit dem ich heute ein Stück Weges zusammen ging, erzählte mir folgende Geschichte, die ihm der betreffende Arbeitgeber in München neulich selbst erzählt hat: Kommt da ein Arbeiter zu ihm und bittet um Beschäftigung. Als ihm aber der Anfangslohn benannt wird, erklärt er: „Den können Sie wohl einem Studierten anbieten, aber nicht mir - ich bin Arbeiter!“ - Das Pfund Margarine kostete heute (9. August 1923) 400.000 M; nachdem ich sechs Geschäfte abgelaufen hatte, bekam ich endlich aus Gnaden ein halbes Pfund. Ein Dollar = 4,5 Millionen Mark.

Zum Einkauf von Fleisch und Gemüse für den Sonntag brauchte Anna heute, am 11. August, 485.000 M; in der Stadt, wo ich mein Geld von der Bank holte, stellte ich fest, dass ein Pfund Margarine 950.000 M kostet. Eine Frau neben mir vor dem Käse-Weberschen Laden bemerkte, dass sie gestern für Schweinefett noch 500.000 M bezahlt habe, das heute mit 900.000 M ausgezeichnet war. Dazu stimmt folgende hier passierte Preissteigerung: Eine Dame kauft ein Korsett, Preis eine Million; sie hat das Geld nicht bei sich. Als sie andern Tages das Korsett holen will, werden 3 Millionen gefordert. Sie hat verzichtet und bessert ihr altes wieder aus.

In dieser elenden Zeit soll Verfassungstag [11. August] gefeiert werden. „Schwarzrotgold“ hing aus an einigen öffentlichen Gebäuden neben „Schwarzweiß“ und sonst bei dem bolschewistischen Volksblatt. Privathäuser hatten auf Flaggenschmuck verzichtet.

751 Ich habe augenblicklich 3 Millionen in meinem Schreibtisch, und doch ist dies noch lange nicht so viel wie ehemals 100 M, wenn man bedenkt, dass ein Pfund Margarine allein schon eine Million kostet. Auf der Bank liegen noch 9 Millionen. Ich sehe mit Bangen dem Ende des Vierteljahres entgegen. Ein Centner Briketts kostet in Berlin auch schon eine Million. Wenn nicht rechtzeitig das Ruhegehalt erhöht wird, wie will ich da Heizungsmaterial und Kartoffeln, um nur eines zu nennen, für den Winter einkaufen? An Kleidung und Schuhwerk ist nicht zu denken. Das gesparte Vermögen ist zerronnen. Jetzt muss wieder die Substanz in Angriff genommen werden: Silberzeug, Kunstgegenstände, überzählige Möbelstücke und dergleichen. -

Die überall ausgebrochenen Unruhen haben zahlreiche Tote gefordert, die Sozialdemokratie hat Cuno zu Fall gebracht. Stresemann hat die Erbschaft übernommen. Als Redner gewandt, wird er höchstwahrscheinlich, wenn es zu handeln gilt, versagen. Armes Deutschland! 14. August 1923

Heute am 16. August musste ich feststellen, dass mein Bankkonto von etwa 7 Millionen nicht ausreichte, um bestellte 9 Centner Briketts zu bezahlen, da der Zentner fast eine Million kostet. Jedenfalls würde nichts mehr zurückgeblieben sein für Nahrung und Steuer. So halte ich von abgelieferten 9 Kohlenmarken 4 zurück. Nachzahlungen für Ruhegehaltsempfänger sind noch nicht erfolgt. Der Kohlenhändler stellte demnächstige weitere Erhöhung in Aussicht. So gleitet man langsam, aber sicher in die Lebenshaltung des Proletariats hinab. Wie lange werden wir noch unsere Wohnung halten können?

Die Meldungen von wüsten Ausschreitungen des Pöbels in den größeren Städten reißen nicht ab und können bei der stetig wachsenden Teuerung nicht wunder nehmen. Wie Gustav Stresemann Hilfe bringen will, bin ich begierig [zu wissen]. Nur ein Diktator kann helfen, der das Parlament zum Teufel jagt, die Hälfte der viel zu vielen Beamten entlässt und den Franzosen vor aller Welt die Wahrheit sagt; mag kommen, was will.

752 Heynacher schreibt mir, ich möchte auf jeden Fall meinen Posten am Prüfungsamt zu behalten suchen, wenn er auch nichts einbrächte. Jeder Amtlose fiele sofort der Vergessenheit anheim, er und Oeltjen erlebten dies jetzt. Mein Standpunkt bleibt der alte: „Nicht am Amte kleben, lieber bei Zeiten selbst gehen, als zum Abgang aufgefordert werden.“ Gleichzeitig schrieb Oberschulrat Kreutzberg vertraulich, ob ich nicht bis Ostern mein Amt behalten wolle. Für Ostern ließe sich die Besetzung durch einen Schulrat besser in die Wege leiten. Dazu könnte ich bereit sein. Nun ist der Dollar schon über 7 Millionen gestiegen. Weiter kann es kaum gehen. Was soll aus Deutschland werden?

Hitler prophezeit baldigen Umsturz der jetzigen Verhältnisse. Die entschlossene Minderheit, an ihrer Spitze die Nationalsozialisten, wird der Bolschewisten Herr werden und sie, wenn es sein muss, durch Kampf niederringen, das Parlament zum Teufel jagen, was es schon längst verdient hätte, den Beamtenapparat auf die Hälfte zurückführen und mit eisernem Besen Ordnung schaffen. Wollte Gott, dass der Prophet die Wahrheit verkündete! Zu Hitler habe ich Vertrauen. Stresemanns Kanzlerschaft wird wohl nicht von langer Dauer sein. Ein Teil seiner Partei ist mit der jetzigen Entwicklung der Dinge gar nicht einverstanden, und die Sozi werden ihm bald ein Bein stellen. - 22. August 1923

Fritz [Scheidemann], den ich gestern traf, kamen eben von einer Besprechung mit einer Abordnung [von] Studenten zurück, die ihn flehentlich gebeten haben, er möchte Kartoffeln für das Studentenwohnheim beschaffen. Er hat versprochen, 10 Centner zu schenken. Sie müssten aber diese sich selbst aus der Erde buddeln, er hätte seine Leute für wichtigere Erntearbeiten nötig. Nach Göttingen wolle er sie umsonst besorgen. Die Nörtener Arbeiter hätten auch wegen Beschaffung von Lebensmitteln gefordert, er solle nach Nörten kommen. Fritz meinte mit Recht, dass diese durch eine Vertrauensperson bei ihm vorstellig werden möchten. Er glaubt, dass nächstens auch bei uns die Unruhen ausbrechen würden; auf dem Lande sei man aber zum Widerstand bereit. Auch unser Hausmädchen Frida berichtete, ihr Schwager habe ihr gesagt, die Unzufriedenheit unter der arbeitenden Bevölkerung sei groß und würde bald in Unruhen übergehen.

Der Dollar steht auf 4,5 Millionen, die rasende Teuerung bleibt auf der alten Höhe. Der Kanzler Stresemann wird es auch nicht schaffen. Bei der neulichen Vertrauenserklärung im Parlament haben sich 23 Leute seiner eigenen Partei nicht beteiligt. Das ist deutlich. Der mit Sehnsucht erwartete starke Mann, der als Diktator die heillosen Zustände bessert, lässt noch auf sich warten. Stresemann ist es nicht. Er wird wohl bald erledigt sein. - 25. August 1923

753 Auf Dienstag, den 28. August 1923, hatte der wackere Fritz Scheidemann den zweiten Familientag angesetzt. Zwei Wagen - den Einspanner lenkte Käthe, [Bruder] Ottos Frau - holten uns um halb 11 aus Göttingen und brachten uns in frohester Stimmung in das gastliche Ballenhausen. Es war zwar etwas windig, aber die Sonne leuchtete, und alle Felder waren belebt, um die wohlgeratene Ernte zu bergen. Was mich besonders auch freute, war das Wohlbefinden von Schwägerin Elise, die sichtlich stolz war - obwohl sie sich dies in ihrer natürlichen Bescheidenheit nicht merken ließ - auf ihren trefflichen Sohn, der so gut versteht, auch den verarmten Verwandten eine Freude zu machen.

Dem herzlichen Empfange in Ballenhausen entsprach der ganze Verlauf des schönen, harmonisch gestalteten Tages, der bei allen Teilnehmern in bleibender, dankbarer Erinnerung fortleben wird. Wir waren 17 Festteilnehmer: vier Fritz Scheidemann, vier Otto Scheidemann, zwei Richter und Else Reinbold, zwei Mücke und Emmchen Loß, Tante Elise, Gustchen Brücher. Der Senior Hermann Richter zählte 90 Jahre, seine Schwester Mathilde 86, ich 74, einer 73: Wir waren

die Ältesten. Bei Tisch saß ich zwischen Tante Elise und Käthe. Fritz bewillkommnete uns bei einem Glase vorzüglichen Mosels noch einmal und nahm die anziehende, überall hilfreiche und froh gestimmte Braut seines Bruders Hans, Gustel Brücher, feierlich in den Familienverband auf. Ich sprach ihm in unser aller Namen tiefen Dank aus für seine stete Fürsorge für die Verwandten, namentlich auch die mit Glücksgütern nicht gesegneten, die umso glänzender sich bewähre, als er wahrlich mit Arbeit für das Gemeinwohl nicht zu kärglich bedacht sei und unaufhörlich für neuen Aufstieg des Vaterlandes nicht bloß sorgen müsse, sondern mit aller Kraft Sorge.

Nach Tisch saßen die Eltern alle im „Antiquariat“⁶ und hörten Fritzens Vortrag über seine Fortschritte in der Familienforschung und die Ereignisse der letzten drei Jahre, die weitere Hebung des Besitzes - neue Stallräume, Dachdeckung, Schilfpavillon im Garten etc. - und die letzten Nachrichten von Hans. Neue Bilder aus China wurden besichtigt, auch die Tischkarten stammten von ihm, und die Erneuerung seines Kontraktes in Tung-Chan erschien uns durchaus angemessen. Ein Brief an ihn meldete ihm unser Gedenken, und wurde von allen unterschrieben.

Nach dem Kaffee besuchten wir unsere Gräber, dann den Garten und die Stallungen. Fritz fuhr die beiden Richters und Anna durch seine Fluren bis zum Hasenwinkel⁷ und zeigte ihnen die Jugendstätten, während Otto mit Marianne und Käthe sich uns übrigen widmete, wobei [Fritzens Töchter] Irmgard und Elisabeth mit größtem Verständnis halfen. Es ist bewundernswert, wie vorzüglich Marianne ihren großen Haushalt im Zuge hält und dabei für jeden ein freundliches Wort und eine Aufmerksamkeit übrig hat; ohne sie könnte Fritz seine großartige Gastfreundschaft gar nicht so ausüben, wie er es tut.

Wir vergaßen alle trotz der jämmerlichen Zeitverhältnisse die auf uns lastenden Sorgen und genossen dankbar die trauten Stunden des engsten Familienkreises. Nur zu schnell waren sie verflossen. Die Abfahrt nach dem Abendessen verzögerte ein über Göttingen niedergehendes Gewitter, in Ballenhausen regnete es kaum. Voll Dankes schieden wir, der Mond schien hell, als wir Niedernjesa erreichten, und wohlbehalten trafen wir wieder in Göttingen ein. Unsere gütigen Gastgeber hatten uns außer schönen Blumen auch noch Milch und Butter zugesteckt, wie wir zu Haus merkten. Gott segne das Haus Scheidemann und sein Oberhaupt Fritz voran! Nicht wenig hat uns auch Otto mit den Seinen gefallen. Er ist noch ganz von der alten wohltuenden Herzlichkeit, seine Frau ebenso wie Marianne von natürlicher Offenheit und Güte. Mit der Wahl von Gustel Brücher hat Hans einen guten Griff getan.

754 Als wir Kinder waren und Schmalhans bei uns Küchenmeister war, da sagte wohl einer von uns: „Warte nur, liebe Mutter, wenn wir groß sind, wird es besser“, und ein anderer fiel ein: „Da sind wir Millionäre“. Jetzt ist jeder Arbeiter

⁶ dem Raum mit den von Fritz Scheidemann gesammelten wertvollen alter Büchern, 1960 eingetragen als Scheidemannsche Familienstiftung

⁷ Försterei Hasenwinkel bei Ruine Bodenhausen, von Anna Mücke besonders geliebter Platz

Millionär, und Schmalhans ist erst recht Küchenmeister geworden. In den letzten Kriegsjahren fing das Roßfleisch-essen an, jetzt haben wir uns daran gewöhnt. Heute, am 31. August 1923, zahlen wir für eineinhalb Pfund Roßfleisch - die für die Woche bestimmte Portion - 1.275.000 M. Wir sind protzige Millionäre! Der August hat ein ungeheures Anschwellen der Preise gebracht. Das ist bei dem Dollarstand von fast 11 Millionen nicht zu verwundern. Die Deutsche Zeitung prophezeite einen Kurs von 100 Millionen, wenn wir so weiter wirtschafteten. Sie enthielt gestern das Aktionsprogramm der Deutschnationalen, dem ich Punkt für Punkt beistimme. Wenn es gelänge, die Deutschen unter diesem Programme zu sammeln, so wäre uns geholfen.

Der 2. September 1923 [Sedan-Tag] ist mit hellem Sonnenschein angebrochen. Soll es ein gutes Vorzeichen sein? Im roten Sachsen ist jede öffentliche Gedächtnisfeier untersagt. Besser konnte man für den erwachenden Patriotismus nicht wirken. Freilich, die materielle Not steigt. Arbeiterscharen ziehen aufs Land, plündern die Felder, rauben Vieh. Gestern standen die Leute zu hunderten auf dem Platze vor der Johanniskirche und rissen sich um die zum Verkauf gelangenden Kartoffeln. In Hannover ist es noch schlimmer. Heynacher schrieb neulich, dass er stunden-lang nach Kartoffeln herumgelaufen wäre und endlich acht Pfund á 35.000 M ergattert hätte. So teuer sind sie hier nicht; aber das Angebot steht weit hinter der Nachfrage zurück.

755 Im Süden Europas ist der Krieg wieder im Gange. Die Italiener haben Korfu beschossen und dann besetzt, weil mehrere ihrer Offiziere in dem Griechenland zugesprochenen Teile von Albanien ermordet worden sind. Die Deutsche Zeitung predigt offene Absage an Frankreich, das den Frieden von Versailles gebrochen hätte. Wird sich Stresemann dazu aufraffen? Ihm sind durch die Sozialdemokratie die Hände gebunden. Wird auf die Zeit des halben Friedens jetzt die Fortsetzung des Weltkrieges folgen? Fast scheint es so. Wird Deutschland annähernd dasselbe leisten, was vor 110 Jahren [im Befreiungskrieg gegen Napoleon] das ausgesogene Preußen geleistet hat? Werden die wachsenden Vaterlandsdeutschen die roten irreführten Scharen schnell überwältigen und zur Einsicht bekehren? Fragen über Fragen drängen sich einem an dem heutigen [Sedan-]Gedenktage auf. Dunkel vor uns! Aber ich hoffe und höre nicht auf zu hoffen.

Das Erdbeben in Japan und der Balkankonflikt zwischen Griechenland und Italien beschäftigt alle Gemüter. Dazu der Dollarstand von 36 Millionen, das Vordringen der Rechtsparteien, das Gezeter der Roten, Stresemanns wankende Politik - alles das sind recht unerfreuliche Betrachtungen. Mir ist es eine getrübt Freude, dass ich endlich in die 12. Gehaltsklasse aufgerückt bin, d. h. man hat sie mir vom 1. Juli 1923 ab bewilligt, während sie mir vom 1. April 1922 ab zusteht. Und da wagen die jüdischen Zeitungen von Bevorzugung der Beamten zu sprechen, um die Aufmerksamkeit von den Börsenjobbern abzulenken, und die anderen Blätter reden es gedankenlos nach.

Japan hat nun auch seinen Teil an dem Unglück zu tragen, das die Welt heimsucht; es hat mehr Tote zu beklagen als Deutschland in vierjährigem Kriege ver-

loren hat⁸. Das ist für Japan eine Strafe für seine freiwillige Beteiligung am Weltkrieg. Russland hat dafür ebenso seinen Lohn dahin. Die anderen Feinde Deutschlands werden auch noch an die Reihe kommen, zunächst wahrscheinlich Italien; Frankreich ist dazu auf dem Wege, denn von Poincaré gilt das Wort, das der alte Blücher von Napoleon I. sagte: „Er ist im Grunde ein dummer Kerl und alles andere als ein weitsichtiger Staatsmann.“

Wir Deutschen aber büßen jetzt für die jahrzehntelange Gleichgültigkeit in der Lösung der sozialen Frage, wir büßen für die die Feigheit der besitzenden Klassen - nicht physische, wie der Weltkrieg bewies, sondern moralische -, Wilhelm II. voran, büßen für den Undank gegen Bismarck. Amerika aber wird dem inneren Konflikte auch nicht entgehen. Dafür sorgt der Übermut Judas. - 7. September 1923

756 Innere Unruhe beherrscht alle Gemüter. Ich habe das Gefühl, der Sturm müsse in den nächsten Tagen losbrechen. Die Roten halten überall Heerschau, der sächsische Ministerpräsident Zeigner benimmt sich unverantwortlich. England hat in der Korfu-Angelegenheit eine Schlappe erlitten. Im Osten leckt die Flamme aus der deckenden Asche überall hervor. Rüstungen, wohin man hört. Dollarstand 65 Millionen.

Fritz hat seine Ernte eingebracht und ist mit ihr sehr zufrieden. In den Städten aber herrscht Kartoffel- und Gemüsenot. Die Arbeiter darben trotz der Riesenlöhne. Und wir Ruhegehaltsempfänger? Wir führen das ärmliche Leben, das ich von meiner Jugendzeit her noch gut im Gedächtnis habe. Fleisch nur sonntags, und auch dann knapp zugemessen. Gott sei Dank, dass der treffliche Fritz sich jederzeit unserer annimmt! - 11. September 1923

Am 13. war ich wieder einmal in Ballenhausen, um etwas von unserer hoch angelaufenen Rechnung zu bezahlen. Ich werde stets mit der alten Herzlichkeit und Liebe aufgenommen und komme dann auch noch reich beschenkt nach Haus. Fritz erzählte mir von der Verpflegungskonferenz, die vorigen Sonntag unter Noskes Vorsitz⁹ hier in Göttingen tagte. Noske hätte kein Wort gesagt, das nicht jeder Rechtsparteiler hätte unterschreiben können. Wenn ein vernünftiger Sozialdemokrat zum Regieren gelangt, dann sieht er eben ein, dass es leichter ist, die Massen durch Schlagworte aufzureizen, als unmögliche Versprechen zu erfüllen. Die Sozi sind infolgedessen mit Noske gar nicht zufrieden. Ich hoffe, dass Noske auch bemerkt hat, wie unser Fritz doch eine ganz andere Persönlichkeit ist, als Noskes Freund und Parteigenosse [Philipp Scheidemann], der eitle und großsprecherische jetzige Oberbürgermeister von Kassel.

⁸ Kanto-Erdbeben am 1. 9. 1923 mit über 140.000 Toten (also kein Vergleich zu den deutschen Opferzahlen im 1. WK)

⁹ als Oberpräsident der Provinz Hannover

Fritz sieht trüb in die nächste Zukunft: „Stegemann¹⁰ kapituliert vor den Franzosen in der Ruhrgebietfrage, wird gestürzt; eine kommunistische Diktatur folgt, hat aber kurze Lebensdauer. Dann erst erscheint der Tag der Nationalgesinnten. Die Masse muss erst den Becher des Elends austrinken, ehe sie zur Besinnung kommt.“ - Dollarstand 96 Millionen, das Geld schwindet unter den Händen. Ein Pfund Schmalz 15 Millionen, ein Pfund Margarine 10 Millionen. Es geht mit uns katastrophal abwärts. Gestern schnellte der Dollar um 100 Millionen in die Höhe: Schmalz 30, Margarine 20 Millionen usw. Steht denn der Krieg unmittelbar vor der Tür? Der jüdisch versippte Stegemann¹¹ wird nicht helfen können. Ich setze meine Hoffnung auf Hitler und Ludendorff, wenn es zum Äußersten kommt. - 19. September 1923

Jedermann rät, alles Mark-geld sofort in Waren anzulegen. Die es bisher getan haben, waren die Klugen, wie ich an mir selbst zu meinem Schaden sehe. Erst legte ich 500.000 M für mein Begräbnis und den Umzug an, später 1,5 Millionen, am 7. September 300 Millionen, alles in Schatzanweisungen. Diese Beträge sind geschmolzen wie Eis in der Sonne, denn heute sind die 300 Millionen wenig mehr als ein Dollar, also 4,20 alte Goldmark im Werte. In allen drei Fällen handelte es sich um verspätete Nachzahlungen, als wir uns schon durchgedarbt hatten.

757 Prof. [Carl] Mirbt hatte am 20. September amtlich bei mir zu tun. Wir unterhielten uns bei dieser Gelegenheit ein Stündchen über die trostlose Lage Deutschlands. Er hatte den Vortrag, den Prof. Kahl-München am 19. hier hielt, mit angehört, wobei dem Redner die Kräfte versagten, so dass er eine längere Pause machen musste. Mirbt war noch ganz erfüllt von dem Gehörten, obwohl er Stresemann nicht so hoch einschätzt wie Kahl. Er zweifelt auch, ob Stresemann der Mann sei, uns aus dem Sumpfe herauszuziehen, und glaubt wohl, dass sich in der Masse der Sozialdemokraten die Abwendung von den marxistischen Anschauungen allmählich durchsetzt, dass aber deren Führern nicht zu trauen sei.

Über den Kaiser denkt er wie ich: Stimmen für etwaige Zurückberufung würden sich verschwindend wenige finden. Aber auch der Kronprinz dürfe nicht ins Land. Dies würde nur dem Bolschewismus zugute kommen.¹² „Warum siedelt er nicht nach Südamerika über? Die Schweiz oder Schweden können ihn nicht aufnehmen, weil sie schwere Ungelegenheiten davon haben würden. Eine Erlösung aus seiner Einsamkeit wäre ihm wahrhaftig zu wünschen.“ Mirbt ist ebenso wie ich monarchisch gesinnt, hält aber auch den Kronprinzen nicht für einen geeigneten Kaiser.

Ich trat für die Hitlerbewegung ein; sie ist ihm zu massiv und zu grotesk in ihrem Judenhass. Er gab aber doch zu, dass die Arbeiterscharen, die durch ihre Führer an derlei Kost gewöhnt sind, nur durch Leute wie Hitler umgestimmt werden kön-

¹⁰ Der deutsch-schweizerischen Schriftsteller Hermann Stegemann (1870-1945), der eine vierbändige Geschichte des 1. Weltkrieges schrieb, später den Nationalsozialismus begrüßte, und in der Schweiz starb, kann nicht gemeint sein. Es kann sich nur um Stresemann handeln.

¹¹ d. h. Stresemann (s. o.), dessen Frau Käthe, geb. Kleefeld, Jüdin war

¹² Tatsächlich gestattete ihm Stresemann 1923 die Rückkehr nach Deutschland, wo er 1930 dem „Stahlhelm“ beitrug und 1933 die Kanzlerschaft Hitlers begrüßte.

nen. Ebenso war er mit mir einig, dass die Ostjuden sobald als möglich wieder aus Deutschland heraus müssten. - 20. September 1923

Stresemanns Herrlichkeit soll unverbürgten Nachrichten zufolge noch acht Tage dauern. So sagte mir Fritz heute an meinem Geburtstage. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür: Stresemann ist nicht der Herakles, um den deutschen Augiasstall zu reinigen. Gewölk zieht sich von allen Seiten zusammen, der zündende Blitz kann jeden Augenblick herniedergehen. Ob meine Vermutung richtig ist, dass Frankreichs Fall bevorsteht? Italien ist durch Aussicht auf Corsica, Nizza und Savoyen leicht zu gewinnen, wenn außer England auch Deutschland bei der Partie ist, womöglich auch Spanien, das schon lange wegen Marokkos ein Hühnchen mit Frankreich zu pflücken hat. Natürlich wird dann auch im Osten der Krieg neu auflodern. Frankreichs Niederbruch wäre der Anfang zu neuem Aufstieg Deutschlands. Blut und Eisen sind die einzigen Mittel, die uns helfen können. Bürgerkrieg wird vielleicht ebenfalls zu diesen Blut-und-Eisen-Mitteln gehören müssen. –

In dieser bitterernsten Zeit war meine Geburtstagsfeier, die mir die Liebe der Meinen und des gütigen Fritz, seiner Mutter, Frau und Gustchens veranstalteten, ein rechter Sonnenstrahl. - 23. September 1923

758 Das niederschmetternde Wort „Kapitulation“ stand an der Spitze der Zeitung vom 25. September. Das also war es, worauf Stresemann zusteuerte, als er den Mund so voll nahm! Oder handelt es sich nur um Verschleppungspolitik? Der Gegensatz zwischen England und Frankreich wird von Tag zu Tag größer. Ersteres ist noch nicht genügend gerüstet. Italien hat in der Korfu-Frage nachgegeben usw. - die Bevölkerung hat auch noch ein Wort mitzureden. Aber die Zeit ist trostlos - schwarz die Zukunft, rot die Gegenwart, golden die Vergangenheit. Die bayerischen Verbände sind aus der Deutschen Volkspartei wegen Stresemanns Politik ausgetreten.

Nun ist das Kabinett aufgelöst und Stresemann mit der Bildung eines neuen beauftragt. Wie wird es aussehen? In Bayern hatte eine Hauptmann [Adolf] Heiß den Mund sehr voll genommen und mit Vormarsch der Hitlergardien auf Berlin gedroht. Viele Zeitung haben seine Rede abgedruckt; aber nur die Deutsche Zeitung und das Göttinger Tageblatt hat der Bannstrahl getroffen, wohl nach dem Worte: si duo faciunt idem, non est idem.¹³ Beide Zeitungen wehren sich; die Göttinger, die nur vier Tage abgekriegt hat, veröffentlichte einen offenen Brief an Noske; die Deutsche Zeitung soll 14 Tage ausbleiben. Sie ist den Linken, insbesondere den Juden, ein Dorn im Auge. Der Dollar klettert unheimlich in die Höhe, steht schon über 400 Millionen. Gibt es denn keine Mittel, den New Yorker Juden das Handwerk zu legen? Das Ruhegehalt von heute hat schon morgen die Hälfte des Wertes eingebüßt. Was nutzen Milliarden, wenn ein Pfund Schmalz 90 Millionen, ein Centner Kohlen 80-100 Millionen kostet? - 5. Oktober 1923

¹³ „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.“

759 Schöne Tage in Northeim liegen wieder einmal hinter uns. Anna hatte mit einem wehen Auge zu schaffen und konnte erst in den letzten Tagen so helfen, wie sie es in Aussicht genommen. Mit Erich hat sie sich auf einem Spaziergange auch wieder einmal ausgesprochen über Emma und die Kinder, der ersteren Unselbständigkeit, der letzteren Zukunft. Erich hat es nicht leicht. Es liegt viel auf ihm, und da er alles mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit erreicht, so greift er sich selbst auch gewaltig an. Die Reise nach Erfurt zu seiner Mutter, die er am 2. Oktober antrat, wird ihn hoffentlich etwas auffrischen. Der alle Welt erfüllende Egoismus macht ihm viel Sorge. Jeder redet: „So muss es gemacht werden“, und hütet sich, mit gutem Beispiel voran zu gehen. Erich bemüht sich, das gute Beispiel zu geben, wie er überhaupt den krankhaften Egoismus aus der Zeit seiner Depressionen überwunden hat.

Hildegard redet viel, ist gutartig, aber ohne ausgesprochenen Willen und hat einen Bärenappetit. Bei Agnes merkt man, dass der Aufenthalt in Göttingen gut bei ihr anschlägt; sie weiß auch, was sie will, und hat ein treffliches Gedächtnis sowie eine über dem Durchschnitt stehende Begabung. Das Leiden des armen Fritz schreitet langsam fort; jetzt fangen auch die Armkräfte an nachzulassen. Er ist aber guten Mutes und hofft noch immer auf Besserung. Seine geistigen Fähigkeiten stehen wesentlich unter dem Durchschnitt. Es wird einem weh im Herzen, wenn man den armen Jungen auf seinem Schemel sich fortbewegen sieht. Sitzt er aber bei Tisch mit seinem frischen Gesicht, so könnte man ihn für gesund halten.

760 Stresemann hat ein neues Kabinett zustande gebracht. Wie lange wird es sich halten?, ist die Frage. Kommt dann eine Links- oder eine Rechtsdiktatur? Der Parlamentarismus vermag nicht länger fortzuzustehen. Prof. Reich hatte mit Kahrstedt eingehend darüber gesprochen. Letzterer bedauert, nicht mehr die Mittel zu haben, um ausländische wichtige Zeitungen zu kaufen. Er sei daher nicht mehr in der Lage, den Gang der Politik zu verfolgen und seine politischen Vorträge in diesem Winter fortzusetzen. Vorläufig hat England Deutschland ganz aus seinen politischen Berechnungen ausgeschaltet. Erst müssen wir den Marxismus überwinden, ehe wir bündnisfähig sind.

Im Volke wird der Zug nach rechts immer stärker. Unsere Frida erzählte dies von ihren Verwandten in Reinhausen, nachdem sie acht Tage zum Kartoffelroden beurlaubt war. Dasselbe bestätigte Frau Werner-Weende von ihren Leuten, soweit sie mit ihnen darüber gesprochen. Der Hass gegen Frankreich wächst auch zusehends und drängt zum Losschlagen. - 10. Oktober 1923

Das Ruhegehalt beläuft sich jetzt auf Milliarden. Dabei wird die Lebenshaltung immer ärmlicher; kostet doch ein Pfund Margarine 550 Millionen und das bisschen Fleisch für den nächsten Sonntag 380 Millionen. Die Deutsche Zeitung behauptet, wir hätten Russland schon übertrumpft. Kein Wunder, dass die Alarmanrichten nicht aufhören, Zeitungsverbote an der Tagesordnung sind und der Charlatan Mariarty [?] überall Zuhörer findet. - 13. Oktober 1923

Heute Gedenktag an Leipzig [1813]. Wie ganz anders begingen wir den 150-
sten¹⁴! Wer hätte gedacht, dass wir den 160-sten in tiefster Erniedrigung erleben
würden! Poincaré hat wieder einmal triumphiert. Stresemann wurstelt mit den So-
zialdemokraten weiter. Das Volk verlangt nach einer Rechtsregierung, die den
Schiebern das Handwerk legt, Ordnung schafft, die Ostjuden zum Teufel jagt,
Frankreich Widerstand leistet. Die meisten murren über die ungeheure Teuerung.
Seit gestern kostet ein Brot 480 Millionen; die Markenbrote sind seit dem 15. ab-
geschafft, Margarine 750-850 Millionen usw. Schon die Kinder fragen, wenn die
Zeitung kommt: „Wie hoch steht der Dollar?“ Übrigens kostet das Göttinger Ta-
geblatt jetzt wöchentlich 50 Millionen, und der Dollar bewegt sich zwischen 4
und 5 Milliarden. Der Deutschnationale Schlange hat in Celle ein treffendes Bild
unserer Lage entworfen.

Diese Lage spitzt sich mehr und mehr zu. Zwischen dem Reich und Bayern hat
sich ein Riss aufgetan, gegen Sachsen ist die Reichsexekution verhängt, die
Reichswehr ist von allen Seiten eingerückt, Thüringen rüstet sich zum Wider-
stand. Bei den Franzosen hämische Freude. Stresemann gleicht dem Storch auf
dem Dache; die Deutschnationalen verlangen laut seinen und seines Kabinetts
Rücktritt. Chaos. Ein Dollar bald 60 Milliarden, 1 Brot 2 Milliarden, 1 Pfund Mar-
garine 7,5 Milliarden. 24. Oktober 1923

761 Am 25. Oktober 1923 Brot 4, Weißbrot 6, Margarine 10 Milliarden.
Voriges Jahr kamen uns die Preise ungeheuerlich vor und jetzt? - Bayern erklärt,
treu beim Reich bleiben zu wollen, dagegen möchten die Pfälzer Sozi vom Reiche
abfallen. - Die Not um Kartoffeln wird von den wucherischen Bauern ausgenutzt;
sie haben den Centner auf 30 Milliarden getrieben. Vorige Woche kostete er noch
3 Milliarden. Der in meinem Alter stehende Geheimrat Prof. Morsbach hat sich da
einige Centner selbst zusammen mit seiner Frau in einem Handwagen aus Weende
geholt. In allen Städten suchen die hungrigen Leute die Bäcker und Fleischer-
läden zu plündern.

Dollar 65 Milliarden; ein Brot 8,5 Milliarden usw. Die Sozi in der Pfalz haben ih-
ren hochverräterischen Plan fallen lassen, gegen Sachsen ist Reichsexekution im
Gange, der Zwist mit Bayern ist noch in der Schweben. Die Roten exerzieren ganz
ungeniert mit ihren Hundertschaften; aber auch die Rechtsparteien haben sich auf
alles vorbereitet, sind organisiert und werden m. E.[?] jeden Versuch, eine Bol-
schewistenherrschaft aufzurichten, zunichte machen. Der Bürgerkrieg kann jeden
Augenblick losbrechen, wenn nicht die Vernunft die Oberhand behält. Die Unru-
hen in den größeren Städten sind überall blutig zusammengebrochen, aber Gott
allein weiß, was die wachsende Hungersnot noch bringt.

Die Verstimmung zwischen Frankreich und England ist noch immer im Zuneh-
men. Keine Verkleisterung hilft auf die Dauer. Wenn England mit seiner Rüstung
fertig ist, wird der Tanz wohl losgehen. Hätten wir einen kräftigen Staatsmann an

¹⁴ Gemeint ist der 100. (1913) und (nächste Zeile) der 110. (1923)

der Spitze, so wäre Frankreich jetzt in der schlimmsten Klemme, und wir könnten hoffen, aus unserer Not herauszugelangen. - 31. Oktober 1923

762 Erich fasst alles von der richtigen Seite an, und wenn der Ausgang seinen Absichten nicht entspricht, so ist es nicht seine Schuld. Er würde als Oberschulrat seinen Platz vorzüglich ausfüllen, wäre aber ein Tor, wenn er jetzt die behagliche Stellung in Northeim mit so einem Posten vertauschte. Emmchen ist gutherzig, fleißig, freundlich, liebevoll, wie es stets in ihrer Natur gelegen hat; ich wünschte nur, dass sie sich die Kinder nicht über den Kopf wachsen lasse, und habe in diesem Sinne mit ihr eine Aussprache gehabt.

Hilde neigt trotz ihrer Zärtlichkeit und Schmiegsamkeit dazu, sich um die Weisungen ihrer Mutter nicht zu kümmern, wenn sie ihr nicht passen. Das darf sich Emmchen schon um Hildes willen nicht bieten lassen. Hilde nimmt es auch mit der Wahrheit nicht genau, wenn es sich darum handelt, sich selbst in recht günstiges Licht zu setzen. Sie möchte immer gelobt werden und stellt darum zuweilen etwas als ihre Leistung hin, was andere getan haben. Ich habe Emmchen geraten, dies stets unnachsichtig zu rügen, damit diese Fehler nicht einwurzeln. Und was wird aus dem armen Fritz? -

Unsere neue Hausgenossin, Fräulein Hemme, Tochter eines Pastors aus Kirn a. d. Nahe, erzählte uns von dem Versuche eines Mädchenhändlers, sie in seine Netze zu ziehen. Sie kommt in Göttingen an und erwartet den Tagesanbruch im Wartesaal, weil sie in der Nacht sich doch nicht zu uns gefunden bzw. Einlass erhalten hätte. Nachdem sie einige Stunden an ihrem Tisch allein gegessen, setzt sich ein junger Mann zu ihrer, der sie schon lange beobachtet hat, bietet ihr seine Hilfe an, die sie abschlägt, bestellt Kaffee und Gebäck für sie, das sie zurückweist, erzählt ihr von fröhlichen Zusammenkünften, an denen sie teilnehmen solle, was sie glatt ablehnt, erzählt von glänzenden Stellungen, die er für junge Damen in Brasilien und Argentinien habe, worauf sie nicht hingehört, und bittet sie schließlich, als sie sich als eine in Göttingen studierende Dame bekennt und seine Entfernung verlangt, um ihre Anschrift, um sie noch einmal aufzusuchen: Sie gibt ihm eine fingierte Adresse. Da endlich entfernt er sich.

Als er fort ist, tritt ein älterer Herr von der Reichswehr an sie heran: Wie sie dazu komme, mit diesem gefährlichen Menschen zu sprechen; sie erzählt den Vorgang, der alte Herr erwidert, das Subjekt sei ein Mädchenhändler, dem man auf der Spur sei, den man aber leider noch nicht habe überführen können. Sie ist um eine Erfahrung reicher.

Die Hausgenossin von Elise Scheidemann, die am 1. November eintrat, ist auf der Bahn arg bestohlen worden. In ihre Kanne ist für das mitgebrachte Petroleum Wasser gefüllt worden, und die unter Äpfeln versteckten neuen Schuhe sind verschwunden - das alles bei Sachen, die sie in ihrer unmittelbaren Obhut gehabt hat. Das sind Bilder aus dem republikanischen Deutschland. - 3. November 1923

763 Was ich am 16. Juli von den Tausendmarkscheinen eingetragen hatte, galt erst von den Zwanzigtausendmarkscheinen, jetzt von den Millionen-Scheinen, obwohl sich die Wochengebühren meines Ruhegehaltes schon auf über 1.000 Milliarden belaufen. Die Aufkäufer sind schon hinter den Goldmarkscheinen her, so dass sie wohl binnen kurzem das Schicksal der Papiermark teilen werden. Das Brot von 1.900 g kostete am 2. November 60 Milliarden.

Am 7. November war der Preis schon auf 110 Milliarden gestiegen. Die Unruhen greifen rapide um sich. In Berlin sind diesmal auch Juden mit heimgesucht worden, die bislang immer verschont geblieben sind; natürlich ein Geschrei von Dan bis Bersheba: Die verfluchten Antisemiten steckten dahinter. Stresemann sucht jetzt Anschluss bei den Deutsch-Nationalen, seitdem die Sozialdemokraten aus seinem Ministerium ausgeschieden sind. Es muss sich ja nun bald entscheiden, ob der Aufstieg beginnt.

Die Zeitungsnachricht, dass fünf Universitäten eingehen sollen, versetzt die Professoren in Besorgnis. Bei manchen herrscht Fatalismus, bei wenigen Optimismus. Der Zuwachs von Studierenden hat überall nachgelassen, und von denen, die die Hochschulen besuchen, muss immer ein großer Teil sich durch Nebenarbeit den Lebensunterhalt verdienen. Einzelne geben von dem Verdienste an ihre notleidenden Eltern ab.

In Frankreich greift die Einsicht um sich, dass man durch die Poincaré'sche Politik bald völlige Isolierung erreicht hat. Englands Einkreisungsplan ist bald durchgeführt; dann beginnt der Kriegstanz wahrscheinlich von neuem. Dollar 620 Milliarden

764 Es ist beklagenswert, dass zwei hoch bedeutende, echt deutsche Männer wie Ludendorff und Hitler, die den Boden so gut vorbereitet hatten, durch mangelnde politische Einsicht, wie es scheint, [mit dem „Hitlerputsch“ vom 9. November] nur Schaden angerichtet haben. Der Kapp-Putsch hätte sie doch belehren müssen. Freilich: „Wenn es gelingt, so ist es auch verziehen“; ich kann gut reden, da ich so abseits stehe. Aber dass leidenschaftliche Männer, denen die Wut in die Kehle steigt, Unvorsichtigkeiten begehen, wird immer vorkommen. Ludendorff ist nie Politiker gewesen und sollte seine Kräfte aufsparen für den Tag der Vergeltung, der immer näher rückt, wie mir dünkt. Über [Ritter v.] Kahr und [General v.] Lossow¹⁵ bin ich mir nicht recht klar. Ersteren hatte ich mir als Nachfolger Eberts gedacht. - 12. November 1923

In München alles noch ungeklärt. Freilich, die Kommunistische Partei ist für Bayern aufgelöst, und viele sozialdemokratische Zeitungen sind verboten. In Thüringen sind die roten Minister zurückgetreten, in Sachsen rühren sich die Rechtsparteien. General v. Seeckt mit der Reichswehr stellt allenthalben Ordnung her. Aber der Dollar hat die Höhe von 830 Milliarden erklettert. Die Wochen-Ruhegehälter

¹⁵ Beide zunächst teilweise Hitler zugeneigt, zuletzt aber entscheidend für die Niederschlagung des Hitlerputsches, v. Kahr deshalb beim „Röhmputsch“ am 30. Juni 1934 ermordet

belaufen sich auf Billionen und verflüchtigen sich im Handumdrehen. Wir Beamten erhalten genau wie die Arbeiter Wochenlohn und müssen jederzeit lange stehen, bis die Auszahlung erfolgen kann. - 15. November 1923.

765 In Wernigerode haben in einer Woche 11 Personen den Selbstmord gewählt. Nahrungssorgen! Von gestern auf heute ist der Dollar von 1.230 auf 2.230 Milliarden gestiegen, und dementsprechend kostet ein Pfund Margarine eine halbe Billion und ein Pfund Rindfleisch 1,25 Billionen. Das am Montag fällige Ruhegehalt habe ich heute am Freitag noch nicht in Händen, sein Wert ist infolgedessen auf 1/4 des ursprünglichen gesunken. Und dabei müssen wir uns glücklich preisen, dass wir nicht zu den Hunderttausenden gehören, die durch Schließung der Betriebe einfach brotlos geworden sind. Lähmend wirkt auch die außen- und innenpolitische Unsicherheit. An Kahrs Lauterkeit fange ich an zu zweifeln aufgrund des [Albrecht] v. Graefe¹⁶'schen Berichts über die Münchener Vorgänge. Was soll aus unserem armen Vaterlande werden! - 16. November 1923

Unsere Studentin, Frl. Hemme, erzählte, dass die Studenten, mit denen sie über den Fortgang ihrer Studien gesprochen, fast ausnahmslos dies ablehnten: „Wer weiß, was bald kommt? Wir können über unser Studium nicht verfügen.“ Alle rechnen mit Ausbruch des Krieges gegen Frankreich; die Deutsche Zeitung verlangt dies auch und zählt unsere Chancen auf. Jedenfalls helfen England und Amerika dem alten französischen Bundesgenossen nicht.

Stresemann ist noch immer im Amte, und zwischen Kahr und Ludendorff haben Missverständnisse gewaltet, die hervorgerufen sind durch Hitlers unbesonnene Hitzköpfigkeit. Wenn doch nur ein Zusammenschluss aller Nationalgesinnten zu Stande käme! Die Not wächst unaufhörlich weiter. Die sogenannten wertbeständigen Rentenbankscheine, die 30% der letzten Ruhegehalts-Wochenraten bilden, sind auch nur Tropfen auf heiße Steine.¹⁷ Die Juden warten auf den Augenblick, wo sie auf die neue Beute stürzen können.

Wenn vor 50 Jahren beim Einzuge in Berlin ein Prophet verkündet hätte, dass das von Bismarck gegründete Reich nach einem halben Jahrhundert wieder zerschlagen sein würde, der wäre ins Irrenhaus gesteckt worden. Jetzt leiden die Hohenzollern dasselbe, wie es der vor kurzem verstorbene Herzog v. Cumberland, Kronprinz von Hannover, so viele Jahrzehnte hat leiden müssen. Nur ist jener nach heldenhaftem Kampfe und ohne sein Recht aufzugeben ins Privatleben getreten. Man vergleiche damit das Verhalten Wilhelms II.! Er hat auf Kampf um seine Krone verzichtet; es ist ihm nicht eingefallen, öffentlichen Protest zu erheben. Und der Kronprinz? Noch gar vieles bedarf der Aufklärung.

¹⁶ Gründer der Deutschvölkischen Freiheitspartei, marschierte beim Hitlerputsch in der ersten Reihe mit

¹⁷ Inzwischen, am 15. November 1923, war die Währungsreform vorgenommen und die Rentenmark eingeführt worden, wodurch die Inflation in kürzester Frist beendet wurde. Mücke denkt freilich nicht entfernt daran, diesen Erfolg anzuerkennen.

766 Das Kabinett Stresemann ist dem Ansturm der äußersten Linken und der Deutschnationalen erlegen. Was nun? Ein Diktator ist natürlich erwünscht, aber ein unentschlossener oder verkehrt handelnder Mann an dieser Stelle, und das Chaos wird noch schlimmer, als es schon ist. Der Versuch der Linken, Ludendorff zum Hochverräter zu stempeln, ist Gottlob missglückt. Wenn einer, so hat v.¹⁸ [?] Ludendorff bei dem Münchner Missverständnis das Beste gewollt. Auch Hitler ist alles andere als ein Hochverräter. Der 9. November 1918 zeigt klar, wo wir sie zu suchen haben.

Dora Schimmelpfeng, die auf der Durchreise von Blankenburg nach Werleshausen (v. Christen) am 24./25. November bei uns weilte, erzählte uns auch von den Hinterbliebenen des heldenhaften vor wenigen Monaten vorzeitig verstorbenen Herrn v. Müller¹⁹. Dieser hatte seine Frau, geb. v. Hanstein, durch und bei Dora kennen gelernt, und Dora war im Wahlkampfe seine Privatsekretärin gewesen. Die Hinterbliebenen, Wittve und zwei Kinder, sind jetzt dank der Fürsorge namentlich der Landwirte aus der drückenden Sorge heraus.

Dora erzählte ferner von dem jüngeren Ede [?] Rothfuchs, der bei Rudolf die Buchhandlung erlernt hat, dass er ein grenzenloser Egoist sei, dem Kommunismus zuneige und von einem Gott nichts wissen wolle. Von seiner Vorliebe für die Judenschaft habe ihn seine Erfahrung in Berlin geheilt. Er hat es fertig gebracht, s. Zt. die von den Schwestern ihm zugesandten, von diesen sich abgesparten Notgroschen in allerhand Schnuckereien, meistens Chokolade, anzulegen, und ist gegen seinen Vater, den guten Pastor Julius Rothfuchs, von empörender Rücksichtslosigkeit gewesen. Seine Zukunft macht den Eltern begründete Sorge. Dass er sich nur nicht ebenso entwickelt wie der älteste Sohn des verstorbenen Sanitätsrates Kranold, der jetzt der Pressechef von Noske ist!

767 Das Ruhegehalt wird jetzt wöchentlich gezahlt, so dass die Beamten tatsächlich den Arbeitern gleichgestellt sind. Da die Überweisung an eine Bank nur Schaden einbringt, zumal an diese nur Papiermark gegeben wird, während der Beamte gesetzlich wenigstens einen Teil in Rentenmark erhält, so bleibt nichts anderes übrig, als sein Geld selbst abzuholen. Ich habe schon mehrere Male bei dieser Gelegenheit gegen drei Stunden in dichtem Gedränge stehen müssen, ehe ich meine Billionen empfang. Eine Billion = 1 Rentenmark. Der Staat legt es offenbar darauf an, jedes Fünkchen Zuneigung zu der jetzigen Regierung zu ersticken.

Die Suche nach einem Nachfolger Stresemanns hat über [Siegfried v.] Kardorff, [Heinrich Friedrich] Albert jetzt zu [Adam] Stegerwald geführt. Die Hilflosigkeit des Parlamentarismus wird immer offensichtlicher, die leibliche Not der Massen und die Unzufriedenheit größer. Nur Landwirte und Lebensmittelverkäufer kommen reell vorwärts, die Juden und Schieber schwimmen obenauf.

¹⁸ kein Adelstitel!

¹⁹ Karl Friedrich Max v. Müller, der berühmte letzte Kommandant des Kleinen Kreuzers SMS Emden, vor seinem Tode 1923 für die DNVP im braunschweigischen Landtag

Wie gut es einem tüchtigen Bäcker geht, dafür ist unsere verschlossene, treue, gutherzige Marie, verh. Wulkopf, in Hannover ein glänzendes Beispiel. Sie hat uns in diesen Tagen wieder eine Sendung wertvoller Lebensmittel geschickt! Zwei Brote, ein Topfkuchen, Plätzchen, zwei Pfund Margarine, verschiedene Wurstsorten - und von neuem gebeten, ihr die Freude nicht zu verkümmern durch eine Geldsendung unsererseits: Ihr Geschäft gehe nach wie vor sehr gut. Wir können dies verstehen, da ihr Mann sehr tüchtig in seinem Berufe und sie selbst eine überaus umsichtige, saubere und geschickte Frau ist. Solche Anhänglichkeit ist für uns, namentlich für die gute Anna, eine reine Freude. Ein Brot = 1-1,2 Billionen, 1 Pfund Margarine 1 Billion. - 29. November 1923

768 Hermann, stud. theol., und Carl Meyer, stud. jur., waren zu einer Tasse Thee (Kartoffelsalat und Sülze) am ersten Adventssonntage abends bei uns. U. a. erzählten sie von ihren eigenen hiesigen Verhältnissen; sie haben sich für den Winter keinen Heizvorrat gekauft und hoffen so durchzukommen. Ihr Tagesaufenthalt wechselt in den Kollegien, Seminarien, Mensa, akademischer Lesehalle, Bibliothek: Überall ist geheizt! Und wenn sie zu Haus wieder sind, nehmen sie ihre Plätze auf dem Sofa und Stühlen ein, decken sich mit Betten gut zu und arbeiten so noch bis 12 bzw. 1 Uhr in der Nacht. In ihrem Hause - Bühlstr. 30 - wohnen etwa 10 Studenten, von denen ein Teil ebenso lebt, während die anderen, Agronomen und Korpsiers [Korpsstudenten], wüste Gesellen sind.

Von den theologischen Professoren ist, wie Hermann Meyer berichtete, Stange am unbeliebtesten, weil er sich um die Studenten am wenigsten kümmert. Gleich nach Stange folgt an Unbeliebtheit Mirbt, der für hochmütig und eingebildet gilt. Ich bestritt letzteres und hob seine guten Eigenschaften hervor.

Die Not unter den Studierenden ist groß, groß aber auch ihr Fleiß und die Hoffnung auf einen Umschwung der Verhältnisse und Abrechnung mit Frankreich. Dem Kabinett Marx wird keine lange Dauer in Aussicht gestellt.

Mir wird es allmählich klar, dass bei dem verunglückten Hitlerputsch in München die Römlinge die Hand im Spiel gehabt haben. Kahr, obwohl Protestant, ist Mitglied der Zentrumspartei. Er, v. Lossow und Seißer fielen entgegen ihrer vorherigen Zusage der Hitlerpartei in den Rücken, um im letzten Augenblick die Bewegung vom „Großdeutschen“ ins „Bayerische“ umzubiegen und statt der Hohenzollern die Wittelsbacher an die Spitze des Reiches zu bringen. Es ist jammervoll, dass gute Ansätze in Deutschland durch Deutsche erstickt werden und dass konfessionelle und dynastische Rücksichten dem Wohle der Nation vorangestellt werden. - 5. Dezember 1923

Prof. Schröder verglich heute den Rektor der Münchner Universität mit dem König im orientalischen Märchen, der in seinem Schlosse festgehalten, aufs beste gepflegt und ehrenvoll behandelt wird, aber gar nichts zu sagen hat, jedoch für alles verantwortlich ist. So schlimm seien die Verhältnisse freilich noch nicht wie in Wien. Dort wird alle Augenblicke die Universität aufgelöst, die Studenten haben in der Vorhalle besondere Plätze, die sie unbedingt einnehmen müssen; auf

dem einen stehen die Großdeutschen, auf dem anderen die Katholiken, auf dem dritten die Juden. Wehe dem, der sich zur falschen Gruppe begibt! Prügel warten seiner. Bei Festlichkeiten werden stets zur Feier des Tages vor der Rampe einige Juden verprügelt.

769 Die Diätenschlucker sind für eine Weile gerettet; das Ermächtigungsgesetz ist durchgegangen; der Dollar ist seit acht Tagen auf 4,2 Billionen stehen geblieben; die Preise der Lebensmittel sind gesunken. Wie lange wird die Herrlichkeit dauern? Ich traue dem Landfrieden nicht, ich prophezeite auch dem Kabinett Marx, das nur Stresemann in anderer Aufmachung ist, keine lange Dauer. Der hinkende Bote²⁰ wird wohl nachgekommen. - 11. Dezember 1923

Von zwei Seiten erhielten wir heute Kunde über die Verhältnisse an der Ilfelder Schule. Frau Rasch berichtete über die Förderung der Musik durch den neuen Direktor, der mit seiner Frau höchst anregend in diesem Sinne wirke und Sympathie auslöse. - Werners-Weende ließen sich über die höchst mangelhafte Verpflegung der Alumnen aus. Aus einem Briefe ihres Sohnes teilten sie uns eine Diebstahlsangelegenheit mit. Der gefasste Übeltäter, ein Unterprimaner, sei zwar aus dem Alumnat entfernt, stünde aber unter dem Schutze des Direktors und eines diesem nahe stehenden Oberlehrers und besuchte nach wie vor den Unterricht. Das Kollegium stehe in der Mehrzahl dem sozialdemokratischen Direktor sehr reserviert gegenüber. Jener Dieb habe dem Direktor auch verraten, dass ältere Schüler im Geheimen Mitglieder der verbotenen völkischen Organisation „Wehrwolf“²¹ seien. Auch unter den Schülern herrsche Zwiespalt; die jüngeren ständen im Banne des Direktors, die älteren seien völkisch eingestellt.

Als ich abends im Vortrag „Ehrenberg“²² vor Brandi zu sitzen kam, redete dieser mich auch über Ilfeld an, dass dort so große Verpflegungsnot herrschten und dass er angegangen sei zu helfen. Er bezweifelte, dass die Klosterkammer zur Abhilfe gezwungen werden könnte. - 12. Dezember 1923

Ein aus dem Rheinland Vertriebener brachte für unsere Studentin, Frl. Hemme aus Kirn, Paket, Geld und Briefe, seines Zeichens Lokomotivführer. In der Unterhaltung erwies er sich als guter Patriot, wollte aber von den Hohenzollern nichts wissen: Sie hätten im Augenblick der wichtigsten Entscheidung, Vater wie Sohn, ihre Plätze im Stich gelassen, statt sich mutig zu wehren, selbst auf die Gefahr des Todes. Wenn die Sozi beiden Desertion vorwürfen, so könnte man nichts erwidern. Dass sie aber dem Prinzen Max von Baden Gehör geschenkt, sei doch ihr eigener Entschluss gewesen; sie hätten protestieren müssen. So denken immer mehr Leute im Volke. - 15. Dezember 1923

770 Der vorzügliche Aufsatz von [Axel v.] Freytagh-Loringhoven, der kürzlich in „Deutschlands Erneuerung“ abgedruckt war, unter dem Titel „Deut-

²⁰ sprichw. „der später kommt und die verlässlichere Nachricht bringt“

²¹ paramilitärischer Wehrverband, gegründet am 11. Januar 1923, dem Tage der französischen Besetzung des Ruhrgebiets, 1933 in die SA eingegliedert

²² der Naturforscher Christian Gottfried Ehrenberg?

scher Aufbau“, ist von der Presse bis jetzt totgeschwiegen. Gestern brachte die Deutsche Zeitung Auszüge. Nun kommt die Sache hoffentlich in Fluss. Die Loringhovenschen Vorschläge für eine neue Verfassung müssen bei einigem Nachdenken den Beifall jedes guten Deutschen finden. Denjenigen Parteien freilich, in denen die Juden das große Wort führen, werden sie sauer eingehen. Ich begreife, warum man diese durchschlagenden Gedanken der Masse vorenthält und jede Erörterung zu vermeiden sucht. - 18. Dezember 1923

Das Jahr geht zu Ende, ohne den erhofften Ansatz zur Aufwärtsbewegung gebracht zu haben; man müsste denn den Stillstand in der Valutabewegung als solchen bezeichnen. Der Hitlerputsch und die Stellung Kahrs nebst seinem Anhang dazu bleibt nach wie vor im Dunkeln, nur dass das Zünglein an der Waage nach Hitler hin ausschlägt. Ludendorffs Äußerungen belasten da v. Lossow sehr. Ersterer und Hitler befinden sich in Schutzhaft.

Otto Kiep schrieb mir in seinem Festgruß, dass die innenpolitische Krisis die Anzeichen von Besserung, die sich außenpolitisch und wirtschaftlich zeigten, zerstören werde, dass wir also die sich bietenden Gelegenheiten zum Aufstieg versäumen würden; alles die Folgen des unseligen deutschen Haders. Wenn doch jetzt im Westen die Erhebung gegen Frankreich einsetzte! Bei dem unermesslichen Schnee würden da die Tanks und die farbigen Truppen wenig helfen. Wir hätten Frankreich allein gegenüber, weil Polen von Russland in Schach gehalten und Tschechoslowakien sich besinnen würde mitzumachen wegen des großen Prozentsatzes Deutscher in seiner Armee. Zu den jetzigen Lenkern des Reiches habe ich kein Vertrauen. Es sind sämtlich Vorsichtskommissarien und Kompromissleute: Deutschland bedarf willensstarker Regenten. - 27. Dezember 1923

Der viele Schnee seit dem 24. Dezember, die Beurlaubung unserer Frida, die Abwesenheit der übrigen Hausbewohner zwingt uns alte Leute, das Schneeschippen, das Fegen und Aschestreuen höchst eigenhändig zu besorgen. Da wir leidlich bei Kräften und gesund sind, so macht uns diese Arbeit, die wir ganz früh oder spät abends verrichten, sogar Spaß. Bei den Nachbarn scheint es ähnlich zu sein.

Geh. Medizinalrat Meyer erzählte mir, als ich ihn gestern mit seinem kleinen Handschlitten vom Bahnhofs zurückkehrend traf, wohin er das Gepäck seiner Tochter geschafft hatte, folgendes Gespräch:

Sein Gegenüber, Justizrat Koltze, schippt vor seinem Hause eifrig den Schnee weg. Meyer: „Nun? Schmeckt die Arbeit? Sie könnten, da Sie es so gut machen, auch vor meinem Hause fegen.“ – „Gern, wenn ich eine gute Zigarre dafür kriegen.“ – „Die sollen Sie haben, auch noch einen Schnaps dazu.“ Lachend trennen sie sich. Anderen Tages fegt Koltze vor Meyers Hause. Oberbürgermeister Calsow geht vorüber und fragt: „Wie kommen Sie, Herr Justizrat, dazu, vor einem fremden Hause zu fegen?“ – „Ja, wissen Sie, Herr Oberbürgermeister, hier wird mehr bezahlt, als Sie den städtischen Schippern geben: ich erhalte für die Stunde 2,50 M, einen Schnaps und eine Zigarre.“ Lachend geht der Bürgermeister weiter. - Meyer hat das Gespräch vom Fenster aus gehört. Nachmittags sieht Koltze, dass ein Unbekannter den Weg von seiner Gassenpforte nach der Haustüre fegt. „Na-

nu? Wie kommen Sie dazu, dies zu tun? Wer sind Sie?“ – „Ich bin der Oberschipper Müller“, ruft der Vermummte, dreht sich zu Koltze und fügt hinzu: „Und ich wollte Ihnen die versprochene Zigarre bringen.“ Es war Medizinalrat Meyer. –

Solche Scherze spielen sich ab, und der Schneefall geht mit Pausen unentwegt weiter. In der Nacht vom 27. auf den 28. hatten wir -16° Réaumur. Alle Leitungen versagten am anderen Morgen, obwohl ich tags vorher beizeiten das Wasser abgestellt hatte. Wie wird es den vielen Verarmten gehen, die sich kein Heizmaterial kaufen können?

Göttingen, 1924

771 Selten bin ich in ein neues Jahr mit so geringen Erwartungen eingetreten wie diesmal. Macht das mein zunehmendes Alter, oder sind wirklich die Zeiten so überaus trübsinnig, oder wirkt beides zusammen? Ich muss mich aufrufen, um den Kopf hochzuhalten. Ich will es auch. - 1. Januar 1924

Der bald 80-jährige Geheimrat Max Lehmann war bei mir, um mir eine Kandidatin zu empfehlen. Im Gespräch teilte er mir mit, dass er endgültig die Vorlesungen aufgegeben habe. Als er in diesem Semester seine erste Vorlesung habe anfangen wollen, sei ein einziger Hörer anwesend gewesen; das sei bitter, jetzt schriftsteller er. - Im Herbst hat ihn der englische Minister Haldane¹ besucht, der von Zeit zu Zeit in Göttingen weilt, wo er studiert hat und eine alte Liebe von sich, ein Fräulein Schlote, aufzusuchen pflegt. Haldane hat ihm gesagt, dass die Abneigung gegen Deutschland jetzt in England in schnellem Schwinden begriffen sei. - Das glaube ich wohl, nachdem wir aufgehört haben, gefährliche Nebenbuhler zu sein.

Der beim Diebstahl gefasste Ilfelder Primaner, der, um sich halten zu können, dem roten Direktor² diejenigen Mitschüler verraten hat, die Mitglieder des verbotenen „Wehrwolfs“³ sind, ist ein Enkel des [Wirtschafts-]Auskunfteibegründers [Karl Franz] Wilhelm Schimmelpfeng und jetzt von der Schule entfernt, obgleich der Schulleiter und der ihm sinnesverwandte Simolik alles versucht haben, um ihm dies Schicksal zu ersparen. So erzählte gestern Dora Schimmelpfeng, die die Nachricht von Georg Werner, jetzt Untersekundaner in Ilfeld, erhalten hatte. - 11. Januar 1924

Der österreichische Gesandte am Vatican, der ultramontane Historiker [Ludwig] Pastor - Janssens Schüler, Verfasser des bedeutenden Werkes „Geschichte der Päpste“, über das neulich Professor A[rnold]. O. Meyer⁴ in der Gesellschaft eingehend berichtete - hat eine sehr geschickte Art, seine offiziellen Gesellschaften zur rechten Zeit abzuschließen, wie A. O. Meyer aus eigener Erfahrung kennenlernte. Nach dem opulenten Diner begeben sich die Gäste in ein mit Blumen und schönen Gemälden geschmückte Halle. Dort wird ihnen Kaffee und Zigarren gereicht. Wenn sie aber ihre Tassen niedersetzen oder die Zigarren ablegen wollen, bemerken sie, dass weder Tische noch Stühle in dem schönen Raum sind. So beeilen sie sich, die Tassen in die Hände der Diener zurückzugeben, und suchen das Weite. So setzt es Pastor durch, täglich acht Stunden an seinem Geschichtswerk zu arbei-

¹ Richard Burdon Haldane, 1. Viscount H. (1856-1928), bekannter Freund Deutschlands, hatte als Lord Chancellor 1912 vergeblich versucht, mit Wilhelm II. und Tirpitz ein Flottenabkommen auszuhandeln („Haldane-Mission“), musste 1915 unter dem Vorwurf der Deutschfreundlichkeit sein Amt niederlegen.

² der in §§774, 780, 788f immer wieder (natürlich in Zusammenhang mit Kritik) genannte Blankenburg

³ s. §769

⁴ Als es um die Berufung von Arnold O. Meyer von Kiel nach Göttingen ging, lautete ein Urteil über ihn: wissenschaftlich wenig hervorgetreten, aber als stramm rechtspolitisch bekannt (Hans Joachim Dahms, Göttingen)

ten, das er im 20. Lebensjahre begonnen hat in der Hoffnung, es bis zum 70. zu vollenden. A. O. Meyer meinte, dass Pastor - nach dem jetzt, wo er das 70. Jahr erreicht hat, noch zu erledigenden Reste - gut 80 Jahre alt werden müsse.

772 Nun jährt sich der Völkerrechtsbruch Frankreichs und Belgiens, den sie durch die Besetzung des Ruhrgebietes begingen. Die Zustände in der Pfalz, die sie ebenfalls vom Reiche lossprengen wollen mithilfe von Hochverrätern, werden täglich unerträglicher und haben bereits zur Volksrache gegen besonders schuldige Separatisten geführt. Wie sich das alles klären soll, liegt in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Ob wohl der Tag der Befreiung nahe ist? – 14. Januar 1924

Hans Scheidemann hat geschrieben, dass er im April nach Tientsin übersiedelt, wo er mit einem Freunde zusammen ein Hospital leiten wird, das auf Anregung der in Tientsin wohnenden Deutschen für Europäer gebaut wird. Die Chinesen beteiligen sich auch an der Gründung, mit der Bedingung, dass der von ihnen errichtete Teil der Anlage zur Aufnahme kranker Chinesen bestimmt sein soll. Hans erhält die chirurgisch-gynäkologische Abteilung, sein Teilhaber die Abteilung für innere Krankheiten.

Das war ein erhebend verlebter 18. Januar 1924 [Reichsgründungstag]. Möge er der Auftakt sein zu den Geschehnissen des angebrochenen Jahres! In der Aula protestierte nach der wissenschaftlichen Rede [Prof. Alfred] Kühns der Rektor Bertholet von neuem feierlich gegen Frankreichs Gewaltpolitik und schloss mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf das einzige, unteilbare Deutschland. Abends besuchte ich die von Brandi und Excellenz v. Gündel [Gundel?] in den Stadtpark berufene Versammlung, in der alle Parteien vertreten waren.

Der aus München gebürtige bayerische General v. Schodt [?] hielt eine tief eindringliche Rede über die Reichsgründung durch Bismarck, dessen Schöpfung durch unsere Schuld zertrümmert ist. Er ließ ihn aus seiner Gruft erstehen und ernste Worte an das heutige Geschlecht richten, das zwar im Donner der Schlachten die alte Tüchtigkeit bewies, aber jämmerlich versagte, als es galt durchzuhalten. Deutsche wurden wieder durch Deutsche besiegt. Er sprach vom Unitarismus und Föderalismus, von der unseligen Zersplitterung in unzählige Parteien und forderte zur Einigkeit und zur Rückkehr zu Bismarcks Programm auf: Deutschland unter Preußens Leitung mit weitgehendster Rücksichtnahme auf seine Stammeigentümlichkeiten.

Brandis Einleitung und Schlussworte zündeten: Wir sind alle Soldaten, wir wollen alle ein freies, ungeteiltes Vaterland, wir werden wieder unter den Märschen, die die Reichswehrkapelle spielte, zum Freiheitskampfe ausrücken! Aber bis dahin stille Entschlossenheit, unausgesetzte Arbeit an uns und für das Vaterland, zuverlässige und jede Mutlosigkeit ausschaltende Gesinnung, auf dass, wenn der entscheidende Tag anbricht, jeder auf seinem Platze sei. Mit dem niederländischen Dankgebet schloss die Feier: „Herr, mach uns frei!“

Die Nationalsozialisten stimmten beim Verlassen des Saales ein Hoch auf v.⁵ Lüdendorff und Hitler sowie das Hitlerlied⁶ an. Als die Versammlung dem Hoch zustimmte, setzte die Militärkapelle mit einem Marsch ein, so dass dieser Punkt unerledigt blieb. Die Versammlung löste sich in starker Bewegung auf.

773 Der „Stahlhelm“, dem Otto [Scheidemann] im Mansfeldischen mit großem Erfolg mit vorsteht, beginnt auch hier Anhänger zu finden. Er steht mit dem „Jungdeutschen Orden“ in enger Verbindung; Ersterer enthält die alten Frontsoldaten, letzterer die junge Generation. Betäubend zwar ist für mich, von Major Boden zu hören, dass unter der jetzigen Studentengeneration so wenige seien, die militärische Ausbildung wünschten: Alle seien eifrig bei der Arbeit, möglichst bald das Studium zu erledigen, hielten sich aber fern von politischer Betätigung. Hat Boden wohl recht beobachtet? Er meint, dass am 18. in der Brandt'schen Versammlung höchstens 100 Studenten gewesen seien.

Ich wies darauf hin, dass tags vorher der Hochschulring Deutscher Art eine stark besuchte studentische Feier veranstaltet habe, und las ihm auch die herrliche Ansprache des Pastors Paul Maßler von der St. Johannis-Kirche in Berlin vor, die er beim Reichskommerse der Deutschen Sängerschaft in Berlin gehalten hat und die in der Deutschen Zeitung Nr. 29 vom 18. Januar 1924 abgedruckt war. Boden war auch von dieser Rede angetan, wollte aber von seiner Ansicht nicht abgehen. Gerade 15 Studenten nur habe er an sich gezogen, die er wöchentlich einmal instruiere, damit sie im Notfalle als Unteroffiziere verwendet werden könnten. Der „Stahlhelm“ vereinige etwa 4 Millionen Männer, die bei einer Erhebung schon etwas bedeuteten.

Es braut sich etwas zusammen. Lenin ist tot und die Ratlosigkeit in Russland groß, wer Nachfolger des roten Zaren sein soll. Fällt dort der Bolschewismus und treten bei uns die Rechtsparteien an die Spitze, dann ist die Möglichkeit eines Zusammengehens gegeben, dann ist es mit Polens Herrlichkeit vorbei. Und Frankreich? Der englische Generalkonsul Clive hat die empörende Zustände in der Pfalz geprüft und verlangt Abberufung des Generals de Metz, Ausweisung des Separatistengesindels, Entfernung der französischen [Be]Schützer derselben. In England ist [Ramsay] MacDonald, der Führer der Arbeiterpartei, an die Spitze gelangt; er hat von Anfang an die Ruhrgebietsbesetzung verurteilt. Was nun? Im roten Sachsen und Thüringen ist die Herrschaft der Roten in unaufhaltsamem [Ab]-Gleiten begriffen.

Neuwahlen zum deutschen Reichstag lassen sich nicht mehr umgehen. Volksentscheid über die Besetzung der Präsidentenstelle, vielleicht auch über die Stellung der Juden, kann nicht vermieden werden. Neue Staatengruppierungen sind im Entstehen. Der Groll in Deutschland wächst zusehends. Vielleicht bringt 1924 die im vergangenen Jahre ausgebliebene Entscheidung über Deutschlands nächste Zukunft. - 25. Januar 1924

⁵ sic, s. §766

⁶ wohl das „Sturmlied“ bzw. „Deutschland erwache“ vom 1. Reichsparteitag am 27. 1. 1923, Text (teilweise) von Dietrich Eckart

774 „Gott erhalte uns Poincaré!“, war der Schluss des temperamentvollen Vortrages, den Prof. Kahrstedt am 27. (Kaisers Geburtstag), in der Versammlung der Göttinger Deutschnationalen hielt. Stürzt Poicaré, dann dringt MacDonald, das Haupt der Labour Party in England, mit seinen pazifistischen Ideen durch - er müsste sich denn ganz ändern; dann wird die deutsche Schuld von 150 auf 15 Milliarden herabgesetzt, und da wir diese auch nicht zahlen können, der deutsche böse Wille und Starrsinn vor aller Welt festgestellt, die alte Entente steht fester denn je da, und unsere Befreiung ist in weite Ferne gerückt.

Augenblicklich hat England eine neue Einkreisung Frankreichs vollendet, seine Luft- und Seeflotte ist fertig; in England werden bereits Versicherungen gegen einen neuen drohenden Krieg öffentlich abgeschlossen. Also der Tanz kann losgehen - wenn nicht vorher Poicarés Sturz oder MacDonald-Pazifismus das ganze schöne Gebäude [Stanley] Baldwins⁷ zum Einsturz bringen.

Am Sonntag, dem 2. Februar 1924, ist Hermann Lattmann in Ifeld seinem Wunsche entsprechend beigesetzt wurden. Die Klosterschule und der Kriegerverein gaben das Geleit. Seine Frau Käte, geborene Börner, und der einzige überlebende Sohn Julius wohnten der Beerdigung bei und hatten durch des Direktors Blankenburg Entgegenkommen im Kloster Unterkunft gefunden. Konsistorialrat Cohrs hatte die Parentation. Die Rede wird ihm nicht leicht geworden seien, da er seinerzeit den Weggang Lattmanns von Ifeld miterlebt hat. Wenn einer, so hätte Lattmann Grund gehabt, sich in aller Stille begraben zu lassen; aber wenn er einen noch so bedenklichen Lebensabschnitt hinter sich hatte, so galt dieser bei ihm für abgeschlossen, und er bildete sich ein, dass der Abschnitt damit auch aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen getilgt sei. Ganz normal ist der Verstorbene wohl nie gewesen. Schließlich brach er seelisch zusammen und wurde nach mehrjährigem Krankenlager auf seinen Wunsch mit Auto in die Nervenheilanstalt Hildesheim überführt, wo er am dritten Tage nach seiner Einlieferung gestorben ist.

Sein Bruder Wilhelm war nicht zur Beerdigung gekommen, auch keiner von dessen fünf Söhnen. Sein Sohn Julius, der uns mit seiner Mutter nach der Rückkehr von Ifeld einen Besuch abstattete, ist zu einem stattlichen, sympathischen Jünglinge herangewachsen. Er erinnert in seinem Wesen an den Vater Lattmann, den einstigen Clausthaler Direktor, und ist von Beruf Landwirt. Hermann Lattmann hat die großen Hoffnungen nicht erfüllt, die einst sein Vater auf ihn gesetzt hatte. Die Eitelkeit und ein starker Zug zur Sinnlichkeit haben ihn zu Grunde gerichtet.

775 Prof. Binder⁸ schloss seinen Vortrag über Luthers Verhältnis zum Staat, den er am 6. Februar hielt, mit einem warmherzigen Appell an die studentische Jugend. Nur der Kampf kann uns unseren Staat und die Freiheit wiedergeben, Luther war ein Kämpfer und alles andere als ein mattherziger Pacifist.

⁷ britischer Premierminister von 1923, mit Unterbrechungen, bis 1937. – Das „schöne Gebäude“ Baldwins bezieht sich wohl auf die besagte „Einkreisung Frankreichs“.

⁸ der Rechtsphilosoph Julius Binder?

Woodrow Wilson ist bald nach Lenin in die Gruft gesunken. Beiden weint das deutsche Volk keine Träne nach: Ersterer war ein Heuchler und ein williges Werkzeug der Weltplutokratie, des Judentums, letzterer ein blutdurstiger, zielbewusster Gewaltherrscher. Vielleicht gelangt jetzt die Wahrheit über die Schuld des Weltkrieges in Amerika zum Siege, vielleicht bereitet sich der Sturz der jüdischen Sowjetherrschaft in Russland vor, vielleicht tragen beide Ereignisse dazu bei, uns in unserer Not zu helfen.

Die Rechtsparteien, namentlich die völkische Bewegung, sind in siegreichem Fortschreiten begriffen. Beweis: Die Wahl in Thüringen und Lübeck, der Stahlhelm findet immer neue Anhänger, und Reden, wie sie der Hauptmann Schmidt in Hannover am 10. Februar vor 10.000 Frontsoldaten hielt, finden einen begeisterten Widerhall. Vielleicht erlebe ich doch noch den Tag der Vergeltung.

Nachträglich erfahre ich, dass Lattmann, als er noch gute Überlegenheit besaß, die Anordnungen für seine Beisetzung bis ins Einzelste getroffen hat. Darunter befand sich auch ein 90 Seiten starker selbst verfasster Nekrolog, zum Vorlesen für die Ilfelder Schüler bestimmt, und ein Schriftstück an Konsistorialrat Cohrs, der die Parentation hatte. Letzterer hat alle Einzelheiten von Lattmanns Weggang von Ilfeld erlebt und es daher mit der Leichenrede gewiss nicht leicht gehabt. Und mit dem ausführlichen Nekrolog werden die Alumen schwerlich beschwert werden.

776 Hans Scheidemanns Entlobung beschäftigt uns sehr, und wir denken seiner in aufrichtiger Teilnahme und rechter Betrübnis. Auch Fritz wird sich viel Gedanken machen, dass er Gustel Brücher doch nicht richtig beurteilt und die Verlobung so sehr begünstigt habe. Aber wie leicht täuscht man sich in der Menschenerkenntnis! Jeder hat doch das Beste gewollt. Damit muss man sich beruhigen. Ein Glück ist es nur, dass Gustels hochgradige Hysterie noch kurz vor der Heirat die Auflösung der Verlobung herbeiführte. Eine hysterische Frau kann dem Manne das Leben zur Hölle machen. Ein Ende mit Schrecken ist immer besser als ein Schrecken ohne Ende. Ich hoffe, dass Hans nach Überwindung des ersten Schmerzes bei ruhiger Überlegung das frühere Gleichgewicht wieder findet, und werde ihm in diesem Sinne bald schreiben.

Prof. A. O. Meyer führte in einem trefflichen und von A bis Z fesselnden Vortrage die Unterschiede zwischen Luthertum und Calvinismus am 15. Februar im Auditorium Maximum aus. Vieles erscheint mir nun nach seiner Beleuchtung verständlicher: Englands Weltherrschaft, ein Ausfluss der angenommenen Calvinischen Prädestinationslehre; Deutschlands Innerlichkeit und Oberstellung im Reiche des Geistes. Religio gloriae, religio crucis⁹.

⁹ „Religion der Herrlichkeit (Gottes), Religion des Kreuzes“, eigentlich theologia gloriae, theologia crucis, und zwar als Gegensatzpaar: Luther hatte seine „Theologie des Kreuzes“ als Theologie der Sündenerkenntnis (Voraussetzung für die Erlösung durch Gottes Gnade) der (von ihm so gesehenen) spekulativen Leere der mittelalterlichen theologia gloriae entgegengestellt. Soll hier die religio gloriae diejenige Englands, die religio crucis diejenige Deutschlands sein?

777 Erich beurteilt Reden, wie sie Hauptmann Schmidt jüngst in Hannover hielt, als noch nicht zeitgemäß. Unsere Rüstungen seien noch nicht so weit, der Zwist zwischen Frankreich und England noch nicht weit genug fortgeschritten, um solche Brandfackeln in die Massen zu schleudern. Der Kapp-Putsch, die Vorgänge in Küstrin¹⁰ und in München gehörten in dasselbe Gebiet. Abwarten und im gegebenen Augenblick zuschlagen! Den Deutschnationalen machte er den Vorwurf des Stimmenfanges: Man kann leicht den Beamten höhere Gehälter versprechen, wenn man sich keine Gedanken darüber macht, woher man das Geld nimmt. Man kann leicht die Fortzahlung der Reparationsgelder einstellen, wenn man das besetzte Gebiet der Rache der Franzosen und Belgier ausliefert. Ich [dagegen] sollte meinen, dass die Deutschnationalen auch die Folgen erwägen, die mit ihren Forderungen verbunden sind.

Kahr und Lossow sind zurückgetreten. Das ist das Tagesereignis. Die Separatisten haben die Pfalz geräumt, und ein bayerischer Edelman hat in einem offenen Briefe dem schurkischen Feigling und Erzlügner, General de Metz, gründlich die Wahrheit gesagt. Diese ist jetzt überhaupt auf dem Marsche, wie der Rückgang der Sozialdemokratie aller Orten beweist. Nach Thüringen und Lübeck hat Mecklenburg das rote Joch abgeschüttelt. In Pommern rühren sich die Bauern. Wird die Rechtsbewegung Erfolg haben? Ist Kahr-Lossows Rücktritt ein Erfolg Stresemanns? Wird England, d. h. MacDonald, bei der Stange bleiben oder fortfahren, sich auf Kosten Deutschlands mit Frankreich zu verständigen? Fragen auf Fragen. Wird 1924 Aufstieg bringen?

Im Prozess Hitler-Ludendorff und G[öring]. sagen die Angeklagten alles andere als Günstiges für Kahr aus, den Mann mit den offenen Hintertüren; sie bekennen sich offen zu dem Versuch, die jetzige durch einen Schurkenstreich zur Macht gelangte Regierung zu stürzen. Und das Ergebnis? Die Reden der Angeklagten werden in ganz Deutschland aufpeitschend wirken und sind darum den Juden und Judengenossen, aber auch den rechten Zentrumsleuten im Grund der Seele verhasst. „Vorwärts“, „Berliner Tageblatt“, „Vossische“, aber auch die „Germania“ überbieten sich in Schmähungen und stellen Hitler als Phrasenmacher, Ludendorff als politischen Trottel hin. In Frankreich wankt der Boden unter Poincarés Füßen, in England geht MacDonald noch äußerlich mit Frankreich, aber wohl kaum innerlich. Seit Jahren warten die Deutschen auf den offenen Zusammenstoß der einstigen Alliierten. Kommen wird er, aber wann? Stresemann erfüllt unentwegt, um die Franzosen hinzuhalten, England musste allgemach bereit sein. Vielleicht wartet es noch auf den Zusammenbruch der Sowjetmacht in Russland, der jetzt endlich im Anzuge zu sein scheint. - 3. März 1924

778 Neulich war Otto Scheidemann ein Stündchen bei uns. Er muss nun, wie er sagte, wieder von Neuem aufbauen, da das Vorwärtsgebrachte bei der üblen Lage der Landwirtschaft zerronnen sei. „Die Scheuern und Böden liegen voll von Frucht; wenn ich aber verkaufe, erhalte ich noch nicht [einmal] die auf die Ernte angewandten Kosten.“ Die Prophezeiung eines Börsianer aus vorigem Jahre

¹⁰ Putsch der Schwarzen Reichswehr in Küstrin unter Major Buchrucker am 1. Oktober 1923

ist eingetroffen: „Ihr Landwirte kommt mit der Pleite auch noch an die Reihe.“ Wer weiß, ob nicht der Rentenmark ein ähnliches Schicksal beschieden ist wie der alten Reichsmark! Jetzt fällt der Franken [Franc] rapide, während bei uns die Valuta still steht und hoch ist, nachdem die geräuschlose Enteignung hinter uns liegt. Ohne die Lösung der Frage der inneren Politik, d. h. Ausstoßung des Internationalismus, der Sozialdemokratie mit ihrem Marxismus, Pazifismus etc. ist Gesundung nicht möglich.

Die Gemeindewahlen zeigen allenthalben einen rapiden Abfall von der Sozialdemokratie, so dass wir von den Rechtsparteien einer Neuwahl getrost entgegensehen können. Die Deutsche Volkspartei wird wohl auch viele Anhänger verlieren, nachdem aus ihrer eigenen Mitte Widerspruch gegen Stresemanns Politik immer lauter und deutlicher wird. MacDonald und Poincaré machen Versuche, die Entente wieder zusammenzukitteln. Einer von beiden wird dabei wohl den Hals brechen. Im Hitler-Prozess sind jetzt Kahr-Lossow-Seißer an der Zeugenaussage. Alle Welt ist gespannt, was herauskommt.

Es ist empörend, dass diese drei Männer, wie sie selbst gestehen, mit Hitler-Ludendorff Komödie gespielt haben, als sie die von ihnen unterstützte Bewegung nicht mehr meistern zu können geglaubt haben. Vielleicht sind doch im letzten Augenblicke ultramontane jesuitische Machenschaften am Werke gewesen. Ludendorff ist den waschechten Ultramontanen jedenfalls ein Dorn im Auge.

779 Der Reichstag ist endlich zu seinen Vätern versammelt, das durch die sozialistische Mehrheit schlechtestes Parlament, das es wohl bisher gegeben hat. Am 4. Mai 1924 sollen Neuwahlen sein. Das in 20 Parteien und Parteichen gesplattete deutsche Volk soll seine Meinung zum Ausdruck bringen. Der Zug nach rechts wird sich wohl bemerkbar machen; ob es aber viel helfen wird, erscheint fraglich. Nur eine mächtige, mit diktatorischer Gewalt ausgestattete Persönlichkeit kann uns hochbringen. Die Linksparteien stellen Ludendorff als Verbrecher hin: Nur allgemeine Abrüstung und Völkerbund könne uns retten.

Der verschmitzteste Jude könnte die Mitglieder der Prüfungsämter und die Kandidaten nicht besser ausbeuten, als es die jetzige republikanische Regierung tut. Wenn ein Kandidat mit seiner Prüfung noch nicht zu Ende war, muss er vom 1. Januar bis 31. März die ursprünglich eingezahlte Summe auf 30 bzw. 36 Goldmark aufwerten, falls er das Prüfungszeugnis haben wollte, und vom 1. Februar ab gar auf 50 Goldmark. Viele arme Teufel geraten in die größte Verlegenheit. Dem Herrn Minister dagegen fällt es nicht ein, die Mitglieder des Amtes für die unbezahlte Arbeit zu entschädigen, die sie im abgelaufenen Etatsjahre geleistet haben. Vom 1. Mai ab sind 80 M zu zahlen bzw. aufzuwerten.

Die Wahlversammlungen lösen sich ab; ca. 26 Parteien werben um das deutsche Volk. Poincarés Rücktritt fällt mitten in diese Bewegung. Ich muss es mir versagen, diese Versammlungen zu besuchen, weil abends in der Regel meine Gichtanfälle einsetzen. Nächsten Montag sollen die Urteile im Hitler-Prozess veröffentlicht werden. Alle Welt ist gespannt. - 28. März 1924

Gestern, als ich Emmchen von der Bahn abholte, traf Studienrat Fuhrmann mit demselben Zuge ein, um abends in der Arbeiter- und Mittelstandspartei einen Vortrag über die Wirtschaftsfrage zu halten. Er ging mit uns und trank bei uns Kaffee; seit 1916 hatte ich ihn nicht gesehen. Er war grau geworden, sah aber sehr wohl aus und war fein gekleidet, ohne aufzufallen. Er erzählte uns ausführlich von seinem und der Seinen Ergehen, von dem Leben im Goethegymnasium, von dem Direktor Ziegler und der Umstellung des Mannes zur Demokratie und endlich von seinen Erlebnissen mit Sozis und Kommunisten. Er ist noch der alte lebhaftere und fesselnde Unterhalter, nur noch fester in seinen Anschauungen und kampfeslustiger denn je. Vom K.W.G. war noch mancherlei zu berichten, insbesondere Prof. Döhlers schneller Tod vor etwa 14 Tagen und seine Einäscherung in Braunschweig. - 9. April 1924

780 Mein 51-jähriges Doktorjubiläum ist harmonisch dem gerecht geworden, was im vergangenen Jahre vergessen worden war. Statt „Muecke“ hatte in der Matrikel „Menke“ gestanden. Der vorjährige Dekan Misch und die diesjährigen Dekane Meinardus und Ludwig überreichten mir mit einer kurzen Ansprache Mischs die Erneuerung des Diploms. So gelangt meine Laufbahn nach allen Seiten hin zum Abschluss. Ich kann nur denken: verum gaudium res severa¹¹.

Am 13. April konnten Anna und ich, der Einladung des lieben Fritz folgend, die Konfirmationsfeier seiner zweiten Tochter Elisabeth in Ballenhausen mitbegehen. Es war ein erquickliches, harmonisches Familienfest. Die Konfirmation Elisabeths war in der Johanniskirche durch Superintendent Mirow und Pastor Ködderitz zwischen 9:30 und 12 Uhr vormittags vor sich gegangen. Wir beiden krüppeligen Leute, Anna und ich, waren zuhause geblieben und fuhren um 12:30 mit Großmutter Scheidemann und der Konfirmandin im Landauer nach Ballenhausen, die anderen in Autos.

In Ballenhausen waren wir 23 Personen an der festlich geschmückten Tafel und verlebten frohe Stunden in gewitterschwangerer Gegenwart, wie die Redenden alle zum Ausdruck brachten. Die erste [Rede hielt] Fritz, der in herzlichen und eindringlichen Worten seine Elisabeth beglückwünschte und uns mit dem Ausdruck des Dankes herzlich bewillkommnete, [dann folgte] die meinige, die die Freude und den Dank der Geladenen zum Ausdruck brachte und die Familie Scheidemann leben ließ, [schließlich die Rede] Ottos, der speziell sein Patenkind Elisabeth feierte. Mutter Rödiger mit sechs Töchtern, drei Schwiegersöhnen und sechs Enkeln war ein stolzer Anblick. Anna lernte sie [bei dieser Gelegenheit] zuerst kennen und fand großen Gefallen an ihr. Unter den Geladenen war Frau Spötter die Schweigsamste, Herr Gutknecht mit den beiden Zamoris und dem jungen Heye die Fidelsten; Fritz und Marianne mit den beiden Töchtern verstehen es ausgezeichnet, sich jedes Geladenen anzunehmen und alles behaglich zu gestalten. Es ist doch etwas Begnadetes, über so viel angeborne Güte zu verfügen und die Mittel zu haben, ihr Ausdruck zu geben.

¹¹ „wahre Freude ist eine ernste Sache“

Anna, Tante Elise Scheidemann und ich waren um 22:30 wieder in Göttingen, voll Dankes über das schöne Familienfest, das uns außerdem vorzüglich bekommen ist. Ich habe mich allerdings, durch meinen Ischias gemahnt, aufs äußerste beherrscht, so lockend die Tafelgenüsse und so schön die Weine und der Sekt auch waren. Zum Abendessen hatten sich übrigens auch Herr und Frau Werner aus Weende eingefunden. Er erzählte mir wieder manches aus Ilfeld, wo Direktor Blankenburg bemüht ist, demokratische Auffassungen an die Stelle der alten königstreuen und vaterländischen Gesinnung zu setzen. - 14. April 1924

781 Hildegard trug mir am Stillen Sonnabend [Ostersamstag] beim Abschied auf, Großmutter neben vielen Dankesgrüßen noch zu bestellen, dass sie den großen Sack mit guten Lehren, den ihr Großmutter in diesen Tagen gefüllt habe, wohl bewahren und benutzen werde. Anna freute sich über diese Bestellung und bemerkte, dass sie in diesen Tagen zum ersten Male mit Hildegard über ernstere Dinge und tiefer liegende Fragen gesprochen habe. Gefallen hat mir, dass Hilde die Sonntage bei uns viel schöner fand als die im Elternhause und dass sie bedauerte, dass Erich nicht mit Frau und Tochter zum Heiligen Abendmahl gegangen sei. Wir hatten beide von Hilde die besten Eindrücke. Möge ihr der Aufenthalt im Elisabethen-Haus keine Enttäuschungen und viel Segen bringen! Emmchen, die sie am 23. April 1924 hingeleitete, berichtete, dass Hilde wohl die zierlichste und kleinste unter allen den Mädchen gewesen sei, die sie dort gesehen habe. Alles hätte im Elisabethen-Hause einen günstigen Eindruck auf sie gemacht.

Erich hat wieder in alter anmutiger Weise mich durch Emmchen in Kontribution gesetzt [zur Kasse gebeten]. Nur nichts selbst sagen! Wenn aber Emmchen nichts erreichte, dann würde es heißen: „Siehst du, du liebst mich nicht, sonst würdest du die Eltern breitgeschlagen haben.“ Ich habe also Agnes nicht nur in Kost, sondern von jetzt ab auch das Schulgeld für sie zu zahlen. Erich hat fast die doppelte Einnahme, aber in diesem Jahre freilich besondere Ausgaben für Hildegard zu bestreiten. Als Emmchen bemerkte, Erich würde die Beträge zurückzahlen, entgegnete ich, so hätte es seit Anfang geheißt, ich hätte aber nie einen Heller zurück erhalten und darum die betreffenden Summen schließlich geschenkt. Erichs Hochzeitsgeschenk für seine Schwester Liese geht auch durch [Ver-]Schiebung aus unserer Tasche. Wie würde er aufbrausen, wenn solche Ansinnen an ihn gestellt würden! Ich schweige, um Emmchen keine Ungelegenheiten zu bereiten.

782 Erst ist Stinnes durch Krankheit, jetzt Helfferich durch einen entsetzlichen Tod hinweggerafft, beide auf der Höhe ihres Schaffens. Armes Vaterland! Wieviele Hoffnungen sind mit diesen beiden Männern ins Grab gesunken! Frankreich rüstet und sucht uns einzukreisen durch Abschließung von Bündnissen; es folgt darin Englands Beispiele. Letzterem sind allerdings z. Zt. durch MacDonald Frankreich gegenüber die Hände gebunden, aber MacDonalds Herrlichkeit wird nicht lange dauern. Ein neuer Weltkrieg scheint vor der Tür zu stehen, die Zeit des halben Friedens vorbei zu sein. - 26. April 1924

Von Ilfeld wird mancherlei berichtet. Der Direktor spricht es gerade heraus, dass er den Schülern demokratische Gesinnung beibringen will und bedroht die Widerspänstigen. Die Versetzung ist sehr streng gewesen. Folge: Fenstereinwerfen beim Direktor. Der Sohn des Apothekers Degenhardt ist dabei gefasst. Verpflegung jetzt gut. [Prof.] Gebensleben pensioniert. Die alten Ilfelder sind mit den jetzigen Verhältnissen gar nicht zufrieden.

Der Abbau [Direktor] Schreibers [vom Göttinger Gymnasium] scheint doch auf Einwirkung hiesiger Professoren zurückzugehen. Schreiber hat ihnen gegenüber nicht Rückgrat genug gehabt. Vor einigen Jahren ist dem durchgefallenen Sohne Brandis nachträglich das Reifezeugnis verliehen, jetzt ist dasselbe bei dem Sohne des jüdischen jur. Prof. Hadscheck [?] geschehen. Und das sind nicht die einzigen Fälle. Schreibers Lauterkeit und Güte wird von niemandem in Zweifel gezogen.

Heute ist der 4. Mai 1924, der große Wahltag, hoffentlich auch der große Zahltag für die Nutznießer der verbrecherischen Revolution von 1918. Flugblätter und Plakate redeten auf den deutschen Bürger ein, und selbst die Regierung trat aus der ihr zustehenden Zurückhaltung und behauptete in ihrem Wahlauf Ruf, dass ein Sieg der Rechtsparteien noch in diesem Jahre den Krieg mit Frankreich bringen würde, zu dem uns alle Widerstandsmittel fehlen.

Unter den Flugblättern war auch ein weinerliches jüdisches, das die deutschen Frauen zu bewegen sucht, nicht gegen die Juden zu stimmen. Von den Plakaten erzeugte eines besonderen Zorn der Roten, die es überall wieder abreißen. Ein riesiges Kamel war dargestellt: „Ich wähle Rot.“ Edward Schröder sagte mir gestern: „Die verdammte Wahl bringt selbst in die Familien Uneinigkeit; ich bin deutschnational, meine Frau natürlich völkisch. Wenn ich zum Wahlfonds der Deutschnationalen 10 M stifte, zahlt meine Frau natürlich [!] 12 M für die Völkischen.“

783 Die Sitzung der Brandischen Historischen Gesellschaft vom 8. Mai brachte eine ganz neue Darstellung der Wahl Karls V. im Jahr 1519, die uns Prof. A. O. Meyer mitteilte. Kalkhoff-Breslau, sein alter Lehrer, hat nachgewiesen, dass das Kurfürstenkollegium, nachdem die französische Bewerbung abgetan war, einstimmig Friedrich den Weisen von Sachsen, Luthers Protektor, zum Kaiser als Friedrich IV. gewählt hat, um die von der spanisch-habsburgischen Soldateska und den Säckingenschen Anhängern Karls V. angedrohte Ermordung der Kurfürsten zu verhindern. Anderntags wurde der Spanier Karl V. gewählt. Er ist also ein imperator intrusus [aufgezwungener]. Weil der Umschlag der Kurfürsten für diese zu beschämend war, ist der Vorgang totgeschwiegen. Brandi und Willrich waren in der Sitzung nicht zugegen, weil sie in der Deutsch-hannoverschen Wahlversammlung im Stadtpark reden wollten. Die Vorbesprechungen für den historischen Kongress in Göttingen in der Zeit vom 6. – 9. Juli wurden auch erledigt.

Am 10. und 11. Mai 1924 merkte man nichts von Deutschlands Verelendung in Göttingen. Da fand ein Autowettrennen um den Hainberg statt, zu dem sich mehr als 150 Fahrzeuge eingefunden hatten. Ihre Besitzer beständen, so hat ein Mit-

glied des Magistrats gesagt, wohl zu 90% aus Schiebern, die der Krieg reich gemacht hat. Das Rennen hat manchem Geschäftsmann hier ein gutes Sümmchen eingebracht; aber auch an Unglücksfällen hat es nicht gefehlt. Eine ganze Anzahl schöner Preise waren gestiftet, die Stadt in den betreffenden Straßen aufs schönste geschmückt mit tannenzweigumwundenen Masten und sehr vielen Fahnen, unter letzteren nur wenige versteckte schwarz-rot-goldene Fähnchen. In der Hauptsache leuchtete Schwarzweißrot, daneben schwarz-weiße, schwarz-gelbe (Stadt), gelb-weiße (Provinz). An der Weendertor-Ehrenpforte prangte der alte Reichsadler mit der Kaiserkrone und dem preußischen Wappen auf der Brust. Nachmittags Blumenkorso, abends Feuerwerk. Ja, man weiß zu leben. Wie es wohl in Halle zugegangen sein mag, wo der „Deutsche Tag“ tausende von Teilnehmern zusammengeführt hat! Alle Schafseer¹² sind in Halle gewesen, Otto als Führer seiner Stahlhelmgruppe.

784 Die französischen Wahlen sind so ausgegangen, dass Poincaré am 1. Juli ausscheiden muss, Henri Herriot [wird] als sein Nachfolger genannt. Für Deutschland wird es wohl gleichgültig sein, wer an Frankreichs Spitze steht. Man wird weiter aus uns herauszupressen suchen, was möglich ist. Alles kommt darauf an, ob wir es uns geduldig gefallen lassen. Der „Deutsche Tag“ in Halle vom vorigen Sonntag lässt hoffen. - 15. Mai 1924

Die Vorentscheidung über die beantragte Selbständigkeit Hannovers ist gegen die Welfen ausgefallen. Ob sie sich nun wohl begeben [fügen] werden? Ein Deutschhannoversches Blatt forderte vernünftigerweise, dass man sich nun auf den Boden der Tatsachen stelle: *volenti non fit iniuria*¹³, aber nicht alle denken so. - Wird die Deutschnationale Partei zur Regierung gelangen? - 22. Mai 1924

Die Schwierigkeiten, die der Bildung eines neuen Reichsministeriums entgegen-treten, werden immer größer. Die Deutschnationalen wollen mit der Erfüllungspolitik Schluss machen. Der Parlamentarismus ist unfähig, in das Haus Ordnung zu bringen. - 2. Juni 1924

Die Pfingsttage haben wir schön und ungetrübt bei den lieben Norheimern ver- lebt; nur der arme Fritz bleibt Gegenstand fortdauernder Sorge. Er wird immer schwerer, da ihm das Essen schmeckt und die Bewegung mangelt; seine Unbe- holfenheit nimmt zu. Was soll aus dem lieben Jungen werden? Wenn sich nur Emmchen mit dem Heben nicht Schaden zuzieht! Von Hildegard waren gute Nachrichten eingelaufen. Agnes machte sich nützlich und spielte dabei doch al- lerbüßigst mit ihren Puppen, unterstützt von Ilse Beckmann und der 11-jährigen [Marianne] Grote. Besonderes Vergnügen bereitete den Kindern die Neueinrich- tung des Gartenhauses.

Recht erholt kehrten wir nach Göttingen zurück; die Wohnungsfrage beschäftigt uns sehr. Die Quartiere, die wir uns ansahen, gefielen uns nicht, bis auf das in der

¹² die angeheiratete Scheidemann-Verwandtschaft in Schafsee

¹³ „dem, der es selbst so will, geschieht kein Unrecht“

Riemannstraße 15. Gleich nach dem Feste nahm Erich hier in Göttingen an der Philologentagung teil. Die Hauptversammlung in der Aula besuchte ich mit ihm zusammen. Der erste Vorsitzende, Oberstudiendirektor Boll, sprach eindringlich und überzeugend, ein Studienassessor mit vielen Übertreibungen, aber im Kern das Richtige treffend. - Draußen in der Welt gährt es unheimlich weiter. Es scheint fast, als ob die zweite Auflage des Weltkrieges im Anzuge und die Zeit des halben Friedens vorüber sei.

785 Nach dem Berichte Georg Werners, den ich seinerzeit nach Ilfeld empfahl, sind dort die sogenannten Parteien wieder einmal aufgehoben und halten sich nur verbotenerweise; der Briefwechsel mit den Alten Herren geht durch Handwerker des Fleckens. Alten Herren ist das Kloster verschlossen, wenn sie als Parteizugehörige bekannt sind. Die Aufhebung der Parteien hat diesen den Zuwachs neuer Mitglieder jetzt sehr eingeschränkt, obgleich die allgemeine Freiheit viel größer geworden ist als früher. Der Zusammenhalt aller Schüler hat sich gelockert. Der Direktor ging eigentlich nur in Begleitung eines Lehrers im Aluminate herum, er hätte unter den Schülern Spitzel, die ihm alles zutrügen. So weit mein Gewährsmann!

In der Versammlung der Freunde des Humanistischen Gymnasiums am 30. Juni 1924 sprach Brandi über den Ministerialerlass betreffend Neuordnung des höheren Schulwesens. Er fand nicht viel daran zu rühmen. Die Diskussionsredner verstärkten noch seine absprechende Kritik, namentlich Binder, Reitzenstein, Pohlenz, Pohl und andere; nur Prof. Schmalenbach trat für den Erlass ein. Auffallend war mir die Behauptung Pohls, dass die technische Unterlegenheit der Deutschen im Weltkriege viel zu unserer Niederlage beigetragen hätte.

786 Bewegte Tage liegen wieder einmal hinter uns. Unser Umzug zum 15. August 1924 in die Riemannstraße 15 war so weit eingeleitet, dass schon die Tapeten für drei Zimmer ausgesucht waren und der Kontrakt mit dem Möbeltransporteur nur noch meiner Unterschrift bedurfte. Da machte Anna bei unserer künftigen Wirtin einen Höflichkeitsbesuch und stellte in ihr eine solche Megäre – General Rüstow nannte sie ein „Biest“ - fest, dass ich schleunigst meine Unterschrift aus dem Umzugskontrakte zurückzog.

Dann kam die Historikertagung, über die Teubner-Leipzig einen ausführlichen Bericht drucken lassen wird. Die Tagung war gut besucht und hat gehalten, was man sich von ihr versprochen hatte, ja übertroffen. Brandi kann zufrieden sein. Die Vorträge waren überaus fesselnd und lehrreich, die Diskussion über die pädagogischen Fragen beleuchtete sie und förderte sie. Die Verfasser von Lehrbüchern erläuterten die von ihnen verfolgten Ziele. Den Abschluss bildeten die trefflichen Auseinandersetzungen [Darlegungen] von Wülker und Heinze.

Endlich traf die von Studienrat K. Kleinschmidt verfasste Broschüre: „Die Ilfelder Parteien“ ein. Ich halte diese Veröffentlichung für einen Missgriff. Die Zuspitzung der Verhältnisse in Ilfeld ist lediglich dem Umstand zuzuschreiben, dass man einen ganz demokratisch orientierten Direktor an die Spitze dieser monar-

chisch und national durchtränkten Schule gestellt hat. Eine gründliche Reinigung der Schule von ungeeigneten Lehrern und aufsässigen Zöglingen wird wohl nicht zu umgehen sei.

Zu unserer großen Freude weilte in diesen Tagen Erich bei uns, mit dem ich über die mich bewegenden Fragen in Gedankenaustausch treten konnte. Er besuchte am 18. Juli mit Emmchen zusammen die Händelsche Oper „Xerxes oder der verliebte König“; natürlich gefiel sie beiden; sie stellten aber doch die Opern der letzten Jahre - Rodelinde, Theophano, Julius Cäsar - höher. - 9. August 1924

787 Das Dawes-Gutachten und die entsetzlichen Taten des Hannoveraner Massenmörders Haarmann beschäftigen seit geraumer Zeit die Gemüter, beides Zeichen des deutschen Tiefstandes. Herr Gott im Himmel, sieh darein! Wann wird eine feste Hand die schleifenden Zügel unseres Staatswesens in die Hand nehmen? Wann wird die russische Sowjetherrlichkeit in Stücke gehen? Wann wird dem tollen Gebaren unserer Roten ein Ziel gesetzt werden?

Seitdem mir zu dem Kleinschmidtschen Bericht über die Ilfelder Parteien durch Otto Kiep auch noch das Wynekensche Pamphlet aus dem Berliner Tageblatt zugeschickt ist, geht mir meine Ilfelder Zeit im Kopf herum. Ich möchte sie in einer Besprechung zusammenfassen, scheue mich aber, nicht bloß als *laudator temporis acti* [Lobredner der Vergangenheit], sondern auch als *laudator mei temporis ac mei ipsius* [Lobredner meiner Zeit und meiner selbst] zu erscheinen. Jedenfalls ist die Benutzung der Quellen durch Kleinschmidt eine sehr einseitige gewesen; sein Bericht ist *ab irato* [von einem Zornigen] geschrieben und sucht in den früheren Zeiten nur die Schattenseiten, um die eigene Vortrefflichkeit in umso helleres Licht zu stellen; so kommt ein pharisäischer Unterton hinein. Wyneken ist der leibhaftige [Gottfried] Kellersche „gerechte Kammacher“, bei dem später das erotische Element durchschlägt.

Eine viertägige Harzreise liegt hinter mir. Freund Heynacher und Frau schrieben mir von Neustadt und Hohnstein, ich möchte doch hinkommen und die Erinnerung an unseren gemeinsamen Eintritt [Anfang] in Ilfeld mit ihnen gemeinsam begehen. Ich reiste am 12. August 1924 hin und habe schöne Tage verlebt, mit dem Freunde vergangener Zeiten gedacht und die Gegenwart besprochen. Er war mit mir einig, dass der Studienrat Kleinschmidt der Schule einen Bärenienst erwiesen habe, als er seinen Bericht mit Übereinstimmung des Kollegiums und Prov. Schulkollegiums veröffentlichte. Man hätte auch ohne diese Flucht in die Öffentlichkeit dem ausgearteten Parteiwesen zu Leibe gehen können. Nun hat sich auch Kleinschmidt selbst überzeugt, dass er viel wertvolles Material übersehen hat, dass er flüchtig gearbeitet hat, dass er einseitig gewesen ist.

Als ich mit Heynacher am 13. in Ilfeld etwa eine Stunde weilte, vermieden wir es beide, im Kloster vorzusprechen, weil die letzten Vorgänge noch zu frisch sind und wir durch unsere Beurteilung derselben nur unerquickliche Erörterungen hervorgerufen hätten. Wie ich zu der Sache stehe, habe ich in einem ausführlichen Briefe an Otto Kiep (Vortragenden Rat im Ministerium des Auswärtigen) ge-

schrieben und dem Pastor Heinz Rasch in Niedersachswerfen mündlich vorgetragen, damit er es an Kleinschmidt weitergebe.

Außer den Ifelder Angelegenheiten haben uns natürlich die Verhandlungen der Londoner Konferenz¹⁴ lebhaft beschäftigt. Soweit es der Wettergott erlaubte, haben wir außer Ifeld noch die Ebersburg, den Hohnstein, den Petersberg und die sons-tige Umgebung besucht.

788 Im Hotel Hohnstein zahlte ich als Pensionspreis fünf Mark und bekam dafür außer einer freundlichen, reinlichen Stube mit gutem Bett 1. Kaffee mit Schwarz- und Weißbrot, Butter, Fleisch, Marmelade, 2. Mittagessen: Suppe, Braten, Gemüse, Kartoffeln, Kompott, alles reichlich, nebst etwas süßem Pudding; 3. um 4-5 Uhr Kaffee, eine Tasse mit einem gestrichenen Weißbrötchen, 4. Abendessen: Suppe oder Milchreis oder Nudeln mit einer Platte kalten Aufschnitt, Butter und Brot. Mehr kann man bei heutigen Preisen wahrlich nicht verlangen. Das Essen war gut und reichlich, die Getränke und 10% für Bedienung beglich man außerdem [extra]. Die schöne Reise ist mir gut bekommen. Erich ist leider in dieser Zeit an Angina krank gewesen, und Anna hat Küchenweißen und Stubenstreichen überstanden. Ich freute mich, wieder bei meiner lieben Hausfrau zu sein. - 18. August 1924

Mit Pastor Saathoff, dem ich mein Ifelder Programm von 1900 mit der Abhandlung über alte Auricher und ostfriesische Schulverhältnisse brachte, sprach ich über das jüngst eingeweihte Kriegerdenkmal der 91er dem Gymnasium gegenüber. Anna und ich hatten vom Dach desselben der Feier beigewohnt. Saathoff ist mit der Idee des Künstlers nicht einverstanden: Ein nackter Körper eines Sterbenden passe nicht in unser Klima; auch fände sich keine Andeutung, dass der Sterbende ein Kriegsmann sei; endlich sei die Lage und Haltung nicht natürlich. Ich konnte ihm nur erwidern, dass mich das Denkmal ergreife, sooft ich es ansehe. Einzelne meinen, dass der nackte Sterbende das ausgeplünderte, in den letzten Zügen liegende deutsche Volk darstelle.

Auf einem Spaziergange besprach ich mit [Kirchenhistoriker] Prof. [Gottlieb Nathanael] Bonwetsch [Kirchenhistoriker], den ich zufällig traf, die Kleinschmidt'sche Schrift über die Ifelder Parteien, die dieser ihm bei einem Besuche zugestellt hatte. Bonwetsch urteilte darüber genau, wie ich es vor einigen Tagen in einem Antwortbriefe an [Direktor] Blankenburg ausgeführt habe. Leider behielt ich keine Abschrift des Schriftstücks. Er bezeichnete mit mir übereinstimmend Wyneken als einen der hochmütigsten Menschen, der ihm begegnet sei; er hatte ihn in der theologischen Prüfung kennen gelernt und schätzte seinen verstorbenen Vater, den Pastor von Edesheim. Ja, er äußerte, dass eine Sache, die Wyneken bekämpfe, schon dadurch in seinen Augen gewinne: Wyneken bekämpfe nur das Gute. Bonwetsch hat Kleinschmidt nicht verhehlt, dass er die Veröffentlichung dieser internen Schulangelegenheit missbillige und die Art und Weise, durch die man sich

¹⁴ Londoner Konferenz über Reparationsfragen, 1924, an der Deutschland erstmals als gleichberechtigtes Mitglied teilnahm. Sie führte zum Dawes-Plan.

Kenntnis von den Anschauungen der Schüler verschafft habe, als unfair bezeichnen müsse. Auf letzteren Punkt bin ich in meinem Schreiben an Blankenburg gar nicht eingegangen, um alles Beleidigende zu vermeiden. Ich setzte meinem Begleiter auch auseinander, dass ich die Berufung auf C[arl]. Peters und Börries v. Münchhausen ebenfalls für verfehlt hielte. - 28. August 1924

789 Mit Fritz Scheidemann besprach ich am 31. August 1924 die politische Lage. Er ist der Meinung, dass die Annahme des Dawes-Planes doch größeres Unglück von Deutschland abgewendet hätte und dass es von den Deutschnationalen klug gewesen sei, ihren Leuten bei der Abstimmung freie Hand zu lassen. Fritz sah jedoch die Möglichkeit gegeben, einen großen Bürgerblock zu bilden. Interim aliquid fit¹⁵. Kommt neuer Krieg, was bei der Gegnerschaft England-Frankreich ja jeden Tag eintreten könnte, so träten ja sofort neue Gruppierungen auf. Die Regierungserklärung gegen die Schuldlüge sei nicht bloß ein papierener Protest, sondern bilde die Unterlage zu neuer auswärtiger Politik.

Fritz hatte jüngst in Hannover unseren Freund Leverkühn gesprochen, den das Leben und Treiben in Amerika anwidert; nur money und business liegt den Leuten dort im Sinne, in Deutschland sei es doch viel besser. Leverkühn scheint sich einen Platz in der Auslandsdiplomatie gesichert zu haben und hofft, nicht allzu lange in Washington bleiben zu müssen. Z. Zt. hat er eine Zuneigung zu einer hübschen, geistvollen Jüdin gefasst. Fritz hat ihm dringend geraten, kein semitisches Blut in seine rein deutsche Familie zu bringen. - Er brachte mir auch Grüße von Georg von Meiningen, den er auf der letzten Regimentstagung seines Dragonerregiments in Lüneburg getroffen hatte. Carl Anton Seip hatte alles geleitet.

Am 5. September 1924 abends hielt Oberstleutnant v. Feldmann-Hannover, Landesverbandsvorsitzender der Deutschnationalen Partei, vor den hiesigen Mitgliedern einen lichtvollen, klaren, packenden Vortrag über die politische Lage. „Wir haben eine große Niederlage erlitten. Es ist demütigend, dass nach so vielen hohen Worten 48 Mitglieder der Partei umgefallen sind.“ Er hätte im ersten Augenblick daran gedacht, auf alle politische Beteiligung zu verzichten; aber man müsse durchhalten und darauf wirken, dass wenigstens in Preußen die Deutschnationale Partei ans Ruder komme, denn die Versprechungen der Deutschen Volkspartei und des Zentrums, die jene 48 umgestimmt hätten, würden nach früheren Erfahrungen nicht erfüllt werden. Severings Sturz sei für die Neuwahlen eine Parole, die ziehen werde. Den Jasagern wolle er ihre gute Absicht und ihren Patriotismus nicht bestreiten; sie seien aber für ihn als Abgeordnete erledigt. Er bat, nicht fahnenflüchtig zu werden, sondern an der alten Partei festzuhalten und tapfer weiterzukämpfen, und die Versammlung stimmte ihm zu.

790 Vom 12.-15. November 1924 in Northeim. Anna machte sich Sorge um Erich, dessen letzte Erkrankung an Angina Agnes in schwarzen Farben geschildert hatte. Zu meiner Freude fand ich ihn wiederhergestellt; nur haftete ihm noch etwas Schwäche an, so dass er bei unseren Spaziergängen gern die Winter-

¹⁵ etwa: „So geschieht inzwischen wenigstens etwas“

bänke zur Erholung brauchte. Er hatte die Absicht, für die Herbstferien noch einige Tage Urlaub zu erbitten, um sich richtig zu erholen. Hoffentlich findet er von Augsburg aus, wo er seine Schwester aufsuchen will, ein ihm zusagendes Ruhe- und Erholungsplätzchen.

Emmchen und Hildegard befanden sich wohl; letztere sah etwas blass aus, und Emmchen war abgetrieben von der Hausarbeit. Fritzchens Zustand hatte sich wieder etwas verschlimmert; ein schweres Buch zu halten macht ihm Mühe, den Teller weiterzureichen ist für ihn eine Aufgabe. Wie bald kann die Zeit kommen, dass er nicht mehr selbst zu essen imstande ist und gefüttert werden muss! Das Spielen mit Eisenbahn und Baukasten hat für ihn den Reiz verloren. Leider hat das Lesen in den vielen ihm zur Verfügung stehenden Büchern noch keine Anziehungskraft für ihn. Er ist aber stets freundlich und zufrieden, ohne Klage über seinen Zustand, in den er ja ganz allmählich hineingeglitten ist.

791 Nun liegt mein 75. Geburtstag auch schon hinter mir. Das Leben neigt sich stark abwärts. Meine Hände sind oft zittrig, die Sicherheit im Gehen, Hören, Sehen lässt nach. Und doch wird mir von allen Seiten gesagt, dass ich mich wunderbar konserviert hätte. Es muss also etwas daran sei. Jedenfalls könnte ich viel klappriger sein.

Mein armer Bruder Gustav ist seit Jahr und Tag nicht aus dem Hause gekommen und muss beim Gehen im Zimmer sich an den Möbeln herumtasten und ist andert-halb Jahre jünger als ich. Wie dankbar müsste ich sein! Und doch nimmt man all das Gute, das einen umgibt und das man genießt, als selbstverständlich hin. Das will ich mir täglich von neuem klarmachen, um den rechten Standpunkt zu gewinnen.

Erich erfreute mich durch ein herzliches Briefchen, durch das prächtige [General Karl] Litzmann-Buch¹⁶ und dadurch, dass er Emmchen und Hilde herüberschickte. So haben wir meinen Geburtstag aufs schönste gefeiert mit herrlichem Kuchen und für mich passenden Gaben: Schlipse, Handschuhe, Seife, Bleistift, Blumen usw. Hilde und Agnes waren allerliebste; letztere wurde mit dem Tanzstundenherrn geneckt, aus dem nun nichts geworden ist, weil von schulwegen Tanzstunden verboten sind.¹⁷ Von alten Schülern hatten Heinze, Lischka und Vitzthum meiner gedacht; der gute Bünsow gratulierte mit hohem Hut, sein Schwiegersohn Delius brieflich; auch Frau Beuthin erschien. Fritz hatte amtliche Abhaltung und schickte Blumenstrauß, herzlichen Brief und ein Hähnchen.

Mittags tranken wir zu sechsen - denn auch Frida erhielt ihr Glas - eine von Anna im Keller noch aufgetriebene Flasche moussierenden Mosel, für Agnes etwas

¹⁶ wohl die „Lebenserinnerungen“ Litzmanns, den übrigens Hitler sehr verehrte]

¹⁷ „Tanzstundenherr“ ist hier offenbar noch ganz allgemein zu verstehen, d. h. noch nicht auf meinen Vater Helmuth Hoffmann zu beziehen, der Agnes' Tanzstundenherr dann aber sehr bald werden sollte. Sofern im September 1924 Tanzstunden „von schulwegen“ noch verboten waren (wovon ich sonst nichts gehört oder gelesen habe), müssen sie danach jedenfalls bald zugelassen worden sein.

noch nie Genossenes; feierten doch Anna und ich zugleich unseren 48. Hochzeitstag. Werden wir die goldene Hochzeit noch erleben? Und wird es mit Deutschland dann besser stehen als heute? Mir ist, als stünde neuer Weltkrieg vor der Tür. Freilich, der alte spielt ja noch weiter, z. Zt. hauptsächlich in China, und kann jeden Augenblick auf uns herübergreifen. - 24. September 1924

792 gestern las ich im „Bosch“-Heft der Süddeutschen Monatshefte, Nr. 12, Jahrgang 21, September 1924, folgenden tiefsinnigen Satz von Montesquieu auf S. 410 über Deutschland: „*Die einzige Macht, die sich verstärkt im Maße ihrer Verluste und die, langsam im Ausnützen von Erfolgen, schließlich unüberwindlich wird durch ihre Niederlagen*“. Das Wort ist von rätselhafter Tiefe; an uns ist es, es zu verstehen, auszulegen und zu beweisen.“ So schloss das Septemberheft.

Die Gegenwart ist verworrener denn je. [Edouard] Herriot, oder wie er genannt wird: „Herr Idiot“, ist ein Lügner, MacDonald, der englische Premier, ein unbequemer Idealist, der nächstens gestürzt wird, der Völkerbund eine Farce, eine Raubversicherungsgesellschaft der Sieger. Überall Gährung, Unzufriedenheit, Unruhe, Krieg. Das wird auch nicht besser, ehe nicht Frankreich in seine Schranken zurückgeworfen ist. Dieses Land ist der Unruhestifter der ganzen Welt. - 29. September 1924

Unser schöner Aufenthalt in Northeim vom 3.- 9. Oktober 1924 hat für Emmchen ein unangenehmes Nachspiel gehabt. In der Nacht vom 9. auf den 10. sind Diebe eingebrochen, haben im Untergeschoss übel gehaust und mitgenommen, was ihre Habsucht reizte. Als Erich abends von seiner Reise nach Süddeutschland (Augsburg - Staffelsee) zurückkam, erwartete ihn diese Hiobsbotschaft. Doch scheint es, dass die Täter in Hannover erwischt worden sind und dass ihnen die Beute wieder abgenommen ist. Der Verdacht fiel sofort auf einen Gelegenheitsarbeiter Fahlbusch, der im Frühjahr bei Loß den Garten umgegraben hat. Dieser ist gleich nach seiner Ankunft am 10. in Hannover verhaftet worden. In seinem Koffer hat sich der größte Teil des gestohlenen Gutes wiedergefunden. Erich und Emmchen, die am 11. in Hannover auf dem Polizeipräsidium waren, haben den Inhalt des Koffers als ihr Eigentum festgestellt und sogleich zurückerhalten. Den gestohlenen Überzieher hatte der Strolch sofort angezogen. Die Angelegenheit wird hier in Göttingen vor dem Landgericht verhandelt werden. - 15. Oktober 1924

Die Ankunft von Zeppelin III wird von Amerika gemeldet. Überall Jubel, nur in Frankreich eisiges Schweigen. Aus Stresemanns Versuchen, die Deutschnationalen seiner Zusage gemäß in die Regierung zu bringen, ist nichts geworden bislang. So wird es wohl zur Auflösung des Reichstages und zu Neuwahlen kommen. - Der Herbst lässt sich diesmal milde an. Wir haben erst am 15. Oktober zum ersten Male geheizt.

793 Am 17. Oktober 1924 weilte Otto Kiep, Vortragender Rat im Auswärtigen Amte, hier in Göttingen. Auf einem zweieinhalbstündigen Spaziergange setzte er mir die Vorgänge in London, denen er beigewohnt, in einem ausführli-

chen Vorträge auseinander. Er ist kein Freund des Dawes-Gutachtens und weiß sehr wohl, was es uns aufliegt. Es hätte aber angenommen werden müssen, sonst wäre das Chaos über uns hereingebrochen. Wenn einen Schwimmer die Kräfte zu verlassen drohen, so weist er die von einem helfenden Kahne angebotene Hilfe nicht [deshalb] zurück, weil sein Feind den Kahn steuert. Oder - wenn der Schwimmer im See kurz vor dem Versagen seiner Kräfte eine sumpfige Insel entdeckt, auf der er sich ausruhen kann, so benutzt er sie, falls er auch dabei bis an die Knie im Schlamm stehen muss, zum Ausruhen und Kraftsammeln, um dann gestärkt zum rettenden Seeufer zu schwimmen.

So sei die Lage Deutschlands. Wir hätten zunächst Luft bekommen, unsere Industrie Geldmittel [um] weiter zu arbeiten; in zwei Jahren könne allerlei geschehen, von einer Verachtung der Deutschen dürfe keine Rede sein, ihre Leistungen würden im Gegenteil von allen bewundert, und die Sympathie für uns wachse zusehends, wie er in Amerika, England und Schweden selbst festzustellen Gelegenheit gehabt habe. Die Feindstaaten befänden sich sämtlich in der drückendsten Lage, wie er z. B. selbst aus Herriots und MacDonalds Munde vernommen habe

Kiep nahm für sich den Erfolg in Anspruch, die Jäger der Deutschnationalen für das Dawes-Gutachten gewonnen zu haben. Er habe über 14 Tage jeden von ihnen persönlich gesprochen und persönlich überzeugt. Die Neinsager hätten nur, um sich konsequent zu zeigen, auf dem Nein bestanden, womöglich hätten auch sie die Berechtigung der anderen Ansicht anerkannt.

Den Ludendorff-Hitler-Putsch verurteilte er, wie [überhaupt] das ungünstige Drängen der Rechtsradikalen. Gambettas Wort: „Immer daran denken, nie davon reden“, würde nicht beachtet. Deshalb missbillige er auch die Gründung und das Hervortreten der nationalen Verbände: Sie machten die Franzosen argwöhnisch, würfen unserer Politik Steine in den Weg und lösten naturgemäß die Gründung von Gegenverbänden aus, vgl. Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold!

794 Hingeführt zu mir hatte ihn die Ilfelder Frage. Er betrachtet wie so viele alte Schüler die Klosterschule als seine zweite Heimat, und die Alma mater ilfeldensis ist für ihn eine Tatsache, kein bloßer Name. Er stellte fest, dass zu seiner Zeit von Überhebung der Parteien und von Feindschaft mit den Neutralen keine Rede gewesen sei. Zusammenschluss Gleichgesinnter würde bei einer Schar von ca. 100 Schülern stets eintreten. Sache der Schule sei, ausgleichend zu wirken; Ausschreitungen müssten selbstverständlich gesühnt, vorher jedoch nach Kräften verhindert werden. Viel zu dem jetzigen Stand der Dinge hätte die Verwirrung der Gemüter beigetragen, die nach dem Zusammenbruch von 1918 eingetreten sei. Er habe die Konstituierung der einzelnen Parteien durch die betreffenden Alten Herrn, Mieten von Räumen in Ilfeld, und deren gerichtliche Eintragung durchaus missbilligt und würde dieses als alter Häuptling der „Zechonen“¹⁸ für diese Partei nie gestatten. Ferber und Scheffer, die Vertreter der Altherrenschaft, hätten die ganze Sache höchst ungeschickt geführt, Sie seien persönlich

¹⁸ s. Anm. zu §312

durchaus achtbare und zuverlässige, treue Männer, aber einer schwierigeren Aufgabe bei der Unklarheit ihres Denkens nicht gewachsen.

Nun liegt eine Beleidigungsklage von seiten Blankenburgs gegen Ferber-v. Boxberg vor, die sich Lüttgebrune hier zum Anwalt gewählt haben. Die Beleidigungen sind in Briefen der Genannten an Ilfelder Schüler enthalten; diese Briefe sind in nicht gerade fairer Weise in die Hände Blankenburgs gelangt. Das veranlasste Kiep und mich, hier auf das Büro Lüttgebrunes zu gehen. Dort teilte uns Assessor Schoetensack, alter Ilfelder, mit, dass Blankenburg vor wenigen Tagen seine Klage gegen Ferber-v. Boxberg zurückgezogen und bereits die Anwaltskosten erstattet habe - gerade kein Zeichen von Sicherheit Blankenburgs. Darauf machte ich Kiep, der mich fragte, wie wohl der Konflikt am besten für die Schule zu lösen sei, den Vorschlag:

- 1) Die geschlossenen einzelnen Verbände der Alten Herrn lösen sich auf und lassen sich gerichtlich löschen. Sie nehmen Abstand davon, sich in Schulangelegenheiten zu mischen und geben die Zimmer in Ilfeld auf.
- 2) Blankenburg und Kleinschmidt werden versetzt, an des Ersteren Stelle tritt ein Mann, der Alumnatsverhältnisse kennt und an einem Aluminate längere Zeit tätig gewesen ist.
- 3) Vorgeschlagen wurde von mir an erster Stelle Georg Boesch, z. Zt. Studienrat am Joachimsthaler Gymnasium, in Betracht käme auch Huber-Pforta.

Kiep billigte meine Vorschläge und will in ihrem Sinne einmal bei den Alt-Ilfeldern wirken und dann auch im Kultusministerium. Er kennt den Unterstaatssekretär [Carl Heinrich] Becker gut. - 18. Oktober 1924

795 Jetzt ist die Aufwertungsfrage im Gange. Kiep meinte, sie sei ein beliebtes Fressen für die Dawes-Gegner; er sei überzeugt, dass nichts erfolgen werde, weil die angeblichen Gewinner dabei doch nur die Banken und die reichen Leute seien, die die wertlosen Staatspapiere, Hypothekenbriefe etc. für ein Spottgeld gekauft hätten. Der darbende Mittelstand hätte sich ihrer längst entäußert und würde von der Aufwertung nur wenig Nutzen haben, ganz abgesehen davon, dass sich ein ganzer Rattenkönig neuer Fragen daran schließen würde.

Die Reichstagauflösung ist erfolgt. Am 7. Dezember 1924 sollen Neuwahlen sein, Neuwahlen auch für den preußischen Landtag. Wird die Bewegung nach rechts Fortgang beweisen? Werden Ebert, Severing und die anderen Parteigrößen der Sozialdemokraten verschwinden? Wie werden die Kommunisten auftreten, nachdem ihre Mord- und Fälscherzentrale in Berlin aufgedeckt ist und ihre Vertreter wegen Hochverrats steckbrieflich verfolgt werden? Die Bewegung gegen den Dawes-Plan und für die Aufwertung bleibt im Gange. Wie werden sich die Parteien dazu stellen? Der Wahlauf Ruf der Deutschnationalen hat mir gut gefallen.

Der Kampf gegen die Sozialdemokraten wird mit allem Nachdruck geführt. Börries v. Münchhausen hat einen trefflichen offenen Brief an „Ebert“ gerichtet, der zur Treue in der Tat aufgefordert hatte, in dem Münchhausen die Treue der sozialdemokratischen Matrosen von 1918 der Treue der Marineoffiziere entgegenstellt:

Letztere beweisen durch ihren Tod ihre Treue der Tat, erstere führen den Dolchstoß im Rücken aus.

Die Stellung der Juden in Russland wird immer bedenklicher. Wenn doch erst die Bolschewistenherrschaft zusammenbräche!

796 Frau Pastor Rasch-Niedersachswerfen brachte uns im letzten Oktober ihre Tochter Marta, die hier einen Kursus in der Krankenpflege durchmachen soll. Sie erzählte uns wenig erbauliche Dinge vom Kloster Ifeld, das z. Zt. ein Sohn von Raschs auf Unterprima besucht. Ein Oberprimaner hat während des Sommers fortgesetzt Blumen von den Kirchhofgräbern entwendet und damit seine Stube geschmückt. Als die Sache festgestellt ist, haben die anderen Oberprimaner den Betreffenden eines Tages in aller Morgenfrühe vor dem offiziellen Aufstehen aus dem Bette geholt, im Hemd auf den Betsaal geführt, ihm dort den Mund verbunden und männiglich mit einem großen Prügel bearbeitet; im ganzen hat er 35 kräftige Schläge erhalten. Der Delinquent hat dies dem Direktor selbst erzählt, als er von diesem auf Grund der ruchbar gewordenen Tatsache veranlasst worden ist, die Schule zu verlassen.

Dieser Akt des Pennalismus hat das Lehrerkollegium veranlasst, den Oberprimanern die ihnen zustehenden Rechte abzuerkennen. Darob Unzufriedenheit im Coetus und starke Spannung zwischen ihm und dem Lehrerkollegium. So stehen z. Zt. die Dinge. Sie beweisen, dass zwischen Direktor und Schülern keine rechte Fühlung ist. Zu meiner Zeit hätte mir der Klosterprimus die Sache mitgeteilt, und ich hätte den Schuldigen, der offenbar als pathologisch anzusehen ist, in aller Stille entfernt. Beständen die Parteien noch, so würde Studienrat Kleinschmidt sicherlich diesen die Schuld an dem schlimmen Pennalismus, der hier zu Tage tritt, zugeschoben haben. - 1. November 1924

797 In England hat sich das Volk für die Konservativen entschieden. An MacDonalds Stelle tritt Baldwin. Auch bei uns hofft man auf das Zurückdrängen der Linksregierung. Mittlerweile schnüffeln die Franzosen bei uns nach verborgenen Waffenlagern, blamieren sich dabei; aber unsere demütigende Lage wird umso offener.

Die deutschnationale Wahlversammlung am 7. November 1924 verlief würdig und eindrucksvoll. Dr. Schiele-Naumburg redete klar und überzeugend über das, was geschehen ist, geschehen sollte und wahrscheinlich geschehen wird. Er bezweifelt, dass eine Diktatur uns retten kann, weil eben der Mann dazu fehlt und das deutsche Volk noch immer krank ist. Wir würden wohl noch mehr Wahlen über uns ergehen lassen müssen, ehe eine ausgesprochene Rechtsregierung zu Stande käme. Der Dawes-Plan wurde ins rechte Licht gerückt und die Gewissensnot der deutschnationalen Jasager geschildert. Er verglich die Revolution mit einem plötzlich scheu werdenden Rossegespann, das zuerst dem Lenker die Zügel entreißt, ihn zu Fall bringt, dann den Wagen in rasendem Laufe bald hier, bald da anstößt, aber allmählich matt wird. Dann stehen die Tiere schließlich still, keu-

chend, mit Schaum bedeckt, blutend. Und nun kann sie ein ganz Unerfahrener, ja ein Kind lenken, mag es Fritze [Ebert] oder Philipp [Scheidemann] heißen.

Die Kraft der Revolution habe zusehends nachgelassen, die Besinnung kehre zurück. Wir sollen den verblendeten Volksgenossen, wenn sie umkehren, die Hand zur Versöhnung reichen; die linke Hand gehört ebenso zum Körper wie die rechte.

An der Diskussion beteiligten sich vornehmlich Rupprecht, Major v. Riepenhausen, Prof. Binder. Der Deutsch-soziale Riepenhausen ging mit den Jasagern [der DNVP] ebenso scharf ins Gericht wie Rupprecht und sieht das Heil lediglich in einer Diktatur; den Namen Hitler vermied er, forderte aber schließlich seine Gesinnungsgenossen auf, Deutschnational zu wählen, weil die Mehrzahl der Kandidaten dieser Partei völkisch eingestellt seien. Jeder hat am Wahltage seine Pflicht zu tun, auch die Frauen. Das Verhalten der Deutschen Volkspartei gegenüber den Deutschnationalen wurde gebilligt, die unsichere Haltung des Zentrums gebrandmarkt.

798 Am 8. November 1924 war Helmut Heynacher ein Stündchen bei mir. Er ist ein stattlicher, derber Mensch, in seinem Äußeren wenig sorgfältig; unsere Frida hatte ihn bei seinem ersten Besuch für einen Handwerksburschen gehalten, nicht aber in seinem Gesichte [die Anzeichen] von einem treuherzigen Schnitt und gutem Ausdruck des Auges [bemerkt]. Beim Kaffeetrinken ging er aus sich heraus und erzählte von seinem bisherigen Leben. Auf dem K.W.G. saß er bei meinem Abgange in Obersekunda, gehörte zu dem Mittelschlage und galt für einen Sonderling. Ein Sonderling und Einspänner ist er auch heute noch. Er erklärte, dass seine Anschauungen noch in voller Gärung begriffen seien und dass er oft nach einem halben Jahre das verwerfe, wofür er vorher sozusagen durchs Feuer gegangen sei. Vom jetzigen deutschen Volke halte er gar nichts; das sei wert, dass es zu Grunde gehe. Das Gute in ihm würde dann dem neueren Volke zum Vorteil gereichen, in dem es aufginge.

Vor den Juden hatte er eine unbedingte Hochachtung und sah in ihnen die kommenden Herrscher der Welt, dabei verabscheute er sie doch und wünschte sie aus dem deutschen Volke ausgeschieden: „Aber das bringen wir eben nicht fertig.“ - An den Wahlen hatte er sich nicht beteiligt, wollte es auch künftig nicht tun, weil keine Partei nach seinem Geschmack sei. Er sei ein halbes Jahr in Berlin Mitglied einer kommunistischen Jugendpartei gewesen, um das dortige Treiben kennen zu lernen. In allen Versammlungen seien Juden die Sprecher gewesen, hätten gewandt geredet, und die urteilslose Jugend hätte ihnen zugejauchzt.

Ich setzte ihm auseinander, dass sein Verhalten bei den Wahlen nur den Linksparteien, also den Juden, nützte, und erzählte ihm dann von der gestrigen Wahlversammlung. Die Gleichnisse vom kranken Volke und vom durchgehenden Pferdegesspann gefielen ihm; aber er suchte sofort die hinkenden Stellen heraus. Viel übrig hatte er für Richard Kunze („Knüppel-Kunze“ [RT-Abgeordneter d. NSDAP]) in Berlin. Vor 100 Jahren, als die Massen noch naiver waren, hätte er eine

ausschlaggebende Rolle spielen können. - Helmut wohnt in der Kurzen Geismarstraße in dem Schlosser Henkelschen Hause bei einem pensionierten Postbeamten und fühlt sich da ganz wohl. Das Mittagessen pflegt er kalt zu Hause einzunehmen. Anschluss hat er noch nicht gefunden. Ich schlug ihm einen Turnverein vor. „Ich habe Plattfüße“, war die Antwort. Der jüngste Assistent im chemischen Laboratorium, den er von Berlin her kennt, nimmt sich seiner an. Wie wird sich der Sonderling weiter entwickeln?

799 Beklagenswert ist der Streit zwischen Ludendorff und Kronprinz Rupprecht von Bayern. Missverständnisse auf beiden Seiten; Letzterer stellt offenbar die partikularistischen Belange in den Vordergrund, Ludendorff die großdeutschen. Einigung zwischen Deutschen zu erzielen ist ungeheuer schwer.

Die Einweihung des Gedenkenmonuments für die gefallenen 700 Göttinger Studenten ist am Totensonntag feierlich erfolgt; ich verweise auf die angeschlossenen Zeitungsausschnitte. Ich konnte Hindenburg gut sehen, den der Rector magnificus abgeholt hatte, als er im Auto an mir vorüberfuhr, das Gesicht voll unerschütterlichen Ernstes. Möchten seine Worte des Eindruckes nicht verfehlen! Möchte der Tag der Befreiung bald hereinbrechen!

Die Erfindung [Anton] Flettners, seine Rotorschiffe, beschäftigt alle Welt. Der Flug über den Ozean des abzuliefernden Zeppelins ging voran. Fremde werden wieder den Rahm abschöpfen; aber Deutschland regt sich doch und lässt sich nicht übersehen. Mein nächster Wunsch bezieht sich auf ein günstiges Ergebnis der Wahlen vom 7. Dezember 1924. Die Preise der Lebensmittel und Bekleidungsgegenstände sind seit einigen Monaten wieder in einer Aufwärtsbewegung begriffen. Gott bewahre uns vor einer zweiten Inflation! - 27. November 1924

Gestern habe ich mit Anna das neue Denkmal, das der Vlame [Josef] Kemmerich geschaffen hat, lange und von allen Seiten besehen.¹⁹ Anna hält ihr Urteil zurück, kann aber offensichtlich keinen Geschmack daran finden. Man weiß nicht, ob die acht muskulösen Träger bekleidet sind oder nicht; sie sind es, da die Rockenden sich abheben. Was sind das aber für Beine und Füße! Und wie strengen sich die acht Träger an - als wenn es sich um eine ungeheure Last handelte! Ja, wenn der Tote statt auf leichter Bahre in einem schwarzen Eichensarge läge! Was hat der erste Träger rechts für Glotzaugen! Wer unter den 700 Namen seiner Angehörigen suchen will, muss lange suchen. - 1. Dezember 1924

Die Mitglieder des Prüfungsamtes gaben unverhohlen ihrem Missfallen an Brodt-hages bürokratischer Leitung Ausdruck. Er korrigiert an den Urteilen herum, obgleich er gar nicht den Prüfungen beigewohnt hat und die Kandidaten gar nicht kennt, weil er nur selten persönlich erscheint. Nächstens will er sämtlichen Mitgliedern, die er zu diesem Zwecke einberufen hat, seine Richtlinien auseinandersetzen. Mirbt ist entschlossen, die Stelle des 2. Vorsitzenden mit Ablauf dieses Semesters niederzulegen: „Der Mann hat kein Herz! Er ist der reine Bürokrat!“ Er

¹⁹ Gefallenendenkmal vor dem Auditorium Maximum, Ecke Weenderstr./Nikolausberger Weg

lässt die Hauptarbeit durch andere tun, so lauten die Urteile über ihn. Relata refero²⁰.

800 Hedwig Bösch, die uns besuchte, erzählte von der Spannung zwischen Kloster und Flecken in Ifeld. Man boykottiert sich gegenseitig. Zur letzten Ecce-Feier sind nicht einmal die Wittwen der ehemaligen Lehrer hinzugezogen worden. [Direktor] Blankenburg ist dadurch in missliche Lage gekommen, dass er zu Anfang unterschiedslos ganz Ifeld zu den Klosterfeiern einlud und, als die Räume dazu nicht auslangten, durch seine Auswahl die Leute vor den Kopf stieß. Er nimmt auch zu offen für die Sozi und Demokraten Partei, bekämpft dagegen alle nationalen Bestrebungen. Kleinschmidt hätte von vielen alten Schülern zustimmende Briefe erhalten und darüber dem Prov. Schulkollegium berichtet. In Berlin würde der Kleinschmidt-Bericht über die Parteien im Ministerium für unangebracht angesehen. Dann muss aber ein Teil der Verantwortung auf Brodthage fallen, der sich von Blankenburg hat einwickeln lassen und der Drucklegung des Berichtes den Weg gebahnt hat. - 3. Dezember 1924

Nun ist in der Göttinger Zeitung auch ein Aufsatz über Ifeld erschienen von einem alten Ifelder; dem Stile, Gedankengänge und der politischen Stellung nach kann der „alte Ifelder“ nur Professor Thimme von hier sein. Der Aufsatz ist ruhiger und sachlicher geschrieben als die bisherigen Elaborate, nimmt aber unbesehen für den jetzigen Direktor und das jetzige Kollegium Partei, indem die Angaben des Kleinschmidtschen Berichtes als völlig richtig angenommen werden. Und doch hat Kleinschmidt in dem Fall Seeligs, der sich im Kloster versteckt gehalten hat, verschwiegen, dass Schreiber sich s. Zt. an die Alten Herren gewandt hat und dass diese dem Seelig das Betreten Ifelds auf vier Jahre untersagt haben. Das berühmte „Zechonen“-Schriftstück²¹ ist den alten Herrn, die es nie gebilligt haben würden, unbekannt geblieben, ja selbst der größte Teil der Freunde des Verfassers hat es nicht gekannt; der Vergleich mit Pforta hinkt auch bedenklich

Der gräuliche Haarmann-Prozess beschäftigt zur Zeit alle Welt. Die Pädagogen und Geistlichen bemühen sich, auf die Zeitungsredakteure einzuwirken, das wirklich Bedenkliche in den Berichten wegzulassen. Es bleibt aber leider doch noch allzuviel übrig. 27 Morde sind dem Ungeheuer nachzuweisen.

801 Geheimrat Brandi erzählte mir am 15. Dezember 1924 von der Sitzung, die das Wissenschaftliche Prüfungsamt unter Brodthages Vorsitz abgehalten hat. Die Forderung des Ministers, künftig alle Fragen zu protokollieren und bezüglich der Beantwortung: „B.“ = „beantwortet“, „M. H. B.“ = „mit Hilfe beantwortet“ und „NB“ = „nicht beantwortet“ hinzuzufügen, ist unter ausführlicher Begründung rund abgelehnt worden. Das Prüfungsamt in Marburg hat sich ähnlich ausgesprochen. Die bürokratische Forderung „Ausschalten aller Mittelprädikate“ ist ins gebührende Licht gestellt worden, der Fall P. als ganz singulär bezeichnet, aus dem keine Schlüsse gezogen werden könnten. Die Missstimmung der Profes-

²⁰ „Ich berichte nur (mir selbst) Berichtetes“

²¹ s. o. §794 u. Anm. zu §312

soren mit Brodthages Handhabung des Vorsitzes sitzt tief und wird Ausdruck finden in der Ablehnung weiterer Mitwirkung bei den Prüfungen. Brodthage hat schließlich die „fröhliche Sitzung“ - so hat er sie genannt - abgebrochen, ohne die noch zur Sache sprechen wollenden Herrn anzuhören. Seine Zeit ist zu Ende gewesen. - 16. Dezember 1924

Der letzte Tag von 1924 ist gekommen. Der Rückblick ist wenig tröstlich. Die Zersplitterung ist größer als je, eine ordentliche Regierungsbildung ist noch nicht zu Stande gekommen. Die Währungsverhältnisse haben sich, nachdem der Mittelstand seine Vermögen losgeworden ist, gebessert; aber die Preise fangen doch leise an wieder zu steigen, hoffentlich nicht der Anfang neuer Inflation. Die Korruption in gewissen Kreisen ist groß. Die Verhältnisse in der Seehandlung (Fall Kutisker²²) nehmen eine bedenkliche Wendung, wie die Verhaftungen zeigen. Grauenhafte Mörder beflecken Deutschlands Namen: Haarmann-Hannover und der Kannibale Denker-Münsterberg stehen da im Vordergrund.

Die Zeitungen sind voll von der Freundschaft Englands zu Frankreich. Sollte das nicht der Anfang von ihrem Ende sein? Wie beteuerten alle Staaten 1913 beim Silberjubiläum Wilhelms II. ihre Friedfertigkeit und feierten ihn als Friedenskaiser, und im Jahre darauf - der Weltkrieg und Wilhelm ein 2. Attila. Ich trauere dem Jahre 1924 nicht nach.

802 Mit Emmchen hatte ich eine Unterredung über ihre ökonomischen Verhältnisse, die ich mit den Benekeschen und Paul Meyerschen verglich. [Ihre Antwort]: „Daran darf ich nicht rühren, das nimmt Erich übel und bricht barsch die Unterhaltung ab. Ich habe überhaupt keine Ahnung von unseren Geldverhältnissen. ‘Das verstehst du doch nicht’, kriege ich zu hören, wenn ich davon anfangen.“ Mein Anerbieten, mit Erich darüber zu sprechen, lehnte sie ab: „Ich erhalte nur Vorwürfe über mangelnde Liebe; wenn Erich aber Geld hat, spendet er uns mit vollen Händen und ist bester Laune. So gut er auf der einen Seite ist, so unleidlich ist er, wenn er missgestimmt ist; ja, er kann dann brutal sein.“

Ihre wahre Liebe zu ihm bewährt sich, wenn er sie herabsetzt; sie trägt und duldet dann und bleibt die treue, fürsorgende Gattin. Woran es liegt, dass Erich nicht auskommt, ist mir nicht klar. Er hat mehr als 1/4 mehr Einkommen wie ich, Agnes ist ihm seit fünf Jahren fast von der Tasche, er sucht auch die Zahlung des Schulgeldes mir zuzuschieben. Für seine Mutter zahlt er jetzt monatlich 15 M, für Fritz sind die Ausgaben gering. Woran liegt es wohl? Mir gegenüber ist er niemals ganz klar und offen gewesen, wenn es sich um sein Budget handelt.

²² von Kommunisten wie Deutschnationalen zur Agitation gegen SPD und Republik genutztes Betrugsverfahren gegen die osteuropäisch-jüdischen Finanziers Barmat und Ivan K.

Göttingen, 1925

803 Was wird 1925 bringen? Viel Hoffnungen habe ich nicht. Jedenfalls muss Fritz Ebert weichen, die Angriffe gegen ihn mehren sich. Dass er 1918 Hochverrat begangen, wird er schwerlich überzeugend bestreiten können. Ein neues Ministerium will nicht zu Stande kommen. Schon schreiben wir den 8. Januar.

Wenn die ganze heutige deutsche Jugend so ist, wie sie mir von Helmut Heynacher geschildert wurde, der am 15. Januar bei uns zum Abendessen war, da ist für unseren Aufstieg wenig zu hoffen. Helmut meinte, er habe einen tiefen Einblick in die Seele unserer Jugend getan, er sei Hakenkreuzler und Mitglied des Stahlhelms, aber auch Mitglied eines kommunistischen Jugendvereins gewesen: Überall große Worte, Genusssucht, aber völliger Mangel an Selbstzucht. Deutschland müsse immer tiefer in den Sumpf kommen, damit die wirklichen Edelnaturen sich entwickeln und zu Geltung kommen könnten. Nur in den Zeiten der Not leistet der Deutsche etwas; Helmut selbst bekannte sich als reinen Vernunftmenschen, Skeptiker und Atheisten, dem es vorläufig noch auf dieser schlechten Welt gefiele, der aber sofort Schluss machen werde, wenn dies Gefallen vorüber sei.

Das Richtige in seiner Ansicht billigten Anna und ich, im übrigen bezeichneten wir seine Anschauung als Ausfluss von Egoismus und Hochmut und sprachen die Hoffnung aus, dass er diese Periode überwinden werde. Von seinen Eltern sprach er mit Liebe und Verehrung; aber er kann nicht begreifen, wie jemand sich zu einem kindlichen Glauben zu bekennen vermöge. In den meisten Fällen liege Heuchelei zu Grunde. Ich wies auf das Leben und die Leistungen Bodelschwings hin. Sein guter Kern wird sicher eines Tages durchbrechen.

804 Am 17. Januar abends von acht bis halb zwölf las der Lektor für Vortragskunst an der Universität Frankfurt [Raedemeyer, s. u.] bei Frau Beutin das Stresausche Drama „Der heilige Hain“ etwa 50 geladenen Gästen vor; der Heibel-Bund hatte dazu eingeladen. Von den Anwesenden nenne ich Prof. Weißenfels, zwei Brüder Weniger, Heimecke, Fraenkel und andere; von [den] Damen Frau Geheimrat Hilbert, Eggeling, Weißenfels, Darmstädter, Fräulein Lehmann, Fräulein Braun etc. etc. Mochte es an Raedemeyers Vortrag oder an der mangelhaften Akustik liegen, ich habe nur einen Teil des Vorgelesenen verstanden und bin außer Stande, den vollen Inhalt, namentlich den inneren Zusammenhang, wiederzugeben. Übrigens ist es Anna, die ganz vorn saß, auch nicht anders gegangen. Von meinen Nachbarn klagten Zimmer und Weißenfels über den gleichen Übelstand, der ein Verständnis verhinderte. Prof. Schmalenbach machte sich sogar in der Pause aus dem Staube. Ich fand die Sprache, soweit ich sie in den lauter gesprochenen Abschnitten verstand, wohl lautend und edel. Prof. Thimme bezeichnete sie als maniert. Im heiligen Hain steht ein Tempel, dessen Bau der Vollendung naht. Menschenopfer, grausamer König. Zwei Söhne, von denen der eine, Jajati, durch Selbstopferung den grausamen Brauch abschaffen will. Ein junges, schönes Mädchen aus dem Volke ruft ungewollt eine Empörung gegen den Tyran-

nen hervor. Der Feldherr Kirrat [?] schützt den König, der verwundet flüchtet. Ein wahnsinniger Schäfer redet mit dem Fliehenden, eine Szene, die lebhaft an Shakespeare erinnert. Der König stirbt. Das junge Mädchen wird von dem Oberpriester als Opfer getötet. Jajati steht am Schluss an ihrer Leiche. - Wie das aber innerlich zusammenhängt, ist, wie gesagt, mir unklar geblieben. Raedemeyers Vortragsweise ist nicht mein Fall, das Rhythmische ist ihm die Hauptsache.

805 Helmut Heynacher war am 19. wieder einige Stunden bei uns. Das Gespräch kam bald wieder auf seine krause Weltanschauung; [Max] Stirner ist sein Apostel, [Gustav] Meyrink und H[anns].-H[einz]. Ewers seine Lieblings-Schriftsteller. Goethes Iphigenie hat er jüngst wieder gelesen, alles andere von Goethe und besonders auch der Faust missfällt ihm. In der Iphigenie haben es ihm besonders die Worte angetan: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“, sonst haben die Klassiker der jetzigen Zeit ihm, d. h. Helmut Heynacher, nichts mehr zu sagen. Dass es ewige Wahrheiten gebe, bestritt er. Schillers Worte: „Wer etwas Tüchtiges leisten will, / Hätt´ gern was Großes geboren; / Der sammle still und unerschläft / Im kleinsten Punkt die größte Kraft“, erklärte er für uns. Jetzt treibt er in Mußestunden Musik, hat seine Geige wieder hervorgeholt, spielt Verdi, versucht Wagner zu verstehen, Beethoven bleibt ihm dunkel. Er ist ein suchender, aber höllisch von sich eingenommener Mensch, fühlt sich wohl bei seinem Skeptizismus: „Wenn mir´s in dieser Welt nicht mehr gefällt, mach ich Schluss.“ Beizukommen ist ihm nicht. Er bestreitet die Richtigkeit der Todesstrafe trotz seiner Verteidigung des Selbstmordes. Er steckt voller Widersprüche. Ich begreife, welche Sorge sich seine Eltern um ihn machen. Wird dieser gährende Most noch einmal einen guten Wein geben?

Frau Beutin hat sich mit ihrem Hausgaste Dr. [Hermann] Stresau verlobt, wie sie uns vorgestern erzählte. Seine erste Verlobung ist im vorigen Sommer zurückgegangen. Jetzt wohnt er schon über ein halbes Jahr in unserem Hause und bleibt auch da bis zur Hochzeit. Die Verlobung soll nicht veröffentlicht werden; sie wollen gleich mit der Verheiratung, die im März sein soll, vor die Welt treten. Bis jetzt wissen außer uns nur ganz wenige von der Sache. Heinz, der nächstens sein Abiturientenexamen macht, ist mit der Verbindung einverstanden, Kurt, der sehr an Stresau hängt, ahnt sie. Frau Hilbert gegenüber ist natürlich eingeweiht. Im Frühjahr will die ganze Familie nach München übersiedeln. So entgehen sie am besten dem hier unvermeidlichen Gerede und dem Anstoß, den das Zusammenleben so lange vor der Hochzeit nachträglich hervorrufen wird. Frau Beutin ist fast 10 Jahre älter als Stresau und sagte, sie habe lange überlegt; aber der Zug des Herzens sei zu mächtig geworden. - 25. Januar 1925

806 Die politischen Verhältnisse bleiben verworren. In Russland gährt es, die Engländer gehen aus der Kölner Zone nicht fort, Herriot hält jetzt Reden im Stile Poincarés, zwischen Amerika und Japan kriselt es, die ganze Welt voll Unruhe. Und im Innern: Parteigezänk, verdächtige Haltung des Zentrums, Aufbäumen der Ganz-roten, Bankerott, Betrug, Hochvorrat, dass Gott erbarm! - 2. Februar 1925

Hermann Meyer, stud. theol, Sohn des Lingener Direktors, erzählte, dass es tatsächlich richtig sei, dass bei der letzten Ifelder Weihnachtsfeier der Direktor nach der Melodie „Stille Nacht“ die Schüler hätte Walzer tanzen lassen; viele hätten sich geweigert. Auch mit schwarz-rot-gelben Schleifen sucht er die „Bengels“ zu beglücken. Im neuen Jahre sind acht Primaner nicht mehr zurückgekehrt, sondern abgegangen. Der Direktor Blankenburg bleibt freundlich und entgegenkommend, wenn er aufgesucht wird, wie es durch Hermann Meyer geschehen ist. - Otto Kiep ist, wie die Zeitungen melden, im Auswärtigen Amte Ministerialdirektor geworden.

Der Vortrag Brandis am 6. Februar hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Brandi sprach von der Kriegsschuldfrage, die von den Diplomaten als Kampfmittel gegen Deutschland in die Welt gesetzt worden sei und für uns verhängnisvoll geworden ist. Alle namhaften Historiker seien sich darüber einig, der Mord in Sarajevo sei Sache Österreichs und Serbiens gewesen und ist von Russland nur benutzt worden, um den mit Frankreich zusammen längst vorbereiteten Weltkrieg zu entfesseln. Iswolski und Poincaré sind die Hauptschuldigen; dazu kommt auf russischer Seite die deutschfeindliche Partei des [Großfürsten Nikolai] Nikolajewitsch [d. J.] mit seiner montenegrinischen Frau Anastasia und der willensschwache Nikolaus II. England wollte den Krieg verhindern, ließ aber schließlich die Dinge gehen in der Hoffnung, in Deutschland einen lästigen Konkurrenten loszuwerden. Deutschlands Politik von 1870 an war, wie nachgewiesen ist, durchaus friedlich; Frankreich und Russland sann ununterbrochen auf Machtvergrößerung; ihre Heere waren 1914 den Heeren Deutschlands und Österreichs um eine Million Streiter überlegen. Die russische Mobilmachung war die direkte Einleitung des Krieges, die Deutschland zu raschem Handeln zwang.

Ich kann nur Andeutungen machen über die Fülle der Nachweise, die der Redner brachte, und wünschte, dass der Vortrag gedruckt würde. Auf dem Heimwege sprach ich mit Pastor Fauck über Wilhelm II., von dem Brandi stets mit Achtung redet. Fauck sagte, er habe gehört, dass es dem Kaiser jetzt recht kümmerlich gehe, er müsse sich ungewöhnlich einschränken und sich oft nötige Bedürfnisse versagen. Ich vertrat die These, dass Wilhelms II. Regierung eine sehr gute Beurteilung gefunden haben würde, wenn er den Heldentod gewählt hätte statt der feigen Flucht nach Holland. Wenn er jetzt die Schuld an seinem Verhalten auf seine Ratgeber abwälzen will, so verbessert es seine Stellung in der Achtung der deutschen Nation nicht, es verschlechtert sie.

807 Am 12. Februar 1925 abends las uns Brandi in der Historischen Gesellschaft seinen Vortrag vor über mittelalterliche Weltanschauung, Humanismus und nationale Bildung, den er in Berlin im Verein der Freunde des Humanistischen Gymnasiums jüngst gehalten hat. In der sich anschließenden Diskussion wurden die Angriffe der Realschulmänner, spez. der Naturwissenschaftler und Mathematiker, auf die alten Sprachen erörtert und vom absoluten Wert der alten Sprachen gesprochen. Leider konnte ich nicht folgen und mich beteiligen, weil ich

die Mehrzahl der Sprecher, z. B. Unkenbold¹, Mommsen, [Alfred] Hessel nicht verstand. Mein Gehör hat doch sehr abgenommen.

In der Jahresversammlung der deutschnationalen Parteigruppe Göttingens erfuhr ich zu meiner Genugtuung, dass die Zahl der Mitglieder sich im vergangenen Jahr von 800 auf 1.500 erhöht hat und dass man im laufenden Jahre auf 2.500 anzusteigen hofft. Quaet-Faslem berichtete über die verworrene politische Lage und vertrat die m. E. richtige Anschauung, dass die Deutschnationalen in Preußen nur dann in der Regierung mitwirken dürften, wenn sie das Ministerium des Innern zugeteilt bekämen. Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie sei unter allen Umständen abzulehnen. Das Zentrum bleibt das Zünglein an der Waage. Solange es mit der Sozialdemokratie zusammengeht, ist nichts zu machen. Neuwahlen in Preußen sind nicht zu fürchten, wenn sie bald kommen und die Korruptionsercheinungen bei den Sozis und dem Zentrum von der großen Masse noch nicht vergessen sind.

Der stark besuchte Vortrag des Dr. med. Bauer, Assistenzarztes von Prof. [Rudolf] Stich, am 20. Februar 1925 über „Vererbung und Rassenhygiene“ eröffnete traurige Aussichten für unser deutsches Volk: Niedergang auf allen sittlichen Gebieten, Rassenselbstmord wurde festgestellt, unfehlbares Aussterben, wenn nicht bald Selbstbesinnung zurückkehre. Dr. Bauer erörterte zuerst die Mendelschen Gesetze, die für Pflanze, Tier und Mensch dieselben sind, sprach von Mutation, Aufstieg, Selektion, Elektion und beleuchtete dann den Gang des deutschen Volkes seit 1880 mit Anführung der betreffenden Zahlenreihen. Der Vortrag war getragen von heißer Liebe zum deutschen Volke und von der Hoffnung, dass es diese schlimme Krise überstehen möge.

808 Hellmut² Heynacher verabschiedete sich, um im Sommer wieder nach Berlin zurückzukehren: „Hier in Göttingen wird ja wahnsinnig gearbeitet und ist es viel schwerer als in Berlin. Prof. Windaus ist eitel, eingebildet und stets in Pose. Ich will bald Wochen hindurch schwer arbeiten, dann Wochen hindurch das Leben beobachten und genießen. Wenn es mir nichts mehr bietet, mach´ ich Schluss. Ich bin ganz auf Buddhas Standpunkt: ´Alles Leben ist Leiden´, und habe das schon hundertfach beobachtet. Was soll ich also mit dem Leben, wenn für mich das Leid zu groß ist!“ Er erzählte von zwei Selbstmordversuchen; der erste war nicht ernstlich gemeint; der zweite scheiterte, weil die 25 Patronen, die er hatte, sich hinterher bei der Untersuchung als „ohne Zündmasse“ erwiesen: „Sie stammten offensichtlich aus der Zeit des Munitionsarbeiterstreiks. Als ich nach Haus kam, sagte meine Schwester Ida zu mir: ´Du riechst ja wie ein Prolet.´ So hatte mich der ernste Versuch, mich zu töten, in Schweiß gebracht.“

Gott ist für ihn ein leerer Name, von Seelen zu reden ist Unsinn, Beten hat nur insofern Wert, als es stärkste Willenskonzentration sei und als solche wirken kann. Er bewunderte die Frömmigkeit seiner Mutter, und diese ist ihm die höchststehen-

¹ Studienrat am Oberlyzeum, Lehrer von Agnes, Literat, der Gedichte schrieb

² Mücke schreibt hier und an weiteren Stellen „Hellmut“.

de aller ihm bekannten Frauen. Er weiß, dass sie für ihn betet, und hält dies [doch] für ganz überflüssig in Bezug auf seine Person. „Für Rudolf hat sie auch so gebetet, [und] er kam doch nicht aus dem Kriege zurück.“ Seine Großmutter hat er gar nicht geschätzt; ihr Beten war ihm Salbaderei, er war froh als sie tot war. „Mein Vater ist religiös ganz indifferent; er mäkelte jetzt, nachdem er im Ruhestande steht, zu Haus an allem herum und ist ganz unleidlich; vergnügt ist er nur, wenn Besuch im Hause ist.“

Ich hatte den Eindruck, dass sein Verhältnis zum Vater kein gutes ist, und begreife dies sehr wohl, da der Vater unmöglich zu den Exzentrizitäten dieses Sohnes schweigen kann. Jetzt hat er ihm das Studium in Hamburg versagt und nur für Berlin zugestimmt. Offenbar meint er, dass Hellmut in Berlin immer noch besser aufgehoben sei als in der Seestadt. Es gibt wenige Abgründe des menschlichen Lebens, in die Hellmut Heynacher nicht eingedrungen wäre. Er sprach ganz unbefangen von Sadisten, Masochisten, Homosexuellen, mit denen er verkehrt habe. Die Ehe ist ihm eine lächerliche Bindung. Er kam aus dem Hundertsten ins Tausendste und gestand dann selbst, dass er nur geschwätzt habe und nicht mehr wisse, was er gesagt habe. Seine Offenheit ist erstaunlich.

Sein Tun und Denken steht hemmungslos ganz unter den augenblicklichen Eindrücken. Anna und ich fürchten, dass er auf dem Wege zum Irresein ist und jedenfalls für pathologisch angesehen werden muss. Er redet ohne Unterlass und lässt seine Gegenüber kaum zu Worte kommen. Vorstehendes enthält nur eine Auslese unserer Unterhaltung. Als er schied, sah er uns in die Augen, als ob es das letzte Mal gewesen sei. Die armen Eltern! - 22. Februar 1925

809 Fritz Ebert ist durch einen schnellen Tod aus seiner hohen Stellung herausgerissen. Ich trauere ihm nicht nach; in meinen Augen war er stets der vom Glück begünstigte Hochverräter, als den ihn auch das Magdeburger Gerichtsurteil hingestellt hat. Sein schneller Tod ist ein Glück für ihn und hat ihn vor einem jähen Sturze bewahrt; mit der Barmat[Bank]-belasteten Sozialdemokratie geht es abwärts. Luther vertritt jetzt seine Stelle und wird vielleicht sein Nachfolger. Hitler oder Ludendorff wäre mir ebenso recht.

Am 4. März 1925 fand abends im Saale des Café Vaterland eine sehr schwach besuchte Versammlung statt, um hier in Göttingen eine Gruppe der Volksskirchlichen Vereinigung zu begründen. Pastor Jarek-Rosdorf, Pastor Baring und Pastor Saathoff von hier sprachen. Ich stehe der Sache sympathisch gegenüber. Alles, was dazu beiträgt, die auseinander strebenden Teile unseres Volkes zu verbinden, hat meinen Beifall; aber es wird schwer sein, die Gräben auszufüllen, die die orthodoxe Rechte gegenüber den anderen Richtungen ausgeworfen und gezogen hat. Auch den Freunden der evangelischen Freiheit wird die Mittelpartei ein Ärgernis sein, weil sie nicht reinen Tisch macht. Die Diskussion war leider nicht in allen Teilen für mich verständlich; die Redner brachten auch zu viel nichts zur Sache

Gehöriges an. Kollege Lisco³, der leider für mich zu leise sprach, wollte die Theologie von der Kanzel verbannt wissen und forderte die Pastoren auf, die Leute nicht aus den Kirchen herauszupredigen. Die Gründung einer Gruppe kam zunächst nicht zu Stande.

Am 29. März 1925 Präsidentenwahl und bis jetzt 22 Kandidaten, darunter der rote Jude Iwan Katz. Ich wünschte, dass man den Kronprinzen oder Ludendorff zum Präsidenten wählte. Die Bayern werden wohl ihren Rupprecht aufstellen. Wer weiß, welche Überraschungen uns bevorstehen! 4. März 1925. - Als Kandidaten, die Chancen haben, schälen sich heraus: Kuno, Jarres, Luther, Marx; Jarres ist von den Rechtsparteien auf den Schild erhoben, Hindenburg tritt für ihn ein.

810 15. März 1925. Nun hausen wir den dritten Tag in der neuen Wohnung, Gaußstr. 16, sie verspricht behaglicher zu werden als die alte, die wir achteinhalb Jahre innegehabt haben. Der Umzug ging bei der größten Kälte dieses Winters - 10° Réaumur - vor sich, teilweise bei starkem Schneefall, nachdem der Januar und Februar bespielloos mild gewesen war. Unsere liebe Tochter hat uns in hingebendster Weise geholfen und ist am 16. nachmittags wieder nach Norheim zurückgekehrt; auch Tante Elise Scheidemann unterstützte uns aufs beste; selbst Tante Mathilde und die Schwestern Wittmer trugen ihr Scherflein bei. In der ersten Nacht fehlte uns vieles, weil der dritte Wagen erst am nächsten Tage ausgepackt werden konnte; selbst Licht hatten wir nicht, so dass ich Stearinkerzen besorgte, die auf Flaschen gestellt wurden. Jetzt ist es schon wohnlich geworden, die Gardinen sind sogar schon angebracht. Es war unser 9. Umzug; der 10. wird wohl den Ballenhäuser Friedhof als Ziel haben. Gott sei ferner mit uns! - 16. März 1925

Die Besuche unter und über uns, bei Haases und Leonhards, sind erledigt; beide Familien waren freundlich und entgegenkommend. Anna ist mit dem Wohnungstausch wohl zufrieden, ich auch; besonders mit meinem freundlichen, bequem eingerichteten und ruhigen Zimmer.

Die Rechtsparteien haben Jarres auf den Schild erhoben. Er schießt hoffentlich den Vogel ab, wenn nicht im ersten, so doch im zweiten Wahlgange. Der Alldeutsche Verband bekämpft Stresemanns Politik.

Otto Kiep ist Ministerialdirektor und zudem Reichspressechef geworden. Über kurz oder lang wird er es wohl zum Minister bringen. - Die sozialdemokratischen Zeitungen lügen alles mögliche, um Jarres in üblen Ruf zu bringen. - 25. März 1925

In Ilfeld sind große Veränderungen im Werke. Für den 1. April haben vier Lehrer, darunter Eggers, ihre Versetzung angekündigt erhalten. Assessoren treten an ihre Stelle. Es soll allenthalben gespart werden, da der Abgang groß, die Neuanmeldungen minimal sind. Schlaf- und Arbeitssäle sind in Aussicht genommen. Das

³Der Altphilologe Eduard Lisco (1879-1941) war 1924 Direktor des Göttinger Gymnasiums geworden. 1934 wurde er als „Nicht-ariet“ zum Ausscheiden gezwungen.

Denkmal für die im Weltkriege gefallenen ehemaligen Schüler und Lehrer soll in den Klostergarten verlegt werden, den ursprünglich vorgesehenen Platz. Prof. Trommsdorf hier hegt die Vermutung, dass die Katholiken ihr Auge auf das alte Prämonstratenser Kloster geworfen und dies am liebsten wieder erstehen lassen möchten. Ich habe von alledem, mit Ausnahme der letzten Vermutung, Otto Kiep Mitteilung gemacht und nur den einen Wunsch hinzugefügt, dass den Direktor Blankenburg und den Verfasser des Pamphlets bald dasselbe Schicksal treffen möge wie jene vier.

811 Mit großem Beifall habe ich in diesen Tagen das Buch von Bocké „Vom Niederrhein ins Baltenland“ gelesen, durch das mir seine Gestalt wieder lebhaft vor die Augen trat. Er ist ein wackerer Kämpfer für deutsche Ehre und deutsche Geltung im Russenreiche gewesen. Seine Auffassung der bolschewistischen Gräueltaten und der furchtbaren Dezimierung des russischen Volkes, die die von Russland dem Westen drohende und schon sehr nahe gerückte Gefahr, von der Masse der Slawen erdrückt zu werden, zunächst für einige Zeit hinausgeschoben haben, trifft meines Erachtens das Richtige. Von dieser Seite hatte ich sie noch nicht betrachtet. - 30. März 1925

Die Kandidatur Hindenburgs, der die Aufforderung des Reichsblockes angenommen hat, scheint mir aussichtsvoll. Aus Berlin schickten mir D. Bohne und Klages von der Tagung des Gymnasiums einen Gruß mit der Nachricht, sie hätten im Schauspielhaus einer stimmungsvollen Aufführung von Kleists „Prinzen von Homburg“ beigewohnt. Es liegt wie ein Umschwung in diesen schönen Frühlingstagen. Möge nicht wieder ein böser Reif darauf fallen! Gründonnerstag, 9. April 1925

Das Osterfest ist harmonisch und stimmungsvoll im Kreise der lieben Northeimer verlaufen. Erich nahm am zweiten Festtage mit den Seinen an der Feier des heiligen Abendmahls teil, Agnes' erste Kommunion, die sie tief bewegte. Für Erich war die Parsifal-Aufführung in Berlin eine Vorbereitung gewesen. - Fritz ist schwerfälliger geworden an Körper und Geist, die beiden Mädchen erblühen zu lieblichen Jungfrauen.

812 Hurra! Hindenburg ist mit 880.000 Stimmen Mehrheit gewählt, die Koalition Zentrum-Sozialdemokratie-Demokratie hat es nicht schaffen können, [Wilhelm] Marx durchzubringen, weil die Kommunisten abseits standen. Nun setzt hoffentlich neuer Aufstieg ein und ein großes Reinemachen beginnt, das die zweifelhaften und angefressenen Existenzen aus den Staatsbetrieben entfernt. 27. April 1925

Der Kultusminister der Revolutionstage, Haenisch, ist im Alter von 49 Jahren als Regierungspräsident von Wiesbaden gestorben. Er war nach den Zeitungen ein Ehrenmann. Gestern wurde Hindenburgs Wahl durch einen großen Fackelzug der vaterländischen Verbände gefeiert. Leider beeinträchtigte starker Regen den Aufzug. - 29. April 1925

Am 8. Mai 1925 besuchte ich abends 8:30 das gut gefüllte Auditorium 15, in dem [der Theologe] Prof. [Emanuel] Hirsch einen Vortrag hielt über das Verhältnis der Religion zur Geschichtsphilosophie. Sehr enttäuscht kehrte ich heim: Ich hatte nur Bruchstücke verstanden. Mein schlechter gewordenes Gehör und der leise, monotone Vortrag des Redners hatten zusammengewirkt. Man hatte den Eindruck, dass ein geistvoller Mann redete und Wertvolles redete; aber alle Feinheiten, alle Detailausführungen sind mir entgangen. Soviel ist hängen geblieben, dass die Religion die Geschichte nicht auffasst als Kampf zwischen Kultur und Natur, nicht als Kampf zwischen Sein und Freiheit, als Kampf zwischen Absolut und Relativ, sondern als Kampf zwischen Gut und Böse; Letzteres hat Gott zugelassen und in seinen Weltenplan aufgenommen. Der Kampf werde fort dauern, solange es Menschen gibt, die in sich selbst diesen Kampf durchführen müssen. Anderen Zuhörern ist es ebenso wie mir ergangen; daran änderte auch nichts das begeisterte Trampeln einer Menge von Studenten.

Das Deutsche Museum in München ist eingeweiht, eine Großtat in trüber Zeit. Sven Hedins Worte gefielen mir besonders.

Satyrspiel der Kommunisten, würdige Einführung Hindenburgs, das ist das Kennzeichen des 12. Mai 1925. Der neue Präsident hat eine Riesenaufgabe vor sich: Abwälzung der Kriegsschuldfrage, Sicherung der Grenzen, polnischer Korridor, Aufbau im Innern, Bekämpfung des Bolschewismus usw. usw. Die Franzosen stehen vor ernsthaften Schwierigkeiten in Nordafrika. Vor 112 Jahren leuchtete der erste Freiheitsstrahl im Norden auf, sollte er diesmal im Süden aufglänzen? - 13. Mai 1925

813 Der Anschluss Österreichs an das Reich wird von der ganzen Meute unserer Gegner bekämpft. Amerika verlangt Rückzahlung der ausgeliehenen Millionen und Milliarden. Stresemanns Politik ist mir unklar. Deutschland feiert Feste, als ob keine Feinde an den Grenzen stünden. 23. Mai 1925

Ein erschütternder Todesfall beschäftigt uns. Am Himmelfahrtstage, seinem Geburtstage, wird der 21-jährige Sohn, stud. jur. in Berlin, des hiesigen Universitätsprofessors Hermann, der für den Sommer nach Litauen beurlaubt ist und in Kowno weilte, auf einer Vorortsbahn Berlins als verstümmelte, unkenntliche Leiche gefunden und nur aus seinen Papieren festgestellt. Eine Stunde vorher hatte er fröhlich von Freunden Abschied genommen und morgens noch einen liebevollen Brief an seine Mutter geschrieben. Diese hat tags zuvor ihre eigene Mutter, nachdem sie ihr in den Sterbestunden zur Seite gestanden, in Berlin beerdigt. Hier in Göttingen empfängt sie zugleich mit dem Briefe des Sohnes die Nachricht von seinem Tode. Der Vater, der Pfingsten nach Göttingen reist, sucht bei einem Aufenthalt in Berlin den Sohn auf und findet ihn nicht mehr.

Die Beisetzung fand am Freitag vor dem Feste hier in Göttingen statt. Mein Befinden erlaubte mir nicht teilzunehmen. Wie der junge Hermann zu Tode gekommen ist, hat auch der Freund des Hauses, Dr. Hoffmann, der in Berlin die Überführung des Leichnams geleitet hat, nicht in Erfahrung bringen können. Die Mutter ist

schon längere Zeit psychisch schwer leidend und der ältere ihnen gebliebene Sohn aus demselben Grunde in dem Sanatorium des Professors Eichelberg in Hedemünden. Herrgott, wie unbegreiflich sind deine Wege!

Otto Kiep schrieb mir zu Pfingsten einen längeren Brief. Er erwartet einen sehr unruhigen Sommer mit schwerster Arbeit, hofft aber doch, uns im Laufe desselben aufsuchen zu können. - In Ilfeld haben sich die Verhältnisse so zugespitzt, dass mit dem baldigen Abgange des jetzigen Direktors zu rechnen ist. Das stimmt überein mit Nachrichten, die Direktor Schreiber empfangen hat. Vor kurzem seien zwei Ministerialräte in Ilfeld gewesen, um die verworrenen Verhältnisse zu studieren. 2. Juni 1925

In Ilfeld scheint Blankenburgs Direktorat zu Ende zu gehen. Er ist, wie es heißt, beurlaubt, jedenfalls jetzt nicht dort. Die sogenannte Verfehlungsnote ist überreicht. - Was wohl unsere Regierung tut?

814 Am 11. Juni 1925 hatte sich der Verein Deutschnationaler Studenten den Dr. Piepenbrinck als Redner eingeladen über das Thema „Unsere Pflicht“. Mitglieder der Deutschnationalen Partei waren als Gäste willkommen. Nur wenige waren erschienen. Der große Saal am Ritterplan war nur zu einem Viertel gefüllt, darunter nur wenige Farbenstudenten. Ich habe nicht bedauert, hingegangen zu sein. Der Redner sprach überzeugend und verfügte über reiches Material. Ich wünschte, dass seine Mahnungen nicht ungehört verhallten! Dass wir, wenn alles sich als vergeblich erweise, lieber in Ehren untergehen müssten als ein Sklavenleben zu führen, war das Mahnwort. Ohne Kampf ist die Freiheit nicht zu erringen. Unsere Feinde versuchen uns zu zermürben, innerlich zu zersetzen, einzuschläfern, um so die Widerstandskraft zu ertöten.

Die Abstimmung über den Nationalfeiertag hat zur Ablehnung des 18. Januar [Reichsgründungstag] geführt. Das Zentrum hatte sich zu den Sozialdemokraten geschlagen. Es war nichts anderes zu erwarten. Dem Zentrum steht die katholische Kirche höher als Deutschland, solange nicht der Papst darüber regiert. Ein protestantisches Kaiserreich, mit dem der 18. Januar '71 unauflöslich verbunden ist, wird von oben verabscheut. - Die französische Antwort auf unser Paktangebot⁴ wird hoffentlich eine glatte Ablehnung zur Folge haben. - [Der norwegische Polarforscher] Amundsen gerettet. - 18. Juni 1925

Die Tagung des Hochschulringes Deutscher Art hat am 21. mit einer stimmungsvollen Feier in St. Johannis eingesetzt. Die treffliche Ansprache Mirbts wird hoffentlich gedruckt, so dass sie auch weiteren Kreisen zugänglich wird. Die Vorträge A. O. Meyers, Lienhards⁵, [Max] Wundts⁶ will ich mir nicht entgehen lassen.

⁴ aus dem dann der Pakt v. Locarno hervorging

⁵ Friedrich Lienhard, von 1920 bis 1928 Herausgeber der national-konservativen Kulturzeitschrift „Der Türmer“.

⁶ M. Wundt veröffentlichte 1924 ein Buch mit dem Titel „Was heißt völkisch?“ zur Förderung der Blut-und-Boden-Ideologie

Solche Veranstaltungen sind zeitgemäß; das ewige Festefeiern unserer Zeit dagegen widert mich an.

Anna brachte gestern einen nachdenklichen [bedenkenswerten] Ausspruch Wilhelms II. mit: Ein bedeutender Arzt, Dr. Sippel, hat Wilhelms II. Gattin Hermine glücklich kuriert und von seiner Majestät sein Bild zum Dank empfangen mit der Unterschrift: „Im heutigen Deutschland werden Minister zu Schurken und Schurken zu Ministern.“ Ob nicht einer dieser Schurken zur Antwort gibt: „Im alten Deutschland wurde ein Feigling Kaiser und ein Kaiser zum Feigling“? Wie es in den Wald schallt, so schallt es zurück.

815 Prof. A. O. Meyer hielt am 23. Juni 1925 im vollbesetzten Auditorium Maximum einen vortrefflichen, mit rauschenden Beifall aufgenommenen Vortrag über Bismarcks Politik. Mein Nachbar war Prof. Pohl, der nächstens, wenn er in Berlin zu tun hat, Kiep aufsuchen und ihm auch meine Grüße überbringen will. Kiep hat unglaublich viel zu tun und u. a. täglich bei Hindenburg zweieinhalb Stunden Vortrag zu halten. Er ist Vermittler zwischen dem Auswärtigen Amte und dem Reichspräsidenten. Pohl meinte, dass Otto Kiep diese aufreibende Tätigkeit auf die Dauer nicht aushalten könne. Ich zweifle nicht, dass er über kurz oder lang Minister oder Gesandter wird.

Am 24. Juni hielt Lienhard einen mit brausendem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Thema „Von Sanssouci zum Sachsenwald“. Das deutsche Volk sucht seine Seele. Wenn diese verkümmert, so geht der Leib zurück. 20 Jahre nach Friedrichs II. Tode ging sein Werk in Trümmer, desgleichen Bismarcks Werk 20 Jahre nach seinem Tode; aber ihr Geist lebte und lebt. Gegenüber stehen sich in Deutschland die Anschauungen „genieße und stirb!“ und [das Goethesche] „stirb und werde!“. Die Letztere muss siegen. Jeder einzelne muss in kleinstem Kreise an diesem Siege und zu diesem Siege helfen, damit, wenn uns Gott den Genius schickt, er verständnisvolle Helfer finde. Ein guter Gedanke war: Vielleicht hat Friedrich 1806 und Bismarck 1918 selbst sein Werk zerschlagen [d. h. beide aus dem Grabe heraus], weil der Geist daraus gewichen war.

Gegen das Überhandnehmen des Festefeierns fand Lienhard ernste Worte. Ich freue mich, Lienhard selbst gesehen und gehört zu haben. Er war mir mit seinem etwas süddeutsch gefärbten Tonfall und der ruhigen, überzeugenden, warmen Sprache sehr sympathisch. Am Schluss wurde ihm ein bereitliegender großer Lorbeerkrantz überreicht.

816 Eine viertägige Tagung des Altphilologenverbandes liegt heute, am 5. Juli 1925, hinter mir. Ich habe viele Vorträge mit lebhafter Teilnahme angehört - am besten gefiel mir der [Richard] Reitzensteinsche - und freute mich, eine ganze Reihe alter Bekannter aus meiner Schulwirklichkeit wiederzusehen, vielleicht zum letzten Mal, und manche neue Kraft kennen zu lernen. Beweglich war mir das Wiedersehen mit dem gelähmten Lücke, der hier bei seinem Schwiegersohne, Baurat Seidel, einem Sohne des Dichters, weilt. Direktor Lisco leitete gut und hat sich wohlverdient gemacht. Erich hat sich, obwohl er sehr abgearbeitet war, mit

seiner gewohnten Energie an allem beteiligt. Emmchen traf am 4. mittags ein und reiste abends 11 Uhr nach Augsburg⁷.

Am 8. Juli 1925 besuchte ich Fritz Scheidemann in Neu-Bethlehem, wo er sich einer vorzüglich abgelaufenen Nasenoperation unterzogen hatte. Er ist jüngst zu einem Regimentstag in Lüneburg gewesen und hat bei Tisch neben Hindenburgs Schwiegersohn v. Pentz gegessen. Als er im Gespräch seiner Verwunderung Ausdruck gegeben, dass Hindenburg 1918 nicht versucht habe, die Flucht des Kaisers nach Holland zu hintertreiben, hat er von diesem erfahren, dass S. M., ohne v. Hindenburg etwas mitgeteilt zu haben, auf und davon gegangen sei. Nur v. Hindenburgs Treue hindere ihn, dies öffentlich auszusprechen; er sei nach wie vor bemüht, ihn zu decken.

Die Verhandlungen, die er in den letzten 14 Tagen vor dem Zusammenbruch mit dem Kaiser geführt habe, seien in höchstem Grade aufregend und unerquicklich gewesen. Einmal habe er [v. H.], von einer solchen zurückkehrend, alles auf die Erde geworfen, was auf dem Schreibtisch gestanden. Der ruhige und kaltblütige Mecklenburger v. Pentz habe darauf alles langsam aufgelesen und Stück für Stück wieder auf den Tisch gestellt. Da hat ihn Hindenburg auf die Schulter geklopft mit den Worten: „Du bist doch ein guter Sohn.“

Die Schwierigkeiten der Franzosen in Marokko haben in letzter Zeit eine unheimliche Höhe erreicht. Uns kann es recht sein. In Frankreich selbst gewinnt die Anschauung Boden, dass Deutschland den Weltkrieg nicht entzündet hat. Der Wert und die Verlässlichkeit der französischen im Rheinland stehende Truppe ist den deutschen Militärs genau bekannt, da es an deutschen Beobachtern nirgends fehlt. Könnte ich es doch noch erleben, dass den Franzosen ihre Schurkerei heimgezahlt würde!⁸ 10. Juli 1925

Prof. [Martin] Dibelius⁹ hielt am 25. Juli 1925 im Auditorium Maximum einen auch von der Professorenschaft stark besuchten Vortrag über Nationalismus und Internationalismus in Deutschland und England. Er fasste Gedankengänge, die ich selbst vielfach gehabt habe, in klarer, eindrucksvoller Rede zusammen. - Das Buch vom Kronprinzen „Ich suche die Wahrheit“ macht auf Anna und mich einen tiefen Eindruck und wird, in möglichst viele Sprachen übersetzt, Deutschlands Sache sicherlich die besten Dienste leisten.

817 Am letzten Juli[tage] erstand ich drei Anteile, [einmal] à 110 M, zweimal 100 M, eines Ölpalmunternehmens in W-Afrika, je einen für jeden der drei Enkel. Es ist das ersparte Geld für nicht getrunkenen Wein bzw. Bier im letzten Jahr. Vielleicht wirft jeder Anteil in späteren Jahren eine kleine Rente ab.

⁷ wohl zu Müllers, den dortigen Loß-Verwandten

⁸ Im Juli/August 1925 endete die französische Ruhrbesetzung gemäß dem bei der o. e. Londoner Konferenz 1924 verabschiedeten Dawes-Plan, auch dies ein Ereignis, das Mücke keines Wortes würdigt.

⁹ Theologe, wie sein Vetter Otto Dibelius

Wo nicht, so wären die 330 M, in Getränken angelegt, doch verloren gewesen. - 2. August 1925

Zu den Schwierigkeiten der Franzosen in Marokko treten solche in Syrien und Tunis; das wird wohl der Hauptgrund sein, dass sie das Ruhrgebiet verlassen, nicht Stresemanns Politik. 13. August 1925

In den Ferien besuchten uns Dunccker, die aus dem Schwarzwald zurückkehrten und ihre beiden ältesten Kinder hier von der Großmutter abholten. Herr und Frau Duncker sahen wohl aus. Frau Duncker, die 7 Kinder geboren hat, erzählte uns von der Einweihung des neuen Schulgebäudes in Neustrelitz, von ihrem Vater, Geschwistern und den sieben Kindern. Wie sie mit dieser großen Familie und zwei Hausmädchen durchkommen, ist mir ein Rätsel, wenn ich damit Erichs Haushalt vergleiche und sein Stöhnen, dass er noch 160 M für den Grabstein der Eltern zu zahlen hat, weil sein Bruder Oskar einfach nicht zahlt. Diese 160 M erübrigt er mit Leichtigkeit von dem Schulgeld und sonstigen Auslagen für Agnes, die er mir überlässt. (Durchschnittlich bezahlt Erich 1/3, ich 2/3 des Schulgeldes.)

Ich sage nichts, um Emmchen keine Ungelegenheiten zu machen. Seine Mutter sagte, hier läge seine schwache Seite, wie einst bei seinem Vater, der ihr unter Berufung auf ihre Liebe ihr ganzes Vermögen entzogen und mit verspekuliert hat. Auch Emmchens Liebe wird bezweifelt, wenn ich in Geldsachen zurückhaltend bin. Paul Meyer und Frau, die uns einen ausführlichen Bericht von ihrer silbernen Hochzeit sandten, haben auch genug andere Sorgen als die Northeimer; sie haben außer für sich auch noch die Auslagen für zwei erwachsene Söhne zu bestreiten, einen kand. theol. und einen Referendar. Aber mit solchen Vergleichen darf man Erich nicht kommen.

Der Regiments-Appell der 82er, verbunden mit der Einweihung des ernsten, stimmungsvollen Denkmals vor dem Geismartor ist überaus würdig und eindrucksvoll verlaufen. In Hameln und Hildesheim sind ähnliche Tagungen anderer Regimenter nicht weniger würdig veranstaltet worden. Überall in Deutschland Feiern! Werden sie uns über die Uneinigkeit der Nation hinweghelfen? Werden sie die stumpfen Massen aufrütteln? Ringsum starrt die Welt in Waffen, und wir sind ein wehrloses Volk geworden. Die Teuerung nimmt zu, die Gährung unter den Massen nimmt zu. Unsere Außen- und Innenpolitik ist mir rätselhaft. Gott helfe! - 25. August 1925

818 Am 3. September 1925 besuchte uns Wilhelm Lattmann, der Bruder Hermanns, Amtsgerichtsrat in Schmalkalden, lange Jahre Mitglied des Reichstages und Landtages, der zu Besuch bei seinem Pflegemütterchen, der 88-jährigen Mathilde [Richter] weilte. Wir gedachten alter Zeiten, Clausthals, seines Vaters, der 82 Jahre alt am Schreibtisch starb, des Weltkrieges und seiner Erlebnisse in demselben. Er erzählte viel Beachtenswertes, von dem ich einiges festhalte:

Als er 1915 als Hauptmann der Landwehr an der belgisch-holländischen Grenze seinen Abschnitt zu bewachen hatte, stellte einer seiner Leute ein scheinbar altes,

zerlumptes Mütterchen, das mit seinem auf der holländischen Seite stehenden Mann Paketchen austauschen wollte. Sie gibt an, dass der auf holländischer Seite stehende Mann ihr Bruder sei, der ihr Lebensmittel zuwerfen wolle. Der Posten gestattete das Werfen, fängt aber auch das für Holland bestimmte Paketchen ab. In dem Paket des angeblichen Bruders befinden sich in der Tat Lebensmittel, in dem der alten Frau aber sorgfältig ausgearbeitete Pläne der deutschen Stellungen vor Verdun. Das Mütterchen wird verhaftet, entpuppt sich als junges Mädchen aus den höheren Ständen. Eine Hilfsschwester weist nach, dass sie unter der zerlumpten Kleidung feinste Wäsche trage. Auf Befragen nach Namen und Herkunft schweigt die Verhaftete hartnäckig. Lattmann erklärt ihr, sie bekäme keine Nahrung, bis sie sich legitimiert habe. Nach fünfständigem Fasten nennt sie einen Lütticher Juristen als ihren Vater. Nachdem durch telegrafische Anfrage in Lüttich die Richtigkeit ihrer Aussage festgestellt ist, bekommt sie zu essen. Eine Haussuchung in Lüttich fördert viel belastendes Material zu Tage. Der Jurist, zwei hochgestellte katholische Geistliche, ein hoher Staatsbeamter, ein Eisenbahner u. a. werden als Teilnehmer der Spionage ermittelt und die zuerst genannten Fünf zum Tode verurteilt. Als ihre Hinrichtung erfolgen soll, kommt vom Kaiser die Begnadigung der ersten Vier. Der Erzbischof hat durch Vermittlung des Papstes dieses Ergebnis bewirkt. Der kleine Eisenbahnbeamte muss den Tod leiden, die andern, auch das Mädchen, kommen mit Gefängnisstrafen davon! Lattmann fügte hinzu, dass seine Leute gemurt hätten, als sie diesen Ausgang erfuhren. Wahrlich mit Recht! Wie mächtig ist die katholische Kirche und wie feindlich dem evangelischen Deutschland!

819 In einer sozialdemokratischen Versammlung 1919, der auch Lattmann beiwohnt, bezeichnet der Hauptredner den Kronprinzen als ehebrecherischen Schuft, Lattmann ruft: „Das ist eine gemeine Lüge!“, und verlangt, dass man ihn wegen Beleidigung gerichtlich belange. Die Sozialdemokraten erheben Klage, Lattmann verlangt, dass nicht bloßes Gerede [angeführt], sondern Zeugen gestellt würden, die Ehebruch des Kronprinzen eidlich feststellten. Zu Gunsten des Beklagten erboten sich viele Offiziere aus der Umgebung des Kronprinzen und auch Burschen, die im Kriege den Kronprinzen täglich bedient haben, als Entlastungszeugen. Die Sozialdemokraten ziehen die Klage zurück. Lattmann hat gehört, dass der Kronprinz selbst mitgewirkt habe, dass die Sache nicht öffentlich behandelt würde.

Er findet den Grund in einer Begebenheit, die sich im kronprinzlichen Hauptquartier an der Front zugetragen hat. Flieger, denen der Aufenthalt des Kronprinzen offenbar verraten worden ist, werfen in der Nacht Bomben über das Dorf. Unter den sich Rettenden wird eine Frauengestalt in Nachtzeug bemerkt, die sich aus des Kronprinzen Schlafstube durch das Fenster in Sicherheit bringt. Es ist die Kronprinzessin gewesen, die incognito bei ihren Gatten zu Besuch war. Dieser Besuch war der Truppe verheimlicht worden, weil sonst die Anwesenheit auch anderer Ehefrauen nicht hätte verboten sein dürfen.

Ich erzählte Lattmann bei dieser Gelegenheit die mir von Carl Peters vor vielen Jahren berichtete Ehe-Irrung des Kronprinzen auf der Heimkehr von Indien in

Ägypten mit einer hübschen Engländerin, die damals Peters miterlebt hat und die die sofortige Rückberufung nach Deutschland bewirkte.

Aus eigener Erfahrung bestätigte Lattmann den Dolchstoß der Sozialdemokraten. Seine Leute haben ihm die sozialdemokratischen Flugblätter überbracht, die die Soldaten zur Fahnenflucht aufforderten. Ein Untersuchungsgefangener, der bei der Desertion ertappt wurde, hat ihm alle Einzelheiten mitgeteilt, wie dabei verfahren wurde, das Haus in Brüssel, wo die Deserteure civile Bekleidung und falsche Pässe erhielten, und die Förmlichkeiten, durch die sie sich den Helfern in Brüssel als Genossen zu erkennen geben sollten: dreimalige Vierteldrehung mit Ausrufen „Erstens- zweitens – drittens“.

820 Durch einen bekannten westfälischen Bankbeamten, der die Wächter bestach, ist er [Lattmann] am 9. November 1918, als er unter Misshandlungen verhaftet war, freigekommen. In Schmalkalden ist er im Dezember 1918 von roten Rowdies auf dem Wege zum Amtsgericht übel misshandelt worden. Seitdem trägt er einen derben Eichenheister als Spazierstock, er zeigte ihn mir lachend. Als ihm wenige Tage nach der erlittenen Unbill wieder zwei Burschen drohend in den Weg getreten seien, habe er sie mit seinem Knüppel so ins Gesicht geschlagen, dass sie blutend davongelaufen seien. Seitdem habe keiner gewagt, mit ihm anzubinden.

[Er erzählte ferner,] wie er von den Nationalliberalen zum Landbunde gekommen sei: Lattmann war in den 90er Jahren Amtsrichter in Freiburg an der Elbe und eifriges Mitglied der Nationalliberalen Partei. Auf sein Betreiben wurde Fürst Bismarck gebeten, die Stelle des gerade verstorbenen Abgeordneten des Stader Kreises einzunehmen, obwohl er erklärte, er würde sein Mandat nie ausüben. Als nach Bismarcks Tode die Stader Nationalliberalen Bismarck besonders ehren wollten, wurden sie telegrafisch von der Parteileitung in Hannover angewiesen, dies unbedingt zu unterlassen. Da ist Lattmann dem Landbund zugetreten, nachdem er öffentlich den Nationalliberalen seinen Austritt angezeigt hat. Jetzt gehört er der Deutschnationalen Partei an, hat sich aber vom politischen Leben zurückgezogen.

821 Die Reise nach Neustadt (Harz), wo ich mit Freund Heynacher zusammentraf, der von seiner Frau und Tochter Ida begleitet war, musste vorzeitig abgebrochen werden, weil zu heftiger Regen einsetzte. Dennoch sind wir zum Poppenbergturm hinaufgestiegen, dessen Umgebung heillos vernachlässigt ist, haben die Ebersburg besucht und sind auch in Ilfeld gewesen. Der Friedhof hat uns längere Zeit festgehalten. Bechers Gräber sind erst wenig von dem angepflanzten Efeu überzogen, gut gepflegt war Bajohrs, Meyers und Lattmanns letzte Ruhestätte.

Im Flecken suchte ich Edda Böttcher auf; Till [?] Meyer begegnete mir an der Kirche; in der „Krone“, wo Heynacher auf mich wartete, saß eine Tafelrunde beim Frühschoppen; dann gingen wir bei Frau Boesch vorbei, die, obwohl von Gicht geplagt, frisch und munter war. Überall wurde uns als Tagesneuigkeit erzählt, dass Oberstudienrat Ithes mit Datum des 1. August zum Direktor der Klos-

terschule ernannt und Blankenburg nach Berlin versetzt sei. Anderen Tages, Montag, den 7 April, suchte mich der ganz weißhaarig gewordene Kollege Eggers in Neustadt auf, bestätigte das Gehörte und erzählte Näheres: Ithes würde am 12. von Brothage eingeführt und möchte mich gern vorher in Neustadt aufsuchen. Eggers ist abgebaut, bleibt aber in Ilfeld, auch in seiner Wohnung, und hat die Leitung der Vorschule übernommen. Blankenburg soll in Berlin die Oberaufsicht über den Musikunterricht an den höheren Schulen erhalten. Hausinspektor Reinhardt ist schwer krank und geht am 1. Januar 1926 in Pension. Leider wurde aus der Besprechung mit Ithes nichts, da mich der Dauerregen und die Kälte nach Göttingen zurücktrieb.

Hellmut Heynacher hat sich vor einigen Wochen mit einem ganz einfachen Mädchen aus Berlin wider den Willen seiner Eltern verheiratet. - Von Geheimrat Sachse, der an der hiesigen Universität im Sommer allwöchentlich einen pädagogischen Vortrag hält, hat H. gehört, dass Professor Brandt mit seiner Privatsekretärin, Fräulein Calsow, Tochter des Oberbürgermeisters, ein Verhältnis gehabt habe, dass nicht ohne Folgen geblieben sei. Ich bezeichnete die Mär als Klatsch, hatte hier nie etwas davon vernommen. Als ich Anna davon erzählte, sagte sie, dass sie schon vor Wochen von diesem Gerücht gehört, mir aber nichts davon mitgeteilt habe, weil sie es ebenfalls nur für Klatsch gehalten habe und mich nicht hätte betrüben wollen, weil sie meine Hochachtung für Brandt kennt.

Ithes-Ilfeld und Ferber-Steglitz haben an mich geschrieben. Die Ilfelder Schulfrage gewinnt doch ein neues Gesicht, seitdem Blankenburg das Feld geräumt hat. Nun ist nur noch der Verfasser des Pamphlets „Kleinschmidt“ ein Stein des Anstoßes. Vielleicht räumt er freiwillig das Feld. Davon wird es abhängen, welchen Erfolg eine Besprechung zwischen Ithes, Ferber, Burkersroda, Kiep u. a. haben wird, zu der ich ebenfalls kommen soll. Vorher aber muss ich noch am 50-jährigen Jubiläum des K.W.G. in Hannover teilnehmen. - Politisch ist jetzt die Vorbesprechung des Sicherheitspaktes betreffend die deutsche Westgrenze im Gange. Stresemann und Luther sollen an ihr teilnehmen. Ich fürchte, Gutes wird für uns wenig herauskommen. - 25. September 1925

822 Nun liegen schon 14 Tage hinter mir, seitdem ich an der 50-jährigen Jubiläumsfeier des K.W.G. in Hannover teilgenommen habe. Sie ist nach allen Richtungen hin harmonisch verlaufen, und ich freue mich, dass ich dabeigewesen bin. Freilich bin ich mir meines zunehmenden Alter sehr bewusst geworden. Von den gehaltenen Ansprachen habe ich die wenigsten verstehen können, und trotz scharfer Gläser habe ich nur allgemeine Eindrücke gewonnen. Obwohl ich mich auf eine Ansprache ebenfalls gerüstet hatte, musste ich verzichten. Meine Stimme reichte für den Kuppelsaal der Stadthalle nicht aus und noch weniger für den Raum der Ausstellungshalle, in der der große Festkommers abgehalten wurde. So habe ich mich begnügt, die Hauptgedanken den beiden Kollegen Wohltmann und D. Bohne mitzuteilen:

1. Ein Wort der Königin Luise aus schwerer Zeit: „Nun wir keine Heere mehr haben, müssen es die Charaktere schaffen.“

2. „Lampades echontes diadosousin allelois“¹⁰ – Ihr sollt die Fackeln des Idealismus und der Vaterlandsliebe hochhalten und einer dem anderen weitergeben! Dann wird auf die unvollkommene Gegenwart eine vollendete Zukunft folgen.
3. Praesens imperfectum, perfectum futurum.¹¹

Der jetzige Direktor Groebe ist ein gewandter Mann, der den Anforderungen der Festtage gerecht wurde. Er wie seine gewinnende Frau haben mich überaus freundlich begrüßt und mir die jetzige Einrichtung unserer alten Wohnung gezeigt. Nicht minder wohltuend war mir das Wiedersehen mit den alten Kollegen, deren Zahl allerdings sehr zusammengeschmolzen war. Nicht teilgenommen habe ich an dem Frühschoppen und an dem Balle. Letzterer soll an 1.200 Besucher aufgewiesen haben, die in drei Sälen der Stadthalle tanzten. Kollege Duncker sagte mir, dass es da eigentlich für ihn am schönsten gewesen sei, indem er dabei die meisten alten Bekannten, auch Damen, gesprochen habe.

Ich war an diesem Abend der Einladung Kranolds gefolgt, die jetzt im „alten Teil“ wohnen, hoch oben in der Roten Reihe. Wir freuten uns unseres Zusammenseins und gedachten alter Zeiten. Zweimal bin ich bei Freund Heynacher zu Mittag gewesen und traf dabei auch seinen Sohn Hellmut, aber ohne Frau. Frau Geheimrat H. ging es gut, die Harzreise war ihr und Ida gut bekommen. Wie ein Traum steht mir jetzt eine Wanderung nach dem Steuerndieb mit Heynacher und Oeltjen im Gedächtnis, die ich am letzten Tage ausführte. Es war wie vor dem Kriege.

Auf dem Bahnhofe erwartete mich, als ich abfuhr, mein alter Hausmeister vom K.W.G. und gab mir für Anna ein Geburtstagsgeschenk mit, das von Kunzes einen völlig pfannenbereiten Hahn und von Marie Wullkopp einen großen Topfkuchen enthielt. Kunze hatte seine 30 Hühner abschlachten müssen, weil sein Gärtchen zur Erweiterung der Turnhalle nötig ist. Marie Wullkopp in der Fliederstraße 5 hatte ich auch einen Besuch abgestattet. Sie lebt als Frau eines Bäckers, der vier Gesellen beschäftigt und wöchentlich an Broten allein über 1.200 Stück absetzt, in sehr geordneten Verhältnissen. Ihr Heim war blitzsauber, ihr Irmchen hübsch und wohlgezogen, ihr Mann leider nicht zu Haus.

823 Am 1. Oktober 1925 feierten wir Annas fünfundsiebzigsten Geburtstag im traulichen Heim in Northeim dankerfüllten Herzens. Ein Tropfen Wermut in die Freude ist leider das Befinden des armen Fritz, dessen Krankheit langsam fortschreitet. Er ist trotzdem geduldig und heiter und hofft im stillen noch immer auf Genesung.

In Göttingen bin ich mehrmals mit Duncker zusammen gewesen. Er hat in Hannover den Eindruck gewonnen, dass sich der innere Zusammenhang des Kollegi-

¹⁰ „Ihre Fackeln werden sie einander weitergeben“

¹¹ „Die Gegenwart ist unvollkommen, die Zukunft wird vollkommen sein“. Der lateinische Spruch, die hübsche Erfindung eines wohl unbekanntem Grammaticus bzw. Schulmannes, wurde übrigens von Annas Schwester Hermine Becher, die – kinderlos geblieben – viel Zeit auf solche handwerklichen Arbeiten verwendete – in eine Holzplatte gebrannt. Diese hängt heute in meinem Arbeitszimmer.

ums des K.W.G. sehr gelockert habe, dass man Wohltmann als Oberstudienrat, der eigentlich alles zu machen habe, ungern leide, und Groebe, weil er seine Arbeit auf andere abwälze, im Grunde nicht schätze. Ich habe nichts davon bemerkt. Sehr gut gefiel mir die kurze Rede D. Bohnes, die er am zweiten Tage der Feier zum Gedächtnis der Gefallenen vom K.W.G. in der Aula hielt. Ich bat ihn um eine Abschrift. - Gewohnt habe ich in der Familienpension am Raschplatz 10, um ganz frei und ungehindert zu sein. Von drei Seiten hatte ich Anerbieten erhalten, bei ihnen Aufenthalt zu nehmen. - Eine das Durchschnittsmaß überragende Persönlichkeit ist der Direktor Reißert vom Realgymnasium vom Heiligen Geist in Breslau, vorher in Harburg und vordem viele Jahre am K.W.G. Ich freute mich, ihn wiederzusehen und habe mit Lust seinen Aufsatz im Kurier „Aus der Zeit vor 25 Jahren“ gelesen. - 13. Oktober 1925

In Locarno ist ein Pakt zu Stande gekommen. Ob ihn das Parlament gutheißt, ist fraglich, und fraglich ist auch, ob der Sturm gegen Severing im Landtage Erfolg hat. Das Zentrum, Severing und die Kommunisten wollen nicht Vorspann für die Rechtsparteien werden.

- Severing Sieger -

Am 22. Oktober abends 8 Uhr bei Saathoff Versammlung solcher, die sich für den Volkskirchenbund interessieren. Mehr als 10 Teilnehmer incl. Saathoff und Frau hatten sich nicht eingefunden. Der Rostocker Pastor Jarek hat die ganze Bewegung eingeleitet, die aber in Göttingen keinen rechten Boden findet. Mancherlei Fragen wurden angeschnitten: Kerngemeinde - Unterschied von kirchlich und religiös - Kirchengesang - Liturgie - Länge der Predigt - Inhalt derselben - Kirchenchor - innere Teilnahme desselben an dem Gesungenen - Einwirkung auf die Gemeinde - evangelische Freiheit - Gebundenheit der Katholiken - Aufopferungsfreudigkeit der Sekten. Lisco beteiligte sich rege an den einzelnen Fragen. Ich musste mich meist auf Zuhören beschränken, weil ich das zu schnell oder zu leise Gesprochene nicht verstand.

824 Emmchens Geburtstag [29. Oktober] in Northeim. In alter Liebe umfangen. Gott sei mit ihr! Mit Fritz wird es eigentlich [immer] schlimmer. Er kann Speisen nur durch Beugen des Kopfes zu sich nehmen, kaum selbst nach etwas reichen und wird immer fleischiger und unbeholfener. Dabei ist er freundlich und eigentlich nie missvergnügt. Es schneidet ins Herz.

Erich musste einen Wunsch seines Bruders Oskar abschlagen. Dieser verlangte in seinem naiven Egoismus 1.000 Mark auf sein zukünftiges Erbe. Die Geschwister sollten also diese Summe aufnehmen, hätten sie mit etwa 12% verzinsen müssen, denn Oskar würde erklärt haben: „Schlagt doch die Zinsen auf mein Erbe“, und hätten eine Last auf dem Halse gehabt, die schließlich wieder Erich, d. h. ich, hätte tragen müssen, wenn ich die Mittel gehabt hätte. Erich hat Oskar abschlägig beschieden. Das ist gut.

Er prophezeit einen unruhigen Winter, weil allenthalben die Not wächst. Ich erfuhr es, als ich auf der Niedersächsischen Bank Geld abheben wollte. Man gab

mir nur die Hälfte der gewünschten Summe: Die Kreditoren wünschten alle Geld, die Debitoren zahlten nichts. Die Aktiva überstiegen die Passiva bedeutend, und dennoch sei die Bank in Verlegenheit und würde wohl liquidieren [bankrott gehen] müssen; die hiesige Filiale solle aufgehoben werden.

Zuhause fand ich Hans Scheidemann, mit Frau und Kind angekommen, er der alte treue Mann, seine Frau sympathisch, das Kind wohl. Er hat auf der Reise durch Russland und bei seinem Aufenthalt in Moskau Einblicke getan in das Elend des russischen Volkes. Prof. Stich hier hat ihn als Mitarbeiter angenommen.

Ernst Rasch, Generalstaatsanwalt in Kassel, besuchte uns. Die Ilfelder Verhältnisse beschäftigten uns. Er hofft wie ich auf Besserung, obwohl die finanzielle Lage sehr übel ist. - Politisch hat die Absage der Deutschnationalen betreffend die Verhandlungen in Locarno viel Staub aufgewirbelt. Ich vermag nicht, mir ein einigermaßen klares Bild zu machen. Das Missgeschick der Franzosen in Syrien, die schändliche Beschießung von Damaskus, die Scheinerfolge in Marokko, das Sinken des Franken[Franc]-Kurses - dies alles wird sich hoffentlich für uns vorteilhaft ausreifen. Staatsmänner!! Aber zu dem redegewandten Stresemann habe ich kein großes Vertrauen.

Am 11. November 1925 Vortrag von [Gottfried] Traub¹² über Locarno in den überfüllten Festsälen. Leider ist mir wegen meines abnehmenden Gehörs vieles entgangen. Die Hauptsache war: Wir dürfen nicht unterzeichnen und nicht in den Völkerbund eintreten, wie Stresemann-Luther wünschen. Sozi und Zentrum wünschen es ebenfalls. Das muss uns noch mehr stutzig machen. Die Regierung verschweigt, dass wir durch unsere Unterschrift den Frieden von Versailles freiwillig sanktionieren, verschweigt die Fesseln, die uns der Vertrag auflegt, stellt die Folgen, die sich aus Nicht-unterzeichnung ergeben, als zu verhängnisvoll hin: Schlimmer könne es gar nicht mehr werden. Verhängnisvoll sei nur die Gewöhnung des deutschen Volkes an die jetzigen schmachvollen Zustände usw. Heute, am 12. November, bringt der Kurier die Nachricht, dass ein Teil der deutschnationalen Führer für die Unterzeichnung sei. Da soll man sich herausfinden!

825 Der Fall Frl. Praetorius kommt noch nicht zur Ruhe. Sie hat Klage gegen Prof. Courant wegen Beleidigung erhoben. Er hatte in einem Protokoll Frl. Praetorius, die bei ihm durchgefallen war und ihm einen höchst beleidigenden Brief geschrieben hatte, als psychopathisch veranlagt bezeichnet und deshalb Abstand genommen, sie zu verklagen. Klage hat sie ferner erhoben gegen Direktor Liebmann und Präsident Brodthage, weil sie statt nach der 1. Stufe nur nach der 2. Stufe geprüft sei, um sie durchfallen zu lassen. Prof. Götting, der protokolliert hatte, sagte mir, sie hätte die einfachsten Einleitungsfragen nicht beantwortet, und es sei doch selbstverständlich, dass, wer die 1. Stufe nachweisen wolle, doch auch in der 2. beschlagen sein müsse. Von allen dreien verlangt sie Schadenersatz für die verlorene Zeit und Mühe. Die Verhandlung vor dem Schiedsrichter Ringe, wo ich

¹² Gottfried Traub (1869-1956), protest. Theologe und Politiker, 1918 Mitgründer der DNVP (zu deren ganz rechten Flügel er gehörte), 1920 am Kapp-Putsch beteiligt

als Zeuge und Sachverständige zugegen war, war erfolglos. Das Amtsgericht und Landgericht hier wies ihre Klage ab. Zwei Kasseler Rechtsanwälte hatten sie aufgesetzt, da die hiesigen sie abgelehnt hatten. Dann wandte sie sich an einen völkischen Landboten [?], er möge ihre Sache im Landtage zur Sprache bringen. Er lehnte ab, wie ich durch Rechtsanwalt Walbaum erfuhr.

Endlich hat sie nicht nur beim Kultus- und Justizminister Beschwerde geführt, sondern ist bis zu Hindenburg gegangen - alles ohne Erfolg. Prof. Pohlenz hat nicht so Unrecht, wenn er sie als weiblichen Michael Kohlhaas bezeichnet, obgleich mir ihr Verhalten als psychopathisch erscheint. Nun sucht sie nach einem Punkte, um die ganze Sache von neuem aufrollen zu können. Ob es ihr gelingen wird? Sie stammt aus Ostpreußen; ihr Vater war Studienrat. Sie wohnt mit ihrer Mutter seit längerer Zeit hier. Woher sie die Mittel zu ihrem Vorgehen nimmt, ist mir unklar. Gegen die hiesigen Richter, die ihre Klage abgewiesen haben, will sie auch Beleidigungsklage anstrengen, weil sie Courants Anschauung über sie geteilt hätten.

826 Deutschnationale gegen, Zentrum für Locarno - dies das Ergebnis der kürzlich abgehaltenen Parteitagungen! Allen wird mangelhafte Kenntnis der Abmachungen vorgeworfen, d. h. man wirft sie dem anderen vor. Der Gegensatz verschärft sich. Ludendorff bekämpft Hindenburg, beklagenswerter Zusammenstoß! - 22. November 1925

Lange habe ich mich nicht so gefreut wie über Ferbers Nachricht, dass es in Ilfeld zu einer Beilegung des Zwistes zwischen den alten Herrn und dem Lehrerkollegium gekommen sei. Beide Teile haben eingeräumt, dass ihrerseits Fehler begangen und so die Trübung herbeigeführt sei. Das schriftliche darauf bezügliche Eingeständnis ist unterschrieben von Ithes, dem jetzigen Direktor, und von Ferber, dem Vertreter der Altherrenschaft, außerdem von Kiep, v. Burkersroda, von A. Paul, Hillebrand u. a. Ferber bat mich um ein Geleitwort für die jährlich etwa viermal erscheinen sollenden Blätter. Ich schrieb ihm die Stellen von meiner Begrüßungsrede von 1901 aus, die mir für diesen Fall geeignet erschien. Blankenburg hat das Feld geräumt; nun muss bloß noch Kleinschmidt weichen, der Verfasser des Pamphletes, das den Unfrieden angerichtet hat. - 28. November 1925

Ferber ist mit meinem Geleitwort einverstanden und bittet, auch Heynacher und Schreiber zu Beiträgen zu veranlassen. Prof. Tromsdorff, den ich jüngst traf, bestätigte Ferbers Angabe, dass das Zentrum versucht hätte, Ilfeld aufzuheben und für katholische Zwecke anzukaufen. Im Ministerium ist sein guter Bekannter, der Welfe [?] Metzner, selbst Katholik, dem Plane energisch entgegengetreten. Es würde auch viel Staub aufgewirbelt haben, wenn der Plan geglückt wäre. - Schreiber hat auch einige Zeilen an Ferber geschickt. Er trat übrigens für Kleinschmidt insofern ein, dass er die gleiche Schuld wie ihm dem Kollegium in Ilfeld und dem Präsidenten Brodthage, die Hauptschuld aber Blankenburg zumaß, der den Kleinschmidt mit unzureichendem Material versehen hätte.

Der Aufsatz Lienhards im Dezemberheft des „Türmers“ macht mich bezüglich der Beurteilung des Wertes von Locarno recht nachdenklich. Hindenburg muss doch gute Gründe gehabt haben, wenn er seine Unterschrift dazu hergab. Die Zukunft wird zeigen, ob er recht tat. Wenn nur Deutschland nicht zu Schaden kommt! - Mittlerweile wächst die Not allenthalben. Die Bankerotte mehren sich, die Entlassungen der Arbeiter und damit die Zahl der Erwerbslosen wächst unheimlich, die Kommunisten wühlen; die Sozialdemokraten suchen Anschluss an sie. Der Verlust des Dolchstoßprozesses gegen die Süddeutschen Monatshefte wurmt sie. - 10. Dezember 1925

827 Elise Scheidemann hat jetzt immer den Kopf voll Sorge. Es ist die Unruhe ihres Haushaltes, an die sie sich erst allmählich gewöhnt. Maria ist ihr eine liebe Schwiegertochter; sie rühmt ihre Bereitwilligkeit, den Haushalt zu lernen, und ihre Anständigkeit. Der kleine Junge gedeiht. Hans ist bei Prof. Stich tüchtig in der Arbeit. Fritz ist an erster Stelle von seiner Partei in den Provinzial-Landtag gewählt und hat auch alle Hände voll zu tun. Mathilde ist bekümmert über den Tod ihrer Nichte Frida Mecke; dem 92-jährigen Vater ist es bislang noch nicht mitgeteilt.

Unser 50. Verlobungstag ist ebenso still verlaufen wie mein 50. Doktorjubiläum. Agnes zerbrach sich den Kopf, warum es zu Mittag Rehbraten gab, beruhigte sich aber, als sie vernahm, wir hätten auf den Besuch ihrer Mutter gerechnet, und sie sollte doch auch etwas abbekommen, weil sie nächsten Sonntag wieder in Northeim sei. Anna und ich suchten uns die Vorgänge vor 50 Jahren wieder ins Gedächtnis zu rufen: Abends nach Ablauf meines Ephorus-Amtes ging ich gegen halb elf zu Schimmelpfengs hinüber und sprach mich in Gustavs Stube erst mit Anna allein aus; dann erschienen Gustav und Elise, und wir tranken zusammen ein fröhliches Glas Wein. Schimmelpfengs Kinder sollten zunächst nichts erfahren - Dora war in Stade -, die Verlobung sollte zu Beginn der Weihnachtsferien veröffentlicht werden. So geschah es auch. Vorher schrieb ich an Annas Mutter und erhielt ein herzliches Willkommen zur Antwort.

828 Das Parlament feiert Weihnachten. Die Ministerkrise hält an. Die Zahl der Erwerbslosen, der Konkurse und anderer Zeichen des Niedergangs wächst unheimlich. Der Franken-[Franc-]Kurs sinkt noch immer usw.; sie haben zu unverschämt drauflos gerüstet. England leidet auch; Polen steht vor dem Bankerott. In China Bürgerkrieg. Russland rüstet. Mussolini rasselt mit dem Säbel usw. Das kann 1926 eine schöne Bescherung geben! - 20. Dezember 1925

Generalarzt Dr. Evers erzählte mir von dem Empfang der Hochzeitsgratulanten durch das junge Ehepaar Kiep am 14. Dezember 1925. Die Hochzeit ist nach der Trauung in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im allerengsten Kreise gefeiert [worden]. Der Empfang hat nachmittags um halb fünf im Deutschen Gesellschaftshaus Schadowstr. 7 stattgefunden. Die Teilnehmerschar hat sich auf ca. 300 belaufen. Die Spitzen des Reiches und viele Kommerzienräte und Excellenzen sind mit Frauen und Töchtern zugegen gewesen. Der weibliche Teil erschien in neumodischen indezenten Ballkleidern, oben nichts, unten nichts: „Ich habe

noch nie so viele ausrasierte Achselhöhlen vereinigt gesehen.“ Die junge Frau Kiep hat die Nacktheit nicht mitgemacht und wie eine Königin die Glückwünsche entgegengenommen. Sie und Ida, Ottos Schwester, sind die schönsten der anwesenden Frauen gewesen. Die alte Frau Kiep hat ihr altes Hochzeitskleid angehabt, das sie schon bei drei Hochzeiten ihrer Kinder getragen, und hat so einen altmodischen, ehrwürdigen Eindruck gemacht. Der 80-jährige Vater ist als stark baufällig zurückgetreten.

Dr. Evers und Frau haben Anschluss gefunden bei einem ebenso unauffällig wie sie gekleideten Ehepaar. Es hat sich herausgestellt als Gustav Wagemann und Frau, Ministerialrat z. Z. [zur Zeit?]. Gustav Wagemann hat Herrn Evers, der ja niemanden gekannt, viele der Erschienenen mit Namen nennen können und mit sarkastischen Bemerkungen nicht gespart. Stresemann ist nicht dagewesen, wohl aber seine Frau. Dr. Evers hat eine geborene Kiep, Kousine von Otto, zur Frau. Die alte Frau Kiep hat auf das Drängen ihrer Kinder, sich ein neues Kleid bauen zu lassen, erwidert: „Wenn ihr mich nicht in dem alten Kleide haben wollt, komme ich eben nicht.“

Hildegard besuchte uns am 28./29. Dezember 1925; sie ist ein liebes, sympathisches Kind. Von Eisenach erzählte sie mit Begeisterung. Was sie aber von der dortigen Gründlichkeit und Tiefe berichtete, erfüllt mich mit Zweifel. Hohe Namen und nichts dahinter: Kunstgewerbe, Litteraturgeschichte, Ethik, Psychologie, Ästhetik, Vorträge: klingt alles recht schön, aber viel weiter werden die Mädchen nicht kommen, als dass sie eben diese Namen bloß verstehen. Ich setzte Hilde dies auseinander und stimmte sie nachdenklich. Der sogenannte kunstgewerbliche Unterricht bietet auch nicht viel mehr, als was Agnes schon im vorigen Jahre hier im Lyzeum gelernt hat: Batikpapier herstellen, Sächelchen kleben, etwas Bucheinbinden etc.

Erich schreibt, dass seine Jahreseinnahmen als Direktor um 3.000 Mark geringer seien als die eines Direktors der Vorkriegszeit; er meint natürlich „Geldwert“ und denkt nicht daran, dass in demselben Maße mein Ruhegehalt geringer geworden ist, ganz abgesehen davon, dass unser Privatvermögen auf „nichts“ zusammenschmolzen ist.

1926

829 Ave, anne, morituri te salutant!¹ Am Silvestertage gelangte auf Umwegen die Nachricht an mich, dass Loeber am 24. Dezember 1926 in Kiel, 75 Jahre alt, heimgegangen und am 28. daselbst beerdigt sei. Einer nach dem anderen geht voran. Bald kommt die Reihe an Anna und mich. Wir sind bereit. Die Hoffnung, noch etwas von Deutschlands Aufstieg zu erleben, kann ich wohl aufgeben. Zur Zeit ist der Niedergang zu auffällig. Arbeitslosigkeit, Mangel, Verhetzung sind die Zeichen der Zeit, und es ist ein geringer Trost, dass es unseren Feinden auch nicht glänzend geht. Glückliche, wer überwunden hat! Loeber musste viel Leid über sich ergehen lassen, ehe er ans Ziel gelangte; seine überaus elastische Natur ist auf harte Proben gestellt worden. Was wird uns noch beschieden sein?

Der 3. Januar 1926 vereinigte uns mit den Ballenhäusern zu einer schönen Familienfeier. Um dreiviertel zwölf waren wir alle in der Johanniskirche versammelt: fünf Ballenhäuser, drei aus Schafsee, drei Baethcke², zwei Mücke, Hans Scheidemann, seine Frau Maria und der 14 Wochen alte Täufling, der den Namen Hans-Joachim erhielt. Marianne hatte den kräftig schreienden Jungen auf den Armen. Pastor Ködderitz musste bei seiner Rede („was wird aus dem Kindlein werden?“) verschiedentlich innehalten, ehe ihn der Täufling wieder zu Worte kommen ließ. Er gedachte der weiten Reise [von China nach Göttingen], die dieser glücklich überstanden hatte und legte Eltern wie Paten die besonders hier vorliegende Verantwortung ans Herz. Dem Kinde wünschte er, dass es ein Wegbereiter christlichen Glaubens und christlicher Gesittung werden möchte.

Nach der Feier fuhren die Großmutter, Mutter und Täufling nebst Anna zu Wagen nach Ballenhausen, die anderen im Auto, bis auf Hans, Herrn Baethcke, seine Schwester sowie mich. Wir warteten im Feuerschanzengraben³ bei einem Imbiss, bis das Auto aus Ballenhausen zurückkehrend auch uns abholte. Froher Empfang und Begrüßung im festlich geschmückten Gutshause. Bei Tisch saß ich zwischen Frau I. Baethcke und Maria, Anna zwischen Otto und Hans [Scheidemann]; der Verwalter Wiedemann hatte auch seinen Platz an der blumenverzierten Tafel. Speisenfolge: Hühnersuppe, Rehrücken, herrliche Kompots, Eis, Obst, Käse, Weißwein, Rotwein, Sekt. Fritz, Hans und ich redeten. Photographieren aller Teilnehmer vor dem Kaffee. Während desselben erschien Hans als chinesischer Mandarin mit Maria, seiner „Tatai“, in kostbaren chinesischen Gewändern, hielt eine chinesische Rede, die Maria verdolmetschte, und teilte dann Gaben aus: silberne Vase, silberne Tassen, Seide, seidengestickte Bilder. Sehr ulkig wusste Hans den Gang und das würdevolle Benehmen eines vornehmen Chinesen zur Darstellung zu bringen. Spiel und Tanz erfreuten das junge Volk, während wir Alten und Älteren uns unterhielten, namentlich auch Kriegserlebnisse austauschten und Locarno besprachen.

¹ „Willkommen, neues Jahr – die Todgeweihten grüßen dich“ (nach dem bekannten Abschiedsgruß der Gladiatoren im Zirkus)

² richtig: „Baetcke“

³ d. h. in der Göttinger Wohnung von Hans und Maria Scheidemann

Über allem schwebten und wachten Fritz und Marianne, unterstützt von [ihren Töchtern] Irmgard und Elisabeth, von der Aufmerksamkeit Ottos und seiner realistischen Käthe. Niedlich war auch [Ottos und Käthes Tochter] Uli mit ihrer trockenen Art und thüringischen Aussprache: „Mei'm Pruter geht's gut.“ Über Ilfeld klärte ich Fritz und Otto auf. Abends: Tafel mit kalten Speisen, von denen jeder sich selbst bediente, Spiele und Tanz, auch Radio. Jeder kam zu seinem Rechte. Wir schieden mit dem Gefühle tiefer Dankbarkeit. Fritz, Marianne und die Töchter hatten wieder ein sich tief in unsere Gedächtnisse eingrabendes Familienfest in geradezu mustergültiger Weise veranstaltet.

830 Ein Kriegserlebnis Ottos muss festgehalten werden, weil es die Entstehung der Kriegsgräueltgeschichten beleuchtet:

Er ist im August 1914 mit der führenden Kompanie seines Regiments in ein französisch sprechendes Dorf Deutsch-Lothringens eingerückt und fragt den herbeigeeilten Pfarrer, ob Franzosen im Orte oder in der Nähe lägen. Der Brigadegeneral kommt hinzu und beteiligt sich an der Ausforschung. Das Dorf sollte davor bewahrt bleiben, in die Kampfzone gezogen zu werden. Da schlägt während der Verhandlung der Geistliche den General plötzlich mit geballter Faust ins Gesicht, so dass er in den Straßengraben stürzt. Dies ist das Signal zu einem allgemeinen Geschieße vom Turme, von dem aus man den Vorgang bemerkt hat, sowie aus allen Häusern. Viele Deutsche sind tödlich getroffen. Die Folge? Das ganze Dorf geht in Flammen auf, die Männer werden z. T. nach heftiger Gegenwehr erschossen, der Pfarrer gehängt. Mehrere Tage hat er als warnendes Beispiel da gehangen. Andere Dörfer haben sich gehütet, ähnliches auch nur zu versuchen.

Nur einmal ist Otto leicht verwundet, sonst stets heil geblieben. Er geht mit seinem Burschen vor, um die feindliche Stellung zu erkunden. Da platzt wenige Schritte vor ihm eine rückwärts explodierende Granate, tötet den Begleiter und wirft ihn selbst durch den Druck ohnmächtig zu Boden, er gilt für tot. Als er sich nach einiger Zeit wieder erhebt, nehmen ihn seine Leute auf die Arme und tragen ihn im Triumph zurück. Er geht dann sofort zu seinem Kommandeur und meldet ihm das Ergebnis seiner Rekognoszierung. „Sie sehen ja aus wie ein Neger“, sagt dieser. Der Dampf der krepierenden Granate hatte ihn so dunkel gefärbt. Sein Bursche hatte ihm schon frühmorgens gesagt: „Herr Hauptmann, heute sterbe ich.“ Otto hatte es ihm auszureden gesucht; es ist doch eingetroffen.

831 Am 5. Januar 1926 wurde von Prof. Stich die Operation an Emmas linkem Arm vorgenommen, Auskratzung des Gelenkknochens. Die Beweglichkeit der Finger etc. ist in nichts davon beeinträchtigt worden, nur die Folgen der Narkose hielten diesmal länger an. Die Begleichung der Arztrechnung hat Erich „großzügig“ mir überlassen. Er war am 8. in sprühender Laune bei uns. Wir verlebten einige heitere Stunden. Die quittierte Rechnung hat er an sich genommen, ohne ein Dankeswort zu äußern. Er will versuchen, einen Teil des Betrages aus seiner Krankenversicherung zurückerstattet zu erhalten. Ich werde wohl davon nichts zu sehen bekommen.

Das Jahr fängt unruhig an: Überschwemmungen, Erdbeben, Regierungsfrage bei uns ungelöst, Arbeitslosigkeit überall, Finanznot in Frankreich und Polen, Kämpfe in Afrika, Syrien, China. Mussolini und Pangalos⁴ reden große Töne, die Südtiroler werden schwer bedrängt, desgleichen die Deutschen in Böhmen und Polen. Wohin man hört, Unzufriedenheit und Gährung. Wie wird sich alles lösen?

Am 21. Januar 1926 hörte ich in der Brandi'schen Historischen Gesellschaft einen fesselnden Vortrag des Dr. [Hans] Dörries. Er wies nach, dass nicht die Einzelhöfe, sondern Haufendörfer die ursprüngliche Ansiedlungsart der alten Deutschen gewesen sei. Erstere seien die jüngere Form der Siedlung, auf weniger gutem Boden, nachdem auf dem „Esch“ für die Bevölkerung das Land nicht mehr ausgereicht habe. Die „Brinksassen“ sind die jüngsten Siedler. Der alte Geheimrat Wägner, mein Nachbar, sprach ebenso wie Brandi dem Vortragenden seine Anerkennung aus.

Stissers Nachfolger, der neue Superintendent Rotermund, hielt am 24. Januar 1926 seine Antrittspredigt, schlicht, ohne Pose und höchst eindrucksvoll. Er sprach im Anschluss an Ebräer 10.36 über die Geduld und verwertete vier Gleichnisse bzw. Bilder aufs vortrefflichste: „Ich kann warten“, Unterschrift eines Bildes „der Einsammler“; der eifrige Pflüger, der von früh bis Abend sein Werk tut; der eine Eiche fällende Holzhauer, der unermüdlich in dieselbe Kerbe schlägt; Paganini, der sich nicht aufhält, obwohl eine Saite nach der anderen zerspringt, sondern auf der letzten seine Aufgabe zu einem guten Ende bringt. Ich zweifle nicht, dass Rotermund seinen Platz in Göttingen zu allgemeiner Zufriedenheit ausfüllen wird.

832 Prof. Trommsdorf, alter Ilfelder, der seinen Sohn jetzt nach Ilfeld in die Unterprima gebracht hat, berichtete über die dortigen Verhältnisse, dass man das Kleinschmidtsche Pamphlet bedaure, namentlich weil es den unterwertigen Wyneken als Kronzeugen benutzt habe, und dass man Kleinschmidt von Ilfeld wegwünsche: Er habe es als Zurücksetzung empfunden, dass man Detlev Bohne als Oberstudienrat vor ihn gesetzt habe. Ihes verlange von den Schülern recht viel und wolle das Griechische an die Spitze der Disziplinen bringen. Trommsdorf steht auch mit Ferber in Verbindung und rät diesem an, Wynekens in den Ilfelder Blättern mit keiner Silbe Erwähnung zu tun. Ich bin derselben Ansicht. Er beschreibt in einem Aufsatz über seine Ilfelder Schülererlebnisse, zu dem ich ihm die Bruch-Müllersche Sophokles-Übersetzung und eine Sophokles-Ausgabe lieh. Die Lektüre des Ödipus bei Schimmelpfeng hat auf Tommsdorf einen bleibenden Eindruck hinterlassen. - 27. Januar 1926

Wiederholt bin ich in diesen Tagen mit dem Oberschulrat i. R., Gaede, der mir Grüße von Heynacher brachte, spazieren gegangen. Er gefällt mir. Wir hatten regen Gedankenaustausch. Er weilt hier zu Studienzwecken und unterrichtet täglich einen Jungen, Sohn seiner Nichte Budde, hier, der die Untertertia in Pforta be-

⁴ Theodoros Pangalos, damals für kurze Zeit griechischer Diktator, Großvater des gleichnamigen PASOK-Politikers der 1980er Jahre

sucht und zur Kur in Prof. Goepperts Kinderklinik weilt. Er soll nächstens geheilt wieder nach Pforta zurückkehren.

Durch ganz Deutschland geht ein Ruf der Empörung über die freche Rede des Faschistenhäuptlings Mussolini. Nahm Wilhelm II. oft den Mund zu voll, so enthielt er sich doch stets der Beleidigungen anderer Völker. Mussolini ist als Psychopath aufzufassen, oder er fühlt den Boden unter seinen Füßen so unsicher, dass er zu verzweifelten Mitteln greifen muss, um sich zu halten. Ich bin gespannt, was sich aus diesem Anlass noch entwickelt. - 9. Februar 1926

Stresemann hat ihm geantwortet und eine zweite, nicht weniger unverschämte und von geschichtlicher Unkenntnis zeugende Rede des Italieners veranlasst, auf die nicht mehr geantwortet werden soll. - Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund soll dadurch entwertet werden, dass in den obersten Rat auch noch Polen, Spanien, Tschechoslowakei und Belgien aufgenommen werden. Ob diese französische Intrige gelingt?

Der Geheime Medizinalrat Dr. Meyer, unser alter Nachbar aus der Wilhelm-Weberstraße, machte neulich bei uns eine drollige Bemerkung. Wir sprachen über die Unzuverlässigkeit so vieler Uhrmacher, die ganz willkürliche Preise ansetzten, wenn sie in eine ramponierte Uhr hineingeguckt bzw. sie repariert hätten: „Ganz wie bei uns Ärzten, es müsste sich denn um eine chirurgische Operation handeln.“

833 Die treffliche Predigt Rotermunds hatte doch den hiesigen Orthodoxen missfallen, sie ist ihnen nur ethisch, nicht religiös abgestimmt erschienen - so die Schlagworte! - Eine Petition, die ich nicht bekommen habe - ich hätte sie auch nicht unterzeichnet - also [?] eine [Gruppe mit besagter?] Petition an das Konsistorium, die an der Spitze die Namen der Professoren [Carl] Stange und [Emanuel] Hirsch trug, ist daraufhin vorstellig geworden und hat bewirkt, dass Rotermund auf die hiesige Superintendentur verzichtet hat.

Wie soll der zunehmenden Arbeitslosigkeit gesteuert werden? Das ist eine Frage, die die Regierungen beschäftigt. Italien bleibt bockig, die Völkerbundfrage unentschieden. - Die Frühlingstemperatur hält zum Glück an. 20. Februar 1926

Prof. Stich hat am 20. Februar 1926 beim Verbinden zu Emmchen gesagt: „Sie müssen noch zum Verbinden wiederkommen, damit ich mich nicht wieder mit meiner Prophezeiung über das Zuheilen der Wunde blamiere.“ Am 25. Februar waren die drei Wunden geschlossen.

Am 26. Februar 1926, an einem herrlichen Frühlingstage, ist Hermann Richter in Nörten an der Seite seiner Frau beigesetzt worden. Er hat das gesegnete Alter von 93 Jahren, 8 Tagen erreicht und hätte gern noch länger gelebt. Er starb an zunehmender Schwäche. Die Parentation hier im Sterbehause hielt Pastor Baring: „Die Wege des Herrn sind der Frommen Trost.“ Anna hatte „Trotz“ verstanden.

Politisch beschäftigt uns Frankreichs Intrige, durch Aufnahme Polens in den Völkerkerrat Deutschlands Eintritt bedeutungslos zu machen. Die Not im Inneren wird grell beleuchtet durch den Winzerkrawall an der Mosel, den die heutigen Zeitungen meldeten. - 27. Februar 1926

Fritz Scheidemann hat mir das fesselnd geschriebene Buch von Georg Popoff „Tscheka“ geliehen, in dem die grässliche Bedrückung des russischen Volkes durch diese an die Inquisition erinnernde Einrichtung von einem geschildert wird, der ihr nur durch besondere Fügungen entronnen ist. Nachdenklich stimmt mich nur der Umstand, dass die Sowjetherrschaft als ohnmächtig gegenüber der von Djerzhinskij geleiteten Tscheka hingestellt wird. Von jüdischem Einfluss merkt man nichts, und doch sind die Juden in Sowjetrussland allmächtig und die Tscheka von ihnen geschaffen und ihr Werkzeug. Soll der Hass gegen die Juden nicht auf diese Weise abgelenkt werden? - 8. März 1926

Die Genfer Luftblase ist zerplatzt - durch Brasilien! Wer wohl dahinter stecken mag? Deutschland ist außerhalb des Völkerbundes geblieben. Recht so! Nun mögen Stresemann und Luther putschen! - Der Volksentscheid über die Enteignung der Fürsten wird schwerlich das von den Roten gehoffte Ergebnis haben; ja, wenn es sich um die Kriegsgewinnler oder die goldene Internationale handelte! 18. März 1926

834 Es wird immer klarer, dass die gutgläubigen Deutschen von Briand übertölpelt worden sind. Wann werden wir klug werden! - Generalsuperintendent Stisser ist weggefeiert, während wir in Northeim weilten; er war, so hoch angesehen er auch ist, doch nicht mein Fall; sein Nachfolger, Kirchenrat Wiebe, gefällt mir entschieden besser. - 9. April 1926

Die geplante Fürstenenteignung scheint für die dahinterstehende jüdische Hochfinanz unliebsame Folgen zu zeitigen, wie der beigelegte Zeitungsausschnitt vom 18. April 1926 [fehlt] beweist. Hitlers⁵ Chemnitzer Rede, eine Zwickauer [?] vom Juli 1925, die für 10 Pfg. zu haben ist, wird auch manchem die Augen auf-tun. Die Staaten Europas rüsten unsinnig; ein neuer Weltkrieg scheint vor der Tür zu stehen. Und Deutschland ist waffenlos. 19. April 1926

Der Frühling ist in diesem Jahre so zeitig und glänzend eingezogen wie selten. Es blüht und grünt allüberall, und Nachtfroste sind bislang ausgeblieben. 26. April 1926

Der mit Sowjetrussland abgeschlossene Vertrag scheint für Deutschland klug ausgedacht zu sein. Allein, wer mit Halunken paktiert, muss darauf gefasst sein, dass er übers Ohr gehauen wird, vgl. die Staatsmänner der Entente! Versteht es Ehren-Stresemann wohl, auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen?

⁵ Mücke schreibt an dieser Stelle „Hittler“

Dora Schimmelpfengs Besuch war uns wieder eine ungetrübte Freude. Wie hat sie die alte Zeit im Gedächtnis! Wie fesselnd und humorvoll weiß sie zu erzählen! Wie schnell gewinnt sie die Herzen der Jugend! Sie müsste aus der Fülle ihrer Erinnerungen ein Buch zusammenstellen. Das Zeug hat sie dazu. In Northeim war sie auch und hat sich gefreut, dass Erich nun milder und gerechter über H. F. Müller urteilt. Von H. Müller-Minden und seinem Verhalten den Geschwistern gegenüber war sie nicht erbaut. - 28. April 1926

835 Mein alter Schüler Keutel vom K.W.G. machte mir am 29. April 1926 einen Besuch und berichtete über seinen Lebensgang. Seine Eltern sind 1925 in Netze/Waldeck gestorben. Er hat dort ein Landerziehungsheim aufgetan, das jetzt acht Schüler zählt, und sucht ein größeres Anwesen (altes Jagdschloss oder dgl.), um mit einem Arzte zusammenzuarbeiten. Die sozialdemokratische Anschauung hat er völlig überwunden. „Ich bin sozial geblieben, d. h. die Ausgleicheung der Standesunterschiede und die Beseitigung des Klassenhochmutes liegt mir am Herzen, bin aber sonst gutbürgerlich eingestellt und habe auch nur Schüler aus solchen Kreisen.“

Sehr erregt war er, als er mir von seinem Abbau als Studienassessor erzählte. Dr. Brill, sein früherer Direktor in Leer, jetzt Direktor in Linden, hat sich ihm gegenüber doppelzünftig und falsch erwiesen. Erst habe er ihn veranlasst, sich um das Rektorat in Weener zu bewerben und acht Tage darauf eine abfällige und mit der ihm in Leer für die Seminarzeit erteilten im Widerspruch stehende Kritik an das Prov. Schulkollegium Hannover eingesandt. Er habe dies aus seinen Akten in Berlin ersehen. Dort habe er auch ein ihn schwer schädigendes Urteil des Oberschulrates Gaede (Brief an Boesch) zu Gesicht bekommen, das dieser nach dreitägigem Zusammensein mit ihm in Bieberstein abgegeben habe: „Keutel ist Sozialist, versucht sich bei den Schülern beliebt zu machen.“ Gaede sei nämlich zugegen gewesen, wie die Schüler den abgehenden Keutel auf den Schultern zum Zuge getragen hätten.

Boesch bemühe sich gerecht zu sein, er sei aber ein kaltherziger Bürokrat; sein Inneres könne nicht mitschwingen. Ein Gemütsmensch ist er freilich nicht. Im Prov. Schulkollegium Hannover fühle man sich sofort angekältet, es fehle jegliche innere Teilnahme. Ganz anders sei es in Kassel. Vom Präsidenten Borbein ab seien alle zu ihm freundlich gewesen, und er freue sich, dass er diesem Präsidenten jetzt unterstehe. Seine Beschwerde über die ihm zuteil gewordene Behandlung liege Z. Zt. in Berlin; er würde mir seinerzeit über den Ausgang berichten. Ich habe ihn angehört, Mut zugesprochen und ihn mit guten Wünschen entlassen. Er hat mir gegenüber stets großes Vertrauen bewiesen, und ich will es rechtfertigen. Von seinen Mitteilungen, fügte er hinzu, könne ich uneingeschränkten Gebrauch machen. - 1. Mai 1926.

836 Wir leben jetzt in einer schicksalsschweren Zeit. Viele glauben, dass sich ein Rechtsputsch vorbereitet, um das Parlament zu stürzen und Diktatur aufzurichten. - 3. Mai 1926

Die Reise nach Görlitz liegt nun hinter mir. Unterwegs frischte ich während eines dreistündigen Aufenthalts in Halle eine Fülle ältester und alter Erinnerungen auf und gedachte namentlich der schönen Tage bei den lieben Bechers. Bruder Gustav erkannte mich anfangs nicht. Er ist an den Sessel gebannt, kann kaum zwei Schritte, an Stühlen sich festhaltend, unter Benutzung von Stöcken gehen, die Schläfen sind eingefallen, das Haar gelichtet, die Augen oft starr, das Gedächtnis geschwächt, die Teilnahme gering; er hört nur zu und versinkt in Schweigen, wenn man aufhört zu erzählen. Das Essen wird ihm vorgeschnitten. Das Aus- und Anziehen sowie die Hilfe beim Verrichten der Notdurft, natürlich auch beim Baden, leistet ihm das treffliche Ehepaar Vogel, dem er die Hälfte der Wohnung abgetreten hat. Frau Vogel sorgt nun schon seit 15 Jahren für ihn.

Es ist ein Trauerspiel, ein so kümmerliches Leben, wie es Gustav führt, anzusehen. Er wünscht auch selbst baldige Erlösung. In den letzten Tagen meines Aufenthalts war sein Geist etwas klarer. Der Abschied war kurz und leidvoll. Unsere Gräber, die ich zweimal aufsuchte, waren in vorzüglicher Ordnung dank der Fürsorge von Frau Vogel. Ich logierte im Hotel „Stadt Dresden“ und war dort gut aufgehoben. Tagsüber war ich unterwegs. Klara und Gustav Bormann, bei denen jetzt ihr zweiter Sohn Hans wohnt, luden mich ein für allemal zu Mittag und Abend ein, falls ich nicht anderweitig in Anspruch genommen sei, und bewiesen mir in jeder Weise Liebe und Güte. Ich war wieder des Staunens voll über die gesammelten, selbstangefertigten Bilderschätze, die sie mir zeigten. Der älteste der drei Söhne, Walter, hatte während seines dreijährigen Aufenthaltes in der Nähe von Oslo, wo er eine Tuchfabrik leitete, an 80 Bilder teils in Wasserfarben, teils in Öl gemalt. Seine nette junge Frau Friedel, geborene Oldenburgerin, kam am Sonnabend von Spremberg herüber, er selbst folgte abends nach. Beide gefielen mir vorzüglich.

Hans ist der kaufmännische Leiter einer Kristallschleiferei in Rauschwalde, war im Kriege Pilot bei den Fliegern. Er gewinnt sofort durch sein sympathisches, treuherziges Wesen. Bormanns haben viel Freude an ihren Söhnen, denn auch der dritte, Martin, ist gut eingeschlagen. Nach Besuch der Kunstgewerbe-Akademie ist er jetzt im Geschäft eines Veters, der eine Kronleuchterfabrik in Berlin besitzt, und macht Entwürfe für künstlerische Beleuchtungskörper.

Von alten Schulfreunden suchte ich die noch in Görlitz lebenden Haupt, Boden, Zeissig, Fritsch, auf und fand alle sehr gealtert. Ersterer, Geheimer Sanitätsrat, hat während des ganzen Krieges Sanitätszüge geleitet und ca. 18.000 Verwundete in der Heimat abgeliefert. Er war fast taub, sah auch recht schlecht, besucht aber allwöchentlich Gustav, mit dem er schon allerhand Kuren versucht hat, natürlich ohne Erfolg. Forstmeister Zeissig wohnt an der Peripherie der Stadt in der Beethovenstr. mit zwei unverheirateten Töchtern zusammen. Senior Boden, lebhaft und sprudelnd wie stets trotz seiner bald 80 Jahre, besitzt Hartmannstr. 12 im eigenen Hause eine große Wohnung. Bei ihm und seiner ungemein gewinnenden Frau, Tochter des weiland Pastor Fritsch aus Wendisch-Ossig, war ich am Sonntag Abend. Mit mir zusammen waren gebeten die 80-jährige Frau Gottwald, geborene Susi Klingenberg, und Freund Haupt. Es war ein erquickender Abend; die drei al-

ten Schulkameraden hatten einst 1865 beim Polterabend von Frau Gottwald, der Tochter unseres Musikdirektors, mitgesungen. Um 10 begleitete ich Haupt zu seiner Wohnung Wilhelmstr. 6 und werde ihn da wohl zum letzten Mal gesehen haben.

Der frischeste der alten Freunde war der Geheime Regierungsrat Hugo Rietzsch, bei dem ich am Sonntage zu Mittag gespeist habe. Er wohnt mit seiner verwitweten Tochter und deren niedlicher Tochter oben im Ständehause; seine Frau ist seit drei Jahren tot. Ich musste ihm viel von Göttingen erzählen, wo er in seiner Studienzeit einer Bartlingschen Tochter einmal sehr energisch den Hof gemacht hat.

In der Bibliothek der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften habe ich mir die erhaltenen Bände der Septem-Chronik zeigen lassen. Vor meiner Abreise habe ich mit Gustav Bormann besprochen, wie er im Falle des Ablebens meines Bruders zu handeln habe.

837 Der Kanzler Luther ist gestürzt. Die Halbheit im Fahnenerlass hat ihm den Rest gegeben. Bei den Führern der Völkischen haben Hausdurchsuchungen stattgefunden. Man fürchtet, dass sie einen Putsch vorbereiten. In Polen geht es drunter und drüber. - 14. Mai 1926

Erfrischend wirkt die Abfertigung, die der verlogene Sozialist Dittmann durch Admiral i. R. Brüninghaus erhalten hat. Die Haussuchungen bei den Völkischen haben keine Beweise für beabsichtigte Putsche gebracht. Geradezu unanständig ist die Veröffentlichung eines Briefes von [Alldeutschen-Chef] Class an Wilhelm II. - Die großen Umzüge von Vereinen aller Art nehmen noch immer zu, als ob damit unserem armen Staate geholfen werden könnte: Die Roten haben in Berlin, der Stahlhelm in Düsseldorf, der Deutsche Volksverein für das Ausland in Hirschberg, andere anderswo Heerschau gehalten, teils mit, teils ohne anschließende Keilerei: Ventile für die innere Unzufriedenheit. Die Zahl der Arbeitslosen ist ganz gewaltig.

Fünf schöne Tage in Northeim liegen hinter mir; an dreien hielt ich Haus für Erich und Emma, die in Eisenach und Erfurt waren. Von Eisenach brachten sie gute Nachrichten über Hildegard, die dort vortrefflich einschlägt und möglicherweise im Herbst eine Stelle als Hilfsheimchen⁶ in einer Zimmerschen Haushaltsschule erhält. In Erfurt haben sie Schwager Kussmann besucht und freundlichste Eindrücke empfangen - Anna und Agnes waren über Sonnabend und Sonntag auch in Northeim, zu Fritzens großer Freude. Der arme Junge wird immer schwerfälliger und dicker; aber im Deutschen und Rechnen hat er Fortschritte gemacht. Er las mir seine Aufsätze vor, hat auch den „Siebzigsten Geburtstag“ von J[ohann]. H[einrich]. Voss ganz gelernt.

⁶ „Heimchen“ war n. m. Erinnerung die halb scherzhafte Bezeichnung für eine „Tochter“ in einer „Töcherschule“ (Haushaltsschule).

In Northeim grassierte die Versammlungsseuche. Auf die Fleischer folgten die Gastwirte, auf diese die Schumacher Südhannovers. Ausstellungen waren damit verbunden und Umzüge. Die Stadt war schön geschmückt mit Girlanden und Fahnen: gelb-rot (städtisch), gelb-weiß (Provinz), schwarzweißrot); ich habe nur eine schwarz-rot-gelbe Fahne entdeckt.

Viel Reden bewirkt der Fall des jüdischen Privatdozenten Prof. [Theodor] Lessing⁷ und die Gegenaktion der Hannoverschen Studenten von der Technischen Hochschule; die übrigen Hochschulen traten für die gemäßregelten Studenten ein. Prof. Lessing gibt nicht nach. Die Zeitungen sind ganze Seiten lang davon gefüllt. 12. Juni 1926.

838 Der wackere Ferber, 1. Vorsitzender der Altifelder, ist durch Schlagfluss plötzlich hinweggerafft. Er war ein treuer, patriotischer Mann und hat in den letzten Jahren viel für Ifeld getan. Auch Pastor em. D. Freytag ist 91 Jahre alt heimgegangen. Seine Verdienste um das hannoversche Kirchenwesen werden allgemein anerkannt. In Ifeld hat er Jahrzehnte segensreich gewirkt.

Prof. Trommsdorf hier soll die Leitung der Ifelder Blätter übernehmen und fragte, ob ich ihn evtl. unterstützen wolle; ich sagte zu. Zugleich lud er mich im Namen von Ithes für den 30. d. M. zu einer Neander-Feier in Ifeld ein. Die Krypta ist als Betsaal eingerichtet, Neanders Grabstein an der ausgerechneten alten Stelle angebracht. - Die Fürstenenteignung und der morgige Volksentscheid wirbeln viel Staub auf. Die Roten scheuen vor den infamsten Lügen nicht zurück. 19. Juni 1926

Trotz aller Propagandazüge der Roten und der unflätigsten Beschimpfungen Wilhelms II. ist der Volksentscheid gegen die Fürstenenteigner ausgefallen. Jetzt wird auf Reichstagsauflösung hingearbeitet. Stünde doch der rechte Mann als Diktator auf und machte der Herrschaft der Volks- und Vaterlandsfeinde ein Ende! Wieviele gerade der Besten ersehnen ihn! - 20. Juni 1926

Prof. A. O. Meyer hielt uns am 25. Juni 1926 einen überaus fesselnden Vortrag im Diplomatischen Apparat⁸ über Bismarcks Tätigkeit und Politik im Deutschen Bundestag. Bismarck suchte schon 1859 die deutsche Frage zu lösen und aus dem König von Preußen einen König von Deutschland zu machen, als er infolge der Intrigen der österreichischen Diplomaten abgerufen wurde. Nächstens erscheint von A. O. Meyer ein ausführliches Buch über diesen Zeitraum.

⁷ Der nationalistische Teil der Studentenschaft der TU Hannover hatte wütend auf Th. Lessings berühmte prophetische Warnung vor einer Wahl Hindenburgs zum Reichspäsidenten reagiert: „Man kann sagen: ‚Besser ein Zero als ein Nero‘. Leider zeigt die Geschichte, daß hinter einem Zero immer ein künftiger Nero verborgen steht.“ Lessing war Jude. Am 7. Juni 1926 hatten etwa 1000 Studenten mit Abwanderung an die TU Braunschweig gedroht. (Nicht zuletzt wegen dieser Äußerung wurde Th. Lessing am 30. August 1933 von Nazis in der Tschechoslowakei ermordet, wohin er einige Monate zuvor geflüchtet war.) – Die nüchterne bloße Erwähnung der Vorgänge bei Mücke - als strammem Parteigänger der Rechten - verwundert etwas.

⁸ Göttinger Archiv historischer Urkunden

Mit großer Sorge nimmt alle Welt die Hiobsnachrichten entgegen über Wolkenbrüche, Ansteigen der Flüsse und gewaltige Überschwemmungen. Hungersnot steht für den Winter in Aussicht. Dazu das immer noch wachsende Heer der Erwerbslosen.

Der altphilologische Ferienkurs vom 2. bis 6. Juli 1926 hat mich gefesselt und manches Neue gelehrt. Pohlenz sprach über Aeschylus, Baehrens über Sallust, Reitzenstein über Tacitus usw. Willrich führte eine Stunde Arbeitsunterricht vor, wie er sie versteht. Wirklicher Arbeitsunterricht ist etwas ganz anderes. - die Händel-Festspiele fielen auch in diese Zeit. Ich besuchte den „Ezio“; er gefiel mir sehr. Agnes war von „Otto und Theophano“ entzückt. - Die Wolkenbrüche und Wasserkatastrophen gehen weiter; auch das Leinetal hat seinen guten Teil abbekommen. - 9. Juli 1926

Über „Die politische Lage und die Studentenschaft“ sprach am 13. Juli 1926 abends in den Festsälen der Reichstagsabgeordnete [Gottfried] v. Dryander [DN-VP] vor etwa 120 Zuhörern klar und eindrucksvoll. Vier große Krisen suchen unser unglückliches Volk heim: die außenpolitische, die innenpolitische, eine wirtschaftliche, eine geistige. Der erhoffte Diktator wird keine der jetzigen Parteigrößen sein. Die Fehler der Deutschnationalen wurden offen zugestanden, Zusammenschluss der Rechtsparteien gefordert, die Taktik des Zentrums beleuchtet, die Überbrückung der krassen Gegensätze gepredigt.

839 Briefwechsel mit dem alten Schulfreund und Mitabiturienten Urban, dem ich am 13. Juli 1926 zum 80. Geburtstag gratulierte. Urban ist wegen Taubheit schon 1903 aus dem Amte geschieden und lebt jetzt als Pastor emeritus in Breslau [?]. Er hatte 1921 und '23 seine Übersetzung der Ilias und Odyssee ins Wendische im Druck erscheinen lassen und wird seit der Zeit als „Srbske Homer“ gefeiert. Von seinen zwei Söhnen ist einer Apotheker in Biel (Schweiz), der andere Regierungsrat in Dresden

In Frankreich ist Poincaré wieder an die Spitze gelangt. Wird er den Franken [Franc] stabilisieren können? Wie wird er sich zu Deutschland, wie zu Elsass-Lothringen stellen? In Polen ist Pilsudski Diktator. Dunkle Zukunft! Bei uns holen die Roten zu einem Schlage aus. 28. Juli 1926

Einer der größten Mordbuben, die je gelebt haben, wenn nicht der größte, Djerzhinski, das Haupt der russischen Geheimpolizei, der Tscheka, ist vergangene Woche aus dem Leben geschieden, ob erdolcht oder erstickt oder natürlichen Todes, ist ungewiss. Sinowjeff-Apfelbaum ist verbannt. Es scheint fast, als ob der Zerfall der russischen Sowjetrepublik beginnt. Die Elsass-Lothringer regen sich. Bei uns füllt der Haas-Hertling [?]-Schröder [?]-Mordprozess die Zeitungsspalten jedenfalls kann von saurer-Gurken-Zeit nicht die Rede sein. - 5. August 1926

Mit Herrn Reber [?] hatte ich ein Gespräch über unsere innenpolitischen Zustände. Nötig ist für jeden Parlamentarier

1. Befähigungsnachweis; er muss die Geschichte des Volkes und Nationalökonomie kennen; er muss seinen Wählern persönlich bekannt sein und ihnen mehrmals im Jahre von seiner Tätigkeit Rechenschaft ablegen; er muss ein rechtschaffener, anständiger deutscher Mann sein.
2. Die Redezeit muss festgelegt werden, uferloses Schwätzen untersagt sein.
3. Das aktive Wahlrecht [muss] auf das 25., das passive auf das 30. Lebensjahr festgesetzt werden,
4. Die Zahl der Parlamentarier auf die Hälfte beschränkt werden.

Am 20. August 1926 besuchte mich Direktor Ithes-Ilfeld auf seiner Reise nach Hannover, wo er Verhandlungen mit Richter (Präsident der Klosterkammer) und Brodthage (Vizepräsident des Prov. Schulkollegiums) über die Vermögensverhältnisse des Stiftes Ilfeld zu pflegen hat. Ithes hat dieselben Gedankengänge wie ich vor 20 Jahren: Die Klosterkammer ist verantwortlich für die schlechte Vermögenslage der Schule und ist deshalb verpflichtet einzuspringen, wo es nötig ist!

840 Hildegard kommt Anfang September aus der Eisenacher Haushaltsschule zurück. Die Frage: was dann?, beschäftigt uns fortwährend. Das war auch der Grund, dass Emmchen jüngst mit nach Kassel fuhr, um Agnes Rasch und ihre Mutter, Frau v. Wille, mit dafür zu interessieren. Ein einfacher kleiner Haushalt in guter Familie wäre für Hilde das Beste. Der findet sich aber so leicht nicht. Sie muss bald heiraten, das ist die radikalste Lösung.

An der diesjährigen Katholikenversammlung (Breslau), die natürlich die gewöhnlichen Gedankengänge aufwies, („katholisch in der Welt voran!“) gefiel mir doch die ausgesprochene Missbilligung des Überwucherns körperlicher Leistungen gegenüber geistigen. Der Biceps gilt mehr als ein feiner Kopf. Wie werden Boxer, Ringer, Schwimmer, Tänzer, Filmschauspieler und dgl. gefeiert! Und Dichter und Künstler nagen am Hungertuch. Feste über Feste, und die Hungersnot steht vor der Tür. - 26. August 1926

Am 26. August 1926 nachmittags um halb vier holte Fritz uns unerwartet mit seinem Auto nach Ballenhausen. Die Absicht, dort einen Besuch zu machen, bestand seit einigen Tagen. Wir hatten sie aber des unsicheren Wetters wegen aufgegeben, Hans hatte vergessen, es hinzutelefonieren. In Ballenhausen fand sich durch Zufall Frau Pastor Degenhardt ein. Am Kaffeetisch in der Veranda trug diese ihre Wünsche betr. Unterbringung ihrer jüngsten Tochter vor, wir unsere Absichten betr. Hildegard. Elisabeth weilte z. Zt. in Pyrmont zur Kur, Irmgard in Gr. Sachsenheim bei Stuttgart in einer Haushaltsschule. Es waren erquickend frohe Stunden, die wir mit Fritz und Marianne verlebten. Große Freude für uns war auch die Anwesenheit meines jetzt fünfjährigen Patjungen Hans-Jochen⁹ aus Schafsee. Er ist geweckt, artig, drollig und zutraulich.

⁹ Sohn Otto Scheidemanns, der später den Hof in Ballenhausen übernehmen sollte, weil Fritz S. keinen männlichen Nachkommen hatte. Er absolvierte später die ehemalige Klosterschule in Ilfeld, inzwischen Eliteschule der Nazis (NAPOLA), und fiel 1943 in Russland.

Auf dem Friedhof waren die Gräber aufs beste gepflegt und wurden mit Blumen neu geschmückt. Anna und ich besahen die Plätze, wohin wir einst gebettet werden wollen. Der Garten prangte im schönsten Blumenflor. Wir umwandelten Pfarrhaus, Kirche und gingen ein Stück ins Feld. Zu Haus besichtigten wir die letzten Liebhaberphotographien und das altertümliche Türschloss, das Fritz aus Langen-Ohsen¹⁰ mitgebracht hatte, wo es in dem alten Scheidemann-Hause vor mehr als 200 Jahren Dienste getan. Beim Abendessen erzählte mir der Verwalter Wiedemann von Stade. Um neun brachten uns Marianne und Fritz wieder nach Haus. Ich habe Fritz ein Exemplar [meines] „Epiktet“ verehrt.

841 Am 29. August 1926 abends hatten A[nna]., L[ui]se]. Kranold und ich eine trauliche Begegnung mit zwei kleinen niedlichen Jungen in der Prinz-Albrecht-Str. Der größere ging mit einem Pack Zeitungen vor uns her. Als ich ihn ansprach, trat er an mich heran: „Da, da hast du ein paar Zeitungen!“ Es waren alte. Dann ging er weiter, der kleinere, in blauem Kittel, ging neben uns und trug auch Zeitungen. Ich gab ihm die eben erhaltenen. Da sagte er auf einmal zu Anna: „Du, erzähle mir mal die Geschichte von Schneewittchen und den Zwergen, die von Rotkäppchen kenne ich.“ Als Anna erzählte, hatte er allerhand daran zu korrigieren, er kannte sie also. Da schlug ich das Märchen vom Wolf und den Sieben Geißlein vor. Luise Kranold erzählte. Aber er tadelte die Stimme des Wolfes: „Der muss anders sprechen.“ Luise tat ihm den Gefallen. „Wo wohnt ihr?“, fragte er am Ende der Straße. – „Hier um die Ecke, und du?“ – „Ach, da oben, wo die Straße anfängt.“ Dann trennten wir uns.

Am 28. August 1926 sind Fritz und Marianne mit knapper Not einer Lebensgefahr entgangen. Sie kommen in der Dunkelheit von Werners aus Weende und fahren auf einen unbeleuchtet an der Landstraße stehenden, schwer mit Frucht beladenen Wagen. Ihr Auto arg beschädigt, sie kommen mit leichten Hautschürfungen davon und holen sich in Göttingen ein Ersatzauto, das sie und ihr verbeultes Fahrzeug befördert. Die Ausbesserung wird 14 Tage in Anspruch nehmen.

Nun steht der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund vor der Tür. Wird er uns zum Segen gereichen? Heute stand eine Stelle aus dem „Figaro“ im Kurier, die zeigt, dass in Frankreich ein Umschwung der bisher deutschfeindlichen Stimmung anhebt. 2. September 1926

Hilde hat ihr Examen mit „zwei“ bestanden und reist erst zu Pastor Thiemes, dann zu Tante Liese, ehe sie nach Haus kommt. In Bückeberg wurde eine Haustochter gesucht. Pastor Julius Rothfuchs-Bückeberg, den wir in der Sache befragten, riet entschieden ab. - Unsere goldene Hochzeit naht. Wir wollen sie in aller Stille bei Emmchen in Northeim feiern. Erich ist einverstanden, das Nähere mit Emmchen besprochen.

¹⁰ richtig: „Hagen-Ohsen“

Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund ist in Genf einstimmig beschlossen. Stresemann hat sein Ziel erreicht. Was nun? Ich glaube nicht, dass die Herrlichkeit lange dauert.

Mein Patjunge Hans-Jochen machte uns allen herzliche Freude durch seine ausgelassene Fröhlichkeit über ein Segelschiff, dass er sich schon lange gewünscht hatte. Fritz Scheidemann kam mit dem niedlichen Jungen in eine Kaffeegesellschaft, zu der wir die alten Kieps und Generalarzt Evers mit Frau geladen hatten.

842 Kieps sind große Verehrer Stresemanns und verurteilen das scharfe Vorgehen der Deutschnationalen gegen Stresemann. Die Zukunft muss lehren, wer recht hat. Dass es mit Ilfeld sichtlich aufwärts gehe, war die Meinung des 80-jährigen alten Kiep. Sein Otto weilt jetzt in Genf, Louis¹¹ ist Direktor bei der Hagpag, Max hat sich als Finanzdirektor in Aurich gut eingearbeitet. - 9. September 1926

Am 12. September 1926, als ich vom 8. an in Northeim weilte, kamen Liscos dazu, ihren lange in Aussicht gestellten Besuch bei Loß'ens auszuführen. Von 4 bis ein Viertel nach 7 konnten sie sich aufhalten. Wir verlebten angeregte, frohe Stunden, die Leiden und Freuden eines heutigen Gymnasialdirektors¹² beschäftigten uns viel, namentlich die ersteren, und es fiel manch kräftiges Bürgerwort. Lisco erzählte von einer Indiskretion Brodthages in Bezug auf Trommsdorf, den Lisco als Oberstudienrat für das Gymnasium abgelehnt hatte. Ich riet ihm, die Sache mit Trommsdorf offen zu besprechen. Mit Frau Lisco unterhielt ich mich auf dem Spaziergange über die Verhältnisse an unserem Oberlyzeum, die gar manches zu wünschen lassen. Beide gefielen mir wieder sehr. Wir, d. h. Anna und ich, kehrten um 8 mit ihnen nach Göttingen zurück.

Mit Erich und Emma besprach ich die Feier unserer goldenen Hochzeit. Die Kenntnis davon ist doch in weitere Kreise gelangt. Erich hat eine Ilfelder Gratulationsdeputation abgewinkt. Hilde war seit sechs Tagen ins Vaterhaus zurückgekehrt und sah von den Abschlussprüfungen noch schmal aus. Fritz war geistig frisch, körperlich wieder gebrechlicher, d. h. unbeholfener, Erich in bester Laune, sprudelnd in der Unterhaltung.

Deutschland ist jetzt in der Falle des Völkerbundes. Geschwollene Reden sind gewechselt worden. Trotzdem traut keiner dem andern, rüstet weiter, schließt Geheimverträge ab und intrigiert weiter. Wir werden das Nachsehen haben. Stresemanns Beredsamkeit allein kann es nicht schaffen..

Versammlung der Deutschnationalen Göttingens am 17. September 1926 im großen Saale des Café Vaterland. Statt 8 Uhr Beginn nach 8:30. Mäßig besucht, ältere Herrn die Mehrzahl, z. T. mit Frau und Tochter, Lehrerinnen, einzelne Nationalsozialisten, keine Handwerker, keine Arbeiter. Treffliche Ansprache des Ge-

¹¹ Vater des CDU-Politikers Walther Leisler Kiep

¹² Lisco war damals Direktor des Göttinger Gymnasiums

schäftsführers Burghard. Bericht über den Kölner Parteitag, Einstellung zum Eintritt in den Völkerbund, zu Stresemann, zum Landbund, zum gemeinsamen Arbeiten mit der Deutschen Volkspartei, Lauheit des Bürgertums, Gefahren des Winters durch Revolutionierung der Arbeitslosen. Unbedingtes Eintreten für die Landwirtschaft, Beleuchtung der Rede Silvermanns [?], Gewinnung der Arbeiter, denen man näher treten und die man verstehen soll, Ablehnung von jeglichem Radau-Antisemitismus, Völkische Vereine, ihre Bedeutung. Noch muss mit den Parteien und dem Parlamentarismus gerechnet werden. Eintritt der Deutschnationalen in die Regierung ist zu erstreben usw.

843 Am 23. September 1926, der zugleich mein 77. Geburtstag war, haben wir heißen Dankes voll in Northeim bei unseren lieben Kindern das Fest unserer goldenen Hochzeit frisch und gesund gefeiert. Am Abend vorher hatten uns Hilde und Agnes mit entsprechenden Versen den goldenen Kranz und Strauß - Agnes versprach sich: Stranz und Kraus - im engsten Kreise feierlich überreicht. Am Morgen des 23. weckten uns Erich und die Seinen mit dem Liede „Bis hierher hat mich Gott gebracht“. Der Grundgedanke des Tages, dem ich verschiedentlich Ausdruck gab, war das Psalmwort: „Lobe den Herrn, meine Seele usw.“ und das Ausgangswort: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden“.

Eine Fülle von Briefen und Telegrammen lief ein - mit den Nachzüglern mehr als 120 - und bot uns immer neuen Stoff, alter Zeiten und alter Freunde zu gedenken. Beim Mittagstisch feierte uns Erich mit einem tief empfundenen Gedichte. Während des Essens erschien plötzlich Fräulein Osswald-Hildesheim, auf der Durchreise von Süddeutschland, und brachte Blumen und Glückwünsche; sie saß ein Stündchen bei uns und reiste dann weiter.

Gegen 4 Uhr trafen Fritz, Marianne und Elisabeth mit meinem Patjungen [Hans-] Jochen aus Ballenhausen, Mutter Elise Scheidemann mit Hans, Maria Scheidemann und Mathilde Richter aus Göttingen ein. Dora Schimmelpfeng hatte uns schon am Abend vorher begrüßt. Emmchen hatte uns durch ihre Einladung eine freudige Überraschung bereitet. Zu den Genannten kamen die fünf Loß´ und wir beiden Alten, zusammen 16 Personen. Das war eine fröhliche Kaffeetafel.

Wir hatten unsere Marta zur Aushilfe kommen lassen; diese und Loß´ens Paula bedienten aufs aufmerksamste. Der kontrakte [gelähmte] Fritz war auch bester Stimmung und gefiel allen, Hilde und Agnes waren lieb und zutunlich und verstanden sich mit Elisabeth vortrefflich. Nach dem Kaffee wurden von Hans und Marianne im Garten Bilder aufgenommen, die eine bleibende Erinnerung festhalten. Bei einem Glase Sekt wurde der herrlichen Torte Mariannes alle Ehre angetan und fröhlich-ernste Trinksprüche ausgebracht von Fritz und Hans, denen ich bewegten Dank folgen ließ.

Die Gaben und Grüße wurden alsdann in Augenschein genommen. Das Ilfelder Kollegium hatte mir eine fein ausgedachte und trefflich ausgeführte lateinisch-griechische tabula gratulatoria gewidmet, eine Festrunde [?] der Ilfelder Blätter und dazu ein Album des heutigen Ilfelds, was besondere Aufmerksamkeit auf sich

lenkte. Dann tanzten die Kinder auf der Diele nach den Klängen des von mir zur Feier des Tages Fritz geschenkten Grammophons.

Mittlerweile war es Zeit zum Abendessen geworden. Als wir eben Platz nahmen, erklang von der Straße Musik. Der wackere Hausmeister Fröbitz - alter Ilfelder Klosterdiener - brachte uns mit der Jungdeutschen Kapelle aus Göttingen ein schönes Ständchen, dem wir, namentlich Anna und ich, gerührt lauschten. Die Musikanten erhielten auf der Diele Wein, Kuchen und Zigarren. Ich dankte für die sinnige Ehrung.

Bald kam der Abschied. Alle mussten mit dem dreiviertel 9 Uhr-Zuge nach Göttingen zurück. Voll befriedigt - den Eindruck hatten wir - blickten alle Teilnehmer auf den Tag zurück. Dass alles so wohl gelungen war, ist Erichs und Emmchens hauptsächliches Verdienst, die uns zusammen mit den lieben Scheidemann die Feier unserer goldenen Hochzeit so schön ausgestaltet haben. In der ganzen folgenden Woche liefen noch Glückwünsche ein, von denen uns die größte Freude der Glückwunsch des Reichspräsidenten von Hindenburg bereitete, den Otto v. Erdmannsdorff, alter Ilfelder, erwirkt hatte.¹³ - 6. Oktober 1926

844 Vom 10. bis 13. Oktober 1926 weilten Erich und Emmchen in Blankenburg, ihre Verwandten besuchend und zugleich gerichtliche Formalien bezüglich der Hinterlassenschaft ihrer Mutter zu erledigen. Ich hielt Haus in Northeim, Anna hatte Besuch von Dora Schimmelpfeng, Rudolf Schimmelpfeng mit seiner Ruth und Klara v. Fumetti. Ich hatte in Northeim meine Freude an den Kindern. Agnes hat gute Fortschritte im Geigenpiel gemacht, Hildegard nahm sich der Küche an; sie las mir auch die schwärmerischen Gedichte vor, mit denen sie vor drei Jahren ein Primaner besungen hat. Fritz wiederholt oft: „Ich langweile mich so“, hat aber nicht Lust, ein gutes Buch zu lesen oder einen Brief zu schreiben oder einmal ein Gedicht zu lernen. Lieber sitzt er da, vor sich hin brütend und still. Er wird immer dicker, weil er meiner Ansicht nach zu viel isst. Er tut mir in der Seele leid.

Als wir am 7. Oktober 1926 in Ballenhausen waren, trafen wir dort zusammen mit Dora, Rudolf Schimmelpfeng und seiner neuneinhalbjährigen niedlichen Ruth, die sich mit Jockel¹⁴ gut angefreundet hatte, wie die Scherznamen Quick und Quack bewiesen, die sie sich gegenseitig gegeben hatten. Beide Kinder wurden mitgenommen, als uns Fritz über Reinhausen, Bremke, Ischenroder Schweiz und Groß-Schneen fuhr. In Reinhausen und Ballenhausen schmückten wir unsere Gräber. Marianne, Elisabeth und Fritz wetteiferten, uns den Aufenthalt bei ihnen zu einer schönen Erinnerung zu machen. Jockel wurde geneckt mit der „Musleiter“ und den „Mus-stiefeln“, die er aus der Nachbarschaft zum Zweck des Zwetschenmuskochens herbeigeschleppt hatte, und brach in die denkwürdigen Worte aus: „Du hast mich weiß gemacht, Tantami“; so nannte er Marianne. Abends 9 Uhr ließ uns Fritz mit seinem Auto wieder nach Göttingen zurückfahren.

¹³ Oberregierungsrat im Büro des Reichspräsidenten. Das Glückwunschs Schreiben (vom 1.10.1926) fand sich an der Stelle eingelegt.

¹⁴ Der zuvor erwähnte Patenjunge Mückes, Hans-Jochen Scheidemann, s. §840

845 Wieder ein alter Kollege ins Grab gestiegen: Roesener, Erichs Vorgänger, ist am 18. Oktober 1926 hier in der Klinik am zweiten Tage seiner Einlieferung einem Herzleiden erlegen und am 22. mit allen Ehren beigesetzt worden. Pastor Ködderitz hielt die eindrucksvolle Leichenrede, zu der ich ihm fachliches Material geliefert hatte. An selbigem Tage war Hildegard mit ihrer Kousine Traute Baehr, einem sympathischen Mädchen, bei uns und führte sie trotz des Regens in Göttingen herum. Sie erklärte sich durchaus gegen den Plan, sie hier bei Prof. [Emanuel] Hirsch als Haustochter unterzubringen; sie passt auch in ihrer Sinnesrichtung nicht hin.

Die diesjährigen Reformationsfest-Feiern betonen das Vordringen des von den Jesuiten beherrschten Katholizismus, der unter äußerer Macht seine innere Schwäche zu verbergen sucht. [Oberhofprediger] Pastor [Bruno] Doehring-Berlin beleuchtet das Verhältnis der beiden Konfessionen zutreffend in der Ansprache, die er auf der 30. Generalversammlung des Evangelischen Bundes gehalten hat. Ich las sie Anna am 31. Oktober 1926 vor.

Am 4. November 1926 besuchte uns Herr Leverkühn, der z. Zt. in Ballenhausen zu Besuch ist; er sah wohl aus, hat den Gesandtschaftsdienst aufgegeben und ist jetzt Banquier in New York, steht in Beziehungen zum Hause Warburg, hat große Reisen in Amerika gemacht, gedenkt durchschnittlich im Jahre zwei Monate in Deutschland weilen zu können. In Amerika denke und spreche man nur von europäischen, nie speziell von deutschen Verhältnissen. Ich fürchte, er ist ganz in das internationale, jüdische Fahrwasser geraten. Otto Kiep ist übrigens zwar als Pressechef des Reiches ausgetreten, aber nicht Generalsekretär am Völkerbunde in Genf geworden. Leverkühn meinte, dass Kiep nächstens eine Gesandtenstelle erhalten werde. Jetzt geht er nach London.

Am 13. November 1926 besuchte uns Frau Alves, Otto Carl Kieps Schwiegermutter, eine sympathische, kluge, energische Frau, die sich hier nach ihrem eigenen Sohne, der sich auf den Referendar vorbereitet, umgesehen hatte; er wohnt in der Riemannstr. Sie erzählte, dass Otto Carl Kiep ihre Herzen gewonnen hätte durch seine Lauterkeit. So hätten sie eingewilligt in die Ehe ihrer 23-jährigen Tochter mit dem 39-jährigen Manne. Um die Jahreswende erwarte die Tochter ihre Niederkunft. Dann würde auch Otto Carl, wie sie ihn alle nannten, nach Washington abgehen. London sei nicht nach seinem Wunsch gewesen. Sie ließ einfließen, dass Otto Carl vielleicht später einmal als Botschafter nach London käme.

Durch seine ruhige Freundlichkeit, klare Überlegenheit und kluge Behandlung habe er als Pressechef sich eine Stellung verschafft, wie keiner seiner Vorgänger. Zeugnis davon legt die Abschiedsrede ab, die ihm S. Dunbar Weyer im Namen der ausländischen Presse gehalten hat. Einen Abzug dieser Rede gab mir Frau Alves im Namen Otto Carl Kieps. Sie versicherte wiederholt, dass ihr Schwiegersohn die wärmste Anhänglichkeit an Ilfeld hätte und alle diejenigen, die sich seinerzeit seiner angenommen hätten. Anna gefiel es besonders, als Frau Alves erzählte, dass sie, wenn sie sich erholen wolle, sich in die Stube Otto Carls setze

und Erholung fände, auch wenn sie wortlos beieinander säßen. Frau Alves ist vor 30 Jahren in Northeim bei einer Familie Warnsdorf in Pension gewesen. Sie stammt aus Hannover und fuhr von hier aus dahin zu Besuch. - 14. November 1926

846 Fr. v. Bock gratulierte uns nachträglich unter Überreichung eines schönen Erika-Stockes und erzählte voll Freude, dass sie eine Stelle als Konventualin in dem Kloster Barsinghausen erhalten habe. Auch Frau Möhle geb. Köcher, Frau des abgebauten Studienrates aus Norden, jetzt hier, brachte uns Glückwünsche, gefiel uns aber in ihrer aufgeregten Art nicht, erzählte von Frau Ithes-Norden und deren Kleptomanie. - Licenziat P[astor]. Bräunlich hielt eine vorzügliche, packende Ansprache über Psalm 62 in Sachen des Evangelischen Bundes.

Ein Aufsatz in der Täglichen Rundschau verglich die Einigkeit der indischen Studenten, Hindus und Moslims, mit der Zersplitterung und gegenseitigen Anfeindungen der deutschen Studenten und verlangte mit Recht Beilegung dieser Übelstände als Vorbild für die große Masse. Eine Überbrückung der Klassegegensätze muss damit beginnen, dass die führenden Schichten ihre Gegensätze ausgleichen. Eindruck auf mich hat auch gemacht Graf [Ernst zu] Reventlow¹⁵, „Monarchie“, und [von dem Alldeutschen und Antisemiten] Otto Bonhard, „Jüdische Geld- und Weltherrschaft?“.

Die hiesigen Schauspieler machen Front gegen die öffentlichen Anzeigen der Ödipus-Aufführung [des Gymnasiums], die sie als unlauteren Wettbewerb empfinden. So etwas sei ganz gut, müsse aber im engstem Raum der Schule und der zugehörigen Familien gespielt werden. Sie haben Recht. - 22. November 1926

Der Blick auf die außen- und innenpolitischen Verhältnisse ist wieder einmal außerordentlich unerquicklich. Stresemanns Politik scheint sich doch nicht zu bewähren. Es gährt allerwärts, und im Inneren Zank und Streit, als ob es nicht darauf ankäme, dass wir einig werden müssten, um in der Welt wieder voranzukommen.

847 Hildegards Unterbringung als Haustochter beschäftigt uns seit Wochen. Aus der Stelle bei einer Frau Pastorin im Hessischen wurde nichts. Angebote von Berlin und anderwärts wurden abgelehnt, weil es sich mehr um Kinderhüten als um Haushalt handelte. Nun hat auch Clara Müller, verheiratete Lautenschläger, aus Darmstadt abgeschrieben, ihr Mann habe an den eigenen drei Haustöchtern übergenuß. So wird Hilde wohl bei den Eltern bleiben, da die Absicht, sie beim Diakonieverein eintreten zu lassen, aufgegeben ist. Dass sie Stenographieren und Maschinenschrift erlerne, wie ich wiederholt vorschlug, davon will Erich nichts wissen. So wird sie zu Hause bleiben wie einst Emmchen, nur dass diese eine gute Aussteuer und einen jährlichen Zuschuss zu erwarten hatte, was bei Hilde in Wegfall kommt. „to d'eu nikato“.¹⁶ - 1. Dezember 1926

¹⁵ 1869-1943 (Bruder der berühmten Franziska v. Reventlow), deutschvölkischer, alldeutscher und antisemitischer Schriftsteller und Politiker, ab 1927 Nationalsozialist

¹⁶ „Das Gute aber siegt“

Kuno Graf Hardenberg besuchte mich am 7.; ich hatte ihn seit 35 Jahren nicht gesehen. Er ist jetzt Oberhofmarschall bei dem verflrossenen Großherzog von Hessen. Die Verhältnisse in Darmstadt sind höchst unerquicklich. Hardenberg hat alle Hände voll zu tun, um die Interessen seines Fürsten zu mehren und Darmstadt als Kultursitz zu erhalten. Graf Kayserling unterstützt ihn in letzterer Beziehung. Wir sprachen natürlich auch von Ilfeld. Freude machte mir, als er berichtete, dass er beim Vater Boesch gute Kenntnisse in Religion erhalten hätte; auch Latein habe er noch nicht vergessen. Eingehend erkundigte er sich nach Hermann Richters Töchtern. - 8. Dezember 1926

Auf dem Ilfelder Abend im „Bären“, der gut besucht war, berichtete Professor Trommsdorf über die Notlage des Stifts und die Bemühungen des Direktor Ithes, die Administration des Klosters von der Klosterkammer abzulösen. Die Begehrlichkeit der Katholiken und der alten Abtei besteht ungemindert fort. Seit 1920 sind in Deutschland über 600 Klöster neu erstanden. Das Erzbistum Magdeburg soll neu erstehen mit dem Sitz in Wolmirstedt. Die unblutige Gegenreformation ist in vollem Zuge. Die Taktik ist neu: Luther wird nicht mehr angegriffen, statt seiner die Hohenzollern. Die Abendmahlsfrage ließe sich leicht lösen, die Ehe könne dem niederen Klerus zugestanden werden usw. Trommsdorf hat diese Gedanken von katholischen Geistlichen gehört.

848 Kuno Lattmann, Sohn Wilhelm Lattmanns aus Schmalkalden, war am 13. Dezember 1926 zum Abendessen bei uns, ein frischer, aufrechter, vaterländischer Mann von 27 Jahren. Er hat von 1917 ab den Krieg mitgemacht, dann in vaterländischen Verbänden gegen die Roten gekämpft, ist Landwirt geworden und steht mitten in der völkischen Bewegung (Wiking). Er beklagt die Philisterhaftigkeit des bürgerlichen Mittelstandes und des größten Teiles der jetzigen Studenten, besonders aber die Zersplitterung der völkischen Verbände. - 14. Dezember 1926

Am 16. Dezember 1926 lieber Besuch von Fritz, wenn auch nur für eine halbe Stunde. Leverkus Vater ist hoffnungslos krank (Krebs). Leverkus freundschaftliches Verhältnis zum jungen Warburg, sein Optimismus über Deutschlands beginnenden Aufstieg. Wilhelms II. jüngste Beschuldigung Hindenburgs, dieser hätte ihm den Übertritt nach Holland geraten. Fritzens Tätigkeit in Beziehung auf die Hebung der Teilnahme an der Volksgeschichte bei der Landbevölkerung.

Die Freisprechung des französischen Offiziers und Mörders Rouzier hat allgemeine Empörung hervorgerufen. Stresemann geht nicht auf Urlaub, weil seine Verständigungspolitik in die Brüche geht. - 23. Dezember 1926

Am 31. Dezember 1926 besuchte mich Studienassessor Keutel und berichtete mir von dem guten Fortgang seines Landerziehungsheimes, alias „Presse“¹⁷. Er sucht einen Elementarlehrer und hatte Pforta und Rossleben bereist. Von letzterem Orte heimkehrend, hatte er am 30. drei Stunden Aufenthalt in Sangerhausen. An einem Schuhladen vorübergehend, sieht er angeschrieben, dass da auch Briefmarken-

¹⁷ Paukanstalt für zurückgebliebene Schüler

sammlungen gekauft würden. Da er die seinige verkaufen will, tritt er ein; der Inhaber ist nicht anwesend, die Tochter schreibt seine Anschrift auf. Als er ihr seinen Namen buchstabieren will, erklärt sie, dies sei unsinnig: In Sangerhausen wohnten Träger dieses Namens. Er stellt einen Lokomotivführer Keutel fest und begibt sich zu ihm. In dem Hause trifft er auf der Treppe einen jungen Mann und fragte ihn nach Lokomotivführer Keutel. – „Mein Vater ist nicht zuhause, was wünschen Sie von ihm?“ – „Ich bin ein Namensvetter auf der Durchreise und wollte zusehen, ob Verwandtschaft nachgewiesen sei. Meine Familie geht auf Thüringer Bauern zurück.“ – „Bitte, treten Sie ein!“ - Nun lässt sich zwar zunächst keine Verwandtschaft feststellen; aber der junge Mann gefällt unserem Assessor und - ist ein unbeschäftigter Junglehrer mit guten Zeugnissen. Keutel gewinnt ihn für sein Landerziehungsheim. Eine wunderbare Begebenheit. – „Sie ist mir gestern passiert.“

Studienassessor Keutel hat sich sehr zu seinem Vorteil entwickelt, was auch daraus hervorgeht, dass er sich Joh. Müller, dem Herausgeber der „Grünen Hefte“ angeschlossen und bei ihm das Weihnachtsfest verlebt hat.

Göttingen, 1927

849 Mit innigem Dank blicken Anna und ich auf 1926 zurück. Wieviel Gutes hat uns Gott widerfahren lassen! Und unser Dank? Gott helfe uns, dass wir diese Pflicht immer tiefer empfinden! Er segne uns und die Unsrigen, er segne unser armes, gepeinigtes deutsches Vaterland! Mammonsdiens und Unzucht vergifteten ungezählte Scharen, Arbeitslosigkeit und Armut sind im Innern drohende Gefahren, bis an die Zähne bewaffnete Feinde umstehen uns. Wird 1927 Besserung bringen? Zu unseren derzeitigen Staatsmännern, Stresemann voran, habe ich wenig Vertrauen, und Hindenburg sind die Hände gebunden. - 2. Januar 1927

- - -

Leidvolle Zeit liegt hinter mir und kam so unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel, obgleich ich alter Mann mir doch sagen musste: „Über kurz oder lang kommt die Trennung“. Täglich hätte ich mir das sagen müssen und meine Liebe noch mehr zeigen und noch mehr Geduld beweisen müssen. Jetzt ist die geliebte Weggenossin in die ewige Heimat eingegangen, aufgenommen von ihrem Heiland, wie sie zuversichtlich hoffte und hoffen durfte, in die Hütten des Friedens, wiedervereint mit all den Lieben, die ihr vorangegangen sind. Sie war bereit. „Herr, ich warte auf dein Heil“ und Psalm 73.23 ff haben uns in letzter Zeit wiederholt beschäftigt, und am letzten Abend, den sie noch wohl wahr, las sie, nachdem ich das heitere Vorlesen aus Kügelgen [Band] III¹ abgeschlossen hatte, noch das Lied der Eleonore [Fürstin] Reuß vor: „Das Jahr geht still zu Ende“, als ob sie geahnt hätte, dass auch ihr Jahr still zu Ende gehe. Jetzt klingen mir noch die von ihr auswendig gelernten und betonten Worte im Ohr: „Und wird durch Grabeshügel der klare Blick verbaut, so gib der Seele Flügel, dass sie darüber schaut!“

Die Wünsche meiner geliebten Anna haben sich erfüllt: Sie ist ohne langes Siechtum im eigenen Heim entschlafen. [Sie sagte:] „Ich fürchte, dass ein langes Krankenlager eine Prüfung für mich ist, der ich nicht gewachsen bin“, und ist vor mir entschlafen. „Du bist noch so kräftig, dass du dir selbst helfen kannst, hast Agnes, mit der du dich beschäftigst und der du hilfst, hast Emmchen, die für dich sorgt, das Mädchen ist angelernt, aber ich! Ich bin ja ganz hilflos, verstehe von Geldsachen gar nichts, kann mit Agnes nicht kramen [zurechtkommen], mag nach Northeim nicht ziehen und vermag auch die Einsamkeit nicht zu ertragen; es ist besser, Gott ruft mich zuerst ab.“

Wir haben die Festtage besonders froh und dankbar erlebt, wollten nur uns gehören und schlugen deshalb die dringende Einladung nach Northeim aus. Anna schrieb humorvolle Briefe, machte hier und da Besuche - Scheidemanns, Mathilde, Jakobs - freute sich, wenn wir Besuch bekamen (Irmgard, Helene Meyer-

¹ Die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ des Malers Wilhelm v. Kügelgen (1802-67), posthum ab 1870 in 3 Bänden veröffentlicht und bis 1922 in 230.(!) Auflage erschienen, waren eine der beliebtesten Autobiographien des deutschen Bürgertums. Auch für Emma Mücke, meine Großmutter, die immer wieder darin las, waren sie der Inbegriff der „guten alten Zeit“.

Boesch, Marie Degenhardt) und ganz besonders, als Emmchen vom 5. - 7. Januar 1927 bei uns weilte, mit der sie namentlich Kindererziehung, Kleiderfragen etc. erörterte. Abends las ich beiden aus Kügelgen vor, und für den 6. hatten wir sogar eine Wanderung zum Kaiser-Wilhelm-Park geplant, die aber starker Schneefall verhinderte.

850 Als Emmchen am 7. nachmittags gegen sechs nach Northeim zurückreiste, wollte Anna noch mit zum Bahnhof. Das Regenwetter hielt sie zurück. „Kommt recht bald wieder!“, rief sie der scheidenden Tochter nach. Als ich um halb sieben zurück kehrte, fand ich sie auf dem Sofa. Sie hatte sich übergeben, klagte über Brustbeklemmungen und meinte, dass eine Lungenentzündung im Anzuge sei. Ich ließ sofort Hans Scheidemann holen, der gerade Urlaub hatte und zu Hause war: „Von Fieber keine Spur und die Lunge absolut gesund, eine Herzaffektion liegt vor, du musst ins Bett und musst auch morgen noch das Bett hüten“, lautete seine Auskunft. Anna sollte ein Glas Sherry oder starken Kaffee trinken, nippte aber nur daran und erklärte, sie wolle nichts Aufputschendes, sondern habe nur das Bedürfnis zu schlafen. Wir halfen ihr beim Zubettegehen, und Agnes erklärte: „Ich komme um halb zehn wieder und bringe ein Schlafmittel mit.“ Die Angstgefühle hörten nicht auf, Hans fand um halb zehn dasselbe Krankheitsbild und reichte selbst eine zurechtgemachte Bromtablette, die Schlaf bringen sollte. Als er ging, wünschte Anna, dass auch ich zu Bett ginge; Marta könne sich ja im Nebenzimmer aufs Sofa legen und Handreichung leisten, wenn es nötig wäre.

Ans Sterben dachte keiner von uns. Ich blieb aber auf und saß in der Nacht abwechselnd an ihrem Bette oder auf dem Sessel an der halb geöffneten Tür. Das Licht in der Kammer blendete sie; so kam nur Lichtschein durch die Türspalte. Anna war zuweilen minutenweis still, dann stöhnte sie und rief: „Ach Gott!“ Ich saß dann neben ihr, hielt ihr die Hand, netzte die Stirn mit kölnischem Wasser, rückte die Kissen zurecht, gab ihr auch noch einmal Brom ein. So ging es die Nacht durch; die Augen hatte sie geschlossen, Sprechen fiel ihr schwer, die Angstgefühle und Schmerzenslaute hielten an. Gegen halb sechs verlangte sie etwas Kaffee und Semmel: „Mir ist so flau im Magen“; ich brachte es, sie genoss aber nur wenig. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass nun Hans, wie er versprochen, bald kommen und ihr durch eine Einspritzung den ersehnten Schlaf verschaffen würde. Sie antwortete nicht, wurde aber zusehends ruhiger.

Ich dachte, nun stelle sich endlich der Schlaf ein. Das tat er auch, aber es war der ewige Schlaf. Ihr Atem - gegen sieben - wurde langsamer, hörte auf, sie streckte sich, alles war vorbei, 10 Minuten vor dreiviertel acht. Mir war es dunkel vor den Augen, als ich still das Vaterunser betete.

Fünf Minuten später – dreiviertel acht – kam Hans und stellte, nachdem eine Kampferinspritzung vergeblich geblieben war, das Ableben fest. Der gute Hans hatte ein so schnelles Ende nicht vermutet, freilich seien Herzaffektionen bei alten Leuten bedenklich; aber in dem vorliegenden Falle habe er sie nicht dafür gehalten, sonst wäre er bei Anna geblieben. Diese lag so still und friedlich da, als ob sie schlummere, und sah in den folgenden Tagen noch schöner aus.

851 Nun ging alles seinen Gang. Hans übernahm das Weitere, setzte die nächsten Verwandten in Kenntnis, telegraphierte nach Northeim und unterhandelte mit dem Beerdigungsgeschäft Pietas (Kulp); ich suchte Pastor Saathoff auf, benachrichtigte unterwegs Wittmers und auf dem Wege nach dem Bahnhof Wilhelm Schimmelpfeng, der Anna und mich für Sonntag zum Kaffee eingeladen hatte. Alle waren erschüttert. Um 1 Uhr trafen Erich, Emmchen und eines der Mädchen ein, Agnes, nachmittags Fritz Scheidemann. Die Todesnachricht sollte, wie Anna und ich unter uns verabredet hatten, erst nach der Beisetzung bekannt gegeben werden, die Bestattung selbst in aller Stille in Ballhausen vor sich gehen.

Die Leichenfrau wartete [sic] ihres Amtes, Emmchen hatte das längst von Anna für sich bestimmte Totenhemd herausgegeben, das meinige wartet noch seiner Bestimmung. Dann folgte die Aufbahrung in Annas Stube und qualvolle Tage. Die Kinder sorgten rührend für mich. Emmchen blieb bei mir, Erich und Agnes reisten um 9 Uhr nach Northeim zurück. Am Sonntage händigte mir Hans Annas Trauring ein, ich kehrte immer und immer wieder zu meiner geliebten Toten zurück, die so still und friedlich den ewigen Schlummer schlief. Von 4 - 8 Uhr nachmittags war Hilde da, um ihre Großmutter noch einmal zu sehen.

Es waren qualvolle Tage. Briefe und Karten schrieben Emmchen und ich nur an die nächsten Verwandten. Ich ging herum wie im Traum; Schlaf wollte nachts nicht kommen. Am Montag gegen Abend wurde unter Hans' Aufsicht, nachdem ich das liebe Antlitz zum letzten Male angeblickt und in mich aufgenommen hatte, der Sarg geschlossen. Kränze und Blumen waren schon gespendet, Mathilde, Scheidemanns, Marie Degenhardt hatten im Laufe des Tages von Anna Abschied genommen. Am Dienstag, dem 11. Januar 1927, ging in Annas Zimmer um halb zwölf die Parentation vor sich. Pastor Saathoff sprach würdig, eindringlich, liebevoll von der Heimgegangenen. Psalm 72.23 ff und „Herr, ich warte auf dein Heil“ sowie das Lied der Eleonore Reuß lagen seinen Worten zu Grunde. Brennende Kerzen, Palmen, verhängende Tücher und ein großes Kruzifix hoben die feierliche Stimmung.

Die Northeimer waren zur Stelle und fuhren hinter dem Leichenwagen, um 1 Uhr, während Emmchen und ich mit Elise Scheidemann in Schimmelpfengs Auto nach Ballenhausen gelangten. Die Teilnehmer an der häuslichen Trauerfeier waren außer uns fünf Nächsten: Elise, Mathilde, Fritz mit Marianne und Elisabeth, Hans und Maria, zwei Reinbolds, zwei Wittmer, Marie Degenhardt, Wilhelm Schimmelpfeng, Hansens Schwager Baethcke², Frau Friese, Frau Jacobs und Tochter, unsere Marta, Direktor Lisco, Prof. Willrich, Froebitz, Frau Heye, Pastor Baring. In Ballenhausen, wo wir zu Mittag aßen, traf der Leichenwagen um 3 Uhr ein; der gebrechliche Pastor Schützer aus Groß-Schneen setzte sich an die Spitze des Zuges, das Glöcklein läutete, bald waren wir zur Stelle. Pastor Schützer rief der teuren Toten den letzten Heimats- und Abschiedsgruß nach. Wir streuten Blumen ins

² richtig: „Baetcke“

Grab; der schönste und wertvollste Abschnitt meines Lebens war abgeschlossen. -
24 - 27. Januar 1927

852 Beileidsbezeugungen sind zahlreich eingegangen und erneuern meinen Schmerz dadurch, dass sie mir meinen Verlust vergegenwärtigen und doch damit Recht haben, dass sie ausführen, wie dankbar ich sein müsse, eine so edle Frau so lange zur Seite gehabt und durch ein so von ihr erlehtes rasches Ende verloren zu haben. „Ende gut, alles gut.“, schrieb Freund Heynacher, „Ich missgönne ihr die Ruhe wahrhaftig nicht. Pries sie doch jeden glücklich, der vollendet hatte, und wünschte den Ihrigen einen sanften Ausgang“.

Aber es ist trotz der Liebe der Tochter und Enkel so einsam. Sie sitzt nicht mehr hinter meinem Sessel, emsig nähernd, wenn ich arbeite, ruft mich nicht mehr ab, teilt nicht mehr mit mir ihre Erlebnisse und Sorgen, gibt mir nicht mehr ihre stets fesselnden Briefe zu lesen und betet nicht mehr nach unserer Abendandacht das Vaterunser, wobei sie sich in der Regel verbesserte, wenn sie am Schluss „...sondern erlöse uns ´von dem Bösen““, statt ´von dem Übel´ sagte. Dora Schimmelpfeng trifft das Rechte, wenn sie sie als einen Ewigkeitsmenschen bezeichnete.

Zunächst bleibe ich in den alten Verhältnissen: Marta ist angelernt, Agnes hat guten Willen und besucht die Schule weiter, Emmchen weilt vorläufig bei mir und kann später jeden Augenblick von Northeim herüberkommen und nach dem Rechten sehen. Wenn mir etwas zustößt, so habe ich angeordnet, mich gleich in die Klinik zu überführen. So warte ich ergeben ab, was unser Herr mir noch zuge-dacht hat. Zu einer Hausdame kann ich mich nicht entschließen; ein so junges Blut wie Hilde passt nicht zu dem alten Großvater. Ich müsste dann immer darauf sinnen, wie ich ihr eine Abwechslung oder eine Unterhaltung verschaffe. Nicht viel anders stünde es mit einer Hausdame. Solange ich mich noch regen kann, bleibe ich am besten auf mich selbst gestellt.

853 „Sie war eine Frau weit über dem Durchschnitt, und ihre in Gott gegründete Persönlichkeit hinterlässt Segensspuren“, so charakterisiert Sylvie Ebert, geborene Rasch, die Schlafende. Ja, Anna war eine wahrhaft fromme Frau von unbeschreiblicher Güte; sie trug auf betendem Herzen alle, die ihr nahe standen, und des Vaterlandes Not. Ihr Äußeres war ein Spiegel ihrer Seele. Mir ist es, als müsste sie jeden Augenblick zu mir ins Zimmer treten.

Ich lese jetzt Jakob Schimmelpfengs Briefe an sie. Erst hatte sie gewünscht, dass diese in ihren Sarg gelegt würden, dann bestimmte sie, ich möchte sie lesen und darauf verbrennen. Was ist Jakob doch für ein edler, ja in seiner Art vollkommener, frommer Mann gewesen. Wie klein komme ich mir neben ihm vor!

Ich bin nun schon zweimal an der teuren Grabstätte gewesen, das erste Mal mit Agnes, das zweite Mal allein. Epheu, Tannengrün, violettes Heidekraut legten wir auf dem stillen, schneebedeckten Hügel nieder und verweilten dann ein Stündchen bei den lieben Scheidemanns. - 9. Februar 1927

Jedes Leben, auch das ganz früh abgeschlossene, ist in seiner Art vollendet. Was ist das längste Leben gegenüber der Ewigkeit! Annas Leben war aber auch noch in höherem Sinne vollendet, indem sie unablässig bemüht war, ihr Inneres zu voller Harmonie auszugestalten, und unglücklich war, wenn ihr natürlicher Mensch, namentlich ihr Temperament, ihr einen Streich spielte. Ihr Heimgang war, wenn ich an so viele andere, z.B. an meine Schwester Vally denke, nach kurzer Anfechtung friedevoll. Unser Herrgott hat ihr nicht mehr auferlegt, als sie selbst meinte tragen zu können. Ich selbst kann mich nur gar nicht hineinfinden, dass sie mir nicht mehr zur Seite steht. Gott helfe! - 17. Februar 1927

Nach der letzten Nachricht muss ich meinem armen Bruder Gustav baldige Erlösung wünschen. Er kann das Bett nicht mehr verlassen, nicht mehr lesen, seine Gedanken nicht zusammenhalten, muss gefüttert werden. Wie würde das Anna mitgenommen haben! An mir nagt der Gram, sobald ich ihrer gedenke. In Ferdinands [Bechers] Schreibübungen, die er mit der linken Hand anstellte, als seine Rechte durch Schreibkrampf erlahmte, findet sich der Vers:

*Zeige dich zu jeder Frist
Stärker als dein Herzensjammer!
Sei nicht Amboss deinem Leid!
Nein! Sei deines Leides Hammer!*

Es ist mir, als riefte ihn die geliebte Verklärte mir zu.

854 Als ich Vorstehendes schrieb, war [Bruder] Gustav schon erlöst; er ist in den Morgenstunden des 1. März 1927 verschieden, nicht ohne schweren Kampf, den er aber vielleicht nicht mehr empfand. Am 4. März, nachts um 3 Uhr, verließ ich Göttingen und war, da keine Schnellzüge liefen, erst um 5:30 abends in Görlitz, wo ich im Deutschen Hause (Besitzer: Natusch) gute Aufnahme fand und noch am Abend Bormanns aufsuchte. Auf Klaras Wunsch hatte ich am Vormittag des 5. noch eine Unterredung mit Pastor Albrecht, der Gustav in den letzten Wochen mehrmals besucht und nun die Parentation hatte.

Vor der Feier um halb eins sah ich den lieben Bruder zum letzten Male; er war wenig verändert. Der Akt in der Krematoriumskapelle war ernst und würdig, die Trauergemeinde klein, da die Bekanntmachung des Todes erst nach der Einäscherung erfolgen sollte. Ich bemerkte außer den Verwandten noch P. Fritsche, Buchhändler Kaiser (Dresden), Kommerzienrat Ephraim (Schreiberhau), unsere „Sieben“-Freunde: P. Boden, Prof. Meth, Forstmeister Zeißig, das Ehepaar Vogel, die für Gustav gesorgt hatten, Vertreter seiner alten Firma u. a. Händels Largo leitete ein, der Gesang „Christus, der ist mein Leben“ ging der schlichten Rede voran, ein Violinsolo mit Harmoniumbegleitung schloss die Handlung. Als der mit Blumen geschmückte Sarg sich langsam senkte, streuten die Anwesenden wie bei Anna kleine Tannenzweige auf ihn. Lebe wohl, du treuer Bruder! Wann werde ich dir folgen?

In den nächsten Tagen besprach ich mit Klara, ihrem Mann und mit Hermann Müller die Ordnung des Nachlasses, wählte mir in der Augustastr. 2 einige An-

denken aus und suchte noch einmal die alten Jugendfreunde auf. Haupt war sehr hinfällig, Zeißig noch frisch und tätig. Dasselbe kann ich von Boden und Reitsch sagen. Letzterer behielt mich gleich zum Mittagessen und Kaffee bei sich. Ganz geknickt war noch Meth, der vor einem Vierteljahre wie ich die Gattin verloren hatte. Ich konnte ihm sein Leid nachfühlen. Am meisten war ich mit Bormann zusammen; er (Bormann) ist von Gustav zum Testamentsvollstrecker ernannt. Mit Hermann speiste ich zusammen am Sonnabend, dem 6. März 1927, bei seiner Mutter auf der Seidenbergerstr. 18; beide waren wie immer liebevoll und sorgend.

Am 8. trat ich die Rückreise an, nachdem ich noch zweimal unsere Gräber besucht, die Altstadt durchwandert und sogar die Landeskronen erstiegen hatte. Das Wetter war überraschend gut, nachmittags Sonne, die Vegetation in der Entwicklung. Emmchen war nicht in Göttingen, ihre Paula war wegen eines Grippeanfalls in ein Krankenhaus überführt worden. Die liebe Agnes empfing mich voll aufrichtiger Freude. - 10. März 1927

855 „Schuld und Schicksal, die Tragödie Wilhelms II.“, herausgegeben von den „Grünen Briefen“ [1926, Verf. unbek.], hat mich lebhaft beschäftigt und mein Urteil über Wilhelm II. in mancher Beziehung geklärt. Er hat das Beste gewollt, war aber den Schwierigkeiten seiner Stellung und der hohen Aufgabe, die er zu lösen hatte, nicht gewachsen. Wo er hätte eingreifen müssen, versagte er. Wem viel gegeben ist, von dem muss man viel fordern. - 16. März 1927

Erich war unlängst bei mir, froh, die Reifeprüfung hinter sich zu haben. Die Zukunft Hildegards beschäftigte uns. Er will versuchen, sie in den nächsten beiden Jahren dem hiesigen Turnlehrerkursus zuzuführen, da sie vor 1929 an der Hausfrauenschule in Hannover nicht ankommt. Möge es gelingen!

Reinheit und Wahrheit sind doch zwei Haupteigenschaften meiner in Gott ruhenden geliebten Anna gewesen, durch die sie bei ihrer liebevollen Gesinnung die Herzen gewann und allerwärts eine Atmosphäre von stillem Frieden zu schaffen verstand. Sie suchte nicht das Ihre, sondern dachte immer an die anderen. - 28. März 1927

Sie ist so schnell und still von mir gegangen, dass ich's noch immer nicht fassen kann. Ich meine, sie müsste jeden Augenblick wieder in das Zimmer treten. Wenn ich begreife, dass ich allein bin, füllen sich die Augen mit Tränen. [Wilhelm v.] Kügelgen: „Es gibt nur ein Mittel gegen diesen Zustand - Zeit, Arbeit, Gehorsam“. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden! Was Gott tut, das ist wohlgetan. Und mit mir hat er es stets so gnädig gemeint. - 4. April 1927

856 Mit Hildegards Unterbringung an dem hiesigen Universitäts-turnkursus ist es nichts geworden. Für den Sommer soll sie versuchen, in Norderney bei einem Arzte als Kinderpflegerin unterzukommen. - Erich plant eine Sommerreise, aber die Mittel! Er meint, die Gehaltsverhältnisse vor 1914 hätten eher dazu gereicht. Mein Freund Teuber, Direktor in Eberswalde, hat die erste Italien-Schweiz-Reise zur Feier seiner silbernen Hochzeit ausführen können. Ich habe

mir das Geld zu unseren Reisen durch Privatunterricht und Schriftstellerei (Schul-
ausgaben) verschafft.

Gestern besuchte mich nach der Kirche Luise Gerling (Bückeburg) und ihre
Schwester P. M. Degenhardt. Sie waren ganz angetan von Pastor Wiebes Konfir-
mationspredigt und geradezu entsetzt über die Ansprache einer Frau, die sie gleich
darauf gehört hatten, als sie ahnungslos im Stadtpark in eine rote Freidenkerver-
sammlung geraten waren. Das einzige, was ihnen gefallen hatte, war die Bekämpf-
ung des Alkohol- und Nikotingenusses.

Schöne Ostertage liegen wieder hinter mir. Voriges Jahr war ich mit Anna in
Northeim und gemeinsam in der Kirche; gemeinsam beobachteten wir mit Fritz
das lodernde Osterfeuer in Langen-Holtensen und die geschwungenen Fackeln;
gemeinsam auf dem kleinen Sofa sitzend, Hand in Hand, lauschten wir, wie uns
Emmchen Wagnersche Melodien vorspielte. Diesmal war alles ebenso, aber ich
allein. Es wollte mich schier überwältigen. Die Northeimer waren lieb wie immer;
ich suchte durch Lesen meiner Stimmung Herr zu werden. Ich denke, sie haben es
nicht bemerkt. Mit Hilde ist noch alles unsicher. - 21. April 1927

Besucht mich jemand, wie gestern Prof. Thimme, dem ich zum 70. Geburtstage
gratuiert hatte, so vermeide ich, von Anna zu sprechen, weil mich dann Rührung
übermannt. Man wird glauben, ich habe mich schnell getröstet, und doch mahnt
mich jeder Tag, wie unendlich gut ich es in den 50 Jahren gehabt habe, in denen
sie mich mit ihrer Liebe umgab. Ihr Grab hat Fritz Scheidemann eigenhändig mit
schönen Blumen und Epheu bepflanzt, der Gute. Ich erhalte noch immer Briefe
von alten Ilfeldern, die dankbar ihrer mütterlichen Fürsorge gedenken. - 25. April
1927

857 Unbefriedigend ist für mich die Lektüre des „Napoleon“ von Emil
Ludwig (Kohen). Das moralinfreie, pointierte, geistreichelnde Buch hat zwar mei-
ne Anschauung bereichert; aber meine Beurteilung des Korsen ist die alte geblie-
ben. Blücher hat ihn richtig erkannt. Mit dessen Augen sehe ich ihn [s. §755]. - 2.
Mai 1927

Wenn ich Annas Nachlass durchsehe und ordne, sehe ich im Geist die Hände, die
meinen Nachlass durchstöbern, aussondern, Überflüssiges, was für sie wertlos ist,
vernichten. Recht so! Möge man nur beachten, dass vieles Niedergeschriebene nur
die Stimmung des Tages festgehalten hat.

In dieser Woche sind es 50 Jahre her, dass meine Schwester Emma, 27 Jahre, dass
Ferdinand [Becher], 25 Jahre, dass Gustav Scheidemann starb. Wie bald wird
auch mein Tod so lange zurückliegen! Dass Hans Scheidemann mit den Seinen
jetzt, wo es in China böse aussieht, in Ilfeld weilt, ist für ihn eine gnädige Fügung.

Ich kann mir wohl denken, dass er ganz darauf verzichtet, wieder nach China (Tientsin) zurückzugehen.³ - 5. Mai 1927.

Am 5. Mai ist die von Anna und mir gleich hoch geschätzte Mutter von Frau Mollwo, Frau Geheimrat Voigt, Wittve des vor einigen Jahren verstorbenen Professors der Physik, des so genannten „Bach-Voigt“, nach kurzer Krankheit entschlafen. Ich erfuhr es acht Tage später und will nun alsbald an Frau Mollwo schreiben. Die Heimgegangene war eine Frau großen Verstandes und besonderer Herzensgüte. Letztere Eigenschaft hatte ein enges Band zwischen ihr und Anna geknüpft. Ihre Ruhestatt hat sie neben dem Gatten.

Stresemanns Politik ist erfolglos geworden. Franzosen und Engländer denken nicht an Räumung der Rheinlande. O Gott im Himmel, sieh darein! Wie lange soll das Unrecht triumphieren! Freilich scheinen neue Katastrophen im Anzug. - 12. Mai 1927

858 Der französische Präsident [Gaston] Doumergue ist mit ungeheurem Jubel in London eingeholt [empfangen worden]. Wird die Entente nun gesittet? Wird Frankreich sich in China an Englands Seite stellen? Und was wird für Deutschland dabei herauskommen? - 17. Mai 1927

Die Zeitungen sind voll des Triumphes des waghalsigen Schweden-Amerikaners Lindbergh, der als erster den atlantischen Ocean von New York nach Paris überflog und dazu 33 1/2 Stunden gebraucht hat. - 23. Mai 1927

Am 28. Mai 1927 besuchte mich Ithes-Ilfeld; er hatte in Sachen der Herbstversammlung der Philologen eine Besprechung mit Prof. Thiersch. Er schlug mir vor, einen Bericht über meine langjährigen Ifelder Erfahrungen für das dortige Schularchiv zu schreiben, und erzählte mir von dem Fortgange seiner Verhandlungen mit der Klosterkammer. Ich denke, dass ich dazu komme, seinen Wunsch zu erfüllen. - Die Sowjets prophezeien den Ausbruch eines neuen Weltkrieges. - 1. Juni 1927

Pfingsten 1927 liegt hinter uns, ziemlich verregnet und recht kühl. Ich habe es bei den lieben Norheimern verlebt, die sich treulich um mich bemühten, habe aber das Gefühl, dass ich ein recht langweiliger Gast gewesen bin. Das zunehmende Alter stumpft ab. Ich muss meinen Aufenthalt auf drei Tage beschränken. Das Spaziergehen ertrage ich noch. Wir sind ungeachtet des Wetters wiederholt im und am Wieter gewesen, haben auch die Sultmer-Waldschänke aufgesucht.

Ralf Loß, Pauls Sohn, war mir ein lehrreicher Vertreter der modernen, rein materialistisch eingestellten Jugend: Egoismus, Amerikanismus, Geldverdienen, Ablehnung von Kunst und Wissenschaft, soweit sie sich nicht in klingende Münze umsetzen lässt. Agnes und ihre Kousine Uschi Geiger hatten ihren Spaß an dem

³ So kam es auch. Er war dann jahrzehntelang Gynäkologe und Geburtshelfer in Peine, angesehen und beliebt, ganz so, wie er von Mücke beschrieben wird.

Vetter und zogen ihn weidlich auf. Erich gab dem letzteren recht eindringliche Gedanken mit auf den Weg und hofft, dass der gute Kern bei ihm sich noch geltend macht.⁴

Fritz hörte andächtig zu, wenn ihm dieser von Maschinen, Autos und seiner Tätigkeit in der Hannoverschen Hanomag erzählte. Um ersterem eine Freude zu machen, spendete ich eine Autofahrt über Echte, Kreiensen nach der Hube, zurück über Einbeck. Bei dieser Gelegenheit bekam ich diese altertümliche, fesselnde, reizvolle Stadt zu sehen. Nach Göttingen nahm ich mir Hilde mit. Agnes kam hochofrennt von ihrer sechstägigen Hessenfahrt, wenn auch mit einem wehen Fuße, zurück.

In den letzten Wochen ist der politische Horizont noch dunkler geworden. England hat seine Beziehungen zu Russland abgebrochen, ein Sowjetgesandter ist in Warschau ermordet, in Russland hat ein neues Schreckensregiment eingesetzt. Wird es Deutschland gelingen, Neutralität zu behaupten? - 13. Juni 1927

859 Ein bedenkliches Zeichen sinkender Kultur ist die Ausartung des Sports.⁵ Jede Zeitung berichtet über Wettkämpfe in Boxen, Ringen, Schwimmen, Radfahren, Autorennen, Pferderennen, Fliegen etc. Jetzt werden Chamberlin und Levine überschwänglich wegen ihres Oceanflugs gefeiert. Es ist eine Sportleistung. Wann hat man je einen Geisteshelden so geehrt? Und wie geistlos sieht die Mehrzahl dieser Helden des biceps aus! - Der politische Horizont wird immer dunkler. - 17. Juni 1927

Locarno gehört der Vergangenheit an. Stresemanns Optimismus ist eine Rauchwolke gewesen. Der allgemeine Krieg würde schon im Gange sein, d. h. der Krieg mit den Feuerwaffen, wenn nicht jeder die Verantwortung scheute. Der Diplomatenkrieg hat ja nie aufgehört. Längere Friedenszeiten wird es in Europa erst geben, wenn Frankreich als tonangebende Macht ausgeschaltet ist.

Mit Emmchen war ich Sonntag, den 26. Juni 1927, in der neu bearbeiteten Handeloper „Radamisto“; sie wurde mit ungeheurem Beifall aufgenommen. Ich bin nicht mehr so aufnahmefähig wie einst. Die Musik gefiel mir wohl, namentlich die einleitenden Vorspiele, ich mag aber Mozart lieber. In der Nacht schlief ich schlecht, Musik und Szenebilder gingen mir durch den Kopf, namentlich aber auch ein Gespräch mit Emmchen und Agnes, die um neun von Northeim zurückkam. Letztere kam darauf, dass Erich ihre Mutter so oft in Gegenwart der Kinder anfähre, gegen sie selbst [Agnes] aber doch freundlich sei. Emmchen sagte, es handele sich dabei stets um Geldfragen. Diese könne Erich nicht leidenschaftslos und ruhig verhandeln.

⁴ Als Kind habe ich Ralf Loß noch in der ersten Zeit nach 1945 in Göttingen erlebt – als abenteuerlichen Schmuggler auf Durchreise, der mit allerlei Zeug im Rucksack über die Zonengrenze im Harz pendelte. Er war Ingenieur und verfolgte den phantastischen Plan, sich mit einem Freund in einem Aluminiumboot, wie es hieß, nach (Süd)amerika abzusetzen. Das soll ihm auch schließlich gelungen sein. Seine Spur hat sich für mich verloren.

⁵ Vgl. §474

Mir sagte sie nachher, Erich nenne sie feige und lieblos, weil sie mich nicht dazu bringe, Geld herzugeben, z.B. dass sie jetzt beide, statt Erich allein, nach Oberbayern reisten. Ich müsste doch dazu beisteuern können; ich zahlte ja jetzt 500 M weniger für die Wohnung allein. Dass 1.200 M Einnahme durch meinen Austritt aus dem Prüfungsamte ausgefallen seien und dass mein Haushalt durch Behalten von Agnes trotz Annas Heimgänge die früheren Kosten erfordere, bedenkt er nicht. So gut unsere Marta ihre Sache auch macht, eine Hausfrau verfährt doch rationeller. Ich stimmte Emmchen bei, dass sie den Kopf hochhalten müsste bei Erichs Aufwallungen, so ungerecht sie auch oft seien: Die Liebe ertrüge alles. - 28. Juli 1927

[eingeklebter Zeitungsausschnitt:] „Schränke deine Bedürfnisse ein so viel, als dir möglich ist, um deine Freiheit zu bewahren. Mancher, sagt Horaz, dient lieber sein ganzes Leben, ehe er lernt, mit wenigem auszukommen.“ Platen

860 Am 3. Juli 1927 holten mich Schimmelpfengs ab. Wir tranken zusammen auf dem Rohns Kaffee unter einer Menge sonntäglich gestimmter Besucher. Platz fanden wir bei Schimmelpfengs Bekannten, am Tische des Telegraphendirektors Endterich und Frau. Die beiden gefielen mir sehr. Im Gespräch teilte ich ihnen mit, dass ich vor 50 Jahren mit Schimmelpfeng und Heynacher als Gäste [Postminister] Stephans teilgenommen hätte an der Fertiglegung des ersten unterirdischen Festlandkabels in Deutschland. Auf seinen Wunsch habe ich darüber für ihn anderen Tages einen Bericht zusammengestellt.

Der philologische Ferienkursus in der Zeit vom 2. - 7. Juli 1927 brachte wieder viel Neues und Fesselndes. Erich ist vergnügt in die Ferien gereist. Füssen ist sein erstes Ziel. - Die durch Wolkenbrüche veranlassten Hochwasserkatastrophen haben allenthalben unermesslichen Schaden angerichtet und zahlreiche Menschenleben vernichtet. Aus dem gemeinsamen Aufenthalte mit Heynacher in Jühnde wird nichts; er leidet an bedenklichen Schwächeanwandlungen. Longius aut propius mors sua quemque manet⁶. Das Buch von Beste, „Göttingen und Leipzig“ fesselt mich jetzt. Direktor Endterich hat es mir geliehen. - 15. Juli 1927

14 Tage bei den lieben Norheimern! Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass ich ein trüber Gast bin. Mit Emmchen war ich am 25. Juli in Ilfeld und habe da manch alten Bekannten wiedergesehen. Frau Pastor Zwick sah trotz ihrer 85 Jahre unverändert aus, auch Frau Amtsgerichtsrat Rasch, mit der wir in Wehmut meiner geliebten Anna gedachten; der Kirchhof mit seinen teuren Gräbern hielt uns fest. wieviele Erinnerungen weckte er! Mit Etta Böttcher, die uns Mann und Söhne vorstellte, besprach ich die Pflege der Becherschen Grabstätten. Dann genossen wir das liebliche Tal, in dem die Behre voll dahinbrauste, tranken auf dem Netz-kater Kaffee um besuchten auf der „Schanze“ das 79-jährige gebrechliche Boten-hannchen, deren Mundwerk aber noch wie einst im Gange war. Im Klostergarten hatten wir ein Gespräch mit dem recht alt gewordenen Arbeiter Haase, der sich

⁶ „Früher oder später erwartet jeden sein Tod“

kümmertlich durchschlägt. Die Krypta wurde besichtigt: Eindruck kalt. Im Kloster roch es nach Petroleum wie einst, der Fußboden wird damit abgerieben. Direktor Ithes war leider ausgegangen. Schülerdenkmal. Feuerteich zugeschüttet. Anlagen. Fleckendenkmal auf dem Neanderplatz. Zusammentreffen mit Amtsgerichtsrat Bartel, Itti [?] Schulze, Konsistorialrat Kohrs [Cohrs] und Frau, Besuch bei Frau Boesch. Schöner Rückweg, der Himmel war den ganzen Tag bewölkt. Um 9 Uhr wieder in Northeim.

861 Fritzens Leiden nimmt seinen Fortgang. Merkwürdig, wie hartnäckig der Junge an Gedanken festhält, die ihn beschäftigen! Er setzte die Schwarzwälder Uhr, die ihm sein Vater von Augsburg mitgebracht hatte, richtig zusammen und war dann ganz unglücklich, als sie nicht gleich ging: „Ich will sie gar nicht mehr sehen, ihr könnt sie gleich weiter verschenken.“ Immer wieder fing er davon an und stellte törichte Fragen. „Junge, rede keine Makulatur“, sagte sein Vater - bis ein Uhrmacher durch leises Biegen an den Rädchen den Schaden beglich. - Erich kehrte frisch, erholt und in bester Stimmung aus den bayerischen Bergen zurück. Alle waren liebevoll und aufmerksam. Ich suche die Einsamkeit, in der ich Annas ungestört gedenken kann. - 1. August 1927

Duncker-Strelitz, mit dem ich am 9. August 1927 einen längeren Spaziergang machte, führte aus, dass die Schrift „Schuld und Schicksal Wilhelms II.“, die ich ihm geliehen, im Grunde dieselben Ansichten vertrete, die er selbst stets verfochten habe. Er selbst bearbeitet z. Zt. das Leben seines Großvaters, Professors der Theologie hier zu Göttingern, um damit seine Mutter am 28. August, ihrem Geburtstag, zu überraschen. Die Selbstbiographie Bestes, die ich ihm zu lesen gab, war ihm dazu sehr willkommen.

Schluss der Ferien bei den lieben Norheimern. Am 13. August 1927 abends hatten sie Kollegen eingeladen. Leider ist mir bei meinem abnehmenden Gehör ein Teil der Unterhaltung entgangen. In diesen Tagen hatte ich Anwandlungen von Schwindelgefühlen. Erich erfreute sich bester Laune. Nur einmal drohte sie zu schwinden, als Emmchen bei Tisch Neuanschaffungen für die Kücheneinrichtung in Aussicht stellte. Drohende Geldauslagen wirken verstimmend auf ihn. Während meines Aufenthaltes in Norheim hat ein starkes Nachtgewitter Göttingern schwer heimgesucht. Die deutschen Ozeanflieger sind wegen des stürmischen Wetters wieder zu den Ausgangspunkten zurückgekehrt. - 16. August 1927

In zwei Fällen werden mir die Augen feucht: wenn ich an die glückliche Zeit unseres Volkes vor 1914/18 denke und wenn Annas Bild, ihre stille Wirksamkeit, ihr gütiges Wort in meiner Seele lebendig ersteht; kein Tag ohne solche Augenblicke. Heute war mir ein Brief von ihr eine Erquickung, den sie 1905 an die Mutter von Dr. Heinz Banzler-Löcknitz geschrieben hat, die kurz vorher ihren Mann verloren hatte. Dr. Banzler schickte ihn mir. Wie habe ich die Fülle des Guten der letzten 50 Jahre als selbstverständlich und ohne den schuldigen Dank hingenommen! Jetzt weiß ich erst, was ich gehabt habe.

Aber das deutsche Volk kann und wird den Tiefstand überwinden, es wird die inneren und äußeren Bedrücker abschütteln; große Aufgaben liegen vor ihm. Und ich? „Der Mensch würde das Verachtungswürdigste unter allen [Wesen], zum wenigsten in den Augen der wahren Weisheit, sein, wenn die Hoffnung des Künftigen ihn nicht erhebe und den in ihm verschlossenen Kräften nicht die Periode einer völligen Auswicklung bevorstünde.“ Immanuel Kant. - 23. August 1927

862 Die Goethefeier am 29. August 1927 im [Göttinger] Gymnasium war auch diesmal sehr eindrucksvoll, trefflich die Rede des Oberstudienrates Wecker über Goethe und seine Stellung zur Politik, die darin gipfelte, dass Goethe in bestem Sinne vaterlandsliebend war und seine Kälte zur Zeit der Freiheitskriege bereut hat. Die Deklamationen Goethescher Gedichte ließen zu wünschen. Abschluss: Ouvertüre zu „Egmont“. Ich saß zwischen [Direktor] Lisco und [seinem Vorgänger] Schreiber; die Aula war voll besetzt. - 30. August 1927

Um ein Haar ist gestern, am 30. August 1927, Fritz Scheidemann dem Tode oder schwerer Verletzung entgangen. Ein überholendes Auto auf offener Landstraße - halben Weges Gartenschänke - Stockhausen - zwang ein neben ihm fahrendes Auto - Fritz selbst fuhr auf seinem Rade von Göttingen zurück, und zwar, weil er Gefahr fürchtete, auf dem Fußgängersteige - so plötzlich zum Ausweichen, dass es in einen Haufen Chausseedreck hineingeriet und beim Loslösen Fritzens Rad mit dem betr. Kotflügel so traf, dass das Hinterrad total aus der Fassung geriet und Fritz zusammensackte. Er zeigte mir sein übel zugerichtetes Vehikel, das den Stoß aufzufangen hatte, als ich am Nachmittage in Ballenhausen war.

Wir schmückten unsere Gräber mit herrlichen Heidesträußen aus der Nähe des Hasenwinkels. Fritz zeigte mir eine Neuanschaffung, die fünfbändige lateinische Geschichte des Welfenhauses, 1750 - 75 erschienen. Abends fuhr er mich im Auto zurück mit drei Leuten von der Reichswehr, die beim Ernten geholfen hatte. Ob Ottos Ältester zu Ostern nach Ilfeld kommt, erscheint ihm fraglich: „Käthe ist kein Freund der Gymnasialbildung, und die hat die Hosen an.“ Es war wieder ein schöner Tag bei den lieben Ballenhäusern. - 1. September 1927

863 Die vergangene Woche ist inhaltlich voll gewesen: Mittwoch, den 7. September 1927, nachmittags um halb fünf, traf Erich zu Auto mit Emmchen, Hilde, Ralf [Loß] und dem lieben Fritz [Loß], dem die Freude besonders galt, bei mir ein. Nach einem frohen Kaffeestündchen saß Fritz auf der Veranda, während die Mädchen ihrem Vetter die Stadt zeigten.

Erich teilte mir das Ergebnis des neulichen Besuchs des Ministerialrates Jahnke mit: Er soll im Herbst, falls nicht die Roten einen Strich in die Rechnung machen, als Oberschulrat nach Schleswig gehen. Das Gute siege! Entscheidung um den 20. herum. Emmchen blieb bei mir, als die übrigen um sieben zurückfuhr. Der immer unbeweglicher werdende Fritz wird wohl dann ins Annastift [in Hannover] kommen müssen. Der arme Junge!

Am 8. erlebten Emmchen und ich die Anlage eines Rundfunks bei mir, damit ich alter Mann in einsamen Stunden eine Unterhaltung habe. Am 9. nachmittags trank ich mit Emmchen in Nikolausberg Kaffee, und am 10. waren wir beide bei unserem lieben Grabe in Ballenhausen, wo mit Fritzens Hilfe der Grabstein gesetzt war. Die Ballenhäuser waren eben von einer dreitägigen Harzreise zurück, als wir bei ihnen einkehrten. Sie überraschten uns mit Dora [Schimmelpfeng], die sie von Blankenburg mitgebracht hatten. Es gab viel zu erzählen, als ich mit Fritz bis zum Hasenwinkel ging und wir dann alle zusammen im Gartenhause saßen; auch Elises [seiner Mutter] 70. Geburtstagsfeier wurde besprochen. Mit herrlichen Blumen beschenkt kehrten wir abends heim. Alle Zimmer stehen voll Sträuße. – Agnes war am 10. und 11. in Einbeck zur Geburtstagsfeier ihrer Freundin Beuermann.

Kleine Zusammenstöße gab es bei der Benutzung der Rundfunkanlage, die Emmchen viel Freude machte, mit Agnes, so dass ich erklärte, wenn ich dabei durch sie Ärger hätte, würde ich die ganze Einrichtung an ihre Eltern verschenken. Emmchen ist gestern wieder nach Haus gereist, Erich hatte das verständliche Bedürfnis, über die erfolgende Entscheidung mit ihr zu sprechen. Sie will aber zu meiner Freude bald wiederkommen.

Das Reichsschulgesetz, die Flaggenfrage und die Befreiung der besetzten Gebiete sind jetzt Tagesfragen; Stresemanns Erfolge sind nicht groß. - 14. September 1927

864 Wie ganz anders dieser Geburtstag und der vorjährige! Tiefe Wehmut, und doch behauptet das Leben sein Recht! Ich empfang viele Liebesbeweise; Emmchen und Hilde waren herübergekommen, Elise und Mathilde zum Kaffee, Fritz und Hans, Pastor Baring und Hans Bajohr gratulierten auch persönlich. Mein Kopf war benommen, Halsschmerzen gesellten sich hinzu; ich ließ mir aber nichts merken. Dankbar empfinde ich alle mir bewiesene Güte. Gott helfe weiter! - 24. September 1927

Wieder eine bewegte, inhaltsreiche Woche hinter mir! Die Philologentagung hatte ungewöhnlich viele Teilnehmer nach Göttingen geführt, und der wissenschaftliche Tisch war überreichlich gedeckt. Aber ich hatte nur wenig davon: Ein unheimlicher Schnupfen mit Hals- und Kopfweh verfolgte mich und hatte sich so aufs Gehör geworfen, dass ich die Redner nur teilweise oder gar nicht verstand, was mir namentlich bei der Rede von [Ulrich v.] Wilamowitz [-Moellendorff] leid tat. Aber ich sah und sprach alte Bekannte: Lucke, Grünwald und Frau, Detlev Bohne, Duncker u. a. Besondere Freude bereitete mir das Zusammentreffen mit Prinzhorn, den ich seit 16 Jahren nicht gesehen hatte und der von schwerer Krankheit völlig genesen war.

Elise Scheidemanns 70. Geburtstag fiel auch in diese Woche. Es war eine wehmütig-frohe Feier in Ballenhausen; Marianne und Fritz hatte wieder alles aufs sinnigste eingerichtet. Ich hatte viel Freude am Zusammensein mit Julius und Robert Reiche, die ich seit Jahren nicht gesprochen hatte, und mit denen ich in Ilfelder Erinnerungen schwelgte. Beide waren in angeregtester Stimmung. Otto und Käthe

Scheidemann bewiesen die alte Herzlichkeit. Mit Hans und Maria fuhr ich hin und zurück. Der kleine [Hans]-Jochen zeigte mir, wie viel er in einem halben Jahr im Lesen und Schreiben vorwärts gebracht hatte. Es ist ein prächtiger Junge.

Den Abschluss der Woche bildete Annas Geburtstag. Ich gedachte ihrer an ihrem Grabhügel in tiefer Trauer und Dankbarkeit. Sie war ein seltenes Menschenkind, mit herrlichen Gaben ausgestattet, die geläutert waren durch schwere Jugenderfahrungen. Erich und Emmchen weilten die ganze Tagung über bei mir und halfen mir durch ihre Liebe über mein mangelhaftes körperliches Befinden hinweg. - Erichs Ernennung zum Oberschulrat zieht sich in die Länge. Er ist gelegentlich der Zusammenkunft der herbeigeströmten Philologen beim Bierabend im Stadtpark dem Kultusminister Becker vorgestellt worden.

Ob Kiep wohl Nachfolger des verunglückten Botschafters v. Maltzan in Washington werden wird? - 2. Oktober 1927

865 Die Woche bei den lieben Norheimern ist im Nu verstrichen. Hildes 20. Geburtstag fiel hinein, den ich mit innigen Wünschen begleitete. Mit Fritz geht es wieder etwas trauriger; nur seine Stimmung bleibt gut; er hat Fortschritte im Erzählen gemacht und liest mit größerem Eifer, diesmal „Die Familie Pfäffling“⁷. Erich weiß ihn vortrefflich zu nehmen. Seiner Unterbringung im Annastift wurde näher getreten. Erich und Emmchen waren zu diesem Zwecke zwei Tage in Hannover und haben dort alles besprochen. Gerade, als sie abgereist waren, traf der Brief Jahnkes aus Berlin ein, den ich ihnen ins Centralhotel nachschickte, so dass Erich die Sache mit Brodthage und Boesch besprechen konnte.

Erich hat sich bereit erklärt, vom 20. [Oktober 1927] ab die Oberschulratsstelle in Schleswig zu verwalten für den dorthin ernannten demokratischen [DDP-] Abgeordneten, der in Berlin bleibt. In Norheim will er sich für ein halbes Jahr beurlauben lassen; Bürgermeister Peters legt ihm nichts in den Weg. In diesen Tagen entscheidet sich, ob dieser Ausweg in Berlin angenommen wird. Jahnke wollte Erich gleich als Oberschulrat dahin haben, aber der Ministerialrat denkt, und der demokratische Minister lenkt. - 11. Oktober 1927

Pastor Baring war gestern bei mir und fragte, ob mich Hans Bajohr, der seit längerer Zeit bei ihm wohnt, angeborgt hätte. Veranlassung: Hans hat neulich Agnes und mich in Nikolausberg, wo wir Kaffee tranken, gesehen und uns nicht angesprochen, weil er, wie Pastor Baring glaubt, kein gutes Gewissen gehabt habe, vielleicht auch weil er nach Alkohol geduftet hätte. Pastor B. hat festgestellt, dass die Neigung dazu noch immer in ihm mächtig sei. Hans sprach zu gern von der Freude an einem guten Trunk. Baring hat ihm noch nicht das Wort abgenommen, dem Trunke zu entsagen, hofft aber zuversichtlich auf Besserung und tut für ihn,

⁷ Von Agnes Sapper, 1907, 2002 wieder aufgelegt, beliebtes bürgerliches Hausbuch, wie es in einer Rezension der Neuauflage von 2002 heißt: „mit der erfolgreichem Mischung aus biedermeierlicher Beschaulichkeit... wohl dosiertem Bildungseifer, einer Prise Humor, viel Gehorsam... und warmherziger Menschlichkeit“.

wie ich sehe, was er nur tun kann. Jetzt ist er bemüht, ihm wieder Ordnungssinn beizubringen und Kollegengeld-erleichterung zu erwirken.

Alles in allem verfügt Hans über 400 M Monatseinkommen. Das muss für drei Personen erreichen. Seine Frau hält sich mit dem Söhnchen noch in Ostpreußen bei seinem Onkel auf, will aber nächstens hierher kommen zu ihrer Tante Chüden [?]. Da Hans durch sein Verhalten, Schuldenmachen und Saufen, sich in Sachsa ebenso unmöglich gemacht hat wie in Ilfeld, soll seine Frau schließlich die Geduld verloren [haben] und droht mit Scheidung. Pastor Baring hofft, die Gatten wieder zu versöhnen, hält es aber - auch aus pekuniären Gründen - für das beste, dass Hans bis zur Ablegung der ersten theologischen Prüfung hier allein lebt und nicht durch die berechnete Ungeduld seiner Frau gereizt wird. - 14. Oktober 1927

866 Emmchens Geburtstag [29. Oktober] wurde in hellem Sonnenschein froh und dankbar in wehmütiger Erinnerung an die vorjährige Feier begangen. Agnes und ich reisten erst Sonntag, den 30. Oktober, nach Northeim, weil Agnes am Sonnabend auf dem Rohns mit ihrer Klasse an einem Riesenkaffee teilnahm. Den Gänsebraten mittags konnte Erich nicht mit verspeisen. Er litt an Dysenterie, war aber sonst in bester Stimmung. Am Montag haben wir uns eingehend über Schulfragen unterhalten: Es ist nun Zeit, dass man der Schule Ruhe gönnt, um sich auf die Neuordnungen einzustellen und sie auf ihren Wert zu erproben. Mit Schleswig ist noch alles still. - Fritz [Loß] ist der alte liebe Junge, Hildegard im Hause tätig, Emmchen immer rührend um mich besorgt.

Prof. [Leonhard] Nelson ist dieser Tage gestorben. Er war für mich eine problematische, aber anziehende Persönlichkeit. Auch Maximilian Harden hat das Zeitliche gesegnet, der typische geistvolle, aber charakterlose Jude. - 1. November 1927

In Washington ist v. Prittwitz der Nachfolger von Maltzan geworden, nicht Otto Kiep. Vielleicht winkt ihm die Botschaft in London. Am hundertjährigen Geburtstage Lagardes hielt ihm sein Schüler Edward Schröder im dicht besetzten Auditorium Maximum die Gedächtnisrede; sie war tief ergreifend, so dass am Schluss das übliche Trampeln unterblieb. Am Schluss verkündete der Decan der Philosophischen Fakultät, Prof. Hecht, die Ehrenpromotion des Schriftstellers Hans Grimm zum Dr. Phil. und überreichte das Diplom der anwesenden Gattin desselben. Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“ erschien zu Anfang 1926 im Hannoverschen Kurier. Ich las ihn seinerzeit mit Beifall und schnitt ihn aus. Jetzt ist er als Buch erschienen und kostet 25 M. - 5. November 1927

Der dies ater⁸ des deutschen Volkes ist wieder einmal da; Verwirrung und Unruhe erfüllt noch immer die ganze Welt; die Sozialdemokratie hat von ihrer mächtigen Stellung nichts eingebüßt; Lloyd George wettert gegen die Heuchelei der sogenannten Siegerstaaten. Es ist traurig mit uns bestellt. -

⁸ „schwarzer Tag“, gemeint der 9. November (s. u.)

Gestern schrieb Emmchen, dass endlich die Entscheidung gekommen sei: Erich geht am 1. Dezember 1927 als Oberschulrat nach Schleswig. Glück auf! Er wird seine Sache schon gut machen. Hoffentlich hält er's gesundheitlich aus. Ich freue mich aufrichtig für ihn, so sehr ich auch die Trennung von den lieben Norheimern empfinden werde. - 9. November 1927

867 Von vielen Seiten sind auch mir Glückwünsche zu Erichs Beförderung zugegangen; darunter von Ithes, der mich bat, seine Abhandlung über die Verlegung der Ilfelder Klostereinkünfte vom Jahre 1747 in den Ilfelder Blättern anzuzeigen. Die Abhandlung ist trefflich. Ich habe seinen Wunsch gern erfüllt. – Emmchen war zwei Tage zu meiner Freude bei mir, nahm Annas gute Kleider auf meinen Wunsch mit und besprach die Abholung der ihr zgedachten Möbel. In Schleswig sind Wohnungen zur Auswahl. Es handelt sich darum, ob sie ihren ganzen Haushalt darin unterbringen.

Ich bin seit einiger Zeit wieder einmal unsicher auf den Beinen, ein Zeichen der fortschreitenden Altersschwäche. Vor zwei Jahren wurde Kollege Zimmermann-Hildesheim Ende November durch einen Schlaganfall plötzlich hinweggerafft; es kann mir ebenso gehen und wäre das beste. Ein Vorwinter mit -5° Réaumur und Schneestörungen hat eingesetzt und wird als Vorbote eines langen und strengen Winters angesehen. - 23. November 1927

Agnes brachte am ersten Advent (27. November) keine befriedigenden Nachrichten von Haus mit: Erich hat die ganze Woche arge neuralgische Brustschmerzen gehabt und trotzdem seine Abschiedspflichten und Schularbeiten geleistet. Am 26. ist die Schlussfeier gewesen; er hat am Ende auch jedem einzelnen Schüler die Hand gereicht und ist abends bis 4 Uhr mit dem Kollegium zusammen gewesen. Er ist in solchen Fällen durchaus seiner Herr; zu Haus kommt dann alles nach. Dr. Gelpke hat vollkommen Ruhe angeordnet und ihm schließlich eine Morphiumeinspritzung verordnet, d. h. selbst gegeben, die geholfen hat. Gott bewahre uns davor, dass Erich nicht wieder dem Opium verfällt, wenn er in Schleswig allein ist! Das wäre der Anfang vom Ende. - 28. November 1927

868 Hans Bajohr ist von Pastor Baring abgegeben, weil er wieder sträflich dem Trunk verfallen ist, und bei Pastor Bodelschwingh in Bielefeld gelandet, wo er mit anstrengender körperlicher Arbeit tagüber beschäftigt wird, während der Abend der Seelsorge gewidmet ist. So erzählte mir Fritz Boesch, der in diesen Tagen seine Mutter im Ilfeld besucht hat. Pastor Baring bestätigte dies auf der Taufe des jüngsten Scheidemann, der den Namen Georg erhält, am 2. Adventsonntage. Die Taufe in der Wohnung von Hans auf dem Kirchwege, zu der auch ich geladen war, verlief weihevoll und harmonisch. Gott lasse das liebe Kindlein heranwachsen zu einem guten Sohn wie seinen Vater und zu einem so trefflichen, treuen Deutschen wie alle Söhne des seligen Schwagers Gustav Scheidemann. Wie hätte sich die selige Anna über den Zusammenhalt der Kinder ihres Bruders gefreut, wenn sie an der Feier teilgenommen hätte!

Ich habe mich bei der reichlich warmen Kaffeesitzung erkältet. Ganz frisch war ich sowieso nicht und hatte einige Tage darauf einen Schwächeanfall, der Agnes sehr erschreckte. Sie citierte Hans Scheidemann, und Hilde kam aus Northeim. Gottlob brachte sie gute Kunde von Erich. Es geht ihm besser, die Opiate sind ausgefallen [abgesetzt]. Er wird am 1. Februar 1928 sein Amt antreten. Emmchen will mit ihm reisen; sie werden voraussichtlich am 15. Januar 1928 die Wohnung des verstorbenen Vorgängers beziehen, bis sich etwas Besseres findet. - 9. Dezember 1927

Mein langjähriger Sekretär im wissenschaftlichen Prüfungsamt, Wilhelm Eberwien, ist nach langem Siechtum infolge einer Operation 81 Jahre alt in der Klinik gestorben. Er war ein braver, gewissenhafter, allerdings etwas bärbeißiger Mann, der mir treu zur Seite gestanden und dem Amte wertvolle Dienste geleistet hat. Er starb am 11. Dezember 1927 und ward am 14. Dezember beigesetzt, d. h. in Kassel eingeäschert. Die Parentation durch Pastor Saathoff ging in der Klinikhalle vor sich. Direktor Lisco sprach ein Abschiedswort. Lehrerkollegium und Oberprima des Gymnasiums waren zugegen. - 15. Dezember 1927

869 Das alte Jahr schloss für mich so negativ ab, wie es anfang. Auf den Schwächeanfall folgten täglich stundenlang Leibschmerzen, die durch Spaziergänge zum Verschwinden gebracht wurden. Schließlich gelang dies nicht mehr. Ich musste das Bett hüten; Umschläge halfen nicht, die Nächte waren schlaflos. Ich ließ meinen Gegenüber, Dr. Heumann, rufen. Opium brachte stundenweise Linderung. Agnes citierte den guten Hans Scheidemann. Auf dessen Rat ließ ich mich in die Stich'sche Privatklinik in der Gosslerstr. überführen, wo ich gut aufgehoben war und mit Rhizinus, Wasser- und Öleinläufen behandelt wurde. Röntgenbilder der Nieren und der Blase sowie eine Cystoskopie folgten. Prof. Stich erklärte endlich zu meiner Freude, er könne von einer Operation absehen, der Nierenstein, der die letzten Kolikanfälle veranlasst habe, sei weggeschwemmt, ein zweiter nicht vorhanden. Ich wurde entlassen, soll Wildunger trinken, Diät leben und, falls wieder Schmerzen kämen, Morphium anwenden.

Unter Agnes' Bedeckung reiste ich am 24. Dezember nachmittags nach Northeim und ging unter der liebevollen Pflege der Northeimer meiner Genesung entgegen. Leider litt Erich noch an seiner Angina Pectoris und war zu Zeiten ganz verzweifelt, wie in den schlimmsten Tagen seines früheren Zusammenbruchs. Er glaubte dann, er würde überhaupt nicht mehr gesund werden, und der sonst so willensstarke Mann war manchmal schwach wie ein Kind und weinte wie ein Kind. Zureden tröstete ihn wohl, hielt aber nicht vor.

Der Heiligabend war dadurch wehmütvoller noch für mich, als er es sowieso schon gewesen wäre. Musik durfte sich in der ersten Zeit nicht vernehmen lassen. Nach den Festtagen wurde es zusehends besser. Dr. Gelpke stellte für Mitte Februar 1928 Wiederaufnahme des Dienstes in Aussicht, und als ich Silvester abreiste, nahm ich die besten Hoffnungen mit.

Emmchen hat schwere Zeit hinter sich. Leider ist Fritzens Krankheit bedenklich fortgeschritten; er kann die Hände ohne Hilfe nicht mehr auf dem Tisch haben und wird bald außerstande sein, das Essen selbst zum Munde zu führen. Sein Gemütszustand ist freundlich wie immer, er hat Interesse, freut sich, wenn Kinder ihn besuchen oder wenn wir mit ihm scherzen oder spielen; er redet viel von der Reise nach Schleswig, hat leidlichen Appetit; sein Leib ist aber krumm geworden, und das Sitzen in derselben Lage macht ihm Beschwerden. Wenn er doch durch einen sanften Tod allem Erdenleiden entrückt würde! Gott sei Dank, an Sterben denkt er nicht.

Den Jahresabschluss habe ich still im Andenken an die geliebte Entschlafene und alle schon vorangegangenen Lieben verlebt. „Das Jahr geht still zu Ende“, las ich am vorigen Silvester mit Anna zusammen. „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für“ bleibt die Losung auch für 1928.

1928

870 Dem neuen Jahre wird kein gutes Prognostikon gestellt; das vergangene war schon reich an Unfällen allerorten, das einziehende wird vermutlich noch schlimmer werden. Wie Gott will!

Die schweren Tage des vorigen Jahres bewegen mich in allen Einzelheiten und stehen mir lebhaft vor Augen. Das liebe Grab will ich erst bei günstigerem Wetter aufsuchen. Die Northeimer und Ballenhäuser bezeugen mir erquickende Teilnahme. - Direktor Lisco¹ besuchte mich am 17. Januar, erkundigte sich eingehend nach Erich und klagte seine Nöte: Ein großer Teil seiner Lehrer passt nicht für die hiesigen Verhältnisse, die Oberrealschule feindet das humanistische Gymnasium an, Ministerialrat Mätzner, Trommsdorfs Freund, hat Lisco durch Indiskretion in eine schiefe Stellung zu Trommsdorf gebracht, Verkehr mit den anderen Direktoren besteht nicht. Lisco hat viel Arbeit als Vorsitzender des Altphilologenverbandes.

Ein Bund ist von [ehem. Reichskanzler Hans] Luther ins Leben gerufen, der die Erneuerung des Reiches [durch Föderalisierung] zum Ziel hat. Männer aller Schattierungen haben den Aufruf unterschrieben. Das Programm gefällt mir. Ob es Anklang findet? - 9. Januar 1928

Um Erich Sorge ich mich. Emmchen kann ihn nicht allein lassen und ist seit November vorigen Jahres nicht hier gewesen. Wenn sich nur nicht sein Leiden trotz der Prognose Prof. Eichelbergs noch lange hinzieht! Mein Befinden ist so ziemlich auf der alten Höhe. Ich wandere täglich wieder anderthalb Stunden ohne Beschwerde und habe meine Arbeiten und den Briefwechsel wie früher aufgenommen. Ithes-Ilfeld schrieb mir von seinen Sorgen um die Finanzierung der Klosterschule. Dr. Grashoff riet mir, zur Nachkur Birkenblättertee zu trinken. Er bekommt mir gut und kann sicherlich nicht schaden.

Im Staate macht die Zersplitterung und Uneinigkeit Fortschritte. Die Rechtsparteien bekämpfen sich, im Zentrum ist Fehde, die Alldeutschen wollen von Luthers Bunde nichts wissen. General Groener ist von Hindenburg an die Spitze der Reichswehr gestellt. Beim Zusammenbruch hat er eine zweideutige Rolle gespielt, aber er ist ein energischer Mann. In Russland ist eine große Zahl einst führender Bolschewisten nach Sibirien verschickt, darunter viele Juden. Man hat auch dort von ihrem zersetzenden Einfluss genug. In aller Welt wird gerüstet, als ob ein neuer großer Krieg vor der Tür stünde. Ludendorff und seine Frau wollen in dieser Woche hier über die Freimaurerfrage reden. - 23. Januar 1928

871 Fritz Boesch schrieb mir am 26. Januar von seinem Besuch bei Erich. Er hatte ihn, wie mir Hilde sagte, im Zustande der Depression angetroffen und verspricht sich Erfolg, wenn Erich für einige Zeit in den Harz ginge. Ich teile die-

¹ s. §809

se Ansicht nicht. Solange Erich noch der jetzigen Pflege bedarf, ist er zu Haus am besten aufgehoben. Festen Boden muss er unter sich haben. Den findet er vorläufig nur in der neuen Berufstätigkeit. - 28. Januar 1928

Nun ist der 15. Februar gekommen. Es geht so langsam vorwärts mit Erich, dass ihn der Arzt noch nicht entlässt. - A. O. Meyers gestriger Vortrag bestätigte mir meine Ansicht: Wir steuern langsam auf den Einheitsstaat zu; aus hunderten von Staaten sind jetzt noch 16 übrig. Man sollte diesen Vorgang nicht überstürzen. - 15. Februar 1928

Jüngst kam ich mit Prof. Willrich auf Ludendorffs und Frau Ludendorffs Anwesenheit in Göttingen zu sprechen. Beide haben im überfüllten Stadtpark gesprochen, hunderte fanden keinen Eintritt. Ich stimmte Willrich zu, dass Ludendorff den Freimaurern viel zu große Bedeutung beimisst. Sie sind in der Mehrheit bare Durchschnittsphilister ohne staatsumstürzende Pläne. Willrichs Sohn hat vor einiger Zeit Ludendorff porträtiert und hat sich zu diesem Zwecke vier Tage als Gast bei Ludendorff aufgehalten. Hier in Göttingen hat sich Ludendorff das Aula-Bild des jungen Willrich angesehen, der alte Willrich ist sein Führer gewesen. Ludendorffs logierten bei Lütgebrunes.

Die ekelhafte Schülertragödie Kran[t]z-Scheller, die viel Staub aufwirbelte,² hat mit der Freisprechung des Primaners Kran[t]z ihren Abschluss gefunden. - Die Auflösung des Parlamentes, alias Schwatzbude, steht bevor, weil man in Sachen des Schulgesetzes zu keiner Einigung gelangen konnte. - 21. Februar 1928

872 Vom 22. bis 24. Februar 1928 war ich in Northeim, wo es mancherlei zu besprechen gab: Emmchens Reise nach Schleswig, um die Wohnungsfrage ins Reine zu bringen, und Erichs eventueller Aufenthalt in einem Sanatorium auf Wilhelmshöhe vom 15. März bis 15. April. Es ging Erich wechselnd, an einem Tage so gut, dass wir sogar Pläne machten, dann wieder so mangelhaft, dass er glaubte, kaum gehen zu können vor Schwäche. Manchmal könnte man meinen, er sei hysterisch, so wechselnd ist sein Befinden und sein Gemütszustand. Dann redet er von seiner Pensionierung und wie er allen zur Last falle. Dazwischen arbeitet er, schreibt sogar Briefe, liest Wissenschaftliches und Unterhaltendes. Täglich geht er am Vor- und Nachmittag spazieren, so dass anderthalb bis zwei Stunden herauskommen.

Jetzt ist der 1. Mai 1928 als Eintrittstag in Schleswig angesetzt. Gott gebe, dass er bis dahin dienstfähig ist. Emmchen hat es wahrlich nicht leicht, stets seine Klagen anzuhören und sich den wechselnden Stimmungen anzupassen, da sich alles um sein Leiden dreht. Für die Ärzte sind Kranke wie Erich ein gefundenes Fressen; ohne ihre stete Befragung kommt er nicht aus. Und was probiert er außerdem noch alles! Sogar „Lukutate“ hat er geschluckt - es sei weiter nichts als ein drastisches Abführmittel. Jetzt hat ihm Dr. Gelpke Phanodorm-Tabletten als Schlafmittel verordnet. - 24. Februar 1928

² bekannt geworden als „Steglitzer Schülermordprozess“

Agnes hat ihren [18.] Geburtstag [4. März] in Northeim verbracht und brachte keine gute Nachricht mit. Erich leidet noch immer an seinen Depressionen, spricht dann von seinem Tode und gibt Weisungen, was dann geschehen soll. Am 3. März ist er mit Fritz Boesch zusammen gewesen, der ihn in seiner rauhen Weise zurechtgewiesen und gefragt hat, warum er nicht an die Riviera reisen wolle. Erich hat dies unter Tränen zu Haus berichtet. Am 14. März will er in das Wilhelmshöher Sanatorium gehen. Emmchen ist auch recht angegriffen und hat sich zu Bett legen müssen. Hilde hat während der Abwesenheit ihrer Mutter den Haushalt gut geführt, aber ihrem Vater nicht genügt, weil sie zu wenig Verständnis für sein Leiden hat. Es drückt mich nieder.

Als am 3. März 1928 Fritz Scheidemann bei mir war - rechte Freude für mich - da kamen wir nach der Politik und dem Volkstrauertag auf Otto zu sprechen. Ich fand bestätigt, was die selige Anna wiederholt geäußert hatte. Ottos Ehe ähnelt der des Onkels in Mahner, der nun schon lange das Zeitliche gesegnet hat. Ottos feine, sensible Natur leidet schwer unter der robusten Art seiner energischen und rücksichtslosen Käthe, die sich oft in so derben Kraftausdrücken ergeht, dass sich Otto tief verwundet und gekränkt fühlt. Käthe erzieht die Kinder vortrefflich und versteht sich auf die Wirtschaft wie wenige Frauen; aber sie ist ein Mannweib, und hinter ihr steht als Rückhalt ihre Mutter, mit der Otto auch seine liebe Not hat. - 5. März 1928

873 Erich scheint im Gossmannschen Sanatorium auf Wilhelmshöhe, wo er seit dem 15. März ist, gefunden zu haben, was wir hoffen, aber es fällt ihm nicht leicht, sich in die Umstellung seiner täglichen Lebensführung zu gewöhnen. Gute Erfolge hat dort erzielt der Lehrer Wagner in Ballenhausen. So erzählte uns Fritz Scheidemann, als wir am Abend seines Geburtstages ihn bei seiner Mutter feierten. Außer Fritz und Marianne waren noch Hans und Maria mit mir da; Emmchen kam nach. Die leidige Politik und die Not der Landwirtschaft beschäftigten uns. Als ich bemerkte, Fritz käme wohl noch mit einem blauen Auge davon, erwiderte er, sein Minus von 1927 beliefe sich auf 15.000 M. Hilfe müsse beschafft werden, so ginge es nicht weiter. - 26. März 1928

Stresemann muss die Erfolglosigkeit seiner Außenpolitik zugeben, der Jude Bar-mat ist mit einem blauen Auge davongekommen, Neuwahlen zum Reichstag und Landtag stehen bevor, Mussolini rüstet gegen Jugoslawien und fährt fort, die Deutschen in Tirol zu vergewaltigen, die Sowjets in Russland scheinen mit ihrem Latein zu Ende zu sein. Wird 1928 eine für uns günstige Wendung bringen?

Die Northeimer Episode ist abgeschlossen. Ich reiste in der Karwoche hin und bin Mittwoch nach Ostern, als der Schleswiger Packmeister antrat, nach Göttingen zurückgereist. Wir waren harmlos vergnügt, da wir von Erich gute Nachricht hatten und Fritz wohl untergebracht wussten. Emmchen und die Mädchen bereiteten den Umzug vor, ich las eine Reihe euripideischer Dramen in der Übersetzung von Wilamowitz und ging, als das Wetter schön wurde - und es war in den Festtagen so tadellos, dass man sich wie in der Pfingstzeit fühlte - fleißig spazieren: Sultmer

Holz, Ruhme, Brunnen, Wierterturm, Maistieg, Philosophenweg, Friedhof - alles noch einmal in mich aufnehmend, da ich voraussichtlich alle diese Stätten zum letzten Male sah.

Am Karfreitage hörte ich abends mit Emmchen eine gute Predigt des Pastor Meyer über die drei Kreuze auf Golgatha und am ersten Ostertage mit Hilde und Agnes denselben über den Text: „Ich lebe, ihr sollt auch leben“. Abends wurde in der Regel musiziert, die beiden Mädchen lebten in unaufhörlichen, neckischen Wortgefechten. Der schöne schwarze Spitz „Luchs“ wurde bei Fritzens freundlichem alten Lehrer Oetting untergebracht. Emmchen und Hilde machten täglich Abschiedsbesuche. Hilde und Agnes folgten mir am Mittwoch spät abends nach Göttingen, nachdem sie brav beim Packen geholfen hatten (15 Bücherkisten); am Donnerstag um vier traf Emmchen ein: Aller Hausrat war glücklich nach Schleswig verladen. Nun erhielt auch Erich Nachricht. Am Sonnabend reisten Emmchen und Hilde nach Hannover und haben dort Fritz verhältnismäßig recht wohl angetroffen. Heute am Sonntage Quasimodo geniti sind Emmchen und Agnes in Wilhelmshöhe, um Erich im Gossmannschen Sanatorium zu besuchen. Es schneit zwar noch immer etwas bei plus 2° Réaumur, aber die Freude des Wiedersehens kehrt sich nicht an so kleine Widerwärtigkeiten. - 15. April 1928

874 Erich ist es am Sonntage weniger gut gegangen. Das Winterwetter hat seine Stimmung beeinflusst. Sonst ist er selbst mit seinen Fortschritten zufrieden und gedenkt, im Mai 1928 sein Amt anzutreten. Emmchen ist mittlerweile mit Hilde und Agnes glücklich in Schleswig angelangt, wie sie mir gestern meldete. Die Abreise von hier erfolgte so plötzlich - eine Depesche meldete die Ankunft des Hausrates und die Fertigstellung der Wohnung -, dass wir nicht mehr dazu gekommen sind, gemeinsam unser teures Grab und die Ballenhäuser zu besuchen. - Der April ist in diesem Jahre besonders launisch. Die Ozeanflieger Hünfeld, Koehl und ein Ire sind mit knapper Not hinüber gekommen. Erdbeben werden aus allen Gegenden gemeldet. - 20. April 1928

Agnes berichtete ausführlich über die Reise nach Schleswig, die dortige Wohnung und die gewonnenen Eindrücke. Ich habe mittlerweile mein liebes Grab besucht und gefunden, dass es mehr Pflege bedarf. Am 1. Mai geriet ich in den Umzug der Sozi. Viele rote Fahnen und nette Gesichter. Schade, dass sich so viel wackere Arbeiter von den Phrasen eitler Demagogen umnebeln lassen. Prof. Thimme hat mir den Roman „Ich bin ich“ von Balder Olden³ geliehen. Soviel ich bis jetzt darin las, ist [die zentrale Gestalt] Carl Peters gründlich verzeichnet. Sein Ilfelder Leben ist ganz anders verlaufen, als wie es der Roman darstellt. - 2. Mai 1928

Bald 14 Tage hüte ich das Haus. Podagra hat sich eingestellt. Die Nächte sind abwechselnd leidlich oder schlecht, das linke Zehengelenk ist der Schuldige. Am wohlsten tun mir kalte Kompressen auf der schmerzenden Stelle. Atophan, Uricedin und sorgfältige Diät wirken nur allmählich. Emmchen war in dieser Zeit zu meiner Freude hier. Sie ist Mittwoch vor Himmelfahrt nach Wilhelmshöhe ge-

³ erfolgreicher Romancier, der später emigrierte

reist, um einige Tage mit Erich zusammen zu sein und dann mit ihm nach Schleswig zurückzureisen. Bekümmert war sie, dass ihr dieser die Freude des Wiedersehens trübte: „Ich kann ja warten, bin des Wartens gewöhnt.“ Um Agnes eine Freude zu bereiten, wollte sie am Mittwoch mit ihr nach Mariaspring⁴ fahren und hatte deshalb ihre Ankunft in Kassel von Mittwoch auf Himmelfahrt verschoben. Dies hatte Erich übel vermerkt, wie seine Äußerung bewies. Da Regen die Fahrt nach Mariaspring ausschloss, so ist sie doch noch Mittwoch gefahren. - Den 3. Band Salfeld⁵ „Erinnerungen einer Respektlosen“ habe ich nun auch gelesen; er hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. - 19. Mai 1928

875 Nun ist der 1. Juni ins Land gekommen, und ich bin immer noch ans Zimmer gefesselt. Auch Monataphan [?], das mir der treue Hans Benzler-Löcknitz anriet, beschleunigt meine Genesung nicht. Freilich, der Mai war kühl und feucht. Jetzt aber scheint seit mehreren Tagen die Sonne und lockt den alten Gichtbrüchigen. Pfingsten war besonders schön. Agnes leistete mir treue Gesellschaft. Gestern nahm sie teil am Stiftungsfeste des A. T. V.⁶, und heute ist sie zur Nachfeier mit nach Münden gefahren. Eingeladen ist sie von ihrem Helmuth Hoffmann, der nach ihrer Schilderung der Hauptmacher bei allen Veranstaltungen seines Vereins ist. Ich gönne ihr die Freude, die sie über alles empfindet, denn Agnes ist gewissenhaft in jeder Beziehung, und wünsche von Herzen, dass sie sich in ihrer tief sitzenden Neigung später nicht getäuscht sieht. Studentenliebe ist ein flüchtig Ding.

Emmchen schreibt sehr befriedigt aus Schleswig: Erich geht mit Zuversicht an die neue Arbeit und setzt die Gossmannsche Behandlung seines Körpers fort. Fritz möchte auf einige Zeit nach Schleswig geholt werden. Das wird sich aber schwerlich ermöglichen lassen.

Die Welt steht wieder einmal vor drohenden Kriegen, denn der Zusammenstoß von Italien und Jugoslawien, der in der Luft liegt, bleibt sicher nicht auf diese Länder beschränkt. Wenn er nur den prahlerischen Mussolini wegfegte, der die armen Südtiroler so peinigt! Mit Nobiles Nordpolfahrt suchte er einen besonderen Trumpf auszuspielen. Die Expedition, deren Teilnehmer ich bedaure, scheint kein Glück zu haben.

Die Wahlen haben bei uns den gefürchteten Ruck nach links gebracht. Zersplitterung und Lauheit der Rechtsparteien ist schuld daran. Was werden die Sozi leisten? Im Elsass blamiert sich Frankreich und sorgt dafür, dass die Elsass-Lothringer die Trennung von Deutschland beklagen werden. Das Raketenflugzeug ist erfunden und macht viel von sich reden. Vielleicht lässt es sich zu einer Schuss- und Schutzwaffe des deutschen Volkes ausbauen, mit der wir dem Giftgaskriege unserer Feinde wirksam begegnen können. - 1. Juni 1928

⁴ der beliebten Tanzgelegenheit bei Göttingen, wo Agnes wahrscheinlich ihren Helmuth treffen wollte, s.u.

⁵ Edith Gräfin Salburg (so richtig statt „Salfeld“)

⁶ „Akademische Turnverbindung“, der mein Vater angehörte

876 Die guten Ballenhäuser haben mich gestern auf einer herrlichen Autofahrt in den Göttinger Wald mitgenommen. Selbst der Wind war bei 17° Réaumur angenehm. Auf der Mackenröder Spitze war außer uns keine Menschenseele. Die Aussicht wechselte jede Minute. Regenwolken, vom Winde getrieben, verhüllten den Brocken und gaben ihn wieder frei. Duderstadt lag erst im Regenbogennebel, dann im Sonnenschein. Auf dem Södderich wurde Kaffee getrunken. Teilnehmer waren außer mir Elise und das sympathische Hausmeisterehepaar Müller aus Reinhausen. Er ist alter Rosslebener. - Agnes hatte statt des Spielnachmittages Baden. Unsere Ausfahrt fiel zwischen drei und sechs nachmittags. - 15. Juni 1928

Die Nachwirkungen des Podagras verschwinden allgemach. Ich versuche schon weitere Gänge, freute mich aber, als mich jüngst Wilhelm Schimmelpfeng zur Einweihung seines neuen Autos mitnahm. Über Münden, Hedemünden ging es nach Witzenhausen, wo wir Kaffee tranken, und von da über Friedland zurück. Mit von der Partie waren der Landrichter A. Schopf und der hiesige Oberstaatsanwalt Eichmann.

Den kleinen Aufsatz über [Postminister] Stephan und Iffeld habe ich abgeschlossen und zunächst an den Telegraphendirektor Endterich [?] abgegeben. - Die Nachrichten aus Schleswig lauten befriedigend. Die Erklärung der hiesigen Studenten am 28. Juli 1928 gegen die Schuldlüge – Sprecher Graf von Rantzau -, zur selben Stunde, als der amerikanische Professor Scott hier redete, ist machtvoll gewesen. - Es mehren sich die Bestrebungen, neue Volksgruppierungen zu schaffen. Bei den Deutschnationalen kriselt es – [Walther] Lambach steht [in einem aufsehenerregenden Buch] als Neuerer auf -, beim Zentrum gleichfalls. Hermann Müller hat endlich ein Kabinett zu Stande gebracht. Die Sache der Monarchisten leidet darunter, dass kein Prätendent aufgestellt ist. Mit Wilhelm II. würden sie natürlich heftigsten Widerspruch finden. - 1. Juli 1928

877 Freitag, den 6. Juli 1928, bin ich kurzentschlossen nach Iffeld gefahren, um nach Bechers Gräbern zu sehen. Die Inschriften sollten neu vergoldet, das Grabgitter neu gestrichen werden. In Niedersachswerfen suchte ich das Pfarrhaus auf. Die 83-jährige Frau Amtsgerichtsrat Rasch war überraschend frisch und freute sich sichtlich unseres Wiedersehens. Wir gedachten Annas und der vergangenen Zeit, ich erzählte von mir und Loßens, sie von Ernst, Sylvie, Frau v. Wille, Arnims. Die halbe Stunde war bald vorüber. Herr Pastor begleitete mich bis zur Brücke und berichtete von den Seinigen. Ich ging auf Feldwegen zum Iffelder Friedhof. Ferdinands und Herminens Grab waren in guter Ordnung. Ich gedachte ihrer in tiefer Bewegung. Dann durchwanderte ich die Reihen mit den vielen bekannten Namen. An G. Meyers und Bajohrs Gräbern stand ich sinnend. Was hab' ich doch alles schon hinter mir!

Ein Gewitter, das schon in Sachswerfen drohte, war herübergezogen. Ich bezahlte beim Maler Liebenau die recht beträchtliche Rechnung und eilte dann in die „Krone“, wo ich für 1,80 M ein sehr mäßiges Mittagmahl einnahm. Mittlerweile brach das Wetter los. Im Regen ging es zu Etta [Böttcher]. Sie und ihr Mann erzählten, was sie von meinen Bekannten etc. wussten. Im Kloster gehe es gegen früher jetzt

recht ärmlich zu, überall mache sich der Geldmangel bemerkbar. Sie selbst schlugen sich schlecht und recht durch, zwei Söhne arbeiteten beim Vater als Schneider, einer sei bei der Schupo in Erfurt. Ich ließ mir einen Anzug anmessen, um ihnen etwas zu verdienen zu geben. Etta hat die Sorge für die Gräber. Dann sprach ich bei den Kollegen Bohne und Thoeke vor. Niemand anwesend. Wanderung über die Schafwiese. Neue Häuser. Zelte für das bevorstehende Schülerfest. Der stärker werdende Regen trieb mich in den Bahnhof, der mit Harzausflüglern angefüllt war. Mit der Kleinbahn um fünf nach Sachswerfen. Auf dem Hauptbahnhof um dreiviertel sechs Abfahrt, halb neun Uhr zu Haus.

Am Vormittag war Kiep bei mir gewesen. Pech. Die Fahrt ist mir doch zuviel geworden. Am anderen Tage fühlte ich mich nicht wohl, so dass sich an der Beerdigung des im 83. Lebensjahr verstorbenen Kollegen Ahrens nicht teilnahm. Der Sonntag ließ sich an, so dass ich in der Universitätskirche den neuen Professor Hempel hören konnte. In der Nacht aber setzte das Podagra heftig ein und fesselt mich jetzt den vierten Tag ans Haus. Größte Diät und Novataphan haben die Macht [des Anfalls] gebrochen. Ich hoffe morgen wieder ausgehen zu können. - 12. Juli 1928

878 Reichlich 14 Tage liegen hinter dem Anfall, und noch immer ist der linke Fuß nicht ganz in Ordnung; aber mit weitem Schuhwerk geht es einigermaßen. Agnes ist mittlerweile in die Ferien gereist und schrieb, dass ihres Vaters Befinden leidlich ist. Wenn das meinige sich weiter bessert, so fahre ich mit Emmchen, die zu meiner großen Freude seit 14 Tagen bei mir weilt und nach dem Rechten sieht, noch nach Schleswig. Wir machen fast täglich gemeinsame Gänge, z.B. Kaiser-Wilhelm-Park, Rohns, Maschmühle, und wollen heute Mutters [Annas] Grab aufsuchen. Abends lesen wir zusammen die „Erinnerungen“ der Gräfin Salburg. - 26. Juli 1928

Auf dem Wege nach Schleswig wurde in Hannover ein Zug überschlagen. Fritz freute sich, als wir ihn aufsuchten, in seiner stillen Weise. Er war dünner geworden, hatte aber ein gesundes Aussehen. Viel war nicht aus ihm herauszuholen. Er möchte gern auf einige Wochen nach Schleswig, fand sich aber mit der Gegenrede seiner Mutter resigniert ab. Sein Aufenthalt in den sauberen, anheimelnden Räumen des Annastifts unter fachgemäßer, freundlicher Behandlung, mit dem Verkehr anderer Jungen ist für den armen Jungen erträglicher als das isolierte Sitzen in den beengten Räumen des Vaterhauses, wo er in Gefahr war, ein Tyrann der Hausgenossen zu werden oder stumpf dahinzubrüten.

Erich fand ich schmaler, aber ebenfalls von gesundem Aussehen. Leider stellen sich noch immer neuralgische Schmerzen und Depressionen ein; aber sie sind seltener. Seine neue Tätigkeit nimmt ihn sehr in Anspruch. Er versieht sein Amt, soweit ich sehe, mit der selben Tatkraft und Geschicklichkeit, die er bisher stets bewiesen hat. Seine Kollegin gefallen ihm. Hoffentlich greifen ihn die Dienstreisen nicht zu sehr an. Die erste mit dem Präsidenten Walter nach Wandsbek bildete einen bösen Auftakt mit dem Suchen eines Hotels und den vielen Verhandlungen.

Schleswig hat mir gefallen, die Elektrische bringt schnell zu den verschiedenen Teilen der 5 km langen, um die Schlei gruppierten, zumeist aus einstöckigen Häusern bestehenden ländlichen Stadt: Holm, Lollfuß, Friedrichsstadt. Stattliche Regierungsgebäude, Schloss Gottorp, Parks, Wald, Denkmäler und überall die schimmernde Schlei. Segelfahrten, die den prächtigen Dom als Hintergrund haben; Besuche von Haddeby, Marienbad, Freiheit; Auto nach dem schönen Eckernförde, wo am Strande auch nicht eine schwarz-rot-gelbe Fahne zu erblicken war, das Danewerk u. a. machten mich mit Erichs und der Seinen neuer Heimat bekannt. Die Wohnung ist mäßig groß, jedoch behaglich und in der Nähe des Bahnhofs. Ich fühlte mich wohl, war allerdings bei meinen wieder auftretenden Fußbeschwerden ein recht kümmerlicher Haus- und Zeitgenosse. Die beiden Mädchen machten mir viel Freude. Überall umgab mich Liebe. 15. - August 1928

879 Die Welt ist unruhig wie immer, und daran wird auch der amerikanische Kelloggspakt-Schwindel nichts ändern. Man unterhaut [sic] den Pakt und rüstet weiter. Nur wir haben das Nachsehen. Herrn Stresemanns berühmter Silberstreifen blinkt bald auf, bald versinkt er in pechschwarze Finsternis. Keiner traut dem anderen, nur die gegenseitige Furcht hält vom Losschlagen zurück. Die im Reiche jetzt am Ruder stehende Sozialdemokratie mit dem nichtshaftigen [sic] Hermann Müller und dem Schneid vortäuschenden Severing bringt ihre Leute, wo es geht, unter; aber mit der Feier des Verfassungstages hat sie wenig Glück gehabt. Hindenburg ist der gute alte Papa, der die Dinge treiben lässt, wie sie gehen. - 20. August 1928

Der Besuch meines alten Freundes Heynacher vom 27. bis 30. August war mir eine große Freude. Wir ließen die Vergangenheit und unsere Lebensgänge wieder lebendig werden, beklagten den ruhmlosen Abgang der Hohenzollern, wünschten zwar Monarchie, aber ohne Wiedereinsetzung der kleinen Potentaten und sahen voll Besorgnis einem neuen Weltbrande entgegen, der vielleicht einen großen Mann bei uns zeugt. Wohin man späht, nichts Hervorragendes. Stresemann wird von den Franzosen gepriesen. Seine Politik muss also für diese vorteilhaft gewesen sein. Bismarck ist von ihnen stets gehasst worden.

Heynacher ist gebrechlicher geworden. Kein Wunder! Er wird nächstens 80 Jahre. Von mir wird man dasselbe sagen. Ich merke es ja auch Tag um Tag. Edward Schröder, den ich dieser Tage traf, sah dagegen so gesund aus, wie ich ihn noch nie sah. Er kann sich tagelang auf ausgedehnten Fußwanderungen in Thüringen und im Reinhardswalde seiner Rüstigkeit erfreuen. Hans hat sich in Peine gut eingelebt und die Schleswiger mit Maria aufgesucht. Clara Bormann schrieb mir von ihren Reisen und ihren Söhnen: Der Greizer hat zwei, der Dresdner ein Kind, Martin wird Geschäftsteilhaber an der Kronleuchterfabrik seines Onkels in Wilmersdorf. Hermann Müller hat mit Frau und Sohn in den großen Ferien den Wiener Wald besucht. - 31. August 1928

880 Entente zwischen England und Frankreich ist das Neueste, natürlich auf Kosten Deutschlands. England hat eingesehen, dass es nur so London gegen Luftangriffe der Franzosen schützen kann. Mussolini ist in arger Verlegenheit. -

Emmchen schreibt, dass Erich die Dienstreisen verträgt, in Kiel den Oberpräsidenten und Oberbürgermeister besucht hat und nächstens mit Becker und Jahnke zusammen schleswigsche Schulen besichtigt. - 5. September 1928

Stresemann ist krank, Hermann Müllers Rede ist in Genf wirkungslos geblieben. Die Locarno-Politik ist, wie Briands unverschämte Rede beweist, ein Fehlschlag. Neue Gefahren ziehen heran. Uns fehlen gewandte Staatsmänner. - Freude hat mir der gemeinsame Gruß von Gustav Wagemann und Max Kiep aus Reichenhall gemacht. Beide haben an der Tagung der Juristen in Salzburg teilgenommen. Auch D. Reimers und Graf Bismarck-Bohlen ließen gemeinschaftlich von sich hören.

Mein Befinden ist besser geworden; ich verspüre das zunehmende Alter jedoch an öfter eintretender Ermüdung und an Schwere in den Beinen und wehre mich dagegen. Mein 79. Geburtstag brachte mir eine Menge Glückwünsche. Ich blicke mit Dank auf das vergangene Jahr zurück, obwohl es mich mit Krankheit heimsuchte. Was kann man in meinem Alter mehr erwarten! Nach dem Tode der treuen Lebensgefährtin lebt man doch nur halb. Froh bin ich, dass die lieben Schleswiger, die mich auch mit Gaben erfreuten, befriedigende Kunde gaben.

Hermann [Müller] in Berlin hat einen Strauß mit seinem Oberschulrat auszufechten gehabt wegen seiner Verfassungsfeier-Rede, in der er den Turnvater Jahn in die Mitte gestellt hat. Die Rede hat zu wenig Begeisterung für die Republik bewiesen. Oberpräsident Noske hat auf der Direktorenversammlung in Hannover ebenfalls Begeisterung für die Republik gefordert. Wo soll sie denn herkommen? Dagegen laufen jetzt der „Stahlhelm“ und die D.N.V.P. Sturm gegen die augenblickliche Reichsverfassung mit ihren Mängeln; sie fordern Volksentscheid. Was daraus werden wird, wissen die Götter. In der Außenpolitik spielt die neue Entente zwischen Frankreich und England und die Spannung mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Hauptrolle. - 28. September 1928

881 Aus Erichs Brief an Agnes ging hervor, dass er noch immer von Zeit zu Zeit an Depressionen leidet und dass ihn die Arbeit gewaltig in Anspruch nehme. Gott gebe, dass es sich bessere! - Die Luftschifffahrten des „Grafen Zeppelin“ beschäftigen die Welt, so dass die neue französisch-englische Entente dagegen zurücktritt. Die Kampfansage des „Stahlhelm“ an den Parlamentarismus ruft bei den Gegnern heftigen Unwillen hervor, und doch ist der Mehrzahl der Deutschen, soweit sie einsichtig sind, klar, dass die jetzige Verfassung unhaltbar ist. - 6. Oktober 1928

Besuche der Pastoren Grünewald und H. Rasch erfreuten mich und gaben Gelegenheit, alte Zeiten wieder aufleben zu lassen. Beide nahmen hier an einem theologischen Kursus teil. Nach ihnen besuchte mich P. B. Schmidt, der von einem pädagogischen Kongress in Gießen zurückkam. Er erzählte mir in seiner temperamentvollen Weise von seinem Kampfe in Ratzeburg mit Sozis und Demokraten, seiner Kaltstellung und seiner Auseinandersetzung mit dem Kultusminister, die mit seiner Rehabilitierung abschloss. Jetzt ist er Pastor in Brüninghausen bei Cop-

penbrügge und hofft, bei den nächsten Wahlen als Deutschnationaler Kandidat einen Platz als Abgeordneter zu erringen.

882 Mit tiefer Trauer hat uns alle der Heimgang unseres lieben Fritz erfüllt. Er ist am 17. Oktober 1928 nach kurzem Kampfe sanft entschlafen. Am 16. hat ihn noch sein alter Lehrer Oetting besucht und ihn so angetroffen, wie wir ihn im Sommer fanden. Am 17. hat sich eine leichte Lungenaffektion eingestellt, abends plötzlich starkes Fieber, um 9 Uhr das Ende; die letzte halbe Stunde ist er bewusstlos gewesen. Alles hat sich so erfüllt, wie es Hueck seinerzeit Anna und mir voraussagte. Fritz hat alles irdische Weh, das ihm wahrlich reichlich zugemessen war, überwunden. So löst sich unsere Trauer in stille Wehmut auf. Gott hab' ihn selig, den lieben Jungen!

Die Beisetzung hat am Sonnabend, dem 20. Oktober, um 10 Uhr auf dem Kirchröder Friedhof stattgefunden. Erich und Emmchen haben ihn geleitet. Die Schwestern und ich waren im Geiste dabei. - 22. Oktober 1928

883 Hugenberg an der Spitze der Nationalen! Der Alldeutsche Verband begrüßt es. Hoffentlich weht bald frische Luft in der Innen- und Außenpolitik. Leverkusen hat sich mit einer Offizierstochter verheiratet, die sehr intelligent und willensstark sein soll. Frau Kiep erzählte mir in der Beantwortung meines Gratulationsbriefes die Feier ihres 70. Geburtstages. Graf Schlieffen empfahl mir Oldesloe gegen mein Podagra. Der Heimgang von Hans Friedrich Müllers Gattin, geb. Boccius, stellte mir wieder lebendig ihr Bild vor Augen. Ich habe stets Liebes und Gutes von ihr erfahren. Sie war eine sehr gescheite, temperamentvolle Frau, treu und zuverlässig.

Hermann [Müller] schickte mir seine inkriminierte Verfassungsrede. Nur böswillige und verrannte Sozi bzw. Juden können versuchen, ihm daraus einen Strick zu drehen. Bezeichnenderweise ist der Kampf gegen ihn ja auch von dem Primaner Kohn eröffnet worden. Wie kann auch ein Deutscher wagen, vor einer 52% jüdisch durchsetzten Schülerschaft das deutsche Vaterland hochleben zu lassen! Palästina musste er feiern! Es ist weit mit uns gekommen. - 1. November 1928

Das Fazit der 10 Jahre Republik ist vernichtend, wie alle rechtsgerichteten Zeitungen und alle ernsthaften Leute feststellen. Oskar Krügers Manifest „Proletariat“⁷ stellt die Sünden der Sozi in helles Licht. - Stresemann hat wieder ein Vertrauensvotum erhalten trotz seiner Misserfolge. In Russland gährt es. - Erich, dem ich Hermanns Verfassungsfeier-Rede geschickt habe, fand ebenfalls nichts an ihr auszusetzen. Minister Becker hat sich aber blamiert, wie es ihm schon oft passiert

⁷ für mich nicht nachzuweisen

ist.⁸ Trotzdem klebt er an seinem Posten wie die Sozi-Kollegen, trotz der Blamage mit dem Panzerkreuzer.⁹ - 26. November 1928

Der Lohnstreit im Westen ist glücklich (?) beigelegt, ein neuer flammt in Sachsen auf. Wir Deutschen können uns das ja leisten. Außenpolitisch geht England mit Frankreich zusammen. Wir tragen die Kosten. Erdbeben allenthalben, Russland immer unruhiger usw. Das gibt kein stilles Weihnachten. Ich will es ganz still und allein erleben, taue nicht in einen fröhlichen Familienkreis. Vielleicht ist es das letzte.

884 So ist es auch gekommen. Agnes reiste vergnügt in die Heimat und ist dort wohlbehalten eingetroffen. Alle haben mir eingehend berichtet, wie ich ihnen. In der Feier am Heiligen Abend fand ich durch die Aufmerksamkeit eines netten Jungen gerade noch ein Plätzchen in der Nähe des Altares. Als ich am 1. Feiertage die Johanniskirche verließ, traf ich sämtliche Ballenhäuser, die mich wegen des strömenden Regens in ihr Auto nahmen und zu Haus absetzten. Es war Elisabeths Weihnachtswunsch gewesen, Ködderitz zu hören, der sie konfirmiert hat. Nachmittags folgte ich von halb vier bis halb zehn der Einladung Schimmelpfengs und verlebte dort einen frohen Nachmittag. Anwesend waren auch der Sohn Landrichter und Familie Krücke. Frau Krücke, Wilhelm Schimmelpfengs Kousine, trug mit sympathischer Altstimme Lieder vor. Am 2. Festtage traf ich bei Mathilde Else Reinbold und Sohn und Nichte Mecke aus Amsterdam. Die Holländer sorgen sich um ihr Inselreich. Der junge Reinbold, der wiederholt in letzter Zeit in Italien und England gewesen ist, betonte die große Unzufriedenheit mit Mussolinis Regiment, das ein Ende mit Schrecken nehmen werde, und den Hass der Engländer gegen Frankreich; in spätestens vier Jahren werde es zum Kriege kommen.

Am 24 und 26. saß ich abends allein und doch nicht einsam zu Haus; Anna, Fritz, die Schleswiger, alte frohe Festfeiern beschäftigten mich - auch in den folgenden einsamen Abenden. Mein Inneres war ruhig und befriedet. - 30. Dezember 1928

⁸ Carl Heinrich Becker (1876-1933), der große bildungspolitische Reformers der Weimarer Republik, von Hause aus übrigens Orientalist, war parteilos, und gegnerische Reichstagsfraktionen machten ihm das Leben schwer. 1930 schied er enttäuscht aus dem Ministeramt.

⁹ Konflikt 1928 innerhalb der SPD über den Neubau eines Panzerkreuzers. Sie hatte mit „Kinderpeisung statt Panzerkreuzer“ Wahlkampf gemacht und musste dann erleben, dass der gewählte SPD-Reichskanzler Müller und sein Kabinett geschlossen für das Projekt stimmten.

1929

885 Vom alten Jahre habe ich nicht viel gehofft, das neue zieht noch trüber herein. Erich ist wenigstens ziemlich wieder auf der Höhe und hat sich in sein neues Amt eingelebt, und um die Reifeprüfung von Agnes mache ich mir keine Sorgen. Aber wenn sie weggeht? Werde ich eine leidliche Haushälterin auftreiben?

Stresemann, denke ich, wird bei erster Gelegenheit ausscheiden. Seine Erfüllungspolitik hat sich als verkehrt erwiesen. Hugenberg, eine kraftvolle Persönlichkeit, steht an der Spitze der Deutschnationalen. Er will der jüdischen Geldmacht eine christliche entgegenstellen. Vielleicht gelingt es ihm. Die Völkischen, Gott sei's geklagt, liegen sich in den Haaren. Der junge Reinbold, der viel in der Welt herumkommt, sagte neulich, dass die Engländer trotz aller Freundschaftsversicherungen der führenden Männer die Franzosen grimmig hassten. Binnen zwei Jahren werde es zum Kriege kommen. Und Mussolini werde über kurz oder lang durch ein Bombenattentat erledigt sein. Die Holländer sind um den Abfall ihres Kolonialreiches in Sorge. In Russland gährt es unheimlich. Zündstoff, wohin man blickt, und Deutschland waffenlos und innerlich zerrissen. - 2. Januar 1929

Am 18. Januar 1929 hatte ich noch nicht die Grippe überwunden, die ich mir wahrscheinlich auf der Heimfahrt von Ballenhausen zugezogen habe. Dort verlebte ich mit den lieben Scheidemanns, Dora und Werners aus Weende einen harmonischen Jahresanfang. Dora suchte mich am 8. auf, Elise brachte schöne Astern vor Annas Bild, und Fritz schrieb, dass sie alle am Grabe gewesen seien und Lametta-Tannenzweige niedergelegt hätten. Wie lebten die bangen Tage von vor zwei Jahren wieder in mir auf! - Kälte hat eingesetzt. - In Jugoslawien ist der Parlamentarismus durch Diktatur abgelöst, in Afghanistan kämpft Amanullah um seine Krone, die Reparationskommission will zusammentreten. - 9. Januar 1929

886 Der verflossene Januar hat am Schluss noch die 70-jährige Geburtstagsfeier Wilhelms II. gebracht. Sie ist einfach, aber eindrucksvoll verlaufen. Glückwünsche aus aller Welt Enden, besonders aus Deutschland. Anerkennende Zeitungsartikel in den Rechtsblättern, so dass Severing in einer üblen „Reichsbanner“-Rede von Geschichtsklitterung reden konnte.

Der Winter übt mit Schnee und Frost ein strenges Regiment. Auf dem Gebiet der inneren Politik ist alles ungeklärt, die vom Reichskanzler angestrebte Koalition will nicht zu Stande kommen; das Zentrum ist unverschämt, und die Deutsche Volkspartei weiß nicht, was sie machen soll. In Spanien ist ein Militärputsch unterdrückt, in Indien gährt es, in Russland wird Trotzki abgeschoben, es rumort allerorten. Was werden wohl unsere Landwirte erreichen? Ich wünsche ihnen von Herzen Erfolg. - 1. Februar 1929

Lange war der Winter nicht so hart und anhaltend, die Schneemassen so bedeutend. Verkehrsstockungen allenthalben, dazu Kohlennot. Wir mussten auch einige

Tage in der Essstube zusammenhocken, um mit den Kohlen auszukommen. Der 1. März hat heute mit -9° Réaumur Einzug gehalten. Emmchen leidet an heftigem Rheumatismus und hat deshalb die Reise zu mir verschoben. Mein Befinden war normal. Ich konnte die Epistulae morales von Seneca druckfertig machen und mancherlei lesen: Lessing, Mörike, G[eorg]. Kaisers „Gas“ und „Die Koralle“, [D. Ludwig] Schnellers „Auf allerhand Schulbänken“ u. a.

Die Frage mit der Hausdame ist noch ungelöst. Am Ifelder Abende im „Schwarzen Bären“ trug ich sie Baring vor, der mir bei der Gelegenheit mitteilte, dass er im vorigen Sommer eine Berufung nach Ifeld abgelehnt habe. Hans Banzler-Löcknitz schickte mir einen fesselnden Brief seines nach Brasilien ausgewanderten Bruders Heini, aus dem ich den Ifeldern vorlas. - Die innenpolitische Lage ist trostlos, die außenpolitische nicht besser. Der Geheimvertrag Frankreich-Belgien beleuchtet grell Deutschlands Lage. - 1. März 1929

887 Der Monat März brachte die Reifeprüfung von Agnes; sie hat dieselbe mit „gut“ bestanden; den Besuch ihrer Mutter, die Feier des 50. Geburtstages von Fritz Scheidemann in Ballenhausen und die Gewinnung von Fräulein Spieß als Hausdame vom 1. Mai an - als wichtigste Ereignisse meines persönlichen Lebens. Der Abschied der lieben Agnes leitet einen neuen, wohl den letzten Abschnitt meines Lebens ein.

Fräulein Spieß gefiel uns allen dreien, sie macht den Eindruck eines bescheidenen, hilfsbereiten, gutartigen Mädchens und steht im Anfang der 50-er Jahre. Jedenfalls fühlte sich Emmchen erleichtert durch die Aussicht, mich in guter Pflege zu wissen. Sie hat wieder alles bei mir in beste Ordnung gebracht und bewies sich als die liebevolle Tochter, die sie stets gewesen ist.

Der Besuch des Herrn Hans v. Werthern-Wiehe machte auch ihr Freude. Wir vergewärtigten uns in der Stunde, die er bei uns war, die Klosterzeit vor 30 Jahren. Auf Schimmelpfeng war er nicht gut zu sprechen; er erzählte unglaubliche Ungehörigkeiten, die sich Schimmelpfeng seiner Mutter gegenüber erlaubt hat. Das heutige Ifeld ist auch nicht nach seinem Geschmack. Umso mehr hatte er für Rossleben über. Der 100. Geburtstag Schimmelpfengs fällt auf den Karsonabend, eine Feier war also ausgeschlossen. Ich sollte einen Aufsatz über ihn für die „Blätter“ schreiben, lehnte aber ab, weil mir alle Unterlagen dazu fehlten. So hat sich die Redaktion damit begnügt, meine Vita Schimmelpfengs aus dem Jahresbericht von 1901 wieder abzudrucken.

Die Innen- und Außenpolitik ist verworren geblieben. Vielleicht arbeitet sich Hugenberg durch. Der geheimnisvolle Mord an Graf Stolberg-Wernigerode-Janowitz beschäftigt z. Zt. die Öffentlichkeit am meisten.¹ Ostern steht vor der Tür. - 26. März 1929

¹ für mich nicht feststellbar

888 Hans von Werthern erzählte auch eine niedliche Geschichte, die sich jüngst in Gotha begeben hat: Ein altes Fräulein feiert den 100. Geburtstag. Eine Deputation unter Führung des Bürgermeisters beglückwünschte sie im Namen der Stadt und bringt ihr u. a. als Angebinde lebenslängliche freie Beleuchtung und Gasbenutzung: „Wir wissen ja, wie ungern Sie die Elektrizität- und Gasrechnungen bezahlen.“ Große Freude. Bei der Festtafel erhebt sich gegen Schluss die Gefeierte: „So gut reden wie meine Vorgänger kann ich nicht. Aber bedanken will ich mich und verbinde damit den Wunsch, dass wir uns in 10 Jahren hier vergnügt wiedersehen.“ Die Gläser klangen.

Am 2. Ostertage besuchte mich Ernst Freyer, Hauptmann a. D., aß bei mir zu Mittag und berichtete über den augenblicklichen Stand der „Riade-Frage“². Er hat wietere Zeugnisse gesammelt, die für seine Hypothese sprechen, dass der Sieg Heinrichs I. über die Ungarn bei Ilfeld erfochten sei. Die Hufeisenfunde haben sich gemehrt, ganze Depots von solchen sogenannten galizischen kleinen Hufeisen sind festgestellt, der bekannte Forscher Schuchardt zeigt Zustimmung.

Besonders erfreute mich seine Mitteilung, dass er der Verfasser des Volkslustspiels sei, das vorigen Sommer in Münden großen Beifall gefunden hat: „Doktor Eisenbart“; es wird diesen Sommer wieder aufgeführt, und ich soll es mir ansehen. Ernst Freyers ältester Sohn, verheiratet, ist seit einem Jahre Farmer in Südwestafrika. Er selbst leitet die Jungd[utschen?]. in Münden und Umgebung.

Emmchen schrieb, dass alle wohl seien und dass sie Erichs Geburtstag voll Dankes gefeiert hätten. Am Sonnabend ist sie mit Hilde in Kiel gewesen und hat sie in der Familie eines Bibliotheksrates Dinse untergebracht. - 2. April 1929

889 Der April entfaltet seine Launen, doch hat es nicht an schönen Tagen gefehlt, so dass ich wieder an meinem lieben Grabe weilen konnte. Otto Scheidemann hat am 13. einen schweren Wolkenbruch zu überstehen gehabt. Das Wetter hat zwei Meter hoch in den Ställen gestanden, aber Vieh und Menschen sind gerettet, die Hälfte der Aussaat freilich vernichtet, viel Ackerkrume weggeschwemmt. Das Unwetter hat nur Schraplau und Umgegend heimgesucht.

Hilde hat in Kiel tüchtig zu arbeiten, Agnes ist noch auf der Suche nach einem Landaufenthalt, wo sie Haustochter sein kann. Ich lese ergriffen den Roman der Salburg: „Carl Peters“, und mit gemischten Gefühlen Reventlow: „Für Christen, Nichtchristen, Antichristen“. „Volk ohne Willen“ von [Gustav] Melzer ist packend, aber zu weitläufig. - Mein Befinden ist im ganzen normal. Hoffentlich stellt sich nicht wieder Podagra ein

Innen- und Außenpolitik sind gleichermaßen unbefriedigend. Die Katholiken drängen siegend vor; ihre jesuitische Moral erobert eine ausschlaggebende Stellung nach der anderen. Die Pariser Konferenz über Deutschlands Tributzahlungen ist ergebnislos, was möglicherweise vorteilhaft ist. Die Sozialdemokraten kleben

² Sieg Heinrichs I. über die Ungarn, vermutet bei Riade an der Unstrut in Thüringen

an ihren Ministersitzen, je mehr ihre Leute zu den Kommunisten übergehen. Deutschland ohne Wehr, ringsum alles bis an die Zähne gerüstet. - Der Kaiser [im Exil] hat viel zu tragen! Die entartete Schwester, Frau Subkof³, und jetzt der Tod seines Bruders Heinrich. - 20. April 1929

Mit meinem Befinden ist es in den letzten Wochen wechselnd gewesen. Ich fürchtete, das Podagra würde wiederkommen. Die Nachrichten aus Schleswig lauteten gut. Erich fühlt, dass es aufwärts geht und genießt den Frühling. Für Agnes ist zum 1. Juni eine Stelle in Eichtal bei Eckernförde gesichert. Frau Jakoby ist nach Agnes' Geschmack. Ich habe an Frl. Luise Spieß eine sympathische, aufmerksame, tüchtige Hausdame gefunden, die sich jeder Arbeit unterzieht und gut kocht. Dass sie hier Verwandte und Freunde hat, enthebt mich der Sorge, für ihre Unterhaltung zu sorgen. Die Wanderungen in den Bergen kann ich noch ohne große Beschwerden beibehalten.

Die innere und äußere Politik Deutschlands bleibt trostlos. Dass die Nationalsozialisten Boden gewinnen, ist m. E. kein Schade. - 31. Mai 1929

890 Pastor Fauck teilte mir neulich mit, sein Vetter Neubauer-Frankfurt sei Demokrat geworden und entdeckte in Wilhelm II. auch einen der Kriegsschuldigen; hoffentlich habe nicht die Sorge um seine historischen Lehrbücher den Umschwung bewirkt. Das täte mir sehr leid. - Mit Prof. Kötz ging ich zwei Stunden spazieren. Er erzählte höchst fesselnd von seiner Pfingstfahrt mit 17 Studenten zu den Junkers-Werken, mehreren großen Fabrikanlagen und Kalibergwerken, auch von seinen mannigfachen Kriegserlebnissen. - Prof. Adolf Thimme schickte mir noch zwei Stück seines „Ilfelder Klosterlebens“; ich stimme in der Beurteilung des hübschen Büchleins mit Fritz Hartmann überein. Das Reventlowsche Buch⁴ lese ich zum zweiten Mal. Welche Fülle von Gedanken und Ausblicken!, man mag nun zustimmen oder sich abwehrend verhalten. - Münch-Hannover, der zum Leiter der Pädagogischen Akademie ernannt ist, hat in der Eröffnungsrede den schönen Gedanken: „Rein bleiben und reif werden!“ in die Mitte gestellt. Anna würde ihn ihrer Sammlung von Denksprüchen einverleibt haben. - 3. Juni 1929

Die Aussicht, dass Erich und Emmchen nächstens zu Besuch bei mir eintreffen, erfüllt mich mit hoher Freude. Zwei hübsche Briefe von Agnes schildern ihr Leben in Eichtal, das recht vergnüglich sein muss. Sie möchte von Januar bis Ostern nächsten Jahres bei mir sein, Geigenstunde weiter nehmen und ihre Sprachkenntnisse auffrischen. Ich bin sehr damit einverstanden. - Die Konkordatsfrage, Hilferdings missglückte Beratung in Paris, mit der weiteren Versklavung Deutschlands, und König Fuads [von Ägypten] Aufenthalt in Berlin erfüllten und füllen die Zeitungen. Dass es nur Fuad nicht geht wie dem afghanischen Amanullah⁵! - 12. Juni 1929

³ Prinzessin Viktoria, die sich mit 60 Jahren in Bonn in den dubiosen Alexander Zoubkoff verliebt, ihn 1927 geheiratet hatte und eine zeitlang mit ihm im Palais Schaumburg lebte, bis er sich nach Belgien absetzte

⁴ das in §846 erwähnte?

⁵ der 1929 als König gestürzt worden war

Meine Absicht, am 27. an dem Ilfelder Schulfest teilzunehmen, ist zunichte geworden. Ich musste wegen heftiger Leibschmerzen Dr. Bunnemann, den Vetter von Fr. Luise, zu Rate ziehen. Er stellte eine Affektion der Gallenblase fest, gelbliche Färbung des Auges und der Haut und erteilte entsprechende Verordnungen, die auch Erfolg haben.

Gestern weilte Fritz Roth, der 20 Jahre Bürgermeister von Leipzig gewesen ist, auf der Durchreise zwei Stunden bei mir. Er erzählte viel Interessantes aus seinem bewegten Leben, von der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals 1917, von der Kriegszeit, der Revolution, der Inflation, vom Wiener Sängersfest 1928 und seiner jetzigen Tätigkeit, von seiner Familie und seinen Verwandten. Annas Tod, den er noch nicht wusste, berührte ihn sehr. Von hier fuhr er nach Mühlhausen, zu der Wittve seines Schwagers Riemann - auch alten Ilfelders, der 1928 als Amtsgerichtsrat gestorben ist. Roths unerwarteter Besuch hielt mich ab, an der Trauerfeier des auch von mir hoch verehrten Geheimrats Prof. H. Wagner teilzunehmen. Wagner hat ein Alter von 89 Jahren erreicht. - 22. Juni 1929

891 Erich war eine Woche, Emmchen drei Wochen bei mir. Schöne Tage! Leider hatte ich einen Rückfall meines kleinen Katharrs in dieser Zeit, der mir das Zusammensein trübte. Einige gemeinsame Gänge sind aber doch herausgekommen. Erich sah wohl aus und hat Freude an seiner Tätigkeit, soweit ihm nicht die sozialdemokratischen Eingriffe seines Oberpräsidenten Kürbis missfallen.

Hundstagsruhe in der äußeren und inneren Politik gab es wieder einmal nicht. Der Young-Plan soll unsere Versklavung vollenden. Das Konkordat mit der Kurie ist durchgegangen. Minister Becker hat sich unerhörte Eingriffe in die Freiheit der Universitäten erlaubt. Eine Einigung der völkischen Parteien ist im Entstehen.

Zur Altherrenversammlung in Ilfeld bin ich nicht gewesen, Kollege Schreiber berichtete mir darüber. Er hat auch in meinem und Hans Benzlers Namen dessen tief empfundene Sonette Ithes überreicht. Die Alten Herren hatten u. a. auch einen silbernen Pokal als 1. Preis unter der Aufschrift „Mücke-Preis“ gestiftet, den der Primaner Burchhard [?] v. Gruben erhalten hat. Dieser schrieb mir einen Dankesbrief.

Als sich das liebe Emmchen überzeugt hatte, dass es mit mir weiter aufwärts ging, ist sie nach Schleswig zurückgereist. Hilde geht auf 14 Tage zu ihrem Onkel Paul [Loß] an den Rhein; Agnes schrieb vergnügt von Eichtal. - 15. Juli 1929

„Sturm über Asien“ hatte der [D?]deutsche Vorwärts⁶ seinen heutigen Leitartikel überschrieben. Kollege Duncker hält den energischen Staatsmann Tschiangkai-schek für einen asiatischen Bismarck, jedenfalls für eine Größe ersten Formates, und meint, in 15 Jahren spätestens werde sich Deutschlands Schicksal entschieden

⁶ schwerlich der sozialdemokratische „Vorwärts“

haben: Großdeutschland, Russland, China. Offenbar bereitet sich wieder etwas vor. Unsere Staatsmänner taugen nur nicht viel.

Die übergroße Hitze hat ziemlicher Kälte Platz gemacht. Otto Scheidemann ist jetzt hier und arbeitet bei Dr. Henjes, um sich für die Stellung in Querfurt vorzubereiten. - 26. Juli 1929

Nun sind wieder vier Wochen vergangen, und ich bin meinen Gallenkatarrh noch nicht losgeworden. Gute Zeiten wechseln mit schlechten. Senectus morbus insanabilis⁷. Ottos Anstellung in Querfurt ist wieder fraglich geworden. - Von Schleswig lauten die Nachrichten befriedigend. - Die famose Verfassungsfeier ist in Göttingen so ziemlich ins Wasser gefallen. Wer nicht muss, feiert nicht mit. Anders ist es auch im Reiche nicht gewesen. - Auf der Tributkonferenz im Haag wollen [?] sich England und Frankreich in die Haare kommen. Stresemann, Hermann Müller und Severing unsere Staatsmänner! Dass Gott erbarm! - 12. August 1929

September 1929

892 Die Versklavungskonferenz im Haag ist mit Tamtam auf Deutschlands Kosten abgeschlossen. Was nun? - Mein Gallenleiden ist behoben, Magen- und Leberleiden sind zurückgeblieben, wie Dr. Werth durch Röntgen etc. festgestellt hat. Ich musste zu diesem Zwecke für ein paar Tage nach Neu-Maria-Hilf. Mein Befinden ist, wie mein Körpergewicht, unternormal. Das sind Beschwerden des Greisenalters, die wohl nicht mehr weichen werden. Eine Erquickung in dieser Zeit waren für mich die Bücher über Mussolini von der [Margherita] Sarfatti und von Rumpelstilzchen [?], die mir Otto gebracht hatte. Otto ist nun zum 1. Oktober ziemlich sicher für Eisleben gewonnen, eine Stellung, die ihm mehr zusagt als die in Querfurt. Er hat mich - ich muss viel liegen - treulich besucht. Dann politisieren wir viel und verwünschen Stresemanns Politik. Otto gibt übrigens im Oktober seinen Ältesten nach Ilfeld. Von Schleswig gute Kunde. - 1. September 1929

Gestern traf ich Edward Schröder, der von Brandi die beiden Ilfelder Reden Ernst Freyers über die Ungarnschlacht-Hypothese erhalten hatte: „Es ist eine Unverfrorenheit, so viele Wissenschaftler für eine so unbewiesene Frage einzuladen“. Die Etymologien bezeichnete er als haarsträubend. Es bleiben bloß die gefundenen Hufeisen übrig. Ernst Freyer wird eine arge Enttäuschung gehabt haben. Noch hat mir niemand von der Ilfelder Tagung berichtet. „Die Welt hallt wider von den Erfolgen Stresemanns“, meint der „Kurier“. Damit ist nicht gesagt, dass Deutschland dabei gut fährt. Der Young-Plan gilt nach wie vor als Stresemanns Ziel. Die Nachricht, dass Otto Kiep den Botschafterposten in Warschau erhalten hat, ist offenbar falsch. Kiep versteht kein Polnisch und ist in den östlichen Verhältnissen unerfahren. - Mit meinem Befinden scheint es jetzt in der Tat besser zu werden, so dass ich die Reise nach Schleswig werde wagen können. - 11. September 1929

⁷ „Das Greisenalter ist eine unheilbare Krankheit“

Eine stiller Ahnung ließ mich dem September eine besondere Überschrift geben. Er ist der Anfang unruhiger Zeiten, vielleicht verderblicher Kämpfe, neuen Umsturzes. Stresemann ist tot. Die einen erheben ihn zum Himmel, die anderen beurteilen ihn kalt und kritisch. Dass er Gutes gewollt wie seinerzeit Wilhelm II., darf man ihm wohl nicht absprechen. Jetzt geht es für und wider den Young-Plan; Ich vermag nichts Gutes darin zu finden und schließe mich seinen Bekämpfern an.

Grzinski⁸ hat in Rheinland und Westfalen [am 8. Oktober] den Stahlhelm aufgelöst. Nun gibt es arge Zusammenstöße, da der Stahlhelm sich wehren wird⁹.

Minister Becker wird von der patriotischen Lehrerschaft hart bedrängt wegen seines Vorgehens in Goslar. Die Regierung legt dem Volksbegehren [gegen den Young-Plan], wo sie kann, Steine in den Weg. Überall glimmt es. – Sklarek-Skandal in Berlin!¹⁰

893 Aber meine Reise nach Schleswig konnte ich wagen, obwohl mein Befinden recht mangelhaft war und ich mich als trübseliger Zeitgenosse fühlte. Ich habe [am 23. September] den 80. Geburtstag von Liebe umhegt gefeiert und viel Liebes- und Anhänglichkeitsbeweise empfangen: Tabula gratulatoria vom K.W.G., Blumenspenden, Briefe und Depeschen. Man hat nicht ganz vergeblich gearbeitet.

Erich, Emmchen, Hilde und Agnes waren in frohester Stimmung, Dankbarkeit erfüllte unsere Herzen. Die Ausfahrt nach Glücksburg nahm den Nachmittag in Anspruch. Ich gedachte viel der schönen Zeit, die ich dort mit meiner lieben Anna verlebte. Besuch von Luisenlund, Segelfahrten, Kaffee in Haddeby und Marienbad, eine eindrucksvolle Deutsche Messe von [Erwin] Zillinger im Dom und tägliche Spaziergänge mit dem guten Emmchen, obgleich ich oft recht angegriffen war, anregende Lektüre (Shaw, Tolstoi u. a.) ließen die Zeit nur zu rasch verfliegen. Voll Dankes schied ich.

Auf der Rückreise nahm mich Erich in Altona in Empfang, er hatte dort amtlich zu tun. Im Fluge wurde Sankt Pauli, das Bismarckdenkmal und der Hafen mitgenommen. In Hannover gab mir Heynacher sein Manuskript „Goethe als Menschenkenner und Menschenbeobachter“ mit. Ich habe es schon einmal mit großem Beifall gelesen. Zu Hause erfreute mich die Verlobungsnachricht von Elisabeth Scheidemann. Jetzt bin ich dabei, mich für ca. 60 Briefe und Depeschen zu bedanken. Mein Befinden ist mäßig. Bewegt hat mich der Heimgang von Mirbt, Max Lehmann und Senior Rabe-Northeim. Bald bin ich selbst an der Reihe. - 10. Oktober 1929

894 Seit Mai ist es doch mit mir sichtlich zurückgegangen; die Gebrechen des höheren Greisenalters stellen sich ein: Kurzatmigkeit, Schwere in den Beinen,

⁸ offenbar vom preußischen Innenministerium

⁹ Hindenburg war Stahlhelm-Mitglied!

¹⁰ Korruptionsskandal in Berliner Verwaltung (wurde gegen die SPD instrumentalisiert)

dazu Appetitlosigkeit infolge eines chronischen Magenkatarrhs. Frä. Luise [Spieß] sorgt aufs beste für mich.

Man vegetiert eigentlich nur. Die Dankesbriefe und Dankesbesuche sind ziemlich erledigt. - Das Volksbegehren hat bei der Regierung einen unrühmlichen Widerstand ausgelöst. Ich bin begierig, welchen Ausgang es nimmt. Minister Becker verteidigte sein Vorgehen in Goslar. Die Schleswiger Attentäter sind zum größten Teil entlassen, weil man nichts nachweisen konnte. Der Tod des Fürsten Bülow ruft viele Nachrufe und Betrachtungen über seine Politik hervor. - 30. Oktober 1929

Ihm ist Prinz Max von Baden, der letzte Kanzler, im Tode gefolgt. Er wird als eine tragische Gestalt bezeichnet. - Das Volksbegehren ist durchgegangen. Der Volksentscheid kommt nun an die Reihe. Wird er Luft machen? Werden Severing, Braun und Konsorten ihren Freunden Böß, Sklarek usw. in die Versenkung folgen? Die meisten sind zu verhetzt.

Lisco ist jetzt auch in die Reihe der Becker-Gegner eingeschwenkt. Er verehrte mich jüngst als nachträgliche Geburtstagsgabe eine Flasche besten Rotweins. - Im Dezember erwarte ich Emmchen, eine willkommene Festvorfreude. In Berlin herrscht in den ministerialen Kreisen, wie Liscos Berliner Verwandte schreiben, Katastrophenstimmung. Gott sei mit uns! - 11. November 1929

895 Mein Befinden wird von Tag zu Tag kümmerlicher, die Körperkräfte nehmen zusehends ab. Es bleibt dabei: Senectus morbus insanabilis. Ich liege viel auf dem Sofa und komme wenig zum Lesen. Ottos Besuch erfreute mich; er kam vom Deutsch-nationalen Verbandstage in Kassel und berichtete, dass von einer Spaltung der Partei nicht die Rede sein könne, Hugenberg sei unbestrittener Führer. Die Schwiegereltern [Wette] von Elisabeth sind jetzt in Ballenhausen und haben Otto sehr gefallen. Erich leitet in Kiel eine altphilologische Woche. Emmchen ist zweimal dort gewesen und hat auch der Schüleraufführung von Euripides' „Phönissen“ beigewohnt. - 28. November 1929

Nachschrift meiner Mutter (1980-er Jahre, diktiert nach dem Ende ihres letzten Kassettendiktats der „Lebenserinnerungen“):

„Schlussbemerkung von mir, der Enkelin Agnes:

Sechs Wochen nach dieser letzten mühsamen Aufzeichnung starb mein lieber Großvater am 12. 1. 1930 an einem schnell wachsenden Magenkrebs, der im Sommer 1929 erkannt wurde. Meine Eltern wurden benachrichtigt und Großvater

in Unwissenheit gehalten. Darum kam meine Mutter, seine Tochter Emmchen, vor Weihnachten für drei Wochen zu ihm und fuhr am 23. Dezember wieder zurück nach Schleswig. Am 1. Weihnachtstage kam ich zu meinem Großvater und pflegte ihn bis an sein schweres Ende. Er ertrug es mit der größten Willensstärke.“

Anhang 1

(August) Rudolf Mücke Lebensdaten

23. 09. 1849	geboren in Görlitz, ev.-lutherisch, als Sohn des Hauptlehrers an der Nicolai-Volksschule Karl Gottlieb Mücke (Sohn eines Tuchmachers, gest. 1854) und der Mühlenbesitzers-tochter Amalie Dittrich
1859 – 69	Besuch des Görlitzer Gymnasiums
1869 – 71	Studium der Klassischen Philologie in Leipzig bei Friedrich Wilhelm Ritschl und Justus Hermann Lipsius
1871 – 73	Studium, Staatsprüfung für das höhere Lehramt in den klas-sischen Sprachen und Deutsch sowie Theologie als Neben-Fach; Promotion über den attischen Injurienprozess bei Hermann Sauppe
1873 / 74	Probezeit am Gymnasium in Hamm
1874	Lehrer an der Klosterschule Ilfeld
23. 09. 1876	Verheiratung mit Anna Scheidemann, geb am 01. 10.1850 in Ballenhausen b. Göttingen
29. 10. 1877	Geburt der Tochter Emma (einziges Kind)
1885	Oberlehrer
1893	(Gymnasial)Professor
1896 – 1898	Direktor des Gymnasium Ulricianum in Aurich
1898 – 1908	Direktor der Klosterschule Ilfeld
02. 10. 1906	Heirat Emmas mit Erich Loß, damals Lehrer in Ilfeld
1908	Direktor des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums in Hannover
1913	Ernennung zum „Geheimen Studienrat“
1916	Ruhestand in Göttingen
1916 – 1924	Leiter des Wissenschaftlichen Prüfungsamts der Universität Göttingen
April 1921	Aufnahme der 11-jährigen Agnes Loß im großelterlichen Haushalt
08. 01. 1927	Tod Anna Mückes
März 1929	Agnes´ Abitur und Abreise
12. 01. 1930	Tod Rudolf Mückes in Göttingen

Werkverzeichnis und Literatur über Mücke:
Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Artikel „Mücke, August Rudolf“ (s. Internet)

Anhang 2

Nachwort von Prof. Karl Deichgräber, Göttingen, zu seiner Sonderausgabe (1970) des (gekürzten) Aurich-Kapitels der „Lebenserinnerungen“

Nachwort

Es ist nun bereits einige Jahre her, dass mir einer meiner Schüler, damals noch Student, ein blaues Quartheft überbrachte. Dieser Studiosus der klassischen Philologie - er ist jetzt im Dienst des Auswärtigen Amtes - wollte mir eine Freude machen. Er wusste aus meinen gelegentlichen Erzählungen, dass ich das Ulricianum in Aurich besucht hatte, und so brachte er mir dieses Heft, ein Manuskript in gleichmäßiger deutscher Schrift, auf der zweiten Seite mit der Überschrift „Aurich“.

Was hatte ich in der Hand? Es waren die Erinnerungen des Gymnasialdirektors Dr. Rudolf Mücke aus seiner Amtszeit in Aurich 1896 - 1898, des Urgroßvaters meines Schülers! Schon nach dem ersten Lesen der Blätter kam mir der Gedanke, ein solches Dokument müsste auch andere „Ehemalige“, Ulricianer und Ulricianerinnen, interessieren, und bald auch der Entschluss, die schönen Aufzeichnungen, wenn auch in möglichst schlichter Form, ihnen und allen, die am Gedeihen unserer Schule Anteil nehmen, bei Gelegenheit zugänglich zu machen.

Frau Emma Loß, geb. Mücke, in Göttingen, einzige Tochter und einziges Kind von Rudolf Mücke, hat mir jetzt die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Erinnerungen gegeben. Ihr und ihrem Enkel, Dr. phil. Herbert Hoffmann, dem treuen Vermittler, hat mein und des Lesers Dank zu gelten.

Der vorliegende Text folgt der Handschrift in allen Einzelheiten. Der private Charakter der Publikation erlaubt es, von allem abzusehen, was von einer historisch-kritischen Edition erwartet werden müsste. Einzelne Versehen des Verfassers sind nicht gekennzeichnet. Die wahrscheinlich gewünschten weiteren Angaben zu den im Manuskript genannten Personen, z.B. den Angehörigen des Lehrerkollegiums, sind mit Überlegung weggelassen. Lebt doch auch heute noch ein oder der andere Ulricianer, der sich des Direktors Mücke erinnert, oder dem, wenn er hier Namen der Lehrer liest, Menschen vor Augen stehen, wie sie lebten und lebten, Menschen mit ihren Vorzügen, manchmal eher noch mit ihren Schwächen. Mir selbst ging es so, als ich Mückes kurze, aber treffende Charakteristik eines Friedrich Ballauff las, der mir in seiner originellen Art, aber auch in seiner Leistung als ideenreicher Wissenschaftler und auf seine Weise eindrucksvoller Lehrer - dieser

Anhänge 1 und 2

Schelmenblick, diese witzige Rede! - unvergesslich bleibt. Mancher unter uns Ehemaligen wird auch seine Stimme hören.

Mückes Erinnerungen sollen also für sich sprechen. Ich will nur zweierlei, was sich aber innerlich ergänzt, hinzufügen, die äußeren Daten seines Lebens und eine Reihe von Sprüchen, die er seinen Schulreden zu Grunde legte, diese Wahlsprüche, die ein großer Biograph seiner Anschauungsweise entsprechend als „Zeichen einer Seele“ bezeichnet hätte.

Lebensdaten (in der Hauptsache nach Mückes eigenen Angaben):

August Rudolf Mücke, Sohn des 1854 verstorbenen Hauptlehrers Mücke, geboren 1849 zu Görlitz in der Preußischen Oberlausitz, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis Ostern 1869 und studierte auf den Universitäten Leipzig und Göttingen klassische Philologie und Deutsch. Im Jahre 1872 wurde er von der philosophischen Fakultät zu Göttingen zum doctor philosophiae promoviert. Im Frühjahr 1873 bestand er die Oberlehrerprüfung und war während des Probejahres wissenschaftlicher Hilfslehrer am Königlichen Gymnasium zu Hamm. Ostern 1874 wurde er als ordentlicher Lehrer an die Königliche Klosterschule Ilfeld am Harz berufen, rückte dort allmählich zum Oberlehrer und Professor auf und wurde am 26. 7. 1896 von Sr. Majestät zum Gymnasialdirektor ernannt.

Im Herbst desselben Jahres übernahm er die Leitung des Ulricianums in Aurich. Drei Jahre später kehrte er nach Ilfeld, nunmehr Direktor der Schule, zurück. 1907 [richtig: 1908] wurde er Direktor des Kaiser Wilhelm Gymnasiums in Hannover. Nach seiner Pensionierung war er mehrere Jahre Vorsitzender des wissenschaftlichen Prüfungsamtes in Göttingen. Hier ist er im Alter von 81 Jahren gestorben. Seine zahlreichen Veröffentlichungen gelten philologischen Problemen der griechischen und lateinischen Literatur, darunter schwierigen Fragen der attischen Rechtsgeschichte, sowie schulgeschichtlichen Themen, besonders zum Schulwesen des 18 Jahrhunderts.

„Sprüche“:

Seiner Antrittsrede in Aurich Michaelis 1896 legte Mücke einen alten griechischen Spruch zu Grunde, der, worauf er auch ausdrücklich hinwies, der Wahlspruch Johann Matthias Gesners gewesen ist, des Mitbegründers des deutschen Neuhumanismus und ersten klassischen Philologen der noch in ihren Anfängen stehenden Universität Göttingen (1735): *to paron eu poiein*. Es ist ein Wort des Pittakos von Lesbos, eines der Sieben Weisen. Mücke wird es in demselben Sinn verstanden haben wie Platon, der es zitiert: „Aus dem Gegebenen das Gute machen“. Mücke wollte nichts groß versprechen. Dieselbe Rede hat er ausklingen lassen in ein Wort aus der epistolischen Lektion des folgenden Sonntags, in den Leitsatz des Apostels 1. Korinther 1,8, wobei sich der Redner wohl bewusst gewesen sein wird, dass mancher Erzieher, der vor einer vergleichbaren Aufgabe stand, an denselben Satz erinnert hatte: Nicht der da pflanzt, noch der da begießt, ist etwas, sondern Gott allein, der das Gedeihen gibt.

Anhänge 1 und 2

Für eine Ansprache an die Kollegen zum Wiederbeginn des Unterrichts wählte Mücke einen auch in seiner Prägnanz charakteristischen Satz aus Tacitus' *Agricola* 7, dieser immer ergreifenden Darstellung von Leben und Taten des Schwiegervaters aus der Feder seines Schwiegersohnes. Agricola erhält das Kommando über die 20. Legion, deren Angehörige es in den vorhergehenden unruhigen Jahren mehr als einmal an Disziplin hatten fehlen lassen. Agricola wusste, was seine Aufgabe war, aber *maluit videri bonos invenisse quam fecisse*: er wollte lieber, man solle von ihm sagen, er habe zuverlässige Leute vorgefunden, nicht erst sie dazu gemacht. Die *Maxime* des Agricola wird für Mücke zum Grundsatz in allen Fragen der Schuldisziplin, er wünscht, dass sich auch die Lehrer in ihrem Verhältnis zu den Schülern, den guten ostfriesischen Jungen, das Wort zum Maßstab wählen.

Ein vierter Spruch sei aus Mückes Antrittsrede anlässlich des Wiedereintritts in die Klosterschule Ilfeld Michaelis 1898 mitgeteilt. Er entnahm das Leitwort seiner Ansprache Epheser 4.15. Er zitiert die Stelle in der Form einer Sentenz: *en agape aletheuein*. Luther: „Lasst uns rechtschaffen sein in der Liebe.“ Paulus spricht von den Hirten und Lehrern der Gemeinde. Mücke macht sich das Wort zu eigen, wie er nun als Leiter an die altehrwürdige Anstalt zurückgekehrt ist. Er wird es in gleicher Weise als Christ und Humanist gewählt haben. Er war ein echter Philologe und Historiker, ebenso aber humanistischer und humaner Erzieher, getragen von dem edlen Glauben, dem Wahrhaftigkeit und Liebe zum Mitmenschen die Grundlagen aller echten Wissenschaft und Menschenbildung sind. „Er war ein feinsinniger Gelehrter. Durch Liebenswürdigkeit gewann er sich die Herzen“, so würdigte ihn einmal sein Nachfolger im Amt in Hannover. Mücke hat sich und anderen Maßstäbe gesetzt. Wie er, ein Mensch – *homo sum* - in den Aufgaben des Tages gelebt und gewirkt hat, ein im besten Sinne lebensvolles Leben, das zeigen seine Erinnerungen, auch die hier veröffentlichten Teile seines Rückblicks auf die Jahre an der alten Schule in Aurich in Ostfriesland. Den Ehemaligen *Ulriciani* ein herzliches Valet!

Bovenden über Göttingen, den 1. II. 1970

Karl Deichgräber